



Allgemeine Geschichte
in
Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedrich Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, Wilhelm Oncken, M. Philippson, S. Ruge, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben
von
Wilhelm Oncken.

Dritte Hauptabtheilung.

Achter Theil.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Von Wilhelm Oncken.

Zweiter Band.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1882.

Das Zeitalter

Friedrichs des Großen.

Von

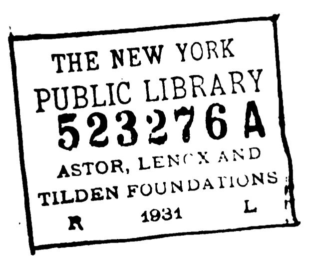
Dr. Wilhelm Oncken,
Professor an der Universität Gießen.

Mit Porträts, Illustrationen und Karten.

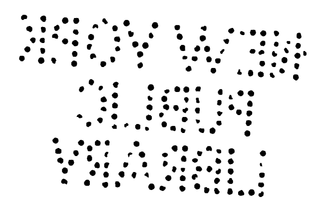
Zweiter Band.



Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1882.







Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Beginn des Satzes am 10. August 1881.

Meiner treuen Mutter.

Vorwort.

In seinem geistvollen Aufsatz über die deutsche Literatur hält Friedrich der Große dem deutschen Geschichtsprofessor eine Standrede, in welcher die Worte vorkommen: „Bei Ereignissen, die Folgen gehabt haben, wird er sich länger aufhalten, als bei solchen, welche so zu sagen, kinderlos verstorben sind" (morts sans postérité). Nach dieser Vorschrift bin ich bei Ausarbeitung meines Buches verfahren. Durch strenge Ausscheidung des gar nicht, durch Neben- und Unterordnung des minder Wichtigen habe ich dem ungemein reichen und vielseitigen Stoffgebiet den Raum abgewonnen, um alles wirklich Bedeutungsvolle mit einer Ausführlichkeit darzustellen, die man sonst nur in Specialwerken sucht und auch in diesen keineswegs immer findet.

Aus dem Studium der Akten und dem Verhör der Zeugen ermittelt der Richter den Thatbestand, der einem Straf- oder Rechtsfall zu Grunde liegt. Genau so verfährt der Geschichtsforscher, nur mit dem Unterschiede, daß er bei einer Epoche, deren Mitwelt nicht mehr lebt, auf den urkundlichen Niederschlag der Ereignisse, den schriftlichen Nachlaß ihrer Urheber und Zeugen ausschließlich angewiesen bleibt. Die Möglichkeit, aus solchem Material von dem nicht Selbsterlebten ein nur einigermaßen treues Bild zu gewinnen, erschien Friedrich dem Großen so gering, daß er der Historiker seiner eigenen Zeit wurde, um die Darstellung derselben nicht irgend einem „Benediktiner des 19. Jahrhunderts" zu überlassen, der gar nichts davon wissen könne. Jemehr sich der Historiker der unvermeidlichen Begrenztheit alles historischen Wissens bewußt ist, desto nöthiger wird ihm erscheinen, nicht blos in seiner Forschung, wie sich von selbst versteht, überall auf die unmittelbarsten Zeugnisse, die er erreichen kann, zurückzugehen, sondern auch in seiner Darstellung an allen geeigneten Stellen eben *diese Zeugnisse selber zur Nachwelt reden zu lassen*. Ueber die Vortheile, die dies Verfahren hat, ließen sich ganze Bücher schreiben. Von den Nachtheilen, die es vermeidet, sei hier nur ein einziger erwähnt.

Vor zwanzig Jahren berührte Julian Schmidt den wunden Fleck der Gervinus'schen Art, Literaturgeschichte zu schreiben, als er klagte: „Die Virtuosität im *Urtheilen* überwucherte die Neigung, sich zu *belehren*. — Wenn das so fortgeht, so bildet sich zuletzt ein Dunstkreis von *fertigem Raisonnement*, der die *ursprünglichen Thatsachen* mehr verhüllt als *zeichnet*."[1]) Ganz Aehnliches beobachten wir auf dem Gebiet der Ge-

1) Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod. II, 1864, Vorrede.

schichte, insbesondere der neueren Zeit, und gegen die große Gefahr, die darin liegt, gibt es nur ein Mittel; es besteht darin, daß der Historiker, wo immer das Material ihm diese Zwangslage bereitet, lieber ein Urtheil ganz unterlasse, als daß er ein überliefertes weiter gebe, das Urtheil aber, das er nach gewissenhafter Prüfung gefunden hat und verantworten kann, mit den nöthigsten Belegen zusammen dem Leser übergebe. Genaue Angabe seiner Quellen ist dabei unerläßlich. Das Publikum, das heute ernste historische Werke liest, verlangt sie nicht blos zur Controle des Verfassers, der kein Recht hat, sich dieser zu entziehen oder sie auch nur zu erschweren, sondern auch und zwar ganz insbesondere als Hilfsmittel zur eigenen Weiterbildung. Wie lebhaft dies an sich so erfreuliche Bedürfniß ist, das zeigt die große Fülle von Zuschriften, welche aus den Kreisen der gebildeten Geschichtsfreunde aller Stände, namentlich aber der Geschichtslehrer an unseren höheren Schulen, seit dem Erscheinen der ersten Abtheilung unseres Werkes eingelaufen sind und noch heute einlaufen.

Mein Buch ist ein Bestandtheil der dritten Hauptabtheilung der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen". Bei der Auswahl des Stoffes mußte deßhalb auf die angrenzenden Werke von Erdmannsdörffer (VII), A. Wolf (IX) und Brückner (VI und X) Rücksicht genommen werden. Dieselbe Rücksicht bitte ich den freundlichen Leser bei der Beurtheilung nehmen zu wollen.

Ich schreibe diese Vorrede am Geburtstage meiner greisen Mutter. Ihr widme ich dieses Buch, das erste umfassendere Geschichtswerk, das ich veröffentliche, nachdem ich zwanzig Jahre lang ausschließlich monographisch thätig gewesen bin. Wie viel ich ihr danke, läßt sich mit Worten nicht aussprechen. Nur Eines sei gesagt, weil es hier recht eigentlich am Platze ist. Meiner frühesten Kindheit schon hat sie ein Bild dargeboten, dessen Züge sich mir nie verwischt haben noch je verwischen werden: das Bild des Heldenthums der Arbeit, der Pflichttreue und der Selbstentsagung.

Gießen, 26. Mai 1883.

Wilhelm Oncken.

Sechstes Buch.

Der Weltbund gegen Friedrich den Großen.

I. Czarin Elisabeth und Graf Bestushew.

„Von allen Nachbarn Preußens ist das russische Reich der gefährlichste, ebensosehr vermöge seiner Macht als seiner örtlichen Lage. Die, welche nach mir dies Land regieren werden, haben Ursache, mit diesen Barbaren Freundschaft zu pflegen; denn sie haben es in der Hand, Preußen zu Grunde zu richten durch die unabsehliche Masse ihrer leichten Truppen, und vergelten kann man ihnen den Schaden nicht, den sie angerichtet haben, denn ihre nächsten Grenzlande liegen im tiefsten Elend, und um nach der Ukraine zu kommen, müßte man Wüsten durchschreiten." So schrieb Friedrich der Große im Jahr 1746.[1]) Die Zeit kam, da er die Wahrheit dieser Worte aufs Empfindlichste erfahren sollte. Ein Hauptgrund des siebenjährigen Krieges lag darin, daß ihm nicht gelungen war, die Freundschaft, oder auch nur die Neutralität des russischen Hofes zu gewinnen; unter den Verschworenen von 1756 stand Czarin Elisabeth mit ihrem Bestushew oben an; die fürchterlichsten Schläge, die ihn trafen, kamen von den Russen und eben daher schließlich die Rettung, die ihn aus tödtlicher Gefahr befreite.

Nach dem Tode des großen Czaren Peter I. waren für Rußland fünf trostlose Jahre gefolgt. Die Erbin seiner Krone war seine Wittwe, die am 28. Januar 1725 als Czarin Katharina I. den Thron bestieg; während ihres kurzen Regiments ist sie aus dem Branntweinrausch nicht herausgekommen; sie trank vom frühen Morgen bis zum späten Abend;[2]) mit ihr trank Fürst Menschikow, der im Namen der völlig unzurechnungsfähigen Kaiserin das Land regierte mit einer Brutalität ohne Gleichen und schamlos räuberischer Selbstsucht. Auch unter dem zwölfjährigen Knaben, der als Czar Peter II. nach dem Tode der Kaiserin (27. Mai 1727) zur Regierung kam, behauptete er sich noch eine Weile, bis seine Tyrannei selbst diesem kindischen Geschöpfe zu arg ward, aber sein jäher Sturz (19. Sept. 1727) besserte die Lage Rußlands nicht; Besserung kam erst, als inmitten einer heillosen Anarchie Peter. II. am 30. Januar 1730 gestorben war und Anna Iwanowna, die verwittwete Herzogin von Kurland, auf den Thron erhoben ward.[3])

1) Hist. d. m. t. c. 9. 2) Für alles Folgende s. Ernst Herrmann, Geschichte des russischen Staates IV und V. Außerdem: Raumer, Beiträge II. Anhang.

3) Von ihr handelt der erste Theil eines auf dem Staatsarchiv zu Hannover befindlichen im J. 1743 in Petersburg geschriebenen Aufsatzes, dessen Verfasser, ein

Die Czarin Anna (1730—1740) hatte noch in Mietau eine Art Wahlkapitulation unterschreiben müssen, welche der hohe Rath der Großen des Reichs in acht Artikeln aufgesetzt hatte, um ihre Macht ähnlich zu beschränken wie die der Könige in Polen und Schweden und der Kaiser in Deutschland beschränkt war. Kaum war sie in Moskau angekommen, wohin ihr Vorgänger wieder die Residenz der Czaren verlegt hatte, als sie diesen Artikeln entgegen sich sofort zum Obersten der Preobrashenskischen Garde und zum Capitän der Chevaliergarde ernannte. Alsdann nahm sie eine Bittschrift des in einer Anzahl von 800 Mann erschienenen kleinen Adels entgegen, in welcher jene acht Artikel als ein Attentat auf die Rechte des Adels und des Volks, die nicht befragt worden seien, als eine Gefährdung des öffentlichen Friedens bezeichnet und die Kaiserin gebeten ward, unter Vernichtung jenes Aktenstücks, die Souveränetät anzunehmen, die ihren ruhmwürdigen Vorfahren zugestanden habe. Auf diese Aufforderung ließ die Czarin sich die Urkunde bringen, die sie in Mitau unterschrieben hatte, und zerriß sie vor den Augen der versammelten Stände und ein fröhliches Mittagsmahl mit diesen feierte den so leicht gelungenen Staatsstreich (8. März 1730).

Die neugebildete Regierung (Großkanzler Golowkin, Vicekanzler Ostermann und Fürst Tscherkaski) verlegte die Residenz wieder nach Petersburg. Mit dem Altrussenthum ward endgiltig gebrochen; Ausländer, Deutsche beherrschten das Ohr der Kaiserin, lenkten Verwaltung, Kriegswesen und Politik; es waren der Oberkammerherr Biron,[1]) den die Kaiserin aus Mietau mitgebracht, der Vicekanzler Graf Ostermann und der Generalfeldzeugmeister Graf Münnich. Der letztre bewirkte den Neubau des russischen Heeres, errichtete das aus 360 Cadetten bestehende Cadettencorps, baute die Festungswerke von Wiborg und Kronstadt, verbesserte die Artillerie, schuf eine vortreffliche Landmiliz von 40,000 Mann, legte viele wichtige Fabriken an und brachte vor Allem den Ladoga'schen Canal zu Stande. Die neue Kriegsmacht der Russen erprobte sich in zwei Kriegen, die wir schon kennen,[2])

---

gewisser C. F. Trübel, als Sprachlehrer am russischen Hofe beschäftigt war. Der Aufsatz beginnt mit den Worten: „Das von Kaiser Petro I. angefangene große Unternehmen, wegen Cultivirung einer niederträchtig gesinnten, falschen, superstitiösen und vor alle noble ausländische Sitten den größten Abscheu habende Nation, würde durch die währender Regierung der Kaiserin Catharina und Kaiser Petri II. von denen Knaesen Menschikow und Dolgoruki als großen Feinden derer Ausländer unordentlich geführte Administration des russischen Reichs ins Stocken gerathen sein, wofern nicht die Glorwürdigste und Gottselige Kaiserin Anna durch ihre glückliche und gesegnete Regierung obgedachtes Dessein continuiret und die Ehre der russischen Nation auf einen so hohen Grad gebracht, daß auf dieselbe bei denen vornehmsten europäischen Staatsangelegenheiten pfleget Reflexion gemacht zu werden." Aus diesem Aufsatz, der den Eindruck großer Glaubwürdigkeit macht, ist im Nachfolgenden Verschiedenes entnommen.

1) Nach dem oben angeführten Aufsatz war sein Familienname Biren; die leichte Aenderung desselben in Biron hatte er wegen des Gleichklanges mit dem Namen des französischen Adelsgeschlechtes angenommen. Sein Vater soll Stallbediensteter gewesen sein. 2) S. 189 ff. 210 ff.

gegen Polen und Tataren und der erste der beiden Kriege begründete die russische Vorherrschaft über Polen. Russische Waffen hatten August III. eingesetzt, russisches Geld versöhnte ihm die besiegten Anhänger Lesczinskis und der russischen Politik nach außen, der Willkür der Polen nach innen war er ohne Gnade mit Leib und Seele verschrieben, als er auf dem Reichstag zu Warschau am 10. Juli 1736 die Verpflichtung einging, seine treuen sächsischen Truppen binnen 40 Tagen heimzuschicken, widrigenfalls allen Palatinaten und Distrikten gestattet sein sollte, aufzusitzen und sie als Landesfeinde mit Gewalt davonzujagen.[1] Nur eine sächsische Garde von 1200 Mann war dem russischen Statthalter in Gnaden erlaubt, der mit Stolz sich König von Polen nannte. Als den Anfang der Einverleibung polnischer Lande kann man die unter dem Druck russischer Bajonette bewirkte Wahl Birons zum Herzog von Kurland (Juni 1739) betrachten. Schon seit 1711 konnte Kurland viel eher für eine russische Provinz als für ein unter dem Schutze Polens stehendes, d. h. in Wahrheit unabhängiges Herzogthum gelten. Seit der Wahl Birons hatte jede Unabhängigkeit, jedes Landesrecht ein Ende. Eine russische Tyrannei legte sich erbarmungslos über das Land, Biron behandelte die Kurländer wie ein Gutsherr seine Leibeignen.

Am 28. Okt. 1740 starb die Kaiserin Anna und nun trat ein sonderbares Interregnum ein, das durch eine erste Palastrevolution unterbrochen, durch eine zweite beendigt ward. Nach dem letzten Willen der Kaiserin Anna ging die Krone aller Reussen auf einen Säugling, den am 23. August 1740 geborenen Prinzen Iwan über, alle Macht aber kam in die Hände des Herzogs Biron von Kurland, der im Namen des Unmündigen die Regentschaft führte. Die Eltern des Prinzen waren die Nichte der Kaiserin, Prinzessin Elisabeth Katharine Christine von Mecklenburg, die seit ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche 1733 den Namen Anna angenommen hatte und deren Gemahl der Prinz Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern. Diese beiden kamen durch die Regentschaft des Herzogs von Kurland in eine geradezu unerträgliche Lage. Ihr ward abgeholfen durch den Feldmarschall Münnich, der in der Nacht des 20. November den Herzog Biron durch Mannschaften der Preobrashenskischen Garde festnehmen und nach Schlüsselburg abführen ließ. Am Tage darauf ließ sich Anna von Mecklenburg zur Großfürstin erklären und verkündigte, daß sie im Namen ihres Sohnes die Regentschaft führen werde. Aber die Regentschaft dauerte nicht lange. Anna und ihr Gatte wetteiferten in kindischer Unfähigkeit und Verblendung. Durch ihren Geliebten, den sächsischen Gesandten Graf Lynar, und dessen Mitverschworenen, den österreichischen Gesandten Marchese di Botta, ganz für Oesterreich gewonnen, ließ sie sich verleiten, den Feldmarschall Münnich, dem sie ihre Erhebung dankte, am 24. März 1741 jählings seiner Aemter zu entsetzen, weil er auf preußischer Seite stand. In Folge des Breslauer Vertrags vom

---

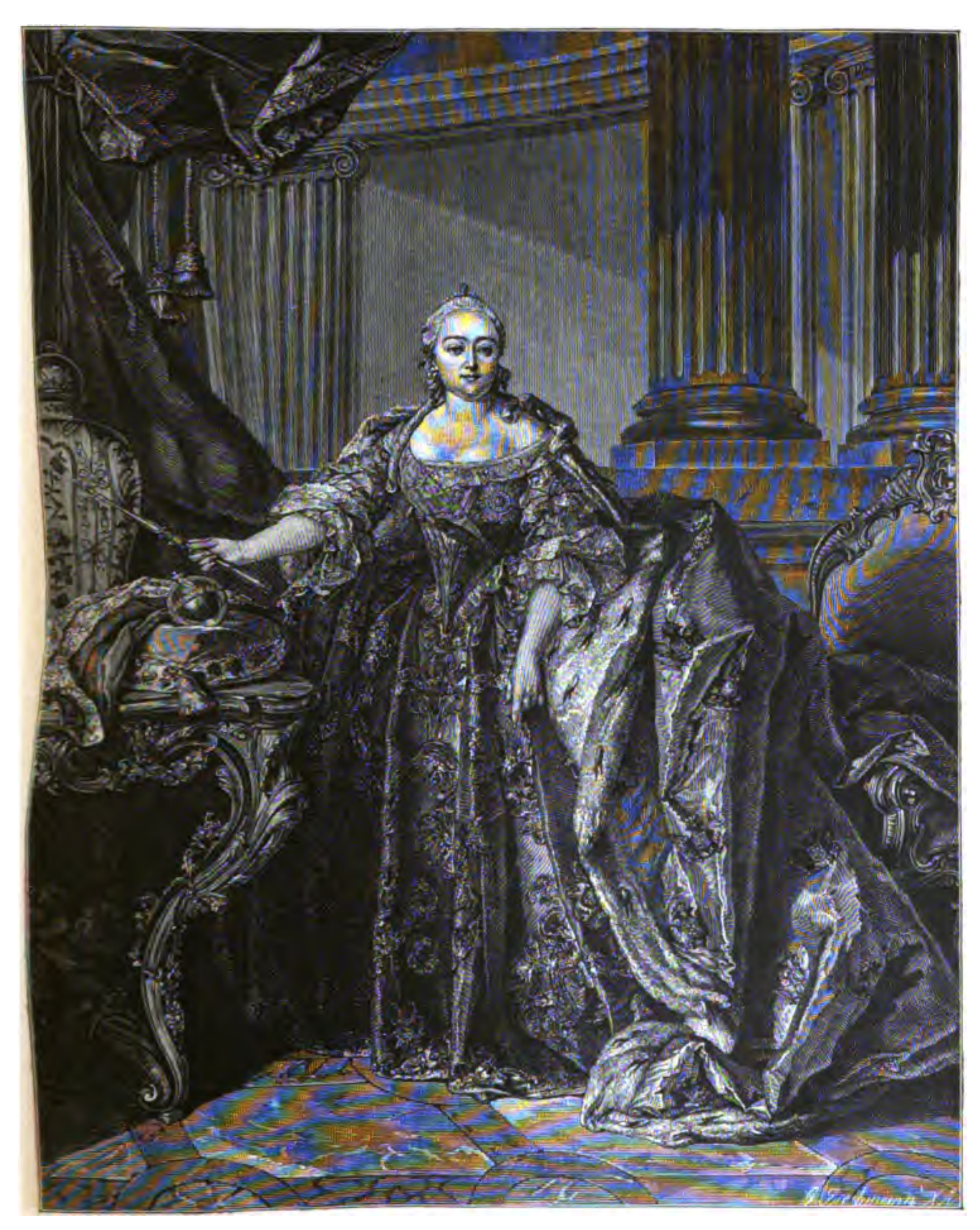
1) Herrmann IV, 566.

5. Juni 1741[1]) bewirkte Frankreich, daß Schweden den Russen den Krieg erklärte (4. August), um die alten, an Peter den Großen verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Aber die Russen kamen dem leichtfertigen Angreifer zuvor: das Heer des Generals Keith fiel in das schwedische Finnland ein und schlug die Schweden des Generals Wrangel am 3. Sept. bei Willmanstrand aufs Haupt. Mitten unter eifrigen Bemühungen, die anscheinend so glücklich eingeleitete Politik durch Besteigung des kaiserlichen Thrones selber endgiltig zu befestigen, wurde die Regentin in der Nacht vom 5./6. December 1741 durch einen jener Handstreiche überfallen und niedergeschleudert, wie sie nur in dem damaligen Rußland möglich waren.

Die Tochter Peters des Großen, Prinzessin Elisabeth, die ihres Lebenswandels wegen bei allen bisherigen Thronfolgeordnungen geflissentlich übergangen worden war, hatte bis jetzt mit ihrem Kammerjunker Woronzow, ihrem Leibchirurgen Lestocq und einem Abenteurer Namens Schwartz im tiefsten Dunkel dahin gelebt, verachtet und verlassen von aller Welt, nur nicht von dem französischen Gesandten Marquis de la Chetardie, der in aller Stille dem kleinen Hof Gelder, Nachrichten und Aufmunterungen zukommen ließ. Mit französischem Gelde wurden einige 20 Grenadiere der Preobrashenskischen Garde gekauft und als von diesen Umtrieben der Regentin so viel bekannt geworden war, daß bei fernerem Zögern das Schlimmste befürchtet werden mußte, wurde losgeschlagen. Das Kleeblatt ihrer Getreuen an der Seite, mit einem Panzerhemd angethan, erschien die imposante Gestalt der Prinzessin nach Mitternacht des 5. December vor den Grenadieren, die sie auf dem Wege nach dem Winterpalaste erwarteten. Mit 360 Grenadieren, die ein Unteroffizier, der Lievländer Grünstein, führte, trat die Prinzessin in den Palast ein, ohne daß die Wache sich gerührt hätte, und nachdem sie die Verhaftung Annas und ihres Gatten befohlen, ging sie in das Schlafzimmer des kleinen Iwan, nahm ihn aus der Wiege, küßte ihn zärtlich und ließ ihn dann sammt der Wärterin in ihr eignes Palais bringen. Sie selbst ergriff von den kaiserlichen Gemächern Besitz und nahm die ersten Glückwünsche der Höflinge entgegen, während die Grafen Münnich, Ostermann, Löwenwolde, Golowkin, Baron Mengden u. v. a. verhaftet und nach der Festung gebracht wurden. Das Alles war fertig, bevor der Morgen graute und hatte sich so glatt und geräuschlos vollzogen, daß die Petersburger beim Aufstehen noch gar nicht wußten, welch eine Umwälzung sich ereignet hatte, während sie ahnungslos im Schlafe lagen. Als sich aber die Kunde von dem Geschehenen verbreitete, da strömte Alles ins Palais, um der Tochter Peters des Großen zu huldigen, die der Fremdherrschaft der Deutschen ein Ende gemacht und um 4 Uhr Nachmittags hielt sie unter dem Zujauchzen des Volkes und dem Donner der Kanonen als Kaiserin ihren feierlichen Einzug in den Winterpalast.

---

1) S. S. 344.



Elisabeth Petrowna, Kaiserin von Rußland.

Nach dem Kupferstiche von G. F. Schmidt (1712—1775); Originalgemälde von L. Tocqué (1695—1772).

Die neue Regierung war um nichts fähiger als die eben gestürzte; die Woronzow, Bestushew und Lestocq standen tief unter den Ostermann, Münnich und Löwenwolde, denen jetzt ein schmählicher Proceß der Rache und des Neides gemacht ward. Ihre längere Dauer verdankte sie der Garde ihrer Prätorianer, die zur „Leibcompagnie" mit Offiziersrang erhoben wurden, die sie vortrefflich zu behandeln verstand und ohne deren Beihilfe jetzt jedes Complott von vorn herein verloren war. Die Kaiserin selbst war ein weiblicher Wüstling, wie es keinen zweiten gab; im Sinnentaumel Alles zu vergessen, Krone und Pflicht, Scham und Anstand — das war das unbändige Gelüste, dem diese Kaiserin fröhnte in zügelloser Ausgelassenheit. An Geist fehlte es der Tochter des großen Peter nicht: Anmuth und Jovialität zeichnet ihr persönliches Benehmen aus und inmitten der hartgesottenen Moskowiter, die sie umgaben, bewahrte sie sich jene Gutherzigkeit, die sinnlichen Naturen eigen zu sein pflegt. Aber zum Regieren hatte sie nicht das Zeug, weil sie nur genießen, nicht arbeiten wollte, nur an Lustbarkeiten, nicht an Geschäfte dachte; sie verfiel dem Gewohnheitslaster der Genußmenschen, der Denkfaulheit, der Geistesträgheit, und ihr Kanzler Graf Bestushew-Rjumin wurde der alleinige Lenker des Reiches und seiner gesammten Politik.

Dieser Minister war ein Russe durch und durch, aber auch vertraut mit allen Fertigkeiten, wodurch die Russen zu regieren sind, geschult in den Künsten europäischer Diplomatie, namentlich in der, durch den Schein der Treuherzigkeit zu hintergehen, immer bereit sich bezahlen zu lassen, aber unfähig gegen Bezahlung das mindeste Opfer zu bringen, dabei trotz eines heftigen Temperaments geschmeidig und biegsam, wo es sein Interesse verlangte und trotz einer Genußsucht, die der der Kaiserin wenig nachgab, von einer Arbeitskraft und einer Arbeitslust, wie sie noch an keinem Staatsmann dieses Volkes beobachtet worden war. Und dieser Minister, den die Kaiserin nicht liebte, aber dem sie nichts abschlug, weil er ihr unentbehrlich war, haßte den König Friedrich von Preußen wie einen persönlichen Feind, war unzugänglich allen Lockungen wie allen Bestechungsversuchen von dieser Seite, und überlegen allen Ränken, die unternommen wurden ihn zu stürzen, als sich herausgestellt, daß er nicht zu gewinnen war; er war's, der der Kaiserin dieselbe Empfindung einflößte und ihrer Politik schließlich eine Richtung gab, die unabwendbar zum Kriege führte.

Der preußische Gesandte in Petersburg, Baron Axel von Mardefeld verstand das Handwerk des Diplomaten aus dem Grunde und arbeitete für das Interesse Preußens jahrelang mit jenem Feuereifer, mit welchem nur Optimisten arbeiten, weil sie schon in kleinen Erfolgen die Bürgschaft des Sieges erblicken und an ein Mißlingen nicht eher glauben wollen, als bis Alles verloren ist. Kein Zweifel, den eifrigen und umsichtigen Bemühungen dieses Mannes vornehmlich hatte Friedrich zu danken, daß die Kaiserin anfangs eine freundliche Haltung gegen Preußen beobachtete, auf Friedrichs Empfehlung dem Großfürsten-Thronfolger Herzog Peter von Holstein nicht

eine sächsische Prinzessin, sondern die Prinzessin von Anhalt-Zerbst — die spätere Kaiserin Katharina II. — zur Braut bestimmte und gelegentlich — so noch im November 1743 — sagte: ich stehe gut mit dem König von Preußen; was ficht mich alles Uebrige an?[1]) Aber den Kanzler Bestushew hat er offenbar nicht durchschaut, über die Möglichkeit diesen zu gewinnen oder zu stürzen sich gründlich getäuscht und die ganze Größe des Einflusses, den dieser Mann auf die Selbstherrscherin aller Reussen übte, viel zu spät erkannt. Ueber den Gang der russischen Politik Preußen gegenüber sind wir jetzt weit besser unterrichtet als früher und was unserer Kenntniß vielleicht noch hinzuwachsen mag, wird höchst wahrscheinlich nur vollständiger bestätigen, was sich schon jetzt mit größter Bestimmtheit urkundlich ergiebt. Allen scheinbaren Einzelerfolgen Mardefelds am Hofe zum Trotz ist für die Haltung des russischen Staates unwandelbar die Richtschnur maßgebend gewesen, welche der Graf Bestushew in einem Schreiben vom 11./22. August 1744 an Woronzow mit den Worten angab: „Den König von Preußen muß man „mit wachsamem Auge" betrachten. Er ist der nächste und mächtigste Nachbar unseres Reichs und folglich auch sein gefährlichster, selbst wenn er von Charakter nicht so unbeständig, ländergierig, unruhig und unwürdig wäre. — Mit den Streitkräften des Königs von Preußen wachsen unsere Gefahren und es läßt sich gar nicht absehen, was uns von einem so mächtigen, behenden (léger) und wandelbaren (versatile) Nachbar Alles widerfahren kann. — Das Interesse und die Sicherheit des Reichs fordert, daß es seine Verbündeten nicht verläßt, d. h. die Seemächte, die Peter I. immer zu gewinnen suchte, den König von Polen als Kurfürsten von Sachsen und die Königin von Ungarn — die durch die Lage ihrer Länder naturgemäß dieselben Interessen haben wie Rußland."[2]) Mit Mißtrauen und Argwohn hat Bestushew angefangen, mit Haß und gründlicher Feindschaft hat er geendet und dieser Uebergang hielt strengen Gleichschritt mit den Thaten Friedrichs, die seine Gefährlichkeit als Nachbar zu erhöhen schienen. Nach Abschluß der Verträge von Breslau (11. Juni) und Berlin (28. Juli) kam Friedrich Alles darauf an, die ausdrückliche Gewährleistung Rußlands für den Besitz Schlesiens zu erlangen. Darauf war der Vertragsentwurf berechnet, welchen Mardefeld im Juli 1742 in Petersburg übergab. Aber die Kaiserin verweigerte diese Garantie durchaus, in dem russischen Gegenentwurf war nichts davon zu finden und der Vertrag, den Friedrich endlich am 16./27. März 1743 erlangte, enthielt gerade das nicht, was ihm allein Werth verliehen hätte. Als Podewils und Borke den König fragten: ob man den Vertrag nicht England mittheilen sollte, antwortete er: wenn wir ihn nicht zeigen, wird das vielleicht mehr Eindruck machen, denn offen gestanden, es ist ein Haufe von Wörtern ohne

1) Bericht Mardefelds vom 16. Nov. 1743. P. C. II, 480. 2) Martens, Recueil des traités et conventions V. (Petersb. 1880) S. 337. Die urkundlichen Mittheilungen dieses Werkes liegen auch dem Folgenden zu Grunde.

Seele, sie versprechen und machen nichts ab.[1]) In den Geheimartikeln war von den Herzogthümern Kurland und Semgallen, von der Republik Polen und ihren gegen Jedermann zu schützenden Freiheitsrechten, auch von den Dissidenten in Polen — aber mit keinem Worte von Schlesien die Rede.

Am 7./18. August 1743 machte Rußland zu Abo seinen Frieden mit Schweden und das letztere büßte seine leichtsinnige Kriegserklärung mit einem Opfer von 109 Quadratmeilen in Finnland. In denselben Augusttagen war ganz Petersburg in heftiger Erregung über eine Verschwörung, welche der inzwischen nach Berlin versetzte österreichische Gesandte Botta d'Adorno angestiftet haben sollte und deren angebliche Theilnehmer jetzt verhaftet und unter der Knute verhört wurden, ohne daß etwas wirklich Staatsgefährliches dabei ermittelt werden konnte. Den Zorn der Kaiserin auf den österreichischen Gesandten suchte nun Friedrich aus allen Kräften gegen Oesterreich und seine Politik auszubeuten, aber er erreichte nicht das Mindeste, die Kaiserin Elisabeth war zufrieden mit der „Genugthuung", die ihr Maria Theresia später durch Abrufung und Bestrafung des Marchese di Botta gewährte. Auch der Versuch Friedrichs gegen die preußische Gewährleistung der Eroberung in Finnland die russische Garantie für Schlesien nun doch zu erlangen, schlug fehl. Rußland trat zwar durch Vertrag vom 23. November 1743 dem Breslauer Frieden bei, aber dadurch, daß die Kaiserin bei der Weigerung beharrte, die ausdrückliche Garantie für Schlesien in irgend welcher für Rußland bindenden Form zu geben,[2]) verlor dieser Beitritt allen Werth, er wurde zur leeren Förmlichkeit und die Aeußerungen, welche Mardefeld eben um diese Zeit als Zeichen guter Gesinnung der Kaiserin meldete, konnten für nicht mehr als inhaltlose Phrasen gelten.

Die Haltung des Hofes von Petersburg war also kühl, ablehnend und abwartend; Friedrich warb und warb um Freundschaft, Vertrauen, Anschluß, und die spröde Kaiserin ließ alle Werbungen von sich abgleiten, versicherte den König ihrer Hochachtung, befolgte auch alle Regeln der Höflichkeit, aber Verpflichtungen irgend welcher Art übernahm sie nicht. Immerhin lag ein feindliches Verhältniß noch nicht vor; ein solches entwickelte sich erst in Folge der Schilderhebung Friedrichs im Jahre 1744, da sagte sich der Graf Bestushew: „Wenn das Haus des Nachbars brennt, muß man ihm im Interesse der eigenen Sicherheit zu Hilfe kommen, selbst wenn es ein Todfeind wäre, wie viel mehr wenn es ein Freund ist."[3])

Als Mardefeld im Januar 1745 auf Grund des Vertrags vom März 1743, an dessen Stelle er vergebens einen förmlichen Bündnißvertrag zu erlangen gesucht hatte, die Hilfe Rußlands gegen Maria Theresia forderte, antwortete ihm der Graf Bestushew: Auf Wunsch des Königs sei Rußland im Verein mit den andern Großmächten dem Vertrag von Breslau beigetreten,

1) un assemblage de mots sans âme qui promettent et ne roulent sur rien. P. C. II, 374. 2) Martens a. a. O. S. 353—55. 3) Martens S. 357.



dieser Vertrag habe den König von Preußen verpflichtet, weder direkt noch indirekt die Länder der Königin von Ungarn und Böhmen anzugreifen. Nachdem der König diesen Vertrag gebrochen habe, könne Rußland den gegenwärtigen Einmarsch der ungarisch-böhmischen Truppen in Schlesien nicht als Bündnißfall ansehen, wenn es nicht Treu und Glauben brechen wolle. Als dann Friedrich im Herbst 1745 den Sachsen den Krieg erklärte, setzte der Großkanzler Bestushew den Beschluß durch, dem König von Polen Truppenhilfe zu senden und die Note, welche er hierüber an Mardefeld richtete, war die erste Ankündigung wirklicher Fehde. Sie machte sehr geringen Eindruck. Mardefeld knüpfte in seinem Bericht Betrachungen daran, die für seinen Optimismus sehr bezeichnend sind: „Kein Vernünftiger glaubt," schrieb er, „daß Rußland Ernst machen wird; man hat kein Geld, die Regimenter sind nicht halb vollzählig, im ganzen Reich herrscht Mißvergnügen, das ausbrechen wird, wenn man nur 20,000 Mann ausheben will; die Kaiserin selbst will nur Frieden. Ein Hund, der bellt, beißt nicht; man hat nicht die Zähne gewiesen, als vor zwei Monaten der Einmarsch nach Sachsen angekündigt war; Sachsen wäre vernichtet gewesen, bevor ein russischer Soldat seine Stiefeln geschmiert hätte; der Großkanzler macht nur Fanfare, man würde hier in die peinlichste Verlegenheit gerathen, wenn Ew. Maj. zu verstehen gäbe, Sie würde es als einen feindlichen Akt ansehen, wenn sich die russischen Truppen den preußischen Grenzen näherten."[1]) Mardefeld hat, so lange er in Petersburg war, Rußland und die Russen offenbar zu wenig ernsthaft genommen und so bei Friedrich selbst verhängnißvolle Irrthümer theils erzeugt, theils genährt. Durch den Schlag von Kesselsdorf und den Doppelfrieden von Dresden kam Friedrich den Russen allerdings zuvor, sie machten Halt, aber sie kehrten nicht um. Monatelang blieben sie an der Grenze stehen, jeden Tag konnte ein Angriff erfolgen und Friedrichs Anfragen um Aufklärung wurden mit leeren Redensarten beantwortet. Rußland stand auf dem Kriegsfuße gegen Preußen und blieb in Waffenrüstung zehn Jahre lang stehen. Im Herbst ging die russische Armee in Winterquartiere, aber im Frühling kehrte sie regelmäßig in die Grenzbezirke zurück, stärker, bedrohlicher von Jahr zu Jahr, und das dauerte fort bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges.[2]) Auch die russische Diplomatie dachte nicht an Entwaffnung.

Am (22. Mai a. St.) 2. Juni n. St. 1746 unterzeichneten die neu ernannten österreichischen Minister v. Pretlack und v. Hohenholz mit dem Großkanzler Bestushew einen Schutzvertrag gegen Preußen, der beide Mächte in dem 4. Geheimartikel zur wechselseitigen Hilfeleistung verpflichtete, falls der König von Preußen „gegen alle Hoffnung" entweder der Kaiserin-Königin „feindlich begegnen", oder die Kaiserin aller Reußen oder die Republik Polen „feindlich angreifen" sollte. Um für „solch unverhofften Fall ehender aber

1) Droysen II, 585. 2) Koser, Preußen und Rußland im Jahrzehnt vor dem siebenjährigen Kriege. Preuß. Jahrb. Bd. 47, S. 287.

nicht" die versprochene Hilfe sofort leisten zu können, versprechen beide Mächte unausgesetzt im engsten Vertrauen zu bleiben und was sie „von feindlichen Absichten, Anschläg- oder Vorhaben" in Erfahrung bringen, sich „getreulich" mitzutheilen, außerdem in ihren nach Preußen zu gelegenen Ländern, also in Böhmen, Mähren, Ungarn einerseits, in Liefland, Esthland u. s. w. andrerseits je 30,000 Mann bereit zu halten, für den Fall des wirklichen Angriffs aber noch je 30,000 Mann so geschwind als möglich marschiren zu lassen.[1])

Was diesen Vertrag von allen früheren unterschied, war die sofort beginnende beständige Kriegsbereitschaft der verbündeten Mächte und die Aufstellung von 60,000 Mann nach den Grenzen des gemeinsamen Feindes zu. Diese Bestimmung gab den Worten „feindliche Begegnung", „feindlicher Angriff" die richtige Beleuchtung und nur eine kindische Gutmüthigkeit hätte sich über den Ernst dieses angeblich nur auf Vertheidigung berechneten Bündnisses täuschen können. Die kursächsischen Geheimen Räthe, die Grafen Zech, Hennicke, Rex, denen der König von Polen diesen Vertrag sammt den Nebenartikeln zur Begutachtung nach Dresden schickte, fanden den Kern der Sache sofort heraus. In dem 4. Geheimartikel erblickten sie einen förmlichen Friedensbruch, an dem sich Sachsen nun und nimmermehr betheiligen dürfe. Dem König von Preußen wäre wohl zuzutrauen, daß er von diesen Geheimartikeln sich Kenntniß verschaffe, wenn er sie nicht schon besitze. Trete nun Sachsen bei, so werde er darin eine Verletzung des Dresdener Friedens erblicken, den Hilfe leistenden Theil als Miturheber des Kriegs behandeln und nach seinem Grundsatz, daß das praevenire besser sei als das praeveniri, Sachsen durch einen sofortigen Angriff entwaffnen, sich selber aber den Rücken gegen Oesterreich frei machen, und diesen „fatalen Coup" könnte er unternehmen, „ohne daß man sich allhier zu dessen Abwendung eines prompten Beistandes zu versehen hätte".[2]) So wie die Geheimen Räthe zu Dresden würde auch der Kurfürst von Sachsen geurtheilt haben, wenn er nicht König von Polen gewesen wäre. Ein Kurfürst von Sachsen, der das Interesse seines Landes verstand und seine Mittel nicht überschätzte, würde entweder der treue Verbündete oder der loyale Nachbar des Königs von Preußen und in diesem Verhältniß ein Mitbürge des Friedens in Deutschlands gewesen sein. Nur die unselige Großmachtpolitik, zu der die polnische Schattenkrone verleitete, hat diese durch Glauben, Lage und Interessen jeder Art so engverbundenen Länder unnatürlicher Weise zu Feinden gemacht. Dem Kurfürsten von Sachsen wurde, der allzugroßen Gefahr wegen, der förmliche Beitritt erlassen, aber nur weil der König von Polen im Complott war, auch ohne ausdrücklichen Vertrag. Nur einem so tief eingeweihten Genossen konnten die Verbündeten von Petersburg den Rath geben: „Die Sachsen müßten freilich nicht die ersten sein, die sich auf den Turnierplatz wagten, sondern so lange warten,

1) Martens, Recueil I, 169—173. 2) Gutachten vom 15. April 1747, s. Geheimnisse des sächsischen Cabinets Ende 1745 bis Ende 1756. Stuttg. 1866. I, 153/54.

bis der Ritter im Sattel wanke."[1]) Wie aber konnte man von Friedrich dem Großen verlangen, daß er Sachsen als neutral oder gar als Freundesland behandle, blos weil es an einer direkten Herausforderung vorsichtiger Weise nicht Theil genommen?

Seit dem Vertrag vom 2. Juni war die Stellung Mardefelds[2]) in Petersburg ebenso unmöglich geworden wie die des russischen Gesandten Tschernichew in Berlin. Beide wurden abberufen, dieser durch den Grafen Kaiserlingk, jener durch den Grafen Finkenstein ersetzt. Aber auch diese kehrten schon im Jahre 1748 wieder nach Hause zurück und die Geschäftsträger, die an ihrer Statt blieben, hatten lediglich die traurige Aufgabe, die letzten Backenstreiche aufzufangen, die jeder der tieferbitterten Höfe dem andern nur durch ihre Vermittelung beibringen konnte. Im Oktober 1750 hörte auch dieser diplomatische Kleinkrieg auf, weil beide Höfe ihre Vertreter endgiltig zurückgezogen hatten und dabei hat es sein Bewenden gehabt bis zum Tode der Kaiserin Elisabeth. Dies Alles aber war das Werk des Grafen Bestushew. Was Mardefeld nie hatte sehen wollen, das hat Graf Finkenstein endlich in seiner ganzen Vollendung geschaut. „Die Kaiserin," schrieb er in seiner Gesammtrelation am 1. Oktober 1748, „hatte die größten Verpflichtungen gegen Frankreich und der Kanzler hat Mittel gefunden, sie dieselben vergessen zu machen. Sie hatte Achtung und Freundschaft für den König von Preußen und der Kanzler hat verstanden ihr Kälte und Mißtrauen einzuflößen. Sie wollte den Schweden wohl und liebte den schwedischen Kronprinzen, und der Kanzler hat ihr diese Gesinnungen in Haß und Erbitterung verwandelt. Sie verabscheute den Hof von Wien und der Kanzler hat sie vollständig österreichisch gemacht. Sie schauderte vor dem Wort Soldstaat und der Kanzler hat sie bis zur Annahme von englischen und holländischen Subsidien gebracht. Sie hatte das Haus Holstein lieb und haßte den dänischen Hof und der Kanzler hat es fertig gebracht, auch diese Gefühle umzukehren."[3])

1) Bericht des sächs. Legationsraths v. Funk 7. Juni 1753. 2) Wie wenig dieser des Terrains kundig war, zeigt u. a. die überraschende Thatsache, daß er im Juli 1746 den englischen Gesandten Hyndford bat, er möge im Namen Englands den russischen Hof vor einem Bruch mit Preußen warnen, während dieser im Namen Englands aus allen Kräften gegen Preußen arbeitete. „Meines Amtes ist es nicht," lautete die Antwort, „die Geschäfte eines preußischen Ministers zu besorgen." s. dessen Bericht Petersburg 12. Juli 1746. St.-A. zu Hannover. Demselben Berichterstatter verdanken wir noch eine andre Mittheilung, deren Richtigkeit wir freilich nicht mehr feststellen können. Am 10. Januar 1747 schreibt er, die Kaiserin habe aus eigner Bewegung dem Sohne Bestushews die Nichte oder Cousine ihres Günstlings (Rasumowski) zur Gattin gegeben und am 28. März 1747 trägt er nach: La czarine a fait la confidence au chancelier que l'épouse, qu'elle a donnée à son fils, est sa propre fille et Elle lui a promis en même temps sa confiance entière et de le protéger contre tous ses ennemis tant qu'Elle régnera de sorte qu'à présent Elle le traite plutôt en beau-frère que comme son chancelier; Woronzow et ses partisans sont si bas, qu'ils n'osent pas seulement montrer les dents. 3) Koser a. a. O. S. 297.

II. Der Seekrieg zwischen England und Frankreich.

Ein Einverständniß zwischen Frankreich und England hatte im Jahre 1748 dem Weltkrieg ein Ende gemacht. Die Dauer des Weltfriedens hing von der Fortdauer dieses Einverständnisses ab. Kam aber dieses durch Streitigkeiten in der neuen Welt zu Falle, und brach in Folge dieser ein Seekrieg zwischen beiden Mächten aus, so folgte daraus an sich die Nothwendigkeit auch eines Landkrieges keineswegs. Beide Mächte hatten vielmehr ein dringendes Interesse, die Gefahren und Opfer eines Doppelkrieges nicht ohne Noth heraufzubeschwören. Wenn Frankreich die Niederlande nicht bedrohte, und England sein Hannover nicht gefährdet sah, so konnten beide ihre gesammte Macht ungetheilt auf den Kampf um die Meere und die Colonieen verwenden. Auch ein neuer Zweikampf zwischen Oesterreich und Preußen änderte daran nichts, selbst dann nicht, wenn Sachsen-Polen und Rußland daran Theil nahm, denn solch ein Krieg bot Frankreich unbedingten Schutz gegen jede Invasion, und für das neutrale Hannover gab es in diesem Falle vollends gar keine Gefahr. Immerhin war es ein Brand, dem man mindestens nicht Brennstoff hinzutragen, dessen Ausbruch man womöglich ganz hintanzuhalten suchen mußte und dies geschah am besten, wenn man der unversöhnlichen Kaiserin Maria Theresia unablässig den Frieden predigte und ihren Hilfegesuchen gegen Preußen standhaft jedes Gehör versagte.

Und diese Pflicht hat Frankreich jahrelang treulich erfüllt. Wie dem Grafen Kaunitz zu Aachen nicht gelungen war, die europäische Garantie Schlesiens aus dem Hauptfrieden fern zu halten,[1]) so gelang ihm auch nicht während seiner Botschaft in Paris (Oktober 1750 — Ende 1752) die französische Regierung von ihrem Bundesverhältniß zu Preußen abwendig zu machen. Mehr als das, die Gründe, die man ihm entgegenhielt, waren so

1) Die Basis, auf welcher Maria Theresia allein hatte abschließen wollen, hat sie in den Worten zusammengefaßt: Quoyque S. M. l'Impératrice Reine de Hongrie et de Bohème soit très éloignée d'enfreindre au traité de paix de Dresde en cas que S. M. le Roi de Prusse s'y tienne exactement; néanmoins il a été convenu que de même que dans les articles préliminaires signés aujourd'hui il est fait abstraction des intérêts du dit Prince et de la garantie de la Silésie, il en sera encore fait abstraction dans le traité de paix définitif à conclure. Vollmacht für den sächsischen Gesandten Grafen Loß 16. Febr. 1748. s. Geheimnisse des sächs. Cabinets I, 194.



gesund, so verständig, daß ihm schließlich selber einleuchtete: Die Franzosen wären Narren, wenn sie anders handelten. „Der König von Preußen," schreibt er am 11. December 1750, „ist Frankreichs Verbündeter und wir sind es nicht. Und welch ein Verbündeter ist er noch dazu? Einer, ohne dessen Macht und Ansehen Frankreich die schöne Rolle in der Welt nicht spielen würde, die es eben spielt. Folglich ist ganz selbstverständlich, daß man ihm hier mehr Rücksicht und Zutrauen schenkt als uns." Wenige Tage später schreibt er: „Das hiesige Ministerium ist in seinem System; das scheint mir nur natürlich und wir können nichts besseres thun, als es ebenso machen. Keine kleinliche Eifersüchtelei, kein Starrsinn und nur ein Ziel, das Interesse unserer Monarchin."[1]) Ueber das wahre Interesse seiner Monarchin nun war ihm in Paris ein völlig neues Licht aufgegangen.

Im Frühjahr 1751 schrieb er der Kaiserin ein langes Gutachten,[2]) dem an Merkwürdigkeit unter sämmtlichen Aktenstücken der österreichischen Politik jener Tage auch nicht eines gleich kommt. Derselbe Graf Kaunitz, der sich nach Paris hatte schicken lassen, um Frankreich wider Preußen zu hetzen, ist nach halbjähriger Sisyphusarbeit zu dem Ergebniß gekommen: Es ist unmöglich, finden wir uns in unser Schicksal, wie das ja schon öfter geschehen ist, vergessen wir Schlesien, begraben wir unseren Groll und schließen wir mit Preußen ehrlich Frieden und Freundschaft. Die ganze frühere und spätere Politik der Kaiserin und des Grafen Kaunitz kann man nicht mit schärferen Waffen der Logik und der Politik bekämpfen, als wenn man die Argumente einfach dieser Denkschrift entlehnt. Daß in der Politik, die befolgt worden ist, gar keine Logik, sondern nichts als Haß, Leidenschaft, Fanatismus war, kann man nun mit Kaunitzens eignen Worten erweisen.

Welches sind die Erwägungen, die zu so überraschenden Folgerungen geführt haben?

England und Frankreich, führt Kaunitz aus, ist bei aller sonstigen Verschiedenheit ihrer Interessen Eins gemeinsam: sie wetteifern gleichsam, den König von Preußen im Besitze von Schlesien zu erhalten und zu befestigen. Diese Thatsache war unwidersprechlich, aber in der Aufsuchung der Gründe derselben war Kaunitz nicht glücklich, was er anführt, ist nicht sehr stichhaltig und das Entscheidende ist ihm entgangen. Den Erwerb Schlesiens durch Preußen haben weder Frankreich noch England gewollt: der Thatsache der Eroberung Schlesiens haben sich beide sehr ungern gefügt, aber nachdem sie einmal geschehen war und in zwei blutigen Kriegen sich unerschütterlich behauptet hatte, betrachteten sie die neue Lage als eine unumstößliche um des europäischen Friedens willen, und behandelten jedes Rütteln daran mit vollem Recht als gemeingefährlichen Unfug. Immerhin ist Kaunitz der Meinung, England und Frankreich haben dringendes Interesse dabei, daß Preußen im Besitze Schlesiens verbleibe, diese Thatsache mag man beklagen, aber dadurch

1) Arneth IV, 329. 2) Arneth IV, 330 ff.

Wenc. Ant. Comte de Kaunitz-Rietberg
Chevalier de la Toison d'Or. Ministre de Conferences et
Ambassadeur de l'Empereur et de l'Impératrice-Reine de
Hongrie et de Boheme auprès du Roi Très Chrétien en 1752



Nach dem Kupferstiche von 1764 von J. Schmuzer; Originalgemälde von Louis Tocqué (1695—1772).

wird sie nicht anders und was folgt daraus? „Was bleibt bei solchen Umständen für ein anderes vernünftiges Mittel zur Befestigung der eignen

Sicherheit übrig, als endlich den Verlust Schlesiens gänzlich zu vergessen, dem König von Preußen diesfalls alle Sorge zu benehmen und ihn auf diesem Wege dereinst in die Allianz Oesterreichs mit den Seemächten zu ziehen?"

So ist zum ersten Mal, soweit wir wissen, von einem österreichischen Staatsmanne der Kaiserin gesagt worden: ehrlicher Verzicht auf Schlesien, endgiltiges Begraben aller Rachegedanken — das ist, was uns noth thut, ist das Einzige, was uns retten kann.

Kaunitz kennt all die Einwürfe, die bisher erhoben worden waren, um solche Gedanken im Keime zu ersticken. Er hat sie selbst für richtig gehalten, und jetzt widerlegt er sie mit schlagenden Gründen. Neapel und Sicilien sind verschmerzt worden, dem König von Sardinien haben wir beträchtliche Gebiete geopfert und man spricht nicht weiter davon. Warum soll Schlesien allein nicht verschmerzt werden können? Dem König von Frankreich ist verziehen worden, daß er der Kaiserin Krone und Scepter rauben wollte und die frühere Todfeindschaft hat sich jetzt in herzliche Freundschaft verwandelt. Soll Aehnliches nur Preußen gegenüber unmöglich sein? Das Interesse des Staates und die eigne Sicherheit fordert hier gebieterisch einen großmüthigen Entschluß. Ein erster Schritt zur Aussöhnung mit Preußen ist schon geschehen: der Antrag auf Gewährleistung des Dresdener Friedens ist beim Reichstag gestellt.

Der vollständigen Versöhnung kommen Preußens eigne Interessen entgegen. Was liegt dem König von Preußen am meisten am Herzen? Die Sicherstellung seiner schlesischen Erwerbung. Wodurch aber kann er das vollständiger erreichen als durch Oesterreich? Wenn die Kaiserin ihre Verzichtleistung auf Schlesien wiederholt, die Gewährleistung des preußischen Besitzes dieser Provinz durch ihre Verbündeten erneuern läßt und auch im übrigen im Einvernehmen mit England ein politisches System annimmt, welches dem Frankreichs entgegengesetzt ist, so findet Preußen darin seine vollständige Sicherheit, erhält freie Hand an neue Eroberungen zu denken und kann sich losmachen von seiner beschwerlichen Abhängigkeit von Frankreich. Von dieser Macht hat es doch früher oder später Vergeltung dafür zu besorgen, daß es sie während des letzten Krieges nicht weniger als drei Mal im Stiche gelassen. Allerdings dankt es der König Friedrich seiner eignen Klugheit und fremder Verblendung, daß England und Frankreich bisher gleichzeitig für ihn arbeiteten. „Wer aber soviel Verstand besitzt wie er, der traut auf die Länge solchen Kunstgriffen nicht und sucht solidere Maßregeln zu ergreifen, sobald sich dazu nur die rechte Gelegenheit bietet."

Dem Grafen Kaunitz hat seine Denkschrift monatelang gleich einem Alp auf der Seele gelegen. Vom 3. Mai ist der Bericht datirt, mit welchem er die Denkschrift bei der Kaiserin einführt; das Concept dieses Berichts aber trägt das Datum des 12. April, die Denkschrift war also schon viel früher fertig und abgesendet hat er sie sammt dem Bericht erst am 14. Juni, obwohl er in der Zwischenzeit mehrmals Couriere nach Wien abgefertigt

hatte.[1]) Viele Wochen mithin hat er sich besonnen, ohne in der Sache wankend zu werden, und endlich mit einem herzhaften Entschluß seinem Seelenkampf ein Ende gemacht. Den Bescheid der Kaiserin kennen wir nicht, wir wissen nur, daß sie dem Rathgeber um seines Freimuthes willen nicht gezürnt hat, den Rath selber aber muß sie mit einer Bestimmtheit zurückgewiesen haben, die den Grafen Kaunitz in tiefster Seele erschütterte. Eines wie das andere entnehmen wir seinem Schreiben an den Hofkriegsrath von Koch vom 5. December 1751: „Die Art, wie Ihre Majestät geruht hat, sich über meine geheime Relation vom 14. Juni auszusprechen, gereicht mir sehr zum Trost. Ich schmeichle mir, daß ich das Glück habe die schöne Seele dieser großen Fürstin zu kennen, die der Ruhm ihres Jahrhunderts ist, und ich würde mich für den glücklichsten der Menschen halten, wenn ich das Werkzeug ihrer hochherzigen Absichten sein könnte. Aber ich gestehe Ihnen, mit Schmerz habe ich gesehen, daß Ihre Majestät in der fraglichen Relation zu entdecken geglaubt hat, ich ließe mir einfallen ihr zu rathen, sie möge sich mit dem König von Preußen wirklich (véritablement) verbinden; nie habe ich daran gedacht und nie werde ich daran denken, in Allem was ich gesagt, wollte ich blos die Argumente recht ins Licht stellen, deren man sich beim hiesigen Hofe mit Nutzen bedienen könnte."[2]) Vor dem schneidigen Nein der Kaiserin hatte Kaunitz als geschulter Höfling sofort den Rückzug angetreten; er leugnete eine Absicht, die er so klar, so unzweideutig ausgesprochen und mit so guten Gründen empfohlen hatte. Nachdem er dies Opfer der eigenen, wohl erwogenen Ueberzeugung leichten Herzens gebracht, war er allerdings mit seinen im übrigen sehr schätzenswerthen Eigenschaften bestens empfohlen für das Amt des Staatskanzlers, der auf Befehl seiner Monarchin der Brandstifter eines neuen Weltkrieges ward. Am Neujahrstage 1753 reiste Graf Kaunitz von Paris ab, im April kam er nach Wien, um die Leitung der Staatskanzlei zu übernehmen. Bartenstein ward zu seinem großen Schmerz aus dieser ganz entfernt; für die Staatsschriften, die es jetzt abzufassen galt, war seine Feder zu plump, sein ganzes Wesen zu aufrichtig und seine Richtung viel zu weltbekannt. Die Gesinnungen des Grafen Kaunitz kannte kein Mensch, und die Kunst, womit er sie zu verbergen wußte, war so vollendet, daß der englische Gesandte in Dresden, Charles Hanbury Williams, der sich in einer besonderen Mission zu Wien befand, eben als Kaunitz die Geschäfte übernommen hatte, ganz entzückt war von der tadellosen Gesinnungstüchtigkeit, die der von Paris mitgebracht hatte. Er ist, schrieb Williams, nunmehr überzeugt, daß das Haus Oesterreich vom Hof zu Versailles weder Freundschaft noch Hilfeleistung zu erwarten hat, daß ihm folglich gar nichts übrig bleibt, als mit den alten bewährten Verbündeten immer innigeres Einvernehmen zu suchen. Wirklich fanden mit Frankreich keinerlei Verhandlungen mehr statt. Das ganze Jahr 1753 hindurch ist

1) Arneth IV, 543, Anm. 415. 2) Arneth IV, 544, Anm. 419.

Oesterreich in Versailles durch den ganz unbedeutenden Mareschal vertreten, in dessen gesammter Correspondenz kein Wort von ernsten Geschäften vorkommt, und nur ein Privatbrief von Kaunitz an seine Gönnerin, die damals in der Diplomatie noch völlig einflußlose Pompadour, mit unterläuft.[1]) Frankreich aber hatte einen neuen Gesandten, Marquis d'Aubeterre, nach Wien geschickt, der ausdrücklich beauftragt war, den unausrottbaren Preußenhaß des Wiener Hofes und seine beständigen Kriegs- und Rachegelüste aus allen Kräften zu bekämpfen.[2]) Und diese Anschauungen waren in Versailles noch im Herbst 1753 so mächtig, so ausgesprochen maßgebend, daß Graf Kaunitz am 28. Oktober dem neu ernannten Gesandten für den französischen Hof, Grafen Starhemberg, am Schlusse höchst beweglicher Beschwerden über die ganz erschreckliche Unfreundlichkeit Frankreichs gegen das Haus Habsburg einschärfte, doch ja keinen Zweifel zu lassen über die unbedingte Friedfertigkeit der Absichten seiner Monarchin, der ja auf der weiten Welt nichts ferner liege, als Schlesiens wegen unchristliche Angriffspläne wider Preußen zu schmieden. „Wir sind gewohnt, und unsere christliche Gesinnung erfordert es, das Versprochene heilig zu erfüllen und unser Gewissen vor Veranlassung eines Krieges und häufiger Vergießung von Menschenblut rein zu erhalten. Wir verabscheuen alle politischen Maßregeln, welche nur auf Ungerechtigkeit, Eigennutz und Vergrößerungssucht gebaut sind. So lang also der genannte König seinen Verbindlichkeiten genügt und nicht selbst ein neues Kriegsfeuer anbläst, hat er so wenig als jede andere Macht etwas Feindliches von uns zu besorgen."[3]) Die Salbung dieser Worte beweist für die wahre Gesinnung der Kaiserin natürlich nicht das Allermindeste, desto mehr aber für die Trostlosigkeit des Bildes, das sie sich noch immer von den Stimmungen der französischen Regierung machte. Und dies mit vollem Recht. Niemals im ganzen Laufe seiner Geschichte hat Frankreich eine Regierung gehabt, die größere Proben der Liebe zum Frieden abgelegt hätte, als diejenige, die im Jahre 1754 die Eroberung Indiens aufgab, und im Jahre 1755 zu ähnlichen Einräumungen in Nordamerika bereit war, nur um mit England in einen Seekrieg nicht zu gerathen, der sich schließlich doch als unabwendbar herausstellte.

Ein großes Opfer hatte Frankreich dem Frieden mit England gebracht, als es 1748 Madras in Ostindien, die Eroberung des kühnen Seemanns La Bourdonnais, herausgab; ein zweites unvergleichlich viel größeres, ein Opfer, von dessen wahrem Umfang Ministerium und Hof gar keine Ahnung hatten, ward durch den Vertrag vom 11. Oktober 1754 in demselben Welttheil gebracht.

Die Mittel, durch die England sein indisches Kaiserreich erobert hat und heute noch behauptet, hat ein genialer Franzose entdeckt und zuerst ge-

1) Arneth IV, 353. 2) Schlosser, Gesch. des achtzehnten Jahrh. II, 264, Anm. 21. 3) Arneth IV, 357.

handhabt. Joseph François Dupleix (geboren 1696 zu Landrecies) war in der Anfangszeit des Law'schen „Systems" durch seinen Vater, einen der Direktoren der Gesellschaft, nach Pondichery geschickt worden und hatte sich dort mittelst einer ganz außerordentlich erfolgreichen Thätigkeit im Laufe von zwanzig Jahren zum Generalstatthalter aller französischen Besitzungen in Indien aufgeschwungen.[1]) In dieser Stellung faßte er einen Gedanken ins Auge, der weit hinaus ging über den Gesichtskreis einer lediglich handeltreibenden Gesellschaft. Im Jahre 1738/39 hatte eine große Katastrophe die tiefe Schwäche des indischen Mongolenreichs enthüllt. Der Schah von Persien hatte die ungeheure Armee des Großmoguls im ersten Anlaufe auseinandergesprengt, war sengend und brennend in der Hauptstadt Delhi eingedrungen, hatte den kaiserlichen Schatz im Werthe von 1000 Millionen fortgeschleppt und dem geschlagenen Mogul außer einem jährlichen Tribut von 70 Millionen die Abtretung der Provinzen westlich vom Indus abgedrungen. Die Ohnmacht des Großmoguls, der dem Namen nach Oberlehensherr des ganzen Reiches war, das Selbständigkeitsgelüste seines Vicekönigs im Dekhan, der den Titel Nizam hatte, die Unbotmäßigkeit und Eifersucht der einzelnen Nabobs, welche an der Spitze der Provinzen standen, das Alles bildete einen unerschöpflichen Quell beständiger Reibung, immer neuen Unfriedens, jener Anarchie mit einem Wort, aus der die Fremdherrschaft mit einer gewissen Naturnothwendigkeit sich entwickelt. Dies von Anarchie zerfressene Reich mit all seinen unermeßlichen Schätzen für Frankreich zu erobern, war der Gedanke Dupleixs. Mit 1400 Franzosen und 2000 Sepoys, d. h. europäisch bewaffneten und abgerichteten Truppen aus der Kriegerkaste der Inder, vertheidigte er im Herbst 1748 Pondichery gegen den Angriff einer englischen Flotte von 30 Kriegsschiffen, die der Admiral Boscawen mit einem Landungscorps von 5000 Europäern und vielen Eingebornen herangeführt hatte. Zwei und einen halben Monat dauerte die Belagerung; aber alle Sturmangriffe wurden zurückgeschlagen und die Beschießung heldenmüthig ausgehalten; schließlich zwangen die Nordstürme das englische Geschwader zum Abzug (18. Oktober 1748) und Dupleix empfing die Glückwünsche des Großmoguls, des Nizams und der Nabobs. Der Stern der Engländer galt in Indien für erloschen, der Friede, der in Europa zwischen Frankreich und England geschlossen war, ward von den Handelsgesellschaften, die um Indien stritten, nicht geachtet, beide blieben unter Waffen, aber Dupleix erwies sich als der weitaus überlegene Theil.

Der hundertjährige Nizam des Dekhan, al Mulk, war gestorben. Sein Sohn, Nazir-Dschung, ließ sich als sein Nachfolger ausrufen und die Engländer erkannten ihn an. Gegen den Sohn trat der Enkel Murzapha-Dschung als Bewerber in die Schranken und diesen erhoben die Franzosen auf den

1) Ueber ihn St. Priest, Etudes historiques sur le 18me siècle; la perte de l'Inde sous Louis XV., vgl. Martin, H. d. Fr. XV, 306 ff.

Schild. Dem regierenden Nabob des Landes Karnatik, zu welchem sowohl Madras als Pondichery gehörte, schuf Dupleix einen Prätendenten in der Person des Tschunda-Sahib; zwischen jenem Gegennizam und diesem Gegennabob stiftete er ein enges Bündniß, stellte ihnen 4000 französische Soldaten und 2000 Sepoys als Hilfstruppen, und mit 40,000 Mann stürzten sich die beiden auf den Nabob des Karnatik, Anaverdi Khan, der geschlagen und getödtet wurde (3. August 1749). Noch Monate lange Kämpfe und Ränke aller Art kostete es Dupleix, bis auch der andre der beiden Prätendenten, Murzapha-Dschung, von eben dem Heere als Nizam ausgerufen ward, mit dem Nazir-Dschung gegen ihn herangezogen war. Endlich am 15. December 1750 war das große Ziel erreicht. Der neue Nizam des Dekhan: Murzapha, erhob im Namen des Großmoguls den französischen Statthalter Dupleix zum Nabob über alle Provinzen südlich des Flusses Krischna, d. h. über Karnatik und den ganzen Süden des Dekhan; ein Neufrankreich von vielleicht 30 Millionen Menschen war im fernen Indien gegründet, wenn das alte Frankreich zu unterstützen, zu behaupten verstand, was ein einzelner kühner Franzose mit bewunderungswürdiger Thatkraft und Findigkeit geschaffen hatte. Da erstand dem Nabob Dupleix, der, ohne selbst Soldat zu sein, durch geschickte Verwendung winziger Streitkräfte so Großes erreicht, ein furchtbarer Gegner in einem blutjungen Engländer, dem die Gaben eines eminenten Soldaten, eines Feldherrn ersten Ranges angeboren schienen und hinter diesem erhob sich das meergewaltige England, das besser fühlte, welch ein Machtinteresse hier in Frage stand, als das elende Höflingsgesindel, das zu Versailles um einen gottverlassenen König tändelte.

In dem festen Tritschinapali behauptete sich noch Mohamed Ali, der Sohn des gestürzten Nabobs von Karnatik, Anaverdi Khan. Tschunda-Sahib belagerte ihn. Anfang 1751 sandten die Engländer dem Belagerten Hilfe, aber die schwache Truppe wurde von den Franzosen geschlagen. Fiel auch dieser Platz, dann war es mit der Herrschaft, dem Ansehen der Engländer hier für immer zu Ende. Es schien als hätten diese selbst alle Hoffnung aufgegeben, denn der Befehlshaber der englischen Truppen Major Lawrence war nach England zurückgekehrt, einen Befehlshaber hatte die kleine Streitmacht gar nicht mehr, die er verlassen, Mannschaften und Offiziere waren in tiefster Entmuthigung. Da griff Robert Clive ein mit einem guten Gedanken und einer herzhaften That, die Alles wendete.

Am 29. Sept. 1725 auf dem uralten Stammsitz seiner Familie in Shropshire in der Nähe von Market-Drayton geboren, war Robert Clive[1]) als ein Taugenichts, an dem keine Erziehung und kein Unterricht fruchten wollte, mit 18 Jahren in den Dienst der ostindischen Gesellschaft nach Madras geschickt worden, um dort entweder ein besserer Mensch zu werden oder ohne

---

1) J. Malcolm, Life of Lord Robert Clive. 3 vols. London 1836. Vgl. den Essay von Macaulay, Lord Clive.

Schaden für die Welt unterzugehen. Er hatte abwechselnd als Buchhalter und Soldat gedient, mit der Waffe sich mehrmals durch Kühnheit und Todesverachtung hervorgethan, und war glücklich vom Fähndrich zum Proviantmeister mit Hauptmannsrang aufgerückt, als er jetzt 25 Jahre alt dem Statthalter vorstellte, wenn man die Dinge gehen lasse, wie bisher, so werde Tritschinapali fallen, das Haus Anaverdi Khans untergehen und dann seien die Franzosen die Alleinherren der ganzen indischen Welt. Das hatten sich die Andern auch schon gesagt, denn das war mit Händen zu greifen, es kam darauf an, zu sagen, wie es besser werden sollte. Clive fügte hinzu, eine kühne That müsse geschehen: wenn der belagerte Platz unmittelbar nicht mehr zu befreien sei, dann sei er vielleicht mittelbar zu retten; ein Handstreich auf **Arkot**, die Hauptstadt des Karnatik, werde den Nabob zur schleunigen Umkehr zwingen. Der Handstreich ward beschlossen; mit 200 englischen Soldaten und 300 Sepoys brach Clive auf und unterstützt durch die Schrecken einer stürmischen Gewitternacht, zog er ohne Schwertstreich in die Stadt, deren Besatzung in wilder Flucht zerstoben war. Von 10,000 Feinden belagert und beschossen hielt sich der junge Held in der verfallenen Stadt mit einer Handvoll Leute, die mit rührender Treue zu ihm hielten und Gefahr und Hunger unerschüttert ertrugen; fünfzig schwere Tage und Nächte waren überstanden, da schritten die Belagerer zum Sturm, Elephanten, vorn mit Eisenplatten versehen, gingen als lebendige Mauerbrecher voran. Mit Flinten- und Kanonensalven wurden die Angreifer drei Mal hinter einander zurückgeworfen; die Nacht machte dem Kampf ein Ende und am nächsten Morgen war das ganze Belagerungsheer verschwunden. Dieser glorreiche Kampf um Arkot war der Anfang der großen Wendung, welche über das Schicksal Indiens auf Jahrhunderte hinaus entschied. Durch die Mahratten verstärkt schlug Clive noch zwei Mal das Heer, das ihn belagert hatte und legte die Siegesstadt sammt dem Denkmal in Schutt und Asche, die Dupleix zu seiner Verherrlichung errichtet hatte; aber mit allen Waffenthaten hat Clive gegen den unbeugsamen Dupleix nichts ausgerichtet, was sich mit dem Schlage vergleichen ließe, den dieser durch sein eigenes Vaterland erlitt. Im August 1754 erschien mit 1200 Soldaten ein Geschwader der indischen Compagnie auf der Rhede von Pondichery; es brachte Dupleix keine Hilfe, sondern einen Nachfolger, der ihm, kaum ans Land gestiegen, eröffnete, daß er abberufen sei: das hatten die Engländer zur Vorbedingung des Friedens gemacht und zum Frieden mit England war die Compagnie wie das Ministerium entschlossen. Am 11. Okt. 1754 unterzeichnete der neue Statthalter Godeheu mit dem Statthalter von Madras Saunders einen Vertrag, dessen Grundlagen im Voraus zwischen den Cabineten von St. James und Versailles vereinbart worden waren und der mit einem Federstrich das ganze Werk Dupleix' vernichtete. Beide Gesellschaften untersagten sich gegenseitig, jemals in die innere Politik Indiens einzugreifen und verpflichteten ihre Agenten, auf alle Würden, Aemter und Ehren zu verzichten, welche von den Fürsten

[illegible]

[illegible]

[illegible] Zwischen Neuengland und Neufrankreich, [illegible] aus-breiten wollen, [illegible] denn ein Theil konnte nicht entbehren, was der andre ihm [illegible] nicht einräumen durfte. Die eine Streitfrage war, ob das „Akadien" (Neuschottland), welches im Utrechter Frieden an die Engländer abgetreten worden war, blos die acadische Halbinsel, wie die Franzosen gewiß richtig, oder das ganze canadische Gebiet links und rechts des St. Lorenzstroms mit umfaßte, wie die Engländer gewiß unrichtig behaupteten. Viel wichtiger war die andre Streitfrage, über die gar keine Vertragsurkunde vorlag, nämlich: wem sollte das **Ohiothal** gehören, den Franzosen, die es brauchten, um ihr Canada mit Louisiana zu verbinden, oder den Engländern, die sich verloren glaubten und glauben mußten, wenn diese Verbindung gelang? Was für die Franzosen eine Frage der Macht, war für die Engländer eine Frage der Existenz. Das zeigte die Art des Kriegs, den jene gegen diese führten.

Die französische Bevölkerung in Canada hatte sich im Laufe des letzten Menschenalters verdreifacht, zählte aber immer noch nicht mehr als 80,000 Köpfe, während die Neuenglandstaaten wenigstens 1,200,000 Weiße zählten, die für 37 Millionen Werth aus- und für 24½ Millionen Werth einführten, Ziffern, neben denen sich die des Handelsverkehrs von Canada (Ausfuhr 1,700,000 Frcs., Einfuhr 5,200,000 Frcs.) überaus geringfügig ausnahmen.[1]) Trotz des augenfälligen Mißverhältnisses der Zahl und des Wohlstandes war die französische Minderheit militärisch der englischen Mehrheit ganz ent-

1) H. Martin XV, 467, der auch weiterhin benutzt ist.

schieden überlegen, denn diese Canadier waren nicht Bauern, nicht Fabrikanten und nicht Kaufleute, sondern Soldaten Mann für Mann, die das Waffenhandwerk wie das edelste und einträglichste Gewerbe trieben. In den 13 Colonieen der Küste gab es politische und religiöse Freiheit in jeder Gestalt; in Canada gebot der Gouverneur, der Intendant und der Jesuit ganz wie zu Hause, ja der Jesuit trieb hier sogar Handel und Schmuggel, was er daheim nicht konnte. Bei den Engländern gedieh Alles in üppigem Wachsthum, was erobertes Land durch fleißige Cultur in dauerndes Eigenthum verwandelt, aber eine organisirte schlagfertige Wehrkraft hatten sie nicht. Den Canadiern fehlte Alles, was zur gediegenen Colonisation befähigt, aber nichts von dem, was ein Volk in Waffen stark, unter Umständen unbesiegbar macht, und wo ihre Macht nicht zureichte, besannen sie sich nicht, die Rothhäute mit Feuerwaffen zu versehen und in Massen auf ihre weißen Feinde zu hetzen. Angesichts dieser Lage konnte Benjamin Franklin wohl sagen: Unsere dreizehn Colonieen werden nie zur Ruhe kommen, so lange die Franzosen Herren von Canada sind.

Im Jahre 1748 hatte der französische Gouverneur La Galissoniere das Ohiothal für Frankreich in Besitz genommen und durch eine ganze Kette von Forts befestigt; sein Nachfolger Duquesne hatte in einem Winkel unterhalb des Alleghanygebirges, wo die Wege aus Virginien und Pennsylvanien ausmünden, ein Fort errichtet, das nach ihm Fort Duquesne genannt wurde und hier hat ein junger Oberst virginischer Milizen, George Washington, seine ersten Gänge gegen die Franzosen gethan, die später seine besten Verbündeten werden sollten. Nachdem er am 28. Mai 1754 eine kleine Abtheilung Franzosen zersprengt hatte, legte er oberhalb des Forts Duquesne, am Monongahela, einem Nebenfluß des Ohio eine Verschanzung an, wurde hier aber am 3. Juli von den Franzosen mit Uebermacht angegriffen und nach einem mörderischen Gefecht zu einer sehr demüthigenden Capitulation genöthigt.

An diesen Dingen hatten sich die Regierungen von England und Frankreich nicht betheiligt. Die letztere hatte La Galissoniere nach seiner Rückkehr um Unterstützung Canadas dringend bestürmt; statt zu handeln, unterhandelte sie und im Anfang 1755 war sie glücklich zu einem Friedensvorschlag gelangt, der in die Bahnen des Vertrags vom 11. Oktober 1754 einlenken zu wollen schien; „die beiderseitige Räumung alles Landes zwischen dem Ohio und dem Alleghanygebirge" bedeutete einen Rückzug für die Franzosen, die sich ja eben auf dem linken Ohioufer so glücklich behauptet hatten. Die Gegenvorschläge des englischen Cabinets vom 7. März 1755 waren dann freilich selbst für die Nachgiebigkeit dieser Regierung zu stark, aber einen Impuls zum offenen Bruch entnahm sie auch daraus nicht, von Seiten Englands ward er herbeigeführt und zwar mit der ganzen unbefangenen Brutalität, mit welcher die Engländer auf ihrem Element verfahren, wenn sie einen Vorwand haben, Seeraub im Großen zu treiben.

Nachdem im Januar 1755 General Braddock mit einem englischen Geschwader nach Virginien unter Segel gegangen war, hatte Frankreich im April gleichfalls ein Geschwader nach dem St. Lorenzstrom abgeschickt; es brachte einen neuen Statthalter de Vaudreuil mit 3000 Mann unter General Dieskau. Der französischen Flotte eilte ein zweites englisches Geschwader unter Admiral Boscawen nach und mit ihm — ohne jede Förmlichkeit — bei Neufundland ein Gefecht, in welchem zwei französische Schiffe nach heftigem Widerstand weggenommen wurden (8. Juni 1755). Das war der kleine Anfang einer gewaltigen Seeräuberei. Eine mächtige Flotte stand unter Oberbefehl des Admirals Edward Hawke zum Auslaufen bereit. Ihrer Absendung gingen im Schooße der Regentschaft — Georg II. hatte trotz des Ernstes der Lage für gut befunden, seine Sommerresidenz wieder in Herrenhausen zu nehmen — Berathungen voraus, die für das Ministerium Newcastle überaus bezeichnend waren. Eine Kriegserklärung zu erlassen in Abwesenheit des Königs und des Parlaments war ganz unmöglich; ohne Kriegserklärung die französische Flotte anzugreifen war zwar nicht unmöglich, aber doch sehr unzulässig. Newcastle war deshalb anfangs für eine einfache Uebungsfahrt im Canal. Aber schließlich vereinigte man sich dahin, eine Kriegserklärung nicht zu erlassen, und den Admiral dahin anzuweisen, daß er Linienschiffe, die ihm begegnen würden, angreifen, kleinere Kriegsschiffe aber und Kauffahrer nicht belästigen solle. So beschloß der Ministerrath und so ward Hawke angewiesen. Aber schon wenige Tage später bekam er Gegenbefehle, die ihn beauftragten, ohne Umstände alle französischen Schiffe, Kriegsschiffe wie Kauffahrer, die er zwischen Cap Ortegal und Cap Clear treffe, zu vernichten. Der berauschende Gedanke an den nationalen Sport der Kaperei hatte bei den Ministern alle Bedenken, alle Rücksicht auf Recht und Anstand zum Schweigen gebracht. Eine Hetzjagd auf französische Schiffe begann, wie sie großartiger und ruchloser noch nie erlebt worden war: 300 Kauffahrer mit 30 Millionen Werth und 6000 Matrosen waren die Beute, die bis zum Ende des Jahres in englische Häfen eingebracht ward. Ein Vorgang so unerhörter Art, daß selbst ein englischer Historiker meint, da dem Allem keine Kriegserklärung vorausgegangen, hätte Frankreich „ein gewisses Recht" gehabt, wie es that, über die punische Treulosigkeit des englischen Piratenvolkes zu klagen.[1])

Im ehrlichen Kriege erwiesen sich die englischen Waffen weniger glücklich als in dem schnöden Treibjagden auf friedliche Handelsschiffe. Am 9. Juli 1755 ließ sich General Braddock auf dem Wege zum Fort Duquesne in einer Waldschlucht von 600 Rothhäuten überfallen, die seiner Mannschaft eine blutige Niederlage beibrachten. Er selbst fiel in ritterlichem Kampfe.

Am 21. December erklärte der französische Minister des Auswärtigen Rouillé dem englischen Cabinet: Frankreich fordere die Rückgabe aller völker-

1) Mahon IV, c. 32.

rechtswidrig geraubten Schiffe und werde eine Weigerung als Kriegserklärung betrachten. Weder das Parlament noch das Cabinet von St. James hat auf diese Erklärung eine gerade Antwort gefunden, aber die geraubten Schiffe wurden nicht zurückgegeben und so hatte man denn den Krieg.

Mit gemietheten Hessen und Hannoveranern, deren schleunige Herbeirufung das Parlament beschloß, gedachte das stolze England sich gegen eine französische Landung zu vertheidigen und die schäumende Entrüstung, welche die Opposition über das schmähliche Subsidiensystem kundgab, kann auf den Unbefangenen nicht den mindesten Eindruck machen, trotzdem Pitt an ihrer Spitze stand; denn andere Truppen als fremde Miethlinge hätte auch er in der Eile nicht herbeischaffen können. Unter dem Schutz des panischen Schrecks, der bei der Kunde von großen Landungsvorbereitungen in allen Häfen von Brest bis Cherbourg ganz England durcheilte, hatte die französische Regierung in aller Stille im Hafen von Toulon ein Geschwader von 12 Kriegsschiffen mit 150 Transportschiffen ausgerüstet und bemannt, das am 10. April 1756 auslief und am 17. auf der Insel Minorca landete. Die Flotte befehligte La Galissoniere, der beste Seemann, den Frankreich damals besaß; der zwang das englische Geschwader, mit welchem Admiral Byng von Gibraltar her der bedrohten Insel zu Hilfe kommen wollte, in dem glücklichen Seegefecht vom 20. Mai umzukehren und Minorca seinem Schicksal zu überlassen. Der Oberbefehl über die 12,000 Truppen lag in den Händen des Herzogs von Richelieu, der durch rüstige Entschlossenheit und die klare Sicherheit seiner Führung alle Erwartungen übertraf. Nach mehrwöchentlicher gründlicher Beschießung beschloß er das überaus feste Felsennest St. Philipp mit blanker Waffe zu stürmen und in der Nacht vom 27.—28. Juni gelang das tollkühne Wagniß. Drei der Forts hatten die Franzosen am Morgen des 28. glücklich genommen; das genügte, um den englischen Gouverneur Blakeney zur Capitulation zu bestimmen, die denn auch mit allen Kriegsehren gewährt ward. In diesen Tagen erst war es zwischen England (17. Mai) und Frankreich (16. Juni) zum Austausch förmlicher Kriegserklärungen gekommen. Noch im Herbst gelang den französischen Waffen in Nordamerika ein vielverheißender Erfolg. Nachdem alle Versuche der Anglo-Amerikaner, Canada zu erobern, gescheitert waren, schritt der französische General Montcalm zum schneidigen Angriff. Auf dem See Ontario schiffte er sich mit 3000 Mann ein, landete vor dem englischen Fort Oswego, welches das nördliche Seeufer beherrschte und brachte es durch eine viertägige Berennung dahin, daß die ganze Garnison 1800 Mann stark capitulirte, im Augenblick, da 2000 Mann zu ihrer Hilfe heranrückten (14. August). Die Bemannung ward gefangen, 6 Kriegsbriggs, 200 Frachtschiffe, über 120 Stück Geschütze und große Lebensmittelvorräthe wurden erbeutet, das Fort nachher dem Erdboden gleich gemacht. Nahm man noch hinzu, daß Frankreich in denselben Tagen ein Vertrag mit Genua gelang, der seine künftige Herrschaft über Corsica vorbereitete, so mußte man sagen: Frankreich hatte den Seekrieg, den es nicht

gefunden, denn es [illegible] war [illegible] jener [illegible] [illegible] eröffnet. Der 100 [illegible] ersten Kriegs [illegible] machte die englische Flotte in See hielt, kam es nur [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] wenn es [illegible] [illegible] bekommen nur in der [illegible] des Mittelmeeres [illegible] [illegible] und [illegible] sich [illegible]. Die [illegible] Geschwaders [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Seemacht [illegible], [illegible] zu [illegible], [illegible] in [illegible] [illegible], wenn die Regierung als Mittel des Landes [illegible] und [illegible] der Flotte, dem Krieg auf dem Meere, dem Kampf um die [illegible] [illegible]. Die [illegible], die das [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], daß sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], sie bedurfte nur des [illegible] [illegible]; aber [illegible] gab sie, mit der [illegible] eines [illegible] zu [illegible], ein Beispiel von [illegible], den [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] Geschichte zu finden ist.[1]

---

1 [illegible] IV, 489.

III. England und die russisch-österreichische Verschwörung gegen Friedrich den Großen.

Der Seekrieg mit Frankreich hatte eine sehr überraschende, für das seegewaltige England äußerst empfindliche Wendung genommen. Noch dringender als den Franzosen mußte deshalb den Engländern die Pflicht erscheinen, sich aller Händel auf dem Festland zu entschlagen, um mit ganzer Kraft die Herrschaft über das Meer zu behaupten und noch leichter als die Minister zu Versailles hätte ihre Regierung das einfache Mittel finden müssen, der Last eines Doppelkriegs ledig zu bleiben. Als insulare Macht konnte Großbritannien allen Festlandwirren von Europa fern bleiben, wenn es nicht zwei Interessen gegeben hätte, deren Verletzung es nicht gleichgiltig glaubte mit ansehen zu dürfen: das eine forderte, daß die österreichischen Niederlande nicht von Frankreich verschlungen wurden und das andere, daß Hannover seinem Kurfürsten unversehrt erhalten blieb.

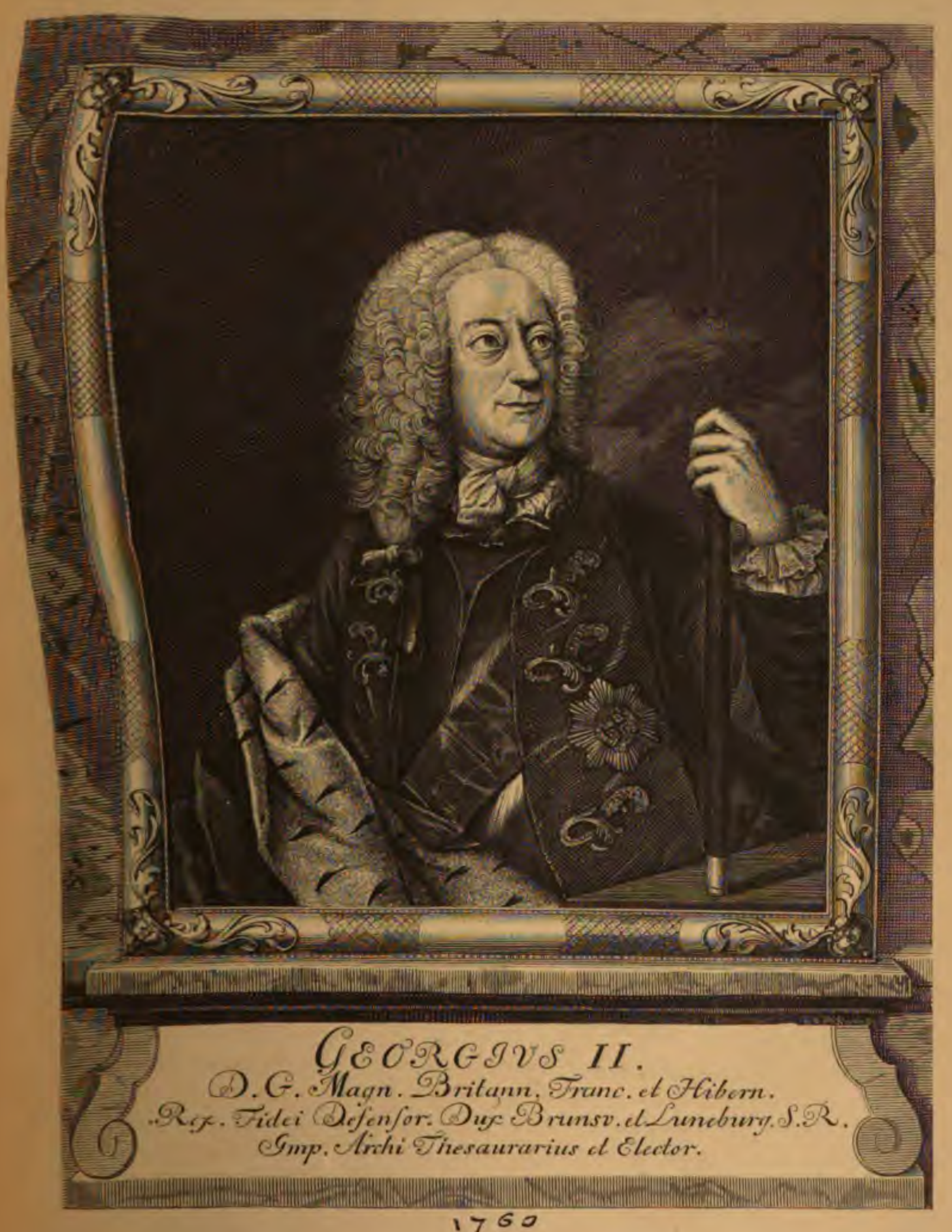
Im Erbfolgekriege hatte Ludwig XV. alle festen Plätze von Belgien erobert, und doch hatte er im Frieden zu Aachen, trotz einer Waffenüberlegenheit, die bis zum letzten Augenblick unerschüttert war, das Land bereitwilligst wieder herausgegeben. Ein brennendes Verlangen, dieses schöne Land zu behalten, hatte er also nicht gezeigt und es war sehr unwahrscheinlich, daß es gerade jetzt in ihm erwachen werde, da er sich in einen Weltkrieg zur See verwickelt sah, der die äußerste Anspannung seiner Kraft verlangte. Wenn es aber doch geschah, dann waren zwei Fälle möglich: entweder Oesterreich vertheidigte seine Provinz mit ungetheilter Macht und dann war es mit der bloßen Geldhilfe Englands und Hollands stark genug, sie zu halten gegen einen Angreifer, der durch den gleichzeitigen Kampf zur See geschwächt war und überdies keinen Marschall von Sachsen mehr hatte; oder Oesterreich vertheidigte seine Provinz nicht, dann war sie zu Lande überhaupt nicht zu vertheidigen und nur mittelbar zurückzuretten durch einen Friedensschluß wie den von 1748. Um solchen Frieden aber diktiren zu können, gab es für England wiederum kein sichreres Mittel als Verwendung aller Kraft auf den Seekrieg, in dem ihm schließlich doch die Ueberlegenheit bleiben mußte.

In Sachen Belgiens also ziemte England lediglich eine vorsichtig zuwartende Haltung, und dies um so mehr, als wegen der Vertheidigung der Barriereplätze einerseits, wegen der Handelsrechte der Belgier andrerseits zwischen der Hofburg und den Seemächten noch immer beständiger Hader herrschte.

Noch viel einfacher lag für eine unbefangene Auffassung die Frage wegen Hannovers. An dem Erbfolgekrieg hatte wohl der König von England, nicht aber der Kurfürst von Hannover Theil genommen. Die Theilung der untheilbaren Persönlichkeit Georgs II. in einen kriegführenden König und einen völlig neutralen Kurfürsten war vom September 1741 an bis zum Abschluß des Aachener Friedens durchgeführt worden und obgleich die hannoverschen Truppen erst im Solde Englands, dann scheinbar im Solde Oesterreichs überall auf Seite der Feinde Frankreichs mitgefochten, hatte Hannover als neutrales Land sicher wie in Abrahams Schoß dem Weltkrieg zugeschaut. Wem dankte Georg II. die Möglichkeit der Durchführung dieser wunderlichsten aller Doppelrollen? Einzig und allein seinem Neffen, König Friedrich von Preußen, ohne den ihm nie das Neutralitätsabkommen mit Frankreich (27. September 1741 zu Hannover[1]) gelungen wäre, der trotz aller Treulosigkeit der Welfen im eignen Interesse Norddeutschland vor Krieg bewahrt und selber niemals den Frieden Hannovers gestört hatte. Wenn aus der Logik dieser Thatsachen irgend etwas folgte, so war es dies, daß England, sowie der Seekrieg mit Frankreich in Sicht kam, mit Preußen ein enges Einvernehmen suchen mußte, um entweder auf demselben Wege wie 1741 die Neutralisirung Hannovers zu erreichen oder für den schlimmsten Fall sich die Waffenhilfe des streitbaren Nachbars sicher zu stellen. Keine von allen Festlandmächten, weder Rußland, noch Oesterreich, noch Holland, von Baiern und Sachsen gar nicht zu reden, konnte Hannover den mindesten Schutz gewähren, wenn Preußen nicht gewonnen war. Kurz, wenn Georg II. sein Interesse als König und Kurfürst nur einigermaßen verstand, so hatte er von vorn herein nichts anderes im Auge, als was er im Januar 1756 wirklich that. Statt dessen wühlte und hetzte er ohne ernsten Anlaß jahrelang gegen Preußen wie gegen einen Erbfeind und hielt erst inne, als er sah, was er nicht einen Augenblick je hätte übersehen dürfen, daß der König-Kurfürst, der gegen Preußen arbeitete, eine Politik des Selbstmordes trieb. Bevor wegen Neutralisirung Hannovers in Berlin auch nur angeklopft, bevor der leiseste Versuch gemacht war, zu ermitteln, ob das Verhältniß, das zwischen Preußen und Frankreich bestand, noch irgend eine für England bedrohliche Seite darbot, schickte das Cabinet von Westminster noch im April 1755 den Sir Hanbury Williams mit Weisungen nach Petersburg, als ob König Friedrich, der seit zehn Jahren der friedfertigste aller Monarchen war, von einem meuchlerischen Ueberfall Hannovers nur durch einen sofortigen Einbruch von Kosaken und Kalmücken könne abgehalten werden. Man glaubt zu träumen, wenn man liest, was Lord Holderneß am 11. April 1755 dem neu ernannten Gesandten für sein Vorgehen in Petersburg auftrug. Von der eigentlichen Lage der Dinge an den Höfen von Berlin, Petersburg und Wien hatte der Minister auch nicht die

---

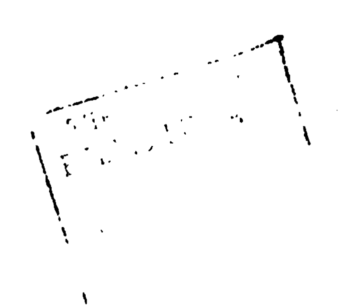
1) Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen. I. Bd. Gotha 1881. S. 448 ff.



1760

Georg II., Kurfürst von Hannover, König von England.

Nach dem Kupferstiche, 1739, von C. F. Fritzsch; Originalgemälde von Francesco Carlo Rusca (1701—1769).



leiseste Ahnung, der seinem Abgesandten befahl, den im Jahre 1742 mit Rußland geschlossenen Vertrag, der im Jahre 1757 ablief, schleunigst zu erneuern, damit ein großes, großes Unglück abgewendet werde. Welches war das Unglück? Rußland könne sich als asiatische Macht betrachten und stille sitzen, so daß der König von Preußen freien Spielraum gewinne, seine ehrgeizigen, gefährlichen und seit lange entworfenen Vergrößerungspläne durchzuführen,[1]) während Frankreich und England durch den Seekrieg beschäftigt wären. Der Minister wußte also nichts von dem geheimen Vertrag vom 2. Juni 1746, dem England selber nur mit Ausschluß der ihm wohlbekannten Geheimartikel am 30. Okt. 1750 a. St. beigetreten war;[2]) nichts von dem alljährlichen Aufmarsch der Russen und der Marschbereitschaft der Oesterreicher gegen Preußen, nichts von dem politischen Kriegszustand, welcher seit fünf Jahren zwischen Rußland und Preußen erklärt war, nichts von dem Ungewitter, das sich von Süden und Osten her über Friedrich entlud, sobald er nur eine Hand rührte, um Ernst zu machen mit den ehrgeizigen Vergrößerungsabsichten, die man ihm in London angedichtet?

Noch unwissender freilich war der biedre Williams, der von Petersburg aus Tonnen Goldes verlangte, um einen Hof gegen Preußen zu erkaufen, der längst keinen anderen Gedanken mehr hatte, als bei erster Gelegenheit mit Oesterreich und Sachsen zusammen über den verhaßten Nachbar herzufallen. Um Olsufiew, die rechte Hand Woronzows, zu gewinnen, verlangt er 1500 Dukaten auf die Hand und 500 Dukaten Jahrgeld, für die gleiche Summe glaubt er, werde der darbende sächsische Gesandte Funk zu haben sein und mit einem Trinkgeld von 500 Dukaten und einem Jahrgeld von 250 macht er sich anheischig, Wolkow, den Geheimschreiber Bestushews für die gute Sache zu kaufen. Holderneß weist die verlangten Summen willig an, Williams bringt am 30. Sept.[3]) seinen Vertrag glücklich zu Stande, verabreicht Bestushew eine Belohnung von 10,000 Pfund, fordert aber auch für Woronzow 500 Pfund und ein Geschenk von 50,000 Pfund für die Czarin selbst, die dem Vertrag ihre Genehmigung noch nicht ertheilt hat.[4]) Inzwischen hat der Minister endlich Verdacht geschöpft. Am 10. Oktober 1755 schreibt er an Mitchell, den nachherigen englischen Gesandten in Berlin: Unser Gegenstand ist Frankreich, Oesterreichs Gegenstand ist Preußen. Oesterreich will uns gegen Frankreich nicht beistehen, wenn wir nicht Preußen als unseren Feind erklären und der Kaiserin-Königin wieder erobern helfen, was sie im letzten Krieg verloren hat. Und wahrlich, in unserer jetzigen Lage an solch einen Plan zu denken, würde Wahnsinn (madness) gewesen sein.[5]) Es macht dem Scharfsinn des edlen Lord wenig Ehre, daß er so spät erst entdeckte, was

---

1) Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte. II, 286. 2) Martens, Recueil des traités conclus par la Russie avec les puissances étrangères. I, 178—183. Den vollständigen Wortlaut aller Geheimartikel hatte Hyndford mit Bericht vom 17. Nov. 1747 eingeschickt. St.-A. zu Hannover. 3) Garden IV, 13. 4) Raumer S. 290 ff. 5) Raumer S. 300.

des Landes ihnen übertragen worden seien; die besetzten Plätze und Länder sollten dem Großmogul zurückgegeben und die Besitzungen beider Gesellschaften an Umfang und Einkommen vollkommen gleichgestellt werden. Die Gleichstellung der Franzosen und Engländer in Indien bedeutete den Verzicht der ersteren auf ein großes Reich, der letzteren auf ein paar armselige Flecken; was beide Gesellschaften sich gegenseitig untersagten, war genau das, was, sowie das französische Gegengewicht verschwunden war, von den Engländern in schrankenlosem Umfang aufgenommen und bis zur vollständigen Einverleibung des ganzen ungeheuern Landes durchgeführt ward.

Mit einer Regierung, die solch ein Opfer leichten Herzens brachte, wäre wohl auch über Canada irgend ein friedliches Abkommen möglich gewesen, wenn England nicht selber, wie einst gegenüber Spanien, seiner Kriegslust die Zügel schießen ließ.

Auf dem Festland von Nordamerika hatten die Franzosen zwei räumlich weit von einander entfernte Gebiete von sehr ungleicher Größe: das war im Süden Louisiana, das Land, das der Mississippi in seinem untern Lauf durchströmt, und hoch im Norden der großen Seen Canada, über dessen Grenzen beständiger Streit herrschte. Zu England gehörte der lange schmale Streifen Land zwischen dem Alleghanygebirge und dem atlantischen Meere. Zwischen Neuengland und Neufrankreich, wie wir uns der Kürze halber ausdrücken wollen, herrschte ewige Fehde und mußte ewige Fehde herrschen, denn ein Theil konnte nicht entbehren, was der andre ihm freiwillig nicht einräumen durfte. Die eine Streitfrage war, ob das „Acadien" (Neuschottland), welches im Utrechter Frieden an die Engländer abgetreten worden war, blos die acadische Halbinsel, wie die Franzosen gewiß richtig, oder das ganze canadische Gebiet links und rechts des St. Lorenzstroms mit umfaßte, wie die Engländer gewiß unrichtig behaupteten. Viel wichtiger war die andre Streitfrage, über die gar keine Vertragsurkunde vorlag, nämlich: wem sollte das Ohiothal gehören, den Franzosen, die es brauchten, um ihr Canada mit Louisiana zu verbinden, oder den Engländern, die sich verloren glaubten und glauben mußten, wenn diese Verbindung gelang? Was für die Franzosen eine Frage der Macht, war für die Engländer eine Frage der Existenz. Das zeigte die Art des Kriegs, den jene gegen diese führten.

Die französische Bevölkerung in Canada hatte sich im Laufe des letzten Menschenalters verdreifacht, zählte aber immer noch nicht mehr als 80,000 Köpfe, während die Neuenglandstaaten wenigstens 1,200,000 Weiße zählten, die für 37 Millionen Werth aus- und für 24½ Millionen Werth einführten, Ziffern, neben denen sich die des Handelsverkehrs von Canada (Ausfuhr 1,700,000 Frcs., Einfuhr 5,200,000 Frcs.) überaus geringfügig ausnahmen.[1]) Trotz des augenfälligen Mißverhältnisses der Zahl und des Wohlstandes war die französische Minderheit militärisch der englischen Mehrheit ganz ent-

1) H. Martin XV, 467, der auch weiterhin benutzt ist.

schieden überlegen, denn diese Canadier waren nicht Bauern, nicht Fabrikanten und nicht Kaufleute, sondern Soldaten Mann für Mann, die das Waffenhandwerk wie das edelste und einträglichste Gewerbe trieben. In den 13 Colonieen der Küste gab es politische und religiöse Freiheit in jeder Gestalt; in Canada gebot der Gouverneur, der Intendant und der Jesuit ganz wie zu Hause, ja der Jesuit trieb hier sogar Handel und Schmuggel, was er daheim nicht konnte. Bei den Engländern gedieh Alles in üppigem Wachsthum, was erobertes Land durch fleißige Cultur in dauerndes Eigenthum verwandelt, aber eine organisirte schlagfertige Wehrkraft hatten sie nicht. Den Canadiern fehlte Alles, was zur gediegenen Colonisation befähigt, aber nichts von dem, was ein Volk in Waffen stark, unter Umständen unbesiegbar macht, und wo ihre Macht nicht zureichte, besannen sie sich nicht, die Rothhäute mit Feuerwaffen zu versehen und in Massen auf ihre weißen Feinde zu hetzen. Angesichts dieser Lage konnte Benjamin Franklin wohl sagen: Unsere dreizehn Colonieen werden nie zur Ruhe kommen, so lange die Franzosen Herren von Canada sind.

Im Jahre 1748 hatte der französische Gouverneur La Galissoniere das Ohiothal für Frankreich in Besitz genommen und durch eine ganze Kette von Forts befestigt; sein Nachfolger Duquesne hatte in einem Winkel unterhalb des Alleghanygebirges, wo die Wege aus Virginien und Pennsylvanien ausmünden, ein Fort errichtet, das nach ihm Fort Duquesne genannt wurde und hier hat ein junger Oberst virginischer Milizen, George Washington, seine ersten Gänge gegen die Franzosen gethan, die später seine besten Verbündeten werden sollten. Nachdem er am 28. Mai 1754 eine kleine Abtheilung Franzosen zersprengt hatte, legte er oberhalb des Forts Duquesne, am Monongahela, einem Nebenfluß des Ohio eine Verschanzung an, wurde hier aber am 3. Juli von den Franzosen mit Uebermacht angegriffen und nach einem mörderischen Gefecht zu einer sehr demüthigenden Capitulation genöthigt.

An diesen Dingen hatten sich die Regierungen von England und Frankreich nicht betheiligt. Die letztere hatte La Galissoniere nach seiner Rückkehr um Unterstützung Canadas dringend bestürmt; statt zu handeln, unterhandelte sie und im Anfang 1755 war sie glücklich zu einem Friedensvorschlag gelangt, der in die Bahnen des Vertrags vom 11. Oktober 1754 einlenken zu wollen schien; „die beiderseitige Räumung alles Landes zwischen dem Ohio und dem Alleghanygebirge" bedeutete einen Rückzug für die Franzosen, die sich ja eben auf dem linken Ohioufer so glücklich behauptet hatten. Die Gegenvorschläge des englischen Cabinets vom 7. März 1755 waren dann freilich selbst für die Nachgiebigkeit dieser Regierung zu stark, aber einen Impuls zum offenen Bruch entnahm sie auch daraus nicht, von Seiten Englands ward er herbeigeführt und zwar mit der ganzen unbefangenen Brutalität, mit welcher die Engländer auf ihrem Element verfahren, wenn sie einen Vorwand haben, Seeraub im Großen zu treiben.

des Landes ihnen übertragen worden seien; die besetzten Plätze und Länder sollten dem Großmogul zurückgegeben und die Besitzungen beider Gesellschaften an Umfang und Einkommen vollkommen gleichgestellt werden. Die Gleichstellung der Franzosen und Engländer in Indien bedeutete den Verzicht der ersteren auf ein großes Reich, der letzteren auf ein paar armselige Flecken; was beide Gesellschaften sich gegenseitig untersagten, war genau das, was, sowie das französische Gegengewicht verschwunden war, von den Engländern in schrankenlosem Umfang aufgenommen und bis zur vollständigen Einverleibung des ganzen ungeheuern Landes durchgeführt ward.

Mit einer Regierung, die solch ein Opfer leichten Herzens brachte, wäre wohl auch über Canada irgend ein friedliches Abkommen möglich gewesen, wenn England nicht selber, wie einst gegenüber Spanien, seiner Kriegslust die Zügel schießen ließ.

Auf dem Festland von Nordamerika hatten die Franzosen zwei räumlich weit von einander entfernte Gebiete von sehr ungleicher Größe: das war im Süden Louisiana, das Land, das der Mississippi in seinem untern Lauf durchströmt, und hoch im Norden der großen Seen Canada, über dessen Grenzen beständiger Streit herrschte. Zu England gehörte der lange schmale Streifen Land zwischen dem Alleghanygebirge und dem atlantischen Meere. Zwischen Neuengland und Neufrankreich, wie wir uns der Kürze halber ausdrücken wollen, herrschte ewige Fehde und mußte ewige Fehde herrschen, denn ein Theil konnte nicht entbehren, was der andre ihm freiwillig nicht einräumen durfte. Die eine Streitfrage war, ob das „Acadien" (Neuschottland), welches im Utrechter Frieden an die Engländer abgetreten worden war, blos die acadische Halbinsel, wie die Franzosen gewiß richtig, oder das ganze canadische Gebiet links und rechts des St. Lorenzstroms mit umfaßte, wie die Engländer gewiß unrichtig behaupteten. Viel wichtiger war die andre Streitfrage, über die gar keine Vertragsurkunde vorlag, nämlich: wem sollte das Ohiothal gehören, den Franzosen, die es brauchten, um ihr Canada mit Louisiana zu verbinden, oder den Engländern, die sich verloren glaubten und glauben mußten, wenn diese Verbindung gelang? Was für die Franzosen eine Frage der Macht, war für die Engländer eine Frage der Existenz. Das zeigte die Art des Kriegs, den jene gegen diese führten.

Die französische Bevölkerung in Canada hatte sich im Laufe des letzten Menschenalters verdreifacht, zählte aber immer noch nicht mehr als 80,000 Köpfe, während die Neuenglandstaaten wenigstens 1,200,000 Weiße zählten, die für 37 Millionen Werth aus- und für 24½ Millionen Werth einführten, Ziffern, neben denen sich die des Handelsverkehrs von Canada (Ausfuhr 1,700,000 Frcs., Einfuhr 5,200,000 Frcs.) überaus geringfügig ausnahmen.[1]) Trotz des augenfälligen Mißverhältnisses der Zahl und des Wohlstandes war die französische Minderheit militärisch der englischen Mehrheit ganz ent-

1) H. Martin XV, 467, der auch weiterhin benutzt ist.

schieden überlegen, denn diese Canadier waren nicht Bauern, nicht Fabrikanten und nicht Kaufleute, sondern Soldaten Mann für Mann, die das Waffenhandwerk wie das edelste und einträglichste Gewerbe trieben. In den 13 Colonieen der Küste gab es politische und religiöse Freiheit in jeder Gestalt; in Canada gebot der Gouverneur, der Intendant und der Jesuit ganz wie zu Hause, ja der Jesuit trieb hier sogar Handel und Schmuggel, was er daheim nicht konnte. Bei den Engländern gedieh Alles in üppigem Wachsthum, was erobertes Land durch fleißige Cultur in dauerndes Eigenthum verwandelt, aber eine organisirte schlagfertige Wehrkraft hatten sie nicht. Den Canadiern fehlte Alles, was zur gediegenen Colonisation befähigt, aber nichts von dem, was ein Volk in Waffen stark, unter Umständen unbesiegbar macht, und wo ihre Macht nicht zureichte, besannen sie sich nicht, die Rothhäute mit Feuerwaffen zu versehen und in Massen auf ihre weißen Feinde zu hetzen. Angesichts dieser Lage konnte Benjamin Franklin wohl sagen: Unsere dreizehn Colonieen werden nie zur Ruhe kommen, so lange die Franzosen Herren von Canada sind.

Im Jahre 1748 hatte der französische Gouverneur La Galissoniere das Ohiothal für Frankreich in Besitz genommen und durch eine ganze Kette von Forts befestigt; sein Nachfolger Duquesne hatte in einem Winkel unterhalb des Alleghanygebirges, wo die Wege aus Virginien und Pennsylvanien ausmünden, ein Fort errichtet, das nach ihm Fort Duquesne genannt wurde und hier hat ein junger Oberst virginischer Milizen, George Washington, seine ersten Gänge gegen die Franzosen gethan, die später seine besten Verbündeten werden sollten. Nachdem er am 28. Mai 1754 eine kleine Abtheilung Franzosen zersprengt hatte, legte er oberhalb des Forts Duquesne, am Monongahela, einem Nebenfluß des Ohio eine Verschanzung an, wurde hier aber am 3. Juli von den Franzosen mit Uebermacht angegriffen und nach einem mörderischen Gefecht zu einer sehr demüthigenden Capitulation genöthigt.

An diesen Dingen hatten sich die Regierungen von England und Frankreich nicht betheiligt. Die letztere hatte La Galissoniere nach seiner Rückkehr um Unterstützung Canadas dringend bestürmt; statt zu handeln, unterhandelte sie und im Anfang 1755 war sie glücklich zu einem Friedensvorschlag gelangt, der in die Bahnen des Vertrags vom 11. Oktober 1754 einlenken zu wollen schien; „die beiderseitige Räumung alles Landes zwischen dem Ohio und dem Alleghanygebirge" bedeutete einen Rückzug für die Franzosen, die sich ja eben auf dem linken Ohioufer so glücklich behauptet hatten. Die Gegenvorschläge des englischen Cabinets vom 7. März 1755 waren dann freilich selbst für die Nachgiebigkeit dieser Regierung zu stark, aber einen Impuls zum offenen Bruch entnahm sie auch daraus nicht, von Seiten Englands ward er herbeigeführt und zwar mit der ganzen unbefangenen Brutalität, mit welcher die Engländer auf ihrem Element verfahren, wenn sie einen Vorwand haben, Seeraub im Großen zu treiben.

Nachdem im Januar 1755 General Braddock mit einem englischen Geschwader nach Virginien unter Segel gegangen war, hatte Frankreich im April seinerseits ein Geschwader nach dem St. Lorenzstrom abgeschickt, es brachte einen neuen Statthalter de Vaudreuil und 3000 Mann unter General Dieskau. Der französischen Flotte eilte ein zweites englisches Geschwader unter Admiral Boscawen nach und lieferte ihm — ohne jede Förmlichkeit — bei Neufoundland ein Gefecht, in welchem zwei französische Schiffe nach heftigem Widerstand weggenommen wurden (8. Juni 1755). Das war der kleine Anfang einer großartigen Seeräuberei. Eine mächtige Flotte stand unter Oberbefehl des Admirals Edward Hawke zum Auslaufen bereit. Ihrer Absendung gingen im Schoße der Regentschaft — Georg II. hatte trotz des Ernstes der Zeiten für passend gefunden, seine Sommerfrische wieder im Herrenhausen zu nehmen — Berathungen voraus, die für das Ministerium Newcastle überaus bezeichnend waren. Eine Kriegserklärung zu erlassen in Abwesenheit des Königs und des Parlaments war ganz unmöglich; ohne Kriegserklärung die französische Flotte anzugreifen war zwar nicht unmöglich, aber doch sehr unanständig. Newcastle war deshalb anfangs für eine einfache Uebungsfahrt im Canal. Aber schließlich vereinigte man sich dahin, eine Kriegserklärung nicht zu erlassen, und den Admiral dahin anzuweisen, daß er Linienschiffe, die ihm begegnen würden, angreifen, kleinere Kriegsschiffe aber und Kauffahrer nicht belästigen solle. So beschloß der Ministerrath und so ward Hawke angewiesen. Aber schon wenige Tage später bekam er Gegenbefehle, die ihn beauftragten, ohne Umstände alle französischen Schiffe, Kriegsschiffe wie Kauffahrer, die er zwischen Cap Ortegal und Cap Clear treffe, zu vernichten. Der berauschende Gedanke an den nationalen Sport der Kaperei hatte bei den Ministern alle Bedenken, alle Rücksicht auf Recht und Anstand zum Schweigen gebracht. Eine Hetzjagd auf französische Schiffe begann, wie sie großartiger und ruchloser noch nie erlebt worden war: 300 Kauffahrer mit 30 Millionen Werth und 6000 Matrosen waren die Beute, die bis zum Ende des Jahres in englische Häfen eingebracht ward. Ein Vorgang so unerhörter Art, daß selbst ein englischer Historiker meint, da dem Allem keine Kriegserklärung vorausgegangen, hätte Frankreich „ein gewisses Recht" gehabt, wie es that, über die punische Treulosigkeit des englischen Piratenvolkes zu klagen.[1])

Im ehrlichen Kriege erwiesen sich die englischen Waffen weniger glücklich als in dem schnöden Treibjagden auf friedliche Handelsschiffe. Am 9. Juli 1755 ließ sich General Braddock auf dem Wege zum Fort Duquesne in einer Waldschlucht von 600 Rothhäuten überfallen, die seiner Mannschaft eine blutige Niederlage beibrachten. Er selbst fiel in ritterlichem Kampfe.

Am 21. December erklärte der französische Minister des Auswärtigen Rouillé dem englischen Cabinet: Frankreich fordere die Rückgabe aller völker-

1) Mahon IV, c. 32.

rechtswidrig geraubten Schiffe und werde eine Weigerung als Kriegserklärung betrachten. Weder das Parlament noch das Cabinet von St. James hat auf diese Erklärung eine gerade Antwort gefunden, aber die geraubten Schiffe wurden nicht zurückgegeben und so hatte man denn den Krieg.

Mit gemietheten Hessen und Hannoveranern, deren schleunige Herbeirufung das Parlament beschloß, gedachte das stolze England sich gegen eine französische Landung zu vertheidigen und die schäumende Entrüstung, welche die Opposition über das schmähliche Subsidiensystem kundgab, kann auf den Unbefangenen nicht den mindesten Eindruck machen, trotzdem Pitt an ihrer Spitze stand; denn andere Truppen als fremde Miethlinge hätte auch er in der Eile nicht herbeischaffen können. Unter dem Schutz des panischen Schrecks, der bei der Kunde von großen Landungsvorbereitungen in allen Häfen von Brest bis Cherbourg ganz England durcheilte, hatte die französische Regierung in aller Stille im Hafen von Toulon ein Geschwader von 12 Kriegsschiffen mit 150 Transportschiffen ausgerüstet und bemannt, das am 10. April 1756 auslief und am 17. auf der Insel Minorca landete. Die Flotte befehligte La Galissoniere, der beste Seemann, den Frankreich damals besaß; der zwang das englische Geschwader, mit welchem Admiral Byng von Gibraltar her der bedrohten Insel zu Hilfe kommen wollte, in dem glücklichen Seegefecht vom 20. Mai umzukehren und Minorca seinem Schicksal zu überlassen. Der Oberbefehl über die 12,000 Truppen lag in den Händen des Herzogs von Richelieu, der durch rüstige Entschlossenheit und die klare Sicherheit seiner Führung alle Erwartungen übertraf. Nach mehrwöchentlicher gründlicher Beschießung beschloß er das überaus feste Felsennest St. Philipp mit blanker Waffe zu stürmen und in der Nacht vom 27.—28. Juni gelang das tollkühne Wagniß. Drei der Forts hatten die Franzosen am Morgen des 28. glücklich genommen; das genügte, um den englischen Gouverneur Blakeney zur Capitulation zu bestimmen, die denn auch mit allen Kriegsehren gewährt ward. In diesen Tagen erst war es zwischen England (17. Mai) und Frankreich (16. Juni) zum Austausch förmlicher Kriegserklärungen gekommen. Noch im Herbst gelang den französischen Waffen in Nordamerika ein vielverheißender Erfolg. Nachdem alle Versuche der Anglo-Amerikaner, Canada zu erobern, gescheitert waren, schritt der französische General Montcalm zum schneidigen Angriff. Auf dem See Ontario schiffte er sich mit 3000 Mann ein, landete vor dem englischen Fort Oswego, welches das nördliche Seeufer beherrschte und brachte es durch eine viertägige Berennung dahin, daß die ganze Garnison 1800 Mann stark capitulirte, im Augenblick, da 2000 Mann zu ihrer Hilfe heranrückten (14. August). Die Bemannung ward gefangen, 6 Kriegsbriggs, 200 Frachtschiffe, über 120 Stück Geschütze und große Lebensmittelvorräthe wurden erbeutet, das Fort nachher dem Erdboden gleich gemacht. Nahm man noch hinzu, daß Frankreich in denselben Tagen ein Vertrag mit Genua gelang, der seine künftige Herrschaft über Corsica vorbereitete, so mußte man sagen: Frankreich hatte den Seekrieg, den es nicht

gesucht, dem es ausgewichen war unter Opfern jeder Art, geradezu glanzvoll eröffnet. Den 100 Linienschiffen ersten Ranges, welche die englische Flotte in See stellte, hatte es nur 60, worunter anfangs kaum die Hälfte in kriegsfertigem Stand entgegenzustellen und dennoch hatte es Canada glücklich behauptet und in der Westkammer des Mittelmeeres Minorca erobert und Corsicas sich versichert. Wie viel Größeres noch konnte seine kaum entwickelte Seemacht erreichen, wie viel Bedrohtes war zu retten, wie viel Preisgegebenes in Ostindien wiederzugewinnen, wenn die Regierung alle Mittel des Landes zusammenhielt und ungetheilt der Flotte, dem Krieg auf den Meeren, dem Kampf um die Colonieen zuwendete. Die Staatsleitung, die das fertig brachte, einfach dadurch, daß sie keinen Landkrieg anfing, bedurfte keiner Genialität, sie bedurfte nur des einfachsten Menschenverstandes; aber eben jetzt gab sie, mit den Worten eines Franzosen zu reden, „ein Beispiel von Wahnwitz, von blödsinnigem Verrath am eigenen Selbst, wie kaum ein zweites in aller Geschichte zu finden ist".[1])

1) H. Martin XV, 489.

III. England und die russisch-österreichische Verschwörung gegen Friedrich den Großen.

Der Seekrieg mit Frankreich hatte eine sehr überraschende, für das seegewaltige England äußerst empfindliche Wendung genommen. Noch dringender als den Franzosen mußte deshalb den Engländern die Pflicht erscheinen, sich aller Händel auf dem Festland zu entschlagen, um mit ganzer Kraft die Herrschaft über das Meer zu behaupten und noch leichter als die Minister zu Versailles hätte ihre Regierung das einfache Mittel finden müssen, der Last eines Doppelkriegs ledig zu bleiben. Als insulare Macht konnte Großbritannien allen Festlandwirren von Europa fern bleiben, wenn es nicht zwei Interessen gegeben hätte, deren Verletzung es nicht gleichgiltig glaubte mit ansehen zu dürfen: das eine forderte, daß die österreichischen Niederlande nicht von Frankreich verschlungen wurden und das andere, daß Hannover seinem Kurfürsten unversehrt erhalten blieb.

Im Erbfolgekriege hatte Ludwig XV. alle festen Plätze von Belgien erobert, und doch hatte er im Frieden zu Aachen, trotz einer Waffenüberlegenheit, die bis zum letzten Augenblick unerschüttert war, das Land bereitwilligst wieder herausgegeben. Ein brennendes Verlangen, dieses schöne Land zu behalten, hatte er also nicht gezeigt und es war sehr unwahrscheinlich, daß es gerade jetzt in ihm erwachen werde, da er sich in einen Weltkrieg zur See verwickelt sah, der die äußerste Anspannung seiner Kraft verlangte. Wenn es aber doch geschah, dann waren zwei Fälle möglich: entweder Oesterreich vertheidigte seine Provinz mit ungetheilter Macht und dann war es mit der bloßen Geldhilfe Englands und Hollands stark genug, sie zu halten gegen einen Angreifer, der durch den gleichzeitigen Kampf zur See geschwächt war und überdies keinen Marschall von Sachsen mehr hatte; oder Oesterreich vertheidigte seine Provinz nicht, dann war sie zu Lande überhaupt nicht zu vertheidigen und nur mittelbar zurückzuretten durch einen Friedensschluß wie den von 1748. Um solchen Frieden aber diktiren zu können, gab es für England wiederum kein sichreres Mittel als Verwendung aller Kraft auf den Seekrieg, in dem ihm schließlich doch die Ueberlegenheit bleiben mußte.

In Sachen Belgiens also ziemte England lediglich eine vorsichtig zuwartende Haltung, und dies um so mehr, als wegen der Vertheidigung der Barriereplätze einerseits, wegen der Handelsrechte der Belgier andrerseits zwischen der Hofburg und den Seemächten noch immer beständiger Hader herrschte.

Noch viel einfacher lag für eine unbefangene Auffassung die Frage wegen Hannovers. An dem Erbfolgekrieg hatte wohl der König von England, nicht aber der Kurfürst von Hannover Theil genommen. Die Theilung der untheilbaren Persönlichkeit Georgs II. in einen kriegführenden König und einen völlig neutralen Kurfürsten war vom September 1741 an bis zum Abschluß des Aachener Friedens durchgeführt worden und obgleich die hannoverschen Truppen erst im Solde Englands, dann scheinbar im Solde Oesterreichs überall auf Seite der Feinde Frankreichs mitgefochten, hatte Hannover als neutrales Land sicher wie in Abrahams Schoß dem Weltkrieg zugeschaut. Wem dankte Georg II. die Möglichkeit der Durchführung dieser wunderlichsten aller Doppelrollen? Einzig und allein seinem Neffen, König Friedrich von Preußen, ohne den ihm nie das Neutralitätsabkommen mit Frankreich (27. September 1741 zu Hannover[1]) gelungen wäre, der trotz aller Treulosigkeit der Welfen im eignen Interesse Norddeutschland vor Krieg bewahrt und selber niemals den Frieden Hannovers gestört hatte. Wenn aus der Logik dieser Thatsachen irgend etwas folgte, so war es dies, daß England, sowie der Seekrieg mit Frankreich in Sicht kam, mit Preußen ein enges Einvernehmen suchen mußte, um entweder auf demselben Wege wie 1741 die Neutralisirung Hannovers zu erreichen oder für den schlimmsten Fall sich die Waffenhilfe des streitbaren Nachbars sicher zu stellen. Keine von allen Festlandmächten, weder Rußland, noch Oesterreich, noch Holland, von Baiern und Sachsen gar nicht zu reden, konnte Hannover den mindesten Schutz gewähren, wenn Preußen nicht gewonnen war. Kurz, wenn Georg II. sein Interesse als König und Kurfürst nur einigermaßen verstand, so hatte er von vorn herein nichts anderes im Auge, als was er im Januar 1756 wirklich that. Statt dessen wühlte und hetzte er ohne ernsten Anlaß jahrelang gegen Preußen wie gegen einen Erbfeind und hielt erst inne, als er sah, was er nicht einen Augenblick je hätte übersehen dürfen, daß der König-Kurfürst, der gegen Preußen arbeitete, eine Politik des Selbstmordes trieb. Bevor wegen Neutralisirung Hannovers in Berlin auch nur angeklopft, bevor der leiseste Versuch gemacht war, zu ermitteln, ob das Verhältniß, das zwischen Preußen und Frankreich bestand, noch irgend eine für England bedrohliche Seite darbot, schickte das Cabinet von Westminster noch im April 1755 den Sir Hanbury Williams mit Weisungen nach Petersburg, als ob König Friedrich, der seit zehn Jahren der friedfertigste aller Monarchen war, von einem meuchlerischen Ueberfall Hannovers nur durch einen sofortigen Einbruch von Kosaken und Kalmücken könne abgehalten werden. Man glaubt zu träumen, wenn man liest, was Lord Holderneß am 11. April 1755 dem neu ernannten Gesandten für sein Vorgehen in Petersburg auftrug. Von der eigentlichen Lage der Dinge an den Höfen von Berlin, Petersburg und Wien hatte der Minister auch nicht die

1) Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen. I. Bd. Gotha 1881. S. 448 ff.



Georg II., Kurfürst von Hannover, König von England.

Nach dem Kupferstiche, 1739, von C. F. Fritzsch; Originalgemälde von Francesco Carlo Rusca (1701—1769).

leiseste Ahnung, der seinem Abgesandten befahl, den im Jahre 1742 mit Rußland geschlossenen Vertrag, der im Jahre 1757 ablief, schleunigst zu erneuern, damit ein großes, großes Unglück abgewendet werde. Welches war das Unglück? Rußland könne sich als asiatische Macht betrachten und stille sitzen, so daß der König von Preußen freien Spielraum gewinne, seine ehrgeizigen, gefährlichen und seit lange entworfenen Vergrößerungspläne durchzuführen,[1]) während Frankreich und England durch den Seekrieg beschäftigt wären. Der Minister wußte also nichts von dem geheimen Vertrag vom 2. Juni 1746, dem England selber nur mit Ausschluß der ihm wohlbekannten Geheimartikel am 30. Okt. 1750 a. St. beigetreten war;[2]) nichts von dem alljährlichen Aufmarsch der Russen und der Marschbereitschaft der Oesterreicher gegen Preußen, nichts von dem politischen Kriegszustand, welcher seit fünf Jahren zwischen Rußland und Preußen erklärt war, nichts von dem Ungewitter, das sich von Süden und Osten her über Friedrich entlud, sobald er nur eine Hand rührte, um Ernst zu machen mit den ehrgeizigen Vergrößerungsabsichten, die man ihm in London angedichtet?

Noch unwissender freilich war der biedre Williams, der von Petersburg aus Tonnen Goldes verlangte, um einen Hof gegen Preußen zu erkaufen, der längst keinen anderen Gedanken mehr hatte, als bei erster Gelegenheit mit Oesterreich und Sachsen zusammen über den verhaßten Nachbar herzufallen. Um Olsufiew, die rechte Hand Woronzows, zu gewinnen, verlangt er 1500 Dukaten auf die Hand und 500 Dukaten Jahrgeld, für die gleiche Summe glaubt er, werde der darbende sächsische Gesandte Funk zu haben sein und mit einem Trinkgeld von 500 Dukaten und einem Jahrgeld von 250 macht er sich anheischig, Wolkow, den Geheimschreiber Bestushews für die gute Sache zu kaufen. Holderneß weist die verlangten Summen willig an, Williams bringt am 30. Sept.[3]) seinen Vertrag glücklich zu Stande, verabreicht Bestushew eine Belohnung von 10,000 Pfund, fordert aber auch für Woronzow 500 Pfund und ein Geschenk von 50,000 Pfund für die Czarin selbst, die dem Vertrag ihre Genehmigung noch nicht ertheilt hat.[4]) Inzwischen hat der Minister endlich Verdacht geschöpft. Am 10. Oktober 1755 schreibt er an Mitchell, den nachherigen englischen Gesandten in Berlin: Unser Gegenstand ist Frankreich, Oesterreichs Gegenstand ist Preußen. Oesterreich will uns gegen Frankreich nicht beistehen, wenn wir nicht Preußen als unseren Feind erklären und der Kaiserin-Königin wieder erobern helfen, was sie im letzten Krieg verloren hat. Und wahrlich, in unserer jetzigen Lage an solch einen Plan zu denken, würde Wahnsinn (madness) gewesen sein.[5]) Es macht dem Scharfsinn des edlen Lord wenig Ehre, daß er so spät erst entdeckte, was

1) Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte. II, 286. 2) Martens, Recueil des traités conclus par la Russie avec les puissances étrangères. I, 178—183. Den vollständigen Wortlaut aller Geheimartikel hatte Hyndford mit Bericht vom 17. Nov. 1747 eingeschickt. St.-A. zu Hannover. 3) Garden IV, 13. 4) Raumer S. 290 ff. 5) Raumer S. 300.

Oesterreich eigentlich vorhatte und vorhaben mußte, noch weniger freilich, daß er über die Gesinnungen Rußlands nach wie vor im Finstern tappte und sogar noch am 26. December Williams auftrug, er möge bei den russischen Ministern erforschen, inwiefern der Wiener Hof „sich bemüht habe, sie — gegen Preußen nämlich — zu mißleiten". Immerhin kam ihm doch jetzt wenigstens der allein rettende Gedanke, sich vertrauensvoll an Preußen zu wenden, ein Gedanke, der sofort zündenden Erfolg hatte.

Der englisch-russische Vertrag, den die Kaiserin noch immer nicht vollzogen hatte, war seinem Wortlaute nach so unschuldig defensiver Natur, daß er ohne Bedenken dem preußischen Hofe mitgetheilt werden konnte und König Friedrich hatte durch seinen Gesandten Louis Michell dem Lord Holderneß aussprechen lassen, er sei sehr erfreut über diese Mittheilung und die bei diesem Anlaß vom König von England kundgegebenen Gesinnungen. Er wünsche den allgemeinen Frieden in Europa zu erhalten, zunächst aber und vor Allem den Frieden in Deutschland zu sichern, das würde sich am Besten durch einen Neutralitätsvertrag erzielen lassen, welcher das Reich außerhalb der jetzigen Wirren stelle, aber gleichzeitig so abgefaßt wäre, daß er keiner andern Macht Anstoß geben könne.[1] Diese Eröffnung hatte dem englischen Cabinet mit einem Schlag über all die Irrthümer und Verstimmungen hinweggeholfen, aus denen die thörichte Instruktion vom 11. April hervorgegangen war; schnell war der Entwurf eines Neutralitätsvertrags mit Preußen aufgesetzt, und schon am 16. Januar 1756 hatte ihn der preußische Gesandte Louis Michell in Westminster unterzeichnet. Erst aus der Aufnahme, die dieser an sich schlechthin unverfängliche Vertrag in Petersburg fand, hat das englische Cabinet wider die Absichten des russischen einigen Verdacht geschöpft, aber nicht früher, als bis man mitten im Kriege war, eingesehen, daß es sich durch die schlauen Russen über alle Beschreibung schimpflich hatte prellen lassen und die kolossalen Geldsummen, die es aufgewendet, um diesen Hof zu kaufen, lediglich zum Vortheil Oesterreichs und Frankreichs, zum Schaden Englands und Preußens verausgabt hatte.

Mit kaum glaublicher Hartnäckigkeit haben sich Holderneß und Williams über die Thatsache getäuscht, daß England mit dem Westminstervertrag die entschiedenste Schwenkung gemacht hatte, die nur irgend gedacht werden konnte. Gegen Preußen und nur gegen dieses war der Septembervertrag mit Rußland gemünzt gewesen: gesagt war das zwar nicht, aber gemeint war er so seitens beider Unterzeichner; bevor nun die Kaiserin den Vertrag vollzog, war Preußen plötzlich für England ein Freund, ein Verbündeter geworden. Wie konnten die englischen Staatsmänner glauben, daß das der russischen Politik entgehen werde, daß man Sinn und Geist des Vertrags ohne alle Erörterung in sein gerades Gegentheil verwandeln könne, nachdem man den Preußenhaß der Russen so lange und mit so viel Opfern genährt? Ueber

1) Raumer S. 302.

Unaufrichtigkeit seitens der Russen konnten sie sich durchaus nicht beschweren. Als die Kaiserin Elisabeth nach fünfmonatlichem Zögern, bevor sie den Westminstervertrag kannte, im Februar 1756 endlich unterschrieb, fügte sie eine Erklärung hinzu, wodurch der Vertrag für England in seiner neuen Lage völlig sinnlos und unbrauchbar wurde; aber Williams hat das gar nicht durchschaut, sondern gemeint, er habe einen recht großen Erfolg davon getragen. Nach dem Vertrag konnte England die Sendung der russischen Truppen sowohl nach den österreichischen Niederlanden, als nach Hannover verlangen; nach dem Vorbehalt fielen diese beiden Verwendungen weg und nur die Verwendung unmittelbar gegen Preußen blieb übrig, die jetzt völlig hinfällig geworden war.[1]) Damit ja kein Mißverständniß aufkam, fügte Woronzow später erläuternd hinzu: die Russen seien froh, daß sie nun nicht gar so weite Märsche zu machen hätten, um so sicherer könne England sich darauf verlassen, daß wenn der König von Preußen irgend etwas gegen den Frieden unternehme, die Kaiserin all ihren Verpflichtungen nachkommen werde.[2]) Daraus entnahm Williams mit großer Genugthuung, daß die Kaiserin den König scharf im Auge behalten und angreifen werde, wenn er den König oder einen seiner Verbündeten angreife.[3]) Und das schreibt er in derselben Depesche, in der er den Empfang des Westminstervertrags und die Aeußerung Bestushews meldet, der Kaiserin werde die neue Einigung Englands mit Preußen „sehr unangenehm" sein, er persönlich aber werde sein Bestes thun, wenn England ihm nur die längst versprochenen Geldsummen auszahlen wolle, die er so bitter nöthig habe. Noch mehr, Williams war so glücklich, auch von dem stets liebenswürdigen und offenherzigen österreichischen Botschafter Graf Esterhazy die interessante Mittheilung zu bekommen, die Kaiserin scheine den Vertrag einigermaßen übel genommen zu haben, aber sie habe die Hoffnung ausgesprochen, zwischen dem König von England und dem Hofe zu Wien werde ein Plan vereinbart sein, den König von Preußen heruntersetzen, wozu sie jederzeit bereit sei, freudig mitzuwirken.[4]) Noch deutlicher sprach sich Iwan Schuwalow gegen Williams persönlich aus, er sagte ihm Ende Februar: wenn der König von Preußen irgend einen feindlichen Schritt gegen den König von England oder dessen Bundesgenossen thue, werde die Kaiserin ohne Säumen über ihn herfallen und ihn angreifen. So verständlich das Alles war, für Williams und seinen Chef war es nicht verständlich. Jener ließ sich aufbinden, der Verdruß der Kaiserin über den Westminstervertrag sei im Schwinden begriffen, Oesterreich habe nicht das Mindeste dagegen gethan, wie denn sein Gesandter, Esterhazy, von einer Herzlichkeit gegen ihn war, die ihn auf das glücklichste Einvernehmen ihrer beiderseitigen Höfe schließen ließ. Holderneß aber war so naiv, am 30. März an Williams zu schreiben: die russische Erklärung zu dem Subsidienvertrage sei eigentlich

---

1) Ranke, S. W. XXX, 161 nach einem Bericht Esterhazys vom 17. Febr. 2) Raumer S. 310. 3) Ebendas. S. 311. 4) Raumer 311/12.

sonderbar, der Vertrag selber genüge ja vollständig. Jene sei so heikler Art und würde — einmal bekannt — dem Könige von Preußen so gerechten Anstoß geben, daß der König von England meine, je weniger man davon spreche, desto besser. Er möge dafür sorgen, daß dieselbe in aller Stille ganz unterdrückt werde.[1]) Man sollte es nicht für möglich halten. Bevor die Kaiserin den Westminstervertrag kannte, hatte sie jene Erklärung abgegeben und jetzt, da sie ihn kannte und Jedermann am Hofe wußte, wie sie ihn aufgefaßt, jetzt bildeten sich die Engländer ein, man könne sie ganz sachte in den Brunnen fallen lassen. Und doch hatte Holderneß eben erst eine sehr entschiedene Eröffnung des russischen Gesandten, Fürsten Gallitzin, empfangen, in welcher das englische Abkommen mit Preußen als eine Verletzung des mit Rußland geschlossenen Vertrages bezeichnet und dem König von England geradezu das Recht abgesprochen war, mit Preußen über irgend etwas ohne Einwilligung der Czarin abzuschließen.[2]) Aber freilich Holderneß hatte dem Russen so überzeugend auseinandergesetzt, wie sehr die Kaiserin im Unrecht sei, daß an der Umstimmung des russischen Hofes nicht gezweifelt werden konnte, das Uebrige besorgte Williams, der überall offene Hände und wie er glaubte, auch offene Herzen fand, dem die Minister und die Kaiserin selbst so freundlich begegneten, daß an irgend welche Hintergedanken oder gar treulose Ränke gar nicht gedacht werden konnte. Bestushew vollends war als der aufrichtigste Anhänger Englands erprobt, sein eigener Vortheil zwang ihn ja dazu. Im Juli klagte er Williams: mit den 7000 Rubel, die ihm die Kaiserin jährlich gebe, könne er nun einmal nicht auskommen. Wolle ihm der König von England ein Jahrgehalt von 2500 Pfund = 50,000 Mark bewilligen, dann werde er sich künftig gänzlich seinem Dienste widmen. Vertrauensvoll wurde ihm am 8. August auf Williams Antrag diese Pension bewilligt.[3])

Williams war zu gut für die schnöde Welt der Diplomatie. Es ist gar nicht zu sagen, meinte Kaunitz einmal, von wie viel Dingen so ein englischer Diplomat nichts erfährt. Das galt von Williams wie von wenig andern. Graf Esterhazy war sein Busenfreund; Alles, was seine Neugier irgend reizen konnte, trug er ihm bereitwillig zu. Wie war von diesem gutherzigen, redseligen Berichterstatter zu argwöhnen, daß er seinem englischen Freunde nicht Alles anvertrauen, vielmehr gerade das Wichtigste sorgfältig verschweigen werde! Am 5. April waren sie beide auf einem großen Hoffeste anwesend. Die Kaiserin richtete an den englischen Gesandten so verbindliche Worte, plauderte so völlig unbefangen, daß ihn nicht die leiseste Ahnung beschlich von dem Complott, das dieselbe Kaiserin unmittelbar vorher mit seinen vermeintlichen Freunden Esterhazy, Bestushew und Woronzow geschmiedet hatte, und von dem er kein Sterbenswörtchen erfahren sollte.

Seit einem ersten Gedankenaustausch über die schroffe Wendung, welche

---

1) Raumer 315. 2) Raumer 316. 3) Raumer 347.



Nicolas Josef Graf Esterhazy.
Nach dem Kupferstiche von G. F. Schmidt (1712—1775); Originalgemälde von Louis Tocqué (1695—1772).

England durch den Westminstervertrag seiner bisherigen Politik gegeben,[1]) war Esterhazy zur Kaiserin und ihren beiden Kanzlern in ein Verhältniß so intimen Vertrauens getreten, daß er jetzt, allerdings unter dem Siegel tiefsten

1) Esterhazys Bericht vom 23. Febr. Ranke S. 162/63.

Geheimnisses mittheilen konnte, mit Frankreich stehe der Abschluß eines gegen Preußen gerichteten Vertrages bevor, der zu Stande kommen werde, wenn Rußland ihm beitrete; falls diese Unterhandlung gelänge — eher aber nicht — sei die Kaiserin-Königin entschlossen, den gemeinsamen Feind beider Mächte, den König von Preußen, in engere Grenzen einzuschließen und ihm Schlesien wieder zu entreißen; 80,000 Mann seien zu dem Zwecke bereit und er frage, ob Rußland gleichfalls zum Angriff auf Preußen bereit sei. Darauf antwortete im Namen der Kaiserin Großkanzler Bestushew, der mit soviel Anmuth englisches Geld einsteckte, um unenglische Politik zu treiben: Oesterreich könne auf Rußland zählen, einerlei, ob die Verhandlung mit Frankreich gelänge oder nicht. Schon seit drei Jahren habe sich die Kaiserin im Einverständniß mit England darauf vorbereitet und wenn dieses nun plötzlich abgefallen sei und sich mit ihrem Feinde verbunden habe, so könne sie das in ihrem Vorsatz nicht irre machen. Eben sei sie im Begriff gewesen, der Kaiserin-Königin ein Angriffsbündniß vorzuschlagen; wenn sie ihr Hilfe leiste, so geschehe es nicht blos in Hoffnung auf eigenen Vortheil, sondern selbst auf die Gefahr hin, Schaden zu erleiden. Mit großer Lebhaftigkeit sprach sich auch der Vizekanzler Woronzow in demselben Sinne aus.[1]) Das war die Vorrede zu umfassenden und eingehenden Verhandlungen über einen großen Kriegs- und Theilungsplan wider den König von Preußen, über deren Ergebnisse der Botschafter am 22. April ausführlich Bericht erstattete.

In einer vom 9. (20.) April datirten Note, welche Bestushew und Woronzow dem Grafen Esterhazy übergaben, ward an die Spitze gestellt, daß bei den gemeinsamen Maßregeln, die man ergreifen wolle, vor allen Dingen keine Zeit verloren werden dürfe. Der Krieg selbst müsse so lange fortgeführt werden, bis für Oesterreich Schlesien und Glatz zurückerobert, die Provinz Preußen aber an Polen abgetreten sei, welches dafür Kurland und Semgallen nebst einer Abrundung an Rußland zu geben habe. Nach Eröffnung der Operationen wären Sachsen und Schweden zum Beitritt einzuladen, und jenem Magdeburg, diesem das brandenburgische Pommern zuzusichern. Schon im August hätten die Feindseligkeiten zu beginnen und deshalb dürfe mit Verabredung des Kriegsplans und Feststellung der aufzubietenden Truppenmacht keinen Augenblick länger gezögert werden.[2])

So war man in Petersburg schon weit über den Rahmen des Vertrags von 1746 hinaus; ohne daß von preußischer Seite die mindeste Herausforderung geschehen war, dachte man nicht mehr an Abwehr feindlichen Angriffs,

1) Ranke S. 167 vgl. mit Martens, Recueil des traités et conventions etc. I. Traités avec l'Autriche. St. Petersburg 1874. S. 190. 2) (Graf Albrecht v. Schulenburg.) Einige neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges und der in Folge desselben entstandenen Allianzen. Leipzig 1841. S. 35/36. Das — von Ranke S. 167 abweichende — Datum nach dem Aktenstück in Woronzows Archiv s. Brückner, russische Aktenstücke zur Geschichte des Jahres 1756. Dorpat 1872. S. 13 (Baltische Monatsschrift Juli-August 1872) vgl. Beer, die österreichische Politik 1755—56. (Hist. Zeitschrift 1872. 27. Bd. S. 363 ff.)

sondern an unmittelbaren Ueberfall des nichts Arges wähnenden Nachbars; ohne auch nur zu warten, bis man Frankreichs sicher war, entwarf man Pläne über vollständige Zerschlagung der Monarchie, von der nicht etwa das Erbe Friedrichs, nicht einmal der Staat des großen Kurfürsten übrig bleiben sollte. Von der größten Wichtigkeit ist dabei für unser Urtheil, daß Rußland keinerlei eigene Beschwerde gegen Preußen zu erheben vermag und außerdem auch von Frankreichs, sogar Oesterreichs etwaigen Entschließungen die eignen in keiner Weise abhängig macht. Das geht noch klarer als aus der Note vom 20. April aus einem Aktenstück des Woronzow'schen Archivs hervor, in welchem erörtert wird, was Rußland thun müsse, falls Oesterreich aus Besorgniß vor einer französischen Diversion zu Gunsten Preußens seine Mitwirkung versagen sollte; in diesem Falle dachte Rußland zunächst allein zu handeln, Frankreich auf diplomatischem Wege zur Neutralität zu bewegen, die Polen zum Durchlassen russischer Truppen, Schweden und Türken zum Ruhigbleiben zu bestimmen, dann könne es am Gelingen nicht fehlen.[1]) Diese Kaiserin mit ihren Kanzlern dachte von einem Krieg mit Preußen ebenso kindlich wie später die geistlichen Kurfürsten des deutschen Reichs von einem Kriege mit den Sansculotten; nur daß bei jenen das Vertrauen auf die Undurchdringlichkeit der eignen Grenzen allerdings vollauf berechtigt war. Ein solches Gefühl der Sicherheit hatte man in Oesterreich nicht. Graf Kaunitz fand die Nachrichten Esterhazys höchst „vergnüglich und alle Hoffnung übertreffend",[2]) aber die gar nicht zu bändigende Ungeduld der Russen, lieber heute als morgen loszuschlagen, erschien ihm höchst bedenklich und so schickte er am 22. Mai Esterhazy einen Erlaß, der uns die Gesinnungen der Brandstifter des siebenjährigen Krieges so treu als möglich wiederspiegelt.[3]) Der Botschafter soll versichern, mit Herz und Seele sei Oesterreich bei Allem, was „die große Idee" fördern könne, und mit wahrer Freude begrüße es die Absicht der Russen, auf „des Königs von Preußen mehrere Schwächung" hinzuarbeiten, aber — ohne Zustimmung Frankreichs sei der ganze Plan „allzu gefährlich, ja unmöglich", „da sonst nicht nur dieser Hof, sondern auch England und andre Mächte, dem König von Preußen kräftigst Beistand leisten und das Unternehmen unfehlbar zu unserm und Rußlands Schaden ausschlagen, alsdann aber die Sache auch für die künftige Zeit verdorben sein würde."

Wie weit war man denn mit Frankreich? Am 1. Mai war zu Versailles ein Vertrag mit Frankreich geschlossen worden, dessen Geschichte wir kennen lernen werden, dessen Inhalt Kaunitz höchst unbefriedigend erschien, denn er beschränkte den Bündnißfall auf einen Angriff von preußischer Seite und schloß die Unterstützung der österreichischen Angriffspläne geradezu aus. Dabei durfte man nicht stehen bleiben, sonst kam man keinen Schritt vorwärts; vielleicht konnte hier Rußland gute Dienste thun, wenn es zunächst seinen Kriegseifer zügelte und sich diplomatisch nützlich machte. Esterhazy sollte demgemäß den russischen Hof bestimmen, bei Gelegenheit der Aeußerung über den mit Frankreich geschlossenen

1) Brückner S. 13. 2) Arneth IV, 435. 3) Neue Aktenstücke S. 37—39.

Vertrag zu erklären, es sei zu vollständiger Aussöhnung und Wiederherstellung des diplomatischen Verkehrs mit Frankreich ganz geneigt, „jedoch nur alsdann hiezu erbötig, falls dieser Hof in die große Absicht eingehen und andurch den rechten Grund zu einem wahren Vertrauen und Einverständniß legen sollte". Dann heißt es wörtlich: „Solchergestalt bliebe demnach die Gelegenheit offen, sich nach eignem Gutbefinden dem französischen Hofe mehr oder weniger zu nähern und dieser würde durch die russische Aeußerung nicht wenig angetrieben, in die große Absicht sich willfähriger zu zeigen und nicht weiters so viele Rücksicht für den König in Preußen zu tragen; als welche hauptsächlich an dem bisherigen Verzug Ursach ist und auch künftighin sein dürfte. Hierbei schmerzt uns der Zeitverlust am meisten und wir erkennen gar wohl, wie viel an der baldigen und geschwinden Ausführung gelegen sei, damit allen nicht vorherzusehenden Zufällen vorgekommen und dem Könige in Preußen, wie auch der Krone England, die Gelegenheit genommen werde, sich in rechte Gegenverfassung zu setzen. Allein, wenn auch unsere dermalige und in der größten crisi stehende Negociation noch so glücklich geht, so kann solche allem Ansehen nach vor etlichen Monaten nicht zum Schlusse gelangen, und alsdann wäre die Zeit allzusehr verstrichen, als daß noch in diesem Jahre die Armee zusammengezogen, in Marsch gesetzt und die Operationen zu gleicher Zeit angefangen werden könnten, daß also diese bis in das künftige Frühjahr ausgesetzt bleiben müßte. Inzwischen würde Alles darauf ankommen, das Spiel recht zu verdecken und den Verdacht, welchen England und Preußen schon gehegt haben, auf die thunlichste Art zu verhindern, folglich unser Vorhaben bis zum wirklichen Ausbruch geheim zu halten. Hiezu kann nun der russische Hof durch sein vorsichtiges Betragen und Aeußerung um so mehreren Vorschub geben, da auf denselben England und Preußen hauptsächlich Achtung gibt und von uns beiden nichts Widriges vermuthen, so lange die russisch Kaiserlichen keine determinirte Entschließung merken lassen." Diese Worte enthüllen das letzte Geheimniß der beiden zum Ueberfall auf Preußen verschworenen Mächte und lassen erkennen, wie grenzenlos unangenehm es dem Wiener Hofe sein mußte, daß Friedrich nicht wartete bis man ihn überfiel, sondern der Versammlung seiner Feinde durch einen schneidigen Handstreich zuvorkam. Dem Kriege selber auszuweichen, lag schon hienach nicht mehr in seiner Macht. Die Kriegslust der Russen fragte nicht nach Oesterreich, nicht nach Frankreich, höchstens in der Bestimmung des Zeitpunkts war ihr noch ein eng bemessenes Zugeständniß abzugewinnen. Griffen nun die Russen an, dann mußte auch Oesterreich losschlagen, ob ihm der Augenblick gelegen war oder nicht. Wenn aber der französische Hof, in den ganzen Angriffsplan eingeweiht, dem König von Preußen aus seinem nothgedrungenen Vorangriff ein Verbrechen machte, dann lag am Tage, daß auch dort nicht ein sachlicher Grund, sondern lediglich ein Vorwand abgewartet worden war. Und nicht dies allein ist es, was uns die Gesinnungen des Hofes von Versailles enthüllt.

IV. Kaunitz, Bernis und die Verträge vom 1. Mai 1756.

In den Augusttagen des Jahres 1755 sind in Wien über die Frage Krieg oder Frieden die Würfel gefallen. Ein scheinbar ganz plötzlicher Umschlag fand statt. Am 16. August beschloß die geheime Staatsconferenz in dem bevorstehenden Landkrieg strenge Neutralität und schon am 21. August beschloß dieselbe Staatsconferenz den Angriffskrieg gegen Preußen mit russischer und französischer Hilfe spätestens im Frühling nächsten Jahres. An beiden Conferenzen hatte Graf Kaunitz Theil genommen; neue Ereignisse, unerwartete Wendungen in der Gesammtlage waren nicht eingetreten; ein so jäher Wechsel der Stimmungen und Entschlüsse scheint ganz unbegreiflich, aber er scheint nur so. Mindestens dem Grafen Kaunitz und der Kaiserin ist schlechterdings nicht zuzutrauen, daß sie ernstlich je an Neutralität gedacht haben können, wenn sie von der Unvermeidlichkeit des Landkriegs einmal überzeugt waren. Haben sie einem solchen Beschlusse zugestimmt, so kann das nur mit Hintergedanken geschehen sein, die einer ganz bestimmten Absicht entsprangen.

Dem Beschluß vom 16. August waren monatelange Verhandlungen mit England vorausgegangen, während deren sich ganz klar herausgestellt hatte, daß Oesterreich mit Frankreich in Krieg verwickelt und dadurch Belgien und Hannover nach dieser Seite gedeckt werden sollten, während ganz unklar blieb, was denn England selbst zum Kriege beizusteuern gedachte. Diesen Verhandlungen machte an jenem Tage die geheime Conferenz, an welcher der Kaiser, die Kaiserin und sämmtliche Mitglieder Theil nahmen, durch den Beschluß ein Ende: das Unheil, das den Niederlanden und Hannover bevorstehe sei groß, aber größer würde das Unheil sein, das sich Oesterreich selbst durch solchen Krieg zuziehen werde; die Vorsicht erfordere, das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen „und daher weit rathsamer wäre, bei dem nicht mehr zu vermeidenden Krieg auf dem festen Lande völlig still zu sitzen und die Niederlande dem Schicksal lediglich zu überlassen, als durch hilfreiche Theilnehmung und Schwächung seiner dermaligen Kräfte sich in die Gefahr des gänzlichen Unterganges zu stürzen."[1])

Dieser Beschluß enthielt zwei grundverschiedene Dinge, erstens den Verzicht auf die Niederlande, falls sie von Frankreich angegriffen wurden und

1) Schluß des Referats über die Sitzung bei Arneth IV, 549. Anm. 475.

zweitens den Verzicht auf jede Theilnahme am Krieg. Beides aber schloß die Lossagung von der auf Krieg mit Frankreich zielenden Politik Englands in sich ein.

Nur dies können Maria Theresia und Kaunitz ernstlich beabsichtigt und nur zu diesem Behufe können sie die Preisgebung der Niederlande zugestanden haben; nicht aber kann ihr Absehen auf strenge Neutralität gerichtet gewesen sein, ihr haben sie sich offenbar nur zum Schein gefügt, um den Kaiser und die Minister, die gegen jeden Krieg waren und sich sehr ungern von dem englischen Bündniß trennten, von ihrer bisherigen Politik loszureißen. Kaum war dies geschehen, kaum war der Rubico überschritten, als Graf Kaunitz ein ganz neues Bild der Lage Europas und der Bedürfnisse Oesterreichs entrollte, das für ihn sicherlich nicht so plötzlich entstanden war, als es jetzt dem Kaiser und den Ministern erschien. Denn Alles, was nun auf einmal am 19. August gegen die eben erst beschlossene Neutralität eingewendet ward, war entweder gar nicht wahr, oder es war auch schon am 16. wahr gewesen und nur mit Absicht nicht gesagt worden, um zunächst die Vorbedingung aller späteren Schritte, die Lossagung von England desto leichter zu erreichen.[1]) Das ganze System von Annahmen und Schlüssen, von Anweisungen und Beweggründen, das Kaunitz nun entwickelte, war offenbar längst ausgebaut und in allen Einzelheiten fertig gestellt, ehe der lang ersehnte Augenblick kam, da die eigene Regierung von einer alten, so lange hochgehaltenen Verbindung plötzlich erledigt, sich in jener Stimmung befand, in der man so leicht von einem Aeußersten zum anderen überspringt. Es war nur der alte mit der Kaiserin längst im Stillen verabredete Plan, mit welchem Graf Kaunitz einst nach Paris gegangen, mit dem er nach flüchtiger Abirrung[2]) wieder von dort zurückgekommen, der dann der Ungunst der Zeiten wegen Jahre lang bei Seite gelegt worden war und der jetzt wieder aufgenommen ward, weil durch den Seekrieg zwischen den beiden Mächten, welche den Aachener Frieden auf Kosten Oesterreichs geschlossen hatten, eine Lage entstanden war, wie sie vielleicht nie wiederkehrte: eine Einsicht, die Kaunitz gewiß nicht erst am 19. August gekommen ist.

Ueber den Vortrag des Grafen Kaunitz liegen uns zwei Analysen vor,[3]) aus deren Vergleichung sich der Gang seiner Beweisführung hinreichend sicher erkennen läßt, insbesondere dies, daß mit seinen, meist ganz richtigen Vorder-

1) Arneth (IV, 387/88) sucht sich den Umschwung zu erklären mit den Worten des Grafen Kaunitz, die Nachricht von dem wahrscheinlichen Einbruche Frankreichs in die Niederlande habe die kaiserliche Regierung bewogen, dem Gedanken der Neutralität zu entsagen; aber gerade diesen Fall hatte man ja im Auge, als man am 16. August beschloß, die Niederlande gegen einen Angriff Frankreichs nicht zu vertheidigen; wie konnte nun die angebliche und sachlich unbegründete Nachricht, daß ein solcher bevorstehe, schon drei Tage später Anlaß zum entgegengesetzten Beschluß geben? Mit unserer Auffassung stimmt Beer, Hist. Zeitschr. XXVII (1872), 321/22. 2) S. oben S. 16/17. 3) Arneth IV. (1870) 387—362. — Beer, die österreichische Politik 1755—1756 in der Hist. Zeitschrift XXVII (1872) S. 322—327.

sätzen die Schlüsse im gröbsten Widerspruch standen und stehen mußten, weil er darauf ausging, einen Angriffskrieg, zu dem nicht der mindeste Grund vorlag, wenn man ihn nicht durchaus wollte, als einen nothgedrungenen darzustellen. Und dies ist der Punkt, auf den nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden kann, so oft nach dem moralischen Urheber der Greuel des siebenjährigen Weltkrieges gefragt wird.

In den Ausführungen des Grafen Kaunitz finden sich folgende Sätze: Frankreich will keinen Landkrieg, es will seinen Streit mit England allein ausfechten; England will auch keinen Landkrieg, sonst würde es etwas für die Niederlande thun; Preußen aber will ihn erst recht nicht, es wird ganz gegen seine Gewohnheit „stillsitzen" und die Seemächte werden damit von Herzen einverstanden sein, während Frankreich nach wie vor wichtige Ursachen hat, ihm seine Macht nicht verkümmern zu lassen. Also, es droht kein Angriff auf die Niederlande, kein Angriff auf Hannover, kein Angriff auf Oesterreich, mit einem Wort gar kein Krieg auf dem Festlande. Dies Alles war zur Zeit, da es niedergeschrieben ward, offenkundige Wahrheit, selbst in London hatte man eingesehen, daß man bisher dem Krieg, nicht dem Frieden gedient und für den letzteren anders arbeiten müsse als bisher.

Warum soll es nun aber Krieg geben, wenn die drei genannten Mächte ihn nicht wollen und auch Alles vermeiden, was ihn veranlassen könnte? Die Antwort ist: weil Preußen vernichtet werden muß und dazu eine herrliche Gelegenheit gegeben ist, wenn nur Frankreich endlich Vernunft annehmen will. Preußen muß über den Haufen geworfen werden, wenn das Erzhaus bestehen soll; es ist eine beständige Gefahr, es liegt ewig auf der Lauer, zum Sprung bereit. Diesem Gegner nicht zuvorkommen, heißt sich seinem Ueberfalle preisgeben. Also ein Angriff des Erbfeindes darf nicht abgewartet werden und auf einfache Zurücknahme des geraubten Schlesien darf sich auch die Rache des Siegers nicht beschränken. Den Schweden könnte man Stettin und ganz Vorpommern, den Sachsen Magdeburg, dem Hause Pfalz Cleve und die Grafschaft Mark einräumen, Hannover das Halberstädtische und dem Großfürsten von Rußland einen Zuwachs seiner holsteinischen Lande in Aussicht stellen. Mit Schweden, Sachsen, Pfalz, Rußland im Bunde — seltsamer Weise wird sogar auf Hannover gerechnet — ist Oesterreich zur Durchführung dieses großen Planes stark genug, wenn Frankreich nur zweierlei thun will, erstens sein Bündniß mit Preußen aufheben und zweitens mit Geld aushelfen, das insbesondere die Russen sehr nöthig haben werden, wenn sie 80,000 Mann marschiren lassen sollen. Nur ein Subsidienvertrag mit Frankreich ist nöthig, dann kann im Frühjahr 1756 mit 250,000 Mann gegen Preußen losgeschlagen werden.

Auf mehr als eine mittelbare Theilnahme Frankreichs an seinem großen Unternehmen wagte also Kaunitz zunächst nicht zu rechnen. Schon seine bloße Trennung von Preußen erschien ihm als ein sehr großer Erfolg; mehr aber als dies und französische Geldhilfe hielt er für das Gelingen seines

Planes gar nicht einmal für nöthig und um auch nur dies Minimum, das noch so weit entfernt war von dem später wirklich Erreichten, zu gewinnen, schlug er nicht viel weniger vor, als was später die ganze Gegenleistung Oesterreichs für das Maximum seiner Forderungen bildete: der Schwiegersohn des Königs von Frankreich, der spanische Infant Don Philipp, erhält für seine Herzogthümer Parma, Piacenza, Guastalla die österreichischen Niederlande; der König von Frankreich darf sich während des Kriegs der Plätze Ostende und Nieuport bemächtigen und die Bewerbung des Prinzen Conti um die polnische Wahlkrone erhält die Unterstützung Oesterreichs. Dies ist Alles und beim Abwägen dieser Vortheile findet selbst Kaunitz, die Hauptgefahr sei die, daß Frankreich auf den richtigen Gedanken kommen könne, dies Geschäft sei für Oesterreich eigentlich viel zu vortheilhaft und biete für Frankreich viel zu wenig, um es zum Aufgeben seiner zweihundertjährigen Politik und noch gar zu Subsidienzahlungen zu bestimmen.

In dieser Befürchtung sollte sich Graf Kaunitz denn auch nicht geirrt haben: am 21. August gingen seine Aufträge an den Grafen Starhemberg ab — am 29. waren sie in dessen Händen und am 19. September lief von Paris eine Antwort ein, die in der Sache einer völligen Ablehnung gleichkam. Wie das zugegangen ist, erzählen uns die Denkwürdigkeiten des Abbé, späteren Cardinals **Bernis**,[1]) der über diese Dinge mehr wußte als irgend Jemand am ganzen französischen Hof und dessen Bericht um so glaubwürdiger ist, je mehr er von seiner Mitschuld an dem großen Sündenfall der französischen Politik mit oder ohne Absicht enthüllt.

Die Vertrauensstellung, deren der jetzt vierzigjährige Abbé beim König genoß und die sich bei diesem Anlaß in einer für ihn selbst höchst überraschenden Weise erprobte, dankte er der Marquise de **Pompadour**, die ihrerseits durch den Abbé jetzt zum ersten Mal in die Lage kam, ihrem alten Freunde Graf Kaunitz politische Dienste zu leisten, sich selbst aber demnächst in den Sattel eines regierenden Ministers zu schwingen.

François Joachim de Pierre de Bernis[2]) (geboren am 22. Mai 1715), entstammte einem sehr alten Hause und war als der jüngere Sohn eines ehemaligen Hauptmanns der Armee, der auf seinem Schlosse St. Marcel im Vivarais lustig in den Tag hineinlebte, dem geistlichen Stande bestimmt worden, hatte das College Louis le Grand und das Seminar St. Sulpice mit hoher Auszeichnung durchlaufen und war einer jener zahllosen Abbés „mit kleinem Kragen" (à petit collet) geworden, die alle Vortheile des geistlichen Standes genossen, ohne jemals Dienste eines Priesters zu thun und die Pflichten eines solchen zu erfüllen. Er hatte Talent zum Versemachen und übte es aus mit jener weisen Selbstbeschränkung, die vorwärts bringt.

1) Mémoires et lettres de François Joachim de Pierre Cardinal de Bernis (1715—1758) publiés avec l'autorisation de sa famille d'après des manuscrits inédits par Frédéric Masson I—II. Paris 1878. 2) S. den Lebensabriß in der introduction von Masson a. a. O.

Andre schrieben Epigramme und ihr Loos war Gefangenschaft, Stockprügel, Landesverweisung, wie wir das an Voltaire gesehen haben. Bernis schrieb keine Epigramme, sondern ausschließlich Lobgedichte, er besang den König, pries Herzoge, Grafen und Barone, gewann reiche Gönner und Gönnerinnen, die ihn um die Wette zur Tafel luden, und deren eine dem mittellosen Lebemann sogar seine Schulden mit 12,000 Livres hochherzig bezahlte. Noch ehe er Madame d'Etioles, die nachherige Marquise de Pompadour kannte, hatte er es schon zu einer Pension von 1500 Livres und mit 29 Jahren zu einem Sitz in der Akademie gebracht. Seit dem Jahre 1744 war er ein gemachter Mann und als die schöne Frau, die seit December 1745 als „Freundin des Königs" öffentlich anerkannt war, auch seine Freundin ward, da sah sein Ehrgeiz nur noch ebene Pfade und offene Thüren vor sich.

Was er jetzt noch dichtete, widmete er der Marquise de Pompadour, der der Weihrauch der Poesie so unendlich wohl that. Wer sie feierte, befand sich in erlesener Gesellschaft; Voltaire, Marmontel, Duclos gehörten zu ihr. Aber die Pompadour scheint früh durchschaut zu haben, daß der junge Abbé ihr treuer sein werde als alle die, die sie jetzt feierten, um sie später vielleicht zu beschimpfen; er war ihr erklärter Liebling, der einzige, der ihr ganzes Vertrauen hatte und dessen Laufbahn sie rückhaltlos zu fördern beflissen war. Die gewiesene Laufbahn für einen Abbé, der außer einem Namen und mächtigen Gönnern die Gabe des Schreibens und Beobachtens hatte und vor Allem frei war von jeder Schüchternheit, war die des Diplomaten, und im Jahre 1752 erhielt der Siebenunddreißigjährige den Gesandtenposten in Venedig, der ein genußreiches Leben, ein weites Beobachtungsfeld und im Grunde sehr wenig Verantwortlichkeit mit sich brachte. Im Sommer 1755 von dort abberufen und nach Paris zurückgekehrt, ward er zum Gesandten in Madrid ernannt und war eben im Begriff dorthin abzureisen, als ihn ein Billet der Marquise de Pompadour erreichte, das ihn festhielt und seinem Leben eine ganz unerwartete Wendung gab.

Als er bei der Rückkehr aus Venedig die Freundin wiedersah, war sie nicht mehr die, die er drei Jahre vorher verlassen hatte. Ihre Reize hatten unter Krankheit gelitten, die raffinirten Künste des Gefallens, in denen sie von Jugend auf von einer weisen Mutter unterrichtet worden war und die sie mit einer gewissen Genialität zur Meisterschaft ausgebildet hatte, verfingen bei dem genußsatten Wollüstling nicht mehr; schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte sie aufgehört die Geliebte des Königs zu sein, aber nur, um nun eine neue Rolle zu übernehmen, die einer Freundin, die sehr bald zu einer Gebieterin ward. In seinem „Hirschpark" fand der König, was er bei der Pompadour nicht mehr suchte und der beständige Wechsel anonymen Wildes, für den hier mit unbeschreiblicher Ruchlosigkeit gesorgt ward, schützte diese vor Verhältnissen, aus denen Nebenbuhlerinnen hätten erwachsen können. Sie hatte ihrem alten Freunde viel zu klagen gehabt über schmerzliche Erfahrungen, die sie gemacht und sah wenig hoffnungsvoll in die Zukunft, als Graf

Starhemberg ihre Vermittelung anrief für die Einleitung eines politischen Geschäftes, wie es ernster noch nie an den französischen Hof herangetreten war.

Bernis erzählt aus dem Anfang September 1755: „Ich rüstete mich zur Reise nach Spanien und sollte in der That in acht Tagen dorthin abgehen, als ich eines Abends, beim Fortgehen von Herrn Rouillé (dem Minister des Auswärtigen) ein Billet von Frau von Pompadour empfing, welches mich aufforderte, am nächsten Morgen um 10 Uhr unfehlbar bei ihr zu erscheinen. Ich sah wohl, daß es sich um eine dringende Sache handelte, aber nicht im Traume wäre mir eingefallen, was eigentlich in Frage stand. Ich erschien zur bestimmten Stunde. Frau v. Pompadour zeigte mir einen Brief des Grafen Starhemberg, bevollmächtigten Ministers Ihrer Kaiserlichen Majestäten, in welchem er von Frau von Pompadour eine Zusammenkunft verlangte, um geheime Eröffnungen machen zu können, mit welchen ihn die Kaiserin beauftragt habe. Zu gleicher Zeit verlangte er, daß der König einen seiner Minister bezeichne, um dieser ersten Zusammenkunft beizuwohnen, Sr. Majestät über die Vorschläge zu berichten und die Antwort, welche der König zu geben für gut finden werde, zu übermitteln."[1]) Es ist nicht bedeutungslos im Einzelnen zu sehen, wie der erste Anwurf zu einem Geschäft gemacht worden ist, das so ungeheure Folgen haben sollte; an die Pompadour wird die erste Zeile in der ganzen Sache gerichtet und der erste Mann, der nach dem König davon Kenntniß erhielt, ist keiner der Minister, sondern ein Gesandter, der sich ganz zufällig in Paris aufhält. — Das beweist schon wie hoffnungslos den Eingeweihten der Gedanke erschien, auf dem geordneten Wege der Verhandlung von Cabinet zu Cabinet irgend etwas zu erreichen. Welches aber waren die ersten Eindrücke des Mannes, der nachher die ganze Angelegenheit in die Hand genommen und zum Abschluß gebracht hat?

Von dem Inhalt der österreichischen Eröffnungen lag noch keine Zeile vor, aber für jeden Kenner war schon in der Art der Einleitung der Sache ein Entweder — Oder gegeben, das Bernis im höchsten Grade erschreckte. „In diesem Unterhandlungsanfang," sagt er, „sah ich nichts Anderes als eine Falle, die dem König gestellt ward und eine sehr gefährliche Klippe für mein Glück und meine Ruhe. Ich fragte Frau v. Pompadour, ob sie Sr. Majestät vorgeschlagen habe, mir diese Anvertrauung zu machen; sie versicherte, nein, der König habe mir aus eigener Bewegung den Vorzug gegeben vor allen seinen Ministern, nicht nur weil er von meiner Fähigkeit überzeugt sei, sondern auch weil er die Vorurtheile seiner Minister gegen den Hof von Wien kenne." In der That bezeugt auch Bernis, daß in dem Conseil, abgesehen vom König und vielleicht auch von Machault, „Alles preußisch" war.[2])

Bernis entwickelte nun der Marquise, was er von jeder Unterhandlung mit dem Wiener Hofe halte. Entweder, sagt er, ist sie aufrichtig oder sie

1) Mém. I, 222/3 ff. 2) Mém. I, 213.

ist nicht aufrichtig; in beiden Fällen sind die Gefahren für Frankreich gleich groß. Im ersteren geräth Frankreich in Krieg mit Preußen und dieser wird zu einem Weltkrieg führen. „Dieser Krieg würde, weil den Interessen der Nation fremd, ganz Frankreich mißfallen; zur Führung seiner Heere habe der König keine erprobten Generale und seine Finanzen seien auch nicht in der Verfassung, um die Wucht eines Doppelkriegs zu Wasser und zu Lande zu tragen." Im letzteren Fall — und der sei dem uralten Franzosenhaß des Hauses Oesterreich wohl zuzutrauen — könnte Oesterreich nur beabsichtigen, Frankreich mit seinen Verbündeten zu entzweien und schließlich mit England, Holland, Rußland und vielleicht Sardinien gegen Frankreich abzuschließen. Man dürfe dem König von Preußen keine Ursache zum Mißtrauen, keinen Vorwand zum Abfall geben; denn dann stände Frankreich ohne Bundesgenossen da und nachdem Preußen von ihm abwendig geworden, würde es dem Wiener Hofe nicht an Scheingründen fehlen, eine unehrliche Trugverhandlung abzubrechen.

Bernis sprach noch, als der König, mit dem er noch nie über Geschäfte geredet, eintrat und in barschem Tone fragte, was er von dem Briefe des Grafen Starhemberg halte. Bernis wiederholte den Vortrag seiner Bedenken. Der König hörte sehr ungeduldig zu und sagte dann „fast im Zorn": „Sie sind der Feind der Königin von Ungarn wie die Andern auch." Bernis betheuerte, Niemand könne Maria Theresia aufrichtiger bewundern als er; er wisse auch, wie sehr derselben eine Verbindung mit Frankreich am Herzen liege, was sie mit der Sendung des Grafen Kaunitz beabsichtigt und was sie (dem französischen Geschäftsträger) Blondel in Wien gesagt habe; aber das Alles könne seine Auffassung nicht erschüttern, der König möge nur auch die Ansicht derjenigen seiner Minister einholen, denen er das meiste Vertrauen schenke. „Wohlan," erwiderte der König noch immer etwas erregt, „man soll also dem Herrn von Starhemberg eine schöne Verbeugung machen und ihm sagen, man wolle von nichts hören." — „Das ist meine Ansicht nicht, Sire," antwortete Bernis; „Ew. Majestät kann nur dabei gewinnen, wenn die Absichten des Hofes zu Wien erforscht werden, aber man muß sich in Acht nehmen mit der Antwort, die ihm gegeben werden soll." Das Gesicht des Königs heiterte sich auf; er befahl dem Abbé, den Grafen Starhemberg anzuhören und zwar in Gegenwart der Frau v. Pompadour, die nur bei der ersten Conferenz zugegen sein sollte. Bernis bestand auf einer eigenhändigen Vollmacht des Königs, der König schrieb und unterschrieb sie nach seinem Entwurf und als er das Schriftstück übergab, bemerkte Bernis einen Ausdruck der Befriedigung und Heiterkeit auf seinem Gesicht, wie er ihn glaubte noch niemals beobachtet zu haben. Nachdem der König sich entfernt hatte, hörte Bernis noch von der Pompadour, daß der König den Wünschen des Grafen Kaunitz stets geneigt gewesen sei, aus Freundschaft und Hochachtung für die Kaiserin, aus Rücksichten auf die Religion und aus Mangel an Vertrauen auf den König von Preußen, der ihm so oft untreu geworden

und auch noch ferner werden konnte. Bernis wurde klar, daß der König das preußische Bündniß los sein wollte, theils wegen des Unterschiedes der Religion, theils wegen der wenig maßvollen Aeußerungen, welche der König von Preußen über seine Regierung und seine Persönlichkeit öfters gethan, daß er sich verletzt fühlte durch den kurz angebundenen Ton, welchen der Markgraf von Brandenburg gegenüber einer Krone wie der von Frankreich anschlug.

Bernis' Bericht ergibt mit jeder nur wünschenswerthen Klarheit die Thatsache, daß König Ludwig persönlich mit einer Art Leidenschaft für den Gedanken einer Verbindung mit Oesterreich eingenommen war, und daß dabei seine Gereiztheit über Friedrichs Art, ihn und seinen Hof zu besprechen und zu behandeln, ganz erheblich mitsprach, aber über den Antheil der Pompadour[1]) an dieser Empfindung wird vermuthlich mit Absicht nichts gesagt.

In zwei tief geheimen Conferenzen tauschten nun Starhemberg und Bernis am 7. und 9. September Eröffnung und Antwort mit einander aus. Mit unsäglicher Ueberraschung vernahmen der Abbé und die Marquise den umfassenden Kriegs- und Bündnißplan, den Maria Theresia entworfen hatte und keinen Anstand nahm, dem Verbündeten ihres Todesfeindes mit rückhaltloser Offenheit zu offenbaren; nach jeder Zeile seiner Denkschrift hielt Starhemberg inne, um aus den Mienen der Beiden den Eindruck des Verlesenen zu errathen, aber sie hatten sich das Wort gegeben, nicht mit den Wimpern zu zucken und als die Zusammenkunft endete, hatte Starhemberg auch nicht den geringsten Anhalt über den Erfolg, den er gehabt. Die Antwort, die ihm dann der Abbé am 9. September im Namen des Königs vorlas, bereitete ihm trotz ihrer Verbindlichkeit im Ton die herbste Enttäuschung, denn unter allen möglichen lockenden Redensarten ließ sie nur einen bestimmten Entschluß erkennen, den, gegen den verbündeten König von Preußen nichts zu unternehmen, und nichts unternehmen zu lassen und damit war Alles gesagt. Graf Kaunitz täuschte sich darüber keinen Augenblick. Sofort rieth er der Kaiserin, den ganzen Plan fallen zu lassen und wie ungern immer zu dem eben erst verlassenen Entschluß der Neutralität zurückzukehren, denn die Aussicht, mit der man sich einen Augenblick geschmeichelt und die nicht zu erproben unverantwortlich gewesen wäre, habe sich eben — daran sei kein Zweifel — wieder zerschlagen.[2]) Demgemäß wurde Starhemberg am 27. September angewiesen zu erklären, die Kaiserin verzichte auf einen Plan, dessen Grundlage durch die Antwort des französischen Hofes umgestürzt sei, sei aber bereit mit Frank-

---

1) Als Voltaire sich im Juni 1750 bei ihr in Compiegne verabschiedete, trug sie ihm auf, dem König von Preußen ihre Hochachtung zu bezeugen, sie that es, wie er sagt, im bescheidensten Tone und gebrauchte Wendungen wie diese: „wenn ich es wagen dürfte", wenn der König mir diese Freiheit „verzeihen" wollte. Voltaire glaubte diese Artigkeit werde gute Aufnahme finden, aber er erhielt vom König die trockene Antwort je ne la connais pas. Voltaire an Frau Denis, Potsdam 11. August 1750. Thieriot, Voltaire en Prusse. 15. 2) Arneth IV, 400.

reich, Spanien und anderen Mächten in ein Einvernehmen zu treten zu gemeinsamem Auftreten wider denjenigen, der auf dem Festland den Krieg beginne und wünsche hierüber die Vorschläge des französischen Hofes zu vernehmen. Damit war denn ein längerer Schriftenwechsel eingeleitet, aus welchem sich ein französischer Antrag auf Abschluß eines Garantie- und Freundschaftsvertrags entwickelte, der lediglich der Absicht entsprang, Oesterreich von England loszureißen, Frankreich aber keinerlei Verpflichtungen aufzuerlegen. Bernis sagt: „Ich entdeckte die Möglichkeit, die Kaiserin von ihrem Bündniß mit England zu trennen und dadurch, daß der König von Preußen bestimmt ward, den Aachener Friedeu nicht zu brechen, den Festlandfrieden zu erhalten: der König hätte dann keine weitere Last zu tragen gehabt, als die seines Kriegs mit England. Ich faßte den Plan eines Vertrags über wechselseitige Gewährleistung der europäischen Staaten des Königs und der Staaten der Kaiserin, dem die Verbündeten beider beizutreten eingeladen werden sollten, mit Ausnahme Englands." Die Unterhandlung über diesen französischen Vorschlag war in vollem Gange, als der Herzog von Nivernois, der nach Berlin geschickt worden war,[1]) keineswegs um König Friedrich bloß „den Puls zu fühlen", bestimmte Nachricht von dem zu Westminster geschlossenen Vertrag zwischen Preußen und England einschickte. Der Abbé Bernis war von dieser Nachricht ebenso betroffen als der König und die Minister, die inzwischen in das Geheimniß der Verhandlungen gezogen worden waren und die österreichische Politik gewann aus diesem Eindruck einen allerdings bedeutungsvollen Erfolg; Bernis erklärte, um den König von Preußen dafür zu bestrafen, daß er vor dem ihm verbündeten Frankreich ein Geheimniß aus seinen Verhandlungen mit England gemacht habe, werde Frankreich unthätig mit zusehen, wenn Oesterreich und Rußland ihn angriffen, um ihn Schlesiens zu berauben; dies aber sollte auch seine ganze Strafe sein. Sie zu vollstrecken seien die beiden Mächte vollauf stark genug. Der Mitwirkung anderer Staaten bedürfe es nicht. Schweden werde immer lieber zu Frankreich als zu Preußen halten, Sachsen und Baiern aber könne es durch Subsidien bestimmen dem Kampfe fern zu bleiben. Lieber würde Frankreich dem König von Preußen offen den Krieg erklären, als unter der Hand zu seiner völligen Vernichtung mitwirken. Und auch darein würde es niemals willigen, es sei denn, daß Oesterreich seinerseits der gänzlichen „Beraubung" des Königs von England zustimme.[2])

Mit dem letzten Theil dieser Erklärung hatte der Abbé Bernis den Schritt über den Graben gethan und dem österreichischen Cabinet den Weg gewiesen, auf welchem die Fülle des Gelingens zu erreichen war. Die erste Hindeutung auf einen französischen Einfall nach Hannover hatte Maria Theresia mit wahrer Entrüstung zurückgewiesen. Es ist, hatte sie am 27. Januar 1756 an Starhemberg geschrieben, nicht wohl zu begreifen, „wie man des Kaisers

1) S. 69 ff. 2) Arneth IV, 425 nach Starhembergs Depesche vom 27. Februar 1756.

Majestät und Liebden als dem Reichsoberhaupt und Uns als dem ersten Reichsmitstand ohne Schamröthe nur zumuthen möge, daß wir der französischen Armee den freien Eintritt in die deutschen Staaten und den feindlichen Angriff der hannoverschen Lande, ungeachtet diese in die gegenwärtigen Streitigkeiten keineswegs direkt mit verflochten sind, ohne Hinderniß gestatten sollen."[1]) Damals war eben die Gegenleistung Frankreichs bestehend in seiner Mitwirkung gegen Preußen noch völlig aussichtslos: jetzt aber ward diese verheißen und nun gab es keine Bedenken mehr gegen den „so unverständigen als widerrechtlichen Schritt"; schon am 6. März schrieb Kaunitz dem Grafen Starhemberg: einverstanden, wie Frankreich gegen Preußen, so wird Oesterreich gegen England und Hannover verfahren, einem Angriff auf das letztere wird es sich nicht widersetzen.[2]) Mit dem Austausch dieser Erklärungen war die Sache des Landfriedens aufgegeben von beiden Seiten: ein russisch-österreichischer Angriff auf Preußen hatte die Billigung Frankreichs, ein französischer Angriff auf Hannover hatte die Billigung Oesterreichs; bis zur Zusicherung wechselseitiger Hilfeleistung für den Fall eines Angriffs von dritter Seite war nur noch ein Schritt. Selbstverständlich mußte Oesterreich Alles aufbieten, damit er geschah und damit eine Reihe noch viel weiter reichender Verpflichtungen eröffnet ward; hatte aber Frankreich irgend dringende Veranlassung ihn zu thun, selbst wenn es den Ausbruch eines Landkriegs als unausweichlich erachtete?

Wenn aus den monatelangen Verhandlungen mit Graf Starhemberg irgend etwas mit unumstößlicher, handgreiflicher Sicherheit hervorging, so war es dies: der Wiener Hof hatte nur ein Ziel, nur eine Absicht, nur einen Gedanken bei Tag und Nacht, das war der Krieg mit Preußen, um mindestens Schlesien wieder zu erlangen, wo möglich aber die ganze Monarchie zu zerschlagen. Nehmen wir einmal an, Frankreich wäre durch die Verstimmung über die Art, wie Friedrich den Westminstervertrag geschlossen, wirklich berechtigt gewesen, zu vergessen, daß ein starkes Preußen ein auch ihm unentbehrliches Gegengewicht war gegen die Macht des Hauses Habsburg; nehmen wir ferner an, was allerdings gegen den gesunden Menschenverstand streitet, Frankreich hätte hoffen dürfen durch Besitznahme von ganz Hannover der Seemacht England irgend eine fühlbare Wunde zu schlagen; auch unter diesen beiden Voraussetzungen hätte es ohne Bundesvertrag mit Oesterreich Alles erreichen können was es wollte. Hannover hatte nur einen Vertheidiger, das war der König von Preußen, und dieser hatte, sowie die Franzosen nach Hannover marschirten, die Oesterreicher in Schlesien, die Russen in Ostpreußen zu erwarten, auch wenn zwischen Wien und Versailles kein Bundesvertrag, sondern nichts als das Einvernehmen bestand, das wir eben kennen gelernt haben. Die Meinung aber, die Bernis ganz ernsthaft ausspricht, nur ein Bundesvertrag mit Oesterreich hätte dieses abhalten können, sich doch wieder mit England zu verbinden,[3])

1) Arneth IV, 414. 2) Arneth IV, 427. 3) Mém. I, 260.

war geradezu kindisch. Vor dem Westminstervertrag war eine österreichische Drohung dieser Art ganz hinfälliger Natur, nach demselben aber einfach lächerlich, denn der Anschluß an England bedeutete ja den Anschluß an das ihm verbündete Preußen, die Lossagung von Rußland, den Verzicht auf Schlesien, den Verzicht auf den Rachekrieg. In dem Augenblick, da man in Versailles diese einfache Wahrheit verkannte, hatte dort jede staatsmännische Ueberlegung abgedankt; mit einem Hof der so thöricht war zu meinen, kein Preis sei zu hoch, um Oesterreich von einer Rückkehr zu dem Bündniß mit England abzuhalten, konnte Graf Kaunitz anfangen was er wollte und nicht über diesen, sondern lediglich über die eigne Verblendung hatte er sich zu beklagen, wenn er auf diesem Weg zu nichts als Schande und Unglück kam.

Wie weit hatte sich Bernis schon aus der ganz gesicherten Stellung herausdrängen lassen, die er ursprünglich aus sehr guten Gründen gewählt und anfangs auch seinem Staate gewahrt hatte.

Obwohl in die Geheimnisse der Diplomatie nicht eingeweiht, hatte er die Absichten des österreichischen Hofes durchaus richtig durchschaut, was ja auch nicht eben schwer war; nur um diese Absichten authentisch kennen zu lernen, hatte er dem König die Anknüpfung von Verhandlungen gerathen; was er erfuhr, rechtfertigte seine schlimmsten Befürchtungen und was er dann vorschlug, war berechnet und geeignet, den Landkrieg hintan zu halten, mindestens Frankreich in keiner Weise zu einer Theilnahme an einem solchen zu verpflichten. Ganz demselben Zweck diente der englisch-preußische Vertrag von Westminster. Kein Mensch mit gesunden Sinnen konnte darin eine Feindseligkeit gegen Frankreich erblicken und so hat ihn auch Bernis z. B. nicht aufgefaßt; nur den Formfehler fand er zu rügen, daß er hinter Frankreichs Rücken abgeschlossen worden war. Was es mit diesem Formfehler auf sich hatte, werden wir sehen, wenn wir die Sendung des Herzogs von Nivernois besprechen. Zugestanden, ein solcher hätte vorgelegen, so konnte man sich darüber beschweren, diese Rücksichtslosigkeit Preußens konnte man mit einer andern vergelten, aber das Interesse Frankreichs an der Erhaltung des Landfriedens und eines starken Preußens verminderte sich darum nicht; aus Verstimmung über einen Formfehler übersehen, daß eben dieser Westminstervertrag Frankreichs Stellung wesentlich verbesserte, weil er Oesterreich zwang, entweder auf jeden Krieg zu verzichten oder sich vollständig an Frankreich anzulehnen — war eine grobe politische Kurzsichtigkeit; aus demselben ganz nichtigen Grunde aber, sich nunmehr auf Angriffspläne wider den bisherigen Verbündeten einlassen, an den man doch seit einem halben Menschenalter nicht seiner schönen Augen wegen festgehalten hatte, war der Anfang des Selbstmords. Das ist auch dem Abbé Bernis keineswegs entgangen. Trotz all seiner Entrüstung über „das schlechte Betragen“ des Königs von Preußen gesteht er zu, mehr als eine Neutralitätsakte oder einen reinen Vertheidigungsvertrag würde er persönlich auch jetzt noch weder nothwendig noch rathsam

erachtet haben,[1]) aber die Minister hätten ihn überstimmt und „das Vaterherz" des Königs, der Tochter und Schwiegersohn durchaus in Belgien versorgen wollte, hätte gegen ihn den Ausschlag gegeben. Ganz wider seinen Willen habe er sich dem Auftrag gefügt, dem Grafen Starhemberg zu erklären, der König sei nicht länger abgeneigt, auf Grund des alten, im September verworfenen Planes mit Oesterreich zu verhandeln; eine Eröffnung, deren erstes Ergebniß die eben erwähnte Verständigung über wechselseitige Zulassung von Feindseligkeiten wider Hannover und Preußen war. Nachdem der österreichische Hof dem französischen diesen „Riesenschritt" abgewonnen,[2]) war es mit jeder Widerstandskraft gegen weiter und immer weiter gehende Zumuthungen zu Ende. Insbesondre die Minister, die inzwischen sämmtlich ins Vertrauen gezogen worden waren, wetteiferten in der Gesinnungstüchtigkeit, die ihnen die Huld des Königs sicherte. In der entscheidenden Berathung vom 19. April 1756 erklärte Graf d'Argenson, der am längsten widerstrebt, sein volles Einverständniß mit einem möglichst engen Anschluß an Oesterreich und erblickte, ebenso wie der Marquis von Puysieux in der Aussicht auf einen allgemeinen Krieg lediglich die Aufforderung, sich nicht mit einem bloßen Vertheidigungsbündnisse zu begnügen, sondern sofort auf einen noch viel umfassenderen Vertrag zwischen beiden Mächten Bedacht zu nehmen.[3]) Und so wurde denn auch, was am 1. Mai 1756 zu Stande kam, beiderseits nur als die Vorrede zu dem eigentlichen Vertragswerk betrachtet und bezeichnet.

Am 1. Mai wurden durch Starhemberg, Rouillé und Bernis zu Jouy[4]) zwei Verträge unterzeichnet, welche nicht vom Unterzeichnungsort, sondern von Versailles datirt waren und nach dem Namen der damaligen Residenz der Könige von Frankreich auch stets benannt worden sind. Der erste der beiden Verträge war eine Neutralitätsakte, in welcher einerseits Oesterreich sich verpflichtete, während des Seekriegs zwischen Frankreich und England sich streng neutral zu halten, und andererseits Frankreich versprach, die Niederlande oder irgend ein anderes Besitzthum der Kaiserin-Königin unter keiner Bedingung anzugreifen. Der zweite Vertrag enthielt ein Freundschafts- und Vertheidigungsbündniß, dessen wesentlichste Bestimmung die war, daß jede der beiden Mächte sich verpflichtete, für den Fall eines Angriffs der andern mit 24,000 Mann beizuspringen.[5])

Wichtiger als beide Urkunden war ein am Tage ihrer Unterzeichnung durch Bernis an Starhemberg übergebenes Schriftstück, in welchem König Ludwig die sofortige Verständigung über die Präliminarien eines weiteren geheimen Vertrags forderte und ein Eingehen auf die umfassenden Pläne Oesterreichs vom September verhieß, sobald er näheren Aufschluß habe

1) Mém. I, 261. 2) La cour de Vienne nous ayant fait faire ce pas de géant — sagt Bernis Mém. I, 262. 3) Arneth IV, 442. 4) Bericht Starhembergs an Kaunitz 2. Mai 1756: La signature s'est faite à Jouy chez M. Rouillé quoique la date soit de Versailles. — Arneth IV, 552. 5) Garden IV, 18—23 vgl. mit A. Schaefer, Geschichte des siebenj. Krieges. I. Berlin 1867. S. 584/85.

über das Maß der Ansprüche, die an seine Hilfe an Geld und Truppen gestellt, so wie der Vortheile, die ihm dafür geboten werden sollten.[1]) Dies königliche Schreiben war von durchschlagender Bedeutung. Dem Reste der Willensfreiheit des französischen Hofes machte es principiell ein Ende: der Anschluß an die Angriffspläne der Kaiserin war damit im Grundsatz ausgesprochen, nur über Leistuug und Gegenleistung im Einzelnen war noch Verständigung nöthig; Frankreichs Einschiffung in das Fahrzeug der österreichischen Politik war geschehen, ohne groben Vertrauensbruch war eine Rückkehr an das Festland der Neutralität nicht mehr möglich. Wäre dies Schreiben nicht, so würde ein Schein von Recht für die Betheuerung Bernis' sprechen: nie hätte König Ludwig sich zum Krieg gegen Preußen entschlossen, wenn dieser nicht selbst den Frieden von Aachen gebrochen hätte. Die Septemberanträge der Kaiserin setzten keinen Friedensbruch Preußens voraus, sondern sprachen offen die Absicht aus, den verhaßten Nachbar meuchlings zu überfallen. Das wußte man in Versailles sehr gut; eben deßhalb hatte man anfangs diese Basis verworfen. Wenn man sie jetzt wieder aufnahm, obgleich Preußen noch nicht den mindesten angreifenden Schritt gethan, so gab man eine Gesinnung kund, die nachher vielleicht sehr froh war, wenn eine preußische Offensive den gewünschten Vorwand gab, aber die sich nun und nimmermehr verleugnet haben würde, wenn dieser Vorwand ausblieb. Angenommen, die Kaiserin Elisabeth hätte, wie sie ursprünglich beabsichtigte, noch im Herbst 1756 ihre Truppen in Ostpreußen einbrechen lassen, dann mußte Oesterreich unbedingt seinerseits gleichfalls zum Angriff schreiten, und mit welchem Recht hätte König Ludwig die österreichische Forderung der Kriegshilfe principiell verweigern wollen, nachdem er ganz freiwillig die Denkschrift vom 1. Mai geschrieben und so die Berechtigung der österreichischen Angriffspläne anerkannt hatte? Bernis betont, in dieser Denkschrift, die er selber aufgesetzt, sei der bestimmte Vorbehalt ausgesprochen gewesen, der König von Frankreich könne gegen den König von Preußen trotz all seines Unrechts und seiner Untreue keine offensive Verpflichtung eingehen, bevor sein mit diesem geschlossener Bündnißvertrag im Juli d. J. abgelaufen sei, und auch hienach nur in dem Falle, daß der König von Preußen den Aachener Frieden zuerst breche und dadurch den König von der für Schlesien gegebenen Gewährleistung selbst entbinde.[2]) Dieser Vorbehalt steht auch noch in einem Cabinetschreiben des Königs, das am 29. Juni übergeben ward,[3]) tritt hier aber unter Umständen auf, die ihn nur entweder als ein Druckmittel oder als leere Phrase erscheinen lassen, während er rechtlich gar keinen Sinn mehr hat; denn an der Spitze des Briefes sind die Septemberanträge Oesterreichs ausdrücklich als Grundlage der Unterhandlung angenommen, und in den österreichischen Aktenstücken, auf welche der Brief im verbindlichsten Tone antwortet, wird jener Vorbehalt als gar nicht vorhanden angesehen. Wenn aber der Abbé Bernis in den

1) Arneth IV, 445/46. 2) Mém. I, 278/79. 3) Neue Aktenstücke. S. 31—35.

ferneren Verhandlungen über den geheimen Vertrag standhaft jede offene Bekriegung Preußens verweigerte, so lange dieses den Frieden nicht gebrochen habe, so stammte dieses Verfahren einzig aus der Absicht, die Ansprüche an die Gegenleistungen Oesterreichs zu steigern, die Hilfe Frankreichs möglichst theuer zu verkaufen; eine Rücksicht auf das, was Preußen that oder nicht that, lag darin um so weniger, als in Versailles kein Mensch bezweifelte, daß Friedrich genau so handeln würde, wie er gehandelt hat. Wie auch der Krieg zum Ausbruch gelangen mochte, ob dadurch, daß die Preußen, oder dadurch, daß die Russen zuerst marschirten, der Theilnahme an demselben im Lager der Feinde Preußens konnte sich Frankreich nimmermehr entschlagen, seitdem es die Septemberanträge Oesterreichs als Unterhandlungsgrundlage einmal angenommen hatte. Ja es wollte das nicht einmal; in einer Denkschrift, deren Annahme Graf Starhemberg verweigerte, weil sie die österreichischen Vorschläge auf direkte Mitwirkung bei der „Zergliederung" der preußischen Monarchie ablehnte, hatte Bernis den geheimen Grund seines Widerstandes verrathen. Bestehe die Kaiserin, hatte er geschrieben, auf all ihren Begehren, auch ohne daß sie von Preußen angegriffen werde, so wolle sich Frankreich der Kriegshilfe nicht entziehen, aber dann müsse es für sich selber noch viel weitergehende Forderungen stellen als bisher.[1])

Wie der neue, der eigentliche Kriegsvertrag schließlich zu Stande gekommen ist, welcher von beiden Theilen dabei sein Geschäft gemacht hat, werden wir später sehen. Das hier Mitgetheilte genügt zu dem Erweise, daß Ludwig XV. im Complott war gegen Preußen, zur Mitwirkung an einem Rache- und Theilungskrieg moralisch verpflichtet und innerlich auch entschlossen, bevor König Friedrich zu dem Vorangriff schritt, durch den er die ihm drohende Wetterwolke zu zertheilen hoffte.

1) Arneth IV, 469 nach Starhembergs Bericht vom 20. August 1756.

V. Friedrich der Große und Graf Brühl.

In der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie zu Berlin am 24. Januar 1787, also ein halbes Jahr nach Friedrichs des Großen Tod, las sein ehemaliger Minister Graf Hertzberg über die Entstehung des siebenjährigen Krieges eine Darstellung vor, die sich wie eine Enthüllung gab und als solche bis in unsere Tage herein zum großen Nachtheil des Königs betrachtet worden ist. Es genügt, aus dieser Darstellung die Schlußsätze mitzutheilen, in welchen Hertzberg über die Beweiskraft der im Archiv zu Dresden erbeuteten Originaldepeschen betr. die Verschwörung der Höfe von Petersburg und Wien gegen Preußen sein Urtheil abgibt. „Auf Grund dieser Originaldepeschen," sagt er, „schrieb und veröffentlichte ich das berühmte Mémoire raisonné, in welchem man aus den Originaldepeschen der österreichischen und sächsischen Minister die eventuellen Kriegs- und Theilungspläne gegen Preußen bewies. Es ist festgestellt, daß diese Pläne bestanden haben; aber da sie nur eventuell waren und den Fall voraussetzten, daß der König von Preußen den Anlaß zum Kriege gäbe, so wird immer zweifelhaft bleiben, ob diese Pläne jemals ausgeführt worden und ob es gefährlicher gewesen wäre, sie abzuwarten, als ihnen zuvorzukommen. Wie dem sei, die Neugier des Königs und der Nebenumstand der Verrätherei eines sächsischen Schreibers sind die unzweifelhafte Ursache jenes schrecklichen Kriegs der sieben Jahre, der Friedrich II. und die preußische Nation unsterblich gemacht, aber auch diesen Staat beinahe zu Grunde gerichtet und an den Rand des Untergangs gebracht hat."[1]) Wenn ein Mensch in der Umgebung des großen Königs die Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit des Krieges haben mußte, so war es sicher derjenige, der alle Akten vor sich gehabt und auf Grund dieser berufen ward, die Rechtsauffassung seines Monarchen aller Welt mitzutheilen. Und eben dieser, ersehen wir hier dreißig Jahre nach dem Ereigniß, hatte diese Ueberzeugung durchaus nicht: die Ueberzeugung vom Gegentheil spricht er nicht aus, aber der Zweifel, den er äußert, führt zu demselben Ergebniß. War selbst in den Augen des königlich preußischen Ministers die Ermittelung, welche der Neugier des Königs ganz zufällig gelang,

1) Nouveaux Mémoires de l'académie royale des sciences et belles lettres. Berlin 1787. S. 333,34. Auch in den Huit dissertations du Comte de Hertzberg. Berlin 1787. S. 271—302.

die „unzweifelhafte" Ursache des Kriegs und wagte er nicht bestimmt zu sagen, ob ohne dieselbe irgend einer der allerdings feindlichen aber doch nur eventuellen Anschläge seiner Nachbarn zur Ausführung gelangt wäre, so stand für jeden Andern, der weniger Rücksichten zu nehmen hatte, ohne weiteres fest, daß der König zum Losschlagen einen zureichenden oder gar zwingenden Grund nicht gehabt, daß er also nicht bloß die Feindseligkeiten begonnen, sondern den Krieg selber verschuldet hatte. Und doch war dieser Schluß, wie unsere Leser jetzt schon wissen, durchaus falsch. König Friedrich und sein Minister wußten Manches von dem nicht, was heute für unser Urtheil schwer ins Gewicht fällt, insbesondere haben sie nie erfahren, wie tief sich Frankreich schon vor dem Einbruch in Sachsen mit Oesterreich eingelassen hatte. Aber was sie wußten und zwar urkundlich wußten, reichte vollständig aus, um die Schlüsse zu rechtfertigen, welche der König in Bezug auf das Bevorstehen eines meuchlerischen Ueberfalls seitens seiner beiden Nachbarn zog und nicht minder reicht es aus, um die Zweifel, die Hertzberg später öffentlich auszusprechen für gut fand, als gänzlich grundlos zurückzuweisen. Von einem Friedensbruch aus Uebereilung war Friedrich der Größe niemals weiter entfernt als in dem Augenblick, da er scheinbar ihn beging.

So umfassend und eingreifend die Friedensarbeit war, der wir ihn in diesen Jahren hingegeben sehen, so friedfertig waren auch die Gesinnungen, mit denen er dem Laufe der Weltgeschicke folgte. „Mein gegenwärtiges System," schrieb er in seinem politischen Testament von 1752,[1] „ist, den Frieden zu erhalten, so lange als es irgend möglich ist ohne Verletzung der Majestät des Staates. Uns frommt es nicht den Krieg wieder zu entzünden; ein Handstreich wie die Eroberung Schlesiens gleicht den Büchern, deren Originale gelingen und deren Nachahmungen zu Boden fallen. Wir haben uns seitdem die Eifersucht Europas zugezogen, aber unsre Nachbarn sind vor uns auf der Hut, keiner ist darunter, der uns nicht mißtraute."

Wie ernst das gemeint war, zeigt ein Blick auf den beständig steigenden Baargewinn, den Preußens Wohlstand und Wehrkraft aus jedem neuen Friedensjahr davon trug. Mit wahrem Stolz verweilt Friedrich im achten Capitel seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges" bei derjenigen Seite seiner Friedensthätigkeit, von der wir noch nicht gesprochen haben, dem schöpferischen Walten zur Vermehrung seiner Bevölkerung, zur Hebung ihres Handels und Wandels, zur Verstärkung seiner Festungen und zur Erhöhung der Größe und Schlagfertigkeit seines Heeres. Die Kunst, Eroberungen zu machen im eignen Lande, war ihm einst als einer der bewunderungswerthesten Züge an seinem Vater erschienen. Er zögerte nicht diesem Beispiel zu folgen. Längs der Oder von Swinemünde bis Küstrin gab es weite Sumpfgebiete, die seit undenklicher Zeit in der Wüste lagen, Friedrich beschloß diese Gegend urbar zu machen.

1) Bis jetzt nur bekannt aus den Anführungen bei Ranke, S. W. XXX, 116 und — ausführlicher — bei Droysen, Friedr. der Große. III. Einleitung.

Von Küstrin nach Wriezen ward ein Kanal gezogen, der das Sumpfland entwässerte und 2000 Familien konnten auf dem so gewonnenen Erdreich angesiedelt werden. Der Kanalbau ward fortgesetzt von Schwedt bis über Stettin hinaus und abermals 1200 Familien Unterkunft und Wohlstand verschafft: „das bildete eine neue kleine Provinz, welche der Fleiß eroberte auf Kosten der Unwissenheit und der Faulheit." Den schon ziemlich bedeutenden Wollfabriken fehlte es an Spinnern; man ließ sie aus dem Ausland kommen und bildete aus ihnen verschiedene Dörfer jedes zu 200 Familien. Im Herzogthum Magdeburg wurde seit undenklicher Zeit die Erntearbeit verrichtet durch Leute aus dem Voigtland, die, wenn die Ernte vorüber war, wieder heim kehrten. Der König wies ihnen im Herzogthum Wohnplätze an und gewann ihrer so eine beträchtliche Anzahl für sein Land. Auf diese Art vermehrte sich die Bevölkerung in den Friedensjahren um 280 neugeschaffene Dörfer. Gleiche Fürsorge wandte Friedrich den Städten und den städtischen Gewerben zu. An der Swine erbaute er eine neue Hafenstadt Swinemünde, indem er den Kanal vertiefte und das Bassin reinigte. Die Stadt Stettin sparte jetzt den Zoll, den sie früher den Schweden bei der Vorüberfahrt an Wolgast zahlte und das trug wesentlich zur Belebung ihres Handels und zur Heranziehung von Fremden bei. Neue Manufakturen erstanden in allen Städten, insbesondere in Berlin, Potsdam, Brandenburg, Frankfurt a/O. und Magdeburg. Die Anpflanzung von Maulbeerbäumen wurde ermuthigt in allen Provinzen. Wo Holz in Ueberfluß, aber die Wasserstraße zu fern war um es abzusetzen, wurden Eisenschmieden angelegt, welche binnen Kurzem die Armee und die Festungen mit ihrem Bedarf an Kanonen, Kugeln, Bomben versorgten. Im Fürstenthum Minden und in der Grafschaft Mark wurden neue Salinen entdeckt und sogleich in Betrieb genommen, der Betrieb der Saline zu Halle vervollkommnet. Durch Einfuhrzölle wurde der einheimische Handel gefördert, noch mehr geschah das durch Verminderung der Ausfuhrzölle zu Stettin, Königsberg, Colberg, welche überdies bewirkte, daß die Zolleinnahmen sich verdoppelten. Dies Alles hatte zur Folge, daß, ganz abgesehen von den Einkünften aus Schlesien und Ostfriesland, und ohne einen Pfennig neuer Abgaben, die Einnahmen des Staates im Jahr 1756 sich um 1,200,000 Thaler vermehrt hatten und bei einer Zählung aller Einwohner der Monarchie sich die Gesammtziffer von 5,300,000 Seelen herausstellte. „Da der Satz feststeht, daß die Seelenzahl der Bevölkerung den Reichthum der Staaten ausmacht, so konnte Preußen damals sich für doppelt so mächtig halten, als es in den letzten Tagen Friedrich Wilhelms, des Vaters des Königs gewesen war."[1])

Auf innern Machtgewinn, bezogen aus den ersten und gediegensten Quellen, war diese ganze Thätigkeit gerichtet; eine gleichzeitige höchst angestrengte Vorbereitung auf den Krieg schloß sie nicht aus, sondern ein. Jedes

1) Oeuvres IV, 3—4.

Jahr wurde die Armee zusammengezogen und im Friedenslager abgerichtet für den Krieg, Fußvolk und Reiterei geschult für alle nur denkbaren Fälle ihrer Verwendung, die Artillerie auf drei Bataillone vermehrt, Schweidnitz befestigt, die Werke von Neisse, Cosel, Glatz, Glogau verstärkt, große Vorräthe an Lebensmitteln, Uniformen, Waffen, Kriegsbedarf jeder Art angehäuft, die Garnisonregimenter in Schlesien, Preußen und Kurmark auf 13 Bataillone vermehrt — es war eine Rüstung, wie wenn man jeden Tag den Krieg zu erwarten hätte, d. h. genau so, wie sie Friedrich der Sicherheit seiner Staaten schuldig war. „In einem armen Lande," sagt er, „findet der Souverän die Hilfsquellen nicht in der Börse seiner Unterthanen und seine Pflicht ist, durch Klugheit und Sparsamkeit für den außerordentlichen Aufwand zu sorgen, der nöthig wird: die Ameisen sammeln im Sommer, was sie im Winter verzehren, und im Frieden legt er die Summe zurück, die er im Kriege ausgeben muß. Dieser leider so wichtige Punkt war nicht vergessen worden und Preußen war im Stande, einige Feldzüge aus eignen Mitteln zu bestreiten: mit einem Wort, es war bereit, beim ersten Zeichen in der Arena zu erscheinen und sich mit seinen Feinden zu messen."[1]) Trotz der Eroberung Schlesiens war Friedrich noch immer ein König der Grenzstriche, den die widersinnige Lage seiner Provinzen zwang, Tag und Nacht in Waffen auf der Wache zu stehen, wenn er nicht der Spielball seiner Nachbarn werden wollte. Hierzu kam der ihm wohlbekannte unversöhnliche Haß Maria Theresias, die mit heißer Ungeduld den Tag der Rache herbeisehnte und in den Finanzen wie im Heerwesen die allergrößten Anstrengungen machte, mit den reichen Hilfsquellen ihrer Länder den preußischen Heerstaat einzuholen, ja zu überbieten. Ein schlesischer Edelmann, den König Friedrich im Jahre 1752 zur Regelung des schlesischen Schuldenwesens nach Wien geschickt, und den er später zum Großkanzler ernannte, der Freiherr von Fürst und Kupferberg, war der erste Ausländer, der den gewaltigen Umschwung im Innern Oesterreichs an der Quelle beobachtete und sich von allen Einzelheiten desselben Rechenschaft gab.[2]) Wenig tröstlich war für Friedrich die Genugthuung, daß Preußen das Vorbild war, nach dem das alte Oesterreich sich neu gestaltete, daß dessen Finanzminister Graf Haugwitz das Generaldirektorium Friedrich Wilhelms nachbildete und die Erhebung der direkten Abgaben ganz nach preußischem Muster einrichtete, daß das preußische Exercitium in der österreichischen Armee angenommen ward, während Fürst Liechtenstein der österreichischen Artillerie einen nie gesehenen Aufschwung gab, als er eine Artillerieschule gründete, das Artilleriecorps auf 6 Bataillone verstärkte und „den Gebrauch der Kanonen, wie Friedrich sich ausdrückt, zu dem unerhörten Mißbrauch trieb, zu dem er in unsren Tagen gediehen ist". Maria Theresia selbst war Feuer und Flamme für Alles was Krieg und Rüstung hieß. Die Reinigung des Offizierkorps

1) Oeuvres IV, 7. 2) Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755. Aus den Papieren des Großkanzlers Fürst bei Ranke, S. W. XXX, 1—60.

durch Ausscheidung der untüchtigen, Beförderung der tüchtigen Elemente war ihr eifriges Anliegen. In Person besuchte sie die Uebungslager zu Prag und Olmütz, um den Geist der Truppen zu beleben und was sich hervorthat aufs Schmeichelhafteste auszuzeichnen. Sie gründete bei Wien eine Kriegsschule, in welcher die adelige Jugend den besten Unterricht fand in Allem, was der Offizier gelernt haben muß. Unter ihren Händen erreichte das österreichische Heerwesen eine Stufe der Ausbildung, die es niemals unter den Kaisern erlangt hatte: „ein Weib führte Pläne aus, die eines großen Mannes würdig waren".[1])

In dem letzten dieser Friedensjahre herrschte in der Diplomatie rings um Preußen her eine Witterung, die an das Wort Friedrich Wilhelms I. erinnerte: nur mit dem Helm auf dem Kopf kann man zum Fenster hinaussehen. Als Friedrich der Große im Jahre 1752 sein Testament niederschrieb, war er zwar weit entfernt von irgend welchen Selbsttäuschungen über die Absichten seiner Nachbarn, aber auf die Lage war er doch nicht gefaßt, die sich ihm im Jahr darauf zu enthüllen begann.[2]) Auf dem regelmäßigen Wege Auskunft zu erlangen über das, was in Wien und Petersburg vorfiel, war Friedrich ganz unmöglich. In Wien, wo früher kaum Etwas geheim blieb, war seit den letzten Jahren schlechterdings gar nichts mehr zu erfahren. Die Gesammtheit der auswärtigen Geschäfte lag in den Händen des Oberhofkanzlers Grafen Kaunitz: dieser selbst war undurchdringlich, seine Sekretäre unnahbar und unbestechlich. Noch übler stand es mit der Erforschung der russischen Politik. Mit der Kaiserin Elisabeth seit 1750 unheilbar überworfen und mit dem Großfürsten noch nicht in Verbindung, hätte Friedrich höchstens durch englische Vermittelung ein und das andere Mal freundschaftliche Mittheilung zu erlangen hoffen dürfen, wäre er nicht seit 1750 auch mit seinem königlichen Oheim so gründlich zerfallen gewesen, daß zwischen beiden Höfen nicht einmal mehr die Rücksichten der äußerlichsten Höflichkeit beobachtet wurden. So blieb ihm nichts übrig, als sich bei feilen Subalternen die Mittheilungen zu erkaufen, deren er bedurfte, um über die Weltlage klar zu werden. In Berlin besorgte ihm das ein Baron Weingarten, welcher Sekretär des österreichischen Gesandten am preußischen Hofe, eines Grafen de La Puebla war, und in Dresden Friedrich Wilhelm Menzel, Sekretär bei der sächsischen Geheimen Kanzlei. Der erstere lieferte Abschriften aller Depeschen, welche der österreichische Minister aus Petersburg, Wien und London erhielt; der letztere schickte die Abschriften der Verträge zwischen Rußland und Sachsen und des Briefwechsels, welchen Graf Brühl einerseits mit dem Grafen Bestushew, andererseits mit dem Grafen Flemming in Wien unterhielt. So gewann er in den Jahren 1753—1756 zunächst in Abschriften das Aktenmaterial, dessen Urschriften er später im Archiv zu Dresden erbeutete, lediglich um sich und

1) Oeuvres IV, 8/9. 2) Vom Jahr 1753 datirt Hertzberg in seiner schon angeführten Rede den Beginn der diplomatischen Enthüllungen.



der Welt zu beweisen, daß er ganz unvergleichlich bedient worden war. Die Ergebnisse seiner Ermittelungen hat Friedrich tief geheim gehalten, bis er sie sammt den Belegen bekannt machen mußte, um seine Schilderhebung gegen Oesterreich, seinen Einbruch in Sachsen zu rechtfertigen. Das geschah durch eine französische Staatsschrift,[1]) von welcher Graf Hertzberg in seiner Rede sagt, daß er sie „verfaßt und veröffentlicht" habe,[2]) während jeder Satz derselben in einem Stil gehalten ist, in welchem außer Friedrich dem Großen überhaupt damals kaum Jemand französisch schrieb. Ueberdies redet der Verfasser im Ton tiefster Ueberzeugung und theilt seine Ueberzeugung auch jedem unbefangenen Leser mit, denn er beweist urkundlich die Richtigkeit jedes Satzes und sagt nicht ein Wort mehr als er beweisen kann. Wenn nun Hertzberg 30 Jahre später eine ganz andere Auffassung, als die hier vorgetragene, kund gibt, so kann das nicht in Gedächtnißschwäche seinen Grund haben. Wer einmal auf Grund selbständigen Studiums der Akten zu einem so überzeugenden Ausdruck eigner Ueberzeugung gelangt ist, der kann zu keiner Zeit seines späteren Lebens derart von sich selber abfallen, wie das hier angenommen werden müßte. Da die sprachliche Fassung ihrerseits ihre eigentliche Kraft der unerbittlichen Dialektik verdankt, die einzig dem festen Glauben an das eigene Recht entspringt, so steht für uns fest, daß Hertzberg bei dieser Staatsschrift keine andern Dienste geleistet haben kann als die eines Sekretärs, dem der König entweder in die Feder diktirt oder einen fertigen Aufsatz zum Behuf jener rein äußerlichen Nachbesserungen übergeben hat, die Friedrich bei Allem, was er drucken lassen wollte, mit Recht für nöthig hielt.

Die Beweisführung des Manifestes geht aus von dem geheimen österreichisch-sächsischen Theilungsvertrag wider Preußen, durch welchen am 18. Mai 1745 das Warschauer Bündniß vom 8. Januar desselben Jahres[3]) vervollständigt worden war; er enthüllte das Endziel der sächsisch-polnischen Großmachtsträume, an denen August III. und sein Minister Graf Brühl in allem Wechsel der politischen und militärischen Lage unwandelbar festgehalten haben. Da war ausgesprochen, weder Oesterreich noch Sachsen-Polen würden jemals auf Ruhe und Sicherheit hoffen dürfen, so lange der König von Preußen nicht durch eine gründliche Machtverminderung unschädlich gemacht sei und für den Fall eines vollständigen Sieges war verabredet, daß Oesterreich Schlesien und die Grafschaft Glatz, Sachsen aber das Herzogthum Magdeburg mit dem Saalekreis, das Fürstenthum Krossen mit dem Kreis Züllichau, die böhmischen Lehen in der Lausitz Kottbus, Peitz, Storkow, Beeskow, Sommerfeld mit Zubehör und außerdem den Kreis Schwiebus erhalten sollte.[4]) Das

---

1) Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe et sur leurs desseins dangereux contre Sa. Majesté le Roi de Prusse avec les pièces originales et justificatives qui en fournissent les preuves. À Berlin 1756. 8°. In der Originalausgabe 38 SS. Text und 40 SS. Urkunden. 2) — je composai et publiai le fameux Mémoire raisonné. 3) S. I, 408. 4) Oeuvres IV, 40—41. Nr. I der im Anhang des Mémoire raisonné veröffentlichten pièces justificatives.

naive Streben, durch fremde Hilfe und auf fremde Kosten groß zu werden mit möglichst wenig eigener Anstrengung und Gefahr: das war das richtige Erkennungszeichen einer Politik, deren Träger selber Alles was er im Staat geworden war, nicht erarbeitet, sondern erlistet und erschwindelt hatte. In der äußeren Politik war Graf Brühl derselbe Abenteurer ohne Ehre und Gewissen, den seine innere Verwaltung überall erkennen ließ.

Die an Schande reiche Geschichte der Höfe des 18. Jahrhunderts verzeichnet kaum eine Erscheinung, die an Widerlichkeit mit der dieses unseligen Ministers verglichen werden könnte.

An einem Hofe, von dem seit dem Bekenntnißwechsel um der polnischen Wahlkrone willen alle guten Geister gewichen waren, der unter August dem Starken vollends jede sittliche Haltung verloren hatte, war dem Grafen Heinrich von Brühl (geb. 13. August 1700) ohne Kenntnisse und Verdienste irgend welcher Art, lediglich durch die Künste des Höflings gelungen, sich vom einfachen Pagen nach und nach an die Spitze der Finanzverwaltung emporzuschwingen und unter August III. gar unter dem Namen eines Premierministers Alles an sich zu reißen, was Sachsen und Polen zusammen an Aemtern, Titeln und Besoldungen nur zu vergeben hatten. Alle Arbeit ward von bettelhaft bezahlten Schreibern und Unterbeamten verrichtet, die reichen Besoldungen strich der Minister ein, der den Dienst selber zu versehen entweder zu träge oder zu unwissend war. Sein eigentliches Geschäft war neben der Diplomatie die Bedienung des Königs mit immer neuen Lustbarkeiten, Schauspielen, Maskeraden, Jagden, Kunstgenüssen aller Art, um jene rosige Feststimmung zu erzeugen und rege zu halten, in der die Sorge schläft und das Gefühl der Pflicht nie erwacht. Wie dem Naturell des Königs das Bedürfniß nach dieser Stimmung zur zweiten Natur geworden war, so konnte er den Mann nicht entbehren, der unerschöpflich findig war in Mitteln, ihm Befriedigung zu schaffen. Eine undurchdringliche Hecke der zuverlässigsten Aufpasser sperrte den Hof von dem Volke, den Fürsten von dem Anblick der Leiden seiner Unterthanen ab. Er durfte nicht erfahren, was der wolkenfreie Himmel seiner Freuden, was das ewige Lächeln seines prunkenden Premierministers dem Lande kostete und wenn sich je ein schriller Laut zu ihm verirrte, dann gab er sich gern der Täuschung hin, er habe falsch gehört, ein leerer Traum nur habe ihn erschreckt. So erschrack er doch, als ihm eines Tages ein Oberst eine Bittschrift überreichte, in welcher die Offiziere seines Regiments den seit zwanzig Monaten rückständigen Sold in Erinnerung brachten. Graf Brühl versicherte mit eherner Stirn, der Mensch müsse verrückt geworden sein, die Besoldung sei richtig ausbezahlt. Und beides bewies er nachher schwarz auf weiß, die Offiziere bescheinigten den Empfang ihrer Gehälter, der Oberst bescheinigte seine Verrücktheit, indem er wegen zeitweiliger Anfälle von Irrsinn um seinen Abschied bat — und die Majestät war wieder vollständig beruhigt, es gab keinen treueren Diener als den Wunderthäter, der sein Minister war. Immer riesiger wuchs die Staatsschuld an, immer un-





Graf Brühl.

Nach dem Kupferstiche (1750) von Jean Jacques Balechou (1715—1764); Originalgemälde von Louis de Silvestre (1675—1760).

erträglicher ward der Druck der Steuern; die Steuerkasse aber zahlte seit 1750 keine Zinsen mehr. Das Vermögen der Wittwen und Waisen mußte ihr in baar abgeliefert und werthlose Steuerscheine dafür in Empfang genommen werden. Das hinderte nicht, daß Graf Brühl eben damals eine Million an Geschenken unter die Polen vertheilte, und gleichzeitig für 12 Tonnen Goldes die modenesische Bildergallerie ankaufte, von Luxusausgaben andrer, empörendster Art gar nicht zu reden.[1]) Einen recht bezeichnenden Zug fügen wir dem Bilde noch hinzu. Im kurfürstlichen Sachsen spielte Graf Brühl den gläubigen Lutheraner, dessen Andachtsbedürfniß die vorhandenen Gebetbücher nicht genügten, er selber schrieb ein neues nach eigenem Heft; in Polen spielte er den nicht minder gläubigen Katholiken, denn katholisch mußte der Minister sein, der mit dem polnischen Bürgerrecht den Anspruch auf Starosteien und Woiwodschaften erwerben wollte. Zur Vollendung dieser Charakteristik lassen wir Friedrich dem Großen das Wort: „Von Charakter ist Graf Brühl feige und geschmeidig, schurkisch und verschmitzt, er hat weder Geist noch Gedächtniß genug, um seine Lügen zu verstecken; er ist doppelzüngig, falsch, Verräther. Ein Vergeuder der Güter des Staates, will der König, daß er die Majestät des Königthums zur Schau stelle durch maßlose Verschwendung. Er ist in diesem Jahrhundert der Mann, der die größte Sammlung von Porzellan, Uhren, Kleidern und Stiefeln hat und so gleicht er den Leuten, von welchen Cicero (vielmehr Cäsar) sagte: sie sind zu gut frisirt und duften zu anmuthig, als daß ich sie zu fürchten hätte. Die Natur mußte einen Fürsten wie August II. schaffen, damit aus einer Anzahl verdienter Männer ein Graf Brühl zum Ministerium gelangte.“[2])

Von den Kreuz- und Querzügen der ebenso treulosen als ohnmächtigen Ränkepolitik, die Graf Brühl während des österreichischen Erbfolgekriegs trieb, wo er erst auf den Zerfall Oesterreichs, dann auf eine Zerschlagung Preußens rechnete,[3]) darauf zu Frankfurt mit Baiern ein Theilungsbündniß gegen Oesterreich schloß (19. Sept. 1741) und seine Sachsen mit Friedrich ausmarschiren ließ, um Mähren zu erobern[4]) — braucht nicht eingehender gesprochen zu werden. Es genügt zu sagen, daß Graf Brühl nach zwei Jahren der gröbsten Mißgriffe und Enttäuschungen am 20. December 1743 mit Oesterreich, am 4. Februar 1744 mit Rußland die Vertheidigungsbündnisse abschloß, die fortan für seine ganze künftige Politik, insbesondre Preußen gegenüber, maßgebend geblieben und in ihren Folgen für das Kurfürstenthum Sachsen über alle Beschreibung unheilvoll geworden sind. Die erste dieser Folgen war der unglückliche Krieg mit Preußen im Jahr 1745, dessen Verlauf und Ausgang wir kennen gelernt haben;[5]) die zweite war die Verwicklung in die russisch-

1) Böttiger, Gesch. d. Kurstaates und Königreiches Sachsen. Hamburg 1831, II. 316 ff., vgl. Flathe, Graf Brühl in der Allg. deutschen Biographie. III. 411—17. 2) Hist. d. m. t. 1746. c. I, 184. 3) Ueber „den Dresdener Plan einer Theilung Preußens“ siehe Grünhagen, Gesch. des ersten schlesischen Krieges I, 297—321. 4) I, 363/64. 5) I, 418 ff.



österreichischen Mordpläne wider den preußischen Staat, auf deren Entwickelung wir jetzt mit Bezug auf Sachsen einen Rückblick werfen müssen. Inmitten der tiefen Zerknirschung, welche die blutige Niederlage von Kesselsdorf und der beschämende Friede von Dresden zurückgelassen, ward dem sächsischen Hofe schon nach vier Monaten ein ganz unverhoffter Glücksfall zu Theil, der zumal seinen zu Grunde gerichteten Finanzen zu Gute kam wie ein erquickender Regen einer von der Sonne versengten Ackerflur. Dem Marschall von Sachsen, der seit dem Tage von Fontenai in Frankreich nahezu allmächtig war, gelang es, den französischen Hof für eine geheime Verbindung mit dem sächsischen zu gewinnen, deren politischer Werth für beide Theile gleich Null, deren Baarertrag aber für den einen derselben ganz unschätzbar war. Um „einen allgemeinen und dauernden Frieden zu Stande zu bringen", wußte der vom Halbbruder des Königs August III. berathene Hof zu Versailles kein geeigneteres Mittel, als einen deutschen Kurstaat in Sold zu nehmen, der zwar das französische Gold sehr gut gebrauchen konnte, im Uebrigen aber so schwach und lendenlahm war, daß er für Krieg oder Frieden in Europa kaum in Betracht kam. Der Hof zu Dresden hätte alle Ursache gehabt zu erstaunen über den Ruf, den seine militärische und politische Bedeutung im Ausland genoß, als ihm am 21. April 1746 zu Paris ein „Freundschafts- und Subsidienvertrag" gewährt ward,[1]) der weiter nichts von ihm verlangte, als daß er so gütig war, drei Jahre lang zwei Millionen Livres jährlich einzustecken und zwar ohne jeden Gegendienst. Für zwei Millionen Livres jährlich verpflichtete sich Sachsen während des noch fortdauerden Weltkriegs die unbedingte Neutralität zu beobachten, zu der es ohnehin durch seine jammervolle Geldnoth gezwungen war. Sollte aber an Frankreich, trotz all seines Bemühens, den Krieg von den Reichsgrenzen fern zu halten, dennoch der Reichskrieg erklärt werden, so war Sachsen (Artikel 6) durch diesen Vertrag nicht gehindert, seine Pflichten als Reichsstand zu erfüllen, wohl aber Frankreich verpflichtet, auch in diesem Falle seine Subsidien zu zahlen. Hienach konnte also Frankreich in die Lage kommen, Sachsen zu besolden, welche gegen Franzosen ins Feld zogen. Der Vertrag von Fontainebleau,[2]) sollte man meinen, hätte an Thorheit nicht mehr überboten werden können; dieser Pariser Subsidienvertrag vom 21. April 1746 ließ ihn weit hinter sich zurück, und alle beide sollten verdunkelt werden durch den Versailler Vertrag vom 1. Mai 1757. Der Vorgang würde ganz unerklärbar sein, wäre ihm nicht ein Ereigniß gefolgt, das ihn wie eine allerdings ungewöhnliche Art von Brautwerbung erscheinen läßt: die junge Freundschaft der beiden so ungleich ausgestatteten Fürstenhäuser er-

1) Die Unterzeichner waren Graf d'Argenson einer- und Graf v. Loß andererseits. Den Vertrag s. (Graf Vitzthum) Geheimnisse des sächsischen Cabinets I, 113—115. Zur Kritik dieses an interessanten Aktenstücken reichen, in seinen politischen Urtheilen vollständig verfehlten Buches s. Arnold Schaefer, „Graf Brühl und Friedrich d. Gr." in dessen „Hist. Aufsätze und Festreden". Leipzig 1873. S. 127—186.
2) 25. Okt. 1743. I, 395.95.

langte im Februar 1747 einen feierlichen Ausdruck durch die Vermählung des Dauphins von Frankreich mit Maria Josepha von Sachsen, welche die Mutter Ludwigs XVI., Ludwigs XVIII. und Carls X. werden sollte.[1]) Bei der Friedensvermittlung aber zwischen Frankreich und Oesterreich, welche der sächsische Hof mit eifrigster Dienstbeflissenheit nachher übernahm, kam gar nichts heraus, wie man in Versailles sehr gut hätte voraussehen können; denn nicht auf Oesterreich oder Sachsen, sondern auf England kam es an, eine unmittelbare Verständigung mit diesem war der einzige Weg zum Ziel und als diese fertig war, da war auch der Friede da.[2])

Inzwischen hatten Rußland und Oesterreich am 2. Juni 1746 das Petersburger Bündniß gegen Preußen geschlossen,[3]) von dessen Inhalt Graf Brühl erst im März 1747 Kenntniß erhielt, weil ihm beide Höfe wegen der neu eingegangenen Verbindung mit Frankreich mißtrauten. Im Widerspruch mit den wohlbegründeten Bedenken der Geheimen Räthe zu Dresden[4]) ließ sich Graf Brühl in sehr ernste Verhandlungen über den Beitritt zu diesem Vertrag, insbesondere auch zu dem 4. Geheimartikel ein, und diese Verhandlungen führten nach jahrelanger Dauer nur deshalb nicht zum förmlichen Abschluß, weil Graf Brühl für eine Kriegshilfe, die an sich unbedeutend und, wenn es zum Schlagen kam, doch selbstverständlich war, Sicherheiten und Gebietsvergrößerungen verlangte, die die Höfe von Petersburg und Wien aus verschiedenen Gründen nicht bewilligen wollten. Einem förmlichen Beitritt zu dem vierten Geheimartikel trat nachher der besondere Umstand in den Weg, daß England zwar den Hauptvertrag annahm, aber von den Geheimartikeln schlechterdings nichts wissen wollte und ein gleiches Verhalten von Seiten Sachsens zur Vorbedingung eines mit diesem zu schließenden Subsidienvertrages machte.

Von neuem erprobte Sachsen die Kostbarkeit des Rufes seiner Waffenmacht. Gegen die Zusicherung, den Vertrag mit Frankreich nicht erneuern, die Seemächte im Kriegsfall mit 6000 Mann unterstützen, die Wahl des zehnjährigen Erzherzogs Joseph zum römischen König betreiben zu wollen, erlangte Sachsen am 13. September 1751 einen Subsidienvertrag mit England, kraft dessen es vom Herbst d. J. bis 1755 48,000 Pfd. Sterling jährlich zu $^2/_3$ von England, zu $^1/_3$ von Holland zu beziehen hatte, während König Georg II. dem König August zu den $2^1/_2$ Millionen Thalern, die er ihm schon vorgestreckt, noch eine Million hinzuborgte.

Formell also war Sachsen nicht im Bündniß gegen Preußen und dies ist Friedrich dem Großen bei seinen archivalischen Forschungen keineswegs entgangen, in seinem Manifest hat er's vielmehr ausdrücklich betont. Aber für Geist und Richtung der sächsischen Politik schien dies nur ein Antrieb mehr, nicht gehemmt durch irgend welche Rücksicht gegen den verhaßten Nachbar zu hetzen und zu wühlen aus aller Kraft. Vom Frühjahr 1747 an bis zum Ausbruch des Kriegs ist die sächsische Diplomatie in dieser Thätigkeit ganz

1) Böttiger II, 309. 2) I, 438. 3) S. S. 10/11. 4) S. S. 11.

und gar aufgegangen und es war wörtliche und buchstäbliche Wahrheit, wenn Friedrich in seinem Manifeste sagte: „Ohne förmlich dem Petersburger Vertrage beigetreten zu sein, ist der sächsische Hof darum nicht minder mitschuldig an allen gefährlichen Anschlägen, welche der Wiener Hof auf diesen Vertrag gegründet hat; durch die Verbündeten entbunden von formeller Mitwirkung, hat er nur den Augenblick abgewartet, der ihm gestatten würde, ohne zu große Gefahr thätlich mitzuwirken und an der Beraubung des Nachbars Theil zu nehmen. Bis dahin haben die österreichischen und sächsischen Minister im Verein und unter der Hand mit verdoppeltem Feuereifer dahin gearbeitet, den Bündnißfall des geheimen Petersburger Vertrags herbeizuführen. Dort war ausgemacht worden, daß jeder Krieg zwischen dem König und Rußland die Kaiserin-Königin ermächtigen sollte, Schlesien wiederzunehmen. Man brauchte also einen solchen Krieg nur hervorzurufen und zu diesem Zweck fand man kein geeigneteres Mittel, als den König mit Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland unheilbar zu verfeinden, diese Fürstin durch eine Menge falscher Anschuldigungen, durch die schändlichsten Erfindungen und Verleumdungen gegen ihn aufzuhetzen, indem man dem König Anschläge aller Art bald gegen Rußland und die Person der Kaiserin selbst, bald auf Polen und auf Schweden andichtete." Jedes dieser Worte hat das Manifest urkundlich belegt.

Am 18. April 1747 schreibt der sächsische Gesandte in Petersburg Graf Vitzthum: der österreichische Botschafter Baron Pretlack habe ihm anvertraut, es sei ihm gelungen, durch vertrauliche Mittheilungen seitens seines Hofes über verschiedenerlei preußische Umtriebe gegen Rußland den Haß der Kaiserin auf den höchsten Grad zu steigern, so daß es nur noch geringer Bemühung bedürfen werde, um ihren Haß irgendwie zum thätlichen Ausbruch zu bringen; darauf habe er, Vitzthum, hervorgehoben, wie werthvoll es sein würde, gemeinsam auf eine Versöhnung zwischen Rußland und Frankreich hinzuarbeiten, um dadurch der Kaiserin-Königin ein Auftreten gegen den König von Preußen zu erleichtern.[1]) Am 12. Dec. 1749 schreibt der Graf Bernes aus Petersburg an den Grafen de la Puebla in Berlin unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses: „Man wünscht hier, daß Sie dem russischen Minister, Herrn v. Groß (damals in Berlin) zu Gehör bringen — aber mit soviel Vorsicht, daß Niemand erräth, daß die Sache von Ihnen ausgeht — daß in Schweden sich allerlei Dinge gegen die Person der Kaiserin vorbereiten, woran der preußische Hof seinen guten Antheil hat, und da der genannte Minister wahrscheinlich nicht verfehlen wird, Ihnen diese Entdeckung anzuvertrauen, so werden Sie gebeten ihm zu antworten, Sie wüßten von der Sache nichts, würden aber Nachforschungen anstellen und nachher bestätigen Sie ihm die Richtigkeit als eine durch Ihre Untersuchung erwiesene."[2])

Nach dem vierten Geheimartikel des Petersburger Vertrags war ganz gleich-

---

1) Nr. XIV der pièces justificatives. 2) Nr. XVI. vgl. mit Nr. XV.

giltig, aus welchem Grunde Rußland mit Preußen in Krieg gerieth, unter allen Umständen hielt sich Maria Theresia im Falle eines solchen an den Dresdener Frieden nicht mehr gebunden. Die Möglichkeit eines russischen Kriegs mit Schweden war im dritten Geheimartikel geradezu vorgesehen und sie erschien so nahe, daß Friedrich im Jahr 1747 mit Schweden ein Vertheidigungsbündniß geschlossen hatte. Hieraus sieht Jedermann, was die sächsischen Einflüsterungen bedeuteten, welche die Kaiserin an ein schwedisch-preußisches Complott gegen die Person der Kaiserin glauben machen sollten. Am 19. Febr. 1750 erhielt der sächsische General v. Arnim für sein Verhalten in Petersburg die Weisung: „er wird Sorge tragen, das Mißtrauen der Kaiserin und ihrer gut gesinnten Minister gegen die preußische Macht, ihre Vergrößerung und den Mißbrauch, den sie damit treibt, zu unterhalten; solcherweise wird er nicht unterlassen, allen Maßregeln seinen lauten Beifall zu geben, welche die Kaiserin dem entgegensetzen könnte."[1]) Und am 6. Dec. 1753 berichtet der sächsische Legationsrath v. Funck aus Petersburg an den Grafen Brühl: um den russischen Ministern die Nothwendigkeit der beständigen Bereithaltung einer starken Armee an den preußischen Grenzen darzuthun, habe er im Verein mit Pretlack u. a. vorgestellt: diese Vorsichtsmaßregel sei um so dringender, als ja die Pläne offenkundig seien, welche Frankreich, Preußen und Schweden für den Fall einer Erledigung der polnischen Krone hegten; insbesondere Preußen würde nicht zögern, sein Vorhaben auf Preußisch-Polen und die Weichselmündung auszuführen. Man müsse das Beispiel des Königs von Preußen nachahmen, dem keine Ausgabe zu groß erscheine, wenn es gelte seine Macht furchtbarer zu machen; eben erst habe er drei neue Regimenter gebildet: der russische Hof dürfe nicht fürchten, von seinen Verbündeten im Stich gelassen zu werden, wenn es zum Schlagen komme, sie kännten ihre eigenen Vortheile viel zu gut u. s. w. In demselben Sinne ist der ganze weitere Briefwechsel zwischen Funck und Brühl gehalten, wie an mehreren Proben gezeigt wird, und am 20. Okt. 1755 ist der Erstere so glücklich melden zu können, daß es weiterer Anstrengungen mit Erdichtungen und Einflüsterungen nicht mehr bedürfe, denn die jahrelang mit Fleiß und Ausdauer gepflegte Saat sei endlich üppig aufgegangen. „Was ich," schreibt er, „als positives Ergebniß der Berathungen des letzten großen Conseils melden kann, besteht in Folgendem: indem man ausging von dem bekannten Beschluß des letzten großen Conseils in Moskau (14./25. Mai 1753) hat man von neuem als Grundsatz für die Folgezeit den angenommen, mit allen Kräften einer weiteren Vergrößerung des Hauses Brandenburg entgegenzuarbeiten und sich zu dem Behuf derart in Stand zu setzen, daß man die erste Gelegenheit, die sich darbietet, benutzen kann. Man hat sich entschlossen, den König von Preußen ohne weitere Erörterung anzugreifen, nicht nur falls dieser Fürst einen der Verbündeten des hiesigen Hofes anfiele, sondern auch dann,

1) Nr. XVII.

wenn der König von Preußen durch einen der genannten Verbündeten dieses Hofes angegriffen würde. Zu diesem Zweck will man Magazine für 100,000 Mann in Riga, Mietau, Liebau und Windau anlegen und hat dafür einen Fond von 2½ Millionen Rubeln aufgetrieben und einen andern Fond von 1½ Million jährlich, um diese Vorkehrungen zu unterhalten."[1])

Das waren die Thatsachen, die Friedrich der Große vor Ende des Jahres 1755 aus den zuverlässigsten Quellen kannte. Was unserer Kenntniß seitdem hinzugewachsen ist, verstärkt nur die Kraft der Beweise, die ihm vorlagen und bestätigt die Richtigkeit der Schlüsse, die er daraus gezogen hat. Daß in seinem Manifest Rußland nur als der Mitschuldige erscheint, den Oesterreich und Sachsen durch Lügen und Verleumdungen ins Garn gelockt haben, hat vielleicht in ganz bestimmten politischen Erwägungen seinen Grund. Hätte er aber den Einfluß der sächsisch-österreichischen Ränkearbeit zu hoch, den Preußenhaß der Kaiserin und die Kriegslust des Grafen Bestushew zu niedrig angeschlagen, so wäre das der einzige Irrthum, dessen er geziehen werden könnte. Für seine Stellung allen dreien gegenüber kam diese Unterscheidung gar nicht in Betracht und für die Pflichten, die ihm gegenüber der ausgesprochenen Feindseligkeit Sachsens die Sorge um die Sicherheit seines eigenen Landes auferlegte, ebenso wenig. Alles in Allem, können wir schon jetzt sagen, Friedrich der Große hat in seinem Manifest gegen Oesterreich und Sachsen nichts behauptet, was er nicht auch bewiesen hätte und was er bewiesen hat, reicht aus, um sein politisches Verhalten vollauf zu rechtfertigen; die nachträglichen Zweifel des Grafen Hertzberg aber beweisen nur, daß er an der Abfassung dieses Manifestes nicht als ein Staatsmann, sondern lediglich als ein Schreibgehilfe betheiligt gewesen ist.

1) Nr. XXV.

VI. Der Westminstervertrag über die Neutralität Deutschlands.

König Friedrich war von den sächsisch-österreichischen Umtrieben in Petersburg seit langem genau unterrichtet, hegte aber wegen ihres Erfolgs keine allzugroße Sorge, weil die Russen ohne bedeutende Geldhilfe gar nicht marschiren konnten und die Frage, ob sie dieselbe erhalten würden, nicht in Petersburg, Wien oder Dresden, sondern einzig in London und Versailles entschieden ward, er selber aber noch nicht daran verzweifelte, im Bunde mit England und Frankreich den Festlandfrieden zu erhalten, an dem ja die beiden streitenden Seemächte, wenn sie verständig urtheilten, ganz dasselbe Interesse hatten wie Preußen.

Mit König Georg II. stand er freilich nach wie vor so schlecht als möglich. All' die persönlichen und politischen Verstimmungen, welche schon Ende 1750 zum Abbruch des diplomatischen Verkehrs zwischen beiden Höfen geführt hatten, hatte eine jener Streitsachen überlebt, in denen das seebeherrschende England gar nicht mit sich reden ließ. Während des letzten Kriegs hatten englische Kaper preußische Schiffe, welche Korn und Holz, also ziemlich die unschuldigste Fracht die es gibt, nach französischen Häfen fuhren, weggenommen und die Admiralitätshöfe hatten den Raub für gute Prise erklärt. König Friedrich machte gegen diesen Richterspruch den Grundsatz geltend: „frei Schiff, frei Gut" und forderte Entschädigung für seine Unterthanen. Darüber wurde jahrelang hin- und hergestritten und als die Engländer nicht nachgaben, hielt Friedrich die letzte Quote der schlesischen Anleihe, die er im Breslauer Frieden zu zahlen übernommen hatte, zurück, hinterlegte die 45,000 Pfd. St. beim Kammergericht und erklärte, er werde nicht eher zahlen, als bis England seinen beraubten Unterthanen den gerichtlich ermittelten Schadenersatz von 32,454¼ Pfd. St. berichtigt haben werde.[1]) So lag die Sache noch, als der Seekrieg zwischen England und Frankreich ausbrach, von dem Friedrich vorhersah, daß er früher oder später den König Georg II. nöthigen werde, trotz alles Sträubens, um Hannovers willen, mit ihm in freundliche Beziehungen zu treten.

Dieser Augenblick kam, als Lord Holderneß am 9. August 1755 von Hannover aus in Braunschweig erschien und am Tag darauf dem Herzog

1) A. Schaefer, Gesch. des siebenj. Krieges. I, 66.



Karl auseinandersetzte, wie tief der König von England und sein ganzes Ministerium von der Ueberzeugung durchdrungen sei, daß die Ruhe Deutschlands und die Sicherheit Hannovers einzig abhänge vom König von Preußen, seiner großen Macht und seiner noch größeren Erleuchtung; er sei nach Braunschweig gekommen, um im Auftrag seines Königs die Verwendung des Herzogs anzurufen, dahin, daß er den König von Preußen zu dem förmlichen Versprechen bestimmen wolle, weder mittelbar noch unmittelbar irgend etwas gegen Hannover zu unternehmen, Frankreich keinerlei Hilfe zu leisten, wenn es gegen Hannover einen Anschlag unternehme, sich den Vertheidigungsmaßregeln nicht zu widersetzen, welche der König-Kurfürst im Fall einer solchen Invasion ergreifen müßte, vielmehr Frankreich von jedem Beginnen dieser Art abzumahnen und abzuhalten.[1]) Mit voller Wahrheit konnte der König Friedrich antworten: „niemals haben wir mittelbar oder unmittelbar Absichten auf die deutschen Besitzungen des Königs von England gehabt, auf die uns weder Rechte noch Ansprüche zustehen, für Preußen kann ich also einstehen, denn sicherlich wünschen wir nichts so sehr als den Frieden." Weiteres aber könne er nicht sagen, bevor der König von England ihm selber Vorschläge gethan habe, die er mit den Interessen seines Staates im Einklang fände. Inzwischen hatte England am 30. Sept. seinen wunderlichen Subsidienvertrag mit Rußland geschlossen[2]) und am 28. Nov. theilten die Minister Fox und Holderneß dem preußischen Geschäftsträger Michell diesen Vertrag unter der Erklärung mit, dem König liege jede feindselige Absicht gegen Preußen fern, er sei bereit nicht blos alle früheren Bürgschaftsverträge mit ihm zu erneuern, sondern auch so eng als möglich sich mit ihm zur Aufrechterhaltung des Friedens in Deutschland zu verbinden. Darauf gab nun Friedrich am 7. December die entscheidende Antwort: „Da ich gesonnen bin, mit all meiner Macht zur Aufrechterhaltung des Friedens in Europa beizutragen, finde ich nichts angemessener als mit Befestigung der Ruhe in Deutschland den Anfang zu machen; ich glaube, daß sich das machen läßt, wenn zwischen dem König von England und mir für die Dauer der jetzt schwebenden Wirren ein Neutralitätsvertrag für Deutschland geschlossen wird, ohne daß dabei die Franzosen oder die Russen genannt werden, um zu vermeiden, daß irgend Jemand sich verletzt fühlt und um mich durch diese Vorsichtsmaßregel im Stande zu erhalten, an der Versöhnung der beiden verfeindeten oder entzweiten Nationen zu arbeiten."[3]) Durch dieses Schreiben seines Königs hielt sich Michell für ermächtigt, am 16 Januar zu Westminster einen Vertrag zu unterzeichnen, welcher im ersten und zweiten Artikel sein Absehen folgendermaßen angab: „Zwischen den genannten Königen wird aufrichtiger Friede und wechselseitige Freundschaft bestehen, kein Theil wird den andern mittelbar oder unmittelbar angreifen noch angreifen lassen. Sollte wider alles Erwarten

---

1) S. d. Correspondenz über die Neutralität Hannovers bei Schaefer I, 605 ff.
2) S. 29. 3) Schreiben an Michell, Potsdam 7. Dec. Schaefer I, 611/12.

und unter Verletzung der Ruhe, welche die vertragschließenden Theile durch diesen Vertrag in Deutschland befestigen wollen, irgend eine fremde Macht unter welchem Vorwand immer Truppen in Deutschland eintreten lassen, so werden die vertragschließenden Mächte ihre Streitkräfte vereinigen, um sich dem Einmarsch oder dem Durchmarsch solcher fremden Truppen und solcher Verletzung des Friedens zu widersetzen und die Ruhe in Deutschland zu erhalten gemäß dem Zweck dieses Vertrags." Der Artikel 3 erneuerte die alten Bürgschafts- und Bündnißverträge. Der Artikel 4 bestimmte die Genehmigungsfrist auf höchstens einen Monat. Ein geheimer Separatartikel besagte, dieser Neutralitätsvertrag sei nur für Deutschland giltig und könne unter keinen Umständen auf die österreichischen Niederlande ausgedehnt werden, wie denn auch der König von Preußen im Dresdner Frieden der Kaiserin-Königin nur ihre deutschen Lande gewährleistet habe und eine angehängte Erklärung schaffte auch den Streit wegen der Entschädigung für die geraubten preußischen Schiffe aus der Welt, allerdings durch ein erhebliches Opfer von preußischer Seite. Der König von England versprach, sobald der König von Preußen die letzte Quote der schlesischen Schuld Capital und Zinsen abgetragen habe, seinerseits die Summe von 20,000 Pfd. St. (an Stelle der geforderten 32,454¼ Pfd. St.) als endgiltige Abfindung für allen und jeden Anspruch zu bezahlen. So lautete der unschuldigste, harmlosester aller Verträge, die jemals geschlossen worden sind.

Bevor sich Friedrich mit England einließ, war er bedacht, sich über die Lage am Hofe zu Petersburg Auskunft zu verschaffen und da der einzige Mensch, der darüber genau Bescheid wußte, der Graf Bestushew sein Todfeind war, so sah er sich auf Gewährsmänner beschränkt, deren Aussagen jede Bürgschaft fehlte. Der eine, an den er sich wandte, sein Gesandter in Wien, Klinggraeff antwortete, wie etwa Mardefeld in der Blüthezeit seiner Selbsttäuschungen geantwortet haben würde: die Russen sind ein feiles, habgieriges Gesindel, kein Zweifel, daß sie dem anhängen werden, der sie kauft, und nicht dem, der ihnen nichts zu bieten hat; die Kaiserin selber hat oft kein Geld, um ihre eigenen Ausgaben zu bestreiten, folglich werden die Russen sich an die Engländer halten, deren unermeßliche Reichthümer ihnen gediegene Subsidien in Aussicht stellen. Der andere, Lord Holderneß, antwortete in der unverwüstlichen Verblendung, die wir schon an ihm kennen: das Einverständniß zwischen England und Rußland ist vollkommen, der König Georg rechnet felsenfest auf die Freundschaft der Kaiserin Elisabeth. Aehnlich lauteten die Aussagen seines Ministers im Haag und so erschien dem König, der an einen Irrthum von drei übereinstimmenden Gewährsmännern nicht glauben wollte, der Anschluß an England wie ein ganz sicheres Mittel, Rußland den Händen Oesterreichs und Sachsens zu entreißen; da er aber den Feuereifer dieser Verschwörer einerseits, die persönlichen Stimmungen der Kaiserin und ihres Großkanzlers andrerseits genau kannte, so mußte er in der größten Beschleunigung seines Anschlusses die sicherste Aussicht auf Gelingen erblicken.

Wegen Rußlands glaubte er sich also beruhigen zu dürfen; erregte sein Vertrag dort anfangs Verstimmung, ja sogar lautes Geschrei, am Ende wurde das Geld der Engländer doch Herr über die empörten Gemüther.

Wie aber stand es mit Frankreich?

Dort hatte er seit 1754 einen jungen Diplomaten in der Person des Reichsfreiherrn Dodo Heinrich zu Inn- und Knyphausen,[1]) der im Jahre 1751 dem Grafen Marishal während dessen Gesandtschaft in Paris als Sekretär beigegeben und als dieser wegen Altersschwäche abging, in dem jugendlichen Alter von 26 Jahren dessen Nachfolger geworden war. Eine frische, geistvolle, feingebildete Persönlichkeit schien er ganz der richtige Mann auf diesem schwierigen Posten. Es wird gestattet sein, aus dem, was dieser Gesandte am 21. Januar 1756 an den König schrieb, auf dessen Berichterstattung überhaupt zu schließen, mindestens das allgemeine Bild, das er ohne Früheres zu widerrufen oder einzuschränken, von den Stimmungen der maßgebenden Persönlichkeiten entwirft, als dasjenige zu betrachten, das er überhaupt für das richtige hielt, zumal da er beim Niederschreiben seiner Depesche von dem Westminstervertrage noch nichts wußte.

Knyphausen schrieb also am 21. Januar an den König: „das Königreich Frankreich wird regiert von einem Fürsten, welcher ganz in Zerstreuungen verloren und für den Ruhm wenig empfänglich wie er ist, den Krieg fürchtet als ein Unglück, das die für seine Schultern überhaupt zu schwere Bürde noch drückender machen würde. Das Ministerium, dem er sein Vertrauen schenkt, ist sich sehr wenig klar über die wahren Interessen des Reiches, ist häufig uneinig über das was sie angeht, wenig fähig zum Entschluß und beständig erfüllt von jener maßlosen Friedensliebe, welche es aus einer blinden Unterwürfigkeit unter die Launen seines Herren schöpft und welche durch das Gefühl der eigenen Schwäche und Abhängigkeit genährt wird. Dieser selbe Ministerrath wird gelenkt durch eine Frau, (d. i. die Pompadour), welche ein ganz besonderes Interesse an der Aufrechterhaltung des Friedens hat und mit dem größten Widerwillen gegen Alles erfüllt sein muß, was den König in seinen Vergnügungen und seinem Müßiggang stören könnte, worauf ja ihr Einfluß und ihre Existenz am Hofe beruht.“[2])

Aus den Aufzeichnungen des Abbé Bernis haben wir von der damaligen Lage am Hofe zu Versailles ein wesentlich anderes Bild gewonnen, dort haben wir einen König kennen gelernt, den seine Kriegsscheu durchaus nicht abhielt, die Kriegspläne der Kaiserin mit Inbrunst zu begrüßen, der sehr entschieden nach Lossagung von Preußen und Verbindung mit Oesterreich verlangte, eine Pompadour, die die einleitenden Schritte zu einem vollständigen Systemwechsel mit größter Bereitwilligkeit beförderte, ein Ministerium, welches das Vertrauen des Königs durchaus nicht hatte und nur eines Winkes bedurfte, um seine preußische Gesinnung schleunigst über Bord zu werfen und noch stürmischer als

1) Schaefer I, 102/3. 2) Die ganze Depesche bei Schaefer I, 612—616.

der König nach Krieg zu verlangen, endlich einen höchst einflußreichen Abbé, den der preußische Gesandte allerdings schon am 29. August als eine Creatur der Pompadour namhaft gemacht,[1]) aber von dessen fieberhafter Thätigkeit hinter den Coulissen er offenbar nicht die mindeste Kenntniß hatte.

Die Wahrnehmungen Knyphausens waren ursprünglich durchaus nicht falsch, sie galten sogar in vollem Umfange von dem Hofe, der um des lieben Frieden willen im Okt. 1754 den Engländern Indien preisgegeben und Anfang 1755 auch den Ohio preiszugeben bereit war, aber sie galten nicht mehr seit der Umstimmung, welche der brutale Friedensbruch der englischen Flotte in den amerikanischen Gewässern eingeleitet (Juni 1755), dann das allgemeine Treibjagen auf die französischen Schiffe gezeitigt und die Graf Starhemberg trotz anfänglichen Mißlingens mit so viel Erfolg zu benutzen verstanden hatte. Wie vollständig die Auffassung des preußischen Gesandten veraltet, durch die Ereignisse überholt war, das zeigt sich handgreiflich, wenn man den weiteren Inhalt seiner Depesche mit dem vergleicht, was eben in den Tagen, da er schrieb, in Berlin der König Friedrich mit dem Abgesandten Frankreichs, dem Herzog von Nivernois, zu verhandeln hatte.

Die Absendung des Herzogs von Nivernois nach Berlin war schon Ende Juli 1755 beschlossene Sache. Unter dem 24. meldete Knyphausen, der Minister Rouillé habe ihn rufen lassen, um ihm zu sagen, der König habe „in dem dringenden Wunsch, dem König von Preußen bei jedem Anlaß, zumal in dem gegenwärtigen Augenblick, Zeichen seines Vertrauens zu geben, den Herzog von Nivernois gewählt, um ihm seine Ansichten mitzutheilen und Maßregeln mit ihm zu verabreden gegenüber den Feindseligkeiten, welche sich England herausgenommen habe".[2]) Von dem Herzog selber meldete der Gesandte, er werde sich die ganze Zufriedenheit des Königs erwerben, denn er sei ein Mann von viel Geist, Wissen und Milde des Wesens, überdies als einer der feurigsten Bewunderer Sr. Majestät von Preußen bekannt und habe erklärt, er werde nur kommen, wenn er die moralische Gewißheit habe, daß seine Aufträge den Interessen und der Sicherheit Preußens entsprächen. Aber dieser so verheißungsvoll angekündigte Gesandte kam nicht und kam nicht, trotz aller Mühe, die er sich gab, das Ministerium zur Entscheidung zu drängen. Statt seiner kam die Meldung, daß der Hof von Versailles mit Sachsen einen Subsidienvertrag abschließen wolle, die der König sofort mit der Erklärung an seinen Gesandten beantwortete: Wenn Frankreich sich mit Sachsen einläßt, so muß ich mich aus dem Spiel zurückziehen und werde keine Feder rühren, um meinen Vertrag mit Frankreich zu erneuern.[3]) Bei der ersten Kunde aber, die er von den für Nivernois bestimmten Weisungen erhielt, stieg ihm die sehr richtige Vermuthung auf, es müsse zwischen den Höfen von Versailles und Wien eine geheime Zettelung im Werke sein.[4]) Seinem Gesandten ist

1) Knyphausen an den König, 29. Aug., bei Schaefer I, 603. 2) Schaefer I, 602. 3) Friedrich an Knyphausen 18. Okt. Schaefer I, 604. 4) — il m'est

diese Vermuthung nicht gekommen, mehr als das, auch über den Sinn der Aufträge, die der Herzog schließlich mitbekam, hat er sich vollständig getäuscht.

Wo diese Aufträge eigentlich hinaus wollten, war dem Herzog selber nicht ganz klar. Auf seine Bitte um bestimmtere Angabe dessen, was das Ministerium vorhabe, ließ ihm vor seinem Abgang Rouillé durch den Abbé Bernis eröffnen: „der König kennt nur einen Feind: das ist der König von England; er ist entschlossen, alle Mittel, die Gott in seine Hand gelegt hat, anzuwenden, um sich an diesem Fürsten zu rächen, sei es durch seine Seemacht, sei es durch einen Angriff auf Hannover, sei es durch einen Feldzug, der ihn in London selber aufsucht. Alle Maßregeln, welche man ergreifen wird, sind derart, daß man ihr wahres Ziel nicht errathen wird. S. M. versieht sich auf dem Festland keines Angriffs, weder auf ihn noch auf seine Verbündeten."[1])

Diese Erklärung geschah zur Zeit der großen Rüstungen in allen Häfen, aus welchen die Engländer auf ein großes Landungsunternehmen schlossen[2]) und aus welchen sich nachher zu allgemeiner Ueberraschung der Angriff auf Minorca entwickelte. Im Zusammenhang mit den Rüstungen für den Seekrieg besagte die Erklärung des Ministers, daß der Herzog von Nivernois nach Berlin geschickt ward, um den König von Preußen für den Rachekrieg gegen England anzuwerben, und daß folglich unter dem, was der Abgesandte diesem zu sagen hatte,[3]) nur Eines vollkommen ernsthaft gemeint sein konnte, nämlich das Verlangen, daß er Hannover angreife und also zu Lande den Krieg mit England beginne. Wohlan, gerade diese Forderung hat Knyphausen gar nicht ernsthaft genommen, vielmehr in seiner Depesche vom 21. Januar weitläuftig ausgeführt, in Frankreich beginne man einzusehen, daß es durchaus unrecht sein würde, den König von Preußen zu einem Angriff auf Hannover bestimmen zu wollen, weil derselbe nur zu Vertheidigungszwecken überhaupt mit Frankreich verbündet sei; daß es aber auch aller gesunden Politik zuwider sein würde, einen solchen Angriff etwa mit französischen Streitkräften zu unternehmen, denn dadurch würde ein Weltkrieg entzündet, auf England aber ein fühlbarer Druck doch nicht geübt werden. Folglich werde es nicht schwer sein, erstens dem Herzog von Nivernois, zweitens durch diesen dem Hofe, bei dem sein Rath Alles gelte, den ganzen Plan auf Hannover auszureden und beide für den entgegengesetzten Gedanken, den einer Neutralisirung Deutschlands zu gewinnen, die ja im allgemeinsten Interesse und namentlich in dem Frankreichs so dringend zu wünschen sei.

„Das Ministerium," sagt er, „hat sichtlich auf jene Gedanken (eines mittelbaren oder unmittelbaren Angriffs auf Hannover) ganz verzichtet und aus allen Maßregeln, die man eben getroffen hat, scheint hervorzugehen, daß

---

venu la pensée s'il n'y a pas peut-être quelque chipotage secret entre les cours de Versailles et de Vienne. 15. Nov. Schaefer I, 604.

1) Ranke, S. W. XXX, 113. 2) S. S. 25. 3) Ueber seine sonstigen Aufträge s. Schaefer I, 110.

man sich, wenn es zum Kriege kommt, einzig auf Ausführung des vom Marschall Belleisle (für den Seekrieg) vorgelegten Planes beschränken wird, ohne in Deutschland oder anderwärts irgend welche Schilderhebung vorzunehmen. Da also die Denkart des französischen Hofes so ist, so liegt durchaus kein Grund vor, welcher ihm die mindeste Abneigung gegen die Neutralität Deutschlands einflößen könnte. Solch eine Liga würde ihm vielmehr gestatten, alle Mittel und Kräfte ausschließlich gegen Großbritannien zu kehren, und gewiß ist dies, daß, solange der Krieg auf die Höfe von Frankreich und England beschränkt bleibt, die friedliche Beilegung ihres Streithandels leichter sein wird, als wenn andere Mächte mit hereingezogen werden. Dieser letztere Punkt bestärkt mich in der Meinung, daß solch ein Vorschlag weder dem König, noch der Frau von Pompadour, noch dem Marschall v. Noailles, noch dem Siegelbewahrer irgendwie unangenehm sein würde, die, obgleich aus sehr verschiedenen Beweggründen, sich zusammengethan haben, um den König zu bestimmen, daß er sich auf einen Seekrieg beschränke, ein System, das durch nichts besser als durch die Neutralität Deutschlands befestigt werden könnte."[1])

So kam Knyphausen zu dem Rath, der König möge dem Herzog von Nivernois, „welcher beauftragt sei, ihn um seine Ansichten über die in Betreff Deutschlands zu nehmenden Maßregeln zu befragen," nur rund heraus erklären, er könne den Angriff auf Hannover nicht auf sich nehmen, glaube überhaupt, daß ein Krieg in Deutschland ganz und gar nicht im Interesse Frankreichs, vielmehr dem Interesse beider Länder die Neutralität Deutschlands allein angemessen sei; dann könne er die Vorschläge Englands in dieser Richtung mittheilen und versichern, nur im Einverständniß mit Frankreich werde er sie annehmen und darauf werde der Hof von Versailles ohne Zweifel eingehen, nachdem der Herzog sich mit dem Gewicht der dafür sprechenden Gründe durchdrungen und seinen Hof gleichfalls dafür gewonnen habe; nur ohne Wissen und Einwilligung Frankreichs möge er mit England nichts abmachen, das würde aufs Tiefste verstimmen u. s. w.

Abgesehen von diesem Vorbehalt am Schluß, der einer sehr richtigen Beurtheilung des Königs Ludwig und seiner Minister entsprang, beruhte die ganze Schlußfolgerung des Gesandten auf unrichtigen Annahmen in Bezug auf Personen und Dinge; der Herzog von Nivernois kam nicht um zu fragen, sondern um zu fordern, und keineswegs um sich leichthin überzeugen zu lassen, daß, was er fordere eigentlich unbillig und unpolitisch sei; was er aber forderte, bedeutete nicht den Frieden, sondern den Krieg, nicht die Neutralität Preußens und Deutschlands, sondern das Gegentheil, und angesichts der grundtiefen Verschiedenheit seiner Aufträge und der Ansichten des Königs, kam in der Sache gar nichts mehr darauf an, ob mit England ein Vertrag schon geschlossen oder erst in Vorbereitung war, wenn dieser unter allen Umständen jedes Unternehmen auf Hannover unerbittlich ausschloß.

---

1) Schaefer I, 613/14.

Am 14. Januar 1756 wurde Nivernois im Schlosse zu Berlin zum ersten Mal vom König empfangen. Ueber den Inhalt seiner Unterredungen mit ihm haben wir außer Auszügen aus den Berichten des Herzogs,[1]) Aufzeichnungen Friedrichs des Großen selbst. In diesen tritt der Gegensatz der beiderseitigen Standpunkte mit der größten Schärfe hervor.

In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges sagt Friedrich: „Ludwig XV. schickte diesen Herrn an den Hof des Königs, um das dem Ablauf nahe Bündniß von Versailles (richtiger: Breslau 5. Juni 1741), zu erneuern, noch mehr um Preußen zum Eingehen auf den Plan zu bestimmen, welchen Frankreich gegen das Kurfürstenthum Hannover im Schilde führte. Der stärkste Beweggrund, welchen der Herzog von Nivernois anwendete, um dem König dieses Bündniß und diesen Krieg aufzureden, war, daß er ihm die Souveränetät über die Insel Tabago anbot. Man muß wissen, daß die Franzosen nach dem Kriege von 1740[2]) diese Insel dem Grafen von Sachsen gegeben hatten, und da die Engländer darüber sehr verstimmt waren, wurde ausgemacht, daß sie wüst bleiben und durch keine Nation in Anbau genommen werden sollte. Dieses Angebot war zu lächerlich, um angenommen zu werden, der König zog die Sache ins Scherzhafte und bat den Herzog, sich nach einem Anderen umzusehen, der zum Statthalter der Insel Barataria geeigneter sei (Sancho Pansa) als er; er verweigerte auch die Erneuerung des Bündnisses und den Kriegszug, der ihm angesonnen ward."[3])

Unmittelbar nach einer sehr eingehenden Unterredung, die am 24. Januar stattgefunden, hat der König die sachlichen Gründe aufgezeichnet, mit denen er das Ansinnen des Herzogs nicht bloß zurückgewiesen, sondern auch inhaltlich widerlegt hatte.[4]) Gegen jede Berufung auf sein bisheriges Bündniß mit der Krone Frankreichs hatte er als Rechtsgründe eingewendet: „Ich habe Amerika nicht gewährleistet, von dorther aber stammt der Krieg, folglich geht er mich nichts an. Mein Bündniß ist nur ein defensives, folglich bin ich zu keinem offensiven Schritt verpflichtet. Mein Bündniß ist demnächst abgelaufen, folglich habe ich Bundespflichten überhaupt nicht mehr." Zu den Rechtsgründen, aus welchem er jede Verpflichtung gegenüber Frankreich ablehnte, hat er politische Erwägungen hinzugefügt, unter denen eine ihm für den sofortigen Abschluß mit England entscheidend erschien. Sie hat sich schon nach wenig Monden als unrichtig erwiesen, und deshalb ist sie der Nachwelt ganz aus dem Gesicht gekommen. Aber wegen des Erfolges, den sie gehabt hat, muß

1) Ranke, S. W. XXX. S. 133 ff. 2) Der österreichische Erbfolgekrieg ist gemeint. 3) Oeuvres IV, 31. In seinem Aufsatze vom Juli 1757. Apologie de ma conduite politique (Oeuvres XXVII, 3. partie, 306) sagt er über den Zwischenfall: — Le duc de Nivernois vint à Berlin avec des propositions d'un nouveau traité et pour me faire condescendre à la diversion du pays de Hanovre, il me proposa la possession de l'île de Tabago. Je lui répondis franchement que je ne voulais pas aller sur les brisées du comte de Saxe auquel cette île avait été une fois donnée, et que je ne ferais point la guerre en marchand. 4) Abgedruckt bei Schaefer I, 616—17.

sie nachdrücklich in Erinnerung gebracht werden, ohne sie ist die ganze Aufzeichnung des Königs vom 24. Januar unverständlich.

Der Anschluß an Frankreich auf Grund der Vorschläge des Herzogs von Nivernois bedeutete den Weltkrieg auf dem Festlande, eröffnet durch einen preußischen Angriff auf Hannover, dem sofort der Einfall der Russen in Preußen, der Oesterreicher in Schlesien gefolgt wäre. Gegen ihn sprach Alles, für ihn sprach Nichts, der Hinweis auf eine Entschädigung mit Tabago sah aus wie ein schlechter Witz. Sämmtliche Gründe, welche hiegegen in die Wagschale fielen, stritten für den Abschluß und zwar den sofortigen Abschluß des Neutralitätsvertrages, den England bot,[1]) aber nur unter der Bedingung, daß England der Russen wirklich so sicher war, wie Holderneß behauptete und die preußischen Diplomaten in Wien und im Haag glaubten, daß die Russen gleichmäßig bereit und gesonnen waren, entweder auf Grund des Vertrags vom 30. Sept. 1755 die Niederlande gegen Frankreich, Hannover gegen Preußen zu vertheidigen, oder in Uebereinstimmung mit der neuesten Neutralitätspolitik nicht blos selber aus Deutschland zu bleiben, sondern auch im Bunde mit Englands Verbündeten den Reichsfrieden gegen jeden fremden Einbruch schirmen zu helfen. Daß dem so sei, glaubte Friedrich, weil er nicht wußte, wie Williams durch Bestuschew, durch Williams Lord Holderneß getäuscht ward, nichts ahnte von dem Vorbehalt, mit welchem Kaiserin Elisabeth schließlich den Septembervertrag annehmen und folglich auch nichts von der Deutung, die sie dem Neutralitätsvertrag von Westminster geben würde.[2]) Sein ganzer Standpunkt malt sich in den zwei Zeilen seiner Aufzeichnung: „Wie vermeide ich den Einmarsch der Russen? Indem ich den Neutralitätsvertrag abschließe, den England bietet; folglich muß ich ihn schließen."[3]) Friedrich rechnete: wenn ich warte, so kommen die Russen, mit ihnen die Oesterreicher und die Sachsen; schließe ich aber ab, so kommen die Russen nicht und die Andern bleiben auch zu Hause.

In dem Neutralitätsvertrage selbst war nun nicht das Mindeste enthalten, was irgend eine Macht verletzen konnte, die nicht eben von vornherein zum Bruch des Reichsfriedens entschlossen war. Friedrich nahm nicht den geringsten Anstand, am 26. Januar dem französischen Gesandten von der eben eingelaufenen Depesche Kenntniß zu geben, welche die am 16. geschehene Unter-

1) In dem Aufsatz von 1757: Apologie de ma conduite politique (Oeuvres XXVII, 3. partie, 306) sagt Friedrich: Les Français me pressaient d'agir. Si j'avais déféré à leurs désirs, je me serais vu engagé dans une guerre contre la maison d'Autriche, la Russie, l'Angleterre et la plupart des princes d'Allemagne; si je faisais une alliance avec le roi d'Angleterre, je ne paraissais avoir à craindre que la reine d'Hongrie. Le parti du traité de neutralité me parut donc le plus sûr et je le choisis préférablement à d'autres, par ce que je le crus seul capable de maintenir la paix en Allemagne. 2) S. 31/32. 3) Comment éviter l'entrée des Russes? En faisant avec l'Angleterre le traité de neutralité qu'elle me propose; donc il faut le faire. In dem Aufsatz vom 24. Jan. Schaefer I, 617.

zeichnung meldete. Als drei Wochen später die Urkunden selber ankamen, gab er sie ihrem vollen Inhalt nach — den Hauptvertrag und den Geheimartikel — dem Franzosen zu lesen, erläuterte widerholt die Nothwendigkeit des Abschlusses für Preußen und Deutschland, die Nützlichkeit desselben für Frankreich, wenn es nur eben sein eigenes Interesse am Festlandfrieden richtig verstehe, erklärte sich auch bereit, seine alte Verbindung mit Frankreich, aber im Einklang mit der Idee dieses Vertrags, zu erneuern und machte mit seinen Vorstellungen so tiefen Eindruck, daß Nivernois selber meinte, hätte man dem König von Frankreich die Sache rechtzeitig in ihrem wahren Lichte gezeigt, so würde er der Erste gewesen sein, der dem König selber zu einem solchen Schritte hätte rathen müssen.[1]) Angesichts des unsinnigen Geschreies, das bei der Kunde von dem Vertrage in Versailles erhoben ward, erst über den „Abfall", dann über den „Formfehler" des Königs von Preußen, gereicht es dem Geschichtsschreiber zur wahren Genugthuung, wenigstens einen Franzosen nennen zu können, der keines preußischen Zuspruchs und keiner Vorlegung des Vertrages selber bedurfte, um sofort zu wissen, daß derselbe dem Frieden auf dem Festlande die besten Bürgschaften gab, wenn man nur eben diesen Frieden aufrichtig und ernstlich wollte. Im fernen Warschau schrieb Durand, der neu ernannte französische Resident bei der polnischen Republik, dem Grafen Broglie am 28. Februar 1756: „Bei jedem Ereigniß erhebt sich ein allgemeines Geschrei, welches das Urtheil der Schwachköpfe gefangen nimmt. Es ersticken wollen, wäre vergebliche Mühe; man kann nur darauf denken, den Eindruck abzuschwächen, welcher immer über das rechte Maß hinausgeht und eben deshalb mit der Zeit seine Kraft verliert. Das allein hat mich bestimmt, den Vertrag des Königs von Preußen mit England nicht für unser Werk auszugeben; aber ich habe nicht unterlassen zu verstehen zu geben, daß wir davon einige Kenntniß gehabt haben, und daß dieser Vertrag, indem er die Ruhe im Norden sicherstellt, dem Hofe zu Wien den einzigen Grund nimmt, den er haben konnte, an dem Streithandel Englands Theil zu nehmen und jene Macht verstimmt, weil sie so den König von Preußen sich im Besitze Schlesiens befestigen sieht."[2])

Der Franzose, der so verständige Worte schrieb, war noch der altväterischen Meinung, daß für Frankreich ein starkes Preußen ebenso eine Nothwendigkeit sei als die Fortdauer des Festlandfriedens während seines Seekriegs mit der größten Seemacht der Welt. Die aber, die in Versailles über den Verrath des Königs von Preußen lärmten, waren entweder schon viel tiefer im Fahrwasser der österreichischen Politik als sie bisher selbst gewußt, oder sie trieben die offenbarste Heuchelei. Ganz lächerlich war im einen wie im andern Fall die Entrüstung über den Formfehler in dem Vorgehen Friedrichs. Der Hof, welcher den Herzog von Nivernois nach Berlin schickte, um den Landkrieg

1) Ranke XXX, 139. 2) Broglie, Le secret du roi. Paris 1879. I, 137.

gegen England-Hannover zu verlangen, hätte vorher befragt, doch wahrlich nichts beigetragen zur Förderung eines Vertrags, welcher eben diesem Landkrieg vorbeugen sollte. Entweder man wollte den Festlandfrieden, dann mußte man dem Abgesandten Frankreichs ganz andre Aufträge nach Berlin mitgeben: oder man wollte ihn nicht, dann war auch König Friedrich berechtigt zu handeln, wie es die Pflicht gegen sein eigenes Land von ihm verlangte, und er entnahm aus den Vorschlägen des Herzogs nur die Bestätigung der schon vorher gewonnenen Ueberzeugung, daß eine Vorverhandlung mit Frankreich nicht blos überflüssig, sondern geradezu schädlich gewesen wäre. Der wahre Grund der Empörung, die jetzt in Versailles gegen Preußen herrschte, lag denn auch nicht in der Empfindlichkeit über ein in der Form rücksichtsloses Verfahren Preußens, sondern in der entschiedenen Ablehnung der Anträge des Herzogs von Nivernois, die durch diesen Vertrag eine unwiderrufliche geworden war. Für den Rachekrieg gegen England hatte Friedrich als Landsknecht angeworben werden sollen, für diese Rolle hatte er sich bedankt und dies war sein Verbrechen, nichts anderes. Weshalb dieser sachliche Grund in der Darstellung der Denkwürdigkeiten des Abbé Bernis, dem wir in einem früheren Abschnitt gefolgt sind, gar nicht zu seinem Rechte kommt, ja nicht einmal erwähnt wird, ist mir ein Räthsel. Nach der Erklärung, welche wie wir sahen, eben dieser Abbé im Namen des Ministers dem Herzog zur Ergänzung seiner Aufträge mit auf den Weg gab, hat er doch selbst gewußt, daß dieser keineswegs wie er sagt, blos geschickt ward, um dem König von Preußen „den Puls zu fühlen". Und in seiner Erzählung kommt nun die Ablehnung, welche Friedrich den Forderungen des französischen Hofes zu Theil werden ließ, gar nicht einmal vor; nur die Verstimmung über in der Form rücksichtsloses Benehmen erscheint als Beweggrund zu den außerordentlichsten Entschlüssen. Der Abbé Bernis ahnt nicht, welch ein Verdammungsurtheil er über sein eignes Verhalten herausfordert, indem er den Bruch mit allen Ueberlieferungen der deutschen Politik Frankreichs herleitet einzig und allein aus dem Ingrimm über eine vermeintliche Unhöflichkeit des Königs von Preußen.

In Wahrheit hatte Frankreichs neuestes System ein politische Niederlage in Berlin erlitten, die von Oesterreich und seinen kopflosen Schleppträgern in Versailles eifrigst ausgebeutet worden ist und deßhalb waren alle Bemühungen Preußens fruchtlos, das zu beschwichtigen, was Knyphausen einen „Keim von Mißtrauen und Aerger" nannte, während es etwas ganz Andres war.

Auch der König täuschte sich vollständig über die Macht, welche die ihm feindliche Strömung in Versailles schon gewonnen hatte, wie über die Wege, die sie mit immer größerer Entschiedenheit verfolgte. Am 10. Februar schrieb er an Knyphausen: „Die Gelegenheit ist da, wo Sie mir schlagende Beweise Ihrer Fähigkeit geben können. Man muß alle Federn springen lassen, um zu entdecken, ob ein so ganz unschuldiger Schritt meinerseits ihnen mehr als üble Laune gegen mich eingeflößt hat. Ist es nur eine jener flüchtigen Ver-

stimmungen, wie sie dort üblich sind, so kann ich den Vertrag mit ihnen erneuern; ist aber ein geheimer Stachel im Grunde ihres Herzens haften geblieben, so wird mich das zu einem ganz anderen Verfahren bestimmen. Für mein Theil bin ich überzeugt, sie werden in Wien nur schöne Redensarten finden aber mehr nicht, und wenn sie sehen, daß keine Leute da sind, die sich für sie opfern wollen, so werden sie sehr froh sein, wieder mit mir anzuknüpfen, ebenso mit Spanien und schließlich werden sie es gar nicht befremdlich finden, daß weder die Einen noch die Andern Lust gehabt haben, sich in ihren Stockfischkrieg einzulassen. Suchen Sie der P(ompadour) zu schmeicheln, um zu sehen, ob sie vielleicht locker läßt und unüberlegt ausspricht, was die Minister mit Ueberlegung verschweigen: vielleicht wird sie die Sache wieder in Ordnung bringen."[1])

Aus den Denkwürdigkeiten des Abbé Bernis haben wir gesehen, daß die Sache Preußens am Hof zu Versailles, noch ehe der König diese Worte schrieb, hoffnungslos verloren war, aus Gründen allerdings, die mit Staatsklugheit ebenso wenig zu schaffen hatten als mit den Geboten des einfachen Menschenverstandes.

Das preußisch-französische Bündniß von 1741 sollte nach Artikel acht des Hauptvertrags 15 Jahre dauern. Die Unterzeichnung der Bevollmächtigten hatte zu Breslau am 5. Juni jenes Jahres stattgefunden; am 14. hatte es König Ludwig, am 1. Juli König Friedrich vollzogen; am 5. Juli waren die Ratificationen ausgetauscht worden. Folglich lief es spätestens am 5. Juli 1756 ab. Wurde es bis dahin nicht erneuert, so war das ganze bisherige Verhältniß der beiden Mächte gelöst. Eine Erneuerung fand nicht statt und als Friedrich der Große diese Gewißheit hatte, konnte er sich auch die andre nicht mehr verhehlen, daß sein ganzes Friedenssystem gescheitert sei.

1) Bei Schaefer I, 618/19.

VII. Friedrichs des Großen Kriegsentschluß und Schilderhebung.

Wie Frankreich sich finden werde in den Westminstervertrag, d. h. in den nothgedrungenen Verzicht auf Preußens Landsknechtdienste wider Hannover war Friedrich dem Großen zweifelhaft, aber er baute auf das schließliche Durchbrechen der richtigen Einsicht in Frankreichs eigenes Interesse an der Erhaltung des Festlandfriedens und hielt, auch wenn ihm eine Erneuerung seines Bündnisses mit demselben nicht gelang, immerhin für unmöglich, daß Frankreich sein ganzes System umstürzen und sich rückhaltlos Oesterreich in die Arme werfen werde. Nach Westen also schaute er ohne ernste Sorge, und mit noch größerer Beruhigung schaute er nach Nordosten. Die Russen glaubte er durch seinen Vertrag unschädlich gemacht, wenn nicht geradezu in Verbündete umgewandelt zu haben. Dies eine Ergebniß seines Anschlusses an England hielt für ganz sicher, die Aussagen seiner Gesandten, die Betheuerungen der englischen Minister, daß sie für den russischen Hof einstehen könnten, lauteten so bestimmt, daß er meinte, den Weisungen des ihm verbündeten England würden die Russen „blindlings" folgen, zum mindesten sich gegen keinen Verbündeten Großbritanniens wenden.[1]) Dem neu ernannten englischen Gesandten an seinem Hofe, Andrew Mitchell, glaubte er ohne weiteres, als dieser auf die wiederholte Frage: „Seid Ihr auch der Russen durchaus sicher?" antwortete, das sei die Meinung des Königs und der Minister. Er machte sogar Pläne über die beste Art, wie man die 30,000 Mann Russen als Hilfstruppen verwenden könne: er meinte, sie könnten sich in den Häfen von Kurland und Liefland einschiffen und im Bedürfnißfall an den preußischen und pommerschen Küsten gelandet werden,[2]) doch würde er sich ihrer am liebsten nur bedienen, um sie als Pfand für die Treue Rußlands in der Hand zu halten.[3]) Schon in den nächsten Tagen ward die englische Diplomatie aus ihrer Sicherheit höchst unsanft aufgerüttelt.

Am 28. Mai schrieb Holderneß dem Gesandten Williams nach Petersburg: aller Gegenvorstellungen anderer Mächte ungeachtet habe Oesterreich mit Frankreich einen Vertrag abgeschlossen, für den höchst wahrscheinlich Ruß-

---

1) — toutes les probabilités me portaient à croire que la Russie suivrait aveuglément le parti des Anglais, du moins qu'elle ne se déclarerait point contre les alliés du roi de la Grande-Bretagne. — Apologie de ma conduite politique. Oeuvres XXVII. 3. partie, 306. 2) Audienz vom 14. Mai 1756. Raumer II, 335—336. 3) Mitchells Bericht vom 27. Mai. Das. S. 339.

land gewonnen werden sollte, und dieses gelte es nun mit aller Macht in der rechten Bahn festzuhalten. Williams wußte noch nichts von dieser Wendung, als er am 29. Mai nach London schrieb: Von allen Seiten ziehen Mannschaften nach Liefland und Befehl ist gegeben, das Heer zu verstärken. Es besteht aus etwa 140,000 Mann, 36 Regimentern Fußvolk, 3 Regimentern schwerer Reiterei, 5 Regimentern Husaren, 20,000 Kosaken und dem erforderlichen Geschütz. Einige Generale sind schon nach Riga abgegangen. — Kriegsrüstungen, Truppenmärsche, ohne daß England Rußlands Hilfe verlangt, ja auch nur erfuhr, wohin sie zielten, waren Anzeichen, die selbst einem Williams sehr besorgnißerregend vorkamen: mußte er doch schon am 3. Juni hinzufügen, der Preußenhaß der Kaiserin lege sich nicht den mindesten Zügel mehr an; was nur irgend gegen Preußen gerichtet sei, finde bei ihr nicht allein, nein auch bei all ihren Ministern den wärmsten Beifall. Fast dämmerte jetzt auch ihm etwas von der Einsicht auf, in der Keith am 7. Juni aus Wien schrieb: ich höre aus guter Quelle, daß Rußland und Oesterreich aufs Engste verbunden sind und in allen Stücken nach Verabredung handeln. Sie wollen England nur täuschen und einschläfern, bis all ihre Pläne reif und zur Ausführung fertig sind.[1]) Die Zeit war endlich gekommen, wo die Erbweisheit Englands durchschauen mußte, daß die kolossalen Summen, die Williams in Petersburg verausgabt hatte, an die Feinde Englands verschwendet worden waren; wären, schrieb Friedrich der Große später, die für diesen Hof bestimmten Subsidien an Braunschweig, Kassel, Gotha und Darmstadt vertheilt worden, so würde England in der gegenwärtigen Krisis mehr Vortheil für die Vertheidigung Hannovers daraus ziehen.[2]) Die Nachricht von dem Aufmarsch der Russen erregte auch Friedrich im höchsten Maße. „Meine Absicht war," schrieb er ein Jahr später, „die Ruhe in Deutschland zu erhalten und ich durfte hoffen, daß mir das gelingen werde, bis ich im Frühjahr 1756 vernahm, daß ein starkes russisches Corps sich in Kurland sammele. Das kam mir um so befremdlicher vor, als ich durch meine Verbindungen mit den Engländern wußte, daß das nicht von ihnen kam. Ich trat hierüber mit dem Ministerium in London in Erörterungen ein und so wie ich erfuhr, daß diese Bewegungen mit England nicht verabredet waren, faßte ich ernsten Argwohn gegen die Russen. Im Juni, da ich in Magdeburg war, erfuhr ich, daß diese Armee sich verstärke und alle Umstände brachten mich in Verbindung mit Correspondenzen, die gedruckt sind, zu dem Schluß, daß Preußen von dieser Seite einen Einbruch zu fürchten habe: ich ließ deshalb einige Regimenter nach Pommern marschiren, um sie für die Vereinigung mit den Truppen in Preußen bereit zu haben. Diese Bewegung, welche bei der Königin von Ungarn unmöglich Argwohn erwecken konnte, gab Anlaß, daß diese eine große Anzahl ihrer Truppen in Böhmen aufmarschiren ließ."[3])

1) Raumer II, 340. 2) Brief vom 9. August an Mitchell. Raumer S. 382.
3) Oeuvres XXVII, 3. partie, 307.

Woher hatte nun Friedrich seine Kunde von dem, was sich in Petersburg vorbereitete? Man sollte meinen, die Engländer würden sich beeilt haben, den Fürsten, der eben erst ihnen zu Liebe und im Vertrauen auf ihre Zusagen wegen der Haltung Rußlands eine ungeheure Gefahr auf sich genommen hatte, zu warnen, zu unterrichten von Dingen, die ihn so nahe angingen. Das gerade Gegentheil fand statt.

Die eben erwähnten Nachrichten von Williams aus den letzten Mai- und den ersten Junitagen würden Friedrich unendlich werthvoll gewesen sein. Wohlan, der englische Gesandte an seinem Hofe, Andrew Mitchell, der sie gelesen hat und dessen heilige Pflicht gewesen wäre, ihm sofort Mittheilung davon zu machen, wußte sich mit seinem Minister Lord Holderneß in vollster Uebereinstimmung, als er diesem am 22. Juni schrieb, er habe den Inhalt von Williams Brief vom 5. (3.?) d. M. „sorgfältigst geheim gehalten" und sei bedacht, den schlechten Stand der englischen Sache in Rußland nach Kräften zu „bemänteln".[1]) Es durfte ja nicht ans Licht kommen, daß der Haß der Czarin, der jetzt so leidenschaftlich hervorbrach, von England selbst nach Kräften genährt worden, daß in Petersburg eine Aussaat welfischer Ränke und englischer Thorheit aufgegangen war, und zu beschämend einzugestehen, daß man einen Einfluß zu besitzen vorgegeben, den man mit englischem Geld für Oesterreich und Frankreich angekauft hatte.

Die Quelle, auf welche Friedrich nach wie vor angewiesen blieb, war die sächsische Correspondenz mit ihren unschätzbaren Enthüllungen, und zu dieser gesellte sich eine neue, ganz unverhoffte, bestehend aus Petersburger Briefen, die ihm „im engsten Vertrauen von sehr guter Hand", d. h. vom Großfürsten Peter zugingen.

Unter den sächsischen Depeschen war eine von ganz besondrer Lehrkraft. Am 12. Juni schrieb Graf Flemming, der sächsische Minister in Wien, an den Grafen Brühl über eine Unterredung, die er aus Anlaß der Rüstungen Rußlands mit dem Grafen Kaunitz gehabt. „Ich fragte nach dem Grunde derselben und obgleich der Minister sich nicht klar darüber herausließ, widersprach er doch auch nicht, als ich ihm bemerklich machte, es habe den Anschein, als seien diese großen Vorbereitungen eher gegen den König von Preußen, als zur Erfüllung der gegenüber England eingegangenen Verpflichtungen bestimmt. Ich bemerkte darüber, ich sähe nicht ein, wie Rußland so zahlreiche Heere außerhalb seiner Grenzen unterhalten wolle, wenn die englischen Subsidien versiegen sollten; demnach müsse die Kaiserin-Königin gewillt sein, den Ausfall zu ersetzen. Da antwortete er: man werde das Geld nicht ansehen, wenn man nur sicher wisse, daß es gut verwendet würde; das waren seine eigenen Worte. Und als ich ihm bemerkte, es sei zu fürchten, daß jener verschlagene und scharfsichtige Fürst aus dieser Thatsache auf ein Einverständniß mit dem hiesigen Hofe schließen und urplötzlich über ihn herfallen

1) Mitchell Papers I, 187 bei Schaefer I, 146.

könne, erwiderte er: das mache ihm nicht viel Sorge, er werde seinen Mann schon finden und man sei auf jedes Ereigniß vorbereitet."[1])

Dazu kam Mitte Juli eine andere Mittheilung, die keinen Zweifel und kein Zaudern mehr zuließ. Das war eine „umständliche und positive Nachricht" des Inhalts: „zwischen den beiden Kaiserhöfen bestehe ein Plan, gleichzeitig über S. Maj. von Preußen herzufallen, österreichischerseits mit 80,000, russischerseits mit 120,000 Mann; dieser Plan hätte schon im Jahre 1756 ausgeführt werden sollen, da es aber in Rußland an Rekruten, Matrosen und Lebensmitteln gefehlt habe, sei die Ausführung auf das Frühjahr 1757 verschoben worden und die so gewonnene Zwischenzeit wollten nun beide Höfe benutzen, um alles für das Gelingen ihres Planes Erforderliche desto besser vorzubereiten. Hinzugefügt war, der russische Rath Bechtejew habe eben auf seiner Durchreise über Pommern nach Paris die Küsten jenes Landes geprüft, um zu sehen, ob man dort eine Landung bewerkstelligen könne."[2]) Den Ursprung dieser Nachricht, deren Inhalt in der Folge von mehreren anderen Orten her bestätigt ward, konnte Friedrich nicht bekannt machen aus Rücksichten, die sich leicht erklären: offenbar war sein Gewährsmann der junge Großfürst Peter, der ein schwärmerischer Verehrer des großen Friedrich, zu Petersburg im offensten Gegensatz zu der herrschenden Politik des kaiserlichen Hofes lebte.

Daß die Nachricht nur die reine Wahrheit sagte, können wir heute urkundlich erweisen:[3]) Friedrich konnte das nicht, aber er hielt sie darum nicht minder für gewiß und das mit vollem Recht.

Am 17. Juli ließ er Andrew Mitchell kommen, eröffnete ihm auf Grund der neuesten Nachrichten seine ganze Lage und seinen Entschluß, durch sofortiges Handeln zu hindern, daß die große Gefahr noch größer, vielleicht unüberwindlich werde. Die Verschwörung sei da, vielleicht werde ein erfolgreicher Vorangriff sie wieder zertheilen. Werde das Haupt der Verschwörung

---

1) Mémoire raisonné. S. 27 2) Réfutation de l'ouvrage intitulé: Remarques sur les manifestes de guerre du Roi de Prusse etc. Berlin 1757 in Hertzberg, Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités etc. I, 141/42. Aus der Feder des oben genannten Bechtejew bewahrt das Woronzow'sche Archiv eine Aufzeichnung, aus der hier eine Stelle mitgetheilt werden soll. Sie betrifft Friedrichs Schilderhebung und lautet: „Die Handlungsweise des Königs von Preußen ist unerwartet und der Besorgniß zuzuschreiben, in welche die Annäherung zwischen Frankreich und Rußland Se. Majestät versetzt hat. Er schloß daraus, daß die drei mächtigsten Staaten Europas gemeinsame Maßregeln ergriffen hätten, um über ihn herzufallen. Und weil es ihm schwer fallen möchte, sich gegen alle zugleich zu vertheidigen, so ließ er ihnen keine Zeit zur endgiltigen Uebereinkunft und entschloß sich den Krieg anzufangen, der für ihn immer gefährlicher wurde, je später er begann; indem er die Kaiserin-Königin angreift, hofft er sie zu besiegen, ehe sie von Rußland oder von Frankreich her Hilfe erlangen kann; hierauf wird er sich gegen diejenige andere Macht wenden, welche zuerst in Waffen ihm gegenüber erscheint und so hofft er dann mit allen dreien fertig zu werden." Brückner, russische Aktenstücke zur Gesch. d. J. 1756. Dorpat 1872. 3) S. oben S. 33–36.

derart getroffen, daß ihm die Fortführung des Kampfes im nächsten Jahre unmöglich falle, so würde den Verbündeten bei der Aussicht, die ganze Last auf die eigenen Schultern nehmen zu müssen, die Lust am Kriege vergehen.

Mitchell bestritt die unmittelbare Dringlichkeit der Gefahr und meinte, vielleicht hätte man es in Oesterreich nur darauf abgesehen, ihn zum ersten Schlag zu reizen, damit man daraufhin berechtigt wäre, den für den Fall eines preußischen Angriffs bedungenen Beistand Rußlands und Frankreichs in Anspruch zu nehmen. Da antwortete der König mit flammendem Blick und scharfem Ton: „Wie, Herr, was sehen Sie in meinem Gesicht? Sieht meine Nase danach aus als wäre sie gemacht, Nasenstüber in Empfang zu nehmen? Bei Gott, die werde ich nicht dulden." Und vor dem Bilde Maria Theresias stehen bleibend sagte er nachher: „Diese Dame will den Krieg und sie soll ihn ehestens haben. Ich kann nichts dagegen thun, als meinen Feinden zuvorkommen: meine Truppen sind bereit und ich muß versuchen, diese Verschwörung zu brechen, ehe sie zu stark wird." [1])

Mit seinen Gegenvorstellungen erreichte der englische Gesandte nur, daß der König sich schließlich geneigt zeigte, bevor er losschlug, von der Kaiserin eine Erklärung zu fordern, von der er übrigens voraussah, wie sie ausfallen würde. Und am Tag darauf schickte er seinem Gesandten in Wien, Geh. Rath Klinggraeff den Befehl „in bescheidenem Ton und mit jeder geziemenden Höflichkeit" bei der Kaiserin anzufragen, ob die Truppenbewegungen in Böhmen und Mähren, von denen ihm aus verschiedenen Orten gemeldet werde, zum Zweck hätten ihn anzugreifen? [2])

Am 24. Juli hatte Klinggraeff die Weisung seines Königs, am nächsten Tag bat er den Grafen Kaunitz um Vermittelung einer Privataudienz bei der Kaiserin und theilte dem Minister mit, wie sein Auftrag lautete. Alsbald fuhr Kaunitz nach Schönbrunn hinaus und überlegte sich auf der Fahrt die Antwort, welche die Kaiserin am nächsten Tag ertheilen sollte. Er glaubte zu durchschauen, daß der König zweierlei im Auge habe, erstens die Anknüpfung von Auseinandersetzungen, welche zunächst einen Aufschub der Maßregeln bewirken könnten, auf deren kraftvollste Förderung es ihm (dem Grafen) gerade ankam, und zweitens die Sache weiter zu treiben und zu anderen Vorschlägen, wesentlicheren Zusagen überzugehen. Beides mußte vermieden, die Absicht des Königs völlig durchkreuzt und zu dem Zweck eine Antwort ertheilt werden, die zu ferneren Erörterungen keine Handhabe bot, gleichzeitig aber fest und höflich war, ohne eine günstige oder feindselige Auslegung zuzulassen. So kam er zu dem Schluß, es werde genügen, wenn die Kaiserin einfach antworte: inmitten der allgemeinen Krisis, in der sich Europa befinde, gebiete ihre Pflicht und die Würde ihrer Krone, Maßregeln zu ergreifen, welche ebenso zu ihrer eigenen Sicherheit als der ihrer Freunde und Verbündeten

1) Aus Mitchells Memoiren s. Ranke in A. Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft I, 159. 2) Das ganze Aktenstück bei Schaefer I, 629/30.

ausreichend seien.[1]) Und so, nur noch mit dem Zusatz, „welche übrigens auf Niemandes Nachtheil abzielten", hat die Kaiserin denn auch am 26. Juli dem preußischen Gesandten auf seine Anfrage geantwortet. Gleichzeitig mit dem Bericht des eigenen Gesandten erhielt Friedrich auch als Schlüssel dazu die Depesche des Grafen Flemming, der wir eben den Bericht von dem Selbstgespräch des Grafen Kaunitz über den Sinn der zu gebenden Antwort entlehnt haben.

Schon vorher hatte ihm am 26. Juli der französische Gesandte, Marquis de Valory, im Namen seines Hofes amtlich erklären müssen, wenn die Kaiserin angegriffen werde, so sei Frankreich verpflichtet, ihr beizustehen: das bestärkte den König nur in der Ueberzeugung, daß mit Worten auch in Versailles nichts mehr auszurichten sei, daß folglich eine kühne That allein ihm helfen könne.[2])

Am 2. August sandte er dem Geh. Rath Klinggraeff den Befehl zu, eine zweite Anfrage an die Kaiserin zu richten, da die Antwort auf die erste gar keine Antwort gewesen sei. „Weder die Staaten der Kaiserin noch die ihrer Verbündeten sind von irgend einem Angriff bedroht, wohl aber die meinigen. Um der Kaiserin nichts zu verhehlen, soll sie erfahren, daß ich in zweifelloser Weise davon unterrichtet bin, daß sie im Anfang dieses Jahres mit dem russischen Hof einen Angriffsbund gegen mich geschlossen hat. Darin ist ausgemacht, daß die beiden Kaiserinnen mich unversehens angreifen werden, die von Rußland mit 120,000 und die Kaiserin-Königin mit 80,000 Mann. Dieser Plan, der im Mai dieses Jahres zur Ausführung kommen sollte, ist vertagt worden, weil es den russischen Truppen an Rekruten, ihrer Flotte an Matrosen, und Finnland an Korn fehlte, sie zu ernähren. Die beiden Höfe sind übereingekommen, nur bis zum nächsten Frühjahr zu warten und da mir jetzt von allen Seiten bestätigt wird, daß die Kaiserin ihre Hauptkräfte in Böhmen und Mähren sammelt, daß die Truppen in der Nähe meiner Grenzen lagern, daß man Magazine anlegt und Kriegsbedarf und Mundvorräthe anhäuft, daß man Husaren- und Croatenketten längs meiner Grenzen zieht, als ob wir schon mitten im Kriege wären, so glaube ich mich berechtigt, von der Kaiserin eine förmliche, kategorische Erklärung zu verlangen, bestehend in der Zusage, daß sie mich weder in diesem noch im nächsten Jahre angreifen wird. Ich muß wissen, ob wir im Krieg oder im Frieden sind, die Kaiserin mache ich zur Schiedsrichterin über diese Frage; sind ihre Absichten lauter, so ist jetzt der Augenblick, es zu zeigen; gibt man mir aber eine Antwort, die im Orakelstil, unbestimmt oder unbündig ist, so wird die Kaiserin für Alles verantwortlich sein, was die stillschweigende Bestätigung der von ihr mit Rußland gegen mich geschmiedeten argen An-

---

1) Mittheilung des Grafen Kaunitz an Graf Flemming in dessen Depesche vom 28. Juli. Mém. rais. pièces justific. Nr. 28. 2) An Knyphausen 26. Juli. Schaefer I, 631.

schläge zur Folge haben wird und den Himmel rufe ich zum Zeugen dafür an, daß ich an dem Unheil unschuldig bin, das daraus entspringen wird."[1])

Diese Weisung war am 7. August in Wien. Kaunitz hatte kaum Kenntniß von dem Einlauf der neuen Anfrage, die ihm höchst unwillkommen war, als er, um Zeit zu gewinnen, den preußischen Gesandten aufforderte, sie in Gestalt einer Denkschrift einzureichen. Darüber mußte dieser erst bei Friedrich anfragen und so kam, nachdem dessen Einwilligung gekommen war, der 18. August heran, bis die Denkschrift übergeben werden konnte.

In Wien verhehlte man sich den Ernst der Entscheidung nicht; man sah den sofortigen Einbruch der Preußen in Sachsen und Böhmen voraus; man kannte die Gesinnung des Königs von Polen, aber man kannte jetzt auch die Ohnmacht seines Heeres, seine vollständige Entblößung von Allem, was selbst für den ersten Widerstand erforderlich war; man wußte, daß die Armee in Böhmen noch viel zu schwach und die Stimmung im Adel des Landes eine äußerst niedergeschlagene war. Die Grafen Khevenhüller und Colloredo stimmten deshalb für eine Antwort, welche wenigstens den sofortigen, wenn nicht den Krieg überhaupt vermied. Anders die Grafen Kaunitz, Ulfeld und Bathyany, die mit Nachdruck geltend machten, die Lage, in welcher vor drei Wochen die erste Anfrage des Königs auf einstimmigen Beschluß der Staatsconferenz, so wie geschehen, beantwortet worden sei, habe sich in nichts verändert; ein Zurückweichen im gegenwärtigen Augenblick sei unmöglich, ehrwidrig und werde doch den Krieg nicht mehr aufhalten, da sich Friedrich mit einer bloß willfährigen Antwort doch nicht begnügen, sondern weitere Bürgschaften verlangen werde, die man ihm nicht geben könne. Augenblickliche Nachtheile aber bei ungünstigem Beginn des Krieges würden reichlich aufgewogen werden durch den Beistand, den gegenüber dem offenkundigen Friedensbruch Preußens keiner der Verbündeten versagen könne.[2]) Dieser Meinung fiel die Kaiserin bei und am 21. August ward Klinggraeff geantwortet, über Inhalt und Fassung der preußischen Denkschrift sei die Kaiserin so entrüstet, daß sie sich auf eine Beantwortung derselben im Einzelnen gar nicht einlassen könne. Nur das wolle sie erklären, daß die Nachrichten über ein zwischen ihr und Rußland geschlossenes Angriffsbündniß falsch und erdichtet seien.[3]) Die Zusage, welche König Friedrich verlangt hatte, ward nicht gegeben und damit war der Krieg entschieden, am 29. August rückten die Preußen in Sachsen ein.

Auf so raschen Bruch war man in Versailles nicht vorbereitet und hätte Maria Theresia, ehe sie antwortete, dort angefragt, wie es eigentlich in der Ordnung gewesen wäre, so würde sie sehr entschiedene Abmahnungen zu hören bekommen haben. Der Abbé Bernis macht in seinen Denkwürdigkeiten kein Hehl aus seiner tiefen Verstimmung über das eigenmächtige und

1) Bei Schaefer I, 631/32. 2) Arneth V, 11/12. 3) Ein förmlicher Vertrag war in der That noch nicht geschlossen. S. S. 35/36.

wie er sagt, unweise Vorgehen der Kaiserin. Trotz alles Verdrusses, meint er, über die ganz ungeziemende Zumuthung des Königs, hätte man überlegen müssen, daß man nur 20,000 Mann im Lager von Kolin beisammen hatte, Friedrich aber an der Spitze von 100,000 stand. „Wäre die Kaiserin besonnener gewesen, so hätte sie ihm, allerdings unter Hinweis auf das Verletzende und Befremdliche seiner Anfrage, die verlangte Zusage gegeben; denn dadurch schob sie wenigstens den Ausbruch der Feindseligkeiten hinaus, gewann die Zeit, um ihre Streitkräfte zu sammeln, Sachsen gegen einen Handstreich zu sichern und den Höfen Gelegenheit zur Aeußerung zu geben, welche wir zum gemeinsamen Handeln bestimmen wollten, wir selbst aber bekamen Zeit unsere militärischen und finanziellen Maßnahmen zu treffen. Statt dessen überstürzte der Wiener Hof die Antwort an Preußen und ließ uns die Antwort erst wissen, als sie gegeben war.“ So sei zu seinem großen Schmerz der Kampfplatz eröffnet worden, bevor die Streiter in Bereitschaft waren und all die heillose Verwirrung, all das Durcheinander und Unglück herbeigeführt worden, das sich nach solch unüberlegtem Handeln voraussehen ließ. Vom französischen Standpunkte aus war das Alles ganz richtig, aber für die Kaiserin war ein anderer maßgebend, und dieser ist Bernis nicht entgangen, wie er denn sehr leicht zu durchschauen war: „sie war,“ sagt er, „mit uns über den Kern der Frage nahezu einig, folglich beeilte sie sich, das Geschäft einzuschiffen, aus Furcht, es könnte uns irgend ein Zwischenfall hindern, in der Folge offen ihre Partei zu ergreifen; sie erwog, daß sie nie wieder eine so schöne Gelegenheit haben werde, den König von Preußen herunterzudrücken; daß, wenn der Krieg einmal begonnen habe, die Unterhandlungen viel lebhafter und die Entschließungen viel rascher gefaßt werden würden; daß der russische Hof sich nach dem Einbruch in Sachsen und Böhmen leichter entscheiden, daß eben dieser Einbruch das Reich gegen Preußen in Waffen bringen und Frankreich und Schweden, als Bürgen des westfälischen Friedens zur Unterstützung der vergewaltigten Reichsstände herbeirufen werde und schließlich daß, wenn der König von Preußen auch anfangs Erfolge hätte, die Bühne sich sehr bald verändern würde, in Folge der Vereinigung der Streitkräfte der mächtigsten Monarchien.“[1])

Diese Worte enthalten die vollständigste Rechtfertigung der Kaiserin. Den Krieg selber zu hintertreiben einfach dadurch, daß es neutral blieb, hatte Frankreich lange genug in seiner Gewalt gehabt; nachdem es sich einmal in unglaublicher Verblendung der Strömung hingegeben, die zum Weltkrieg im Interesse Oesterreichs führte, mußte es auf Ueberraschungen dieser Art gefaßt sein, insbesondere auf schleunige Benutzung jeder Handhabe, die der Gegner selber bot, um Frankreich mit fortzureißen, und dieses Interesse überwog bei der Kaiserin jede andere Rücksicht. Der russischen Hilfe war sie sicher, aber ihr traute sie mit Recht die Riesenkräfte nicht zu, die ihre Probe erst noch

1) Mém. I, 292/93.

zu bestehen hatten; ohne die Aussicht auf Geld- und Waffenhilfe Frankreichs würde sie den ganzen Krieg gar nicht gewagt haben, und dieser Hilfe versicherte sie sich dadurch, daß sie den Vorangriff Preußens herausforderte. Ob dabei anfangs Verluste erlitten wurden, namentlich ob Sachsen dabei schlecht fuhr oder nicht, kam dem gegenüber gar nicht in Betracht. Für Sachsen vorzusorgen hatte sie all die Jahre daher Gelegenheiten genug gehabt, aber keine hat sie benutzt, vielmehr französische Vorschläge in diesem Betreff geradezu vereitelt.

Das Recht Preußens, Sachsen in Beschlag zu nehmen, war gleich bedeutend mit seinem Recht aufs Dasein überhaupt; nur wer das letztere leugnete, konnte das erstere anfechten. In einem Kriege Preußens um Sein und Nichtsein mußte der seiner Nachbarn, dessen Gebiet es von seinem Feinde schied, entweder sein bis zum gemeinsamen Untergang getreuer Waffenbruder sein, oder er mußte durch den ersten Schlag, der fiel, unschädlich gemacht, durch den zweiten auf Kriegsdauer zwangsweise einverleibt werden. Diese letztere Nothwendigkeit lag vor, auch wenn die sächsische Politik nur zweifelhaft, ungewiß, wandelbar war; sie brauchte gar nicht so treulos feindselig, so ruhelos kriegslustig, so unersättlich begehrlich zu sein, wie sie sich in den an Friedrich verrathenen Aktenstücken in aller Aufrichtigkeit selbst gemalt. Schon ein zweifelhaftes Sachsen konnte Friedrich nicht dulden, ohne einen Mord an seinem Staate zu begehen; ein offen feindseliges aber mußte seine erste Beute und im schlimmsten Fall der Kriegsschauplatz sein, der seine eignen Lande vor dem Schicksal bewahrte, selber Kriegsschauplatz zu werden. Diese Wahrheit war für jeden politischen Kopf so einleuchtend, daß sie selbst dem Abbé Bernis nicht entgangen ist. Indem er seinen Lesern überläßt, sich zu enträthseln, wie Friedrich Sachsen hätte besetzen können ohne vorherige Invasion, sagt er: „Man kann dem König von Preußen wohl aus der Invasion, nicht aber aus der Occupation von Sachsen einen Vorwurf machen: im ersten Fall hat er ein Unrecht begangen, im zweiten hat er gehandelt als ein geschickter Feldherr und Fürst, indem er sich militärische Vortheile und Hilfsmittel verschaffte, ohne die er unfehlbar unterlegen wäre. Im Kriege wird Alles gerechtfertigt durch den Erfolg; die Geschlagenen bezahlen die Zeche, die Zauderer werden getadelt, wenn sie scheitern, und oft verachtet von Mitwelt und Nachwelt; es ist beschämend für die Menschheit, daß so ungerechte Grundsätze geheiligt sind durch die Geschichte aller Zeiten.“[1])

1) Mém. I, 295.

VIII. Die Katastrophe Sachsens.

In seiner Sünden Blüthe ward das Regiment des Grafen Brühl endlich von der Nemesis ereilt. Nach allen Freveln, die er seit Jahren begangen durch gewissenlose Verschleuderung der Mittel des Landes und nicht minder gewissenlose Gefährdung seiner ganzen Zukunft mittelst einer Diplomatie der Treulosigkeit und des Verraths, war noch einer übrig zu begehen, und auch den hat er begangen, als er sein unglückliches Land von dem Schicksal, das er selbst heraufbeschworen, nicht nur wehrlos, sondern, was schlimmer war, auch rathlos überfallen ließ. Daß ein Premierminister, der die Stirn gehabt, sich zum „General der Infanterie" ernennen zu lassen, nur damit kein wirklicher General je dem König Vortrag hielt, nicht das mindeste vorgekehrt für die militärische Sicherung des Landes, daß unter einem Großvezier, der die Beamten darben, die Wittwen und Waisen plündern ließ und den Offizieren ihren Sold unterschlug, die Festungen verfielen, die Armee verkam, das war so selbstverständlich, daß darüber gar kein Wort verloren zu werden braucht. Aber von dem Staatsmann Brühl, der seit einem Jahrzehnt in großer Politik machte, der alle Geheimnisse der Höfe von Petersburg und Wien herüber und hinübertrug, der ganz genau wußte, daß der große Krieg, auf den er mit seinen bezahlten Ränkeschmieden unablässig losarbeitete, mit einem Einbruch der Preußen in Sachsen beginnen mußte, hätte man wohl erwarten können, daß er, als das von aller Welt Vorausgesehene und Vorausgesagte wirklich geschah, wenigstens einigermaßen wissen werde, was er zu thun und anzugeben habe, und nicht, wie es geschah, ohne Rath und ohne Entschluß von Unsinn zu Unsinn und so zu sagen mit offenen Augen ins Verderben taumeln werde.

Graf Brühl hatte seine gesammte Politik auf den Satz gebaut: ein von ihm regiertes Sachsen könne mit einem von Friedrich II. regierten Preußen nicht zusammenleben, zwischen beiden Ländern und ihren Höfen müsse ewige Feindschaft bestehen, bis ein Krieg auf Leben und Tod entschieden haben werde, welchem von beiden die Großmachtstellung in Norddeutschland gebühre. Demgemäß hatte er wider Preußen gewühlt, gehetzt und verleumdet, gelogen, lügen und verleumden lassen an allen Höfen. Während der Friedensjahre waren ihm ohne Gegenleistung reiche Subsidien zugefallen, und daß diese nicht zur Verstärkung der Armee verwendet wurden, konnte der Staatsmann Brühl allenfalls mit der Erwägung entschuldigen: wie wir auch rüsten mögen,

militärisch ist Sachsen für sich allein doch nicht im Stande, Entscheidendes auszurichten, seine ganze Zukunft hängt von der Hilfe der großen Mächte Oesterreich, Frankreich und Rußland ab, die im eignen Interesse Alles aufbieten werden, Sachsen groß und Preußen klein zu machen. Immerhin war diese Armee, einerlei welchen Umfang sie hatte, ein unentbehrlicher Besitz, um bei künftigen Friedensverhandlungen eine Stimme im Capitel zu haben. Für selbständige Kriegsthaten der Uebermacht Preußens gegenüber war sie zu schwach, für den dereinstigen Friedensschluß war sie, wenn sie nur in irgend welcher Gestalt und irgendwo beisammen blieb, ein unschätzbares Pfand politischer Geltung. Folglich mußte dem Grafen Brühl klar sein, daß auf die Rettung der Armee Alles ankam, und daß deshalb, sowie die Preußen ins Land marschirten, bevor Oesterreicher und Russen zur Stelle waren, die Sachsen zum Lande hinauszumarschiren hatten, um in Böhmen sich den Oesterreichern anzuschließen. Die Klarheit über die Nothwendigkeit dieses Entschlusses hatte freilich zur Vorbedingung, daß der „Premierminister und General" Graf Brühl sich über den nothwendigen Sinn des Einmarsches der Preußen selbst, wie immer er in Worten bemäntelt ward, in den äußeren Formen schonend auftreten mochte, sich schlechterdings keiner Täuschung hingeben durfte.[1]) Der Einmarsch der Preußen in Sachsen war der Anfang des Weltbrandes, zu dem die Zündstoffe überall bereit lagen, zu dessen Herbeiführung der Graf Brühl selbst das Menschenmögliche gethan. Daß die Preußen das Ihrige thun würden, ihn so nicht erscheinen zu lassen, daß sie ihren eigentlichen Zweck nicht eher enthüllen würden, als bis es ohne unnöthige Gefährdung des Erfolgs geschehen konnte, verstand sich ganz von selbst, mußte insbesondere einem Minister einleuchten, der bei Nacht von nichts träumte, bei Tage von nichts redete, als von der Falschheit, Treulosigkeit und Gewaltthätigkeit des Königs von Preußen.

Dieser letztere war nun aber weit entfernt den sächsischen Hof über den Ernst seines Vorhabens irre zu leiten, wenn er auch nicht am 29. August schon sich so herauslassen konnte, wie 14 Tage später. Von einer Hofjagd, auf der beide sich köstlich unterhalten hatten, waren der König und sein Minister am Abend des 28. August ziemlich spät zurückgekehrt, als in den von einer großen Gesellschaft erfüllten Räumen des Brühl'schen Palastes der preußische Gesandte v. Maltzahn dem Premierminister die ersten mündlichen Eröffnungen machte, deren Inhalt wir aus einem vom folgenden Tage datirten précis de la commission du ministre de Prusse kennen lernen.[2]) Diese

1) Eine sehr anerkennenswerthe Klarheit über diesen Punkt zeigt das militärische Gutachten, welches der FM. Graf Rutowski und der Chevalier de Saxe am 19. August überreichten, das aber höchst wahrscheinlich nicht von ihnen, sondern vom Generalmajor v. Dyherrn verfaßt ist. Aster, Beleuchtung der Kriegswirren zwischen Preußen und Sachsen vom Ende August bis Ende Oktober 1756. Dresden 1848. S. 102—105.
2) Dies wie die meisten weiter benutzten Aktenstücke, s. (Graf Vitzthum), Geheimnisse des sächs. Cabinets I, 395 ff. Vgl. Friedrichs Weisung an Maltzahn d. d. Potsdam 26. August bei Schaefer I, 634.

Eröffnung war nichts weniger als zweideutiger Natur: sie besagte, durch die „schlechten Handlungen" und „gefährlichen Absichten" des Hofes zu Wien sehe der König von Preußen sich in die Nothwendigkeit versetzt, mit seiner Armee nach Sachsen zu rücken, um von da nach Böhmen zu marschiren; er werde seinen Truppen die strengste Mannszucht einschärfen, das Land so sehr es die Umstände gestatteten schonen und für das königliche Haus alle nur möglichen Rücksichten haben; aber — und nun kommt der Vorbehalt, der nicht genug betont werden kann — nach den Erfahrungen, die er in den Jahren 1744 und 1745 gemacht, könne man ihm nicht verdenken, wenn er einige Vorsichtsmaßregeln ergreife, um nicht in dieselbe Lage wie damals zu gerathen. Uebrigens wünsche er nichts sehnlicher herbei, als die schleunige Wiederherstellung des Friedens und damit den Augenblick, wo er Sr. Majestät dem König von Polen wieder den ruhigen Besitz Ihrer Staaten zurückgeben könne, gegen die er übrigens nichts im Schilde führe. Jener Vorbehalt unter Hinweis auf die Dinge von 1744 und 1745 zusammen mit der Zusage, dem König von Polen sein Land beim Friedensschluß — also nicht eher — zurückzugeben, hätte einem denkenden Minister auf den ersten Blick die ganze Lage enthüllen müssen; denn der zweite schlesische Krieg hatte sein Gesetz dadurch empfangen, daß ihn der König von Preußen geführt hatte, ohne Herr von Sachsen zu sein. In dem was er jetzt eröffnen ließ, war so klar wie möglich angedeutet, daß er den dritten schlesischen Krieg nicht mit demselben Fehler, sondern mit einer Besitznahme des Landes beginnen werde, da er zwischen Böhmen und der Kurmark nicht ein zweites Mal Feindesland dulden könne. Für den Grafen Brühl war nichts maßgebend als diese amtliche Erklärung von Hof zu Hof, der übrigens die dringendsten Erwägungen der Gesammtpolitik verdeutlichend zur Seite traten. Wenn er sie nicht verstand, wenn er über die Hauptsache darin hinweg las, weil sein Gesandter in Berlin, v. Bülow, ihm schrieb, nach den Worten des Grafen Podewils handle es sich bloß um une marche involontaire et transitus innoxius — einen „ungern angetretenen und unschädlichen Durchmarsch" — und auf diese ganz willkürliche Annahme sein ganzes Verhalten als „Premierminister und General" baute, so bewies er einen Leichtsinn und eine Verblendung, die gar nicht scharf genug verurtheilt werden kann. Nur dieser Verblendung war es zuzuschreiben, daß er mit einer Verbalnote,[1]) in welcher er den unschädlichen Durchmarsch gestattete und die unbedingte Neutralität Sachsens für die Dauer des Kriegs zusagte, das Kurfürstenthum Sachsen gerettet, seine Pflicht vollauf erfüllt zu haben glaubte.

Mit Gewalt klammerte sich der Hof an die Illusionen an, denen seit dem 29. August fast jede Stunde irgend ein neuer Zwischenfall eine neue Enttäuschung bereitete. Am 30. August kam der Bericht aus Leipzig, wonach Tags vorher der Prinz Ferdinand von Braunschweig mit seinem Corps die

1) Vom 29. Aug. a. a. O. S. 396—98.

Stadt besetzt und am Abend einer Abordnung des Handelsstandes erklärt hatte, die Kaufmannschaft habe dem König von Polen keinerlei Abgaben mehr, sie möchten heißen wie sie wollten, zu entrichten. Am 2. Sept. überbrachte General Meagher, den der König August zu König Friedrich geschickt hatte, um ihm Vorstellungen wegen seines Vorgehens zu machen, einen Brief des letztren d. Pretsch den 1. September nach Dresden, in welchem dem König nach sehr viel höflichen Worten gesagt war: „Ich werde für Sie und Ihre Familie alle Aufmerksamkeit und Hochachtung haben, welche ich einem großen Fürsten schulde, den ich achte und nur in dem einen Punkte beklage, daß er sich zu sehr den Rathschlägen eines Mannes hingibt, dessen schlechte Gesinnungen nur zu sehr bekannt sind und dessen arge Complotte ich schwarz auf weiß beweisen könnte" und schließlich noch einmal: „Ihre Interessen werden mir heilig sein und in meiner Handlungsweise werden Sie Ihre Interessen und die Ihrer Familie besser gewahrt finden, als Ihnen Personen einreden wollen, die viel zu tief unter mir stehen, als daß ich geruhen möchte sie zu nennen."[1]) Ohne geradezu zu beleidigen konnte sich Friedrich über die Politik des Grafen Brühl und folglich über die Unmöglichkeit eines Neutralitätsvertrags mit dem durch ihn geleiteten König nicht stärker aussprechen, aber für des Grafen Brühl unerschütterliche Blindheit war auch dies Schreiben gar nicht vorhanden. An eben dem 2. Sept., an dessen frühem Morgen dies Schreiben eingelaufen war, kamen die Geheimen Räthe, bei Begutachtung der Folgerungen, welche daraus für die Entschlüsse des Königs August zu ziehen seien, zu einem Ergebniß, das sich nur erklären läßt aus der unerklärlichen Voraussetzung, es sei noch möglich, in völliger Neutralität zu verharren. Nachdem nämlich beschlossen war: der König kann nicht in Dresden bleiben, er muß zur Armee ins Lager gehen, mit dieser aber auch das Lager bei Pirna sofort wieder verlassen — wurde gegen den Antrag, das Heer zur Vereinigung mit der österreichischen Armee des Feldmarschall Brown nach Böhmen zu führen eingewendet: dies könnte den König von Preußen „äußerst erbittern und ihm zum Vorwand dienen sein bisheriges Betragen rechtfertigen zu wollen," er könne daraus Anlaß nehmen, die sächsischen Lande noch feindseliger zu behandeln und schließlich, man werde in diesem Falle, „alle Conditiones, so von Seiten der Kaiserin-Königin würden vorgeschrieben werden, anzunehmen gezwungen sein".[2]) Aus diesen drei Gründen, unter denen die zwei ersten erschreckend naiv, der letzte aber einfach kindisch war, wurde beschlossen, die Armee solle allerdings nach Böhmen gehen, aber nicht um dort bei den Oesterreichern zu bleiben, sondern um über Mähren nach Polen zu marschiren und dort besseres Wetter abzuwarten; dabei war nur die Kleinigkeit übersehen, daß der Kurfürst von Sachsen ohne Verfassungsbruch mehr als 1200 Mann sächsischer Truppen gar nicht nach Polen bringen konnte,[3]) von der Unmög-

1) Das ganze Schreiben s. Geheimnisse I, 409—412, vgl. Schaefer, Historische Aufsätze und Festreden S. 184/85. 2) Geheimnisse I, 415/16. 3) Siehe S. 5.

lichkeit sie dort zu bezahlen und zu ernähren gar nicht zu reden. Aber bei schleuniger Befolgung dieses Rathes wäre wenigstens das zunächst Unerläßliche geschehen: die Armee wäre aus dem Bereich der Preußen heraus nach Böhmen in Sicherheit gekommen und selbst das ganz bescheidene Maß von Muth und Entschlossenheit, das zur Flucht nach Böhmen erforderlich war, fand dieser Hof nicht mehr. Alsbald wurde der Kaiserin-Königin und den Behörden in Prag der demnächstige Durchmarsch der Sachsen durch Böhmen angekündigt, am 3. Sept. reiste der König zu seiner Armee und kaum war der Graf Brühl mit ihm im Hauptquartier zu Struppen angekommen, als er dem Grafen Wackerbarth, dem Vorsitzenden des in Dresden verbliebenen Geheimen Rathes schrieb, er möge doch dafür sorgen, daß, wenn der König von Preußen nach Dresden käme und von seinen Garden vor das Schloß stellen sollte, wenigstens das Innere des Schlosses durch die Schweizer, nicht durch die Preußen bewacht werde: „diese Vorsicht ist durchaus nöthig, wegen des grünen Gewölbes und wegen andrer Gegenstände, die im Schlosse deponirt sind.“[1]) Im Schlosse war auch das Archiv mit all den Correspondenzen, aus welchen der König von Preußen, wenn er sie bekam, die noirs complots des Grafen papier sur table beweisen konnte. Was dem Grafen Brühl erst in Struppen einfiel, würde jedem Andern schon in Dresden eingefallen sein und gleichzeitig auch die Nothwendigkeit, diese Schätze nicht im Schutze der Schweizer den Preußen preiszugeben, sondern sie sammt allen Kostbarkeiten auf den Königstein verbringen zu lassen.

Wichtiger freilich als dies war das sofortige Entkommen des Königs mit der Armee nach Böhmen. In der Nacht vom 3./4. September war seine Escorte bereits abmarschirt. Der König saß mit seinen Prinzen im Wagen, um zu folgen. Da meldete General v. Rochow, einige preußische Husaren hätten sich schon auf beiden Elbufern gezeigt: sofort stieg der König erschreckt wieder aus dem Wagen heraus. Der Chevalier de Saxe, der die Begleitungsmannschaften befehligen sollte, ward aufs Gewissen befragt, „ob er dafür einstehen könne, daß den König keine — verlorene Kugel treffen werde“, und da weder dieser, noch überhaupt ein gewissenhafter Mensch solch eine Bürgschaft übernehmen konnte, so wurde die Abreise erst auf den 5. September verschoben, dann ganz aufgegeben[2]) und damit das Schicksal der Armee entschieden. Im Lager um Pirna war zwar nicht die Armee vor Hunger und Waffenstreckung, wohl aber war in Struppen oder auf dem Königstein der König und seine Umgebung gegen jede — verlorene Kugel sicher.

So beruhte also das Verbleiben des Königs bei der Armee und der Armee in dem Lager, in dem sie stand, nicht auf einem aus wohl erwogenen Gründen gefaßten Beschlusse, sondern auf der unmännlichen Nichtausführung eines entgegengesetzten Beschlusses und an dieser urkundlich feststehen-

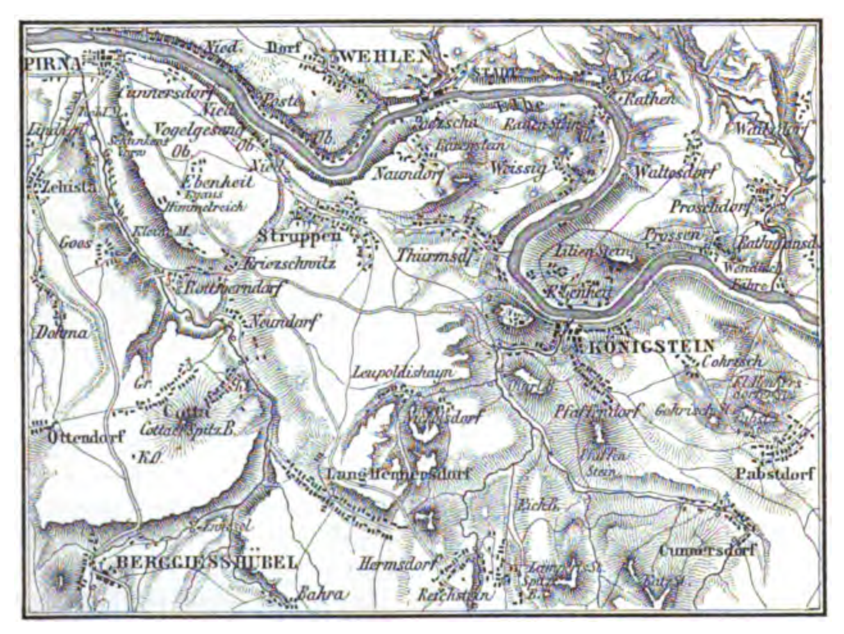
1) Geheimnisse I, 422. 2) Geheimnisse I, 425/26. Aufzeichnung des Augenzeugen Generallieutenants Grafen Vitzthum.

den Gewißheit wird nun eine an sich ganz hübsche Dichtung zu Schanden, um welche der damalige französische Botschafter bei Sr. polnischen Majestät Graf Broglie die Geschichte zu bereichern gehofft hat. Nach dessen Papieren hat in unsern Tagen der Herzog von Broglie das Verbleiben des Königs im Lager zu Pirna auf einen heldenhaften Entschluß, diesen Entschluß aber auf die Eingebungen des französischen Botschafters zurückgeführt. „Woher war ihm," sagt er (Le secret du Roi I, 170), „diese unverhoffte Entschiedenheit gekommen? Wer hatte dem wollüstigen Monarchen und seinem elenden Vertrauten die fast heroische Entschließung eingehaucht, die Gefahren und Entbehrungen eines Feldlagers zu theilen? Ein Mann hatte diesen Plan gefaßt, beinahe diktirt und sich nie gescheut, ihn, selbst nach allen Verräthereien des Schicksals ganz und voll auf seine eigene Verantwortung zu nehmen. Das war der Botschafter Frankreichs. Gleich in den ersten Tagen ins Schloß berufen, hatte der Graf Broglie die königliche Familie in Thränen, die Rathgeber in fassungsloser Bestürzung angetroffen; tausend verschiedene Pläne wurden besprochen und verworfen, alle fingen einstimmig an mit dem Rathe zu fliehen: bald sollte der König allein flüchten, indem er seine Armee verabschiedete, um sich nach Polen zurückzuziehen, bald sollte er die Armee selber den Reihen der Oesterreicher zuführen. Der Graf verlor seine Zeit nicht damit, auch nur einen dieser Pläne zu bekämpfen. Mit kraftvollen Worten richtete er die niedergeschlagenen Herzen auf und bewies dem König, sein Platz sei inmitten seiner Armee und der der Armee auf dem Boden des Vaterlandes; er war es auch, der ihm den bevorzugten, allen Taktikern der Zeit wohl bekannten Platz angab, wo er seine Freiheit und seine Krone den ersten Schlägen einer brutalen Ueberrumpelung entziehen konnte." Daß diese ganze Geschichte vom ersten bis zum letzten Worte erfunden ist, braucht nach unserer eben gegebenen Darstellung nicht erst gesagt zu werden; bedürfte es dafür noch eines Beweises, so würde er liegen in dem Briefe, den Graf Broglie am 4. September in Dresden an den Grafen Brühl richtete und der mit den Worten anfing: „Ich höre soeben durch den Grafen Wackerbarth, daß Seine polnische Majestät heute morgen den Entschluß gefaßt haben, in dem Lager zu bleiben, welches Seine Armee jetzt einnimmt. Ich bringe Ew. Excellenz meinen aufrichtigen Glückwunsch zu dieser ebenso weisen, als ehrenvollen Entschließung."[1]) Graf Broglie hat also von dem Entschluß, den er „diktirt" haben will, durch einen dritten gehört; er war in Dresden, während der Beschluß in Struppen gefaßt ward; in Dresden aber, wo er sich am 2. September aufhielt, war er gar nicht befragt und ohne seine Mitwirkung beschlossen worden: der König geht mit der Armee nach Böhmen. Es muß noch hinzugefügt werden, daß in einer Denkschrift, welche der Feldmarschall Rutowski und Chevalier de Saxe am 19. August eingereicht hatten, der Gedanke einer Selbstaufopferung der sächsischen Armee für die gute Sache aus-

1) Geheimnisse I, 429.

gesprochen und in diesem Sinne der Rath gehalten war, bei Pirna ein Lager für die ganze Armee zu errichten.[1]) Aber auch hier begegnet uns keine Spur von einer Einwirkung des französischen Botschafters.

Das Lager zwischen Pirna und Struppen kündigte sich schon vom ersten Tage an als ein Lager des Hungers und der Entbehrung an, denn gesorgt war für gar nichts und dem Grafen Brühl erschien dasselbe jetzt mehr als je als ein erbärmlicher „Misthaufen". Die sächsische Kriegsverwaltung war so heruntergekommen, daß die 4000 Thaler, die für die dringendsten Bedürfnisse der Mobilisirung erforderlich waren, aus des Königs Privatchatulle hatten entnommen werden müssen. Die öffentlichen Kassen waren in der



Karte der Gegend von Pirna, Struppen, Königstein.

Regel leer, folglich war der Graf Brühl der einzige Mensch, der immer Geld hatte. So auch jetzt. Eben als beschlossen worden war, im Lager zu bleiben, hatte der König seiner Gemahlin ein Paket nach Dresden geschickt und der Graf Brühl hatte ein Paket an seine Maitresse die Sängerin Albuzzi beigelegt. Was das Paket an die Königin enthielt, ist nie ermittelt worden, Geld aber war „jedenfalls" nicht darin, sagt unser wohl unterrichteter Gewährsmann. Dagegen enthielt das Paket für die Sängerin 4000 Dukaten. Der Oberschenk von Bose verwechselte die Pakete und die Königin freute sich sehr der 4000 Dukaten. Aber Bose entdeckte das Versehen und erbat sich von der Königin das für die Sängerin bestimmte Paket wieder aus. Die Königin

1) Aster a. a. O. S. 104.

willfahrte, ohne ein Wort zu sagen: ließ nun aber eine Untersuchung der Kasse anstellen und da kamen so schreckliche Dinge ans Licht, daß sie in tiefer Bewegung ausrief: „Also das Hemd, das ich trage, das Brod, das ich esse, sind nicht bezahlt.“[1])

Die Sachsen waren in ihrem Lager durch täglich wachsende Truppenmassen der Preußen ringsher eingeschlossen, als am 10. September ein Schreiben des Grafen Kaunitz einlief, welches die niederschlagende Kunde brachte, daß das in Böhmen stehende Corps des Feldmarschalls Brown nicht im Stande sei, die sächsische Armee zu entsetzen, ebenso wenig, ihr die erbetenen 10,000 Mann zur Hilfe zu senden, es bleibe derselben nichts übrig, als sich durch die Preußen hindurch nach Böhmen zu schlagen; sei der König dazu entschlossen, aber auch nur in diesem Falle, so ständen ihm 100,000 Thaler und jedes mögliche Entgegenkommen des Feldmarschalls Brown zur Verfügung.[2]) Der sächsische Kriegsrath aber entschied noch an demselben Tage einstimmig, ein solcher Durchbruch sei jetzt ganz unmöglich, man müsse folglich „allhier in diesem Posto verbleiben und das äußerste abwarten;“ nur Eins könne und möge noch der König thun, nämlich sich abermals an den König von Preußen wenden und ihm vorstellen, „daß, da man durch diese jetzige Position der Armée und ob man gleich Gelegenheit und Zeit genug gehabt hätte, eine anderweite Partie zu erwählen, man dennoch genugsam gezeigt hätte, daß man neutral verbleiben und dem Könige von Preußen in seinem Marche nichts in den Weg legen wolte; daß man aller Offerten ohngeachtet dennoch bei diesem sentiment bliebe: Es wäre denn, daß der König von Preußen die Armée zur größten Desperation bringen wolte, woraus allerhand schädliche Suiten vor beyde Theile entstehen könten; daß daher des Königs von Preußen Majestät Ihre Declaration von Sich zu geben geruhen möchten, was Selbe denn endlich von unserer Seite verlangten?“[3])

Dieser Beschluß war in seinem Ergebniß so kindisch, in seiner Begründung so wahrheitswidrig, daß er uns unbegreiflich sein würde, fänden wir nicht den „Premierminister und General“ Grafen Brühl im Protokoll als mit anwesend ausdrücklich bezeichnet; nur er und kein anderer kann dieses Schriftstück verfaßt haben. Dieser Beschluß führte mit einem erneuten Briefwechsel zwischen beiden Königen, die Sendung des preußischen Generals v. Winterfeldt nach Struppen und danach die des sächsischen Generals v. Arnim nach Sedlitz zu König Friedrich herbei, und hier fand nun zwischen den beiden letzteren am 15. September ein Gespräch statt, das allen im sächsischen Lager bisher noch immer festgehaltenen Illusionen unerbittlich ein Ende machte.

Wenige Tage vorher, am 10. September, hatte König Friedrich das Cabinetsarchiv im Schlosse zu Dresden, dessen sich Graf Brühl erst als er in Struppen war, erinnerte, gewaltsam öffnen lassen und so die Originale der Depeschen an sich gebracht, aus deren Abschriften er durch Menzels und

1) Geheimnisse I, 452/53. 2) Das. II, 45/46. 3) Das. II, 428/29.

Weingartens Verrath die Geheimnisse der sächsischen Politik ermittelt hatte. Den Kern dieser nunmehr nicht mehr anfechtbaren Enthüllungen hatte er durch Winterfeldt dem König August mittheilen lassen, um damit zu erklären, weshalb er keine Neutralität gewähren könne, sondern auf vollständigem Anschluß Sachsens, seiner Armee und seiner Politik, an Preußen bestehen müsse. In diesem Sinne waren denn auch die Aeußerungen gehalten, mit welchen er die neuesten Gegenvorstellungen des Generals v. Arnim erwiderte: „Ich sehe," sagte er, „der König von Polen weigert sich, seine Armee mit der meinigen zu vereinigen, aber davon kann ich nicht abgehen, lieber Herr; ich habe zu gute Gründe, die mich daran verhindern; die Kriegsraison will es und ich kann meinen Plan in dieser Beziehung durchaus nicht ändern." Auf den Einwurf, daß der König von Polen doch nicht auf preußischen Befehl seinen Vertheidigungsvertrag mit Oesterreich brechen und ohne allen Grund der Kaiserin-Königin den Krieg erklären könne, lautete die Antwort des Königs: „Das ist Alles gut und schön, aber ohne die Vereinigung unserer Truppen sehe ich für die Zukunft keine Sicherheit; der König von Polen braucht ja nur einen Vertrag mit mir zu schließen, der uns mehr und mehr zu Freunden und unsere Interessen übereinstimmend macht; denn Sachsen muß Glück und Gefahr mit meinen Staaten theilen. Bin ich glücklich, so wird er nicht allein reichlich für Alles entschädigt werden, sondern ich werde sein Interesse bedenken wie wenn es mein eigenes wäre, und was die Frage angeht, „was die Welt dazu sagen würde", so werden wir den Vertrag durch die nöthigen Süßigkeiten schmackhaft zu machen wissen, und schließlich ist die beste Ausrede die Nothwendigkeit, die nicht gestattet anders zu handeln." — „Welche andere Sicherheit will man mir denn geben? etwa Geiseln? Ich kenne keine andere als den Anschluß der Truppen; ich will nicht wieder der Gefoppte sein wie 1744 und außerdem kenne ich nur zu genau die Umtriebe des Ministers und die bösen Anschläge, die man im Schilde führt, um mich eines großen Theiles meiner Staaten zu berauben. — Jetzt hilft kein Leugnen und Entschuldigen mehr, ich weiß Alles, was von 1749 an unabläßig bis zum Juli d. J. gegen mich gezettelt worden ist und ich habe dafür Beweise genug in Händen, ich kann also die sächsischen Truppen nicht in meinem Rücken lassen, ohne einen schweren Fehler zu begehen. — Ich muß die Truppen haben, sonst fehlt mir jede Sicherheit; ich spiele hohes Spiel, das Waffenglück ist wandelbar, ich brauchte nur einen erheblichen Stoß zu erleiden, und ich hätte euch im Nacken. — All diese Verträge und Abkünfte dreht man ganz wie man will; ich muß durchaus den Rücken frei und den Verkehr durch Sachsen und auf der Elbe in meiner Gewalt haben." Was Friedrich sagte, um zu erhärten, daß er schlechterdings auf allen Folgerungen des Satzes beharren müsse, ein Sachsen, das nicht unbedingt für mich ist, ist wider mich — war durchaus richtig und hätte sich auch verwirklichen lassen, wenn König August III. dadurch, daß er sich des Grafen Brühl entledigte, auch seine Vergangenheit hätte von sich schleudern und über Nacht ein anderer

Mensch werden können. Aber so unmöglich dies war, noch unmöglicher war doch die Annahme Friedrichs, daß die ganze sächsische Armee durch zwangsweise Beeidigung auf seine Fahnen ohne weiteres in eine preußische Armee verwandelt werden könne. Auf die Aeußerung Arnims: wenn nun aber der König, mein Herr, sich entschließen wollte, den vierten, ja sogar den dritten Theil seiner Armee zu entlassen? — versetzte der König: „Da müßte er die ganze Armee entlassen. Nein das wäre zu hart. Es gibt ein anderes Mittel: die Armee muß mit mir marschiren, muß mir den Eid leisten." Bei diesen Worten zuckte der General in heftiger Bewegung zusammen: „Davon," sagte er, „würde es kein Beispiel geben, weder aus alter noch aus neuer Zeit." „Warum nicht?" erwiderte der König. „Es gibt deren — aber wenn das auch nicht wäre, ich weiß nicht, ob Sie wissen, mein Herr, daß ich mir etwas darauf einbilde, originell zu sein." „Wenn das Ihr letztes Wort ist," sagte Arnim, „so bleibt uns nichts übrig, als uns da begraben zu lassen, wo wir stehen." „Ach was," meinte der König, „das sind Redensarten: der Soldat denkt nicht wie die Generale; Sie wissen das so gut wie ich. Wenn man ihm seinen Unterhalt nicht gibt, so reißt er aus und meutert."[1]) — Eine sächsische Armee, die dem König von Preußen den Fahneneid geleistet, erschien dem General Arnim ganz undenkbar; heute ist das ihm Undenkbare verfassungsmäßige Thatsache im ganzen deutschen Reich. Aber freilich der Fahneneid, den sämmtliche Theile des deutschen Heeres dem König von Preußen als deutschem Kaiser leisten, ist nur der militärische Ausdruck des politischen Verhältnisses, in welchem die einzelnen Landesherrn zum Oberhaupt des Reiches stehen, und dieses wieder die Folge einer Entwickelung der deutschen Dinge, um deren nothwendigste Vorbedingung eben damals ein Weltkrieg im Beginne war. Weil ein politisches Verhältniß, wie es heute besteht, zwischen den beiden Fürsten damals unmöglich war, konnte auch eine solche Beeidigung der sächsischen Armee nicht stattfinden oder wenn sie, wie immer, doch herbeigeführt ward, nicht bewirken, was Friedrich damit bewirken wollte.

Noch machte König August III. einen Versuch, für eine Reise nach Polen, dessen bevorstehender Reichstag dringend seine Anwesenheit verlange, für sich und die Prinzen, den Premierminister und sein Gefolge preußische Päffe zu erlangen; selbstverständlich wies Friedrich diese seltsame Zumuthung ab, so lange der König auf Ablehnung seiner eigenen Vorschläge beharre, und so unterblieb die Reise. Der Plan selbst hat für die Nachwelt nur Interesse wegen der in der That sehr bezeichnenden Gründe, durch welche König August diesen Schritt zu rechtfertigen gedachte. Als entscheidende Punkte sind in dem uns erhaltenen Schriftstück des Königs angegeben: 1) die Erklärung des Königs von Preußen, daß er die Armee aushungern wolle; 2) da dies geschehen könnte, weil die Lebensmittel nur bis Ende des Monats reichen, so

1) Geheimnisse II, 93—103.

werde die Armee un coup de vigueur unternehmen müssen, welcher bei der gegenwärtigen Stellung des Feindes schwer auszuführen; 3) Jedenfalls würde die Ausführung durch meine Gegenwart nur erschwert werden.[1]) Nothgedrungen verzichtete der König auf den Gedanken, eine Armee zu verlassen, der er auch nach dem Geständnisse Brühls zur Last geworden war, und nun erst war nicht durch einen freiwilligen Entschluß, sondern durch höhere Gewalt ausgemacht, daß der König das Schicksal seines Heeres nicht theilen, wohl aber mit ansehen werde. Das Schicksal beider hing jetzt ab von dem Waffenglück der Oesterreicher und dem Vorhalten der Lebensmittel.

Eine Befreiung der Sachsen mit österreichischer Hilfe war nur möglich, wenn die preußische Einschließungslinie an ihrer schwächsten Stelle zu einer genau verabredeten Stunde gleichzeitig durch die Sachsen von innen, durch die Oesterreicher von außen mit Wucht angegriffen und glücklich zerrissen ward. Ein dahingehender Plan war wirklich zwischen beiden Hauptquartieren insgeheim verabredet worden, aber kaum hatte der Feldmarschall Brown sein Lager bei Budin verlassen, um zunächst auf Lobositz vorzurücken, als ihm hier König Friedrich entgegentrat. Am 1. Oktober erfolgte daselbst eine siebenstündige, überaus blutige Schlacht, deren Ausgang die Preußen trotz ihrer größeren Verluste mit vollem Recht als einen Sieg ihrer Waffen bezeichneten, denn das österreichische Heer mußte den Vormarsch auf dem linken Elbeufer ganz aufgeben, auf Budin hinter die Eger zurückgehen und für den Vormarsch, den Brown fünf Tage danach auf dem rechten Elbeufer antrat, blieben nur 8—9000 Mann verfügbar. Mit dieser Streitmacht überschritt er bei Raudnitz die Elbe und zog in Gewaltmärschen über Böhmisch-Kamnitz, Rumburg, Schluckenau nach Lichtenhain, wo er am 11. Oktober, dem verabredeten Tage eintraf, um das Hervorbrechen der Sachsen über Schandau her zu erwarten. Aber der Elbeübergang der Sachsen verspätete sich. Erst nach Mitternacht des 12./13. Oktober gelang ihnen auf einer mit Mühe und Noth geschlagenen Schiffbrücke über den Strom zu kommen, verfolgt von den Preußen, die sofort in das eben leer gewordene Lager einrückten, wie Graf Brühl vom Königstein aus ganz deutlich sehen konnte. So erreichten sie die „Ebenheit (Ebene) unter dem Lilienstein", die auf dem Vorsprung des rechten Elbeufers gerade gegenüber dem Königstein gelegen ist und fanden sich hier, auf einem Terrain von 1200 Schritt Länge und 500 Schritt Tiefe, ohne Nachricht von der Stellung der Kaiserlichen, im Rücken von den Preußen beschossen, vor sich ein starkes feindliches Verhau, im strömenden Regen, ohne Zelte, ohne Geschütze, ohne Gepäck, ohne Nahrung und unter unbeschreiblicher Verwirrung in einer Lage, die schon in den ersten Stunden nach der Ueberkunft den Generalen die Ueberzeugung beibrachte, hier sei nicht an Angriff, noch an Vertheidigung, nicht an Kampf noch an Abwarten, sondern einzig und allein an Kapituliren zu denken. Und am Abend des 13. Oktober ging

1) Geheimnisse II, 114.

ein in diesem Sinn gehaltenes Schreiben, das die Unterschriften aller anwesenden Generale trug, an den Grafen Brühl nach dem Königstein ab. Der Premierminister und General Graf Brühl hatte dafür gesorgt, daß der König nichts ahnte von der wirklichen Beschaffenheit der Lage, aus welcher dies Schreiben stammte; beiden ging ja nichts ab, während die Armee dem Verhungern nahe war; die Antwort des Königs verwarf in entrüstetem Ton jeden Gedanken an den Schimpf einer Waffenstreckung ohne Kampf, er forderte sofort einen neuen Kriegsrath zum Zweck besserer Entschließung und in denselben Frühstunden des 14. Oktober, da die Generale in abermaliger Berathung ihrer verzweiflungsvollen Lage beisammen waren, lief mit einem Schreiben des Feldmarschalls Brown, das zwei Stunden früher beim Grafen Brühl eingetroffen war, die erste Nachricht darüber ein, daß die Kaiserlichen Wort gehalten und in einer Entfernung von nur vier Stunden auf die Sachsen warteten. Das Schreiben war „Hauptquartier Lichtenhain den 13. Oktober Abends nach 10 Uhr" datirt und besagte, daß der Verfasser, nachdem er zwei volle Tage auf den Uebergang der Sachsen vergebens gewartet, annehmen müsse, derselbe habe überhaupt nicht stattfinden können und deshalb angesichts der stetig wachsenden feindlichen Uebermacht am nächsten Morgen um 9 Uhr den Rückmarsch antreten werde, mit dem Troste, „daß meines Ortes All- und Jedes so nur immer möglich war, gethan, diese Unternehmung zu fördern".

Um 7 Uhr Morgens fand die entscheidende Berathung statt. Die Oesterreicher waren allerdings nur vier Wegstunden entfernt, aber sie wußten nichts von dem Uebergang und der Aufstellung der Sachsen auf dem rechten Ufer der Elbe. Um 9 Uhr wollten sie abmarschiren, und ihnen bis dahin die Meldung zugehen zu lassen, die sie zu längerem Warten bestimmt hätte, war unmöglich, noch unmöglicher, ohne Geschütze die sehr starken Verhaue der Preußen zu stürmen und deren doppelte Uebermacht mit blanker Waffe zu durchbrechen, angesichts der auf dem linken Elbeufer schon aufgefahrenen Batterieen, die mit ihrem Feuer die ganze Ebenheit des Lilienstein beherrschten; dazu kam eine ausgehungerte, tief entmuthigte Mannschaft, drückender Mangel an Allem, was zur Vorbereitung eines erfolgreichen Kampfes nöthig war; so einigte sich der Kriegsrath rasch, auf seinem Beschluß vom Abend vorher zu beharren und sandte um 8 Uhr Morgens den General-Major v. Gersdorff mit einer neuen Eingabe an den König ab. Dieser aber blieb dabei, andere als harte und demüthigende Bedingungen würden nicht zu erhalten sein, solche aber abzulehnen, sei er fest entschlossen, lieber wolle er sterben, mit seinen Truppen sterben, als solch eine Schmach überleben; denn unerhört sei es, daß eine Armee die Waffen strecke, ohne einen Schuß gethan zu haben. Erst dem General v. Dyherrn, dem zweiten Abgesandten des Feldmarschalls Rutowski, gelang es, einen Ausgleich herbeizuführen zwischen dem Heroismus des zum Opfertod entschlossenen Königs und der wohlerwogenen Meinung der zur Ergebung entschlossenen Generale.

„Mit Thränen im Auge" stellte Dyherrn noch einmal die schreckliche

Lage der Truppen vor. Bestehe der König durchaus auf einem Angriff, so würden sie natürlich gehorchen und in hoffnungslosem Anstürmen sich am Lilienstein die Köpfe zerschmettern; sei nun der größte Theil der Armee nutzlos in Stücke gehauen, so würde der Rest sich doch auf Gnade und Ungnade ergeben müssen und mit ihm der König selbst, da der Königstein durch die Preußen belagert, binnen kurzem gleichfalls durch Hunger werde bezwungen sein. Was aber bedeute die Ergebung auf Gnade und Ungnade? Abtretung der sächsischen Armee an den König von Preußen und Abschluß eines Angriffsbündnisses mit demselben gegen die Kaiserin-Königin; dem auszuweichen gebe es nur ein Mittel, nämlich, daß der König, ohne selbst mit dem Sieger irgendwie zu verhandeln, der Armee gestatte, sich kriegsgefangen zu ergeben.

Diese Erwägungen waren von so einleuchtender Kraft, daß der König endlich nachgab und in einem von Dyherrn entworfenen, von Brühl corrigirten Schreiben noch am Nachmittag des 14. den Feldmarschall Rutowski anwies: „Ich überlasse Euch das Schicksal Meiner Armee. Euer Kriegsrath möge entscheiden, ob Ihr Euch kriegsgefangen ergeben oder ob Ihr durch Schwert und Hunger umkommen wollt. Möge die Menschlichkeit, wenn möglich, Eure Entschließungen leiten. Wie sie auch ausfallen mögen, mich gehen sie nichts an und Euch mache ich nur dafür verantwortlich, daß Ihr die Waffen nicht gegen Mich und Meine Freunde kehrt."[1]) Das war die Ermächtigung zur Capitulation und das Eingeständniß, daß Alles zu Ende sei. Dies theilte Graf Brühl umgehend dem Feldmarschall Brown mit, der am späten Abend des 15. aus Schönlinden antwortete: er habe sich am 14. nicht bis 9 Uhr, sondern bis Nachmittag 3 Uhr auf den Höhen von Schandau gehalten, sei dann aber, als er den Abmarsch angetreten, von den Preußen sehr heftig angegriffen und bis zum Dorfe Lichtenhain verfolgt worden.

Inzwischen waren zwischen Rutowski und Winterfeldt die Grundlagen einer Capitulation verabredet worden, welche am 15. Oktober unterschrieben, am 16. durch Friedrich genehmigt und am 17. zur Ausführung gebracht ward. Noch einmal hatte Friedrich, bevor er unterschrieb, den Uebertritt des ganzen Heeres in preußische Dienste verlangt. Rutowski hatte geantwortet, er sei ermächtigt, die Armee das Gewehr strecken zu lassen, nicht aber sie von dem Eide, den sie geschworen, loszusprechen, noch ihr einen andern Eid zu gestatten. Friedrich wollte den Abschluß daran nicht scheitern lassen, er hoffte auf den freiwilligen Uebertritt der meisten Offiziere und glaubte unbedenklich, die Mannschaften, die nicht einmal ihres bisherigen Diensteides erledigt waren, durch einen zwangsweisen Fahneneid seiner Armee einverleiben zu können. Er hatte sich geirrt, von den Offizieren nahmen nur 53[2]) preußische Dienste, die übrigen 568 zogen Kriegsgefangen-

1) Geheimnisse II, 230/31. 2) Diese Ziffer gibt Schaefer I, 217. Generallieutenant Graf Vitzthum gibt nur 35 an und betont, darunter seien nicht mehr als 9 geborne Sachsen, alle übrigen Schlesier, Pommern, Brandenburger, also geborene Unterthanen des Königs von Preußen gewesen. Geheimnisse II, 251.

schaft vor; die Mannschaften Alles in Allem noch etwa 18,000 Mann wurden, nachdem ihnen tumultuarisch der Fahneneid abgenommen worden war, nach den Städten Halle, Magdeburg, Halberstadt, Frankfurt a. O. in Garnison geschickt; sie traten auch ihren Marsch an, aber kaum ein Drittheil derselben erreichte seinen Bestimmungsort; sie trennten sich schon nach dem ersten Tagemarsch, ganze Bataillone entkamen unter Führung ihrer Unteroffiziere nach Polen, Ungarn, Oesterreich und aus ihnen konnte später ein Corps des transfuges saxons gebildet werden, das unter Führung des Prinzen Xaver auf 12,000 Mann anwuchs und am Kriege gegen Preußen theilnahm, bis er zu Ende war; von den Verbliebenen sind später viele desertirt.

Der Königstein ward durch besondere Convention vom 18. Oktober neutral erklärt, d. h. er ward für die Preußen völlig unschädlich und für ihre Gegner unbrauchbar gemacht. Der König ging mit seinen beiden Prinzen Xaver und Karl, mit dem Premierminister und dem Bataillon seiner Höflinge und Bediensteten nach Warschau ab, während die übrige königliche Familie, insbesondere die Königin in Dresden verblieb († 17. Nov. 1757). Das gesammte Kurfürstenthum ward für die Dauer des Krieges preußische Provinz, alle Kassen waren von Anfang an mit Beschlag belegt worden, die gesammten Landeseinkünfte wurden seitdem dem preußischen Felddirektorium abgeliefert und außerordentliche Lieferungen und Kriegssteuern blieben nicht aus.

IX. Die Vollendung des Weltbundes gegen Friedrich den Großen.

Einen wahren Sturm von Wuth, Entrüstung und Racheburst hatte Friedrichs Vorgehen in Sachsen an allen Höfen, am Reichstag und in der ganzen Presse entfesselt. Unentwegt aber nicht unthätig schaute er dem schäumenden Gewoge zu. Daß er für Frankreich den Bündnißfall des Vertrags vom 1. Mai selbst herbeigeführt, verhehlte er sich keinen Augenblick, aber die 24,000 Mann Hilfe, die Frankreich jetzt der Kaiserin schuldete, beunruhigten ihn nicht: er glaubte, bei dieser Unterstützung werde es sein Bewenden haben und eine innigere Vereinigung beider Höfe werde, trotz aller Ränke Oesterreichs und seiner Schleppträger weiblichen und männlichen Geschlechts in Versailles, an dem unversöhnlichen Gegensatz der politischen Interessen beider Reiche zu Schanden werden.[1]) Seine Rechtsauffassung aber legte er in dem Manifeste nieder,[2]) das wir schon mehrfach als Quelle für den Geist der sächsischen Politik benutzt haben und das seine Anklage gegen den sächsischen Hof mit den Worten schloß: „Der Hof von Dresden hat Theil genommen an allen gefahrvollen Anschlägen, die man gegen den König geschmiedet hat, seine Minister sind die Urheber und vornehmsten Förderer derselben gewesen und wenn er nicht förmlich dem Vertrag von Petersburg beigetreten ist, so ist er doch mit den Verbündeten dahin übereingekommen, für sein thätliches Eingreifen nur den Augenblick abzuwarten, wo die Streitkräfte des Königs geschwächt und getheilt sein würden und er ohne Gefahr die Maske abwerfen könnte. Se. polnische Majestät hat als Grundsatz angenommen, daß jeder Krieg zwischen dem König und einem seiner Verbündeten Ihr ein Recht geben würde, Eroberungen zu machen auf Kosten Sr. Majestät und demgemäß hat Sie geglaubt, mitten im Frieden die Staaten Ihres Nachbars theilen zu können. Die sächsischen Minister haben in ganz Europa die Sturmglocke gegen den König geläutet und weder Verleumdungen, noch Lügen, noch arglistige Zuflüsterungen gescheut, um die

1) Aeußerungen gegen Mitchell: A. Schmidts Zeitschrift für Geschichte I, 154.
2) Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe et sur leurs desseins dangereux contre S. M. le roi de Prusse avec les pièces originales et justificatives qui en fournissent les preuves. A. Berlin 1756. Wieder gedruckt bei Hertzberg, Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités etc. Berlin (s. a.) vol. I.

Zahl seiner Feinde zu vermehren. Der Graf Brühl hat eifrigst in das letzte Complott des Hofes von Wien eingegriffen, durch das entehrende Gerücht, das er ausgesprengt hat, und man hat gezeigt, daß schon ein geheimes Einvernehmen zwischen den Höfen von Wien und Sachsen besteht, nach dem das letztere die Armee des Königs durchlassen wollte, um dann je nach den Ereignissen zu handeln, indem es sich entweder seinen Feinden anschloß, oder eine Diversion unternahm in seinen von Truppen entblößten Staaten: das ist die Lage, in welcher der König sich gegenüber dem sächsischen Hofe befand, als er nach Böhmen marschiren wollte, um der Gefahr zuvorzukommen, die man ihm bereitete. Se. Majestät konnte sich hienach nicht der Willkür eines Hofes anvertrauen, dessen ganze Böswilligkeit Sie durchschaut hatte, sondern sah sich gezwungen, die Maßregeln zu ergreifen, welche die Klugheit und die Sicherheit Ihrer Staaten verlangte und zu denen Sie berechtigt war durch das Verfahren des sächsischen Hofes Ihr gegenüber." Die ganze Gehässigkeit, die auf dem Namen des Angreifers, des Friedensbrechers lastet, hatte er damit allerdings auf sich genommen, aber er würde sich selber verachtet haben, wenn dieser Umstand den mindesten Eindruck auf ihn gemacht hätte. Was hat es denn eigentlich auf sich mit dem „schrecklichen Worte Angreifer?" schrieb er später. „Es ist eine Vogelscheuche, mit der man nur Feiglingen Angst einjagt. Sie konnte nicht in Betracht kommen in einer Lage, in der das Heil des Staates auf dem Spiele stand. Der wahre Angreifer ist ohne Zweifel der, welcher den andern zwingt, sich zu bewaffnen und ihm zuvorzukommen durch einen minder schwierigen Krieg, der einen gefahrvolleren vermeidet, weil man von zwei Uebeln das kleinere wählen muß. Mochten schließlich die Feinde des Königs ihn des Friedensbruches anklagen oder nicht, es kam auf dasselbe heraus und änderte am Kern der Lage nichts, denn die Verschwörung der Mächte Europas gegen Preußen war fix und fertig. Die Kaiserin-Königin, die Kaiserin, die Könige von Frankreich und Polen waren einig, sogar über den Zeitpunkt des Eintritts in die Aktion, so daß der König weder einen Freund weniger, noch einen Feind mehr zu erwarten hatte. Schließlich handelte sich's um das Wohl des Staates, um den Bestand des Hauses Brandenburg; wäre es nicht in einem so ernsten, so folgenschweren Augenblick ein unverzeihlicher politischer Fehler gewesen, sich mit leeren Förmlichkeiten aufzuhalten, von denen man sich im gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht entfernen soll, aber denen man sich nicht unterwerfen darf in außerordentlichen Fällen, wo Unschlüssigkeit und Langsamkeit Alles verdorben hätten und wo man sich nur retten konnte durch einen kraftvollen, raschen Entschluß, dem die That auf dem Fuße folgte?"[1])

In Wahrheit ist in keiner Weise abzusehen, was Friedrich der Große bei längerem Zuwarten hätte gewinnen können, im Vergleiche mit dem Gewinn, den er durch Entwaffnung und Einverleibung Sachsens für die

---

1) Oeuvres IV, 37/38.

Dauer des Kriegs wirklich gemacht hat und den ihm Niemand mehr entreißen konnte.

Man überschätzt gewöhnlich die Kraft des Anstoßes, welchen die Höfe von Petersburg und Versailles durch dies Ereigniß noch hätten erleiden können. Beide Mächte hatten sich politisch schon viel zu tief in die österreichischen Pläne eingelassen, um durch einen Friedensbruch, den sie beide erwartet hatten, noch wesentlich beeinflußt zu werden: militärisch aber waren sie, wie Friedrich ganz richtig berechnet hatte, viel zu weit zurück, um jetzt rascher in Bewegung zu kommen, als ihnen das ohnehin möglich war.

Für Frankreich war der Bündnißfall des Vertrags vom 1. Mai 1756 unzweifelhaft gegeben, die Kaiserin-Königin forderte schon Anfang September die vertragsmäßigen 24,000 Mann, um sie ihrer Armee in Böhmen anzuschließen, die französische Regierung erkannte auch ihre Verpflichtung an, aber die 24,000 Mann marschirten nicht; denn am französischen Hofe hatte man wieder einmal zu spät eingesehen, was man von vorn herein nicht hätte übersehen dürfen, nämlich, daß man mit Oesterreich entweder gar keinen oder einen ganz anderen Vertrag als den vom 1. Mai hätte schließen müssen. Der Abbé Bernis sagt, er habe zur sofortigen Absendung der 24,000 Mann gerathen; sie konnte man nicht versagen und mehr als sie hatte Oesterreich weder verlangt noch zu verlangen ein Recht. Offenbar hat er dabei gedacht, die Mitwirkung Frankreichs am Landkriege auf diese bescheidene Leistung überhaupt zu beschränken, aber dabei mehreres nicht überlegt, was ihm jetzt mit Recht vorgehalten ward. Zunächst war, wie viel oder wie wenig Truppen Frankreich schickte, seine Waffenehre unter allen Umständen engagirt und wenn es Unglück hatte wie im Jahre 1742[1]), die Wahl zwischen schimpflichem Rückzug und doppelter und dreifacher Kraftanstrengung unausbleiblich. Die Aussicht auf einen unglücklichen Ausgang des Kampfes war um so größer, je kleiner die französische Hilfsarmee war; selbständige Kriegführung konnte sie nicht beanspruchen und Heeresfolge im Dienste der Oesterreicher war weder würdig für eine Großmacht vom Range Frankreichs, noch sicher angesichts der erwiesenen Unfähigkeit der österreichischen Generale. Nahm man andererseits den allerglücklichsten Fall, den vollständigen Sieg der verbündeten Waffen an, so hatte Oesterreich seine verlorenen Provinzen, der Kurfürst von Sachsen sein Land wieder, Frankreich aber hatte das Nachsehen mit leeren Händen; denn irgend eine Gegenleistung, ein Ersatz oder gar ein Gewinn war ihm in dem Vertrage vom 1. Mai nicht ausbedungen. Trat man aber in die ernsthaften Unterhandlungen über den neuen Geheimvertrag ein, nachdem die 24,000 Mann Franzosen bereits nach Böhmen marschirt waren, so waren diese in den Händen Oesterreichs ebensoviele Geiseln dafür, daß Frankreich seine Forderungen auf das geringste Maß herabstimmen und überall nachgeben mußte, wo es sonst nicht nachzugeben brauchte. Kurz, im Augenblick, da der Vertrag

1) I, S. 371.

von Versailles zum ersten Male Anwendung finden sollte, zeigte sich, daß ihn Frankreich so wie er lautete, ohne die empfindlichste politische und militärische Gefährdung, beim besten Willen gar nicht ausführen konnte. Der Kriegsminister Graf d'Argenson soll es gewesen sein, der den Antrag des Abbé Bernis mit der Betrachtung bekämpfte: die 24,000 Mann sind zu wenig für den Sieg, zu viel für die Selbständigkeit der französischen Politik, folglich muß Frankreich nicht mit einer so kleinen Macht, sondern mit all seinen Streitkräften in den Kampf eintreten,[1]) und wenn das richtig ist, dann war der Minister, den Graf Starhemberg noch jetzt für das Haupt der preußischen Partei ansah, über Nacht österreichischer geworden als selbst der Abbé Bernis, und die Schwierigkeiten, welche der Absendung der 24,000 Franzosen sich in den Weg stellten, hatten ganz andere Gründe als die waren, die die entrüstete Kaiserin in Wien vermuthete.[2]) Mit einer Abfindung konnte Frankreich jetzt aus dem Netze nicht mehr heraus, in dem es sich selber festgenestelt hatte; auf den Weltkrieg im größten Stile mußte es sich gefaßt machen und zum Einsatz seiner gesammten Streitmacht bereit halten. Bevor es aber dazu kam, mußten politische und militärische Vorbereitungen getroffen werden, die der Abbé Bernis jetzt mit größtem Eifer betrieb. Es galt bis zum nächsten Frühjahr Rußland und Schweden, Dänemark und das deutsche Reich zum sofortigen Eingreifen in den Krieg zu bestimmen und mit Oesterreich über einen vollständigen Plan erstens für die gemeinsame Führung des Krieges und zweitens für die Neugestaltung der Grenzen aller betheiligten Mächte im dereinstigen Friedensschluß einig zu werden.

Während der Graf d'Estrées in Wien Verhandlungen über den Operationsplan pflog, ließen in Petersburg der Vertreter Frankreichs Douglas und der österreichische Botschafter Esterhazy alle Minen springen, um den Beitritt des russischen Hofs zum Vertrag vom 1. Mai zu erzielen. Der Bündnißfall des Vertrags vom 2. Juni 1746 war unzweifelhaft gegeben, die Gesinnungen, welche im Frühjahr der ganze Hof dem österreichischen Botschafter so deutlich kund gegeben hatte, dauerten unverändert fort, die Kaiserin wetteiferte mit ihren Ministern in Preußenhaß und Kriegslust, nur sehr ungern hatten sie das Losschlagen um ein Jahr verschoben und bereuten jetzt, daß sie den österreichischen Abmahnungen gefolgt waren, als Friedrich denen zuvorkam, die ihm hatten zuvorkommen wollen; das Heer des Feldmarschalls Apraxin schien zu brennen vor ungeduldigem Thatendrange: so hätten, dem Anschein nach, die Verhandlungen kaum begonnen auch ihren schleunigen Abschluß finden müssen. Aber dem war durchaus nicht so. Zunächst standen dem kriegerischen Eingreifen Rußlands äußere Schwierigkeiten im Wege, die von dem Belieben der Machthaber in Petersburg unabhängig waren. Die Russen konnten gar nicht marschiren, ohne polnisches Gebiet zu durchziehen; denn noch lagerte quer wie ein Riegel das ungetheilte Polen zwischen Rußland und Westeuropa.

1) Mémoires du Cardinal de Bernis. I, 296. 2) Arneth V, 37.

Dauer des Kriegs wirklich gemacht hat und den ihm Niemand mehr entreißen konnte.

Man überschätzt gewöhnlich die Kraft des Anstoßes, welchen die Höfe von Petersburg und Versailles durch dies Ereigniß noch hätten erleiden können. Beide Mächte hatten sich politisch schon viel zu tief in die österreichischen Pläne eingelassen, um durch einen Friedensbruch, den sie beide erwartet hatten, noch wesentlich beeinflußt zu werden: militärisch aber waren sie, wie Friedrich ganz richtig berechnet hatte, viel zu weit zurück, um jetzt rascher in Bewegung zu kommen, als ihnen das ohnehin möglich war.

Für Frankreich war der Bündnißfall des Vertrags vom 1. Mai 1756 unzweifelhaft gegeben, die Kaiserin-Königin forderte schon Anfang September die vertragsmäßigen 24,000 Mann, um sie ihrer Armee in Böhmen anzuschließen, die französische Regierung erkannte auch ihre Verpflichtung an, aber die 24,000 Mann marschirten nicht; denn am französischen Hofe hatte man wieder einmal zu spät eingesehen, was man von vorn herein nicht hätte übersehen dürfen, nämlich, daß man mit Oesterreich entweder gar keinen oder einen ganz anderen Vertrag als den vom 1. Mai hätte schließen müssen. Der Abbé Bernis sagt, er habe zur sofortigen Absendung der 24,000 Mann gerathen; sie konnte man nicht versagen und mehr als sie hatte Oesterreich weder verlangt noch zu verlangen ein Recht. Offenbar hat er dabei gedacht, die Mitwirkung Frankreichs am Landkriege auf diese bescheidene Leistung überhaupt zu beschränken, aber dabei mehreres nicht überlegt, was ihm jetzt mit Recht vorgehalten ward. Zunächst war, wie viel oder wie wenig Truppen Frankreich schickte, seine Waffenehre unter allen Umständen engagirt und wenn es Unglück hatte wie im Jahre 1742[1]), die Wahl zwischen schimpflichem Rückzug und doppelter und dreifacher Kraftanstrengung unausbleiblich. Die Aussicht auf einen unglücklichen Ausgang des Kampfes war um so größer, je kleiner die französische Hilfsarmee war; selbständige Kriegführung konnte sie nicht beanspruchen und Heeresfolge im Dienste der Oesterreicher war weder würdig für eine Großmacht vom Range Frankreichs, noch sicher angesichts der erwiesenen Unfähigkeit der österreichischen Generale. Nahm man andererseits den allerglücklichsten Fall, den vollständigen Sieg der verbündeten Waffen an, so hatte Oesterreich seine verlorenen Provinzen, der Kurfürst von Sachsen sein Land wieder, Frankreich aber hatte das Nachsehen mit leeren Händen; denn irgend eine Gegenleistung, ein Ersatz oder gar ein Gewinn war ihm in dem Vertrage vom 1. Mai nicht ausbedungen. Trat man aber in die ernsthaften Unterhandlungen über den neuen Geheimvertrag ein, nachdem die 24,000 Mann Franzosen bereits nach Böhmen marschirt waren, so waren diese in den Händen Oesterreichs ebensoviele Geiseln dafür, daß Frankreich seine Forderungen auf das geringste Maß herabstimmen und überall nachgeben mußte, wo es sonst nicht nachzugeben brauchte. Kurz, im Augenblick, da der Vertrag

1) I, S. 371.

von Versailles zum ersten Male Anwendung finden sollte, zeigte sich, daß ihn Frankreich so wie er lautete, ohne die empfindlichste politische und militärische Gefährdung, beim besten Willen gar nicht ausführen konnte. Der Kriegsminister Graf d'Argenson soll es gewesen sein, der den Antrag des Abbé Bernis mit der Betrachtung bekämpfte: die 24,000 Mann sind zu wenig für den Sieg, zu viel für die Selbständigkeit der französischen Politik, folglich muß Frankreich nicht mit einer so kleinen Macht, sondern mit all seinen Streitkräften in den Kampf eintreten,[1]) und wenn das richtig ist, dann war der Minister, den Graf Starhemberg noch jetzt für das Haupt der preußischen Partei ansah, über Nacht österreichischer geworden als selbst der Abbé Bernis, und die Schwierigkeiten, welche der Absendung der 24,000 Franzosen sich in den Weg stellten, hatten ganz andere Gründe als die waren, die die entrüstete Kaiserin in Wien vermuthete.[2]) Mit einer Abfindung konnte Frankreich jetzt aus dem Netze nicht mehr heraus, in dem es sich selber festgenestelt hatte; auf den Weltkrieg im größten Stile mußte es sich gefaßt machen und zum Einsatz seiner gesammten Streitmacht bereit halten. Bevor es aber dazu kam, mußten politische und militärische Vorbereitungen getroffen werden, die der Abbé Bernis jetzt mit größtem Eifer betrieb. Es galt bis zum nächsten Frühjahr Rußland und Schweden, Dänemark und das deutsche Reich zum sofortigen Eingreifen in den Krieg zu bestimmen und mit Oesterreich über einen vollständigen Plan erstens für die gemeinsame Führung des Krieges und zweitens für die Neugestaltung der Grenzen aller betheiligten Mächte im dereinstigen Friedensschluß einig zu werden.

Während der Graf d'Estrées in Wien Verhandlungen über den Operationsplan pflog, ließen in Petersburg der Vertreter Frankreichs Douglas und der österreichische Botschafter Esterhazy alle Minen springen, um den Beitritt des russischen Hofs zum Vertrag vom 1. Mai zu erzielen. Der Bündnißfall des Vertrags vom 2. Juni 1746 war unzweifelhaft gegeben, die Gesinnungen, welche im Frühjahr der ganze Hof dem österreichischen Botschafter so deutlich kund gegeben hatte, dauerten unverändert fort, die Kaiserin wetteiferte mit ihren Ministern in Preußenhaß und Kriegslust, nur sehr ungern hatten sie das Losschlagen um ein Jahr verschoben und bereuten jetzt, daß sie den österreichischen Abmahnungen gefolgt waren, als Friedrich denen zuvorkam, die ihm hatten zuvorkommen wollen; das Heer des Feldmarschalls Apraxin schien zu brennen vor ungeduldigem Thatendrange: so hätten, dem Anschein nach, die Verhandlungen kaum begonnen auch ihren schleunigen Abschluß finden müssen. Aber dem war durchaus nicht so. Zunächst standen dem kriegerischen Eingreifen Rußlands äußere Schwierigkeiten im Wege, die von dem Belieben der Machthaber in Petersburg unabhängig waren. Die Russen konnten gar nicht marschiren, ohne polnisches Gebiet zu durchziehen; denn noch lagerte quer wie ein Riegel das ungetheilte Polen zwischen Rußland und Westeuropa.

---

1) Mémoires du Cardinal de Bernis. I, 296. 2) Arneth V, 37.

Dafür, daß den Russen der „unschädliche Durchmarsch" bewilligt ward, war nicht das Gutbefinden des Königs August III. maßgebend, sondern die völlig unberechenbare Stimmung eines Adels, dem es leicht einfallen konnte, sich mit Hilfe der Türken einem russischen Einmarsche in Waffen zu widersetzen; die Pforte aber, ohnehin schon durch den Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich verstimmt, konnte, wenn auch Rußland demselben beitrat, leicht durch englisches Geld und preußische Ränke sich verleiten lassen, diese Hilfe zu leisten und dann war Rußlands gesammte Kriegsthätigkeit nach Westen lahm gelegt. Doch dieser Schwierigkeit konnte vielleicht dadurch vorgebeugt werden, daß man, wie nachher geschah, in den Vertrag mit Rußland eine Clausel aufnahm, wonach die Beistandspflicht gegen die Türkei nicht gelten sollte.

Ernster war ein Anstand, welcher sich aus der nunmehr ganz bestimmt auftretenden Forderung Rußlands ergab, für die Theilnahme am Kriege gegen Preußen Kurland und Semgallen zu erhalten. Unerwartet war diese Forderung nicht, sie hatte Esterhazy schon in seiner Depesche vom 22. April[1]) angemeldet und sehr schwerwiegend waren auch die politischen Bedenken keineswegs, welche Maria Theresia aus der zu befürchtenden Eifersucht anderer Mächte, insbesondere Frankreichs und der Pforte dagegen herleitete. Diesen konnte begegnet werden, wenn man, wie sie vorschlug, diesen Punkt in den Vertrag gar nicht aufnahm, sondern in streng geheim zu haltenden schriftlichen Erklärungen der beiden Kaiserinnen unterbrachte.[2]) Schwierig wurde die Sache dadurch, daß Maria Theresia an die Forderung Rußlands ihrerseits Gegenforderungen knüpfte, von denen eine, wenn sie ernsthaft gestellt ward, geeignet gewesen wäre, das herzliche Einvernehmen der beiden Höfe in der Blüthe zu tödten. Maria Theresia fand ein Verlangen Rußlands nach Gebietsvergrößerung an und für sich unbillig und lehnte jeden Hinweis auf ihr eigenes Verlangen nach Schlesien und Glatz mit dem Einwurf ab, daß sie ja blos ihr Entrissenes zurückfordere und nicht auf fremder Leute Eigenthum Jagd mache; bestehe aber Rußland auf Landerwerbung, dann verändere sich auch ihre Stellung zu diesem Verbündeten und zu dem ganzen Unternehmen. In dem vierten Geheimartikel des Petersburger Vertrags von 1746 hatte sie versprochen, „binnen einem Jahre von der Zeit an zu rechnen, da Schlesien und Glaz völlig wieder in dero Gewalt seyn wird, zwey Millionen Rheinischer Gulden Ihrer Kaiserlichen Majestät von allen Reussen auszuzahlen, und zwar ohne befugt zu seyn, davon etwas von wegen dessen, was aus des Feindes Land bezogen worden sein dörffte, abzuziehen".[3]) Wenn nun Rußland außer diesen zwei Millionen auch die Naturalverpflegung wenn nicht für die ganze Armee, so doch für das Hilfscorps von 60,000 Mann und schließlich auch noch Kurland und Semgallen in Anspruch nehme, so entstehe daraus eine Gesammtlast, die für Oesterreich fast erdrückend werde, wenn sich Rußland nicht zu Aequivalenten verstehe, die noch über den Rückerwerb Schlesiens

---

1) S. S. 33. 2) Arneth V, 58. 3) Martens I, 173.

und der Grafschaft Glatz hinausgingen;[1]) und was sie hierunter verstand, ergibt eine besondere geheime Depesche, in welcher vorgeschlagen war, das Königthum Preußen (Ostpreußen), nicht wie Rußland vorgeschlagen, als Ersatz für Kurland und Semgallen an die Republik Polen zu geben, sondern es als besonderes Herzogthum, aber unter polnischer Lehenshoheit, der Kaiserin zweitgeborenem Sohne, dem Erzherzog Karl, zu geben, jedoch so, daß es niemals mit Oesterreich vereinigt, sondern jederzeit nur von einem Nachgeborenen des Hauses Habsburg-Lothringen besessen werden könne.[2])

Der Kaiserin war recht unheimlich zu Muthe, als sie diesen Plan dem Papier anvertraut wußte. Sie war ja von vornherein entschlossen, nicht blos wieder zu nehmen, was ihr gehörte, sondern weiterhin eine „Zergliederung" der preußischen Monarchie vorzunehmen, die den unbequemsten aller Nachbarn für immer unschädlich machte. In diesem Streben würde sie sich auch nicht durch das Bedenken haben irren lassen, daß dann vielleicht ihr selber der Vorwurf unersättlicher „Ländergier" gemacht werden konnte, der bis jetzt sprichwörtlich am Namen des Königs von Preußen haftete. Aber sie fragte sich doch, wohin es führen sollte, wenn jeder ihrer Verbündeten diesem Beispiel folgte, vielleicht es überbot und wenn durch den Streit über die Theilung der einstigen Beute die Erlegung des Wildes selber fraglich ward? So ließ sie noch am Tage des Abgangs der Depesche dem Grafen Esterhazy schreiben, er solle von diesem Theil seiner Weisungen keinen Gebrauch machen.

Da österreichischerseits in dieser Sache nicht einmal ein Anwurf gewagt, russischerseits aber auf einer Bestimmung über Kurland und Semgallen schließlich nicht bestanden ward, so kam man bald zum Abschluß. Am 31. Dec. a. St. 1756 (11. Januar 1757 n. St.) ward die Urkunde unterzeichnet, in welcher Rußland dem französisch-österreichischen Vertheidigungsbündniß vom 1. Mai 1756 beitrat und drei Wochen später kam am 22. Januar a. St. (2. Febr. n. St.) das besondere Kriegsbündniß zwischen Rußland und Oesterreich zu Stande, in welchem der Vertrag vom 2. Juni 1746 nunmehr zeitgemäß erneuert ward.

In diesem Vertrage sind für uns nur drei der Geheimartikel der Mittheilung werth. In dem einen derselben wird ausgemacht, Schweden und Dänemark zur Mitarbeit an dem Werke der „Erniedrigung" (abaissement) des Königs von Preußen aufzufordern und beiden Mächten „gediegene Vortheile" (des avantages réels) nach Maßgabe ihrer Leistungen zu versprechen.[3])

Ein folgender Geheimartikel lautet wörtlich: „Obgleich S. M. der König von Polen, Kurfürst von Sachsen infolge der Treulosigkeit, mit welcher der König von Preußen sich seiner Kurlande bemächtigt hat, völlig außer Stand gesetzt ist, seinen Verpflichtungen nachzukommen und an der Ausführung des auf Erniedrigung des Königs von Preußen abzielenden Planes Theil zu nehmen

---

1) Geheime Erlasse an Esterhazy vom 13. Nov. Arneth V, 59/60. 2) Ebendas. 60/61. 3) Article séparé II. Martens I, 208.



und mitzuwirken: so werden die beiden Kaiserhöfe nichtsdestoweniger Alles aufbieten was in ihrer Macht liegt, um diesen Fürsten nicht blos in den Besitz seiner Kurstaaten wieder einzusetzen, sondern sogar ihm auf Kosten des Königs von Preußen eine angemessene Genugthuung zu verschaffen für alle Unbill und Schädigung, die er erlitten hat, jedoch in der festen Zuversicht, daß Se. polnische Majestät Ihrerseits Alles thun wird, was Sie vermag, um die Anstrengungen der beiden Kaiserhöfe zu fördern."[1]) Die eine Thatsache, daß hier amtlich von den „Verpflichtungen" gesprochen ist, welche der König von Polen bei Erniedrigung des Königs von Preußen zu erfüllen lediglich durch den König von Preußen verhindert worden, wirft alle Redensarten über den Haufen, welche in alter und neuer Zeit gemacht worden sind, um zu leugnen, daß August III. irgend welche „Verpflichtungen" im Sinne der Verschwörung gegen Preußen eingegangen sei. Formell bestanden sie nicht, wohl aber materiell und folglich ist alles Leugnen und Beschönigen eitel Wortklauberei.

Endlich war in einem besonderen Geheimartikel die Zahlungspflicht, welche Oesterreich im Vertrag von 1746 übernommen, anderweitig geregelt; an Stelle jener 2 Millionen Gulden, zahlbar ein Jahr nach Rückkehr in den Besitz von Schlesien und Glatz — zahlte Oesterreich jetzt jährliche Subsidien für die Dauer des Krieges und zwar 1 Million Rubel auf das Jahr, wofür dann Rußland auf jede weitere Geldforderung irgend welcher Art verzichtete.[2])

Wie der vereinigte Druck der früher gegen einander wirkenden Mächte Oesterreich und Frankreich die Mehrheit des Reichstags zu Regensburg am 17. Januar 1757 zu dem Beschlusse fortriß, die Reichsarmee wider Preußen zu bewaffnen, so entschied die Verbindung Frankreichs mit Rußland auch die Haltung eines nordischen Landes, das bisher zwischen beiden Mächten hin- und hergeschwankt, der Wucht ihres nunmehr vereinigten Einflusses willenlos nachgab. Am 21. März 1757 trat auch Schweden dem Waffenbunde gegen Preußen bei.

Der König Adolf Friedrich (seit 5. April 1751) wollte nichts vom Kriege wissen, noch weniger selbstverständlich seine Gemahlin Louise Ulrike, die Friedrichs des Großen Schwester war; aber nach der neuen Verfassung, welche der schwedische Adel nach dem Tode Karls XII. geschaffen und alsbald durch den schmählichen Justizmord am Grafen Görz (13. März 1719) würdig eingeweiht hatte, beruhte das ganze Staatsrecht des Landes auf dem

---

1) Article séparé III. Martens I, 209. Dieser Artikel wird ergänzt durch eine Deklaration, welche im Einverständniß mit Kaiserin Elisabeth durch Maria Theresia am 22. März 1757 ausgestellt ward. Danach wurde dem König von Polen als Schadenersatz die „Stadt Magdeburg mit zugehörigen Bezirken sowie der Saalkreis und noch mehr, wenn es sich machen läßt" versprochen. Martens I, 212. Die gleichlautende Deklaration der Kaiserin Elisabeth ist datirt Petersburg d. 6. Mai 1757. Arneth V, 481/82. 2) Article séparé et secret. Martens I, 210/11.

Satze, daß der Wahlkönig von Schweden, ob weiblichen oder männlichen Geschlechts, nichts, gar nichts zu sagen habe und daß dies auch ferner in Schweden Rechtens bleiben solle, hatte eben noch im Sommer 1756 ein blutiger Vorgang entschieden. Um der himmelschreienden Anarchie im Innern, der schimpflichen Fremdherrschaft französischen und russischen Geldes, der schmachvollen Söldnerpolitik bald im Dienste Frankreichs, bald im Dienste Rußlands ein Ende zu machen durch Stärkung der königlichen Gewalt, hatten zwei patriotische Schweden, der Graf Erich Brahe und der Baron Horn eine Verschwörung angestiftet. Aber der Senat kam ihnen auf die Spur. Beide wurden verhaftet und am 26. Juli 1756 mit zwei Mitschuldigen öffentlich hingerichtet.[1]) Mehr als je war der Senat Herr des Landes und der gesammten Regierungsgewalt, oder vielmehr derjenige, der diesen schamlos bestechlichen Adel bezahlte und das war der Botschafter Frankreichs der Marquis d'Havrincourt, der allmächtig waltete in Stockholm, da auch Rußland jetzt mit Frankreich ging. Ehedem hatte sich die an Frankreich verkaufte Partei der „Hüte" und die an Rußland verkaufte Partei der „Mützen" bitterlich befehdet; jetzt waren Hüte und Mützen unter einen Hut gebracht und seelenvergnügt über die reichen französischen Subsidien, beschloß der Senat, wie ehedem gegen Rußland, so jetzt gegen Preußen den Krieg. Doch war ein schwedischer Kriegsentschluß kein welterschütterndes Ereigniß mehr. Wenn die entartetste aller Adelsoligarchieen Krieg führte, so war der Verlauf immer derselbe. Die Subsidien wurden von der regierenden Clique in Stockholm verjubelt, die Soldaten aber dem Hunger, der Blöße und jeglichem Elende preisgegeben; kam es zum Kampfe, so wurden sie geschlagen, wie bei Willmanstrand, (3. Sept. 1741); häufiger aber kam es gar nicht zum Kampfe, weil sie vor Hunger auseinanderliefen, wie 1739 gleichfalls in Finnland, oder vor dem Feinde die Waffen streckten, wie Sept. 1742 im Lager bei Helsingfors.[2]) Ein furchtbarer Gegner also war es nicht, der seit dem 21. März in die Reihen der Feinde Preußens eingetreten war.

Während in Wien Graf d'Estrées mit dem Grafen Kaunitz langwierige und peinliche Verhandlungen über den Operationsplan pflog, und Abbé Bernis in Versailles Tag und Nacht beschäftigt war, den österreichischen Entwurf eines geheimen Vertrags auf Grund der Septembervorschläge von 1756 durch einen Gegenentwurf zu beantworten, der die Interessen Frankreichs besser wahren sollte, als es in jenem geschehen war — wurde Frankreich im Innern durch eine jener gefährlichen Krisen erschüttert, die, wenn sie auch sonst sichtbare Folgen nicht hatten, immerhin die grenzenlose Unfähigkeit der Regierung und ein erschreckendes Umsichgreifen meuterischer Gesinnung in immer weiteren Kreisen der Nation neu ans Licht treten ließen.

Am Vorabend des Weltkrieges sah sich das ganze System der Pompadour

1) Raumer II, 350—359. Friedrich der Große, Oeuvres IV, 21—23.
2) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. II, 54.

mit Allem was daran hing, von jähem Zusammenbruch bedroht; der Augenblick der Todesgefahr ging vorüber und das Ergebniß war die nunmehr unbestrittene Alleinherrschaft eines ebenso gewissenlosen als einfältigen Weibes über Finanzen und Politik, Heer und Flotte des französischen Staates.

In Folge rücksichtsloser Uebergriffe des fanatischen Erzbischofs von Paris waren die alten endlosen Händel zwischen dem der Bulle Unigenitus unterworfenen Clerus und den Jansenisten des Parlaments wieder einmal in hellen Flammen ausgebrochen und gleichzeitig waren die Parlamente in ihrer Gesammtheit gegen die immer drückenderen Steueredikte der ewig um Geld verlegenen Regierung aufgestanden. Ein ganzes Bündel von Finanzerlassen, worunter ein zweiter Zwanzigster (vingtième) auf das Einkommen aller Gewerbetreibenden zu dem ersten von 1749, der längst hätte abgeschafft sein müssen, den meisten Unwillen erregte, ward dem Parlament am 7. Juli 1756 zur Eintragung vorgelegt, aber diese Eintragung mußte durch ein lit de justice am 21. August erzwungen werden; kaum war das geschehen, als das Parlament gegen die Vergewaltigung feierlich protestirte, die übrigen Parlamente schlossen sich diesem Proteste an und verweigerten ihrerseits die Eintragung der Edikte. Dergleichen war schon öfter dagewesen, aber neu war die Sprache, in der jetzt protestirt ward und ihr Eindruck auf die Massen. Die im übrigen durchaus feudal gesinnten Richter führten Reden wie Demagogen, warfen mit Schlagwörtern aus dem Esprit des lois um sich, gingen den „verderblichen Anschlägen" der „Willkürherrschaft" mit Berufung auf die unwandelbaren Grundgesetze der Monarchie rücksichtslos zu Leibe, behandelten die Beschlüsse des Ministerraths wie Ausgeburten von Complotten, durch die der König überrumpelt worden sei und faßten ihr Urtheil über das System der Kissensitzungen in den Worten zusammen: „Welcher Bürger kann künftig sich entschließen, in die Magistratur zu treten? Man will nur Sklaven zu Richtern haben." Gleichzeitig stellte das Parlament zu Paris die ganz neue Lehre auf, sämmtliche Parlamente Frankreichs bildeten zusammen einen einzigen Körper, der von Paris aus mit seinen Gliedern sich über das ganze Land verzweige: von dieser Lehre zu der, daß die Magistratur die Vertretung des französischen Volkes gegenüber dem König sei, war nur noch ein Schritt. Der König hatte Instinkt genug, um diese Sache ernster zu nehmen, als das sonst seine Art war. Eines Tages sagte er zur Pompadour: „Diese langen Roben und der Clerus bringen mich mit ihrem Gezänk zur Verzweiflung; aber die langen Roben sind mir am meisten zuwider: mein Clerus ist mir im Grunde treu und anhänglich; die anderen aber möchten mich entwürdigen. Der Regent hat sehr unrecht gethan, ihnen das Recht der Vorstellungen (remontrances) zurückzugeben:[1] schließlich werden sie den Staat zu Grunde richten — es ist eine Versammlung von Republikanern; — aber," so lautete sein Lieblingstrost, „so lange ich da bin, werden die Dinge noch halten."[2])

---

1) S. I. S. 23 ff. 34 ff. 2) Les choses comme elles sont dureront autant

Am 13. Dec. veranstaltete der König eine neue Kissensitzung im Parlament und ließ da drei Erklärungen eintragen: die erste gebot Stillschweigen über den Kirchenstreit und berief sich auf ein zum Frieden mahnendes Breve des Papstes Benedikt XIV.; die zweite hob sechszig Rathstellen am Pariser Parlament auf, und die dritte schränkte die allgemeinen Versammlungen der Kammern des Parlaments ein; nur die grand' chambre sollte das Recht haben zu entscheiden, ob eine allgemeine Versammlung angemessen sei. Ein Zusatz erklärte das Einstellen der Richterthätigkeit für ein Verbrechen, ebenso strafbar wie Rebellion.

Aber gerade das was verhütet werden sollte, trat ein. Sämmtliche Räthe der beiden Kammern des Requetes und des Enquetes, 129 an der Zahl, gaben ihre Entlassung; elf Mitglieder der grand' chambre thaten ein Gleiches; die Advokaten, die gekommen waren zu plaidiren, legten ihre Roben ab und schlossen ihre Bureaux. Auch das Chatelet schloß seine Thore und am Abend erfuhr das erstaunte Paris, daß von dem sämmtlichen Richterpersonal des Parlaments nur noch 10 Präsidenten und 19 Räthe in Thätigkeit seien, d. h. daß die Rechtsprechung einstweilen völlig aufgehört habe.[1])

„Wenn das Parlament," sagt Bernis,[2]) „seine Thätigkeit einstellt, so sind beiläufig 20,000 Menschen dem Hundertode ausgesetzt: die Rasse der Anwälte und der Schreiber ist das Mittelglied zwischen Bürgerthum und Volk und ihre Bewegung erschüttert bald ganz Paris." Inmitten der allgemeinen Aufregung, die seit diesem 13. December entzügelt war, beobachtete man einen wahren Fanatismus gegen die königliche Autorität, der keineswegs nachließ, sondern noch stieg, als ein Ereigniß eintrat, das ihm unfehlbar ein Ende gemacht hätte, wenn die Stimmung noch gewesen wäre wie im Jahre 1744.[3])

Am Abend des 5. Januar 1757, 1/4 nach 6 Uhr verließ der König den Dauphin und seine Gattin, um nach Trianon hinauszufahren. Im Augenblick, da er den einen Fuß auf das Trittbrett setzte und mit den Worten: „Ist da Jemand?" sich ein wenig seitwärts kehrte, stieß ein Mensch von 5 Fuß 6 Zoll Länge einen der Hundert-Schweizer bei Seite, trat vor und gab dem König mit einem spitzen Werkzeug von hinten einen heftigen Stoß. Der König kehrte sich um und rief: „der Mensch da hat mir einen furchtbaren Faustschlag gegeben." Dann fuhr er mit der Hand nach der getroffenen Stelle und zog sie ganz blutig zurück. „Ich bin verwundet," sagte er, „das ist der Schurke, der mir den Stich versetzt hat; nehmt ihn fest, aber thut ihm nichts zu Leide." Mit diesen Worten ging er, einer Stütze nicht bedürftig, ruhig in sein Cabinet, um zu sehen, was seine Wunde zu bedeuten habe.

Der Thäter wurde durch Herrn v. Verzeil, Gefreiten der Gardes du

---

que moi. Martin XV, 507 nach den Denkwürdigkeiten der Madame du Hausset, die das mit angehört hat.

1) Jobez IV, 531 ff. 2) Mémoires I, 331. 3) I, 443—44.



Corps, mit den Worten verhaftet: „Du bist der Elende, der den König verwundet hat?" „Ja," lautete die Antwort, „ich bin's".

Das ist kurz die Geschichte des Mordanfalls von Damiens, so wie der Kriegsminister Graf d'Argenson dieselbe in einem Briefe vom 6. Januar an Voltaire erzählt hat.[1]) Nach demselben Gewährsmann hatte sich bei dem Verbrecher, als man ihn sofort seiner sämmtlichen Kleider entledigte, nichts gefunden als ein rohes Stück Holz mit einer $1\frac{1}{2}$ Zoll langen, zwei Linien breiten Klinge, ähnlich der eines Federmessers, dreißig Louisd'ors in der Tasche, eine Bibel, aber kein Papier, das irgend welche Auskunft über ihn enthalten hätte. Auf die Frage nach der Ursache seiner Missethat antwortete er dem Siegelbewahrer und dem Kanzler: das sei seine Sache, aber er hätte gar nicht daran gedacht, wenn man vier oder fünf Bischöfe aufgehängt hätte, die es verdienten. Daß seine Waffe nicht vergiftet sei, er auch nie daran gedacht habe, sie zu vergiften, betheuerte er bei seiner Seele und von der hübschen Duodezausgabe des neuen Testaments, die er in der Tasche führte, sagte er, er habe das Buch sehr gern. Mitschuldige habe er allerdings, auch an den Herrn Dauphin werde die Reihe kommen, aber nennen werde er keinen, auch wenn er mit glühenden Zangen gezwickt werde, er werde Alles tragen zur Ehre Gottes und als Märtyrer sterben. Bei diesen Aussagen blieb er, auch nachdem man ihm zur Probe die Füße auf glühendes Eisen gesetzt hatte; als seine Heimath gab er Artois, als seinen Namen erst Damiens, dann Lefeure an. — Nahm man einen Menschen, der mit einer Federmesserklinge den König angefallen und selbstverständlich nur leicht verletzt hatte, überhaupt ernsthaft und konnte man aus seinen Aussagen wirklich auf religiösen Fanatismus schließen, so hatte der seinige an den Reden der Jansenisten des Parlamentes Feuer gefangen. Hatte er gar Mitschuldige, wie aus verschiedenen Anzeichen glaublich war, dann bestand ein Complott, das nicht einem einzelnen Menschenleben, sondern einem ganzen System galt. Darauf deuteten die Drohbriefe hin, welche in den letzten Monden zahlreicher als sonst eingekommen waren und jetzt erschienen auch allerlei Bilderschriften verständlich, welche man vor dem 5. Januar auf dem Umlauf ertappt hatte; auf einem dieser fliegenden Blätter hatte man einen Kehrbesen und einen Dolch gesehen, das enträthselte sich jetzt leicht, es hieß: Fegt den Hof, d. h. jagt die Magd fort und erdolcht den König, wie uns Bernis sehr ernsthaft mittheilt.[2])

Da nun der König, dessen Verwundung nicht nennenswerth war, in der Meinung, er sei vergiftet, sich auf unmittelbaren Tod vorbereitete und kein Mensch wissen konnte, ob dieser nicht wirklich ganz nahe bevorstand, so kann man sich die Verzweiflung denken, in welcher die Pompadour um das Leben des Königs zitterte, jede Stunde des Verhängnisses gewärtig, das sie

---

1) Voltaire à Ferney. Sa correspondance avec la Duchesse de Saxe-Gotha p. p. Evariste Bavoux. Paris 1865. S. 167—70. 2) Mém. I, 351.

herabstürzte aus all ihren Himmeln und dem rasenden See der Volkswuth als Opfer hinwarf. Nie hat sie die Seelenangst dieser Tages- und Nachtstunden vergessen, die sie einsam und verlassen in Jammern und Schluchzen zubrachte, da sie kaum zu athmen wagte, wenn die einzig Treugebliebenen, Quesney oder Bernis kamen, um über das Befinden des Königs und die böse Stimmung seiner Minister zu berichten; unerbittliche Rache hat sie den Ministern geschworen, von deren Abfall oder Verrath sie in dieser Lage das Schlimmste zu fürchten hatte; hat sie aber dem Einen, der unerschütterlich bei ihr aushielt, Dankbarkeit gelobt, so hat sie ihr Gelübde nicht sehr gewissenhaft gehalten.

Nichts kam nun dem Umschwung gleich, der eintrat, als der König am elften Tage nach seiner Verwundung zum ersten Mal wieder der Pompadour schrieb. Der ganze Hof war erfüllt von dem Bewußtsein der Schuld, die er in diesen elf Tagen der Spannung und Ungewißheit gegenüber der Freundin des Königs auf sich geladen; tiefer als je beugte er sich jetzt wieder vor ihr, beflissener als je kam er jedem ihrer Wünsche zuvor und mit einer brutalen Entschiedenheit, wie man sie bisher nicht an ihr gekannt, ergriff die Pompadour die an der Erde schleifenden Zügel der Gewalt. An demselben 1. Februar 1757 bekamen der abtrünnig gewordene Machault und der immer feindselige Graf d'Argenson ihre Entlassung.[1]) Jener hatte sich als Marineminister Sachkenntniß und Vertrauen erworben, dieser war als Kriegsminister nach seines Gegners Bernis Zeugniß gar nicht zu ersetzen; die gleichzeitige Entfernung beider Männer bedeutete die Desorganisation aller Dienste in Armee und Marine gerade in dem Augenblick, da sie auf die ernsteste Probe ihrer Leistungsfähigkeit gestellt wurden. d'Argensons Nachfolger an der Spitze des Kriegswesens war sein Neffe, Marquis de Paulmy, ein ganz unfähiger Streber; Machaults Nachfolger, ein Herr de Moras, der die Marine mit der Finanzverwaltung verband, war womöglich noch unfähiger als jener, aber doch auch aufrichtig genug, aus dem Gefühl seiner Unzulänglichkeit kein Hehl zu machen. Die Verwaltung dieser beiden Männer war nach Bernis' Zeugniß[2]) die Eröffnung einer vollständigen Anarchie, die Entzügelung eines Ränkekriegs Aller gegen Alle in Allem, was die jetzt wichtigste Angelegenheit Frankreichs, den Krieg zur See und zu Lande anging.

Nach dem Zeugniß ihres treuesten Verehrers, des Abbé Bernis, war die Pompadour in all den großen Dingen, an denen sie sich jetzt vergriff, von der Unwissenheit und Vertrauensseligkeit eines Kindes;[3]) ihre ganze Staatsweisheit bestand in dem Entschluß, ihrem Freund, dem Grafen Kaunitz und seinem Abgesandten dem Grafen Starhemberg jeden Wunsch zu erfüllen, der nur irgend auf Kosten Frankreichs erfüllt werden konnte, und ihre ganze Kunst, Menschen zu erwählen und zu behandeln, in einem kindischen Ver-

1) Die Entlassungsbriefe des Königs an sie bei Bernis, Mém. I, 370 Anm. nach de Luynes XV, 395. 2) Mém. I, 372. 3) Mém. I, 372.

trauen auf den Eindruck, den sie mit ihrem Gesicht bei ihnen hervorbrachte.[1]) Wie sich das Regiment dieses läppischen Weibes vor ganz Europa mit Schimpf und Schande bedecken sollte, werden wir sehen; zunächst beobachten wir es in seinen Großthaten am grünen Tisch des Cabinets. Das unsterbliche Denkmal ihres allgebietenden Einflusses war ein Vertrag, wie ihn niemals in der Geschichte ein Staat einem andern zu Füßen gelegt hat, lediglich um zu beweisen, daß die Herzlichkeit seiner Freundschaft keine Grenzen kenne.

Die Geschichte des zweiten Versailler Vertrags vom 1. Mai 1757 ist jetzt zur Genüge bekannt, um erkennen zu lassen, daß jeder wichtigere unter seinen Artikeln einen Sieg der österreichischen, eine Niederlage der französischen Politik bedeutet. Bernis, der seit dem 2. Januar Mitglied des Ministerrathes war und dieses Vertragswerk ganz speciell zu bearbeiten hatte, weiß nicht genug zu erzählen von den sauren Mühen dieser dornenvollen Verhandlung. Alle diese Mühen hätte er sich sparen können, denn schließlich hat sein Hof überall nachgegeben, wo er ursprünglich nicht nachgeben wollte und auch nicht nachgeben durfte. Was wir von dem Gegenentwurf wissen, durch den Abbé Bernis den österreichischen Entwurf einigermaßen unschädlich zu machen hoffte[2]) und was dann Starhemberg von seinen Kämpfen im Einzelnen dem Grafen Kaunitz erzählt,[3]) muß verglichen werden mit dem Text, den schließlich der König und sein ganzes Ministerium nach Vorschlag von Bernis genehmigte, und man hat das Bild eines beständigen Zurückweichens und Nachgebens, eines unablässigen Aufopferns französischer für österreichische Interessen vor Augen, wie es in der Geschichte der französischen Politik ohne Beispiel ist und höchstens in der Diplomatie mit Waffen niedergeworfener Kleinstaaten seines Gleichen findet.

Gleich in den Eingangsworten und den ersten Artikeln hatte Frankreich vollständig die Waffen gestreckt und sich mit Heer und Finanzen dem Hofe zu Wien einfach als Landsknecht für die ganze Dauer des Krieges zur Verfügung gestellt.

Als Zweck des Bündnisses war in dem Vorwort des Vertrags ausgesprochen: um die Ruhe Europas im Allgemeinen, die des Reichs im Besondern sicher zu stellen, soll die Macht des Königs von Preußen in solche Grenzen eingeschlossen werden, daß er künftig nicht mehr im Stande sein wird, die öffentliche Ruhe zu stören. Ein ganz anders lautendes Vorwort hatte der französische Hof verlangt. Im Einklang mit der uns wohlbekannten[4])

---

1) — une femme qui poussait l'amour propre de la figure jusqu'au ridicule. Mém. I, 381. 2) S. die Bruchstücke bei Arneth V, 485—87. Das Précis des articles préliminaires, das Schaefer I, 586 ff. nach Schlossers Abschrift wiedergegeben hat, zeigt schon starke Abschwächungen desselben und diese offenbaren den Beginn seines Rückzugs auf der ganzen Linie. Nach Starhembergs Bericht vom 15. December ist das contreprojet des Abbé Bernis schon Mitte December und nicht erst, wie der letztere sagt, Ende des Monats übergeben worden. 3) Arneth V, 113 ff. 4) S. S. 70.

Thatsache, daß das Verlangen nach Rache für den Friedensbruch der englischen Flotte bei den Ministern wenigstens den ersten Gedanken an einen Feldzug nach Hannover gezeitigt und erst infolge hiervon auch die österreichischen Bündnißpläne in allgemeine Aufnahme gekommen waren, hatte der französische Entwurf die Spitze des Bündnisses gegen England gekehrt, dieses der Hauptschuld an dem Friedensbruch Preußens angeklagt und als Zweck des Krieges die Schwächung Preußens und seiner Verbündeten bezeichnet,[1]) womit daran erinnert werden sollte, daß Frankreich von Hause aus nur zur gleichmäßigen Züchtigung Englands und Preußens, keineswegs zu der des letzteren allein das Schwert gezogen haben wollte. Diese Betonung war politisch und militärisch durchaus nicht bedeutungslos; wer sich darüber hätte täuschen können, den würde die außerordentliche Schärfe enttäuscht haben, mit welcher der österreichische Hof diesen Entwurf nach Sinn und Wortlaut bekämpfte, und zwar, wie der Text des Vertrags zeigt, mit vollständigem Erfolg. Nicht blos für Oesterreich, auch für seinen Verbündeten, den Staat, der bisher im eigenen Interesse für Preußen gearbeitet, gab es in diesem Krieg nur einen Feind, das war der König Friedrich, und nur ein Ziel, das war die Zerschlagung seiner Monarchie.

Daß eine Großmacht wie Frankreich, wenn sie überhaupt am Kriege Theil nahm, nicht blos die 24,000 Mann des Vertrags vom 1. Mai 1756 marschiren lassen konnte, war längst eingesehen worden. Und von der Entschlossenheit, zu der diese Einsicht geführt hatte, zeugte die Thatsache, daß bereits Mitte März, also sechs Wochen vor Abschluß des neuen Vertrags, 100,000 Mann der französischen Armee die Grenzen des deutschen Reichs überschritten hatten. So wie jetzt mochte Frankreich thatsächlich verfahren, so oft es konnte oder wollte, aber aus dieser thatsächlichen Leistung, die um mehr als das Vierfache über die ursprüngliche Verpflichtung hinausging, eine vertragsmäßige Verbindlichkeit machen und zwar auf unbestimmte, unabsehbare Zeit, war der Gipfel alles Aberwitzes.

Wurde von Oesterreich eine so unerhörte Forderung gestellt, so konnte sie der französische Hof unter Hinweis auf die schon im Marsch befindlichen Armeen als eine geradezu unverschämte Zumuthung zurückweisen. Hier aber ist geschehen, was kein Mensch für möglich halten sollte: ohne irgend welche Schwierigkeiten zu machen hat das Cabinet von Versailles leichten Herzens im ersten Artikel nicht blos zugesagt, ein Corps von 4000 Baiern und 6000 Württembergern während der ganzen Dauer des Kriegs für Oesterreich zu besolden und zu unterhalten, sondern auch „gleichfalls für die ganze Dauer des Kriegs" 105,000 Mann, seien es eigene Truppen, seien es fremde Söldner, mitwirken zu lassen.[2]) Durch diesen ersten Artikel wurde die französische Armee festgeschmiedet an den Rachekrieg der Kaiserin Maria Theresia.

1) Der Text dieses französischen Entwurfs bei Arneth V, 485/86. 2) In dem von Koch (Table des traités entre la France et les puissances étrangères. Basle

Durch die Hunderte von Millionen, welche der Unterhalt dieser 105,000 Mann im Laufe eines mehrjährigen Krieges verschlingen mußte, waren die französischen Finanzen für Oesterreich noch nicht genügend belastet, der Artikel II mußte noch eine Subsidienlast von jährlich zwölf Millionen Gulden deutscher Währung gleichfalls „während der ganzen Zeit, daß dieser Krieg dauern wird," hinzulegen, aber hier wissen wir wenigstens von Vorbehalten und Einschränkungen, welche der französische Hof gemacht, und sogar eine Zeit lang festgehalten hat, freilich nur, um sie am Ende doch preiszugeben.

Unter den Gegenartikeln des Abbé Bernis hatte einer die ganz besondere Entrüstung des Grafen Starhemberg erregt, denn er wollte alle Subsidienzahlung von der Bedingung abhängig machen, daß Rußland vermocht werde, mit 80,000 Mann am Kriege Theil zu nehmen und für den Durchmarsch derselben durch Polen die Einwilligung der polnischen Republik erwirke.[1]) Hiernach hätte, auch wenn wie wahrscheinlich, der Vertrag mit Rußland gelang, an der Langsamkeit seiner Generale oder an dem Eigensinn der Polen das ganze Subsidiengeschäft scheitern können. Bernis hatte ferner Subsidien nur auf vier Jahre bewilligen und die Hälfte der ersten Jahreszahlung erst nach Uebergabe von Ostende und Nieuport an die Franzosen[2]) zugestehen wollen; der Beredsamkeit und Ausdauer des Grafen Starhemberg gelang es, diese Vorbehalte, Bedingungen und Einschränkungen aus dem Felde zu schlagen; in dem Artikel II des Vertrags sollte von den Gegenvorschlägen des Abbé Bernis kein Wort Platz finden. Frankreich zahlte für die ganze Dauer des Krieges 12 Millionen deutscher Gulden jährlich; die Berechnung fing an mit dem 1. März und nach Austausch der Ratifikationen waren die ersten zwei Millionen fällig, von da ab ward jeden Monat eine Million gezahlt.

Nachdem sich die Kaiserin durch die Artikel I und II Armee und Finanzen des Königs von Frankreich einverleibt, ging sie im dritten und den folgenden Artikeln an ihr Hauptwerk, die Zerschlagung der preußischen Monarchie.

Die Truppen- und Geldhilfe des Königs von Frankreich muß so lange in vollem Umfang der oben ausgesprochenen Verpflichtungen geleistet werden, bis die Kaiserin-Königin durch einen mit dem König von Preußen geschlosse-

---

1802. II, 43 ff.) zuerst, dann von Schoell (Histoire abrégée des traités de paix III, 129 ff.) mit dem falschen Vermerk non ratifié veröffentlichten Text des Vertrags heißt es in Artikel I wörtlich: et secundo de faire agir cent et cinq mille hommes, tant de ses propres troupes que de celles qui seront à sa solde, aussi pendant tout le cours de la dite guerre, pour être employés pendant la campagne de la présente année 1757 de la façon dont il a été convenu par une convention séparée. — Es ist also falsch, wenn Garden IV, 40 den Inhalt so abkürzt: de faire agir 105,000 hommes pendant la campagne de 1757; das Wesentliche ist gerade die für die ganze Dauer des Krieges so klar als möglich ausgesprochene Verpflichtung.

1) — à ces conditions et non autrement hieß es in dem von Arneth V, 487 mitgetheilten französischen Artikel. 2) Précis. 3. Schaefer I, 506.

nen und von allen Bundesmächten gewährleisteten Vertrag in den ruhigen und gesicherten Besitz des Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz eingesetzt ist (Art. III); außerdem beansprucht die Kaiserin das Fürstenthum Crossen mit einer Abrundung aus benachbarten Ländern, die der Lage ihrer Erbstaaten angemessen ist. Die Besitzer solcher Länder werden auf Kosten des Königs von Preußen entschädigt (Art. IV). Um aber dem im Vorstehenden ausgemachten Friedenswerk die rechte Festigkeit zu geben und den König von Preußen für alle Folgezeit unschädlich zu machen, verpflichten sich die Vertragsmächte, die Waffen nicht niederzulegen und keinen Frieden zu schließen, bevor der König von Preußen gezwungen ist, ganz und unwiderruflich abzutreten: die Herzogthümer Schlesien und Magdeburg, die Fürstenthümer Crossen und Halberstadt, die Grafschaft Glatz, das Land Halle und das ehemals schwedische Vorpommern, und Alles, was er von der Erbschaft der alten Herzoge von Cleve besitzt, sowie das Oberquartier von Geldern (Art. V). Sollte infolge von besonderen Umständen an dem oben erwähnten „Zergliederungsplan" Einiges geändert werden müssen, so würde dabei doch der Hauptgesichtspunkt maßgebend bleiben, daß der König von Preußen in dem hier angegebenen Umfang geschwächt werde durch Entziehung der angegebenen Provinzen oder anderer, die ihnen völlig gleichwerthig sind (Art. VI). Die Mitwirkung der Krone Schweden, der kurfürstlichen Höfe von Baiern, Sachsen und Pfalz, sowie der vereinigten Niederlande ist dadurch zu gewinnen, daß ihnen die Vertragsmächte bei der Theilung der preußischen Staaten entsprechende Stücke zusichern; so soll Schweden das ehemals schwedische Vorpommern erhalten, und der Kurfürst von der Pfalz nach Maßgabe seiner Leistungen bedacht werden (Art. VII). Der Kurfürst von Sachsen soll als Entschädigung für das Vergangene und als Sicherheit für die Zukunft den vollen, gesicherten und verbürgten Besitz des Herzogthums Magdeburg und des Saalkreises erhalten; vorbehalten bleiben weitere Vergrößerungen, insbesondere durch das Fürstenthum Halberstadt, für den Fall, daß der König von Polen zur leichteren Ausführung des Artikels IV durch Austausch eines Theiles der Lausitz gegen jenes Fürstenthum beitragen will. Wählen die Polen künftig wieder einen Fürsten des Hauses Sachsen, so sind die Vertragsmächte damit einverstanden (Art. VIII). An die Krone Schweden und an den König von Polen werden beide Mächte Subsidien zahlen (Art. IX).

In neun Artikeln ist blos von den Pflichten Frankreichs und den Rechten Oesterreichs und seiner Verbündeten auf preußische Provinzen die Rede gewesen; endlich im 10. Artikel kommt der Vertrag auch auf die Pflichten Oesterreichs zu sprechen. Da nimmt sich denn sogleich sehr sonderbar aus, daß es, obwohl ihm zu Liebe der ganze Krieg unternommen wird, die Zahl seiner eigenen gegen Preußen aufzustellenden Truppen auf „mindestens 80,000 Mann" beziffert, während Frankreich, dem von Preußen nichts zufallen soll und das gleichzeitig einen Seekrieg mit England ausfechten muß, schon 35,000 Mann mehr zu stellen sich verpflichtet hat. Offenbar wollte sich Oesterreich

dadurch das Recht vorbehalten, wenn es durch preußische Siege und französische Niederlagen zu größeren Anstrengungen gezwungen ward, eine Erhöhung der Subsidien zu verlangen, also was es im eigenen Interesse doch thun mußte, sich abermals von Frankreich bezahlen lassen und daraus konnte ihm kein Mensch einen Vorwurf machen, wenn die Franzosen dumm genug waren darauf einzugehen.

Wo blieb nun aber Frankreich? Was standen denn ihm für Vortheile und Gewinnste in Aussicht, dafür, daß es Armee und Finanzen opferte, nicht um seinen Todfeind England zu schlagen, sondern um einen alten Verbündeten lediglich zum Vortheil Andrer niederzuwerfen und auszuplündern?

Wir erinnern uns, daß Graf Kaunitz[1]) im August 1755, um des Rachekriegs an Preußen willen, bereit war für sehr bescheidene Zugeständnisse Frankreichs ein sehr großes Opfer zu bringen: Der Infant Don Philipp, Ludwigs XV. Schwiegersohn, sollte für seine Herzogthümer Parma, Piacenza, Guastalla die österreichischen Niederlande und von diesen Frankreich die Plätze Ostende und Nieuport erhalten, wenn das letztre nur dem Bündniß mit Preußen entsagte und zu dem Kriege gegen dieses Subsidien beisteuerte. Also ohne unmittelbare Theilnahme am Landkrieg, ohne jede Mitwirkung seiner Armee, lediglich durch Verausgabung von Geld hätte Frankreich die Niederlande für den Infanten und Ostende und Nieuport für sich selbst haben können, wenn es nur fest blieb in der Verwerfung von Plänen, die Frankreichs Interessen und Ueberlieferungen schlechterdings entgegen waren. Wie kopflos ungeschickt, wie über alle Begriffe thöricht und falsch mußte nun eine Diplomatie operirt haben, die nicht ganz zwei Jahre später nach Verpflichtung zu kolossalen Opfern, nach förmlichem Verzicht auf jede selbständige Festlandpolitik für unabsehbare Zeit, glücklich bei den Artikeln XI, XII, XIII u. ff. dieses Vertrags anlangte.

Der Artikel XI besagte in seinem ersten Absatz: bevor die preußische Monarchie nach Maßgabe der Artikel III, IV, V, VI zerschlagen und getheilt ist, bevor über alle dort ausgemachten Abtretungen ein von Preußen unterschriebener, von allen Bundesmächten verbürgter Friedensvertrag vorliegt, d. h. bevor der streitbarste und ritterlichste aller Monarchen, der König von Preußen bis zur Vernichtung geschlagen, das Todesurtheil seiner Monarchie unterschrieben hat, hat Frankreich weder für sich noch für den Infanten irgend welchen Anspruch auf Entschädigung oder gar Vergrößerung. Erst nachdem das Alles geschehen und in Verträgen unwiderruflich festgelegt ist, erst dann treten gewisse Verpflichtungen Oesterreichs gegenüber Frankreich in Kraft und zwar tritt in diesem Falle ersteres an letzteres ab: die Souveränetät über Chimay und Beaumont, die Städte und Häfen von Ostende und Nieuport, die Städte Ypern, Furnes und Mons und das Fort Knocke und eine Meile Gebiet im Umkreis der genannten Städte und Festungen mit dem Recht freien Verkehrs auf den Heerstraßen und freier Fahrt auf den dahin führenden

1) Siehe S. 39/40.

Kanälen und Flüssen. Alle Geschütze, Munitions- und Lebensmittelvorräthe, welche in den genannten Plätzen zur Zeit der Uebergabe vorhanden sind, bleiben zur Verfügung der Kaiserin-Königin.

Von dieser Beute, welche nur in dem genannten äußerst unwahrscheinlichen Fall vollständig in die Hände Frankreichs kommt, darf dieses einen kleinen Theil, nämlich Ostende und Nieuport schon nach Zahlung der ersten Subsidienrate in „Obhut" nehmen (Art. XII); ein Recht, das sofort erlischt, wenn „wider alles Verhoffen" Friede geschlossen werden müßte, ohne daß die Artikel III, IV, V, VI in Erfüllung gegangen wären; in diesem Fall räumen die Franzosen beide Plätze ohne jeden Aufschub. Hier hat Bernis einen zehnjährigen Aufschub der Räumung vorgesehen, um für den unglücklichsten Fall doch etwas in der Hand zu behalten. Das verbat sich Graf Starhemberg höchst entschieden: sein Wunsch war Befehl, die Bestimmung ward gestrichen.

Nach vollständiger Ausführung der vorhergehenden Artikel, insbesondere III, IV, V, VI sollen dem Infanten Don Philipp, Herzog von Parma, Piacenza, Guastalla, die österreichischen Niederlande mit Ausschluß der an Frankreich abgetretenen Theile als souveränes Eigenthum für ihn und seine Nachkommenschaft angeboten werden (Art. XVII). Sollte aber seine Nachkommenschaft in der männlichen und weiblichen Linie erlöschen, so fällt das Land an Oesterreich zurück und nur die Stadt Tournai mit Gebiet bleibt dann für immer mit der Krone Frankreich verbunden (Art. XIX). Den Herzog Karl und die Herzogin Charlotte von Lothringen und Bar hat der neue Landesherr der Niederlande für die Einkünfte, welche sie durch Abtretung derselben verlieren, vollauf zu entschädigen. Vorbehalten bleibt eine Versorgung des Herzogs Karl mit preußischen Ländern, wenn sich eine solche bewirken lassen sollte. (Art. XX).

Im Augenblick, da die Niederlande ihm abgetreten werden, tritt der Infant Don Philipp seinerseits die Herzogthümer Parma, Piacenza, Guastalla an Oesterreich ab und verzichtet gleichzeitig auf alle Ansprüche an die Nachfolge in den Königreichen Neapel und Sicilien (Art. XXI). Alle Besitzergreifungen aber, welche nach diesen Artikeln stattgefunden haben, treten erst ein fünf Monate nachdem die Kaiserin-Königin auf Grund vertragsmäßiger Ausführung der Artikel III, IV, V, VI den Besitz von Schlesien und Grafschaft Glatz angetreten hat (Art. XXII). Bernis hatte blos sechs Wochen, höchstens zwei Monate Aufschub zugestehen wollen, Starhemberg setzte fünf Monate durch und wagte das in dem Text noch als eine besondere „Gefälligkeit" gegenüber Sr. allerchristlichsten Majestät zu bezeichnen.[1]) In Wahrheit war der Ruhm der „Gefälligkeit" ganz und gar auf Seite Frankreichs. Die italienischen Dinge gab es entgegen all seinen Ueberlieferungen, ganz

1) — pour complaire à S. M. T. C. et faciliter autant qu'il se peut l'exécution des arrangemens convenus.



und gar Oesterreich preis. Der König von Neapel und Sicilien mußte für den Verzicht, den der Herzog von Parma that, dafür Oesterreich sich dankbar erweisen, indem er den stato degli Presidii an den Kaiser als Großherzog von Toscana abtrat und zu Gunsten eben desselben allen Ansprüchen auf die Allodialgüter der Häuser Medici und Farnese entsagen (Art. XXV). Wie hierzu mußte Frankreich auch dazu die Hand bieten, daß dem Erzherzog Leopold als zukünftigem Gemahl der einzigen Tochter des Erbprinzen von Modena die Nachfolge in diesem Lande zu Theil würde (Art. XXVI).

Für den Fall, daß die Artikel III—VI nicht bis auf den Buchstaben erfüllt werden können und folglich die Kaiserin-Königin sich mit geringeren Vortheilen begnügen muß, wird eine freundschaftliche Verständigung mit dem König von Frankreich und dem Infanten Don Philipp eintreten über gleichmäßige Herabminderung auch der ihnen zugesicherten Vortheile, ohne daß die Verpflichtungen Frankreichs irgendwie dadurch berührt werden (XXVII); die guten Dienste Oesterreichs aber dafür, daß Frankreich im Frieden die — schon eroberte — Insel Minorca erhalte und von den lästigen Bestimmungen des Utrechter Friedens über Dünkirchen befreit werde, treten nur dann ein, wenn die Kaiserin-Königin den Vollbesitz aller ihr zugesicherten Vortheile erlangt hat (XXIX). Hier hatte Bernis noch allerlei Wünsche gehabt, er hatte die Inseln Jersey, Guernsey für Frankreich, Gibraltar für Spanien, die Rückgabe Bremens und Verdens an Schweden und die Ausschließung der englischen Schiffe von Triest und Fiume verlangt.[1])

Das Alles, wie so vieles Andere, war unter Starhembergs unbarmherziger Scheere gefallen; in dem vorletzten Geheimartikel hatte sich Frankreich sogar aufladen lassen, in Gemeinschaft mit dem Infanten die Tilgung der niederländischen Schuld mit 40 Millionen Gulden zu übernehmen. Mit Ausnahme des einen Geheimartikels, in welchem Oesterreich sein früheres Bündniß mit England, Frankreich sein Bündniß mit Preußen förmlich aufhob,[2]) und beide Mächte sich jede Sonderverhandlung gegenseitig untersagten, ist der ganze Vertrag in all seinen 32 Hauptartikeln sammt 9 Nebenartikeln von der Hand des Grafen Starhemberg geschrieben, nur die paar Zeilen, deren Inhalt wir eben angegeben haben, sind von der Hand des Abbé Bernis. So betheuert der Graf Starhemberg und das wird ihm jeder glauben, der den Inhalt des Aktenstückes nur einigermaßen aufmerksam gelesen hat.

Unter einem Bündnißvertrag zwischen zwei lang verfeindeten großen Mächten denkt man sich sonst eine Vereinbarung, in welcher widerstreitende Interessen durch wechselseitiges Nachgeben einen Ausgleich gefunden haben. In diesem Sinne ist die Akte vom 1. Mai 1757 kein Vertrag, denn hier hat immer nur der eine Theil und der andere entweder gar nicht oder nur zum Scheine nachgegeben. Sie ist ein österreichischer Aufsatz, unter den französische Minister nach fruchtlosen Versuchen der Einsprache einfach ihren

1) Arneth V, 149. 2) Koch II, 80.

Namen gesetzt haben. Der ganze Hergang ist für die österreichische Staatskunst ein Triumph, wie er ihr nie vorher noch nachher zu Theil geworden, für Frankreich ein Denkmal fahrlässigen Landesverrathes, dessen Schande nur noch durch die Erbärmlichkeit seiner Kriegführung überboten werden konnte.

Einen Taumel von Kopflosigkeit und Blödsinn, wie der war, in welchem der Hof von Versailles sich zum Leibeignen des Hauses Habsburg machen ließ, hatte Friedrich der Große unter die denkbaren Fälle nicht aufgenommen; als das Undenkbare geschehen war und eine Völkerwanderung in Waffen von allen Enden Europas auf sein kleines Land heranstürmte, da schrieb er im Juli 1757 die Worte nieder, deren volle Richtigkeit unsere Leser aus den vorher erzählten Thatsachen selber bestätigen können: „Die Politiker können nicht in der Zukunft lesen; was das Volk Zufall und die Philosophen mitwirkende Ursachen nennen, entzieht sich ihrer Berechnung. Wir haben Grundsätze, um unser Urtheil zu lenken und diese bestehen in dem Interesse der Fürsten und den Verpflichtungen, die ihnen ihre Bündnißverträge auferlegen; doch ist dieser letzte Punkt nicht frei von allen Zweifeln. Wohlan, nach den Verträgen war Frankreich nur verpflichtet der Königin von Ungarn mit 24,000 Mann beizustehen. Gar keinen Vertrag aber hatte Frankreich mit dem König von Polen, durch keine Verpflichtung war es verbunden, diesem zu helfen. Ludwig XIV. machte den Krieg dem Herzog von Savoyen, der der Schwiegervater des Herzogs von Burgund war. Niemals haben Bande des Blutes Einfluß gehabt auf die Politik der Könige; wie konnte man vorhersehen, daß die Thränen der Dauphine, die Verleumdungen der Königin von Polen und die Lügen des Hofes zu Wien Frankreich zu einem Kriege verleiten würden, der seinen politischen Interessen so durchaus entgegen ist? Seit undenklicher Zeit ist Frankreich mit Oesterreich im Krieg gewesen, die Interessen beider sind sich unversöhnbar feind; Frankreichs Politik war jederzeit, einen mächtigen Verbündeten im Norden zu haben, dessen Diversionen nützlich werden konnten. Schweden, das ihm ehedem diente, hat seine Macht und seinen Einfluß auf die Festlanddinge verloren. Folglich blieb ihm nur Preußen. Wer konnte sich einbilden, daß ein unerklärbarer Umsturz des Geistes (un renversement d'esprit inexplicable) und die Ränke von ein paar Klatschbasen (caillettes) es bestimmen würden, seine Interessen sammt dem allein angemessenen System preiszugeben? Wozu Subsidien an Rußland zahlen? Wozu Schweden bewaffnen? Wozu das Reich gegen Preußen hetzen, wenn nicht um diese Macht zu zerstören? Sollte dies Verfahren etwa den Groll bezeugen über den Londoner Neutralitätsvertrag? Dann ginge die Rache weit über jedes verständige Maß hinaus. Sollte es aber zum Zweck haben, ein paar Abtretungen zu verdienen, welche die Königin von Ungarn den Franzosen in Flandern gemacht? Dann würde mir der Köder doch gar zu grob vorkommen und ich weiß nicht, ob nicht in der Folge Frankreich selber einsehen muß, wie allem lockenden Außenschein zum Trotz die Vergrößerung des Hauses Oesterreich, für das es jetzt so inbrünstig arbeitet,

mit der Zeit zu seinem empfindlichsten Schaden ausschlagen wird. Zum Vorwand seines Einmarsches ins Reich nimmt Frankreich seine Gewährleistung des westfälischen Friedens.. Als wir 1745 in Sachsen eindrangen, wünschten mir diese Bürgen des westfälischen Friedens Glück zu meinen Erfolgen. Warum wird, was im Jahr 1745 gut war, schlecht im Jahr 1757?"[1])

1) Apologie de ma conduite politique. Oeuvres XXVII. 3. 308/9.

Siebentes Buch.

Der Weltkrieg um Preußens Sein und Nichtsein.

I. Prag und Kolin.

Vier Monate, vom November 1756 bis Ende Februar 1757, hatte der Graf d'Estrées mit Graf Kaunitz in Wien verhandelt über die große Frage, nach welchem Plane zu verfahren sei, um König Friedrich im ersten Jahre des allgemeinen Krieges durch eine Welt in Waffen zu zermalmen, und das Ergebniß war die nicht sehr troſtreiche Gewißheit, daß an ein unmittelbares Zusammenwirken der drei Hauptmächte Oesterreich, Frankreich, Rußland einstweilen nicht zu denken war, daß man die Russen ganz und gar sich selbst überlassen mußte, daß die Oesterreicher ohne russische und französische Hilfstruppen den Kampf um Sachsen oder Schlesien allein aufzunehmen hatten, während die Franzosen fürs erste Wesel belagerten, um nach dem Falle dieser Festung nach der Weser vorzugehen.[1]) Dies Alles stand fest, bevor in Böhmen die ersten Schläge fielen; der Krieg selber aber brachte binnen kürzester Frist noch ein Anderes ans Licht, nämlich daß die gegen Preußen verschworenen Mächte wohl Generale und Marschälle genug, aber keinen einzigen Feldherrn und mit der halben Million Streiter, die sie aufgeboten, wohl die Kraft hatten, eine und die andere Schlacht zu gewinnen, nicht aber die Fähigkeit irgend einen Plan zu finden oder auszuführen, der die Bürgschaft entscheidenden Gelingens in sich selber trug.

Insbesondere auf österreichischer Seite standen die geistigen Mittel in kläglichem Mißverhältniß zu dem Umfang der militärischen. Schon im Januar berichtete d'Estrées,[2]) ihre Truppenmacht belaufe sich auf 177,000 Mann, also mehr als Preußen nach Abzug der Garnisonen überhaupt ins Feld stellen konnte. Davon waren allein 106,000 Mann für den Angriff auf die Preußen in der Lausitz und in Sachsen bestimmt und während des ganzen Winters hatte das in der Lausitz um Zittau her stehende preußische Corps des Generals v. Lestwitz durch österreichische Streifschaaren die von Rumburg, Gabel, Friedland her kamen, einen so lebhaften und blutigen Kleinkrieg[3]) zu bestehen, daß der österreichische Vorstoß, wenn er überhaupt erfolgte, an dieser Stelle erwartet werden mußte. Im übrigen waren in allen bedeutenderen Plätzen des nördlichen Böhmen große Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedarf

1) Arneth V, 72—97 vgl. mit Stuhr, Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des siebenjährigen Kriegs. Nach archivalischen Quellen. Hamburg 1842. I, 75—102. 2) Stuhr I, 243. 3) Frédéric, Oeuvres IV, 109.

angehäuft, deren Lage und Umfang über den Kriegsplan keinen Zweifel ließ. Wir wissen auch, daß die Kaiserin spätestens seit Ende Februar auf Grund einer Denkschrift des Prinzen Karl von Lothringen fest entschlossen war, von einem unmittelbaren Angriff auf Schlesien abzusehen und dem Angriff auf die Lausitz den Vorzug zu geben.[1]) Dagegen wäre unergründbar, weshalb aus diesem Angriff nichts geworden ist, wenn nicht die Wahl des Oberfeldherrn Alles erklärte.

Den Oberbefehl ihres böhmischen Heeres hatte die Kaiserin wieder ihrem Schwager, dem Prinzen Karl von Lothringen übertragen: eine Wahl, gegen die sehr viele gegründete Einwürfe erhoben worden sind, nur der eine nicht erhoben werden konnte, der auch auf Maria Theresia Eindruck gemacht haben würde, nämlich daß ein anderer General vorhanden sei, der unbedingte Bürgschaften des Erfolges biete. Prinz Karl war geschlagen worden bei Chotusitz, bei Hohenfriedberg und bei Soor;[2]) das war genug, mochte Maria Theresia denken, um endlich aus der Schule der Niederlagen gelernt zu haben, wie man's fernerhin nicht anfangen dürfe. Darauf kam doch schließlich Alles an, dem Feind seine Schliche und Kniffe abzulernen und wie man ihm das Feldexercitium nachgemacht, mußte es doch endlich auch gelingen, ihm seine Kriegführung nachzumachen. Dieses Kapitel war seit Jahren das Lieblingsstudium des Kaisers Franz gewesen, die Denkschriften, die er jetzt seinem Bruder ins Feld mitgab, trieften von Weisheit, sie legten all die Künste blos, mit denen Friedrich gesiegt, blos weil seine Gegner sie bisher nicht durchschaut hatten; jetzt waren sie kein Geheimniß mehr und damit der Zauber seiner Ueberlegenheit gebrochen. Man wußte jetzt ganz genau, wie er's machte und wie es folglich seine Gegner auch machen mußten. Der König von Preußen, so orakelte der Kaiser, sucht immer die Hauptmacht des Feindes auf und daraus folgerte er, daß der Prinz Karl den Ort und den Zeitpunkt für die Entscheidungsschlacht nach seinem Belieben wählen könne, der König müsse ihm folgen, wohin er ihn zu haben wünsche. Der König von Preußen, hieß es weiter, liebt es, den Feind durch Märsche und Gegenmärsche über seine Absichten zu täuschen, aber das bewirkt auch, daß seine Truppen am Tage der Schlacht todtmüde sind, höchstens ein paar Stunden des Kampfes aushalten können und daraus folgt, daß der Standhafte, der Ausdauernde, der seine Kräfte zusammenhält, das Feld behaupten wird. Der König von Preußen, hieß es endlich, hat fast immer durch den Kunstgriff gesiegt, daß er auf einem Flügel den Kern seiner Truppen zum zermalmenden Angriff zusammenballte und mit dem andern, oft sehr geschwächten, blos in der Vertheidigung blieb. Folglich muß man ihm, bevor er seine Angriffsbewegung ausführen kann, den geschwächten Flügel anfallen und vernichten.[3]) Wenn diese Anweisungen wohl beherzigt und richtig befolgt wurden, dann war es mit all

1) Arneth V, 90—92. 2) I, 365 ff., 417 ff., 422 ff., 429 ff. 3) Ueber diese Denkschriften s. Arneth V, 170—72.

den Ueberraschungen vorbei, die den Preußen bisher zu soviel unverdientem Glück verholfen hatten. In der treuherzigen Meinung, daß die Eröffnung des Feldzugs lediglich in seinen Händen liege, blieb der Prinz Karl bis zum 28. April in Wien und das erste, was er zu sehen bekam, als er am 30. endlich in Tuchomierschiz bei der Hauptarmee eintraf, war der allgemeine Rückzug des Heeres, das er zum Angriff zu führen gedacht hatte, in dessen Kantonnirungen die Preußen von allen Seiten hereingebrochen waren.

Wieder hatte der Feldzug begonnen mit einer vollständigen Ueberrumpelung der Oesterreicher und das war hauptsächlich die Schuld des Feldmarschalls Graf Brown, des einzigen Generals, dem man den Oberbefehl hätte geben können, wenn man den Prinzen Karl übergehen wollte. Seine Berichte an den Prinzen aus dem März und April zeigen klar, welch eine Leichtgläubigkeit auf österreichischer Seite der Kriegslist der Preußen zu Hilfe kam. So schreibt Brown am 29. März aus Prag: Immer mehr bestätigt sich aus den Bewegungen, die der König von Preußen seine Truppen machen läßt, die Richtigkeit der Vermuthung, daß er lediglich auf Defensive bedacht ist und nur in der Lausitz und in Sachsen sich verstärken will, denn er benutzt alle Terrainvortheile und Höhen, um Verschanzungen anzulegen. — Es erhellt sogar, daß der König von Preußen für seine Person entschlossen ist, mit der Hauptmasse seiner Truppen in der Umgegend von Dresden zu bleiben, um dort zuzuwarten und sich dann nach der Seite zu wenden, wo der Bergstrom unserer Streitkräfte sich über ihn herstürzen wird.[1]) In dieser Zuversicht macht ihn kein blinder Lärm irre. Am 6. April schreibt er aus Prag: Neues gibt es nichts als das Gerücht, das die Preußen aussprengen, sie wollten am 6. d. i. am Heutigen mit fünf Armeecorps in Böhmen einbrechen auf fünf verschiedenen Straßen, aber ihre Maßregeln, soweit man sie kennt, geben dem sehr wenig Wahrscheinlichkeit. Am 14. meldet er, der Feind wird nicht müde, Gerüchte über seinen Einmarsch auszusprengen, dies Mal wird der 15. als Termin genannt. Und noch am 20. hält er sich in einem Bericht an den Prinzen über die Hin- und Hermärsche auf, durch die der König von Preußen seine Truppen zum Tode ermüde, und die doch ganz ohne Zweck und Nutzen seien.[2]) Genau so und nicht anders mußte der General, der den Nordrand des böhmischen Gebirgskessels zu bewachen hatte, über die Pläne des Königs von Preußen denken, damit dieser in eben den Stunden, die in den wirklich oder vermeintlich zum Zwecke der Täuschung ausgesprengten Gerüchten angegeben waren, mit fünf Armeen durch die schwierigsten Gebirgspässe Europas ohne Schwertstreich hindurchkam und mitten unter den Feinden erschien, in einem Augenblicke, da diese ihn noch in weiter Ferne mit Schanzenbau beschäftigt wähnten.

Mit todesmuthiger Entschlossenheit, auf Alles, auch das Aeußerste gefaßt,

---

1) Où le torrent de nos forces va fondre sur lui. Arneth V, 497, Anm. 222.
2) Arneth V, 497, Anm. 223—225.



war König Friedrich in das große Kriegsjahr 1757 eingetreten. Im Begriff Berlin zu verlassen, hatte er am 10. Januar dem Minister Grafen Finck von Finckenstein eine eigenhändige geheime Instruktion übergeben, in der vorgesehen war, was zur Rettung des Staates geschehen sollte, wenn die Armeen geschlagen, die Feinde vom Westen und Osten ins Land rückten und der König getödtet oder gefangen würde.

Das merkwürdige Aktenstück lautet aus der französischen Urschrift ins Deutsche übertragen, wie folgt:

„Geheime Instruktion für den Grafen von Finck.

Berlin, den 10. Januar 1757.

In der kritischen Lage, in welcher sich unsere Geschäfte befinden, muß ich Ihnen meine Befehle ertheilen, damit Sie in all den unglücklichen Fällen, welche in der Möglichkeit der Ereignisse liegen, ermächtigt sind zu den Entschlüssen, welche gefaßt werden müssen. 1. Wenn es, was der Himmel verhüte, sich ereignen sollte, daß eine meiner Armeen in Sachsen gänzlich geschlagen würde, oder daß die Franzosen nach gänzlicher Vertreibung der Hannoveraner sich in deren Lande niederließen und uns in der Altmark bedrohten, oder daß die Russen durch die Neumark eindrängen, so müssen die königliche Familie, die obersten Gerichte, die Minister, und das (General) Direktorium in Sicherheit gebracht werden. Sind wir in Sachsen auf der Seite von Leipzig geschlagen, so ist Küstrin der geeignetste Ort für die Aufnahme der königlichen Familie und des Schatzes: in diesem Falle muß die königliche Familie mit all den eben Genannten unter dem Schutze der ganzen Garnison sich nach Küstrin begeben. Drängen die Russen durch die Neumark ein, oder stieße uns in der Lausitz ein Unfall zu, so müßte sich Alles nach Magdeburg retten; endlich der letzte Zufluchtsort ist Stettin, aber dorthin ist nur im aller äußersten Nothfall zu gehen. Die Garnison, die königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich, und gehen stets zusammen; dasselbe gilt von den Diamanten der Krone, dem Silberzeug der großen Gemächer, welches in solchem Fall ebenso wie das goldne Tafelgeschirr sofort in Geld ausgemünzt werden muß.

(2.) Sollte sich's ereignen, daß ich getödtet würde, so sollen die Geschäfte ihren Gang weitergehen ohne jede Veränderung und ohne daß man von ihrem Uebergang in andere Hände etwas merkt; in diesem Falle sind Eidesleistungen und Huldigungen zu beschleunigen, sowohl hier als in Preußen und besonders in Schlesien. Sollte mich der Unstern treffen, daß ich vom Feinde gefangen würde, so verbiete ich, daß man auf meine Person die mindeste Rücksicht nehme, noch auch sich irgend welche Gedanken mache, über das, was ich aus meiner Haft schreiben könnte. Sollte mir solches Unglück geschehen, so will ich mich opfern für den Staat; alsdann muß man meinem Bruder gehorchen und dieser wie all meine Minister und Generale werden mir mit ihrem Kopfe einstehen dafür, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet und daß man den Krieg fortsetzt, indem man



Kupferstich, 1787,
von Joh. Friedr. Bause (1738—1814), nach dem Originalgemälde von Anton Graff (1736—1813).

all seine Vortheile verfolgt, ganz so als wenn ich nie auf der Welt gewesen wäre. Ich hoffe und darf glauben, daß Sie Graf Finck keinen Gebrauch zu machen haben werden von dieser Instruktion, aber im Fall des Unglücks ermächtige ich Sie, sie anzuwenden und zum Zeichen dessen, daß dies nach reiflicher und ruhiger Ueberlegung mein fester und beharrlicher Wille ist, unterzeichne ich sie mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf.

Friedrich R."

Am 12. Januar erließ der König noch eine Cabinetsordre, in welcher das gesammte Staatsministerium und die höchsten Gerichte aufgefordert wurden, Allem strenge Folge zu leisten, was ihnen in gewissen Fällen der Staats- und Cabinetsminister Graf Finckenstein im Namen Sr. k. Majestät nach der ihm schriftlich ertheilten geheimen Instruktion sagen, eröffnen und von ihnen verlangen würde;[1]) an demselben Tage verließ der König die Hauptstadt, die er vor Schluß des Krieges nicht wieder betreten sollte und ehe der Monat zu Ende ging, hatte er mit seinen Generalen Schwerin und Winterfeldt den Plan festgestellt, dem er vertraute, als er seiner Schwester schrieb: „Noch fürchte ich nichts von den großen Plänen, welche meine Feinde schmieden. Ich fange an, meine Flöten zu stimmen und ich schmeichle mir, beim Beginn des nächsten Feldzugs den Leuten zu rathen zu geben, die jetzt den Mund so voll nehmen. Ich lache des Reichstags und all seiner Beschlüsse. Dieses Frühjahr wird man sehen was Preußen ist und wie wir durch unsere Kraft, vornehmlich durch unsere Mannszucht, werden fertig werden mit der Ueberzahl der Oesterreicher, dem Ungestüm der Franzosen, der Wildheit der Russen, den großen Haufen der Ungarn und all derer, die sich uns entgegenstellen."[2]) Die Ziffer seiner Feldtruppen hatte er auf 152,000 Mann, die seiner Garnisonstruppen auf 58,800 Mann gebracht, das heißt: Preußen war verloren, wenn die Tapferkeit seiner Mannschaften nicht dreifache Uebermacht und die Genialität seines königlichen Feldherrn nicht ganze Armeen aufwog.

Der Plan Friedrichs war so, wie ihn nach allen früheren Erfahrungen eigentlich Jedermann als selbstverständlich hätte betrachten müssen. Die Hauptmacht des Feindes stand im nördlichen Böhmen, um entweder Sachsen oder Schlesien anzufallen, folglich konnte er gar nichts anderes vorhaben, als auf diese Hauptmacht in Böhmen einen Angriff zu machen, der zum mindesten sowohl Sachsen als Schlesien gegen sie sicher stellte. Diese angreifende Kriegsweise, für die es hier nur eine einzige Richtung gab, war ihm so zur zweiten Natur geworden und war als sein Lieblingsverfahren so allgemein bekannt, daß er wirklich eine sehr geringe Meinung von der Einsicht seiner Gegner bekundete, als er Maßregeln traf, um sie glauben zu machen, er werde dies Mal ganz aus der Rolle fallen. Aber er that es und zwar mit vollständigem Erfolg. Es macht einen scherzhaften Eindruck, die oben mit-

1) Oeuvres X, 317—20. Schaefer I, 305 2) An die Markgräfin von Baireuth aus Dresden 5. Febr. 1757. Oeuvres XXVII, I. 329/30.



getheilten Schreiben Browns an den Prinzen Karl zu vergleichen mit dem Bericht, den Friedrich in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges über seine Kriegslist erstattet und aus dem Vergleich zu sehen, wie glücklich er seinen Zweck erreicht hat. „Um gleicherweise alle Welt zu täuschen," sagt er, „ließ man die Stadt Dresden befestigen und verpallisadiren, um sie in Vertheidigungsstand zu setzen. Zu gleicher Zeit wählte der König in der Umgegend von Dresden eine Anzahl starker Lager aus, als ob er sich auf einen Vertheidigungskrieg vorbereite: diese Lager wurden abgesteckt zu Cotta, Maxen, Possendorf, auf dem Windberg und bei Mohorn. Die sächsischen Jäger, die man dabei verwendete, hatten nichts Eiligeres zu thun, als den Hof davon zu unterrichten und die Königin von Polen verfehlte nicht, sofort die österreichischen Generale damit bekannt zu machen. Man begnügte sich nicht mit diesen falschen Demonstrationen, man ließ auch, um die feindlichen Generale vollends einzuschläfern, einige schwache Einfälle in Böhmen machen, wie um sich für die österreichischen Winterstreifzüge in der Lausitz zu rächen. So machte Prinz Moriz einen Ausflug nach Eger, der Feldmarschall Keith überfiel bei Schluckenau eine österreichische Abtheilung, die ihn nicht erwartete und der Prinz von Bevern hob zu Böhmisch-Friedland 400 Mann Fußvolk und Panduren auf, die sich gefangen gaben. Alle diese kleinen Unternehmungen erhielten die Kaiserlichen in ihrer Sicherheit: sie überredeten sich, der König wolle nur blinden Lärm machen und trauten ihm große Pläne nicht zu."[1]) Um die Täuschung zu vollenden, kamen zu diesen Scheinmanövern noch Gerüchte hinzu, die durchaus Wahres meldeten, aber wie wir sahen nicht geglaubt wurden, weil die Oesterreicher meinten, die Preußen hätten sie zum Zweck der Irreleitung in die Welt gesetzt.

Alles war zum Einmarsch fertig, als der König am 10. April — dem Jahrestag von Mollwitz — dem König von England schrieb: „Das Gesetz des Krieges, wie das Gesetz der Politik zwingt mich dem Feinde zuvorzukommen, um seine Pläne zu zerreißen und einen großen Schlag zu thun, der meine Freunde ermuthigt, meine Feinde verblüfft und die Lauen zu meinen Gunsten stimmt; obgleich die Jahreszeit noch wenig vorgerückt und die Verpflegung großer Armeen sehr schwierig ist, trifft es sich so, daß der Feind dafür gesorgt und die Königin von Ungarn ihr Ungarn erschöpft hat, um mir Lebensmittel zu liefern. Mein Plan ist gebaut auf die Magazine, welche der Feind errichtet hat; sie haben Lebensmitteldepôts von Schlesien bis Eger, die in offenen und wehrlosen Orten lagern. Ihre Hauptmagazine sind in Jungbunzlau, Leitmeritz, Brix, Budin, Schlan, Königsgrätz. Auf diese Kenntniß hin habe ich beschlossen, den Feldmarschall Schwerin in Böhmen einrücken zu lassen, der seinen Marsch auf Jungbunzlau richten soll. Diese Bewegung wird die 30,000 Oesterreicher, die gegen die Lausitz stehen, zum Rückzug zwingen. Dann wird der Prinz von Bevern gegen sie vorrücken,

1) Oeuvres IV, 112.

Ode

an die



Preußische Armee.

Verfertigt

von

dem Herrn v. K.

dem Verfasser des Frühlings,

---

im Böhmischen Lager. April 1757.

Ich seh! ich sehe schon! freut euch, o Preussens Freunde,
Die Tage deines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran;
Doch **Friedrich** winket dir, wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach, und drückst mit schweren Eisen
Den Tod tief ihren Schedeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn,
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find Ehr oder Tod im rasenden Getümmel.



ihnen zusetzen und sich mit Feldmarschall Schwerin vereinigen. Zu gleicher Zeit rücke ich selber in Böhmen ein und gehe auf Aussig, wo der Feind ein kleines Magazin hat, indeß der Prinz Moriz von Anhalt über Komotau auf Brix marschirt, um sich des dortigen Magazins zu bemächtigen. Vereinigen werden wir uns bei Linay; darauf werden Schwerin nach Leitmeritz, ich selbst nach der Eger vorgehen, diese überschreiten und das Magazin von Schlan wegnehmen. Brown wird in unbeschreibliche Verwirrung gerathen, wenn er hört, daß wir von allen Seiten in Böhmen einrücken. Um wieder zu sich zu kommen, wird er alle Magazine aufgeben müssen und das wird ihn zwingen, außerhalb seines Postens zu kämpfen. Schon durch die Flucht selbst werden seine Truppen derart entmuthigt sein, daß ich alle Ursache habe von diesem Unternehmen günstigen Erfolg zu hoffen. Zwischen dem 15. und 18. rücken wir in Böhmen ein; wenn Alles gut abläuft, hoffe ich, wird gegen Mitte Mai diese ganze furchtbare Armee über die Beraunka hinüber geworfen sein, und das wird mich in Stand setzen, Entsendungen gegen die Russen und Franzosen zu machen und meinen Verbündeten beizustehen, wo das nöthig sein wird."[1])

Am 18. April begannen 117,000 Mann Preußen den Einmarsch in Böhmen. Zuerst der Feldmarschall Schwerin, der von Schlesien her die schwierigsten Pässe zu durchschreiten hatte, über Braunau, Nachod, Trautenau glücklich herüberkam und an dem unbeweglich bei Königsgrätz stehenden Corps des Generals Serbelloni vorüber auf Kosmanos bei Jungbunzlau marschirte, wo der aus der Lausitz herankommende Prinz August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, nach Zurückschlagung des Corps des FZM. Graf Königsegg sich am 26. April mit ihm vereinigte. Beide Corps traten dann den Vormarsch nach der Elbe an. Inzwischen war der König selbst von Pirna aus über Peterswalde, Aussig, Lobositz auf Budin gerückt, während rechts von ihm der Prinz Moriz von Anhalt-Dessau von Chemnitz über Marienberg, Komotau nach Laun und rechts von diesem wieder Prinz Heinrich von Preußen von Annaberg über Neustädl, Kaaden und Saatz, gleichfalls auf Laun zog.[2]) Im Augenblick, da diese Corps sich an der Eger vereinigten (28. April) und Brown auf der Straße nach Prag rückwärts zog, waren die reichen Magazine zu Aussig, Lobositz, Leitmeritz, Budin und gleich darauf auch die zu Welwarn, Martinowez und Charwatetz für die Kaiserlichen verloren und die Verpflegung der Preußen aus österreichischen Vorräthen gesichert.

Von den Preußen nachdrücklich verfolgt, hatte Brown sich auf Welwarn, von da auf Tuchomierschitz zurückgezogen, als der Prinz Karl von Lothringen bei ihm eintraf. Sein Zusammentreffen mit dem Feldmarschall hat der Prinz später mit den Worten geschildert: „Ich gestehe, daß ich überrascht war ihn

1) Der Brief ist vollständig abgedruckt bei v. Hassell, die schlesischen Kriege und das Kurf. Hannover. Hannover 1879. S. 503—505. 2) Huschberg-Wuttke, Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758 in Deutschland. Leipzig 1856. S. 141 ff.

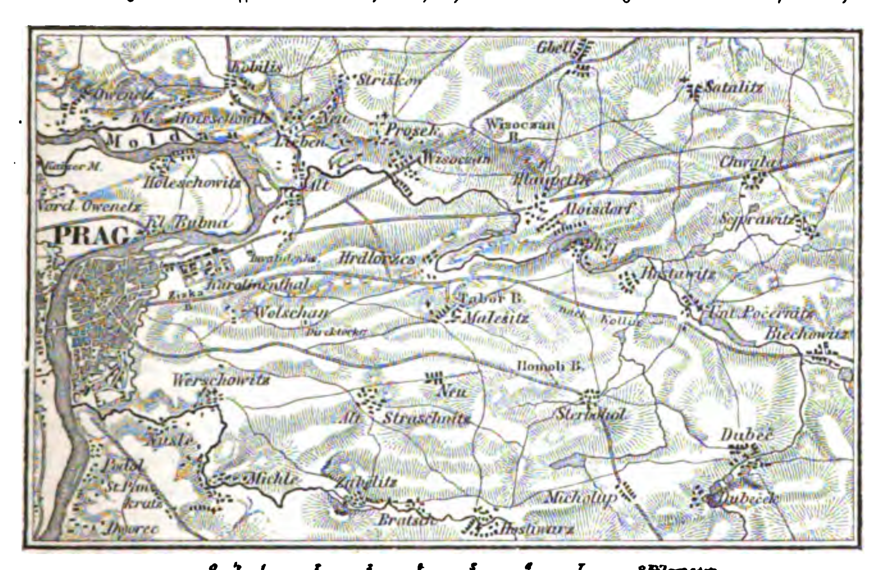
zu sehen und wage zu sagen, daß er in einem sehr traurigen Zustande, einigermaßen in Verstörung war. Sein erstes Wort war, er sei sehr unglücklich, am Liebsten wäre er todt, und dabei fing er zu weinen an. Den Augenblick darauf sagte er, der Feind rücke vor und man müsse ihm auf den Leib gehen. Ich that Alles, um ihn etwas zu beruhigen, aber es half nichts."[1]) Die Generale bezeichneten jeden Angriff auf die preußische Uebermacht als eine Tollkühnheit, und als Brown nun darauf bestand, er wolle mit 4000 Mann den Angriff allein ausführen, da betrachtete ihn der Prinz wie Einen, den die Verzweiflung um den Verstand gebracht, es blieb bei dem Rückzug auf Prag, wo das Heer am 1. Mai ankam, aber selbst hier würde der Prinz nicht Stand gehalten haben, wenn nicht Brown in dem Kriegsrath am 2. Mai mit leidenschaftlichem Nachdruck geltend gemacht hätte: wenn man Prag aufgebe, so sei die Monarchie verloren; der Kaiserin bliebe dann nichts übrig, als aus Wien zu fliehen. In Prag seien so große Schätze, so ungeheure Magazine und Vorräthe, daß zur Rettung dieser Stadt selbst eine ganze Armee kein zu großes Opfer wäre. Er sei bereit, Prag mit nur 8000 Mann zu halten. Trotz des Widerspruchs des Prinzen, der meinte, die Rettung der Armee sei wichtiger als die Rettung einer Stadt, die er schon drei Mal habe fallen und wieder nehmen sehen, beschloß die Mehrzahl der Generale zu bleiben und das Heer Serbellonis so rasch als möglich heranzuziehen.[2]) Bevor dieses heran sein konnte, vereinigte sich Friedrich der Große mit dem Heere des Grafen Schwerin, um am 6. Mai die Schlacht bei Prag zu schlagen.

Das österreichische Heer stand 60,000 Mann stark auf den Höhen, welche die Stadt Prag landeinwärts wie ein natürlicher Mauerring umgeben. Auf der ganzen steilen Nordseite vom Ziskaberge an bis zum Taborberge war sie kaum angreifbar; hier deckte eine mehr als 100 Fuß tiefe Schlucht ihre Front gegen jeden Angriff. Nur auf der Ostseite, wo die Höhen nach dem Dorfe Sterboholi hin sich in die Ebene hinab senken, war ein Zugang ohne zu große Verluste möglich. In dieser Richtung ließ Friedrich den linken Flügel seines im Ganzen 64,000 Mann starken Heeres abmarschiren und kaum war der Feldmarschall Brown dieser Bewegung ansichtig geworden, als er that, was die Preußen wünschen mußten, um an einer gangbaren Stelle zum Entscheidungskampf zu gelangen: er nahm die Grenadiere seiner Reserve, die Reiterei seines linken Flügels und das zweite Treffen seines Fußvolks und ließ sie den Preußen gegenüber oberhalb Sterboholi aufmarschiren. Hier machte nun zuerst die preußische Reiterei unter Zieten einen wüthenden Angriff auf die österreichische, und sprengte sie nach dreimaligem Ansturm vollständig auseinander. Alsbald stürzten, bevor noch das zweite Treffen heran war, 10 kaum formirte Bataillone der Grenadiere „mit mehr Hitze und Muth als Vorsicht", sagt Friedrich der Große, zum Angriff vor; sie geriethen unerwartet in den Schlamm abgelassener Teiche, die von weitem für Wiesen

1) Arneth V, 498. Anm. 237 und 238. 2) Arneth V, 175.



gehalten worden waren, und dann traf sie fürchterliches Kartätschenfeuer, das verheerend in ihre Reihen schlug; sie wurden vollständig geworfen. Nun führte Brown seine Grenadiere mit gefälltem Bajonet zum Gegenangriff vor. Von einer preußischen Kanonenkugel getroffen, sank er mit zerschmettertem Beine vom Pferde und ward bewußtlos davon getragen. Führerlos, aber unaufhaltsam stürmten die Grenadiere weiter. Das erste Treffen der Preußen war geschlagen, als Feldmarschall Schwerin die Fahne seines Regimentes ergriff, um die Fliehenden noch einmal zur Gegenwehr zu sammeln, es war vergebens, Schwerin fiel zu Tode getroffen, seine Grenadiere standen nicht mehr und das zweite Treffen war noch nicht heran. Als es zur Stelle war, brachte



Karte der Gegend um Prag auf dem rechten Moldauufer.

Friedrich der Große mit ihm die Rettung und den Sieg. Die österreichischen Grenadiere waren schließlich, von der eigenen Reiterei im Stich gelassen, in ihrem athemlosen Vorwärtsstürmen aus Rand und Band gekommen. Ueber sie fiel der König mit den frischen Regimentern seines zweiten Treffens her und warf sie nach kurzem hitzigem Kampf in wilder Verwirrung zurück. Sie vollständig aufzureiben oder gefangen zu nehmen hätte man der Reiterei bedurft, aber die Husaren und Dragoner waren bei Verfolgung der geschlagenen österreichischen Schwadronen auf das mit reichen Getränkvorräthen versehene Lager der österreichischen Reserve getroffen, und hatten sich in diesen derart gütlich gethan, daß sie für den Tag nicht mehr zu brauchen waren. Immerhin war die Schlacht auf dem linken Flügel gewonnen,[1]) wenn auch nicht

1) Zur Kritik der Geschichte dieser Schlacht s. neuerdings Theodor v. Bernhardi, Friedrich der Große als Feldherr. Berlin 1881. I, 66—77.

so vollständig als der König wünschte, als auch sein rechter Flügel in den Kampf eintrat. Was sich hier ereignete, muß mit Friedrichs eigenen Worten erzählt werden, weil Aehnliches sich bei Kolin nachher wiederholte:

„Der rechte Flügel," sagt er, „war nicht zum Kampfe bestimmt, wegen jener vor ihm liegenden tiefen Schlucht, von der wir gesprochen haben und der Ungunst der Bodenbeschaffenheit; gleichwohl ward er in den Kampf verwickelt durch die Unbesonnenheit des Herrn v. Manstein, der sich manchmal durch seinen zu hitzigen Muth fortreißen ließ. Diese ungestüme Tapferkeit, die sich ihm beim Anblick des Feindes entzündete, ließ ihn vorgehen, ohne daß er Befehl dazu erhalten hatte: er griff den Feind unverzüglich an. Prinz Heinrich und der Prinz von Bevern, welche, obgleich sie sein Verfahren mißbilligten, ihn doch nicht im Stiche lassen wollten, waren gezwungen, ihn zu unterstützen: die preußische Infanterie kletterte über steile Felsen weg, die von der ganzen Linken der Oesterreicher und einer zahlreichen Artillerie vertheidigt wurden. Der Prinz Ferdinand von Braunschweig, welcher den Ausbruch des Kampfes auf dieser Seite bemerkte und sich auf der Linken überflüssig sah, wo ihm keine Feinde mehr gegenüberstanden, nahm die Oesterreicher in der Flanke und im Rücken und diese Hilfe kam den Anstrengungen des Prinzen Heinrich so zu Statten, daß er den Feinden drei Batterieen abnahm und sie von Berg zu Berg verfolgte."[1]) Von den Geschlagenen waren 13,000 Mann über die Sassawa entkommen, die Masse flüchtete hinter die Wälle der Stadt Prag und der König schloß sie ein, ohne zu wissen, wie groß die Zahl der Eingeschlossenen war; der General, durch den er am nächsten Tag die Oesterreicher zur Ergebung auffordern ließ, war sehr erstaunt, dort den Prinzen Karl von Lothringen zu finden und mit Gewißheit zu vernehmen, daß 40,000 (?) Oesterreicher, die sich aus der Schlacht gerettet hatten, dort beisammen waren.

Es war eine überaus blutige Schlacht gewesen; sie hatte von Morgens 9 Uhr, die Verfolgung eingeschlossen, bis Abends 8 Uhr gedauert. Die Oesterreicher hatten nach Friedrichs Schätzung 24,000 Mann verloren, worunter 30 Offiziere und 5000 Mann gefangen worden waren; der Verlust der Preußen betrug 18,000 Mann, „nicht gerechnet den Feldmarschall Schwerin, der allein mehr als 10,000 Mann aufwog. Sein Tod machte die Lorbern des Sieges welk, der mit so kostbarem Blut bezahlt worden war. Dieser Tag sah die Säulen des preußischen Fußvolkes fallen: Fouqué und Winterfeldt wurden schwer verwundet; es fielen Hautcharmoy, Goltz, Prinz von Holstein, Manstein von Anhalt und viele tapfere Offiziere und alte Krieger, die ein blutiger und grausamer Krieg keine Zeit ließ zu ersetzen."[2])

1) Oeuvres IV, 118/19. 2) Oeuvres IV, 119/20. Neuerdings werden die Verluste beider Theile viel geringer angeschlagen. Arneth V, 179 spricht von mehr als 13,000 Mann auf beiden Seiten. In der Geschichte des siebenjährigen Kriegs bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabes I, 195 wird der preußische Verlust auf 12,500 Mann berechnet. Schaefer I, 316.

Um Friedrich die Freude an seinem Siege zu vergällen, kam zu der Unersetzlichkeit seiner Verluste hinzu, daß die Entscheidung selbst eine durchaus unvollständige war. Er war zu schwach, Prag regelrecht zu belagern und durfte nicht daran denken, seine von einer starken Armee vertheidigten Wälle zu erstürmen; nur eine Einschließung konnte er vornehmen und mit seinen Geschützen versuchen, vom Ziskaberg herunter die Magazine in Brand zu schießen, aus welchen der Feind sich verpflegte, um ihn so durch Hunger zur Ergebung zu zwingen; aber wie lange er vor Prag bleiben, wie viel Truppen er dort verwenden konnte, hing ab von der Stärke und den Bewegungen der Armee, welche der Feldmarschall Graf Daun zum Entsatze Prags heranführte.

Mit 14,000 Mann war dieser vor den 20,000 Mann des Prinzen von Bevern von Kolin bis Goltsch-Jenikau, südlich von Czaslau, zurückgewichen und hatte dadurch den Preußen wieder große Magazine preisgegeben, aber sein Rückzug schuf ihm eine Armee. Aus Mähren kam Nadasdys leichte Reiterei, aus Beneschau stießen die geretteten Flüchtlinge aus der Prager Schlacht zu ihm, aus Polen kamen vier sächsische Reiterregimenter; so stieg seine anfangs kleine Streitmacht auf 50—60,000 Mann[1]) und das Erscheinen eines so beträchtlichen Heeres auf dem Wege nach Prag zerstörte nun Friedrichs ganzen Plan. Seine Beschießung Prags hatte wohl mehrere hundert Häuser eingeäschert, aber kein einziges der in feuerfesten Casematten aufbewahrten Magazine getroffen und die Wälle gar nicht versehrt; die Truppenmacht, mit der er die Stadt eingeschlossen hielt, reichte wohl aus, alle Ausfälle der Eingeschlossenen zurückzuschlagen, aber nicht, die Ausdauer derselben im mindesten zu erschüttern und jetzt galt es die vor Prag stehende Armee noch zu schwächen, damit der Prinz von Bevern nicht durch den Grafen Daun erdrückt ward. Mit großer Mühe brachte er gegen diese nächste Gefahr 10 Bataillone und 20 Schwadronen auf, aber diese durften nicht lange fortbleiben, wenn die Blokade Prags nicht leiden sollte. Diese Mannschaften führte er selbst dem Prinzen zu, denn wenn Daun nicht geschlagen ward, war Prag befreit und der ganze Feldzug verloren.

Nach einem glücklichen Gefecht mit der Vorhut des Prinzen von Bevern hatte die österreichische Armee Kuttenberg besetzt (13. Juni) und am 17. Juni breitete sie sich auf den Höhen aus, welche südlich der Kaiserstraße zwischen Planian und Kolin sich erheben. Auf der Kaiserstraße zog Friedrich, der sich zu Kaurzim mit dem Prinzen von Bevern vereinigt hatte, am 18. Juni mit nur 31,000 Mann von Planian nach Kolin; als er die Oesterreicher zu seiner Rechten auf den Höhen sah, machte er in der Mitte des Weges bei dem Gasthofe „zur goldnen Sonne" (Slate Slunze) Halt und gab den versammelten Generalen die Anweisungen für die Schlacht. Ueber die Anrede des Königs am Morgen des verhängnißvollen Tages haben wir den Bericht eines Ohrenzeugen, eines Herrn von Putlitz, der damals Leibpage des Königs

1) Arneth V, 195 gibt 54,000, Friedrich 60,000.

war, nachher auf dem Schlachtfeld von Leuthen zum Lieutenant ernannt und später Major im ersten Gardebataillon geworden ist, ein Bericht, gegen dessen vollständige Glaubwürdigkeit nicht der mindeste Verdacht vorliegt.[1]) Die Hauptstelle des Berichtes lautet: „Der König sagte zu allen Herrn Generals: wir müssen den Feind blos auf seinem rechten Flügel angreifen, denn hier kann er uns höchstens nur 6—8 Bataillons Fronte weisen, mit unserem linken Flügel ziehen wir uns daher an den Koliner Fluß weg; und so rollen wir den Feind ordentlich auf, indem wir seinen rechten Flügel in dessen linken hineinwerfen, der entweder in den Morast oder sich uns ergeben muß. Unser rechter Flügel muß sich zurückhalten und zwar so, daß er wo möglich keinen feindlichen Schuß höre, geschweige einen solchen empfinde. Sie sehen, meine Herrn, dort ganz links die großen Gebäude oder Speicher, dabei liegt ein kleines Dorf und einige Teiche: hier muß sich unser rechter Flügel appuyiren, und sollte dieser sich links ziehen, wenn unser linker



Karte der Gegend zwischen Planian und Kolin.

Flügel attaquirt, so muß er doch immer so sich zurückhalten, wie ich gesagt habe. Wagt sich nun der Feind von seinen Bergen in die Plaine, so empfängt ihn unsere ganze Cavallerie, die sogleich in den Feind einhauen muß. Die Herren von der Cavallerie werden ja sehen, wie sie ihre Sache am besten machen; der General Zieten hat den feindlichen Husaren den Weg gewiesen, machen Sie es auch so, so sind die Feinde gewiß verloren. Er, mein lieber General Hülsen, nimmt acht Bataillons von unserem linken Flügel und greift mit diesen des Feindes Verschanzungen bei jenem Dorfe vor dessen rechtem Flügel an und nimmt sie weg; ich folge ihm gleich mit der Armee. General Treskow marschirt mit meinem linken Flügel so, daß er damit an General Hülsens rechten stößt; und so folgen die andern Herrn Generals; auf diese Art wird unser rechter Flügel wohl an jene massiven Gebäude stoßen,

1) Für alles Folgende s. die erschöpfende Beweisführung von Max Duncker, Die Schlacht von Kolin. (Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Friedrich Wilhelms III. Leipzig 1876. S. 49—112. Der Bericht von Putlitz S. 89—93.)

wo sich derselbe unbewegt halten muß, bis es nöthig ist und ich schicke, er solle sich auch links ziehen. Die Cavallerie bleibt hinter der Infanterie à portée, damit sie bereit ist, hinzugehen, wo es nöthig ist und sie einhauen kann; überdies hat sie die schöne Plaine vor sich. Ueberhaupt muß sich an kein feindliches Schießen eher gekehrt werden, bis wir unsere Stellung haben; nur der General Hülsen greift sogleich an, wie er an den Feind kommt. Der König forderte jetzt noch die Generals auf, zu sagen, ob sie ihn alle recht verstanden hätten, indem er sagte: wer von den Herren es nicht verstanden, der sage es, ich nehme es nicht übel und will es gern wiederholen. Alle bejahten, es verstanden zu haben; der Fürst Moriz sagte noch, wer wollte das nicht verstehen, das ist ja so deutlich, daß Niemand fehlen kann."

In genauester Uebereinstimmung mit diesem Bericht erzählt der König selbst: „Es ward beschlossen, die Rechte des Feindes anzugreifen, weil sie schlecht gedeckt und der Zugang dort am leichtesten war: die Front der Oesterreicher erstreckte sich über rauhe und steile Felsen hin, an deren Fuß einige über die Ebene verstreute Dörfer voller Panduren waren; je weniger sie hier angreifbar waren, desto mehr waren sie es auf ihrer Rechten: die Stelle, an welcher die Linke der Preußen angreifen sollte, war eine Höhe, die sie schon inne hatten: von da winkte ein einsamer, von Kroaten umgebener Kirchhof, der genommen werden mußte; wenn man sich dann noch ein wenig nach links wandte, nahm man die Armee des Feldmarschalls Daun im Rücken und in der Seite. Um diesen Angriff durchzuführen, mußte man ihn nähren durch das ganze Fußvolk, das bei der Armee war; deßhalb nahm sich der König vor, seine Rechte dem Feinde durchaus zu versagen, und ertheilte den Offizieren, welche sie befehligten, das strenge Verbot, die große Heerstraße von Kolin zu überschreiten: das war um so mehr angebracht, als der diesem Flügel gegenüberstehende Theil der österreichischen Armee eine unangreifbare Stellung einnahm; wäre die Stellung, welche der König seinen Truppen vorgeschrieben, streng eingehalten worden, so hätte er es während der Schlacht in der Hand gehabt, nach Bedarf Bataillon auf Bataillon nachzuschieben zur Unterstützung der Brigaden, welche den ersten Angriff hatten. Außer dem angegebenen hatte Zieten Befehl, mit 40 Schwadronen der Reiterei Nadasdys die Spitze zu bieten, damit er das preußische Fußvolk nicht in seinen Bewegungen störe: der Rest der Reiterei wurde hinter den Linien in Reserve gestellt."

Friedrich der Große hatte also bei Kolin genau denselben Flügelangriff vor, wie bei Prag und später bei Leuthen. Sein Gelingen hing davon ab, daß sein rechter Flügel dem Befehl gemäß so lange stehen blieb, bis der König ihn zur Unterstützung des linken Flügels herbeirief. Was geschah aber? Das wollen wir den König selbst erzählen lassen,[1]) dessen Bericht sich nach den eindringendsten Untersuchungen[2]) als durchaus wahrheitsgetreu aus-

1) Oeuvres IV, 127—130. 2) Duncker a. a. O.

gewiesen hat und an dem, späteren von Anhaltischer Seite her mit unverdientem Erfolg unternommenen Entstellungen des Sachverhalts zum Trotz, unerbittlich festgehalten werden muß.

General Hülsen begann den Angriff mit sechs Bataillonen und 14 Geschützen, von den übrigen 21 Bataillonen bildeten sechs das zweite und die 15 andern das erste Treffen. Zieten griff das Corps Nadasdys an, sprengte es auseinander und verfolgte es über Kolin hinaus, so daß es von den Oesterreichern abgeschnitten ward und den Tag über den Preußen nicht mehr schaden konnte. Um 1 Uhr Mittags griff Hülsen den Kirchhof und das Dorf auf der Höhe (Kretschor) an, wo er nicht viel Widerstand fand; dann eroberte er zwei Batterieen, jede mit 12 Stücken Geschütz.

Bei diesem ersten Angriff ging also Alles nach Wunsch, aber nun kamen die Fehler, welche den Verlust der Schlacht herbeiführten: der Prinz Moriz von Anhalt-Dessau,[1]) welcher die Linke des Fußvolkes befehligte, ging nicht, wie er sollte, hinter das eben von Hülsen genommene Dorf, um diesen zu unterstützen, sondern stellte sich 1000 Schritt entfernt von dieser Höhe auf; diese Linie stand in der Luft, der König bemerkte es und führte sie an den Fuß jener Höhe, aber gleichzeitig hörte man auf der rechten Seite heftiges Feuer. Jetzt that Eile noth und da er kein anderes Mittel hatte, um die Lücken in der Linie zu füllen, ließ er die Bataillone des zweiten Treffens aufrücken; von da eilte er nach rechts, um zu sehen, was es gebe und er fand, daß General Manstein, der seine Brigade bei Prag so unzeitig ins Gefecht gebracht hatte, eben in denselben Fehler verfallen war. Manstein hatte in einem Dorfe nahe der Straße, auf der er hielt, Panduren gesehen: die Lust wandelte ihn an, sie von dort zu vertreiben: gegen seine Befehle dringt er in das Dorf, vertreibt den Feind, verfolgt ihn und findet sich plötzlich unter dem Kartätschenfeuer der österreichischen Batterieen; er wird seinerseits angegriffen und der rechte Flügel des Fußvolks kommt ihm zu Hilfe.

Als der König auf dem Platze erschien, war der Kampf schon so hitzig geworden, daß man die Truppen nicht mehr zurückziehen konnte, ohne geschlagen zu werden: bald trat auch die ganze Linke ins Feuer, was doch die Generale hätten hindern können. Nun wurde die Schlacht allgemein und was das Schlimmste war, der König sah sich auf die Rolle des Zuschauers beschränkt, denn er hatte über kein einziges Bataillon mehr zu verfügen. Der Feldmarschall Daun benutzte als großer General die Fehler der Preußen: hinter seiner Front ließ er seine Reserve aufrücken, um den bisher siegreichen Hülsen anzugreifen; dieser behauptete sich gleichwohl und wenn man ihm nur vier frische Bataillone hätte geben können, so war die Schlacht gewonnen: die österreichische Reserve warf er zurück; die Dragoner des Regiments Nor-

1) Geboren 31. Oktober 1712, war seit 1741 Chef des Infanterieregiments Nr. 22 und wurde auf dem Schlachtfeld von Leuthen zum Feldmarschall ernannt. † 11. April 1760.



mann hieben darauf in das feindliche Fußvolk ein, sprengten es aus einander und nahmen ihm fünf Fahnen ab; alsdann fielen sie die sächsischen Carabiniers an und jagten sie über Kolin hinaus. Inzwischen hatte die preußische Infanterie der Mitte und des rechten Flügels etwas Terrain gewonnen, ohne jedoch erheblichen Vortheil davon zu tragen. Diese Bataillone, welche alle unter dem Feuer der Geschütze wie der Gewehre schwer gelitten hatten, und auf die Hälfte der Mannschaften zusammengeschmolzen waren, ließen drei Mal soviel Zwischenraum unter einander, als sie hätten thun dürfen, und da es weder ein zweites Treffen noch eine Reserve mehr gab, mußte man mit Kürassierregimentern aushelfen, die man in einiger Entfernung hinter diesen Lücken aufstellte. Das Reiterregiment „Preußen" griff sogar eine starke Abtheilung feindlicher Reiterei an und hätte sie vernichtet, wenn nicht eine feindliche Batterie ihr Kartätschenfeuer gerade auf dieses gerichtet hätte; in wilder Verwirrung stürzte es rückwärts und warf die hinter ihm stehenden Regimenter Bevern und Prinz Heinrich über den Haufen: der Feind bemerkte dieses Durcheinander und ließ sogleich seine Reiterei einhauen, die den Augenblick benutzend', die Verwirrung nach allen Seiten trug. Der König wollte ihr die Kürassiere entgegenwerfen, die zur Hand waren und den Schaden hätten wieder gut machen können; aber es war ihm unmöglich, sie in Bewegung zu setzen: er nahm seine Zuflucht zu zwei Schwadronen Truchseß, welche der feindlichen Reiterei in die Seite fielen und sie an den Fuß ihrer Berge zurückjagten. Von dem Fußvolk des rechten Flügels stand nur noch das erste Gardebataillon aufrecht; es hatte vier Bataillone Fußvolk und zwei Regimenter Reiterei, die sie hatten umzingeln wollen, zurückgeworfen: aber ein Bataillon, wie tapfer es sei, kann eine Schlacht nicht allein gewinnen. Auch General Hülsen behauptete sich noch in Kretschor mit seinem Fußvolk und einiger Reiterei, die ihm zugeschickt war und blieb dort bis Abends 9 Uhr stehen, wo er dann, wie die ganze Armee den Rückzug antreten mußte. Prinz Moriz führte die Truppen nach Nimburg, wo er über die Elbe ging, ohne daß ein einziger Husar vom Feinde ihm gefolgt wäre.

Die unglückliche Schlacht kostete dem König 8000 seiner besten Truppen und machte seinen ganzen Feldzug zu Schanden; Prag mußte aufgegeben werden, der Rückzug aus Böhmen selbst ward unvermeidlich und die unglückliche Art, wie sein Bruder Prinz August Wilhelm den Rückzug der einen Hälfte seiner Armee leitete, führte neue schwere Verluste herbei. Ende Juli war das ganze preußische Heer wieder in Sachsen. Der Prinz von Preußen ward für die Fehler, die er gemacht, mit solcher Schärfe angelassen, daß er augenblicklich sein Commando niederlegte: ein Jahr darauf starb er am gebrochenen Herzen.

In einer Lage, die Kleinmüthigen so verzweifelt schien, daß ihm sein eigener Bruder Prinz Heinrich rieth, sich „blindlings" in die Arme Frankreichs zu werfen, und durch schleunige Abtretung Schlesiens die Rettung des

Restes seiner Staaten zu erkaufen,[1]) schrieb Friedrich jetzt die beiden Aufsätze nieder, in denen er sein politisches und militärisches Verhalten im abgelaufenen Jahre rechtfertigte, und aus denen wir schon mehrmals Entlehnungen gemacht haben. Der Aufsatz „Apologie meines politischen Verhaltens" schließt mit den Worten: „Mag man mich anklagen, wenn man will, vor dem Gerichtshof der Politik: ich behaupte, seit der Liga von Cambrai hat Europa nie ein so schändliches Complott gesehen wie dieses, und selbst die Liga von Cambrai könnte und kann nicht verglichen werden mit dem gefährlichen Dreibund, welcher sich jetzt erhebt, sich das Recht anmaßt, Könige zu ächten, und dessen ganzer Ehrgeiz sich noch gar nicht einmal enthüllt hat. Wird man einen Wanderer der Unbesonnenheit anklagen, gegen den drei Straßenräuber sich mit ihren Spießgesellen verschworen haben und der im Winkel eines Waldes, durch den seine Geschäfte ihn führten, meuchlings überfallen wird? Wird sich nicht alle Welt lieber auf die Suche machen, um die Verbrecher zu fangen und den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben, die ihnen ihren verdienten Lohn geben wird? Arme Sterbliche, die wir sind! Die Welt beurtheilt unser Handeln nicht nach unseren Gründen, sondern nach dem Erfolg. Was bleibt uns also zu thun? Wir müssen glücklich sein."[2])

Am Schluß des andern Aufsatzes schildert er die militärische Lage, in die ihn die Entladung des großen Complottes gebracht hat: „60,000 Russen marschiren gegen Preußen; ein Corps hat sich Memels bemächtigt, die große Armee hat sich auf 10 Meilen von der Grenze zurückgezogen; viele Galeeren bedrohen die Küsten mit einer Landung. Lehwaldt sieht sich auf Deckung der Hauptstadt eingeschränkt und muß, ehe er schlagen kann, Zuzug abwarten. Ich habe die Nachricht, daß der Herzog von Cumberland geschlagen ist und daß 40,000 Franzosen aus Westfalen nach dem Lande Halberstadt marschiren. Alles was ich thun konnte ist, daß ich die sechs Bataillone der Garnison von Wesel nach Magdeburg warf, so daß dort jetzt zehn Bataillone sind. Der Prinz von Soubise marschirt nach Weimar zu, um in Sachsen einzufallen, die Schweden haben schon beinahe 10,000 Mann in Stralsund. Ich habe zwei Regimenter Infanterie nach Stettin geschickt; zwei Bataillone sind jetzt dort; außerdem hebe ich zehn Bataillone Miliz aus, das macht zusammen 16 Bataillone. Ein Corps von 8—10,000 Ungarn ist bei Landeshut in Schlesien eingedrungen und ein anderes ebenso starkes Corps soll bei Teschen eindringen. Wenn mein Heer noch so stark wäre wie zu Anfang des Frühlings, so könnte ich der Mehrzahl meiner Feinde kaum die Spitze bieten. Jetzt aber kann ich nur noch eine Armee bilden und mich mit ihr auf den gefährlichsten Feind werfen. Wenn ich zögere, die Oesterreicher aus der Lausitz zu jagen, so schicken sie mir helle Haufen in das Kurfürstenthum, um zu sengen und zu brennen; wenn ich die Oesterreicher angreife und die Schlacht

1) Henckel von Donnersmarck, militärischer Nachlaß I, 240. 319.
2) Apologie de ma conduite politique. Oeuvres XXVII, 3. 310/11.

verliere, so beschleunige ich meinen Untergang um einen Monat; aber wenn ich noch Kraft genug habe, sie zu schlagen, so kann ich die Lausitz reinigen, dort ein Corps auf der Defensive lassen, eine Abtheilung nach Schlesien schicken und nach Halberstadt marschiren, um mich gegen die Franzosen zu wenden und Zeit zu gewinnen. In meiner traurigen Lage ist dies deshalb der sicherste, edelste und ehrenvollste Entschluß. Ich habe für meine Pflicht gehalten, dem Staat und der Nachwelt Rechenschaft zu geben von meiner Lage und den Gründen, die mich bestimmt haben, einem Entschluß vor dem andern den Vorzug zu geben, damit man mein Andenken nicht durch unverdiente Anklagen beflecke. Kein Zweifel, es gibt in der Welt viele Leute, die geschickter sind als ich und ich weiß sehr gut, wie weit ich von der Vollkommenheit entfernt bin. Aber wenn sich's um Liebe zum Vaterlande, um Eifer um seine Erhaltung und seinen Ruhm handelt, dann nehme ich's mit der ganzen Erde auf und diesen Gesinnungen werde ich treu bleiben bis zum letzten Hauche meines Lebens."[1])

1) Raisons de ma conduite militaire. Oeuvres XXVII, 3, 301/2.

II. Hastenbeck und Kloster Zeven.

Zwei volle Monate vor Abschluß seines Kriegsvertrags stürzte sich der französische Hof in den Krieg gegen Preußen; so eilig hatte es König Ludwig XV. der Kaiserin zu beweisen, wie gleichgiltig ihm Frankreichs Interesse sei, wenn es darauf ankomme, ihr gefällig zu sein und überzeugende Bürgschaften seines unbegrenzten Vertrauens zu geben. An einem unfehlbaren Kriegsplan fehlte es nicht. Vor der Verabschiedung des Kriegsministers d'Argenson, belehrt uns Bernis, war eine Denkschrift ausgearbeitet worden, welche den ganzen Plan enthielt: da waren alle Fehler, alle Mißgriffe verzeichnet, welche Frankreich früher bei Kriegen außerhalb seiner Grenzen begangen hatte; die schönsten Grundsätze und die weisesten Vorsichtsmaßregeln waren mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zergliedert und der König hatte dieser Denkschrift die Weihe seiner Genehmigung und seiner Autorität ertheilt. Was aber wurde aus dem Plan, bei dessen pünktlicher Befolgung der vollständigste Sieg gar nicht ausbleiben konnte? „Man kann sagen," klagt Bernis, „in den beiden ersten Feldzügen schien man's sich geradezu zur Aufgabe gemacht zu haben, alle Verhaltungsregeln jener Denkschrift mit Füßen zu treten. Keiner der Fehler, die man vorgesehen, ward vermieden, keine der Aushilfen, die angegeben waren, sie wieder gut zu machen, ward ergriffen: der Landkrieg sah aus, als hätte uns der König von Preußen bestochen, um uns zu ruiniren und ihn zu fördern und (der Seekrieg) als lenkten die Minister in London unsere Marine, um sie zu vernichten."[1])

Noch ehe die Armee marschirte, gab man ihr durch die Wahl der Oberbefehlshaber die Bürgschaft des Mißlingens mit auf den Weg. In dem Schwarm der unfähigsten Generale, mit denen je ein kriegerisches Volk gestraft gewesen ist, den Besieger Friedrichs des Großen herauszufinden, war Aufgabe der Marquise de Pompadour, die Ministern, Botschaftern, Feldherren ihre Befähigung aus den Zügen des Gesichts abzulesen pflegte, wie eine Zigeunerin der Menschen Schicksale aus den Linien der Hand. Ihr und folglich auch des Königs Liebling war Karl von Rohan, Prinz von Soubise (geb. 16. Juli 1715), der zierlichste Höfling, der anmuthigste Plauderer, der geschickteste Tänzer am Hofe von Versailles, und dabei ein auffallend rechtschaffener Mann, wie uns Bernis bezeugt; als Feldherr freilich bot er kaum eine andere Sicherheit als

1) Mém. I, 378/79.

die, daß er den Krieg mit jedem möglichen Aufwand von Höflichkeit und Anstand führen und seine Schlachtberichte in tadellosem Schäferstil abfassen werde. Dies war der hoffnungsvolle Kriegsheld, der sich im Kampfe gegen Friedrich den Großen den Marschallstab verdienen und dann ein Minister werden sollte nach dem Herzen der Gebieterin des Königs von Frankreich.[1]) Während der Graf d'Estrées in Wien war und nun schon im zweiten Monat mit Kaunitz über den Kriegsplan unterhandelte, ward dem Prinzen von Soubise am 1. Januar 1757 vorläufig der Oberbefehl über das französische Heer ertheilt. Als aber der inzwischen zum Marschall ernannte Graf d'Estrées Wien verlassen hatte, wurde dieser zum Oberbefehlshaber des Hauptheeres bestimmt; dem Prinzen von Soubise dagegen das Commando über eine Reservearmee übertragen. Die ganze Armee sollte er nur so lange führen, bis jener bei der Armee erschien. Dies zweifache Commando, das bald durch das Auftreten des Herzogs von Richelieu ein dreifaches werden sollte, schuf von vornherein Eifersucht, Unsicherheit, Reibungen jeder Art. An dem Zank dieses Kleeblattes um den Oberbefehl war es aber noch nicht genug; ein vierter Ansprecher arbeitete in der Stille, um sie alle drei über Bord zu werfen, das war der Graf Maillebois, Generalquartiermeister der Armee und Schwager des Kriegsministers Paulmy, mit dem er beständig einen geheimen Briefwechsel unterhielt.[2])

Ende Februar war eine Armee von 115,000 Franzosen mit 100 Stücken schweren Geschützes aus den Grenzplätzen Lille, Valenciennes, Maubeuge, Sedan, Longwy und Thionville aufgebrochen und marschirte um die Mitte März in kleinen Abtheilungen theils über Brüssel, Lüttich und Mastricht, theils über Trier dem Rheine zu. Unterwegs stießen vier österreichische Bataillone aus den Niederlanden, in Jülich und Düsseldorf zehn kurpfälzische Bataillone zu ihr und auch kurkölnische Soldtruppen schlossen sich ihrem Vormarsch an. Es galt die Besitznahme der preußischen Fürstenthümer Meurs, Geldern und Cleve, insbesondere die Belagerung der Festung Wesel, die aber König Friedrich schon am 24. März hatte räumen lassen, ohne zu ahnen, welch eine Verwüstung er gleich hierdurch in dem französischen Kriegsplan angerichtet hatte.

Daß der Feldzug der französischen Hauptarmee sammt ihren deutschen Hilfstruppen mit einer Belagerung von Wesel zu beginnen habe: das war im Grunde der einzige Punkt, über welchen man sich nach langen peinlichen Erörterungen in Wien und in Versailles verständigt hatte, und diese Belagerung dachte man sich so langwierig, daß man die Frage des weiteren Vormarsches vom Rhein nach der Weser, von der Weser nach der Elbe gar nicht ernsthaft erörterte, geschweige denn daran dachte, die Mittel zur Bewerkstelligung desselben bereit zu halten. So kam es, daß der kampflose Einzug in Wesel am 8. April der Heerleitung der Franzosen eine geradezu schmerz-

1) Bernis, Mém. I, 390. 2) Das. I, 394/5.

liche Enttäuschung bereitete. „Wir rechneten," sagt Bernis, „daß die Belagerung des Platzes wenigstens sechs Wochen kosten würde, und in dieser Zeit sollten die Mittel für den Weitermarsch vorbereitet werden. Der Finanzminister hatte den Krieg angefangen, ohne die nöthigen Mittel zur Hand zu haben für den Unterhalt desselben und die Zahlung der Subsidien; er sah sich deshalb schon beim ersten Schritt in der Klemme. Der Krieg in Amerika war ruinirend: alle Augenblicke waren Wechsel zu bezahlen, die den königlichen Schatz aufs Trockne setzten."[1]) Kaum hatten die Franzosen den Rhein überschritten, als sie Halt machen mußten, weil sie weder Fuhrwerk noch Magazine hatten. Mit der Herbeischaffung all dieses Bedarfs sah es sehr trübe aus, denn der Marschall d'Estrées, der endlich am 27. April in Wesel eintraf, hatte sich unheilbar überworfen mit Paris-Duverney, dem Proviantmeister der Armee; dieser aber fand in damaliger Weise durchaus selbstverständlich, daß die Armee nicht zu leben verdiene, deren Befehlshaber ihn so schnöde behandelt hatte. So gerieth der Feldzug der Franzosen gleich nach seinem Beginn ins Stocken, und während die Armee weder zum Schlagen noch zum Marschiren kam, lieferten sich die Ränkeschmiede in Versailles eine Schlacht nach der andern.

Den einen ihrer Lieblinge, den Prinzen Soubise, hatte die Marquise de Pompadour bei der Armee versorgt, sie hatte noch einen andern, für dessen große Liebenswürdigkeit sie sich zu Dank verpflichtet glaubte, das war der Graf Stainville (später Herzog v. Choiseul), und der sollte als Botschafter in Wien sich für die dereinstige Leitung der auswärtigen Geschäfte in ihrem Sinne geschickt machen. Der Abbé Bernis hatte noch ihr Vertrauen, wie das des Königs, aber er fühlte selbst, daß er ihr seit dem großen Siege im Januar nicht mehr unentbehrlich war, er durchschaute auch den Grafen Stainville und konnte folglich für dessen Erhöhung nur mit sehr gemischtem Empfinden thätig sein, selbst wenn dieser scheinbar aufrichtig ihm selber in die Hände arbeitete. Aber es ging ihm hier wie bei der Unterhandlung mit Oesterreich: er sah Vieles ganz richtig, was er nicht thun durfte, und that schließlich doch Alles, was er hatte vermeiden wollen. Und so kam es unter seinen Augen zu einem Vorgang, den er selber als einen für den Hof und die Höflinge überaus bezeichnenden geschildert hat.

Graf Stainville war bereit, im Sinne des neuen Systems die Botschaft in Wien zu übernehmen, aber er machte zur Bedingung, daß der unfähige und durchaus nicht österreichisch gesinnte Minister Rouillé, unter dem er nicht mit Erfolg werde arbeiten können, abgesetzt werde, und der Abbé Bernis, der ohne das Amt des Ministers seit zwei Jahren die Geschäfte desselben versehen hatte, an seiner Stelle die Leitung des Auswärtigen übernehme. Die Marquise sagte: „Aber Rouillé liegt im Sterben, er schläft im Conseil und er schläft in seinem Cabinet; man braucht nur zu warten, bis uns ein

1) I, 377.

Schlagfluß von ihm befreit; der König will nicht, indem er ihn absetzt, der Mörder eines Ministers sein, der zwar unfähig, aber ein rechtschaffener Mann ist; wenn er sich selber absetzen könnte, so würde das dem König sehr lieb sein; aber Frau Rouillé, die am Hofe hängt wie eine Bürgerliche, die nicht dafür gemacht ist, wird ihn immer daran hindern." — „Wollen Sie," fiel ihr Stainville lebhaft ins Wort, „daß ich Ihnen in einer Stunde die Entlassung Rouillés überbringe? Wollen Sie das?"

Die Marquise betrachtete den Einfall als einen schlechten Scherz, willigte aber ein, indem sie versicherte, sie werde gern beim König dahin wirken, daß Rouillé Oberintendant der Posten und Mitglied des Staatsraths bleibe, womit denn auch seiner Frau für immer ihr kleiner Hof gesichert sein werde.

„Man sieht hieraus," bemerkt Bernis, „an was für kindischen Rücksichten manchmal der Erfolg der größten Geschäfte hängt. Vor zwei Jahren schon hätte man Herrn Rouillé absetzen müssen, und aus Angst, seine Frau zu verletzen, gab man lieber die Interessen der größten Mächte Europas preis."[1])

Der Graf Stainville hielt übrigens Wort. Er ging zu Frau Rouillé, und machte ihr klar, daß ihre Existenz an der Erhaltung ihres Gatten hänge, daß die Erhaltung dieses kostbaren Lebens abhänge von der Erleichterung, die man ihm verschaffen werde, indem man ihn von der Bürde der Geschäfte entlaste. Sie widerstrebte eine Weile, dann aber stieg sie mit Stainville zu ihrem Gatten hinab und bestimmte ihn, die Bitte um Entlassung auszustellen, die dann der Graf triumphirend der Marquise überbrachte; sie war darüber ebenso erfreut als überrascht, und Bernis ist Fachmann genug, um anerkennend auszusprechen, daß der Graf in seiner kurz angebundenen Weise bei diesem Anlaß ein ungemeines Geschick bewiesen habe. Alsbald ward Bernis selbst nach Versailles berufen, und entgegen seinem Gelöbniß ließ er sich durch den König bestimmen zu den Geschäften, die er bisher blos als Mitglied des Staatsraths verrichtet, auch den Namen und das Amt des Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten hinzu zu übernehmen. Am Tage, da er seinen Amtseid leistete (29. Juni), war er so glücklich, die Nachricht vom Tage von Kolin und von der Befreiung Prags zu überbringen, und von da ab bis zum 5. November 1757 trat er nie beim König ein ohne irgend eine angenehme Meldung, so daß das Volk, wenn es ihn kommen sah, sagte: „Da ist er; er sieht aus wie eine gewonnene Schlacht."

Inzwischen hatte sich der Marschall d'Estrées endlich in Bewegung gesetzt. Auf dringende Befehle aus Versailles hin, die mit der Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Prag am 19. Mai bei ihm eingetroffen waren, war er von Wesel abgerückt und am 26. Mai bei Münster eingetroffen, während der Herzog von Cumberland mit seiner 54,000 Mann starken „Observationsarmee" von Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern, Gothaern und Bückeburgern bei Brackwede, eine Stunde von Bielefeld lagerte. d'Estrées

---

1) Mém. I, 387.

marschirte am 3. Juni von Münster ab und rückte bis Rheda und Wiedenbrück vor, wo er am 13. Juni ein Lager bezog und sich mit dem nachgerückten Heerestheil des Prinzen von Soubise vereinigte. Nachdem der Herzog von Cumberland den Rückzug angetreten, am 16. Juni zwischen Blotho und Rehme die Weser überschritten und zwischen Minden und Hausberge ein Lager bezogen hatte, marschirte d'Estrées auf Bielefeld, wo er am 20. Juni eintraf und wo der Prinz von Soubise sich von ihm trennte, um den selbständigen Oberbefehl über eine andere, im Elsaß neu gebildete Armee zu übernehmen;[1]) denn mittlerweile war in Versailles durch eine große Intrigue Kriegsplan, Heertheilung und Oberbefehl über den Haufen geworfen worden. Durch Raschheit der Bewegung hatte sich bisher der Marschall d'Estrées in keiner Weise hervorgethan; aber der erste Aufenthalt in Wesel, das man ja sechs Wochen lang zu belagern gehofft hatte, war, wie Bernis bezeugt, wirklich entschuldigt durch den Mangel an Fuhrwerken, Lebensmitteln und Geld, kurz, all jenen ganz prosaischen Vorbedingungen kriegerischen Handelns, an welchen die Schwätzer daheim niemals denken. In Versailles untersuchte man natürlich nicht, ob die Klagen des Marschalls bald über Paris-Duverney, bald über den Prinzen Soubise sachlich begründet waren, sondern verurtheilte ihn ohne ihn zu hören, denn Soubise war nun einmal der Augapfel der Pompadour und der Proviantmeister Paris-Duverney bewies ihr als Mann vom Fach, daß der Krieg in Westdeutschland ganz falsch angefaßt worden sei und durch Abrufung des unfähigen Marschalls schleunig in das allein richtige Gleiche gebracht werden müsse. So erhob sich eine Intrigue, deren vollständiges Gelingen selbst Bernis als ein tolles Märchen betrachtet haben würde, wäre er nicht Augenzeuge des ganzen Vorgangs gewesen. Paris-Duverney verfertigte einen neuen Kriegsplan, dem der Marschall Richelieu, der Graf Maillebois mit seinem Schwager dem Kriegsminister Paulmy und der strebsame Generallieutenant de Crémille ihren großen Beifall schenkten, denn für sie alle war bestens dabei gesorgt. Danach sandte man erstens weitere 40,000 Mann nach Deutschland, mit welchen der Marschall Richelieu — bisher höchst verstimmt darüber, daß er kein Commando bekommen — ausrücken und den Oberbefehl über die große Armee übernehmen sollte; wollte d'Estrées sich ihm unterordnen, dann konnte er bei der Armee bleiben, sonst nicht. Zweitens wies dieser Plan dem Prinzen von Soubise eine besondere Armee von 25—30,000 Mann zu, mit welcher er sofort nach Sachsen rücken und dort den König von Preußen, ohne eine Schlacht zu wagen, hin- und herzerren sollte, damit die Oesterreicher Zeit bekamen sich Schlesiens zu bemächtigen; denn dort wollten sie gegen Frankreichs Willen durchaus den Kriegsschauplatz haben, statt ihn nach der Elbe zu verlegen, wo die ganze Masse der französischen Streitkräfte mit ihnen zusammenwirken konnte, um die Belagerung Magdeburgs zu

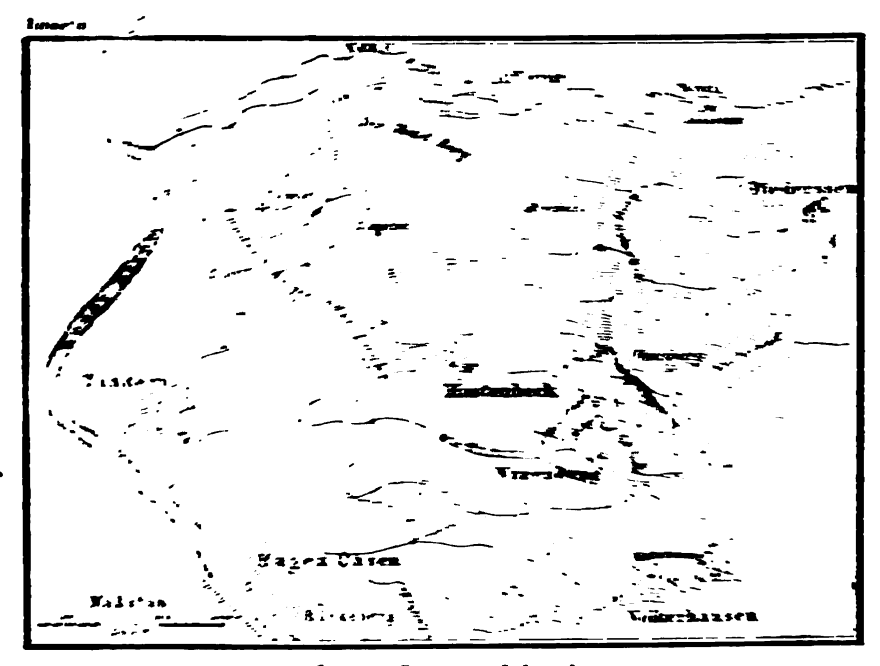
1) Geschichte des siebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorlesungen mit Benutzung authentischer Quellen bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabes. I, 308 ff. Berlin 1824.

unternehmen, während Russen und Schweden an der Oder bei Stettin ein Gleiches gethan hätten. Das waren, wenn man den Verfasser dieses Planes hörte, die beiden unfehlbaren Mittel, um den ganzen Krieg in einem Feldzug zu entscheiden.

Dieser Plan ward am 2. Juni dem König vorgelesen in Gegenwart der Pompadour und des Marquis de Paulmy. Abbé Bernis sollte erst später, der Marschall Belleisle, Präsident der Kriegscommission und Freund des Marschalls Estrées, sollte gar nicht unterrichtet werden. Paris-Duverney eroberte den Beifall der Pompadour im Sturm, den Marschall d'Estrées konnte sie nicht mehr ausstehen, den Marschall Richelieu haßte sie sogar, aber ihr Liebling Soubise sollte ja eine so schöne Rolle spielen; zweifellos schlug der den König von Preußen gleich im ersten Feldzug aufs Haupt, wurde dafür Marschall von Frankreich und warf dann im zweiten Feldzug den Marschall Richelieu ebenso aus dem Sattel, wie dieser jetzt den Marschall d'Estrées; in dieser Voraussicht hieß sie den Plan freudigst willkommen, verstand sich sogar zu einer Art Versöhnung mit Richelieu und nun erst, nachdem Alles fertig gemacht war, wurde der Abbé Bernis ins Vertrauen gezogen, und über dessen ernste Gegenbedenken leichten Herzens hinweggetändelt. Es war ein Unsinn, sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, das Reich von unsern Truppen zu entblößen, unsere Küsten den Landungen der Engländer und irgendwelcher Erhebung der Protestanten auszusetzen; es war noch abgeschmackter, den Prinzen von Soubise, der mir als Ehrenmann voll Hochherzigkeit und Seelenadel bekannt war, seine Lehrlingsprobe im Kampfe mit dem König von Preußen bestehen zu lassen und sich einzubilden, der Marschall Richelieu würde dem Prinzen von Soubise auf dem Wege zum Kriegsruhm behilflich sein, mit der Gewißheit, daß, so wie derselbe durch eine gewonnene Schlacht begründet war, er ihm den Oberbefehl über die Armeen abnehmen werde, was ganz unfehlbar eintrat bei dem Gefallen, das der König, bei der Leidenschaft, welche die Pompadour daran zeigte, daß ihr „lieber Soubise" so bald als möglich an der Spitze des Kriegswesens und des Ministerrathes erscheine.[1]) Sehr viel später als Bernis kam Belleisle dem Ränkestück auf die Spur, und da schrieb er eilends dem Marschall d'Estrées die Worte: „Mein lieber Marschall, wenn Sie die Armee des Königs fernerhin commandiren wollen, so eilen Sie, die Weser zu überschreiten, und eine Schlacht zu schlagen und zu gewinnen". Der Marschall schlug die Schlacht von Hastenbeck und gewann sie, freilich wie wir sehen werden, in sehr eigenthümlicher Weise; erst nach dem Siege des Marschalls erschien der Marschall Richelieu bei der Armee, um d'Estrées das Commando abzunehmen, die Welt begriff das nicht, weil sie nicht wußte, daß sein Schicksal schon sechs Wochen vor dem Ereigniß entschieden war. „Und so kann man," be-

1) Mém. I, 393/94. Das Fehlen aller genaueren Zeitangaben ist an dieser Stelle des Buches ganz besonders empfindlich.

[illegible]



Karte der Gegend von Hastenbeck.

er die Porta Westfalica gewonnen und erst rechts von der Weser in der Nähe der Festung Hameln sich endlich zum Widerstand gestellt. Aber nach den Proben französischer Befähigung, welche beide Befehlshaber bis dahin reichlich abgelegt, war mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen, daß ihr erster Waffengang entschieden werden würde, nicht durch Ueberlegenheit der Zahl, der Führung oder der Tapferkeit, sondern durch einen reinen Zufall, über den sich der Eine zu freuen, der Andere zu ärgern, beide aber gleichmäßig sich zu wundern hatten. Dies war denn auch der Fall in der berühmten Schlacht von Hastenbeck am 26. Juli 1757.

1, Mém. I, 32?.

Mit nur noch 36,000 Mann und 30 Geschützen hatte der Herzog bei dem Dorfe Hastenbeck eine ganz günstige Stellung genommen. Seinen rechten Flügel deckte von Hastenbeck bis zur Hamel ein weites ungangbares Moor, die Laake oder der Tünder-Anger genannt; der äußerste linke Flügel stand an der Höhe der Ohnsburg oder Ohmsburg,[1]) die der Herzog für unersteiglich hielt und die Mitte bei Hastenbeck war durch zwei Batterieen schweren Geschützes links und rechts geschützt. Hier erwartete der Herzog den Hauptangriff, aber hier erfolgte er nicht, sondern auf dem äußersten linken Flügel, wo er ihn nicht erwartet hatte.

Das französische Heer war mit seinen 74,000 Mann und 70 schweren Geschützen dem Gegner doppelt überlegen und bei nur einigermaßen geschickter Führung des vollständigen Sieges sicher. Der Marschall hatte den glücklichen Gedanken, den linken Flügel des Herzogs mit ganzen vier Brigaden, jede zu vier Bataillonen, angreifen zu lassen und der General v. Chevert, der diese Abtheilung führte, war als ein höchst schneidiger Offizier für diese Aufgabe trefflich geeignet. Noch in der Nacht des 25. rückten die vier Brigaden in das Dorf Vorenberg, das unterhalb der Ohmsburg liegt und mit dem frühen Morgen des nächsten Tages schritten sie den Berghang hinauf; sie benutzten einen steilen, aber doch gangbaren, ja sogar fahrbaren Weg, von dem dem Herzog nichts gemeldet worden war, sie brachen durch dem Anschein nach undurchdringliches Dickicht hindurch und kamen wirklich auf die Höhe, als sie von vier Compagnien hannoverscher Jäger und einem Bataillon hessischer Grenadiere ein mörderisches Feuer empfingen, das ihre Vorhut — die Freiwilligen aus Hennegau — theils niederwarf, theils auseinander sprengte. Schließlich siegte die Uebermacht, die tapferen Jäger und Grenadiere, denen die Munition ausgegangen war, mußten zurück, General Chevert war gegen 9 Uhr Herr der Ohmsburg.

Der Herzog sandte den General von Hardenberg mit drei, darauf den General von Hodenberg mit zwei Grenadierbataillonen zur Verstärkung dahin ab; es war vergebens; französische Geschütze beschossen seine eigene Stellung von der Ohmsburg herunter, während gleichzeitig von der Haste her ein fürchterliches Geschützfeuer das Dorf Hastenbeck in Brand schoß; mehrere Munitionswagen seiner zur Linken stehenden Batterie flogen in die Luft, die Mannschaften entflohen und diesen Augenblick benutzte die Brigade Champagne, die aus dem Wittengrunde hervorbrach, um die verlassene Batterie zu besetzen. Inmitten dieses fürchterlichen Kampfgetümmels war es 11½ Uhr geworden. Der Herzog von Cumberland gab die Schlacht verloren; auf seiner äußersten Linken ward der Kanonendonner immer heftiger, daraus schloß er, daß er schon halb umgangen sei, in der Front sah er gewaltige Infanterie- und

---

1) So v. Hassell, die schlesischen Kriege und das Kurfürstenthum Hannover, insbesondere die Katastrophe von Hastenbeck und Kloster Zeven. Hannover 1879. Mit einem Plane der Schlacht von Hastenbeck (auf S. 146 benutzt).

Reitermassen zum erschöpfenden Angriff bereit und um die Armee zu retten, befahl er den Rückzug. Auf der ganzen Linie war er im Gange, als der junge Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig mit einem Bataillon seines Leibregiments vorstürmte und die große Batterie wieder eroberte. Freilich nur, um sie, da er sich von allen Seiten verlassen sah, alsbald wieder aufzugeben.

Vielleicht nie in der Geschichte war eine Schlacht, die der Oberfeldherr verloren gab, einer glücklichen Entscheidung näher, als bei dieser denkwürdigen. Der Kanonendonner in seiner Linken, aus dem der Herzog schloß, daß er umgangen sei, bedeutete das gerade Gegentheil. Er kam her von einer glänzenden Waffenthat zweier tapferen Obersten, deren der eine die Höhe der Ohmsburg wieder erstürmt, deren der andere die Niederlage des rechten Flügels der Franzosen vollendet hatte, im Augenblick, da das übrige Heer den Kampfplatz verließ. Von Diederssen aus, das er etwa um 10 Uhr erreicht hatte, hatte der Oberst Max v. Breidenbach mit drei Bataillonen durch den Hohlgrund den südlichen Abhang der Ohmsburg unter unsäglichen Anstrengungen erklettert und war, vom Feinde unbemerkt, auf den Kamm des Berges gelangt. Mit dem Bajonet stürzten sich die tapferen Grenadiere auf den überraschten Feind, warfen die Brigade Eu im ersten Anlauf auf die Brigade Navarre, diese riß in jäher Flucht die beiden anderen mit sich den steilen Abhang hinunter. Alle vier stürzten wie ein Gießbach auf die unten stehende kaiserliche Brigade Dombasle, die sich überfallen glaubend blindlings auf die Flüchtenden schoß und dann selbst die Flucht ergriff. In der Ebene aber fiel der Oberst von Dachenhausen mit 6 Schwadronen über die aufgelösten Massen her und hieb oder ritt zusammen, was nicht in schleuniger Flucht entkam.[1])

Die Niederlage seines rechten Flügels, das Gerücht, ein starkes preußisches Corps sei hier im Anzuge, bestimmte den Marschall d'Estrées auch seinerseits den Rückzug zu befehlen, aber noch ehe er allgemein angetreten war, entdeckte man den Abzug des Feindes und lediglich durch diese Entdeckung und sein unfreiwilliges Verbleiben auf dem Schlachtfeld ward der Marschall d'Estrées zum Sieger von Hastenbeck.

Erst am Abend erfuhr der Herzog von Cumberland, was die beiden Obersten — infolge seines Rückzuges fruchtlos — auf seinem linken Flügel ausgerichtet hatten; aber dem Mann half keine Reue, keine verspätete Einsicht mehr. Wie vorher Westfalen und Hessen, so gab er jetzt Hannover, Bremen, Braunschweig und mit der Elblinie den Weg in die Herzgrube Preußens den Franzosen preis, als er im kampf- und kopflosen Rückzug über die Aller bis nach der mittleren Oste davon eilte und dort bei Bremervörde inmitten unzugänglicher Moore und Sümpfe sich vor Anker legte; die Stellung, die er hier bezog, war vielleicht wirklich unangreifbar,[2]) aber der dreifach

1) Die eingehende Schilderung bei Hassell a. a. O. S. 364—75. 2) So Hassell S. 110 ff.

überlegene Feind brauchte ihn auch gar nicht anzugreifen, er konnte ihn einfach darin aushungern und so schien auch über ihn das Schicksal der Sachsen unter dem Lilienstein unerbittlich verhängt. Daß es doch anders kam, war nicht sein, sondern des Feindes unwillkürliches Verdienst.

Der Marschall d'Estrées war bei seinem Hofe in Ungnade gefallen, weil er zu langsam marschirte und zu wenig schlug. Sein Nachfolger der Marschall Herzog von Richelieu marschirte noch langsamer und schlug gar nicht; neben rücksichtslosem Ausweiden der besetzten Landschaften und eifrigem Aufräumen in ihren Schätzen erkannte er seine Hauptaufgabe in Unterhandlungen, zu welchen er weder Auftrag noch Vollmacht hatte und im Abschließen von Uebereinkünften, die seine Regierung nicht genehmigen konnte noch wollte. Nahm man hierzu noch beständige und ebenso berechtigte, aber gänzlich fruchtlose Klagen über den schlechten Geist der Truppen, den gänzlichen Verfall aller Zucht und Ordnung und eine unendlich fruchtbare Schreiberei über die tausend Gründe, aus denen mit dieser Armee weder Schlachten zu gewinnen, noch Festungen zu belagern seien, so haben wir den Inbegriff der Thätigkeit erschöpft, die er an der Spitze der jetzt um 40,000 Mann verstärkten Hauptarmee entfaltet hat, bis Friedrich der Große kam und den von ihm im Stich gelassenen Soubise sammt der Reichsarmee aufs Haupt schlug.

Am 3. August war Richelieu bei der Armee eingetroffen, um den Oberbefehl über dieselbe zu übernehmen. Der Herzog von Cumberland war im vollen Rückzug auf Verden, Hameln hatte sich ergeben, Minden war verlassen, das französische Heer seit dem 26. Juli gehoben von dem vollen Schwung des Erfolges; Richelieus Aufgabe konnte nach dem Siege keine andere sein als die, die ihm lange vor dem Siege vorgeschrieben worden war, nämlich dem Herzog von Cumberland mit der Hauptmacht auf den Leib zu gehen und ihn in einer Entscheidungsschlacht zu vernichten. Statt dessen ging er ihm gar nicht nach, sandte nur ein paar kleine Abtheilungen hinter ihm her und wandte sich nach Hannover, wo es keine Feinde, sondern nur friedliche Bürger und eine noch friedlichere Regentschaft gab, und hier blieb er regungslos liegen bis zum 22. August, nachdem er am 19. Braunschweig und Wolfenbüttel durch französische Truppen hatte besetzen lassen.[1]) Dies unerklärliche Verhalten zu rechtfertigen, schrieben er und der Graf Maillebois langathmige Berichte und Denkschriften nach Versailles; aber dort folgerte man aus jedem ihrer Gründe den gerade entgegengesetzten Schluß, und das mit vollem Recht. Wenn wirklich, wie sie angaben, dem Herzog von Cumberland aus Preußen eine ganze Armee zu Hilfe marschirte und aus England 15,000 Mann in Aussicht standen, deren Landung bei Stade erwartet werden mußte,[2]) so verstand sich sogar für ein Laienurtheil ganz von selbst, daß sein kleines Heer eiligst verfolgt und geschlagen werden mußte, bevor diese Hilfe heran war, und die Generale, die das nicht einsahen, stellten ihrer Einsicht wie ihrem

1) Stuhr I, 120. 2) Stuhr I, 121 ff.





Louis François Armand du Plessis, Herzog von Richelieu.
Originalgemälde, im historischen Museum zu Versailles, von Louis Charles Auguste Couder nach Pierre Maria Gault de Saint Germain (1754—1822).

Unternehmungsgeist ein geradezu klägliches Zeugniß aus. Mit solchem Hin- und Herschreiben ward der Monat August vertrödelt, und die Mitte des September war nahe, als der Abbé Bernis eines Tages vom Marschall Richelieu einen Brief erhielt mit der erstaunlichen Anfrage: „ob nicht auch er glaube, daß es der gemeinsamen Sache und den Interessen des Königs dienlich sein werde, wenn er die Lande Bremen und Verden einem Theile der feindlichen Armee überlasse, während der andere über die Elbe gehe und sich nach dem Herzogthum Sachsen-Lauenburg begebe, um dort strenge Neutralität zu beobachten; dieser Einfall sei ihm in den Kopf gekommen, seit er erkannt, wie schwierig es sein würde, das Lager bei Stade zu forciren; er wolle auch nicht verhehlen, daß er hierüber etwas an den Präsidenten Ogier, Botschafter des Königs am dänischen Hofe, geschrieben habe, damit der König von Dänemark sich für das Gelingen dieses Planes verwende; im Uebrigen sei dieser Schritt ganz ohne Bedenken, weil Herr Ogier ein weiser und aufgeklärter Mann sei und falls eine Anknüpfung mit Dänemark seinen Weisungen zuwider sei, sich wohl hüten würde, eine solche zu wagen."

Der Abbé Bernis antwortete sofort: mit den Hannoveranern könne nicht anders unterhandelt werden, als indem man ihr Lager stürme und sie in die Elbe werfe; er solle sich nur erinnern, wie sie 1744 die Neutralitätsconvention gebrochen hätten. Der Courier war mit diesem Bescheide abgegangen, als Bernis dem König den Brief des Marschalls mittheilte, den er übrigens weit entfernt war ernst zu nehmen. Der König aber sagte: „Sie haben gut geantwortet, aber Sie kennen den Marschall nicht; was er ankündigt als einen Plan ist vielleicht schon ausgeführt; schicken Sie einen zweiten Courier ab und befehlen Sie dem Marschall in meinem Namen, daß er durchaus keine Unterhandlung anknüpfe, Alles aber, was er vielleicht schon angeknüpft haben könnte, nach Fontainebleau (wo der Hof damals war) einzusenden habe." Unter den Augen des Königs schrieb Bernis in diesem Sinne an den Marschall und ein zweiter Courier ging auf der Stelle mit den strengsten Befehlen an den Marschall ab. Und siehe da, zwei oder drei Tage danach kam der Herzog Duras und brachte die vom Marschall und vom Herzog unterzeichnete Convention von Kloster Zeven;[1]) aus zahlreichen Briefen, die dem Boten vorausgegangen waren, hatte schon der ganze Hof die beglückende Kunde entnommen, der Marschall habe eine ganze Armee entwaffnet und der Friede sei so gut wie geschlossen. Hätte Richelieu wirklich, wie diese Briefe sagten, das feindliche Heer ohne Kampf zur Waffenstreckung gezwungen, so hatte er alles Lob der Menschenfreunde und der Patrioten verdient, auch wenn er ohne Befehl noch Vollmacht gehandelt. Aber das hat er, wie wir sehen werden, keineswegs gethan; nicht entwaffnet hat er die Hannoveraner, sondern befreit hat er sie aus einer Sackgasse, aus der ihr Oberbefehlshaber

1) Mém. II, 18—20. Nach der „Gazette" ist Duras am 16. Sept. in Fontainebleau angekommen. Masson, Anm. 2. S. 20 der Mém. II.



keinen Ausweg mehr wußte, und gerettet hat er so den Feinden Frankreichs den Kern des ausgezeichneten Heeres, das schon ein Jahr darauf unter Ferdinand von Braunschweig den Franzosen fast so furchtbar werden sollte, wie Friedrich der Große selbst es den Oesterreichern war.

Die Geschichte der Convention von Kloster Zeven liegt uns in den Urkunden vollständig vor;[1]) auch sie ist wie die Geschichte des Kriegsvertrags vom 1. Mai 1757 ein wahres Denkmal der Kopflosigkeit und Anarchie, welche die Leitung Frankreichs in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes damals beherrschte. So mancher militärische und politische Vorgang anderer Epochen war für Mit- und Nachwelt unbegreiflich, bis die urkundliche Aufhellung seines Verlaufs ihn erklärte, wenn nicht geradezu rechtfertigte. Die Diplomatie und Kriegführung Frankreichs in den Tagen der Pompadour hat das Eigenthümliche, daß sie mit jeder neuen Enthüllung nur immer unbegreiflicher wird, daß Alles, was in anderen Fällen erklären würde, hier neue Räthsel schafft, daß die Urkunden über ihre wichtigsten Entscheidungen nicht etwa einen geheimen Zusammenhang, eine innere Logik enthüllen, die den Zeitgenossen verborgen geblieben wäre, sondern vielmehr eine Häufung von Widersinn und Widerspruch, von deren ganzer Größe die Nachwelt noch weniger als die Mitwelt sich auch nur eine annähernd richtige Vorstellung bilden kann.

König Friedrich V. von Dänemark, bisher streng neutral und allen Subsidienangeboten beider Theile unzugänglich, hatte als Landesherr von Oldenburg und Delmenhorst dem reißenden Vordringen der Franzosen nicht gleichgiltig zusehen können und war, als erstens die Hannoveraner, dann auch die Franzosen ins Herzogthum Bremen eindrangen, in eine Lage gekommen, die das ganze diplomatische Geschick seines ausgezeichneten Ministers Grafen Hartwig Ernst v. Bernstorff in Thätigkeit rief. Durch einen Vertrag vom 26. Juni 1715 hatte Dänemark dem Kurfürsten von Hannover die Herzogthümer Bremen und Verden gewährleistet und im Bedarfsfall mit 8000 Mann innerhalb sechs Wochen zu vertheidigen versprochen; in einer ganz neuerdings am 11. Juli 1757 zu Kopenhagen unterzeichneten Convention hatte dann Frankreich versprochen, diese Lande weder mit Truppen zu überziehen noch mit Contributionen heimzusuchen, vorausgesetzt daß auch die Hannoveraner diese Neutralität achten würden.[2]) Da Dänemark in demselben Monat Juli einen Subsidienvertrag mit England abgelehnt hatte, so war klar, daß es sich durch die Convention mit Frankreich seiner Gewährleistungspflicht gegenüber England-Hannover hatte entlasten wollen; aber diese Convention trat gar nicht in Geltung, denn noch ehe sie der König Ludwig genehmigt, hatte der Herzog von Cumberland dadurch, daß er selbst mit seiner

---

1) Des Grafen Rochus Friedrich zu Lynar hinterlassene Staatsschriften. II. Hamburg 1797. „Akten von der Convention von Kloster-Seven vom 29. August bis 10. December 1757.“ S. 71—810. 2) Schaefer I, 367.

ganzen Armee sich zwischen Bremervörde und Stade, also mitten im Herzogthum Bremen, festsetzte, die Franzosen jeder Pflicht das Land zu schonen entbunden und die Dänen mußten ihnen jetzt entweder ihre 8000 Mann entgegen senden oder so schnell als möglich die Streitenden zum Waffenstillstand wenn nicht zum Friedensschluß bestimmen. Das hatte beim Herzog von Cumberland nicht die mindeste Schwierigkeit, denn der lechzte nach einem Abkommen, das ihn ohne Kampf von seiner Sumpfinsel Bremervörde befreite, und hatte auch von seinem Vater Georg II. ausreichende Vollmachten zum Unterhandeln, wenn auch nicht zum Abschließen empfangen. Desto größere Schwierigkeiten hatte die Sache auf französischer Seite: der Hof zu Versailles wollte von gar keinem Sonderabkommen hören und der Marschall Richelieu hatte eine erste Bitte des Herzogs um Waffenstillstand rundweg abgeschlagen. Und so war es denn eine dem Anscheine nach hoffnungslose Sendung, welche der dänische Statthalter in Oldenburg, Graf Rochus Friedrich von Lynar im Auftrag seines Hofes übernahm, als er am 3. Sept. sich auf den Weg machte, um zwischen den beiden Hauptquartieren zu vermitteln, die sich schon bis auf drei schwache Meilen nahe gerückt waren.

Aus dem Hauptquartier des Herzogs zu Bremervörde berichtete er am 5. September: „Der Herzog befindet sich arg in der Klemme und seine Lage ist in jeder Hinsicht äußerst kritisch. Hier hat er nur 19 Bataillone und die ganze hannoversche Reiterei mit den leichten Truppen; der Rest lagert nach Stade zu jenseit der Schwinge. Gestern und heute hat es Scharmützel gegeben zwischen dem Corps Chabod und den Vortruppen des Herzogs.“ Hoffnungen auf Gelingen wagt er nicht zu hegen, es wäre denn, daß von Wien und Versailles her dem Marschall völlig neue Weisungen zugegangen wären.[1]) An dem darauf folgenden Tag sandte ihm Graf Bernstorff Pariser Nachrichten zu, die solch eine Umstimmung als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen ließen,[2]) aber trotz alledem konnte Lynar schon am 10. September aus Bremervörde schreiben: „Gott hat die Bemühungen des Königs gesegnet. Die Convention ist gezeichnet und die hannoversche Armee gerettet in dem Augenblick, da sie das Opfer der französischen Uebermacht werden sollte. Ich komme eben aus dem Hauptquartier des Herrn v. Richelieu: Herr v. Schwichelt hat mir das Schreiben E. E. vom 6. d. M. übergeben; ich bin überrascht, daß während Frankreich so gesinnt bleibt, der Marschall so weit gegangen ist. Aber er hat es gethan, nachdem ich allerdings viel Mühe gehabt, ihn zu überreden.“[3])

Wie das zugegangen versuchen wir uns aus dem Bericht des Grafen Lynar über seine Verhandlungen klar zu machen. Am Morgen des 6. Sept. $10\frac{1}{2}$ Uhr war er in Kloster Zeven vom Marschall zum ersten Mal empfangen worden. Er traf ihn höchst ärgerlich über ein Scharmützel vom Tage vorher, wo die gefürchteten hannoverschen Jäger ihm aus dem Walde heraus vierzig

---

1) Lynar II, 92. 2) Das. S 93. 3) Das. S. 99.

Leute getödtet und verwundet hatten. In lebhaftem Tone sagte der Marschall: „im Cabinet der Fürsten spricht man vom Frieden, aber an der Spitze der Armeen führt man Krieg; von Neutralität kann nicht mehr die Rede sein, nicht einmal mehr von derjenigen, welche in Kopenhagen vereinbart, aber nicht genehmigt worden ist. Ebenso wenig kann ich eine Waffenruhe zugestehen, wie sie der Herzog von Cumberland schon einmal beantragt hat. Meine Befehle schreiben mir vor, den Feind aufzusuchen und zu schlagen, wo ich ihn finde: deshalb wird das erste Treffen der großen Armee heute, das zweite morgen vorrücken und übermorgen werde ich aufbrechen, um ihm eine Schlacht zu liefern. Alle Hochachtung vor einer so ehrenwerthen Verwendung wie der des Königs, aber die Interessen meines Herrn und der Ruhm der französischen Waffen geht Allem vor und von meinen Befehlen abzuweichen ist unmöglich. Soviel ich von den Gesinnungen meines Hofes weiß, wird er eher mit dem König von England als mit dem Kurfürsten von Hannover Frieden schließen: der letztere existirt eigentlich gar nicht mehr und was die Heimsendung der Hilfstruppen angeht (die Lynar als Vorbedingung angeboten hatte), so braucht das gar nicht ausgemacht zu werden, sie ist auch ohnedies leicht zu bewirken; ich brauche nur sengen und brennen zu lassen in den Ländern jener Fürsten (Braunschweig, Hessen, Gotha, Bückeburg) deren Länder wir besetzt haben, wenn sie ihre Truppen nicht sofort heimberufen."[1]) So die Standrede des Herzogs von Richelieu, die wir wörtlich hiehergesetzt haben, um noch aus seinem eigenen Munde zu bestätigen, daß er wirklich, wie wir schon durch Bernis wissen, zu schlechterdings gar nichts Anderem als eben zum Kriegen und Schlagen ermächtigt war. Was er trotz nachdrücklichster Betonung dieser Thatsache dennoch schon nach einstündiger Verhandlung mit dem Grafen Lynar nachgab, um dann Schritt für Schritt immer noch mehr nachzugeben, stand mit seiner Rede sosehr im Widerspruch, daß der Graf wie der Herzog meinten, er müsse dennoch eventuelle Ermächtigungen ganz anderer Art von seinem Hofe erhalten haben. Wir aber wissen, daß diese Voraussetzung ganz falsch war. Nachdem er eine volle Stunde die salbungsvollsten Redensarten von den Wohlthaten des allgemeinen Friedens und dem unsterblichen Ruhm dessen, der seine Stiftung hochherzig beginnen werde angehört, erklärte er unter Verleugnung Alles dessen, was er eben noch gesagt, er sei bereit einen Waffenstillstand — nicht blos eine Waffenruhe — zu schließen, wenn er ihm dieselben Vortheile zusichere, die er von dem Fortschreiten seiner Waffen erwarten könne, nämlich wenn die verbündete Armee die Hilfstruppen entlasse, auf die andere Seite der Elbe gehe, die Herzogthümer Bremen und Verden den französischen Truppen als Winterquartier dienten, die Festung Stade aber von dänischen Truppen besetzt werde. Das war der erste Schritt des Nachgebens, der sofort dem Herzog von Cumberland eine überraschend günstige Lage schuf. Im Hauptquartier zu

1) Lynar II, 107/8.

Bremervörde war man nicht wenig erfreut darüber, daß der Marschall kein Wort von Waffenstreckung gesagt hatte, daß also, wenn man nur rasch zugriff, das Schicksal der Sachsen den Hannoveranern und ihren Verbündeten erspart bleiben sollte. Der Herzog von Cumberland sperrte sich denn auch nur dagegen, daß die Franzosen sich nordwärts der Aller in Quartier legen wollten, gegen dänische Besatzung in Stade hatte er, wenn es nicht zu umgehen war, nichts einzuwenden.

Einen Tag später, als er in Aussicht gestellt, am 8. September erst kam Lynar ins französische Hauptquartier zurück. Er fand alle Grenadiere der Armee und einen Theil der Reiterei und der Artillerie im Marsch begriffen, um die Vorhut zu verstärken. Der Rest sollte am nächsten Morgen ausrücken: der allgemeine Angriff auf die Hannoveraner, mit dem der Marschall gedroht, stand also dem Anschein nach unmittelbar bevor; aber auch nur dem Anscheine nach, um einen Druck zu üben, wie sich der Graf Lynar sofort im Gespräch mit dem Marschall überzeugte. „Wohlan," sagte dieser, „Sie sind gestern nicht zurückgekommen und Sie sehen wohl, daß ich marschiren lasse, um den Feind anzugreifen, um so mehr als ich eben vom Abbé Bernis einen Courier erhalten habe, der mir meldet, der König billige sehr, daß ich den Waffenstillstandsvorschlag des Herzogs abgelehnt und der mir befiehlt, meine Operationen mit Kraft fortzusetzen." Der Graf Lynar ließ sich durch diese in martialischem Ton vorgetragenen Worte nicht irre machen, sagte, er habe nicht früher kommen können, die Vorschläge aber, die er dem Herzog zu überbringen gehabt, seien von diesem angenommen bis auf Einiges, das unausführbar sei, über das man aber leicht hinwegkommen werde. Ist das wahr? fragte der Marschall. Ja bei meinem Wort, erwiderte der Graf, darauf ging der Marschall hinaus und bestellte den Marsch der Armee auf der Stelle ab.

Der Graf Lynar athmete erleichtert auf, und nahm die ganze Salbung der Predigerberedsamkeit zusammen, deren er fähig war, um das Herz des alten maßlos eitlen Gecken im Sturm zu nehmen, sprach von der unermeßlichen Freude, die seinem Könige dieses Eingehen des Marschalls auf seine Mittlerthätigkeit machen werde, von dem neuen strahlenden Ruhm, den der Eroberer Minorcas zu erwerben im Begriffe stehe, indem er mit einem Federzug eine ganze Armee entwaffne und sich dadurch den Weg bahne, anderwärts neue Lorbern zu pflücken oder aber die Palme des Friedens durch ganz Deutschland zu tragen. Diesen Artigkeiten, „die dem Marschall nicht mißfielen", fügte der Graf hinzu: es erübrigt jetzt nur noch die Feder in die Hand zu nehmen. Der Marschall ließ sich den Entwurf des Grafen vorlesen, sprach noch bei einigen Kleinigkeiten Wünsche aus, die schnell erfüllt waren, nach einer Stunde war Alles fertig: ein paar Zusätze, auf welchen der Herzog noch bestand, wurden in die Nebenartikel verwiesen und nachdem der Herzog am 10. September die vom Marschall am 8. unterzeichnete Convention seinerseits unterschrieben hatte, war das ganze Werk in überraschend

marschirte am 3. Juni von Münster ab und rückte bis Rheda und Wiedenbrück vor, wo er am 13. Juni ein Lager bezog und sich mit dem nachgerückten Heerestheil des Prinzen von Soubise vereinigte. Nachdem der Herzog von Cumberland den Rückzug angetreten, am 16. Juni zwischen Blotho und Rehme die Weser überschritten und zwischen Minden und Hausberge ein Lager bezogen hatte, marschirte d'Estrées auf Bielefeld, wo er am 20. Juni eintraf und wo der Prinz von Soubise sich von ihm trennte, um den selbständigen Oberbefehl über eine andere, im Elsaß neu gebildete Armee zu übernehmen;[1]) denn mittlerweile war in Versailles durch eine große Intrigue Kriegsplan, Heertheilung und Oberbefehl über den Haufen geworfen worden. Durch Raschheit der Bewegung hatte sich bisher der Marschall d'Estrées in keiner Weise hervorgethan; aber der erste Aufenthalt in Wesel, das man ja sechs Wochen lang zu belagern gehofft hatte, war, wie Bernis bezeugt, wirklich entschuldigt durch den Mangel an Fuhrwerken, Lebensmitteln und Geld, kurz, all jenen ganz prosaischen Vorbedingungen kriegerischen Handelns, an welchen die Schwätzer daheim niemals denken. In Versailles untersuchte man natürlich nicht, ob die Klagen des Marschalls bald über Paris-Duverney, bald über den Prinzen Soubise sachlich begründet waren, sondern verurtheilte ihn ohne ihn zu hören, denn Soubise war nun einmal der Augapfel der Pompadour und der Proviantmeister Paris-Duverney bewies ihr als Mann vom Fach, daß der Krieg in Westdeutschland ganz falsch angefaßt worden sei und durch Abrufung des unfähigen Marschalls schleunig in das allein richtige Gleiche gebracht werden müsse. So erhob sich eine Intrigue, deren vollständiges Gelingen selbst Bernis als ein tolles Märchen betrachtet haben würde, wäre er nicht Augenzeuge des ganzen Vorgangs gewesen. Paris-Duverney verfertigte einen neuen Kriegsplan, dem der Marschall Richelieu, der Graf Maillebois mit seinem Schwager dem Kriegsminister Paulmy und der strebsame Generallieutenant de Crémille ihren großen Beifall schenkten, denn für sie alle war bestens dabei gesorgt. Danach sandte man erstens weitere 40,000 Mann nach Deutschland, mit welchen der Marschall Richelieu — bisher höchst verstimmt darüber, daß er kein Commando bekommen — ausrücken und den Oberbefehl über die große Armee übernehmen sollte; wollte d'Estrées sich ihm unterordnen, dann konnte er bei der Armee bleiben, sonst nicht. Zweitens wies dieser Plan dem Prinzen von Soubise eine besondere Armee von 25—30,000 Mann zu, mit welcher er sofort nach Sachsen rücken und dort den König von Preußen, ohne eine Schlacht zu wagen, hin- und herzerren sollte, damit die Oesterreicher Zeit bekamen sich Schlesiens zu bemächtigen; denn dort wollten sie gegen Frankreichs Willen durchaus den Kriegsschauplatz haben, statt ihn nach der Elbe zu verlegen, wo die ganze Masse der französischen Streitkräfte mit ihnen zusammenwirken konnte, um die Belagerung Magdeburgs zu

1) Geschichte des siebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorlesungen mit Benutzung authentischer Quellen bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabes. I, 308 ff. Berlin 1824.

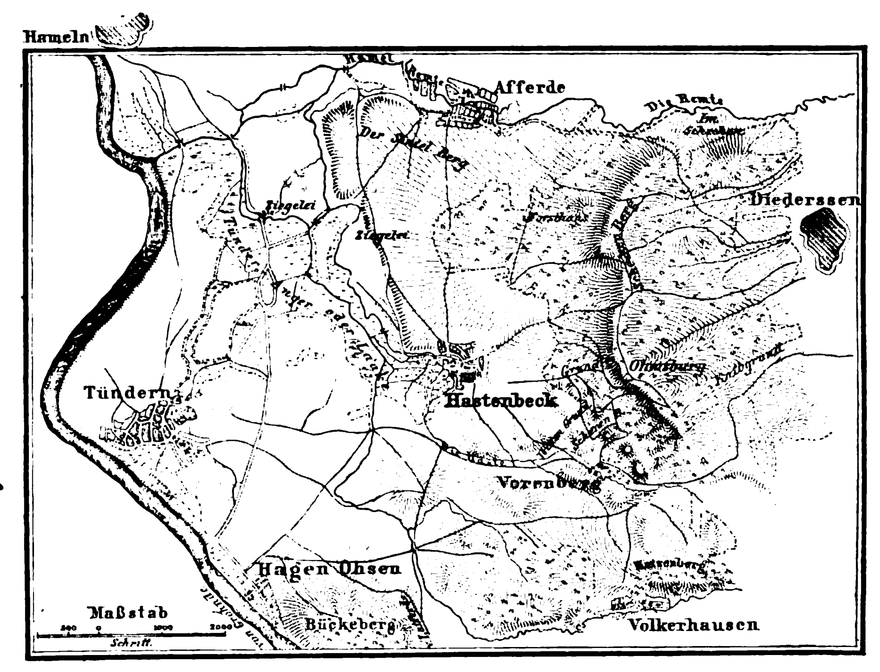
unternehmen, während Russen und Schweden an der Oder bei Stettin ein Gleiches gethan hätten. Das waren, wenn man den Verfasser dieses Planes hörte, die beiden unfehlbaren Mittel, um den ganzen Krieg in einem Feldzug zu entscheiden.

Dieser Plan ward am 2. Juni dem König vorgelesen in Gegenwart der Pompadour und des Marquis de Paulmy. Abbé Bernis sollte erst später, der Marschall Belleisle, Präsident der Kriegscommission und Freund des Marschalls Estrées, sollte gar nicht unterrichtet werden. Paris-Duverney eroberte den Beifall der Pompadour im Sturm, den Marschall d'Estrées konnte sie nicht mehr ausstehen, den Marschall Richelieu haßte sie sogar, aber ihr Liebling Soubise sollte ja eine so schöne Rolle spielen; zweifellos schlug der den König von Preußen gleich im ersten Feldzug aufs Haupt, wurde dafür Marschall von Frankreich und warf dann im zweiten Feldzug den Marschall Richelieu ebenso aus dem Sattel, wie dieser jetzt den Marschall d'Estrées; in dieser Voraussicht hieß sie den Plan freudigst willkommen, verstand sich sogar zu einer Art Versöhnung mit Richelieu und nun erst, nachdem Alles fertig gemacht war, wurde der Abbé Bernis ins Vertrauen gezogen, und über dessen ernste Gegenbedenken leichten Herzens hinweggetändelt. Es war ein Unsinn, sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, das Reich von unsern Truppen zu entblößen, unsere Küsten den Landungen der Engländer und irgendwelcher Erhebung der Protestanten auszusetzen; es war noch abgeschmackter, den Prinzen von Soubise, der mir als Ehrenmann voll Hochherzigkeit und Seelenadel bekannt war, seine Lehrlingsprobe im Kampfe mit dem König von Preußen bestehen zu lassen und sich einzubilden, der Marschall Richelieu würde dem Prinzen von Soubise auf dem Wege zum Kriegsruhm behilflich sein, mit der Gewißheit, daß, so wie derselbe durch eine gewonnene Schlacht begründet war, er ihm den Oberbefehl über die Armeen abnehmen werde, was ganz unfehlbar eintrat bei dem Gefallen, das der König, bei der Leidenschaft, welche die Pompadour daran zeigte, daß ihr „lieber Soubise" so bald als möglich an der Spitze des Kriegswesens und des Ministerrathes erscheine.[1]) Sehr viel später als Bernis kam Belleisle dem Ränkestück auf die Spur, und da schrieb er eilends dem Marschall d'Estrées die Worte: „Mein lieber Marschall, wenn Sie die Armee des Königs fernerhin commandiren wollen, so eilen Sie, die Weser zu überschreiten, und eine Schlacht zu schlagen und zu gewinnen". Der Marschall schlug die Schlacht von Hastenbeck und gewann sie, freilich wie wir sehen werden, in sehr eigenthümlicher Weise; erst nach dem Siege des Marschalls erschien der Marschall Richelieu bei der Armee, um d'Estrées das Commando abzunehmen, die Welt begriff das nicht, weil sie nicht wußte, daß sein Schicksal schon sechs Wochen vor dem Ereigniß entschieden war. „Und so kann man," be-

1) Mém. I, 393/94. Das Fehlen aller genaueren Zeitangaben ist an dieser Stelle des Buches ganz besonders empfindlich.

kennt Bernis, „sagen, daß wir durch unser Verhalten im letzten Kriege aller gesunden Vernunft, allen Urtheilen verständiger Menschen ins Gesicht geschlagen haben. Das ist die Frucht der Ränke, das bewirken die Leidenschaften der Männer und die Verblendung der Weiber.“[1])

Mit der Langsamkeit des Vormarsches der Franzosen hatte die Raschheit gewetteifert, mit welcher der nur auf den Rückzug bedachte Herzog von Cumberland sein tapferes, wohlgeschultes Fußvolk aus jeder Vertheidigungsstellung wieder herauszuziehen gewußt, in der ein Kampf mit Vortheil hätte aufgenommen werden können. Ebenso hastig wie den Teutoburgerwald hatte



Karte der Gegend von Hastenbeck.

er die Porta Westfalica geräumt und erst rechts von der Weser in der Nähe der Festung Hameln sich endlich zum Widerstand gestellt. Aber nach den Proben strategischer Befähigung, welche beide Befehlshaber bis dahin reichlich abgelegt, war mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen, daß ihr erster Waffengang entschieden werden würde, nicht durch Ueberlegenheit der Zahl, der Führung oder der Tapferkeit, sondern durch einen reinen Zufall, über den sich der Eine zu freuen, der Andere zu ärgern, beide aber gleichmäßig sich zu wundern hatten. Dies war denn auch der Fall in der berühmten Schlacht von Hastenbeck am 26. Juli 1757.

1) Mém. I, 398.

Mit nur noch 36,000 Mann und 30 Geschützen hatte der Herzog bei dem Dorfe Hastenbeck eine ganz günstige Stellung genommen. Seinen rechten Flügel deckte von Hastenbeck bis zur Hamel ein weites ungangbares Moor, die Laake oder der Tünder-Anger genannt; der äußerste linke Flügel stand an der Höhe der Ohnsburg oder Ohmsburg,[1]) die der Herzog für unersteiglich hielt und die Mitte bei Hastenbeck war durch zwei Batterieen schweren Geschützes links und rechts geschützt. Hier erwartete der Herzog den Hauptangriff, aber hier erfolgte er nicht, sondern auf dem äußersten linken Flügel, wo er ihn nicht erwartet hatte.

Das französische Heer war mit seinen 74,000 Mann und 70 schweren Geschützen dem Gegner doppelt überlegen und bei nur einigermaßen geschickter Führung des vollständigen Sieges sicher. Der Marschall hatte den glücklichen Gedanken, den linken Flügel des Herzogs mit ganzen vier Brigaden, jede zu vier Bataillonen, angreifen zu lassen und der General v. Chevert, der diese Abtheilung führte, war als ein höchst schneidiger Offizier für diese Aufgabe trefflich geeignet. Noch in der Nacht des 25. rückten die vier Brigaden in das Dorf Vorenberg, das unterhalb der Ohmsburg liegt und mit dem frühen Morgen des nächsten Tages schritten sie den Berghang hinauf; sie benutzten einen steilen, aber doch gangbaren, ja sogar fahrbaren Weg, von dem dem Herzog nichts gemeldet worden war, sie brachen durch dem Anschein nach undurchdringliches Dickicht hindurch und kamen wirklich auf die Höhe, als sie von vier Compagnien hannoverscher Jäger und einem Bataillon hessischer Grenadiere ein mörderisches Feuer empfingen, das ihre Vorhut — die Freiwilligen aus Hennegau — theils niederwarf, theils auseinander sprengte. Schließlich siegte die Uebermacht, die tapferen Jäger und Grenadiere, denen die Munition ausgegangen war, mußten zurück, General Chevert war gegen 9 Uhr Herr der Ohmsburg.

Der Herzog sandte den General von Hardenberg mit drei, darauf den General von Hodenberg mit zwei Grenadierbataillonen zur Verstärkung dahin ab; es war vergebens; französische Geschütze beschossen seine eigene Stellung von der Ohmsburg herunter, während gleichzeitig von der Haste her ein fürchterliches Geschützfeuer das Dorf Hastenbeck in Brand schoß; mehrere Munitionswagen seiner zur Linken stehenden Batterie flogen in die Luft, die Mannschaften entflohen und diesen Augenblick benutzte die Brigade Champagne, die aus dem Wittengrunde hervorbrach, um die verlassene Batterie zu besetzen. Inmitten dieses fürchterlichen Kampfgetümmels war es $11\frac{1}{2}$ Uhr geworden. Der Herzog von Cumberland gab die Schlacht verloren; auf seiner äußersten Linken ward der Kanonendonner immer heftiger, daraus schloß er, daß er schon halb umgangen sei, in der Front sah er gewaltige Infanterie- und

---

1) So v. Hassell, die schlesischen Kriege und das Kurfürstenthum Hannover, insbesondere die Katastrophe von Hastenbeck und Kloster Zeven. Hannover 1879. Mit einem Plane der Schlacht von Hastenbeck (auf S. 146 benutzt).

Reitermassen zum entscheidenden Angriff bereit und um die Armee zu retten, befahl er den Rückzug. Auf der ganzen Linie war er im Gange, als der junge Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig mit einem Bataillon seines Leibregiments vorstürmte und die große Batterie wieder eroberte, freilich nur, um sie, da er sich von allen Seiten verlassen sah, alsbald wieder aufzugeben.

Vielleicht nie in der Geschichte war eine Schlacht, die der Oberfeldherr verloren gab, einer glücklichen Entscheidung näher, als bei dieser Gelegenheit. Der Kanonendonner in seiner Linken, aus dem der Herzog schloß, daß er umgangen sei, bedeutete das gerade Gegentheil. Er kam her von einer glänzenden Waffenthat zweier tapferen Obersten, deren der eine die Höhe der Ohmsburg wieder erstürmt, deren der andere die Niederlage des rechten Flügels der Franzosen vollendet hatte, im Augenblick, da das übrige Heer den Kampfplatz verließ. Von Diederssen aus, das er etwa um 10 Uhr erreicht hatte, hatte der Oberst Max v. Breidenbach mit drei Bataillonen durch den Knibgrund den südlichen Abhang der Ohmsburg unter unsäglichen Anstrengungen erklettert und war, vom Feinde unbemerkt, auf den Kamm des Berges gelangt. Mit dem Bajonet stürzten sich die tapferen Grenadiere auf den überraschten Feind, warfen die Brigade Eu im ersten Anlauf auf die Brigade Navarre, diese riß in jäher Flucht die beiden anderen mit sich fort, den steilen Abhang hinunter. Alle vier stürzten wie ein Gießbach auf die unten stehende kaiserliche Brigade Dombasle, die sich überfallen glaubend, blindlings auf die Flüchtenden schoß und dann selbst die Flucht ergriff. In der Ebene aber fiel der Oberst von Dachenhausen mit 6 Schwadronen über die aufgelösten Massen her und hieb oder ritt zusammen, was nicht in schleuniger Flucht entkam.[1])

Die Niederlage seines rechten Flügels, das Gerücht, ein starkes preußisches Heer sei hier im Anzuge, bestimmte den Marschall d'Estrées auch seinerseits den Rückzug zu befehlen, aber noch ehe er allgemein angetreten war, entdeckte man den Abzug des Feindes und lediglich durch diese Entdeckung und sein nunmehriges Verbleiben auf dem Schlachtfeld ward der Marschall d'Estrées zum Sieger von Hastenbeck.

Erst am Abend erfuhr der Herzog von Cumberland, was die beiden Obersten — infolge seines Rückzuges fruchtlos — auf seinem linken Flügel ausgerichtet hatten; aber dem Mann half keine Reue, keine verspätete Einsicht mehr. Wie vorher Westfalen und Hessen, so gab er jetzt Hannover, Bremen, Braunschweig und mit der Elblinie den Weg in die Herzgrube Preußens den Franzosen preis, als er im kampf- und kopflosen Rückzug über die Aller bis nach der mittleren Oste davon eilte und dort bei Bremervörde inmitten ungangbarer Moore und Sümpfe sich vor Anker legte; die Stellung, die er hier bezog, war vielleicht wirklich unangreifbar,[2]) aber der dreifach

1) S. die eingehende Schilderung bei Hassell a. a. O. S. 364—75. 2) So Hassell S. 419 ff.

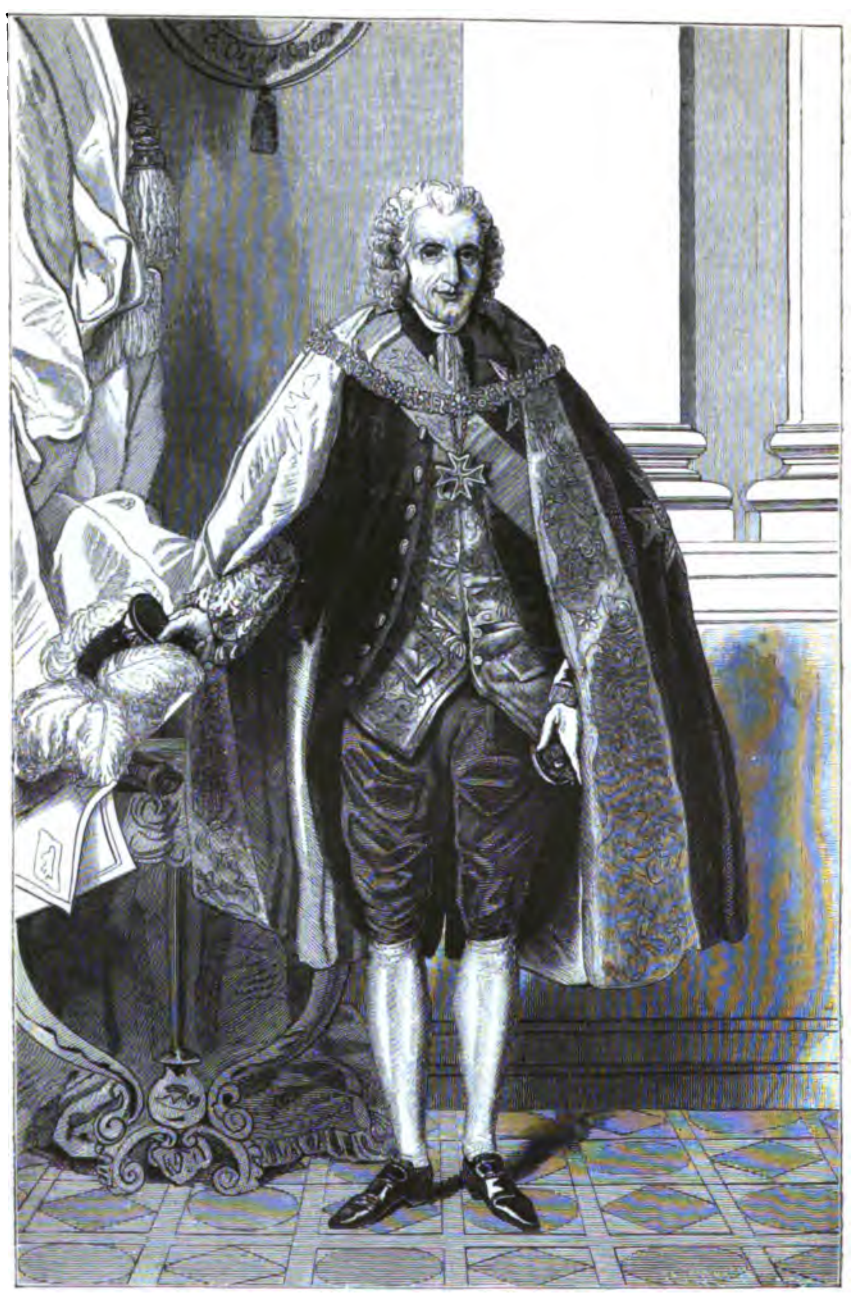
überlegene Feind brauchte ihn auch gar nicht anzugreifen, er konnte ihn einfach darin aushungern und so schien auch über ihn das Schicksal der Sachsen unter dem Lilienstein unerbittlich verhängt. Daß es doch anders kam, war nicht sein, sondern des Feindes unwillkürliches Verdienst.

Der Marschall d'Estrées war bei seinem Hofe in Ungnade gefallen, weil er zu langsam marschirte und zu wenig schlug. Sein Nachfolger der Marschall Herzog von Richelieu marschirte noch langsamer und schlug gar nicht; neben rücksichtslosem Ausweiden der besetzten Landschaften und eifrigem Aufräumen in ihren Schätzen erkannte er seine Hauptaufgabe in Unterhandlungen, zu welchen er weder Auftrag noch Vollmacht hatte und im Abschließen von Uebereinkünften, die seine Regierung nicht genehmigen konnte noch wollte. Nahm man hierzu noch beständige und ebenso berechtigte, aber gänzlich fruchtlose Klagen über den schlechten Geist der Truppen, den gänzlichen Verfall aller Zucht und Ordnung und eine unendlich fruchtbare Schreiberei über die tausend Gründe, aus denen mit dieser Armee weder Schlachten zu gewinnen, noch Festungen zu belagern seien, so haben wir den Inbegriff der Thätigkeit erschöpft, die er an der Spitze der jetzt um 40,000 Mann verstärkten Hauptarmee entfaltet hat, bis Friedrich der Große kam und den von ihm im Stich gelassenen Soubise sammt der Reichsarmee aufs Haupt schlug.

Am 3. August war Richelieu bei der Armee eingetroffen, um den Oberbefehl über dieselbe zu übernehmen. Der Herzog von Cumberland war im vollen Rückzug auf Verden, Hameln hatte sich ergeben, Minden war verlassen, das französische Heer seit dem 26. Juli gehoben von dem vollen Schwung des Erfolges; Richelieus Aufgabe konnte nach dem Siege keine andere sein als die, die ihm lange vor dem Siege vorgeschrieben worden war, nämlich dem Herzog von Cumberland mit der Hauptmacht auf den Leib zu gehen und ihn in einer Entscheidungsschlacht zu vernichten. Statt dessen ging er ihm gar nicht nach, sandte nur ein paar kleine Abtheilungen hinter ihm her und wandte sich nach Hannover, wo es keine Feinde, sondern nur friedliche Bürger und eine noch friedlichere Regentschaft gab, und hier blieb er regungslos liegen bis zum 22. August, nachdem er am 19. Braunschweig und Wolfenbüttel durch französische Truppen hatte besetzen lassen.[1]) Dies unerklärliche Verhalten zu rechtfertigen, schrieben er und der Graf Maillebois langathmige Berichte und Denkschriften nach Versailles; aber dort folgerte man aus jedem ihrer Gründe den gerade entgegengesetzten Schluß, und das mit vollem Recht. Wenn wirklich, wie sie angaben, dem Herzog von Cumberland aus Preußen eine ganze Armee zu Hilfe marschirte und aus England 15,000 Mann in Aussicht standen, deren Landung bei Stade erwartet werden mußte,[2]) so verstand sich sogar für ein Laienurtheil ganz von selbst, daß sein kleines Heer eiligst verfolgt und geschlagen werden mußte, bevor diese Hilfe heran war, und die Generale, die das nicht einsahen, stellten ihrer Einsicht wie ihrem

---

1) Stuhr I, 120. 2) Stuhr I, 121 ff.



Louis François Armand du Plessis, Herzog von Richelieu.
Originalgemälde, im historischen Museum zu Versailles, von Louis Charles Auguste Couder nach Pierre Maria Gault de Saint Germain (1754—1822).

Unternehmungsgeist ein geradezu klägliches Zeugniß aus. Mit solchem Hin- und Herschreiben ward der Monat August vertrödelt, und die Mitte des September war nahe, als der Abbé Bernis eines Tages vom Marschall Richelieu einen Brief erhielt mit der erstaunlichen Anfrage: „ob nicht auch er glaube, daß es der gemeinsamen Sache und den Interessen des Königs dienlich sein werde, wenn er die Lande Bremen und Verden einem Theile der feindlichen Armee überlasse, während der andere über die Elbe gehe und sich nach dem Herzogthum Sachsen-Lauenburg begebe, um dort strenge Neutralität zu beobachten; dieser Einfall sei ihm in den Kopf gekommen, seit er erkannt, wie schwierig es sein würde, das Lager bei Stade zu forciren; er wolle auch nicht verhehlen, daß er hierüber etwas an den Präsidenten Ogier, Botschafter des Königs am dänischen Hofe, geschrieben habe, damit der König von Dänemark sich für das Gelingen dieses Planes verwende; im Uebrigen sei dieser Schritt ganz ohne Bedenken, weil Herr Ogier ein weiser und aufgeklärter Mann sei und falls eine Anknüpfung mit Dänemark seinen Weisungen zuwider sei, sich wohl hüten würde, eine solche zu wagen."

Der Abbé Bernis antwortete sofort: mit den Hannoveranern könne nicht anders unterhandelt werden, als indem man ihr Lager stürme und sie in die Elbe werfe; er solle sich nur erinnern, wie sie 1744 die Neutralitätsconvention gebrochen hätten. Der Courier war mit diesem Bescheide abgegangen, als Bernis dem König den Brief des Marschalls mittheilte, den er übrigens weit entfernt war ernst zu nehmen. Der König aber sagte: „Sie haben gut geantwortet, aber Sie kennen den Marschall nicht; was er ankündigt als einen Plan ist vielleicht schon ausgeführt; schicken Sie einen zweiten Courier ab und befehlen Sie dem Marschall in meinem Namen, daß er durchaus keine Unterhandlung anknüpfe, Alles aber, was er vielleicht schon angeknüpft haben könnte, nach Fontainebleau (wo der Hof damals war) einzusenden habe." Unter den Augen des Königs schrieb Bernis in diesem Sinne an den Marschall und ein zweiter Courier ging auf der Stelle mit den strengsten Befehlen an den Marschall ab. Und siehe da, zwei oder drei Tage danach kam der Herzog Duras und brachte die vom Marschall und vom Herzog unterzeichnete Convention von Kloster Zeven;[1]) aus zahlreichen Briefen, die dem Boten vorausgegangen waren, hatte schon der ganze Hof die beglückende Kunde entnommen, der Marschall habe eine ganze Armee entwaffnet und der Friede sei so gut wie geschlossen. Hätte Richelieu wirklich, wie diese Briefe sagten, das feindliche Heer ohne Kampf zur Waffenstreckung gezwungen, so hatte er alles Lob der Menschenfreunde und der Patrioten verdient, auch wenn er ohne Befehl noch Vollmacht gehandelt. Aber das hat er, wie wir sehen werden, keineswegs gethan; nicht entwaffnet hat er die Hannoveraner, sondern befreit hat er sie aus einer Sackgasse, aus der ihr Oberbefehlshaber

1) Mém. II, 18—20. Nach der „Gazette" ist Duras am 16. Sept. in Fontainebleau angekommen. Masson, Anm. 2. S. 20 der Mém. II.



keinen Ausweg mehr wußte, und gerettet hat er so den Feinden Frankreichs den Kern des ausgezeichneten Heeres, das schon ein Jahr darauf unter Ferdinand von Braunschweig den Franzosen fast so furchtbar werden sollte, wie Friedrich der Große selbst es den Oesterreichern war.

Die Geschichte der Convention von Kloster Zeven liegt uns in den Urkunden vollständig vor;[1]) auch sie ist wie die Geschichte des Kriegsvertrags vom 1. Mai 1757 ein wahres Denkmal der Kopflosigkeit und Anarchie, welche die Leitung Frankreichs in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes damals beherrschte. So mancher militärische und politische Vorgang anderer Epochen war für Mit- und Nachwelt unbegreiflich, bis die urkundliche Aufhellung seines Verlaufs ihn erklärte, wenn nicht geradezu rechtfertigte. Die Diplomatie und Kriegführung Frankreichs in den Tagen der Pompadour hat das Eigenthümliche, daß sie mit jeder neuen Enthüllung nur immer unbegreiflicher wird, daß Alles, was in anderen Fällen erklären würde, hier neue Räthsel schafft, daß die Urkunden über ihre wichtigsten Entscheidungen nicht etwa einen geheimen Zusammenhang, eine innere Logik enthüllen, die den Zeitgenossen verborgen geblieben wäre, sondern vielmehr eine Häufung von Widersinn und Widerspruch, von deren ganzer Größe die Nachwelt noch weniger als die Mitwelt sich auch nur eine annähernd richtige Vorstellung bilden kann.

König Friedrich V. von Dänemark, bisher streng neutral und allen Subsidienangeboten beider Theile unzugänglich, hatte als Landesherr von Oldenburg und Delmenhorst dem reißenden Vordringen der Franzosen nicht gleichgiltig zusehen können und war, als erstens die Hannoveraner, dann auch die Franzosen ins Herzogthum Bremen eindrangen, in eine Lage gekommen, die das ganze diplomatische Geschick seines ausgezeichneten Ministers Grafen Hartwig Ernst v. Bernstorff in Thätigkeit rief. Durch einen Vertrag vom 26. Juni 1715 hatte Dänemark dem Kurfürsten von Hannover die Herzogthümer Bremen und Verden gewährleistet und im Bedarfsfall mit 8000 Mann innerhalb sechs Wochen zu vertheidigen versprochen; in einer ganz neuerdings am 11. Juli 1757 zu Kopenhagen unterzeichneten Convention hatte dann Frankreich versprochen, diese Lande weder mit Truppen zu überziehen noch mit Contributionen heimzusuchen, vorausgesetzt daß auch die Hannoveraner diese Neutralität achten würden.[2]) Da Dänemark in demselben Monat Juli einen Subsidienvertrag mit England abgelehnt hatte, so war klar, daß es sich durch die Convention mit Frankreich seiner Gewährleistungspflicht gegenüber England-Hannover hatte entlasten wollen; aber diese Convention trat gar nicht in Geltung, denn noch ehe sie der König Ludwig genehmigt, hatte der Herzog von Cumberland dadurch, daß er selbst mit seiner

1) Des Grafen Rochus Friedrich zu Lynar hinterlassene Staatsschriften. II. Hamburg 1797. „Akten von der Convention von Kloster-Seven vom 29. August bis 10. December 1757." S. 71—810. 2) Schaefer I, 367.

ganzen Armee sich zwischen Bremervörde und Stade, also mitten im Herzogthum Bremen, festsetzte, die Franzosen jeder Pflicht das Land zu schonen entbunden und die Dänen mußten ihnen jetzt entweder ihre 8000 Mann entgegen senden oder so schnell als möglich die Streitenden zum Waffenstillstand wenn nicht zum Friedensschluß bestimmen. Das hatte beim Herzog von Cumberland nicht die mindeste Schwierigkeit, denn der lechzte nach einem Abkommen, das ihn ohne Kampf von seiner Sumpfinsel Bremervörde befreite, und hatte auch von seinem Vater Georg II. ausreichende Vollmachten zum Unterhandeln, wenn auch nicht zum Abschließen empfangen. Desto größere Schwierigkeiten hatte die Sache auf französischer Seite: der Hof zu Versailles wollte von gar keinem Sonderabkommen hören und der Marschall Richelieu hatte eine erste Bitte des Herzogs um Waffenstillstand rundweg abgeschlagen. Und so war es denn eine dem Anscheine nach hoffnungslose Sendung, welche der dänische Statthalter in Oldenburg, Graf Rochus Friedrich von Lynar im Auftrag seines Hofes übernahm, als er am 3. Sept. sich auf den Weg machte, um zwischen den beiden Hauptquartieren zu vermitteln, die sich schon bis auf drei schwache Meilen nahe gerückt waren.

Aus dem Hauptquartier des Herzogs zu Bremervörde berichtete er am 5. September: „Der Herzog befindet sich arg in der Klemme und seine Lage ist in jeder Hinsicht äußerst kritisch. Hier hat er nur 19 Bataillone und die ganze hannoversche Reiterei mit den leichten Truppen; der Rest lagert nach Stade zu jenseit der Schwinge. Gestern und heute hat es Scharmützel gegeben zwischen dem Corps Chabod und den Vortruppen des Herzogs." Hoffnungen auf Gelingen wagt er nicht zu hegen, es wäre denn, daß von Wien und Versailles her dem Marschall völlig neue Weisungen zugegangen wären.[1]) An dem darauf folgenden Tag sandte ihm Graf Bernstorff Pariser Nachrichten zu, die solch eine Umstimmung als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen ließen,[2]) aber trotz alledem konnte Lynar schon am 10. September aus Bremervörde schreiben: „Gott hat die Bemühungen des Königs gesegnet. Die Convention ist gezeichnet und die hannoversche Armee gerettet in dem Augenblick, da sie das Opfer der französischen Uebermacht werden sollte. Ich komme eben aus dem Hauptquartier des Herrn v. Richelieu: Herr v. Schwichelt hat mir das Schreiben E. E. vom 6. d. M. übergeben; ich bin überrascht, daß während Frankreich so gesinnt bleibt, der Marschall so weit gegangen ist. Aber er hat es gethan, nachdem ich allerdings viel Mühe gehabt, ihn zu überreden."[3])

Wie das zugegangen versuchen wir uns aus dem Bericht des Grafen Lynar über seine Verhandlungen klar zu machen. Am Morgen des 6. Sept. 10½ Uhr war er in Kloster Zeven vom Marschall zum ersten Mal empfangen worden. Er traf ihn höchst ärgerlich über ein Scharmützel vom Tage vorher, wo die gefürchteten hannoverschen Jäger ihm aus dem Walde heraus vierzig

---

1) Lynar II, 92. 2) Das. S 93. 3) Das. S. 99.

Leute getödtet und verwundet hatten. In lebhaftem Tone sagte der Marschall: „im Cabinet der Fürsten spricht man vom Frieden, aber an der Spitze der Armeen führt man Krieg; von Neutralität kann nicht mehr die Rede sein, nicht einmal mehr von derjenigen, welche in Kopenhagen vereinbart, aber nicht genehmigt worden ist. Ebenso wenig kann ich eine Waffenruhe zugestehen, wie sie der Herzog von Cumberland schon einmal beantragt hat. Meine Befehle schreiben mir vor, den Feind aufzusuchen und zu schlagen, wo ich ihn finde: deshalb wird das erste Treffen der großen Armee heute, das zweite morgen vorrücken und übermorgen werde ich aufbrechen, um ihm eine Schlacht zu liefern. Alle Hochachtung vor einer so ehrenwerthen Verwendung wie der des Königs, aber die Interessen meines Herrn und der Ruhm der französischen Waffen geht Allem vor und von meinen Befehlen abzuweichen ist unmöglich. Soviel ich von den Gesinnungen meines Hofes weiß, wird er eher mit dem König von England als mit dem Kurfürsten von Hannover Frieden schließen: der letztere existirt eigentlich gar nicht mehr und was die Heimsendung der Hilfstruppen angeht (die Lynar als Vorbedingung angeboten hatte), so braucht das gar nicht ausgemacht zu werden, sie ist auch ohnedies leicht zu bewirken; ich brauche nur sengen und brennen zu lassen in den Ländern jener Fürsten (Braunschweig, Hessen, Gotha, Bückeburg) deren Länder wir besetzt haben, wenn sie ihre Truppen nicht sofort heimberufen."[1]) So die Standrede des Herzogs von Richelieu, die wir wörtlich hiehergesetzt haben, um noch aus seinem eigenen Munde zu bestätigen, daß er wirklich, wie wir schon durch Bernis wissen, zu schlechterdings gar nichts Anderem als eben zum Kriegen und Schlagen ermächtigt war. Was er trotz nachdrücklichster Betonung dieser Thatsache dennoch schon nach einstündiger Verhandlung mit dem Grafen Lynar nachgab, um dann Schritt für Schritt immer noch mehr nachzugeben, stand mit seiner Rede sosehr im Widerspruch, daß der Graf wie der Herzog meinten, er müsse dennoch eventuelle Ermächtigungen ganz anderer Art von seinem Hofe erhalten haben. Wir aber wissen, daß diese Voraussetzung ganz falsch war. Nachdem er eine volle Stunde die salbungsvollsten Redensarten von den Wohlthaten des allgemeinen Friedens und dem unsterblichen Ruhm dessen, der seine Stiftung hochherzig beginnen werde angehört, erklärte er unter Verleugnung Alles dessen, was er eben noch gesagt, er sei bereit einen Waffenstillstand — nicht blos eine Waffenruhe — zu schließen, wenn er ihm dieselben Vortheile zusichere, die er von dem Fortschreiten seiner Waffen erwarten könne, nämlich wenn die verbündete Armee die Hilfstruppen entlasse, auf die andere Seite der Elbe gehe, die Herzogthümer Bremen und Verden den französischen Truppen als Winterquartier dienten, die Festung Stade aber von dänischen Truppen besetzt werde. Das war der erste Schritt des Nachgebens, der sofort dem Herzog von Cumberland eine überraschend günstige Lage schuf. Im Hauptquartier zu

1) Lynar II, 107/8.

Bremervörde war man nicht wenig erfreut darüber, daß der Marschall kein Wort von Waffenstreckung gesagt hatte, daß also, wenn man nur rasch zugriff, das Schicksal der Sachsen den Hannoveranern und ihren Verbündeten erspart bleiben sollte. Der Herzog von Cumberland sperrte sich denn auch nur dagegen, daß die Franzosen sich nordwärts der Aller in Quartier legen wollten, gegen dänische Besatzung in Stade hatte er, wenn es nicht zu umgehen war, nichts einzuwenden.

Einen Tag später, als er in Aussicht gestellt, am 8. September erst kam Lynar ins französische Hauptquartier zurück. Er fand alle Grenadiere der Armee und einen Theil der Reiterei und der Artillerie im Marsch begriffen, um die Vorhut zu verstärken. Der Rest sollte am nächsten Morgen ausrücken: der allgemeine Angriff auf die Hannoveraner, mit dem der Marschall gedroht, stand also dem Anschein nach unmittelbar bevor; aber auch nur dem Anscheine nach, um einen Druck zu üben, wie sich der Graf Lynar sofort im Gespräch mit dem Marschall überzeugte. „Wohlan," sagte dieser, „Sie sind gestern nicht zurückgekommen und Sie sehen wohl, daß ich marschiren lasse, um den Feind anzugreifen, um so mehr als ich eben vom Abbé Bernis einen Courier erhalten habe, der mir meldet, der König billige sehr, daß ich den Waffenstillstandsvorschlag des Herzogs abgelehnt und der mir befiehlt, meine Operationen mit Kraft fortzusetzen." Der Graf Lynar ließ sich durch diese in martialischem Ton vorgetragenen Worte nicht irre machen, sagte, er habe nicht früher kommen können, die Vorschläge aber, die er dem Herzog zu überbringen gehabt, seien von diesem angenommen bis auf Einiges, das unausführbar sei, über das man aber leicht hinwegkommen werde. Ist das wahr? fragte der Marschall. Ja bei meinem Wort, erwiderte der Graf, darauf ging der Marschall hinaus und bestellte den Marsch der Armee auf der Stelle ab.

Der Graf Lynar athmete erleichtert auf, und nahm die ganze Salbung der Predigerberedsamkeit zusammen, deren er fähig war, um das Herz des alten maßlos eitlen Gecken im Sturm zu nehmen, sprach von der unermeßlichen Freude, die seinem Könige dieses Eingehen des Marschalls auf seine Mittlerthätigkeit machen werde, von dem neuen strahlenden Ruhm, den der Eroberer Minorcas zu erwerben im Begriffe stehe, indem er mit einem Federzug eine ganze Armee entwaffne und sich dadurch den Weg bahne, anderwärts neue Lorbern zu pflücken oder aber die Palme des Friedens durch ganz Deutschland zu tragen. Diesen Artigkeiten, „die dem Marschall nicht mißfielen", fügte der Graf hinzu: es erübrigt jetzt nur noch die Feder in die Hand zu nehmen. Der Marschall ließ sich den Entwurf des Grafen vorlesen, sprach noch bei einigen Kleinigkeiten Wünsche aus, die schnell erfüllt waren, nach einer Stunde war Alles fertig: ein paar Zusätze, auf welchen der Herzog noch bestand, wurden in die Nebenartikel verwiesen und nachdem der Herzog am 10. September die vom Marschall am 8. unterzeichnete Convention seinerseits unterschrieben hatte, war das ganze Werk in überraschend

kurzer Zeit zu Stande gebracht. Der Generallieutenant Herzog von Duras ging alsbald als Courier mit den Schriftstücken nach Fontainebleau ab.

„Alle Offiziere der französischen Armee," sagt der glückliche Unterhändler, „spendeten diesem Abkommen ihren Beifall und betrachteten es wie den Vorboten des allgemeinen Friedens. Nicht geringer war die Freude, als ich bei den Hannoveranern ankam, die sich schon anschickten, das Lager abzubrechen. Die Minister empfingen mich mit Thränen im Auge und sprachen tausend Segenswünsche über den König aus, der die Armee befreit und einen guten Theil der Staaten ihres Herrn gerettet."[1])

Aus dem, was die Abkunft von Kloster Zeven in ihren vier Artikeln[2]) besagte, erkennen wir sofort, daß der Graf Lynar ganz Recht hatte, wenn er sie als eine rettende That für das verbündete Heer betrachtete und was sie nicht sagte, was der Marschall Richelieu unbegreiflicher Weise offen gelassen, zeigt noch deutlicher, wie gerecht die Entrüstung war, in welcher der Abbé Bernis sie als ein „Meisterstück von Ungeschick und Leichtsinn" verdammte, dessen fast unausbleibliche Folgen „ein Knabe von fünfzehn Jahren" hätte voraussehen müssen.

Artikel I lautete: „Die Feindseligkeiten hören auf beiden Seiten binnen 24 Stunden und wenn möglich noch früher auf; man wird auf der Stelle den entsendeten Corps die betreffenden Befehle zuschicken." Bis wann die Feindseligkeiten ruhen sollen, vor welchem Tage sie nicht wieder aufgenommen werden dürfen, ist nicht gesagt.

Artikel II besagte: Die Bundestruppen der Armee des Herzogs von Cumberland, nämlich die von Hessen, von Braunschweig, Sachsen-Gotha und von Lippe-Bückeburg werden verabschiedet, mit Pässen des Marschalls von Richelieu in ihre Heimath geleitet und dort „untergebracht und zerstreut (placées et dispersées) gemäß den zu treffenden Vereinbarungen zwischen dem französischen Hof und ihren betreffenden Souveränen". Von Entwaffnung dieser Truppen ist mit keinem Wort die Rede; wann ihr Abmarsch beginnen, wann er beendet sein muß, ist nicht gesagt; wann, ob und wie sie „zerstreut" werden, nachdem sie zu Hause angekommen sind, hängt von Verträgen ab, von denen einstweilen keiner der betheiligten Regierungen das Mindeste bekannt ist. Was wird geschehen, wenn solche Verträge aus irgend welchem Grunde nicht zu Stande kommen? Darüber schweigt die Convention.

Artikel III besagte: Der Herzog von Cumberland verpflichtet sich mit demjenigen Theil seines Heeres, welchen er in der Stadt Stade nicht unterbringen kann, die Elbe zu überschreiten. Der Theil seiner Truppen, welcher in dieser Stadt in Garnison treten wird, und den man auf 4—6000 Mann schätzen kann, wird dort stehen bleiben unter der Bürgschaft des Königs von Dänemark dafür, daß er keinerlei Feindseligkeiten begeht oder von französischer Seite zu fürchten hat — der Rest der hannoverschen Armee wird in

1) Lynar II, 127. 2) Abgedruckt bei Lynar II, 138—143.

den Ländern jenseits der Elbe Quartiere beziehen und für seinen Marsch von dem Marschall von Richelieu Pässe und alle Sicherheiten erhalten, damit die Mannschaften sammt Gepäck frei an den Ort ihrer Bestimmung gelangen. Der Herzog von Cumberland behält sich vor, über die Ausdehnung jener Quartiere zwischen den Höfen zu unterhandeln. Die französischen Truppen bleiben in dem Rest der Herzogthümer Bremen und Verden bis zur endgiltigen Versöhnung der beiden Souveräne.

Auch hier fehlt jede Zeitbestimmung und nur im Artikel IV ist in dieser Hinsicht gesagt, daß der Rückzug auf Stade binnen zwei Mal 24 Stunden bewirkt werden müsse.

Sollte diese Convention für die Franzosen nur den allermindesten Werth haben, so mußte sie sofort zur Ausführung gelangen: die Heimsendung der Hessen, Braunschweiger, Gothaer und Bückeburger einerseits, der Abmarsch des Gros der Hannoveraner über die Elbe andrerseits auf der Stelle erfolgen. Hatte man den unverzeihlichen Fehler begangen, in dem Text genaue Fristen nicht anzugeben, so mußte man mit der Uebermacht, die man hatte, thatsächlich ein schleuniges Handeln erzwingen. Was aber that der Marschall von Richelieu? Kaum hatte er die unterzeichnete Convention nach Fontainebleau geschickt, als er mit seiner Hauptmacht nach dem Fürstenthum Halberstadt abmarschirte und nur sechs Bataillone und sechs Schwadronen unter dem GL. v. Villemeur zurückließ, um die Ausführung der Convention zu überwachen.[1]) Denn die Sicherung von Winterquartieren im Halberstädtischen zur Vorbereitung einer Belagerung Magdeburgs im nächsten Jahr war ihm und Maillebois von Anfang an als das einzig erreichbare Ziel dieses ganzen Feldzugs erschienen. Freilich waren sie kaum da angekommen, als sie übereinstimmend berichteten, hier seien Winterquartiere ganz unmöglich, denn die Preußen hätten vor ihnen das ganze Land ausgegessen.[2])

Der Abbé Bernis würde geglaubt haben, daß er sich eines fahrlässigen Landesverrathes schuldig mache, wenn er dem König die einfache Genehmigung eines mit so unerhörtem Leichtsinn durch einen unbotmäßigen Marschall eigenmächtig geschlossenen Uebereinkommens angerathen hätte. Am 20. Sept. schickte er dem Präsident Ogier einen Brief nach Kopenhagen,[3]) in dem er das Kunstwerk von Kloster Zeven einer in den Worten milden, in der Sache aber vernichtenden Kritik unterzog. Ganz abgesehen davon, daß formell das ganze Verfahren Ogiers und des Marschalls von Anfang an die willkürlichste Eigenmacht selber gewesen, daß bei dem Abschluß selbst von keiner Seite nach den Vollmachten der Unterzeichner auch nur gefragt worden war, gaben die Artikel I und III ihrem Inhalte nach zu den allerernstesten Bedenken Anlaß. Die Dauer der Waffenruhe war mit keinem Worte angegeben. Wer steht uns dafür, fragte Bernis mit Recht, daß wenn die Hauptmacht des

1) Bernis, Mém. II, 24. 2) Stuhr I, 135. 3) Abgedruckt bei Lynar II, 250—257.

Königs nicht mehr steht wo sie jetzt ist — sie war schon nach Halberstadt abgerückt — dem Herzog von Cumberland nicht einfallen könnte, die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen? Wer weiß, ob ihm dann England nicht ein beträchtliches Hilfscorps seiner nationalen Truppen schickt? Das Mindeste, was der König zum Schutz vor so leicht vorauszusehenden Möglichkeiten verlangen muß, ist, daß der Waffenstillstand unverbrüchlich so lange zu dauern hat, als der gegenwärtige Krieg selber dauert.

Ferner hört für die Hannoveraner, welche die Elbe überschreiten, jenseits derselben jede Verpflichtung auf. Folglich hat man ihnen unbedingt freigestellt, zu gehen, wohin sie wollen. Nur auf den König von England kommt es an, ihnen den sofortigen Anschluß an den König von Preußen zu befehlen, sei es in Sachsen, sei es in Pommern, sei es irgendwo anders. In diesem Falle hätten wir nicht blos keine Vortheile von der Convention, nein, wir hätten höchst unbesonnener Weise den Kopf in eine Schlinge gesteckt und die gefährlichsten Folgen für uns und unsere Verbündeten heraufbeschworen. Hienach erklärt der König von Frankreich dem König von Dänemark, der nun einmal, wenn auch unberufen als Vermittler aufgetreten ist, daß er 1) einen Waffenstillstand nur entweder für die ganze Dauer des Krieges oder für eine sogleich zu vereinbarende bestimmte Zeitfrist zugestehen könne; daß dieser Waffenstillstand 2) nicht weniger bestimmt und bindend die hannoverschen Truppen, welche die Elbe werden überschritten haben, als die in Stade verpflichten müsse; daß 3) die Engländer keine Truppen in die Herzogthümer Bremen und Verden schicken dürfen, und daß 4) die hannoverschen Truppen wie ihre Verbündeten während des gegenwärtigen Krieges weder gegen den König oder seine Verbündeten dienen, noch sich denen Englands, Preußens, oder ihrer Bundesgenossen anschließen dürfen.

Dies Alles war vom französischen Standpunkte aus nicht blos richtig, es war ganz unerläßlich; aber auch darüber durfte sich der Abbé Bernis nicht täuschen, daß eine Annahme der Convention mit solchen Vorbehalten eine Ablehnung derselben war und daß von dem Augenblicke an, wo der Graf Lynar auf dieser Grundlage eine neue Verständigung zwischen den Unterzeichnern vom 8. und 10. September unternahm, der Text von Kloster Zeven für beide Theile nur noch soweit galt, als diese ihn gelten lassen wollten. Nur für die Ausführung des dort Vereinbarten hatten der Herzog und der Marschall ihr Ehrenwort verpfändet; jede Zumuthung darüber hinaus konnte der erstere zurückweisen, und kam es zu einer neuen Vereinbarung nicht, so stand man sich genau so gegenüber, wie wenn gar keine stattgefunden hätte. Die neuen Verhandlungen, die nun begannen, haben deshalb nichts bewirkt, als daß die Ausführung der Convention gleich im Beginn ins Stocken gerieth, daß die Hessen, denen nachträglich Entwaffnung zugemuthet ward, nicht abmarschirten, daß auch die Braunschweiger blieben, wo sie waren, trotz des Vertrags, den der Minister des Herzogs Karl am 20. September mit den Grafen Stainville und Kaunitz in Wien abgeschlossen, kurz, daß ohne formellen Vertragsbruch

das ganze tapfere Heer beisammen bleiben konnte, dessen Zukunft durch die Schlacht von Roßbach endgiltig entschieden ward.

Inmitten seiner tiefen Verstimmung über die schnöde Aufnahme, die natürlich nur infolge von Umtrieben seiner persönlichen Feinde das Vertragswerk von Kloster Zeven in Versailles gefunden hatte, empfing Richelieu am 20. September zu Braunschweig durch den preußischen Legationsrath v. Eickstedt einen höchst schmeichelhaften Brief, welchen Friedrich der Große am 6. September in Rötha an ihn gerichtet hatte. Das Schreiben war vor dem Abschluß von Kloster Zeven verfaßt, aber es nahm sich aus wie eine überaus glückliche Verherrlichung eben der Eigenschaften, welche der Marschall dort in ihrem ganzen Glanze hatte leuchten lassen. Die Sprache des Königs ist so, daß sie, an jeden Andern gerichtet, wie beißender Hohn erschienen wäre. Richelieu aber fand sich so treffend darin gezeichnet, daß er, wie seine Antwort zeigt, dem Verfasser in Gedanken um den Hals fiel vor Jubel und Freude.

Der König schrieb: „Ich weiß, Herr Herzog, daß man Sie auf den Posten, den Sie einnehmen, nicht gestellt hat, um zu unterhandeln. Doch bin ich überzeugt, daß der Neffe des großen Cardinals von Richelieu geschaffen ist, um Verträge zu zeichnen, wie um Schlachten zu gewinnen. Ich wende mich an Sie kraft jener Hochachtung, die Sie auch denen einflößen, die Sie nicht näher kennen. Es handelt sich um eine Kleinigkeit (bagatelle), mein Herr: Frieden zu machen, wenn man nur will. Ich kenne Ihre Weisungen nicht, aber in der Voraussetzung, daß, der Raschheit Ihres Vorschreitens versichert, der König Ihr Herr Sie in Stand gesetzt haben wird, an der Friedensstiftung in Deutschland zu arbeiten, sende ich Ihnen Herrn von Eickstedt,[1]) dem Sie volles Vertrauen schenken können. Obgleich die Ereignisse dieses Jahres nicht hoffen lassen, daß Ihr Hof für meine Interessen noch einige günstige Stimmung übrig hat, kann ich mich doch nicht überreden, daß eine Verbindung, welche 16 Jahre gedauert hat, gar keine Spur in den Geistern sollte zurückgelassen haben. Vielleicht beurtheile ich Andere nach mir selbst. Wie dem immerhin sei, ich vertraue meine Interessen dem König Ihrem Herrn lieber an als jedem Andern.

Wenn Sie, mein Herr, keine Weisung haben in Bezug auf die Vorschläge, die ich Ihnen mache, so bitte ich Sie, solche nachzusuchen und mich von ihrem Inhalt in Kenntniß zu setzen. Der Mann, der sich in Genua Bildsäulen verdient, der die Insel Minorca trotz ungeheurer Hindernisse erobert hat und im Begriffe ist, Niedersachsen zu unterjochen, kann nichts Ruhmvolleres thun, als dahin arbeiten, daß Europa der Friede zurückgegeben werde. Das wird ohne Zweifel der schönste Ihrer Lorbern sein. Arbeiten Sie dahin, mein Herr, mit der Rastlosigkeit, die Ihnen so reißende Fort-

1) Der französische Abdruck (Soulavie) Mém. du M. duc de Richelieu. IX, 175—77 verketzert den Namen in Delchezet. Eickstedts Bericht vom 20. Sept. bei Schaefer I, 653/54.



schritte eingetragen hat und seien Sie überzeugt, daß Ihnen dafür Niemand dankbarer sein wird, Herr Herzog, als Ihr treuer Freund Friedrich."[1])

Der Marschall bedauerte in seiner Antwort unendlich, daß er dem Helden, den Europa und er ganz insbesondere bewundere, diesen Gefallen nicht thun könne, da er zu Friedensunterhandlungen schlechterdings weder Auftrag noch Vollmacht habe, aber er zögerte nicht, ihm sehr bald danach einen andern Gefallen zu thun, der werthvoller war als Friedensvorschläge, bei denen doch nichts herauskam.

Das Abschließen von Waffenstillständen und Neutralitätsconventionen, welche seinem Heer zu leben gaben, und gleichzeitig alles unnütze Fechten und mühselige Marschiren ersparten, war nun einmal seine Leidenschaft; der Lorber von Kloster Zeven war schon welk geworden, in Halberstadt pflückte er sich einen neuen.

Am 16. Oktober hielt er in Halberstadt großen Kriegsrath ab, darin ward beschlossen, das Fürstenthum sei während des Winters nicht zu halten und deshalb der Abschluß eines — schon bis zur Unterschrift fertig gestellten Waffenstillstandes mit dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig unvermeidlich. Der Vertrag wurde denn auch am 17. Oktober durch den Marschall, am 18. durch den Prinzen unterzeichnet und zwar in elf Artikeln, von welchen der achte der wichtigste war, denn er verordnete, daß vom Tage der Unterzeichnung an im Lande Halberstadt von keiner Seite Feindseligkeiten verübt werden, und daß die Truppen keines der beiden Heere aus der Stellung, die sie inne hatten, die Bode überschreiten dürften.[2]) Der Vertrag, welcher im Uebrigen für den Lebensunterhalt der Franzosen ausgiebig gesorgt hatte, sollte gelten bis zum 15. April. Sein entscheidendes Ergebniß war, daß der Marschall Richelieu sein Heer wie vorher gegen die Hannoveraner so jetzt gegen die Preußen zur Unthätigkeit verurtheilte; das war es, worauf es Friedrich dem Großen bei seinem Feldzuge in Thüringen ankommen mußte und dabei hatte es auch thatsächlich sein Bewenden, obwohl der Hof von Versailles dieses neue Abkommen ebenso, nur viel unzweideutiger, verwarf als das von Kloster Zeven. Für Soubise und das Reichsheer war die Hauptarmee des Marschalls Richelieu in der Stunde der Entscheidung nicht vorhanden.

---

1) Auf die ganze Anknüpfung mit Richelieu beziehen sich die Worte Friedrichs Oeuvr. IV, 144: Dans l'état où se trouvait le Roi, il fallait avoir recours à tout, employer la ruse et la négociation, enfin tous les moyens pour adoucir la situation des affaires; d'ailleurs on ne perdait, en faisant des tentatives que la peine d'avoir imaginé des expédients frivoles. 2) Stuhr I, 137ff.



Revue Ludwigs XV. über die französischen und Schweizergarden auf dem Felde von Sablons.

Verkleinertes Facsimile der linksseitigen Hälfte des Stiches von Malbeste, Liénard und Née nach dem Originalgemälde von Jean Michel Moreau d. j. (1741—1814).

III. Regensburg und Roßbach.

Die Ansammlung einer sogenannten Reichsarmee im Spätsommer 1757 war die Frucht nicht der Befehle des Kaisers noch der Beschlüsse des Reichstags, sondern einzig und allein des Stimmungsumschwungs, welchen Friedrichs des Großen Niederlage bei Kolin unter den Ständen der Reichskreise Süddeutschlands hervorgebracht; der Marsch von 33,000 Kreistruppen nach Thüringen aber würde nie erfolgt sein ohne das Vorangehen der Armee des Prinzen von Soubise in derselben Richtung, und nichts ist so bezeichnend für die unnatürliche Verzerrung der deutschen Dinge im römischen Reiche als eben die Thatsache, daß die Reichsarmee des Kaisers Franz durch den alten Reichsfeind gegen Friedrich von Preußen gelootst werden mußte.

Im kräftigsten Bullenstil hatte der Kaiser auf Bericht des Reichshofraths schon am 13. September 1756 durch ein Dehortatorium den König von Preußen aus Sachsen hinausgewiesen und am selben Tage durch ein Avocatorium die ganze preußische Armee zum sofortigen Abfall von ihrem friedbrüchigen Gebieter aufgefordert. Auf Grund des Reichstagsbeschlusses vom 17. Januar 1757 hatte er dann unternommen, mittelst eines wiederum äußerst kräftigen Excitatorium eine Reichsexecutionsarmee aus dem Boden zu stampfen, und die Kreistage in Süddeutschland — die norddeutschen kamen nicht in Betracht, da sie bis auf wenige Ausnahmen zu England und Preußen hielten — hatten wirklich schon nach etwa zwei Monaten sich zu dem Beschlusse aufgerafft, den „vorhandenen miles perpetuus", wie man die nicht vorhandenen Stämme der Reichsarmee nannte, auf das triplum der matrikelmäßigen Stärke zu bringen; aber wie wenig ernst das gemeint, wie weit solch ein Beschluß von seiner Ausführung entfernt war, das zeigte sich, als der preußische Oberst v. Mayr seinen berühmten Streifzug ins Reich machte. Diesen, einen verwegenen Parteigänger, der früher in österreichischen, bairischen und sächsischen Diensten gestanden hatte und dem preußischen Heer seit zwei Jahren angehörte, hatte Friedrich am 29. April auf dem Marsche nach Prag mit 1500 handfesten Freiwilligen und fünf Kanonen auf Beutemachen abgeschickt. Nachdem er im nordwestlichen Böhmen einige österreichische Magazine ausgeräumt, war er in die Oberpfalz und in den fränkischen Kreis eingefallen, um zu brandschatzen und die Sammlung von Kreistruppen im Keime zu ersticken. In den kurbairischen Aemtern wurde ihm erklärt, Baiern sei neutral und lebe mit

Sr. Majestät von Preußen im tiefsten Frieden: das war ihm genug. Brandschatzend rückte er vor die Mauern der freien Reichsstadt Nürnberg (26. Mai), berannte sie und hielt sie mehrere Tage eingeschlossen. Da die kleine Streifschaar bei aller Welt für den Vorboten eines großen preußischen Heeres galt, so war der Schreck, den sie in all den ohnmächtigen Winkelstaaten verbreitete, ganz außerordentlich. Der fränkische Kreis schrie um Hilfe, verlangte schleunigen Anmarsch der Kreiscontingente, welchen Franken schon seit Monaten als Sammelplatz angewiesen war, aber die kamen nicht nur nicht, die eben versammelten Kreistage der Nachbarschaft beschlossen nicht einmal sie zu schicken. Der schwäbische Kreistag lehnte die Hilfe geradezu ab, getreu der Ansprache seines Vorsitzenden, welcher die Versammlung aufgefordert hatte, „in patriotischer Eintracht solche Maßregeln zu ergreifen, welche ihren allseitigen reichsständischen Pflichten gemäß wären, zugleich aber die Selbstconservation zum Hauptgegenstand hätten". Der in Frankfurt versammelte oberrheinische Kreistag entschied gegen die Stimmen von Hessen-Darmstadt, Kurpfalz und Basel ebenso; die einen waren ohne Instruktion für so ernsten Fall, die andern meinten, „es sei allzu bedenklich, wenn des Hochlöblichen Oberrheinischen Kreises Truppen sollten employiret werden, die vorgedachten k. preußischen Truppen aus dem fränkischen Kreis mitzuvertreiben, da man dadurch in den Krieg auf einmal gar leichtlich dermaßen könnte und würde verwickelt werden, daß solcher in des Hochlöblichen Oberrheinischen Kreises Landen den Hauptsitz bekäme, daher denn auch der schwäbische Kreis ganz andere Maßregeln genommen habe".[1])

In dem protestantischen Herzogthum Würtemberg gar beteten die Geistlichen für die Erleuchtung ihres katholischen Landesherrn, daß er ablasse von einer landverderbenden Politik, und die Mannschaften, welche im Juni in Stuttgart versammelt worden waren, um gegen den König von Preußen auszurücken, liefen unter den Augen ihrer Offiziere in wildem Aufruhr davon, stürmten das Pulvermagazin und steckten es in Brand. Von 3200 Mann blieben nur 400 unter den Fahnen, von den Ausreißern zogen 2000 dem Oberst Mayr in Franken zu.[2])

Nicht durch die Reichsarmee, sondern durch den Schlag von Kolin wurde Franken von seinem Dränger befreit, und lediglich die Meinung, die sich seitdem bei den Ständen verbreitete, der jüngste Tag des bisher nie Besiegten sei gekommen, hat denn auch die Zusammentreibung jenes buntscheckigen Söldnerhaufens möglich gemacht, der dem Namen Reichsarmee seinen sprichwörtlichen Klang verleihen sollte. Da, wie schon Pufendorf entdeckte, die sogenannte Verfassung des heiligen römischen Reiches ein irreleitendes Wort war

---

1) Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichsarmee von 1757. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte im 18. Jahrhundert von Karl Brodrück. Leipzig 1858. S. 27. Dies ausgezeichnete Buch ist im Folgenden vielfach benutzt.
2) Stuhr I, 319/20.

für die blühendste Anarchie, die es außer in Polen jemals gegeben hat, so mußte diese ihren grellsten Ausdruck finden in derjenigen Gestaltung öffentlichen Lebens, die ihrem Wesen nach die Anarchie am unerbittlichsten ausschließt, nämlich in der Armee. Für das Capitel Reichskriegsverfassung konnte es kein anderes Motto geben, als den Satz von J. J. Moser: „Die bei einem Reichskrieg und einer Reichsarmee sich äußernden Gebrechen sind so groß, auch viel und mancherlei, daß man, so lange das deutsche Reich in seiner jetzigen Verfassung bleibet, demselben auf ewig verbieten sollte, einen Reichskrieg zu führen." Für die Sturmfahne dieses Reichsheeres aber empfahl sich einzig der weise Spruch, den der Bischof von Hildesheim für seine Tapferen erdacht hatte: Da pacem Domine in diebus nostris. Diese Reichsarmee in einen Krieg zu hetzen war ein sündhaftes Würfeln um Tausende von wehrlosen Menschenleben und ein Frevel am gesunden Menschenverstand.

Was dem Heere des römischen Reiches seinen eigentlichen Charakter aufprägte war die Scherbenstaaterei, die sie militärisch versinnlichte, und die durch keine Reform zu heilen war. Wo viele Hunderte von Reichsstädten und Reichsdörfern, Reichsfürsten, Reichsgrafen und Reichsrittern, Erzbischöfen und Bischöfen, Aebten und Aebtissinnen als ebenso viele Contingentsherren auftraten, die für Werbung und Löhnung, Kleidung, Bewaffnung und Verpflegung der Offiziere und Mannschaften aufzukommen hatten, da mußte ein Chaos entstehen, das jeder Beschreibung spottete. Größere Landesherren, die wie der Kurfürst von Baiern und der Landgraf von Hessen-Darmstadt ihr kleines Heer in Ordnung hatten, konnten ungemischte Contingente stellen, die die eigentlichen Kreistruppen tief beschämten, aber die Leistungsfähigkeit des Ganzen erhöhten sie nur wenig, denn sie kamen eben nicht auf gegen die heillose Anarchie, die sie rings umwogte. Was hatten jene winzigen Kriegsherren für eine Mühe, nur die Strolche aufzutreiben, die sie dem Kreise als Soldaten präsentiren sollten, wenn das allgemeine Treibjagen auf „Bauernkerls", „Müßiggänger" und „entbehrliche Leute" begann, das jedes Aufgebot des miles perpetuus verursachte. Welche Leistungen waren von den „gemischten Kreisregimentern" zu erwarten, deren Stab ebenso plötzlich und ebenso buntscheckig zusammengewürfelt wurde wie die Mannschaften; man denke nur an jene schwäbische Compagnie, zu der die Stadt Gmünd den Hauptmann, die Stadt Rottweil den ersten, die Aebtissin von Rothenmünster den zweiten Lieutenant, der Abt von Gengenbach den Fähndrich ernannte.[1]) Welch lächerlichen Anblick boten schon beim Ausmarsch diese eingefangenen Landstreicher dar, die nur an ihren Schießprügeln als Soldaten erkennbar waren, deren jeder einen andern Kittel und eine andere Kopfbedeckung trug als sein Nachbar, und wie jammervoll wurde dieser Anblick, wenn ihnen nach ein paar Tagen des Marsches und des schlechten Wetters die Kleider in Fetzen vom Leibe fielen, das einzige Paar Schuhe in Stücke ging und die Vertheidiger des Vater-

1) Häusser, deutsche Geschichte I, 88.

landes halb nackt und barfuß „sehr despectirlich“ einherziehen mußten. Die Bekleidung der Reichsarmee endete also in allgemeiner Entblößung; mit der Verpflegung war es wo möglich noch ärger, sie endete in allgemeiner Hungersnoth, und der ganz gemeine Hunger war's, der die kaum gesammelten Truppen immer wieder auseinandertrieb, sie als Marodeure über das Land streute und das beständige Ausreißen zu einer zehrenden Krankheit des ganzen Heeres machte. Jede einzelne Abtheilung, die nicht schon auf dem Wege zum Sammelplatze auseinanderlief, erregte Aufsehen durch ihre Zucht und Haltung.

Von den drei oberrheinischen Regimentern, unter welchen das hessen-darmstädtische entschieden die beste und stattlichste Truppe war, schreibt ein Augenzeuge, der ihren Marsch aus Frankfurt den Main hinauf begleitet hat, schon aus Bischofsheim vom 1. Juli 1757: „Die Desertion bei diesem Corps ist ungemein hübsch und gehet recht gut von Statten, doch am meisten bei dem Nassau- und Ysenburg'schen Regiment (amtlich hieß es das Kreisregiment Pfalz-Zweibrücken), als worunter einige Compagnien wie Schnee zerflossen und völlig ad nihilum reduciert sind, so daß bei der einen noch 6 Mann, bei einer andern nur der Hauptmann, Lieutenant, ein zehnjähriger Fähndrich und der Tambour, bei einer dritten aber gar niemand übrig geblieben sind. Die Namen der Compagnieinhaber sind mir wieder entfallen; einer darunter von Frankfurt und Laßberg von Usingen sind wieder nach Haus gekehret, um Nachricht einzuziehen, wo etwa ihre Compagnien hingekommen sein möchten. Sie bieten ein gutes Trinkgeld, wer sie ausfindig machen kann.“[1]) Das hessen-darmstädtische Regiment hat sich nach demselben Bericht „recht brav“ gehalten: von ihm waren „nur 116 Mann“ desertirt.

Dem Reichsheer war anfangs Kitzingen, nach der Schlacht von Kolin aber Fürth als Sammelplatz angewiesen worden. Aus diesem Sammellager ward dem Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt am 11. Juli berichtet: „Unsere Reichsexecutions- (oder vielmehr Confusions-)Armee ist noch zur Zeit kaum 3000 Mann stark. — Fast alle, alle mit einander, sie seien weß Landes und Glaubens sie wollen, sind entweder aus Neigung oder aus Furcht preußisch gesinnt. Ich getraue mir nicht, E. H. E. umständlich zu erzählen, was ich über diesen Punkt unterwegs von allen Truppen, besonders (was gewiß merkwürdig ist) von den Mainzern für erstaunliche Reden mit eigenen Ohren gehört habe. Es ist, sozusagen, der einmüthige Entschluß aller und jeder, kurzum nicht gegen Preußen zu dienen und scheuen sie sich nicht, öffentlich in den Wirthshäusern, ja bei jeder Gelegenheit zu sagen, daß sie zwar bis hierher nach Fürth marschirt seien, sobald es aber weiter und wirklich gegen Preußen ginge, so hätten sie sich alle mit einander verbunden, keinen Augenblick länger zu bleiben. Bei einer solchen Gemüthsverfassung ist leicht zu erachten, was wir für Heldenthaten thun werden und glaube ich ganz gewiß, daß wir hier stehen bleiben, es sei denn, daß uns

---

1) Brief des darmstädtischen Regierungsrathes Mollinger bei Brodrück. S. 75.

entweder die Preußen rück- oder die erwartete französische Armee nolentes volentes vorwärts treibt."[1])

Der Bericht bestätigt so authentisch wie möglich, daß diese Reichsarmee sich aus innern und äußern Gründen nicht vom Platze bewegt haben würde, wenn ihr nicht das französische Heer, das sich im Elsaß sammelte und dessen Oberbefehl dem Prinzen Soubise gegeben worden war, als Schlepper gedient hätte. Das Eintreffen der größern Contingente, worunter nur die würzburgischen Regimenter, die im kaiserlichen Solde standen, noch einen kriegerischen Eindruck machten, vermehrte nach und nach die Masse, aber ihre Beschaffenheit blieb sich im Wesentlichen gleich. Unser Berichterstatter schreibt am 15. Juli: „Uebrigens mag ich von den hiesigen Umständen kein Wort mehr verlieren, sondern semel pro semper nur noch so viel sagen, daß es ein Spektakul ist, welches verdiente um Geld gewiesen zu werden. Kriegerische Posituren zum Todtlachen, mit dem rechten Fuß vorantreten, rechts und links um zugleich und dabei nach allen Seiten Front machen, nebst andern dergleichen Neuigkeiten, sieht man alle Augenblicke mit Verwunderung. Ja es findet sich sogar ein gewisses Contingent hier, das die Achselbänder auf der linken Seite trägt, welches dessen hohe Principalen sehr weislich und mit Fleiß um deßwillen so verordnet haben, damit die Corporals, wenn sie die Soldaten prügeln, nicht durch die Achselbänder am Schlag gehindert werden mögen. — Auch liegen wir hier so sicher und verlassen uns so sehr auf unser gutes Gewissen und gerechte Sache, daß, wenn der Monsieur Meyer uns wieder mit einem unvermutheten Besuch zu beehren die Gnade hätte, er ganz gewiß seine Herzenslust an uns erleben würde."[2])

Nachdem endlich etwas über 33,000 Mann im Lager beisammen waren, erschien am 10. August als Oberbefehlshaber der k. k. Generalfeldmarschall Prinz Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen im Hauptquartier und am 11. ward der Marsch nach dem Thüringer Wald angetreten. Der Weg führte über Coburg, Eisfeld, Schleusingen, Ilmenau, Plaue nach Erfurt, wo am 29. August die Vereinigung mit den Franzosen erfolgen sollte.

Die Vereinigung bei Erfurt war der einzige Gedanke, über den die beiden Hauptquartiere endlich einig geworden waren: was geschehen sollte, wenn sie gelang, was man anfangen würde, wenn sie nicht gelang, das wußte einstweilen kein Mensch. Nur das war aller Welt klar, daß die Reichsarmee für sich allein gar nichts, mit den Franzosen zusammen wenig ausrichten werde, während dem Prinzen Soubise von Versailles her unaufhörlich eingeschärft ward, sich ja keiner Schlacht auszusetzen und der letztere selber der tiefen Ueberzeugung lebte, daß er ohne die ausgiebigste Hilfe Richelieus nicht das Mindeste wagen dürfe.

Die Weisungen, welche der Prinz von Soubise im Juli erhalten hatte,[3]) bezeichneten als ganzen Zweck des Feldzugs, den er mit seinen 24,000 Mann

1) Mollinger bei Brodrück. S. 78/79. 2) Derselbe bei Brodrück. S. 80/81.
3) Stuhr I, 172.



unter Oberbefehl des Prinzen von Hildburghausen unternehmen sollte: in der Gegend von Franken nach Thüringen mit Richtung auf Erfurt zu Magazine für den Winter anzulegen und dann in gesicherten Winterquartieren „die un-



Sysang sc.

Joseph Friedrich
Herzog zu Sachsen Jul. Clev. u. Berg. etc.
Ritter des goldenen Vließes, auch Röm.
Kayserl. und Königl. Mayestt.
General Feld Marschall. etc.

Joseph Friedrich Herzog zu Sachsen-Hildburghausen.
Nach dem Kupferstiche von Sysang.

geheuren Vorbereitungen für die im nächsten Sommer vorzunehmende Belagerung von Magdeburg zu treffen". Erfurt war als der äußerste Punkt ins Auge gefaßt, wo die Vereinigung mit der Reichsarmee stattfinden und von wo aus eine Unterstützung Richelieus bei seinen Maßregeln gegen Magdeburg versucht werden sollte.

Aber gleich zu Anfang machte Friedrich der Große einen Strich durch den ganzen Plan. Eine Vereinigung der beiden Befehlshaber mit Theilen ihrer Armeen fand in der That bei Erfurt statt, aber im Augenblick, da Friedrich der Große aus der Lausitz herankam, bestand Soubise auf schleunigem Rückzug nach Eisenach; dorthin zogen die Franzosen sofort ab, die Reichsarmee folgte und am 13. September hielten die Preußen in Erfurt ihren Einzug, wo man sie, wie vorher in Weimar, begeistert als Befreier willkommen hieß. Die Vereinigung der Franzosen mit der Reichsarmee war der Anfang eines unausgesetzten Haders zwischen den beiden Hauptquartieren, der jedesmal bei der Frage, was man eigentlich vornehmen sollte, von neuem aufs Heftigste entbrannte. Beide Heere zusammen über 50,000 Mann litten in ihrer übrigens sehr festen Stellung den empfindlichsten Mangel an Lebensmitteln; die hungrigen Landsknechte liefen zu Tausenden davon, um nicht elend zu verderben und bei der Reichsarmee war das so arg, daß Soubise sich rasch mit dem Trost erfüllte, daß wenn die Sache schief gehe, kein vernünftiger Mensch bezweifeln werde, nicht die Franzosen, sondern die Reichsarmee sei an allem Unglück schuld gewesen. Auf diese Auslegung jedes etwaigen Mißlingens sich zeitig einzurichten, war er übrigens ganz ausdrücklich angewiesen.[1]) Erst als man erfuhr, daß Friedrich der Große Ende September von Erfurt auf Weimar zurückgegangen sei und als von Richelieu die Nachricht einlief, daß er 17 Bataillone und 16 Schwadronen über Nordhausen und drei Bataillone und zwei Schwadronen über Mühlhausen zu Hilfe senden werde, erst da gelang es dem Prinzen von Hildburghausen, den Prinzen von Soubise ein klein wenig in Bewegung zu bringen. Bis Gotha wenigstens war man schon glücklich vorwärts gekommen: hier aber verlangte Soubise, ehe man weiter ging, einen Seitenmarsch nach Langensalza, um die über Mühlhausen und Nordhausen her kommenden Verstärkungen von der Armee Richelieus aufzunehmen. Der Marsch fand am 10. Oktober statt und im Lager zu Langensalza schienen die ewig hadernden Feldherrn wieder ausgesöhnt; als aber der Heranmarsch der Hilfstruppen sich einen Tag um den andern verzögerte, packte den Prinzen von Hildburghausen die Ungeduld und da Soubise nun einmal nicht vom Fleck zu bringen war, marschirte er am 16. Oktober mit der Reichsarmee allein von Langensalza ab, „um," wie er dem Kaiser berichtete, „die Herrn Franzosen dadurch anzumahnen und zu animiren, ein Gleiches zu thun". Am Tag darauf kamen dann die Hilfstruppen im Lager zu Langensalza an, aber in welchem Zustand? „Ohne Zelte, die sie dem Vernehmen nach durch einen Orkan verloren hatten, ohne Proviantwagen, ohne Reserveartillerie und ohne Munition, die meisten ohne Schuhe, mit einem Wort in einem so elenden Stand, als wenn sie der Richelieu mit Bedacht, um nicht gebraucht werden zu können, ausgesucht hätte." Dieser Auslegung kam das seltsame Zusammentreffen zu Hilfe, daß eben an dem Tage ihrer Ankunft der Marschall Richelieu

1) So u. A. durch ein Schreiben von Stainville vom 3. November. Stuhr I, 227.

jenen geheimen Neutralitäts- und Waffenstillstandsvertrag mit Preußen abschloß,[1]) von welchem Friedrich der Große am 17. Oktober seiner Schwester schrieb: „Die Franzosen haben mit den Ländern Magdeburg und Halberstadt Neutralität geschlossen: ich benutze sie, um in den Tagen, die diese rauhe Jahreszeit mir gewährt, die Anschläge meiner Feinde zu vereiteln.“[2])

Von Erfurt aus befahl Hildburghausen den Vormarsch der Reichsarmee über die Saale in der Richtung auf Leipzig zu; die Armee war schon abgerückt, als Soubise selbst zum Prinzen nach Erfurt kam, um endgiltig die gemeinsame Offensive zu verabreden, aber er kam nur bis zur Saale, in Weißenfels blieb er unbeweglich liegen, während Hildburghausen mit der Reichsarmee vor den Mauern von Leipzig erschien und zwei Mal hintereinander die Stadt zur Uebergabe aufforderte (24. und 25. Oktober), Aufforderungen, die der preußische Feldmarschall Keith mit Entrüstung zurückwies. Soubise blieb in Weißenfels, verweigerte jedes Ueberschreiten der Saale, durchaus im Geiste aller Befehle, die er bisher erhalten und vorauseilend dem ausdrücklich in diesem Sinne gehaltenen, den er am 29. aus Versailles erhielt. Da nun inzwischen König Friedrich selbst am 26. in Leipzig eingetroffen war und in den nächsten Tagen die Corps des Prinzen Heinrich, des Prinzen von Anhalt und des Prinzen von Braunschweig sich dort mit ihm vereinigt hatten, so mußte Hildburghausen schleunigst wieder über die Saale zurück. Das geschah bei Weißenfels am 30. Oktober. Jetzt waren die beiden Heere wieder vereint und am 2. November lagerten sie bei Mücheln, den auf Braunsdorf zueilenden Preußen gegenüber.[3]) Nun aber ist es Zeit, daß wir von diesem Geschlecht armseliger Zwerge hinweg uns dem Manne zuwenden, der eben wider sie ausholte zum vernichtenden Schlag. Schwere Monde hatte er hinter sich, die schwersten, die er noch erlebt, fürchterliche Seelenqualen und unsägliche Enttäuschungen hatte er mit eiserner Willenskraft überstanden, als er jetzt sich aufrichtete in seiner ganzen Größe, um mit zerschmetternder Wucht auf die Feinde loszustürzen.

Der König war noch in Leitmeritz und trauerte über den Schiffbruch bei Kolin, als ihn die Nachricht ereilte von dem Tode seiner Mutter, die am 28. Juni in Schloß Monbijou gestorben war. Er schrieb seiner Schwester am 5. Juli: Wir haben keine Mutter mehr. Dieser Schlag hat noch gefehlt, um meinen Schmerz voll zu machen.[4]) In tiefer Gemüthsbewegung hatte ihn der englische Gesandte Mitchell am 3. Juli getroffen, der erste Mensch, den er seit jener Todesnachricht wieder sprach. In einem langen Gespräch mit diesem ließ er die Bilder seines Jugendlebens an sich vorüberziehen, klagte über die Mängel seiner Erziehung, über die Härte seines Vaters, am meisten aber über sich selbst, seine Unbesonnenheit, seinen Trotz, insbesondere den unglücklichen Brief, in welchem er erklärt hatte, nie eine Andere heirathen zu wollen,[5]) als die Prinzessin Amalie von England. Das sei unrecht ge-

1) S. S. 160. 2) Oeuvres XXVII, 1. 350. 3) Für alles Vorstehende s. Brodrück S. 264—296. 4) Oeuvres XXVII, 1. 334. 5) S. I, 242.

wesen und darüber sei sein Vater in so großen Zorn gerathen[1]) u. s. w. Aber Friedrich hatte keine Zeit, seinem Schmerze und seiner Reue nachzuhängen. Auf den Beileidsbrief der Schwester antwortete er am 13. Juli nach Baireuth: „Die Schläge treffen mich so hageldicht, daß mir fast die Sinne schwinden. Die Franzosen haben sich Ostfrieslands bemächtigt und sind im Begriff die Weser zu überschreiten; sie haben die Schweden aufgereizt, sich gegen mich zu erklären, sie lassen 17,000 Mann nach Pommern gehen. Die Russen belagern Memel, Lehwaldt hat sie im Rücken und im Gesicht; auch die Truppen des Reichs schicken sich zum Aufbruch an. Beim Anmarsch so vieler Feinde werde ich Böhmen räumen müssen. Ich bin fest entschlossen das Aeußerste zu thun zur Rettung meines Vaterlandes, gleichviel ob das Glück mir wieder lächelt oder für immer den Rücken kehrt. An den Wechselfällen der Zukunft wird alle menschliche Voraussicht zu Schanden. Glücklich der Augenblick, da ich mich mit der Philosophie vertraut machte! Sie allein kann die Seele aufrecht halten in einer Lage wie die, in der ich mich befinde. Dir, meine theure Schwester, eröffne ich das Innerste meiner Leiden; wenn das nur mich persönlich anginge, dann würde es meine Seele nicht erschüttern; aber ich habe zu wachen über Heil und Glück eines Volkes, das mir anvertraut ist. Das ist der große Unterschied und mich trifft die Verantwortung für den geringsten Fehler, wenn ich durch Zaudern oder Uebereilung dem kleinsten Zwischenfall Raum gebe, um so mehr, als im gegenwärtigen Augenblick alle Mißgriffe tödtlich sind. Schließlich stehen zwei große Interessen, die Freiheit Deutschlands, die Freiheit jener protestantischen Sache auf dem Spiel, für die so viel Blut geflossen ist; und die Krisis ist so heftig, daß eine unglückliche Viertelstunde die Tyrannei des Hauses Oesterreich für immer im Reiche begründen kann. Ich bin in dem Falle eines Wanderers, der sich von Räubern umringt und mit dem Tode bedroht sieht. Seit der Liga von Cambrai hat man keine Verschwörung gesehen wie die, welche dieser infame Dreibund gegen mich geschlossen; das ist ruchlos und ein Schandfleck für die Menschheit und die guten Sitten. Hat man je gesehen, daß drei große Fürsten sich zusammenthun, um einen vierten zu vernichten, der ihnen nichts zu Leide gethan? Ich habe keinen Handel gehabt mit Frankreich, keinen mit Rußland, noch weniger einen mit Schweden. Wenn in der bürgerlichen Gesellschaft drei Leute sich einfallen ließen, ihren biederen Nachbar zu plündern, so würden sie gerädert werden auf Befehl des Gerichts. Wie! Souveräne, welche in ihren Staaten eben diese Gesetze befolgen, geben ihren Unterthanen so schnödes Beispiel! Was! Die, welche die Gesetzgeber der Welt sein sollen, lehren das Verbrechen durch ihren Vorgang! O Zeiten! O Sitten! Wahrlich es wäre besser unter Tigern, Leoparden, Luchsen zu leben, als in einem Jahrhundert, das für gesittet gilt, unter den Meuchlern, Räubern und Treubrechern, welche diese arme Welt regieren. Glücklich, meine liebe

1) Raumer, Beiträge II, 433 (wo fälschlich Emilie statt Amalie steht).

Schwester, der ungekannte Mensch, dessen gesunder Verstand von Kindheit an auf jede Art von Ruhm verzichtet hat, der keine Neider hat, weil er im Dunkeln lebt, und dessen Glück nicht die Begierde von Verbrechern reizt. Aber diese Betrachtungen führen zu nichts; man muß sein, was die Geburt, die das entscheidet, bei unserem Eintritt in das Leben aus uns macht. Da ich nun einmal König bin, habe ich geglaubt, es komme mir zu als Souverän zu denken, und zur Lebensregel habe ich mir gemacht, daß einem Fürsten die Ehre theurer sein muß als das Leben. Man hat sich gegen mich verschworen, der Wiener Hof hat sich unterstanden mich mißhandeln zu wollen; es stritt wider meine Ehre, das zu dulden. Wir haben Krieg angefangen; eine Bande von Schurken rückt mir auf den Leib: das ist die Geschichte, die mir begegnet ist. Das Heilmittel ist schwierig, gegen große Uebel gibt es nur verzweifelte Curen."[1])

In demselben Sinne schrieb er am 19. Juli aus Leitmeritz an den Marquis d'Argens: „Betrachten Sie mich als eine Mauer, in die seit zwei Jahren das Unglück Bresche schießt. Von allen Seiten kommt Sturm auf Sturm. Häusliches Unglück, geheimer Kummer, öffentliche Unfälle und drohende Katastrophen: das ist mein täglich Brod. Aber glauben Sie nicht, daß ich mürbe werde. Sollte Alles drunter und drüber gehen, so lasse ich mich in dem Einsturz mit begraben, mit dem kalten Blut, mit dem ich Ihnen schreibe. In diesen Unglückstagen muß man sich panzern mit Eingeweiden von Eisen, mit einer Brust von Stahl, um alles Gefühl zu verlieren. Den Stoikern gehört diese Zeit. Die armen Schüler des Epikur vermöchten heutzutage nicht eine Phrase von ihrer Philosophie an den Mann zu bringen."[2])

So war der Mann gesonnen, gegen den jetzt eine Völkerwanderung in Waffen herangefluthet kam. Im Glücke war ihm Uebermuth und Phrase fern; im Unglück blieb ihm als felsenfester Halt der Glaube an sein Recht und das Vertrauen auf den Stern in seiner Brust. Wenn selbst diese Stütze zusammenbrechen wollte, dann hielt ihn vom letzten Schritte der Verzweiflung das Gefühl der Pflicht zurück, die ihm verbot, den Fahneneid zu brechen, der ihn mit seinem Heer und seinem Volke verband. Und dies war's, was ihn aufrecht hielt in dem fürchterlichen Sturm. Die Ueberzahl der Feinde konnte ihm Heere schlagen, Provinzen verwüsten, Festungen aberobern und ihn schließlich so in die Enge treiben, daß er nach menschlichem Ermessen rettungslos verloren schien; aber den Mann in diesem König konnten die Weiber nicht beugen, die dies Kriegsfeuer angezündet; so lang er lebte, war auch Preußen nicht besiegt. Einen Vernichtungskrieg hatten die Verschworenen angefangen und die Mittel der Vernichtung von allen Seiten haufenweise zusammengetragen, aber sie anzuwenden mit entscheidendem Erfolg fehlte ihnen entweder die Einsicht oder der Muth, oder beides zusammen, und in dem was ihnen fehlte trotz aller Uebermacht, blieb ihnen König Friedrich überlegen bis zur letzten Stunde.

---

1) Oeuvres XXVII, 1. 335—37. 2) Oeuvres XIX, 42.

Den Sieg von Kolin feierte die Kaiserin durch die Stiftung des Maria Theresiaordens, dessen erstes Großkreuz dem Feldmarschall Daun verliehen ward; sie betrachtete und bezeichnete den 18. Juni als den „Geburtstag der Monarchie" und das konnte ihr Niemand wehren; aber wenn sie geglaubt hatte, er sei auch der Geburtstag einer neuen Kriegsweise auf österreichischer Seite, so hatte sie sich geirrt; damit, daß endlich einmal der Angriff einer feindlichen Mindermacht in überlegener Stellung und mit überlegenen Kräften an Geschützen siegreich zurückgeschlagen ward, war der Uebergang zu der Kriegsweise noch nicht gemacht, die Friedrichs Stärke war, und in der man es ihm nicht blos gleich, in der man es ihm zuvor thun mußte, wenn man ihn nicht gelegentlich einmal schlagen, sondern vernichten wollte. Dafür, daß dieser Uebergang, auch wenn er sonst möglich gewesen wäre, sobald nicht geschah, bürgte zunächst das Verbleiben des Prinzen Karl im Oberbefehl der böhmischen Armee. Mit mehr als dreifacher Uebermacht den Heertheil des Prinzen von Preußen nicht etwa abschneiden und vernichten, sondern langsam, langsam nach der Lausitz vor sich herschieben und dann die offene Gewerbe- und Handelsstadt Zittau, nachdem die Preußen sie mit Sack und Pack verlassen, mit glühenden Kugeln und Granaten in Brand schießen, das war eine Leistung, die selbst Maria Theresia zu würdigen nicht im Stande war. „Wir haben Zittau," schrieb sie, „aber ganz verbrannt und ohne die Besatzung, die vor unseren Augen abgezogen ist mit allen Kanonen, mit Proviant, Fuhrwerken und allen Lebensmitteln, die die ganze Armee für vier Tage versorgen. Das ist weder angenehm noch ehrenvoll. Der Feind steht mit 24,000 Mann vor unserer Nase und wir können ihm mit 80,000 nichts anhaben."[1])

Am 27. Juli hatte König Friedrich sich in Bautzen mit den allerdings traurig zugerichteten Resten der Armee seines Bruders vereinigt, aber diese Vereinigung genügte schon, um bei dem in der Nähe von Zittau stehenden Prinzen jeden Gedanken an einen Angriff auf Wochen hinaus zu ersticken. König Friedrich konnte die Obhut der Lausitz und Schlesiens dem größten Theil seines Heeres, 40,000 Mann, unter dem Herzog von Bevern und Winterfeldt überlassen, sich selbst aber mit 20,000 Mann nach Thüringen wenden, um Franzosen und Reichstruppen aus Erfurt zurückzuwerfen. Auf dem Wege dahin empfing er die Nachricht von der Niederlage, die der greise Feldmarschall Lehwaldt am 30. August bei Groß-Jägersdorf durch die Russen erlitten hatte. In Erfurt aber ereilte ihn eine wahre Hiobspost. Der Herzog von Bevern hatte bei Görlitz links von der Neisse ein Lager bezogen und den General Winterfeldt, der mit 10,000 Mann rechts von der Neisse geblieben war, hatte Nadasdy am 7. September mit 25,000 Mann bei dem Dorfe Moys überfallen und in dem blutigen Treffen, das von den Preußen tapfer bestanden wurde, war Winterfeldt durch die Brust geschossen worden. Der Tod dieses ausgezeichneten Kriegers traf den König in tiefster Seele.

1) Arneth V, 504. Anm. 279.

Am 17. September schrieb er aus dem Lager bei Erfurt verzweiflungsvoll an seine Schwester: „Unglück über Unglück! Es scheint, das Schicksal will all seine Wuth, all seinen Zorn entladen über den armen Staat, den ich zu regieren hatte. In Pommern sind die Schweden eingerückt; die Franzosen haben eine für den König von England demüthigende Neutralität geschlossen und sind im vollen Marsch, um die Lande Halberstadt und Magdeburg zu überschwemmen. Aus Preußen erwarte ich die Nachricht einer neuen Schlacht von einem Tag zum andern; das Verhältniß der Streiter ist 25,000 gegen 80,000. Die Oesterreicher sind in Schlesien eingedrungen, wohin ihnen der Prinz von Bevern folgt. Ich bin hierher vorgerückt, um dieser verbündeten Armee auf den Leib zu gehen, sie ist entflohen und hat sich hinter Eisenach in Bergen verschanzt, wohin ihr zu folgen alle Regeln der Kriegskunst verbieten, wie vielmehr sie anzugreifen. Sobald ich nach Sachsen zurückkehre, wird dieser ganze Schwarm mir folgen. Ich bin fest entschlossen, dem ersten von all diesen feindlichen Generalen, der mir zu nahe kommt, auf den Hals zu fallen, es entstehe daraus was da wolle. Ich werde den Himmel noch segnen um seiner Barmherzigkeit willen, wenn er mir vergönnt, zu fallen mit dem Degen in der Faust. Wenn diese Hoffnung trügt, so wirst du mir zugestehen, daß es zu hart für mich wäre, zu den Füßen einer Verrätherbande zu knieen, deren gelungene Frevel ihnen den Vortheil gewähren, mir das Gesetz zu geben. Wie, meine liebe, meine unvergleichliche Schwester, könnte ich Herr werden über die Gefühle der Racheluft und der Empörung wider all meine Nachbarn, unter denen keiner ist, der nicht meinen Sturz beschleunigt und an meiner Beraubung Theil genommen hätte? Wie ist ein Fürst im Stande, seinen Staat, den Ruhm seiner Nation, die eigene Ehre zu überleben? Mag ein Kurfürst von Baiern im Kindesalter oder vielmehr von seinen Ministern in Unmündigkeit festgehalten, taub gegen die Stimme der Ehre sich dem Herrschergebot des Hauses Oesterreich als Sklave ergeben und die Hand küssen, die seinen Vater unterdrückte, ich verzeihe das seiner Jugend und seiner Albernheit; aber ist dies das Beispiel, dem ich folgen soll? Nein, meine liebe Schwester, du denkst zu edel, um mir so feigen Rath zu geben. Die Freiheit, dieses kostbare Vorrecht, soll sie im achtzehnten Jahrhundert den Souveränen weniger theuer sein als einst den Patriciern in Rom? Und wo steht geschrieben, daß die Seelengröße eines Brutus und Cato weiter ging als die von Fürsten und Königen? Die Festigkeit besteht darin, daß man dem Unglück widersteht; aber nur Feiglinge beugen sich unter das Joch, tragen geduldig ihre Ketten und lassen ruhig Unterdrückung über sich ergehen. Niemals, meine liebe Schwester, werde ich mich zu solcher Entehrung herunterlassen. Die Ehre, um deren willen ich hundert Mal im Krieg mein Leben aufs Spiel gesetzt, hat mich um geringerer Dinge willen gleichgiltig gegen den Tod gemacht, als diese sind. Das Leben ist nicht werth, daß man sich so ängstlich daran festklammert, namentlich wenn man voraussieht, daß es nichts weiter sein wird als eine Kette von Leiden, und

Morgen komme
und werde
Campiren.

Regimenter zu
Fuss bei den

cassen und
müssen parat
mit nehmen

Am 17. September schrieb er aus dem Lager bei Erfurt verzweiflungsvoll an seine Schwester: „Unglück über Unglück! Es scheint, das Schicksal will all seine Wuth, all seinen Zorn entladen über den armen Staat, den ich zu regieren hatte. In Pommern sind die Schweden eingerückt; die Franzosen haben eine für den König von England demüthigende Neutralität geschlossen und sind im vollen Marsch, um die Lande Halberstadt und Magdeburg zu überschwemmen. Aus Preußen erwarte ich die Nachricht einer neuen Schlacht von einem Tag zum andern; das Verhältniß der Streiter ist 25,000 gegen 80,000. Die Oesterreicher sind in Schlesien eingedrungen, wohin ihnen der Prinz von Bevern folgt. Ich bin hierher vorgerückt, um dieser verbündeten Armee auf den Leib zu gehen, sie ist entflohen und hat sich hinter Eisenach in Bergen verschanzt, wohin ihr zu folgen alle Regeln der Kriegskunst verbieten, wie vielmehr sie anzugreifen. Sobald ich nach Sachsen zurückkehre, wird dieser ganze Schwarm mir folgen. Ich bin fest entschlossen, dem ersten von all diesen feindlichen Generalen, der mir zu nahe kommt, auf den Hals zu fallen, es entstehe daraus was da wolle. Ich werde den Himmel noch segnen um seiner Barmherzigkeit willen, wenn er mir vergönnt, zu fallen mit dem Degen in der Faust. Wenn diese Hoffnung trügt, so wirst du mir zugestehen, daß es zu hart für mich wäre, zu den Füßen einer Verrätherbande zu knieen, deren gelungene Frevel ihnen den Vortheil gewähren, mir das Gesetz zu geben. Wie, meine liebe, meine unvergleichliche Schwester, könnte ich Herr werden über die Gefühle der Rachelust und der Empörung wider all meine Nachbarn, unter denen keiner ist, der nicht meinen Sturz beschleunigt und an meiner Beraubung Theil genommen hätte? Wie ist ein Fürst im Stande, seinen Staat, den Ruhm seiner Nation, die eigene Ehre zu überleben? Mag ein Kurfürst von Baiern im Kindesalter oder vielmehr von seinen Ministern in Unmündigkeit festgehalten, taub gegen die Stimme der Ehre sich dem Herrschergebot des Hauses Oesterreich als Sklave ergeben und die Hand küssen, die seinen Vater unterdrückte, ich verzeihe das seiner Jugend und seiner Albernheit; aber ist dies das Beispiel, dem ich folgen soll? Nein, meine liebe Schwester, du denkst zu edel, um mir so feigen Rath zu geben. Die Freiheit, dieses kostbare Vorrecht, soll sie im achtzehnten Jahrhundert den Souveränen weniger theuer sein als einst den Patriciern in Rom? Und wo steht geschrieben, daß die Seelengröße eines Brutus und Cato weiter ging als die von Fürsten und Königen? Die Festigkeit besteht darin, daß man dem Unglück widersteht; aber nur Feiglinge beugen sich unter das Joch, tragen geduldig ihre Ketten und lassen ruhig Unterdrückung über sich ergehen. Niemals, meine liebe Schwester, werde ich mich zu solcher Entehrung herunterlassen. Die Ehre, um deren willen ich hundert Mal im Krieg mein Leben aufs Spiel gesetzt, hat mich um geringerer Dinge willen gleichgiltig gegen den Tod gemacht, als diese sind. Das Leben ist nicht werth, daß man sich so ängstlich daran festklammert, namentlich wenn man voraussieht, daß es nichts weiter sein wird als eine Kette von Leiden, und

Morgen komm
und werde
Campiren.

Regimenter ge-
Thor bei dem

Transscription des eigenhändigen Schreibens Friedrichs des Großen vom 28 August 1757 an den General Fink.

Der Transcript des [illegible] Jahre [illegible]

den 28

Morgen kome mit meinem Corps nach Dresden, und werde wohr dem Schwartzen Thor [illegible] von seinen Morritz [illegible] So [illegible] Feindt [illegible] leichte So zur [illegible] artillerie [illegible] werden jetzt mit 50; [illegible] Bomben. NB. die [illegible] kann und das [illegible] ebenfals er Sol sich vohr dem Thohr [illegible] indehm ich will mit Ihm zu sprechen [illegible] der Stat und alles was [illegible] muss [illegible] werden. NB. bei [illegible] des feindts muss die [illegible] werden, [illegible] in denen Straßen gemacht, das [illegible] mit feuer gebrohet, und die [illegible] gemacht [illegible] die Stat nicht anders zu [illegible] als man der feindt [illegible] und einen Stein Flammen brans gemacht hat. [illegible] auch gelöschet muss. NB. Die [illegible] Canonen [illegible] lassen und Solche mit zu nehmen die [illegible] ich Sie Sogleich mit nehmen kan [illegible] meinem Regimenter gehöhret Sol [illegible] bei die [illegible] fahren also ich den 31. Campihren werde. NB. bihr und brandt wein und lebens Mittel [illegible] der armee müßen parat Seindt. ich werde in ein garten [illegible] vohr dem Schwartzen Thohr logiren. Eichel muss [illegible] Seindt. Der Convoi muss gewisse Morgen abgehen und nehmen den Weg uber [illegible]. Dieses ist alles Was ich bis datto Schreiben kan adieu.

Fr.

1) mortiers. 2) 50 [illegible] ein und [illegible] 4) und wegen aller [illegible] vorigen Vorstellungen. 5) [illegible] muß von der [illegible] werden. 6) [illegible] 7) [illegible]

lassen und
müssen para
mit nehmen

Am 17. September schrieb er aus dem Lager bei Erfurt verzweiflungsvoll an seine Schwester: „Unglück über Unglück! Es scheint, das Schicksal will all seine Wuth, all seinen Zorn entladen über den armen Staat, den ich zu regieren hatte. In Pommern sind die Schweden eingerückt; die Franzosen haben eine für den König von England demüthigende Neutralität geschlossen und sind im vollen Marsch, um die Lande Halberstadt und Magdeburg zu überschwemmen. Aus Preußen erwarte ich die Nachricht einer neuen Schlacht von einem Tag zum andern; das Verhältniß der Streiter ist 25,000 gegen 80,000. Die Oesterreicher sind in Schlesien eingedrungen, wohin ihnen der Prinz von Bevern folgt. Ich bin hierher vorgerückt, um dieser verbündeten Armee auf den Leib zu gehen, sie ist entflohen und hat sich hinter Eisenach in Bergen verschanzt, wohin ihr zu folgen alle Regeln der Kriegskunst verbieten, wie vielmehr sie anzugreifen. Sobald ich nach Sachsen zurückkehre, wird dieser ganze Schwarm mir folgen. Ich bin fest entschlossen, dem ersten von all diesen feindlichen Generalen, der mir zu nahe kommt, auf den Hals zu fallen, es entstehe daraus was da wolle. Ich werde den Himmel noch segnen um seiner Barmherzigkeit willen, wenn er mir vergönnt, zu fallen mit dem Degen in der Faust. Wenn diese Hoffnung trügt, so wirst du mir zugestehen, daß es zu hart für mich wäre, zu den Füßen einer Verrätherbande zu knieen, deren gelungene Frevel ihnen den Vortheil gewähren, mir das Gesetz zu geben. Wie, meine liebe, meine unvergleichliche Schwester, könnte ich Herr werden über die Gefühle der Rachelust und der Empörung wider all meine Nachbarn, unter denen keiner ist, der nicht meinen Sturz beschleunigt und an meiner Beraubung Theil genommen hätte? Wie ist ein Fürst im Stande, seinen Staat, den Ruhm seiner Nation, die eigene Ehre zu überleben? Mag ein Kurfürst von Baiern im Kindesalter oder vielmehr von seinen Ministern in Unmündigkeit festgehalten, taub gegen die Stimme der Ehre sich dem Herrschergebot des Hauses Oesterreich als Sklave ergeben und die Hand küssen, die seinen Vater unterdrückte, ich verzeihe das seiner Jugend und seiner Albernheit; aber ist dies das Beispiel, dem ich folgen soll? Nein, meine liebe Schwester, du denkst zu edel, um mir so feigen Rath zu geben. Die Freiheit, dieses kostbare Vorrecht, soll sie im achtzehnten Jahrhundert den Souveränen weniger theuer sein als einst den Patriciern in Rom? Und wo steht geschrieben, daß die Seelengröße eines Brutus und Cato weiter ging als die von Fürsten und Königen? Die Festigkeit besteht darin, daß man dem Unglück widersteht; aber nur Feiglinge beugen sich unter das Joch, tragen geduldig ihre Ketten und lassen ruhig Unterdrückung über sich ergehen. Niemals, meine liebe Schwester, werde ich mich zu solcher Entehrung herunterlassen. Die Ehre, um deren willen ich hundert Mal im Krieg mein Leben aufs Spiel gesetzt, hat mich um geringerer Dinge willen gleichgiltig gegen den Tod gemacht, als diese sind. Das Leben ist nicht werth, daß man sich so ängstlich daran festklammert, namentlich wenn man voraussieht, daß es nichts weiter sein wird als eine Kette von Leiden, und

Morgen Komm
und die arrieregarde
Campiren.

Regimenter zu
Schutz bei ...

lassen und
müssen para[t]
mit nehmen

Am 17. September schrieb er aus dem Lager bei Erfurt verzweiflungsvoll an seine Schwester: „Unglück über Unglück! Es scheint, das Schicksal will all seine Wuth, all seinen Zorn entladen über den armen Staat, den ich zu regieren hatte. In Pommern sind die Schweden eingerückt; die Franzosen haben eine für den König von England demüthigende Neutralität geschlossen und sind im vollen Marsch, um die Lande Halberstadt und Magdeburg zu überschwemmen. Aus Preußen erwarte ich die Nachricht einer neuen Schlacht von einem Tag zum andern; das Verhältniß der Streiter ist 25,000 gegen 80,000. Die Oesterreicher sind in Schlesien eingedrungen, wohin ihnen der Prinz von Bevern folgt. Ich bin hierher vorgerückt, um dieser verbündeten Armee auf den Leib zu gehen, sie ist entflohen und hat sich hinter Eisenach in Bergen verschanzt, wohin ihr zu folgen alle Regeln der Kriegskunst verbieten, wie vielmehr sie anzugreifen. Sobald ich nach Sachsen zurückkehre, wird dieser ganze Schwarm mir folgen. Ich bin fest entschlossen, dem ersten von all diesen feindlichen Generalen, der mir zu nahe kommt, auf den Hals zu fallen, es entstehe daraus was da wolle. Ich werde den Himmel noch segnen um seiner Barmherzigkeit willen, wenn er mir vergönnt, zu fallen mit dem Degen in der Faust. Wenn diese Hoffnung trügt, so wirst du mir zugestehen, daß es zu hart für mich wäre, zu den Füßen einer Verrätherbande zu knieen, deren gelungene Frevel ihnen den Vortheil gewähren, mir das Gesetz zu geben. Wie, meine liebe, meine unvergleichliche Schwester, könnte ich Herr werden über die Gefühle der Rachelust und der Empörung wider all meine Nachbarn, unter denen keiner ist, der nicht meinen Sturz beschleunigt und an meiner Beraubung Theil genommen hätte? Wie ist ein Fürst im Stande, seinen Staat, den Ruhm seiner Nation, die eigene Ehre zu überleben? Mag ein Kurfürst von Baiern im Kindesalter oder vielmehr von seinen Ministern in Unmündigkeit festgehalten, taub gegen die Stimme der Ehre sich dem Herrschergebot des Hauses Oesterreich als Sklave ergeben und die Hand küssen, die seinen Vater unterdrückte, ich verzeihe das seiner Jugend und seiner Albernheit; aber ist dies das Beispiel, dem ich folgen soll? Nein, meine liebe Schwester, du denkst zu edel, um mir so feigen Rath zu geben. Die Freiheit, dieses kostbare Vorrecht, soll sie im achtzehnten Jahrhundert den Souveränen weniger theuer sein als einst den Patriciern in Rom? Und wo steht geschrieben, daß die Seelengröße eines Brutus und Cato weiter ging als die von Fürsten und Königen? Die Festigkeit besteht darin, daß man dem Unglück widersteht; aber nur Feiglinge beugen sich unter das Joch, tragen geduldig ihre Ketten und lassen ruhig Unterdrückung über sich ergehen. Niemals, meine liebe Schwester, werde ich mich zu solcher Entehrung herunterlassen. Die Ehre, um deren willen ich hundert Mal im Krieg mein Leben aufs Spiel gesetzt, hat mich um geringerer Dinge willen gleichgiltig gegen den Tod gemacht, als diese sind. Das Leben ist nicht werth, daß man sich so ängstlich daran festklammert, namentlich wenn man voraussieht, daß es nichts weiter sein wird als eine Kette von Leiden, und

Morgen komme
und d ... ...
Campiren. ...

Regimenter zu
Stoß bei ...

lassen und
müssen para...
mit nehmen

17 Löhnt Vol nach das Wasser
Redouten heraus haben
34. Campagnen werden.
Brandtwein und Lebens
Armee müssen parat
werden in einigen Tagen
warten Ihre Logien
Fried. Der Convoi muss
heute abgehen und unser
Radeberg. Dieses
hab ich bis datto geschrieben

An
an
all
reg
hab
unt
übe
von
80,
Pri
Ari
in
bie
wir
von
zu
seg
mit
zug
dan
das
kön
wid
besi
Für
zu
von
der
und
Ju
soll
Ra
Jal
in
Ca:
dar
und
übe
En
Kri
gle:
wei
vor

daß man nur noch von Thränen leben wird; der Schmerz ist ein Jahrhundert, der Tod ist nur ein Augenblick. Wenn ich blos meiner Neigung folgte, so hätte ich der Welt Lebewohl gesagt sogleich nach der unglücklichen Schlacht, die ich verloren habe. Aber ich habe gefühlt, daß das Schwäche gewesen wäre und daß meine Pflicht gebiete, das geschehene Unheil wieder gut zu machen. Meine Anhänglichkeit an den Staat ist wieder erwacht. Ich habe mir gesagt: in guten Tagen ist es nicht schwer Vertheidiger zu finden, wohl aber in schlechten. Ich habe meine Ehre dareingesetzt, Alles wieder ins rechte Geleise zu bringen und das ist mir schließlich in der Lausitz auch geglückt; aber kaum bin ich hierher geeilt, um mich neuen Feinden entgegen zu werfen, da wird Winterfeldt bei Görlitz geschlagen und getödtet, die Franzosen dringen ins Herz meiner Staaten, die Schweden blokiren Stettin. Jetzt kann ich nichts mehr gut machen; es sind der Feinde zu viele. Selbst wenn ich zwei Heere schlüge, würde das dritte mich zermalmen —."[1]) So schlimm wurde die Sache nicht, wenn die Lage auch sonst schlimm genug war und blieb. Die Heere, die bei planmäßigem Zusammenwirken den König zermalmt haben würden, verstanden es meisterlich, das Gegentheil zu thun, und wenn je einem von ihnen ein guter Gedanke kam, ward er so schlecht oder mit so unzulänglichen Kräften ausgeführt, daß er in der Regel mehr schadete als nützte, niemals aber einen gediegenen Erfolg erzielte.

Die üblen Nachrichten aus der Lausitz, denen noch üblere aus Schlesien folgten, bewogen Friedrich am 10. Oktober, Thüringen zu verlassen; und die alsbaldige Kunde, daß ein feindliches Corps nach der Mark aufgebrochen sei, bestimmten ihn, nach Torgau zu ziehen und den Prinzen Moriz von Anhalt wie den Prinzen Ferdinand von Braunschweig zu schleunigem Abmarsch nach Berlin aufzufordern. Wirklich traf am 16. Oktober der österreichische FML. Andreas Hadik von der Lausitz her mit 3400 Mann vor der Südostseite von Berlin ein, schoß die Fallketten zusammen, welche die aufgezogene Spreebrücke beim schlesischen Thore in der Höhe hielten, drang, als die Brücke herabgesunken war, mit seinen Grenadieren über den Fluß, sprengte das Thor und breitete sich mit seiner Reiterei auf dem weiten Köpenicker Felde aus, das damals innerhalb der Mauern vom schlesischen bis zum Kottbuser Thor sich erstreckte. Zwei schwache preußische Bataillone wurden von seinen Kroaten fast bis auf den letzten Mann niedergehauen; das gleiche Schicksal hatte der Posten am Kottbuser Thore. Bevor die Berliner entdeckten, wie klein die Streitmacht war, die sie in so tödtlichen Schreck versetzt und bevor der Prinz Moriz von Anhalt heran war, hatte sich Hadik mit 225,000 Thlrn. Kriegssteuer, die ihm der Magistrat in ein paar Stunden herbeischaffte, schleunigst wieder entfernt; 426 Gefangene und sechs Fahnen brachte er nach Bautzen mit zurück. Auch er erhielt das Großkreuz des Theresienordens.

1) Oeuvres XXVII. 1. 342—44.

17 Lössnitz soll nach das Wasser
Redouten herausgehen
und 3 Compagnien werden.
Brandtwein und Lebens
der armée müssen parat
werden in ungarten haus
wachen Stock Logiren.
Fürst. der Convoi muss
man abgehen und unter
der Radeberg. Dinstag
Nacht ich bis dato Dresden

Fr

An
an
all
reg
hab
unt
übe
von
80,
Pri
Ari
in
bie
wir
von
zu
seg
mit
zug
ban
das
kön
wir
bes
Für
zu
von
der
und
Zu
soll
Ra
Jal
in
Ca
dar
und
übe
En
Kri
gle
wei
vor

daß man nur noch von Thränen leben wird; der Schmerz ist ein Jahrhundert, der Tod ist nur ein Augenblick. Wenn ich blos meiner Neigung folgte, so hätte ich der Welt Lebewohl gesagt sogleich nach der unglücklichen Schlacht, die ich verloren habe. Aber ich habe gefühlt, daß das Schwäche gewesen wäre und daß meine Pflicht gebiete, das geschehene Unheil wieder gut zu machen. Meine Anhänglichkeit an den Staat ist wieder erwacht. Ich habe mir gesagt: in guten Tagen ist es nicht schwer Vertheidiger zu finden, wohl aber in schlechten. Ich habe meine Ehre dareingesetzt, Alles wieder ins rechte Geleise zu bringen und das ist mir schließlich in der Lausitz auch geglückt; aber kaum bin ich hierher geeilt, um mich neuen Feinden entgegen zu werfen, da wird Winterfeldt bei Görlitz geschlagen und getödtet, die Franzosen dringen ins Herz meiner Staaten, die Schweden blokiren Stettin. Jetzt kann ich nichts mehr gut machen; es sind der Feinde zu viele. Selbst wenn ich zwei Heere schlüge, würde das dritte mich zermalmen —."[1]) So schlimm wurde die Sache nicht, wenn die Lage auch sonst schlimm genug war und blieb. Die Heere, die bei planmäßigem Zusammenwirken den König zermalmt haben würden, verstanden es meisterlich, das Gegentheil zu thun, und wenn je einem von ihnen ein guter Gedanke kam, ward er so schlecht oder mit so unzulänglichen Kräften ausgeführt, daß er in der Regel mehr schadete als nützte, niemals aber einen gediegenen Erfolg erzielte.

Die üblen Nachrichten aus der Lausitz, denen noch üblere aus Schlesien folgten, bewogen Friedrich am 10. Oktober, Thüringen zu verlassen; und die alsbaldige Kunde, daß ein feindliches Corps nach der Mark aufgebrochen sei, bestimmten ihn, nach Torgau zu ziehen und den Prinzen Moriz von Anhalt wie den Prinzen Ferdinand von Braunschweig zu schleunigem Abmarsch nach Berlin aufzufordern. Wirklich traf am 16. Oktober der österreichische FML. Andreas Hadik von der Lausitz her mit 3400 Mann vor der Südostseite von Berlin ein, schoß die Fallketten zusammen, welche die aufgezogene Spreebrücke beim schlesischen Thore in der Höhe hielten, drang, als die Brücke herabgesunken war, mit seinen Grenadieren über den Fluß, sprengte das Thor und breitete sich mit seiner Reiterei auf dem weiten Köpenicker Felde aus, das damals innerhalb der Mauern vom schlesischen bis zum Kottbuser Thor sich erstreckte. Zwei schwache preußische Bataillone wurden von seinen Kroaten fast bis auf den letzten Mann niedergehauen; das gleiche Schicksal hatte der Posten am Kottbuser Thore. Bevor die Berliner entdeckten, wie klein die Streitmacht war, die sie in so tödtlichen Schreck versetzt und bevor der Prinz Moriz von Anhalt heran war, hatte sich Hadik mit 225,000 Thlrn. Kriegssteuer, die ihm der Magistrat in ein paar Stunden herbeischaffte, schleunigst wieder entfernt; 426 Gefangene und sechs Fahnen brachte er nach Bautzen mit zurück. Auch er erhielt das Großkreuz des Theresienordens.

1) Oeuvres XXVII. 1. 342—44.

Dies Ungewitter war so schnell vorübergegangen als es gekommen war. König Friedrich wollte von Torgau nach Schlesien ziehen, um das von den Oesterreichern belagerte Schweidnitz zu befreien, als er durch Keith am 23. Okt. Nachricht von dem Vorrücken der Reichsarmee nach der Saale bezw. auf Leipzig erhielt. Nun änderte er seinen Plan, eilte sofort auf Leipzig, wo er schon am 27. Oktober 31 Bataillone und 45 Schwadronen beisammen hatte und rückte in den nächsten Tagen der Saale zu, der schleunigst wieder umgekehrten Reichsarmee unmittelbar auf den Fersen. Bei Weißenfels, Merseburg, Halle setzten seine Heertheile am 3. Nov. über den Fluß und am Abend dieses Tages vereinigten sie sich bei Braunsdorf an der Straße von Merseburg nach Weißenfels, eine Meile etwa südöstlich von Mücheln, wo, wie erzählt, die vereinigten Franzosen und Reichstruppen standeu.

Bevor wir nun die Ereignisse des 4. und 5. November erzählen, schalten wir ein, was sich als Vorspiel derselben am 14. Oktober in Regensburg zugetragen hatte.

Einer Formalität zu genügen, welche der Verhängung in des Reiches Acht und Aberacht vorauszugehen pflegte, hatte Kaiser Franz unter dem 22. August 1757 eine Ladung an den Kurfürsten von Brandenburg ergehen lassen, worin derselbe aufgefordert ward, binnen zwei Monaten nach Mittheilung derselben erhebliche Gründe gegen seine Verurtheilung wegen Reichsfriedensbruchs u. s. w. vorzubringen, widrigenfalls die Verurtheilung ohne Gnade ausgesprochen werden würde. Gegen jede mißbräuchliche Anwendung des Reichsrechts auf den völkerrechtlichen Streitfall zwischen Preußen und Oesterreich war der preußische Gesandte zu Regensburg Freiherr von Plotho mit unablässigen Verwahrungen aufgetreten. Damit war aber nur eine Verzögerung des kaiserlichen Blitzstrahls bewirkt worden. Am 8. Oktober sandte der kaiserliche Reichs-Hoffiscal E. G. Helm die „fiscalische Citation" nach Regensburg und beauftragte den dortigen kaiserlichen Notar und bairischen Regierungs- und Hofgerichtsadvokaten Georg Matthias Joseph Aprill, dieselbe dem preußischen Gesandten zuzustellen. Wie es diesem mit der Zustellung ergangen ist, hat er selbst in einem „Notariats-Instrument", das alsbald in „Stadt am Hof 1757" im Druck erschien[1]) der Mit- und Nachwelt mit unübertrefflicher Anschaulichkeit erzählt, nur in einem Punkte trotz seiner beiden Zeugen nicht ganz glaubwürdig; er stellt die ihm aufgetragene „Insinuation" als formell vollzogen dar, weil Plotho den Inhalt der Ladung gelesen habe, während dieser nachher aufs Nachdrücklichste öffentlich behauptete, er habe es zu einer solchen gar nicht kommen lassen, sondern sobald er gesehen, um was es sich handelte, mit jener Entschiedenheit durchgegriffen, die ebenso sehr in seinem Charakter lag, als sie mit strenger Logik aus seiner Rechtsauffassung folgte. Ohne anzugeben, was er wolle, hatte Aprill am 13. Oktober bei dem Gesandten sich ansagen lassen, weil er mit demselben

1) Abgedruckt: Kriegs-Canzley 1757 III, 946 ff.

etwas zu sprechen habe: der Bescheid lautete, der Herr habe Katarrh, er möge sich nur an den Sekretär wenden. Da er darauf bestand, von jenem



Erich Christoph Liber Baro de Plotho.

S: Regiæ Majestatis Borussiæ et Serenitatis Electoralis Brandenburgensis Consiliarius actual. intimus. Minister Status et Belli, nec non pro tempore Legatus ad Comitia Imperii Ratisbonensia.

natus d. 23 Sept. 1707.

persönlich empfangen zu werden, so wurde er auf den nächsten Tag 12 Uhr wieder beschieden und mit dem „Glockenstrich 12 Uhr" erschien er Freitag den 14. Oktober mit zwei Zeugen in der sogenannten „Gladbachischen Be-

hausung", wo der Gesandte wohnte, ward zwei Treppen hoch in das Vorzimmer desselben geführt und war kaum eingetreten, als Plotho „durch ein Nebenzimmer in seinem Schlafrock uns schon entgegenkam" mit der Frage: „Was das Begehren?" Hierauf will Aprill die Ueberreichung der Aktenstücke mit den Worten begleitet haben: „Ich habe Ew. Excellenz gegenwärtige Schrift zu übergeben, aus welcher dieselben citationem fiscalem zu ersehen haben, daß Ihre K. M. zu Preußen, als churf. Durchlaucht zu Brandenburg, erhebliche Ursach beyzubringen hätten, warum auf fiskalische Anklage die anbegehrte kaiserl. Erklärung nicht geschehen solle," und danach hätte Plotho die citationem fiscalem samt dem Apponendo aus seinen Händen an sich genommen, beide „eingesehen, gelesen und vernommen". Plotho dagegen versichert[1]): Aprill habe „aus dem Busen ein in Folio zusammengebogenes Paket herausgezogen, und solches stillschweigend überreichet, mit einer von dergleichen Leuten hier nicht ungewöhnlichen Timidität; daher auch solches ohne Bedenken angenommen wurde, in der gewissesten Meinung, daß selbiges in einem bei hiesigem Hochstift ventilirten Proceß an ein k. preuß. Dikasterium erlassene Requisitoriales, um deren weitere und sichere Beförderung würde nachgesuchet werden. Als aber der Aprill gleich darauf zitternd zu sprechen anfing: „Die bey Kayserlicher Majestät angebrachte Achtsklage" so wurde derselbe sofort interrumpiret, wie mit allem Fug und Recht geschehen können, zur Zurücknahme genöthiget und nach Verdienst zur Thür hinausgewiesen, und dieser ganze Actus hatte keine Minute gedauert." Plotho wiederholt, er habe das Anbringen des „angebentlichen" Notarii, „mit nichten angehöret", noch weniger etwas „durchgelesen und durchgeblättert".

Den „Actus" selbst soll uns Aprill etwas ausführlicher erzählen. Plotho hatte sich gleich zu Anfang „entfärbet und kurz hernach etwas mehreres entzündet", bald darauf sind „S. Excellenz Freiherr v. Plotho in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, also zwar, daß dieselbe sich nicht mehr stille zu halten vermocht, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesicht, beyde Arme in die Höhe haltend, gegen mich aufgefahren, dabey auch die Fiscal-Citation nebst dem Apponendo annoch in seiner rechten Hand haltend, in diese Formalia wider mich ausgebrochen: Was, Du Flegel! insinuiren? Ich antwortete darauf: dieses ist mein Notariatsamt, deme ich nachzukommen habe. Dessen aber ohngeachtet fiel mich Er, Freyherr von Plotho, mit allem Grimm an, ergriff mich bey denen vordern Theilen meines Mantels mit Vermelden: Willst Du es zurücknehmen? Da mich nun dessen geweigert, stoßte und schob er sothane Citation, benebst dem Apponendo vorwärts zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein und da er mich annoch bey dem Mantel haltend, zum Zimmer hinaus gedrücket, rufte er zu denen 2 vorhanden

1) Promemoria des K. Pr. und Chur-Brandenb. Comitialgesandten Herrn Ehrich Christoph Freiherrn v. Plotho d. d. 29. Nov. 1757 an die allgemeine Reichstagsversammlung zu Regensburg, den Insinuations-Actum des dasigen Hochstiftsadvokaten D. Aprills betreffend. (6 S. S.) abgedr.: Kriegs-Canzley 1757. III, 959—62.

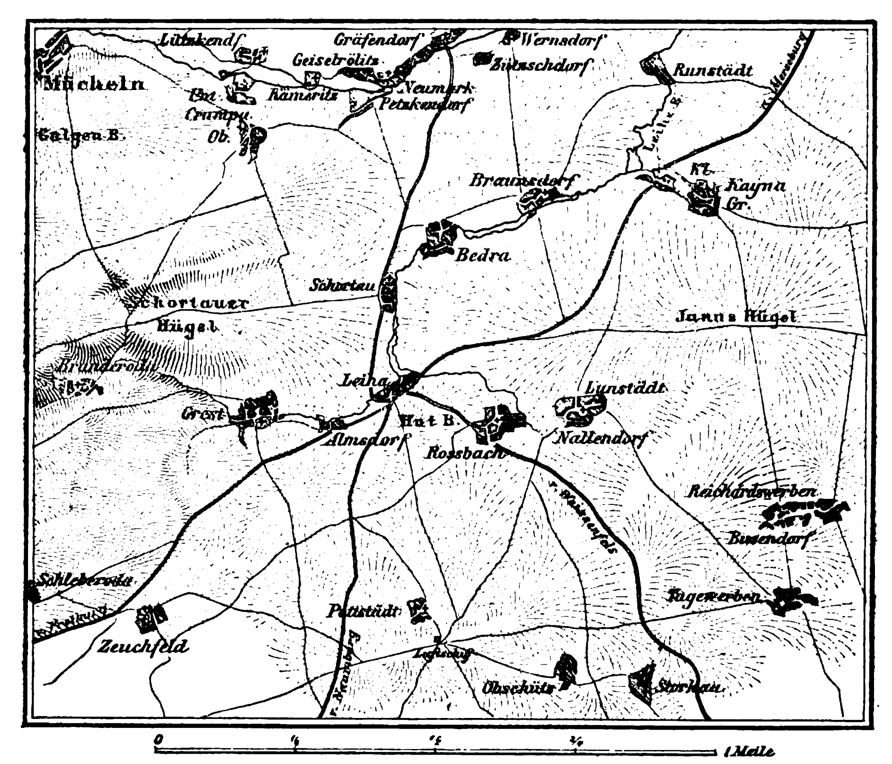
gewesenen Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter! Welche aber an diesem Actu selbsten ganz verhafftet, nicht wußten, was sie eigentlich thun sollten, sondern haben nur (jedoch ohne mindeste Handanlegung) — mich samt denen zwey Zeugen zurückbegleitet und aus dem Hause uns zu verfügen genöthiget."

Es war schon eine große Seltsamkeit, die nur im heiligen römischen Reiche möglich war, daß der Gesandte eines Fürsten, über den feierlich die Reichsexekution verhängt war und dem eben durch eine leibhaftige Reichsarmee der Reichskrieg gemacht ward, am Reichstag Sitz und Stimme behalten konnte, als ob ihn das Alles gar nichts anginge. Das Mindeste, was der Kaiser von seiner Citatio fiscalis erwarten mochte, war, daß sie diesem in der That vernunftwidrigen Verhältniß ein Ende machen würde. Aber er hatte sich geirrt. Das schallende Hohngelächter, mit welchem das Schicksal des kaiserlichen Notars aufgenommen ward, machte jede ernstliche Wiederaufnahme des kaiserlichen Bannstrahls unmöglich und schließlich sah der Kaiser ein, was er sich freilich früher hätte überlegen müssen, daß er durch die Verhängung der wirklichen Reichsacht über den Kurfürsten von Brandenburg sich selber ins Fleisch schneiden würde. In der Wahlkapitulation hatte er sich feierlich verpflichtet, was einem in die Acht Erklärten abgenommen werde, nicht sich und seinem Hause zuzueignen, sondern dem Reich zu überlassen und vor Allem dem beleidigten Theil daraus Genugthuung zu geben.[1]) Eine ehrliche Befolgung dieser Bestimmung lief ja, wie wir wissen, allen Plänen der Kaiserin schnurstracks zuwider und so erschien es schließlich am besten, den ganzen Zwischenfall der Vergessenheit zu übergeben und sich stillschweigend der allerdings empfindlichen Auslegung zu unterwerfen, welche der Freiherr von Plotho gedruckt dem Reiche und dem Reichstag übergab, um richtig zu stellen, „was in dem churbrandenburgischen Gesandtschafts-Quartier mit einem sich für einen Notarium ausgebenden Menschen, Namens Aprill, wegen einer von ihm vermeyntlich tentirten Insinuation am 14. Oktober a. c. sich zugetragen haben solle". Freilich der Gesandte, der mit diesem Promemoria am 29. Nov. sich „denen sämmtlichen anwesenden fürtrefflichen Gesandtschaften zu beständigem Wohlwollen und Freundschaft bestens empfahl" war nicht mehr der Vertreter des Besiegten von Kolin, sondern der des Siegers von Roßbach und die Nation hat dem schneidigen Reichstagsgesandten die kurz angebundene Selbsthilfe vom 14. Oktober nicht vergessen.

Auf der Reichsversammlung, welche im Jahre 1764 zur Wahl und Krönung des römischen Königs Joseph II. in Frankfurt stattfand, erschien auch der brandenburgische Gesandte Freiherr von Plotho, unter den Prunkgestalten, die dort hoffärtig einherfuhren, ausgezeichnet „durch eine gewisse Spärlichkeit sowohl in eigener Kleidung als in Livreen und Equipagen", noch mehr freilich durch den Ruhm, den er sich als „diplomatischer Held" in Regensburg erworben. Der fünfzehnjährige Goethe hat sich den Mann, der den

1) Schaefer I, 449. Vgl. II. 1. 195 ff.

kaiserlichen Notarius Aprill „die Treppe hinuntergeworfen oder werfen lassen" mit ganz unendlichem Interesse betrachtet und noch der Greis, der „Dichtung und Wahrheit" schrieb, erzählt, wie wenn es gestern erst geschehen wäre: „das erste glaubten wir, weil es uns besser gefiel und wir es auch dem kleinen, gedrungenen, mit schwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, besonders wo er ausstieg. Es entstand jeder Zeit eine Art von frohem Zischeln und wenig fehlte, daß man ihm applaudirt, Vivat oder Bravo zugerufen hätte."[1])



Karte der Gegend von Roßbach.

Wir haben die Prinzen von Hildburghausen und Soubise in dem Lager zu Mücheln verlassen, das sie nach ihrem Rückzug von der Saale am 2. November bezogen hatten. Ob König Friedrich über die Saale folgen werde, war dem Prinzen von Soubise sehr zweifelhaft, im tiefsten Innern rechnete er gar nicht darauf und deshalb schrieb er so kampfslustig wie irgend Einer, der nicht erwartet beim Worte genommen zu werden: „Wenn er über die Saale kommt, so glaube ich, daß wir zum Ruhme der Nation und zur Sicherung der

1) Dichtung und Wahrheit I, 5. Buch, S. 170 der Loeper'schen Ausgabe.

Winterquartiere ohne Zögern ihm entgegen marschiren und ihn schlagen müssen. Die Truppen verlangen danach mit einem Feuereifer, der ein sehr günstiges Vorzeichen ist."[1]) Am 3. Mittags erfuhr Soubise, daß Friedrich bei Weißenfels die Brücke über die Saale habe herstellen lassen und sich zum Uebergang über den Fluß vorbereite. Augenblicklich hieß er alle Umgebungen seines Lagers nach geeigneten „Schlachtfeldern" durchsuchen,[2]) und noch ehe diese Suche beendigt war, kam Friedrich am Abend mit seinen drei Colonnen in Braunsdorf an. In einem Briefe, den Soubise am 4. angefangen, am Morgen des 5. beendigt und unmittelbar vor der Schlacht durch einen Courier nach Paris gesandt hat,[3]) gibt er weiter an: „In der Nacht (vom 3. auf den 4.) erwarteten wir einen Angriff und jeder war auf seinem Posten; morgens schien entschieden, daß er uns angreifen wolle, allein nachdem er eine Recognoscirung vorgenommen hatte, zog er sich zurück. Wenn die Preußen morgen in ihrer Stellung bleiben, so werden wir die Partei ergreifen uns rechts wegzuziehen und ich glaube, daß wir den König von Preußen bestimmen werden, — uns in Ruhe zu lassen". Was nun ohne Unterscheidungszeichen folgt, ist offenbar am Morgen des 5. geschrieben: „Er hat es gestern sehen müssen, daß man ihn nicht fürchtet. Ich kann Ihnen die Freude nicht ausdrücken, die sich auf allen Gesichtern malte. Es ist ein Unglück, daß der König von Preußen nicht auf die Wette hat eingehen wollen. Ich glaube, daß es bei der nächsten Gelegenheit derselbe Fall sein wird: gestern indeß war Alles trefflich vorbereitet und angeordnet. Die Truppen waren mit den Anordnungen zufrieden, die ich größtentheils dem Herzog von Broglie, den Grafen von Mailly und St. Germain, sowie andern Generalen und unserm ganzen Generalstabe verdanke, dessen Einsicht in dem Augenblicke, in welchem man nicht daran zweifelte, daß eine Schlacht nahe bevorstehe, in ihrem ganzen Glanze erschien."[4]) Der 4. November war für die Franzosen in der That ein Unglückstag, denn er schuf die Illusionen, die zur Niederlage des 5. führten.

Auf Andringen des Prinzen von Hildburghausen war noch am späten Abends des 3. die ungünstige Stellung bei Mücheln mit einer günstigeren südwärts davon nach Branderoda zu vertauscht worden, wo auf der äußersten Rechten die Reichstruppen sich mit Verhauen und Geschützen wohl gedeckt hatten. Am Morgen des 4. rückte Friedrich mit seinem ganzen Heere in Schlachtordnung zum Kundschaften aus, besah sich die feindliche Stellung und fand die Schwierigkeiten eines Angriffs so groß, daß er wieder abmarschirte, aber nicht in sein altes Lager zurückkehrte, sondern in der unmittelbaren Nähe des Feindes zwischen Bedra, Schortau und Roßbach ein neues bezog. Der kampflose Abzug der mit Sack und Pack zum Angriff ausgerückten Preußen unter den Höhen, auf welchen die noch nicht besiegten Franzosen standen: das

1) An Paulmy 2. Nov. Stuhr I, 365. 2) Stuhr I, 231. 3) Brodrück S. 361. Der unmittelbar vor der Schlacht abgesandte Brief kann nur der bei Stuhr I, 231/32 auszugsweise mitgetheilte sein. 4) Stuhr I, 231/32.

war ein Anblick, dessen berauschendem Eindruck selbst der Prinz Soubise nicht widerstand. Der strahlenden Freude, die man auf den Gesichtern der Mannschaften las, entsprach der Schwung, mit welchem jetzt der Antrag des Prinzen von Hildburghausen auf einen Rechtsabmarsch mit der ganzen Armee zur Umgehung und Abschneidung des Feindes für den nächsten Tag verabredet ward.

Der Prinz von Hildburghausen war's, der nach übereinstimmender Aussage aller Zeugen immer und immer auf Losschlagen drang, während Soubise, nach seinen eigenen Angaben, den Weisungen aus Versailles gemäß das Menschenmögliche that, jeder Schlacht auszuweichen. Der Generalissimus der vereinigten Heere täuschte sich durchaus nicht über den Werth seiner Armada. In einem nach der Niederlage geschriebenen Bericht an den Kaiser[1]) sagt er: „Ich habe den Zustand der Reichstruppen offenherzig beschrieben, jenen der französischen Hilfsvölker, ihre Unordnung, schlechte Disciplin und noch viele andere diese Truppen betreffende Betrachtungen mit lebendigen Farben abgemahlt, ja ich habe sogar versichert, daß eine Colonne von 2—3 Regimentern übrig genug seien, diese Armee zu schlagen und alle Zeit gebethen, nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität zu reflektiren. Nicht minder habe ich fast um Gottes willen gebethen, man möchte den aus dem Gewinnst einer Bataille erwachsen könnenden Nutzen mit dem ohngemeinen Schaden, so da ohnfehlbar von dem Verlust einer Feldschlacht erfolgen würde, auf die Waagschale legen und mich nicht zu einer Unternehmung zwingen, von der ich nichts als Böses und Schädliches voraussehen könnte. Allein leyder! alles dieses, Allergnädigster Herr, hat nichts gefruchtet und ich bin durch alle Couriers dergestalten zum Avanciren animiret worden, daß es würklich das Ansehen gehabt hat, als ob an meiner Herzhaftigkeit gezweifelt würde." Dies war ein Beweggrund, der zur Eile spornte. Ein anderer lag in der verzweifelten Lage und Stimmung seiner Truppen, die wirklich keine andere Wahl mehr hatten, als, ehe sie verhungerten, entweder zu schlagen oder den sofortigen Rückzug anzutreten. Die Stellung bei Mücheln hatte er nicht gewählt, sondern nothgedrungen angenommen, weil eben Soubise dort stand und mit Befehlen aus der Entfernung von dort nicht fortzubewegen war. Die größere Hälfte der Reichsinfanterie hatte er gleich nach dem Abzug von der Saale unter dem Prinzen von Baden-Durlach über die Unstrut voraus gesendet[2]) und war mit der kleineren, 15 Bataillonen, den Franzosen bis Mücheln nachgegangen, um sie von dort mit über die Unstrut zu nehmen. Der rasche Anmarsch des Königs hatte diesen Plan durchkreuzt und ihn zur Aufnahme des Kampfes diesseits der Unstrut bestimmt, aber für diese plötzlich eingetretene Aenderung war gar nichts vorbereitet, an Lebensmitteln fehlte es gänzlich; in Erfurt, Eisenach u. a. O. gab es große Vorräthe, aber es war kein Fuhrwerk da, um es fortzubringen. Die Franzosen hatten alle Wagen und alles Zugvieh aus der ganzen Gegend mitgenommen.[3]) So brach bei

1) Weimar 7. November. Brodrück S. 301. 2) Ebd. S. 337. 3) Ebd. S. 191.

den Reichstruppen im Lager zu Mücheln am 2. November förmliche Hungersnoth aus, die allgemeines Marodiren und schwere Excesse gegen die Landleute zur Folge hatte. Als der 5. November anbrach, standen die Reichstruppen seit fünf Tagen ununterbrochen unter den Waffen, hatten zwei Tage und Nächte unter freiem Himmel gelegen, ohne so zu sagen einen Bissen Brod oder einen Tropfen Wasser zu sehen und wenn es nicht zur Schlacht kam, mit keiner anderen Wahl mehr, als „uns entweder zu retiriren oder hier vor Hunger und Mangel umzukommen". [1])

Dies war ein weiterer, schlechthin zwingender Grund zum Kampfe: hinzu kam, daß auch das Verhältniß der beiderseitigen Truppenstärke ein sehr günstiges war. Es war nicht so günstig, wie man lange angenommen hat; nach den zuverlässigsten Berechnungen hat die verbündete Armee am 5. November außer 10,264 Mann Reichstruppen mit 30 Geschützen, nur 33,060 Franzosen mit 79 Geschützen, [2]) also Alles in Allem 43,324 mit 109 Geschützen gezählt; aber das Heer Friedrichs des Großen betrug nicht mehr als 22,000 Mann mit 72 Geschützen und die Streiterzahl der ersteren war mithin der des letzteren fast um das Doppelte überlegen.

Nach den Verabredungen des 4. November hätte man am frühen Morgen des 5. den sofortigen Rechtsabmarsch der Franzosen erwarten sollen; statt dessen ließ Soubise seine Armee — auf Fouragiren ausgehen; [3]) wie gewöhnlich hatte er über Nacht Alles vergessen, wofür er am Tage vorher Feuer und Flamme gewesen war. Da sandte ihm der Prinz von Hildburghausen ein dringendes Billet, dessen Wortlaut uns erhalten ist: „Ich glaube, daß wir keinen Augenblick zu verlieren haben; aber wir müssen uns auf der Stelle fertig machen, wider den Feind zu gehen und ihn anzugreifen. Aus seinem gestrigen Manöver sieht man sehr gut, daß er zu uns nicht kommen wird, und statt dessen haben wir alle Ursache zu fürchten, daß er uns die Verbindung mit Freiburg und dadurch die Lebensmittel abschneiden kann. Das Bemühen seiner Generale, den Weg dorthin auszukundschaften, beweist es, und eben vernehme ich, daß er Weißenfels verlassen hat, ohne auch nur die Brücke zu bewachen, Beweis genug, daß er sich ihrer nicht bedienen will: daher glaube ich, müßten wir uns gleich in Marsch setzen, die Höhen von Schevenrode zu gewinnen und ihn von dort aus anzugreifen. Wir gewinnen dabei zwei Vortheile. Erstens den der Oertlichkeit, welchen uns die Höhe über dem feindlichen Lager gewährt, indem wir das Defilé vermeiden, das uns gestern am Angriff hinderte, und zweitens decken wir dadurch zu gleicher Zeit unsere Verbindungen. Ich bitte Ew. Durchlaucht hierüber nachzudenken

1) Mollinger bei Brodrück S. 114. 2) Nachgewiesen von Brodrück S. 343.
3) Französischer Bericht bei Stuhr I, 366: Notre armée campa sur le terrain où elle avait passé la nuit, et le lendemain matin 5 on lui donna l'ordre d'aller aux fourrages. M. le Prince de Soubise reçut, un moment après, un billet du Prince de Saxe-Hildbourghausen, par lequel il l'invitait de marcher par sa droite et de se porter sur le flanc gauche du Roi de Prusse.

und Ihre Antwort hier beizusetzen. Das erste, was geschehen muß, ist die Benachrichtigung Ihrer Regimenter, daß man marschiren wird und daß Niemand das Lager verlassen dürfe; denn sie gehen tausendweise auf das Dorf zu, das dem Feinde ganz nahe liegt, und dieser kann mit einer Abtheilung von wenig Husaren soviel Gefangene machen, als er will."

Dem Namen nach war der Prinz von Hildburghausen der Vorgesetzte des Prinzen von Soubise, gleichwohl hat er, wie auch dieses Schreiben beweist, niemals zu befehlen gewagt, immer nur Rathschläge zur Erwägung anheim gegeben, und wenn er mit seinen Gründen den Prinzen überzeugt zu haben glaubte, regelmäßig statt entsprechenden Handelns eine Fülle von Gegengründen zu hören bekommen. So auch jetzt. Der Prinz Soubise ließ seine Armee nicht marschiren, sondern fouragiren; unter beständigem Hin- und Herverhandeln kam die Mittagsstunde heran, da griff Hildburghausen zu dem einzigen Mittel, das nicht immer versagte, er brach mit der kaiserlichen Reiterei selbständig auf und mit diesem Vorspann brachte er auch Soubise endlich in Bewegung. Die ganze Armee setzte sich nach rechtshin in Marsch, aber als man um 2 Uhr etwa dem Dorfe Pettstädt gegenüber, gerade südlich vom Lager der Preußen angekommen war, machten die Franzosen wieder Halt, denn nun war dem Prinzen Soubise ganz klar geworden, zu einem Angriff auf die Preußen sei es doch zu spät geworden für den Tag, man müsse sich begnügen in deren linker Flanke bei Reichardtswerben ein Lager zu beziehen und den Angriff auf den nächsten Tag verschieben.[1]) Hildburghausen eilte herbei, in gerechter Entrüstung ließ er sich die Aeußerung entfahren: „So seid Ihr Herren Franzosen, wenn der Feind kommt, geht Ihr zurück, und wenn Ihr gegen ihn gehen sollt, macht Ihr Halt." Diese Grobheit würde aber nichts gefruchtet haben, wenn nicht gerade jetzt, es war halb 3 Uhr, im feindlichen Lager eine Bewegung sichtbar geworden wäre, die aussah wie eine Flucht nach Merseburg. Nun gab es selbst für Soubise keinen Grund zum Widerstreben mehr. Entwischen sollte der Feind nicht, die Schande hätte er nicht verantworten können. Mit Hildburghausen setzte er sich jetzt selber an die Spitze der Reiterei, die eiligst auf Reichardtswerben vorging; daß Fußvolk folgte „mit Siegesjauchzen" im Laufschritt nach und die Reserve unter Broglie hatte es so eilig, daß sie statt rechts sich anzuschließen, sich sammt all ihren Geschützen zwischen die beiden Treffen des Fußvolks einschob[2]) und dadurch die ganze Marschordnung unheilbar durcheinander warf.

Die Colonnen, die so zu Roß und zu Fuß in halbem Bogen nach Reichardtswerben stürmten, sahen nicht, was in denselben Augenblicken auf der Sehne des Bogens bei den Preußen sich ereignete. Die beiden Heere waren getrennt durch einen in dem sogenannten Janushügel gipfelnden Höhen-

1) Stuhr I, 373/74. 2) Brodrück S. 346/47. Zur Geschichte der Schlacht vgl. die Jubelschrift von Prof. Dr. Adolf Müller, Die Schlacht bei Roßbach. Berlin 1857. Wiltsch, Die Schlacht von, nicht bei Roßbach, Reichardtswerben. 1858.

rücken, der Friedrich dem Großen als Vorhang für ein Manöver diente, wie es einfacher nicht erdacht und wirksamer nicht ausgeführt werden konnte. Durch das geöffnete Dach des Herrenhauses zu Roßbach hatte Friedrich am Morgen um 8 Uhr sich die Stellung des Feindes mit dem Fernglas betrachtet, und aus den Bewegungen, die er beobachtete, auf einen Rückzug desselben nach Freiburg geschlossen, dem der Aufmarsch eines Truppenkörpers (es war die Abtheilung des Grafen St. Germain) zwischen Almsdorf und Schortau zur Deckung dienen sollte. Die Truppen blieben deshalb in ihren Zelten, durften, als der Mittag kam, abkochen und in Ruhe ihre Mahlzeit verzehren, wie denn auch Friedrich selbst um 12 Uhr zur Tafel ging und mit seinem Stab bis 2 Uhr bei Tafel blieb. Da ging er, veranlaßt durch die Meldung eines Adjutanten, noch einmal auf den Boden und nun erblickte er Marschcolonnen, deren Richtung nach seiner Linken nicht mehr zweifelhaft war. Im Augenblick war sein Entschluß gefaßt, in ein paar Minuten das Lager abgebrochen und die ganze Armee in Bewegung. Dies hatte man noch auf feindlicher Seite gesehen und die Geschwindigkeit womit es geschah, nicht wenig bewundert. „In weniger als zwei Minuten," sagt ein Augenzeuge von der Reichsarmee, „lagen alle Zelte, als wenn sie auf dem Theater mit einer Schnur gezogen wären, auf der Erde und seine Armee war in vollem Marsche. Diese plötzliche Veränderung machte uns glauben, er fürchtete sich vor uns und wollte sich nach Merseburg retiriren, weswegen schon unter uns ein Siegesjauchzen anfing zu erschallen und sich unser Muth wie unsere Schritte verdoppelten."[1]) Friedrichs Weg ging nicht nach Merseburg; nach demselben Reichardtswerben, dem die Verbündeten zustürmten, sandte Friedrich seine Reiterei, während er Artillerie und Fußvolk eiligst sich über den Janushügel verbreiten ließ.

Es war halb 4 Uhr geworden, als die preußischen Geschütze vom Janushügel herab ihr Feuer auf den Feind eröffneten und in demselben Augenblick Seydlitz mit seiner Reiterei um diese Höhe herum schwenkte und wie ein Blitz in die deutschen Reiterregimenter einbrach. Die österreichischen Kürassiere hielten den ersten Stoß aus, französische Reiterei unter Marquis de Castries kam ihnen zu Hilfe: da warf Seydlitz ihnen sein zweites Treffen in die rechte Flanke und diesem neuen Stoße widerstand nichts mehr. In wildem Getümmel jagten die geschlagenen Reitermassen querfeldein, während Seydlitz seine Schwadronen bei Tagewerben neu formirte.

Die Flucht der Reiterei entschied die Flucht der Kreisregimenter, die ohne einen Schuß gethan zu haben, umkehrten, die Gewehre wegwarfen und das Weite suchten. Die französische Infanterie versuchte wenigstens Widerstand, die Brigade Piemont ließ die ersten sieben Bataillone der Preußen bis auf 50 Schritt herankommen, aber als das Schnellfeuer seine fürchterliche Wirkung that, und mit einer Lage eine ganze Compagnie Grenadiere nieder-

1) Mollinger bei Brodrück. S. 115.

[illegible] machte die ganze Brigade Kehrt, die Brigade Mailly und mit ihr das übrige Fußvolk folgte dem Beispiel. Die ganze feindliche Armee war nur unter den Kartätschensalven der preußischen Geschütze auf dem Rückzug, als Seydlitz noch einmal in die flüchtenden Haufen einhieb und nun war es um den letzten Rest von Haltung und Ordnung geschehen. Nur das Dunkel der Nacht rettete die nach Freiburg und der Unstrut flüchtenden Massen vor gänzlicher Vernichtung. Der Prinz Soubise hatte während der Schlacht als Soldat redlich seine Schuldigkeit gethan; noch Gediegeneres leistete er in seinem Schlachtbericht an Stainville: „Quel Malheur! Quel Malheur! Worauf kann man noch bauen? Feuer, guter Wille, treffliche Anstalten, waren, das wage ich zu sagen, auf unserer Seite: und in einer halben Stunde haben die Manöver des Königs von Preußen unsere Reiterei und unser Fußvolk zum Weichen gebracht; Alles hat sich zurückgezogen ohne zu flüchten, aber auch ohne je den Kopf umzudrehen. — Die Infanterie rückte trotz der Niederlage der Reiterei in sehr guter Haltung vor; sie marschirte, ohne einen Schuß zu thun, bis 50 Schritte an den Feind und im Augenblick, da ich die schönsten Hoffnungen hatte, wandten sich die Köpfe, man schoß in die Luft und zog sich zurück. Ich muß bekennen, die Haltung der Feinde war sehr stolz; ich bemerkte dort nicht die mindeste Erschütterung. Von jenem Augenblicke an avancirte die Linie der Preußen unaufhörlich feuernd und ohne sich zu lockern; unsere Brigaden auf der Linken wichen rückwärts (reculaient) ohne zu fliehen, aber, ausgenommen einige Augenblicke, wo man Mittel fand sie anzuhalten, herrschte die Neigung zum Rückzug vor und trug den Sieg davon. Ich spreche nicht von der Kreisinfanterie, deren erinnere ich mich nur, um den Augenblick zu beklagen, wo ich das Unglück hatte zu ihr zu stoßen. — Die Artillerie und die Equipagen sind in Sicherheit, unsere Nachzügler kommen an und ich höre von allen Seiten, daß die Flüchtlinge zurückkehren. Während der Nacht hatte sich schon die ganze Infan-



Nach dem Kupferstiche von D. Berger.

1) Französischer Bericht. Stuhr I, 377 vgl. mit dem Bericht des Prinzen von Hildburghausen bei Brodrück. S. 303.

terie zerstreut. Wir fangen an, wieder zu uns zu kommen, die Sprache kehrt zum guten Ton zurück. Sie wissen, wer mit französischen Köpfen zu thun hat, weiß sich immer zu helfen. Ich male mir das Bild aus, das der Hof darbieten wird, wenn er diese traurige Botschaft vernimmt; es schneidet mir ins Herz."[1])

Als der Prinz Soubise in seinem wunderlichen Bericht so sorgfältig den Schein zu retten suchte, als habe überall blos ein Rückzug, ein Weichen, aber nie und nirgends ein Flüchten, ein Davonlaufen stattgefunden, hatte er das ganz richtige Gefühl, daß für die Besiegten von Roßbach die Schande größer als der Verlust, der Schimpf gefährlicher sein werde als der Schaden an Menschenleben und Geschützen.[2]) Das System von Versailles hatte einen Schlag erlitten, von dem es sich nicht mehr erholen sollte. Der Hof zwar tröstete sich schnell. Die Marquise de Pompadour trocknete ihre Thränen, als der Marschall Belleisle ihr sagte, wie er beim König dem Ehrenmann Soubise das Wort geredet; „der König wird Ihnen sagen, Madame, daß Herr v. Soubise vom Prinzen von Hildburghausen gezwungen worden ist, die Schlacht zu schlagen, und daß dessen Truppen zuerst geflohen sind und die Franzosen mit fortgerissen haben." Dem Prinzen wurden denn auch die schmeichelhaftesten Zeichen der Fortdauer königlicher Gunst zu Theil und das tröstete ihn über die Fluth von Spott und Hohn, die in der Presse sich über ihn ergoß. Da flog ein Blättchen umher, worauf man in artigen Versen las: „Soubise sagt, die Laterne in der Hand: Ich suche umsonst, wo Teufel ist mein Heer? Es war doch gestern morgen noch zur Stelle. Hat man mir's gestohlen, oder hab ich's blos verlegt? Ach, ich verliere Alles, Schwachkopf, der ich bin. Aber warten wir bis der Tag kommt, bis Mittag ist. Was seh ich? o Himmel! Welch Entzücken faßt mein Herz! O selig Wunder, da, da ist es ja. Ah, zum Henker auch, was ist denn das? Ich irrte mich, das Heer des Feindes ist's."[3])

Untröstlich war in Versailles nur Einer, der Abbé Bernis, von dem wir schon wissen, wie glücklich er war im Ahnen der Gefahren, im Erkennen der Uebel, und wie unglücklich, wenn es galt, den einen zu entgehen, die anderen zu heilen. All seine Freude über die endlich glücklich bewirkte Rückkehr der Parlamente machte tiefer Verzweiflung Platz, als die Botschaft von Roßbach kam, als er die Schadenfreude sah, mit der das Volk, und den Leichtsinn, mit dem der Hof dies entsetzliche Ereigniß nahm. Er war von dem Gange der Ereignisse sehr gut unterrichtet und hatte sich über die Ur-

---

1) Aubertin, L'esprit public au XVIIIième siècle. Paris 1873. S. 335/36.
2) Die Preußen hatten an Todten 3 Offiziere und 162 Mann, an Verwundeten 20 Offiziere und 356 Mann verloren. Der Feind hatte 6—700 Todte und 2000 Verwundete auf dem Schlachtfeld, über 5000 Mann, worunter 5 Generale und gegen 300 Offiziere, als Gefangene in den Händen der Sieger gelassen, die außerdem 67 Geschütze, 7 Fahnen und 15 Standarten mit vieler Bagage erbeutet hatten. Geschichte des 7jährigen Krieges vom preuß. Generalstab I, 371/72. Der Verlust, den der Feind durch Ausreißen erlitt, ist nicht mehr zu ermitteln. 3) Jobez V, 89.



Charles de Rohan-Rohan, Prinz von Soubise.
Nach Massard. (Originalgemälde in Versailles.)

sachen der Niederlage ein in seiner Unbefangenheit völlig zutreffendes Urtheil gebildet, als er am 22. November an den Grafen Stainville schrieb: „Wir sind geschlagen worden, 1) weil der Marsch schlecht angeordnet war; 2) weil wir beim Vorbeiziehen unter einem Hügel versäumt haben, uns erst der Höhen zu bemeistern; 3) weil wir gegen den König von Preußen im Bogen marschirten, während er auf der Sehne gegen uns heran kam; 4) weil wir angegriffen wurden, ehe wir in Schlachtordnung standen; 5) weil unsere Truppen seit drei Tagen fast kein Brod bekommen hatten; 6) weil unsere Infanterie noch keinen Schuß gethan hatte; 7) weil sie sehr schlecht disciplinirt ist; 8) weil der König von Preußen alle Gegenvortheile hatte und diesen hinzufügte die des Terrains, der guten Anordnung, der List und der Schnelligkeit. Außer der Reiterei hat Niemand gekämpft und geflohen ist Alles. Die Nacht hat die Armee gerettet. Um 2 Uhr Nachmittags hat man schon auf dem Marsch Halt gemacht, um einen Kriegsrath zu halten, in dem die Meinungen getheilt waren. Dies Vorspiel weissagte den Verlust der Schlacht; aber ich bitte Sie mir zu sagen, was wir denn hätten thun wollen, wenn wir sie gewannen? Wie kann man eine Schlacht vollständig gewinnen, wenn sie im November um 5 Uhr Abends anfängt? Das Schlachtfeld hätten wir gewonnen und weiter nichts. — Herr von Soubise übrigens wird, wie leicht zu denken, vom ganzen Publikum in Stücke zerrissen; es wollte ihm nie ein Commando anvertraut wissen und sagte seit zwei Monaten seine Niederlage voraus; als Gegenschlag erleben wir jetzt die Vernichtung unserer Armee." — Dann kommt er auf Richelieus unbegreifliches Verhalten zu Zeven und Halberstadt zu sprechen: „Wenn wir uns nicht in Acht nehmen und wenn wir uns nicht sammeln, so werden wir aus Deutschland hinausgetrieben werden; hinter uns haben wir eine (die hannoversche) Armee, die man blos eingeschläfert, die zu vernichten man sich die Zeit nicht genommen hat. Es ist unbegreiflich, daß man trotz aller Gegenvorstellungen Stade verläßt, um einen Monat in Halberstadt zuzubringen, das man gleichfalls preisgeben will. Wir werden noch sehen, wohin die hannoversche Episode führt; aber was wird inzwischen unsere Armee im Frühling machen? Schon hat sie das ganze Land ausgezehrt, das sie besetzt hält und das, welches sie besetzen soll, wird sie gleichfalls ausgezehrt haben; wenn man die Disciplin nicht herstellt, ist Alles verloren. Wenn die Generale auf ihren Kopf handeln und beständig gegen den Hof argumentiren dürfen, ist noch einmal Alles verloren. Wir brauchen eine Regierung und haben eine solche heute so wenig, als wir früher eine hatten. — Am Hofe hat man bei der Niederlage nur an Herrn von Soubise, aber nicht an den Staat gedacht. Unsere Freundin und der König haben ihn mit Freundschaft überhäuft. — Seien Sie gewiß, meinen Kopf habe ich noch ganz; aber er ist mir völlig unnütz, denn wir haben kein Ministerium und keine Minister."[1])

1) Mém. II, 139—143.

IV. Leuthen, Wilhelm Pitt und Ferdinand von Braunschweig.

„Endlich eine gute Nachricht," schrieb Friedrich am späten Abend des 5. November seiner Schwester Wilhelmine. „Du wußtest ohne Zweifel, daß die Faßbinder mit ihren Reifen (cercles, die Kreistruppen der Reichsarmee sind gemeint) Leipzig nehmen wollten. Ich bin herbei geeilt und habe sie über die Saale gejagt. Der Herzog von Richelieu hat ihnen 20 Bataillone und 14 Schwadronen zur Hilfe gesandt: sie haben sich einer Stärke von 60,000 Mann gerühmt. Gestern bin ich ausgerückt, um sie auszukundschaften und habe sie in ihrer Stellung nicht angreifen können. Das hat sie tollkühn gemacht. Heute sind sie ausmarschirt, um mich anzugreifen, aber ich bin ihnen zuvorgekommen. Es war eine Schlacht in Güte (en douceur). Gott sei Dank habe ich nicht hundert Todte; der einzige schwer verwundete General ist Meinike. Mein Bruder Heinrich und Seydlitz haben kleine Schrammen am Arm. Wir haben das ganze Geschütz des Feindes; ihre Auflösung ist vollständig und ich bin im vollen Marsch, um sie über die Unstrut hinauszuwerfen. Das ist also nach soviel Schreck und Mißgeschick, Dank dem Himmel, ein günstiges Ereigniß und man wird sagen, 20,000 Preußen haben 50,000 Franzosen und Deutsche geschlagen. Mit Ruhe kann ich jetzt zur Grube fahren, denn der Ruf, die Ehre meiner Nation ist gerettet. Unglück können wir haben, aber Entehrung werden wir nicht erleben."[1]) Militärisch war der Sieg von Roßbach lange nicht so entscheidend, als es im ersten Augenblicke schien; aber die moralische Wirkung war ganz außerordentlich. Dem Volkshaß, den die Plünderungen und Gewaltthaten des französischen Banditenheeres in ganz Nordwestdeutschland verbreitet, war glänzend Genüge geschehen, eine Franzosenfurcht gab es seit diesem Tage überhaupt nicht mehr und in dem grenzenlosen Schimpf, mit dem die Reichsarmee dies Schlachtfeld verlassen, starb der Glaube an das Reich selbst dahin. Der Krieg gegen Preußen erschien als das, was er wirklich war, als ein Krieg gegen Deutschland und seine theuersten Güter. Von Kaiser und Reich hatte die Nation nichts als Schaden und Schande; in Friedrich den Großen lernte sie ihren Rächer und Retter kennen. Wo nur ein Funke deutscher Empfindung lebte und nur ein Schatten von Empfänglichkeit war für echtes Heldenthum, da jubelte man

1) Oeuvres XXVII. 3. 350,51.

Sieges-Lied

der

Preußen

nach der Schlacht bei Roßbach.

1757.

Erschalle! hohes Siegeslied,
Erschalle weit umher!
Daß dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hinter her.

Den, welcher unsern Untergang
In bösem Herzen trug,
Den schlage, muthiger Gesang,
Wie **Friederich** ihn schlug.

So, wie ein junger Löwe liegt
Und laurt auf seinen Feind,
Der stolz ist, in Gedanken siegt,
Ihn leicht zu zwingen meint.

So, tapfre Brüder! lagen wir,
Wir kleiner Hauf im Thal.
Der Abend kam, da schliefen wir
Nach langem Marsch einmal.

Vom Pulverdonner eingewiegt,
Und von der Waffen Last,
Ermüdet schliefen wir vergnügt,
Die Felder Schritt vor Schritt.

Vom Sternen-vollen Himmel sahn,
Schwerin und Winterfeld,
Verwundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog bey Sternenklang
Der beyden Heere Krieg,
Er wog, und Preusens Schaale sank,
Und Oesterreichs Schaale stieg.

Der Neid, der neben Thronen sitzt,
Im ungetreuen Wien,
Knirscht mit den Zähnen, Rache blitzt
Aus Augen, welche glühn.

IV. Leuthen, Wilhelm Pitt und Ferdinand von Braunschweig.

„Endlich eine gute Nachricht,“ schrieb Friedrich am späten Abend des 5. November seiner Schwester Wilhelmine. „Du wußtest ohne Zweifel, daß die Faßbinder mit ihren Reifen (cercles, die Kreistruppen der Reichsarmee sind gemeint) Leipzig nehmen wollten. Ich bin herbei geeilt und habe sie über die Saale gejagt. Der Herzog von Richelieu hat ihnen 20 Bataillone und 14 Schwadronen zur Hilfe gesandt: sie haben sich einer Stärke von 60,000 Mann gerühmt. Gestern bin ich ausgerückt, um sie auszukundschaften und habe sie in ihrer Stellung nicht angreifen können. Das hat sie tollkühn gemacht. Heute sind sie ausmarschirt, um mich anzugreifen, aber ich bin ihnen zuvorgekommen. Es war eine Schlacht in Güte (en douceur). Gott sei Dank habe ich nicht hundert Todte; der einzige schwer verwundete General ist Meinike. Mein Bruder Heinrich und Seydlitz haben kleine Schrammen am Arm. Wir haben das ganze Geschütz des Feindes; ihre Auflösung ist vollständig und ich bin im vollen Marsch, um sie über die Unstrut hinauszuwerfen. Das ist also nach soviel Schreck und Mißgeschick, Dank dem Himmel, ein günstiges Ereigniß und man wird sagen, 20,000 Preußen haben 50,000 Franzosen und Deutsche geschlagen. Mit Ruhe kann ich jetzt zur Grube fahren, denn der Ruf, die Ehre meiner Nation ist gerettet. Unglück können wir haben, aber Entehrung werden wir nicht erleben.“[1]) Militärisch war der Sieg von Roßbach lange nicht so entscheidend, als es im ersten Augenblicke schien; aber die moralische Wirkung war ganz außerordentlich. Dem Volkshaß, den die Plünderungen und Gewaltthaten des französischen Banditenheeres in ganz Nordwestdeutschland verbreitet, war glänzend Genüge geschehen, eine Franzosenfurcht gab es seit diesem Tage überhaupt nicht mehr und in dem grenzenlosen Schimpf, mit dem die Reichsarmee dies Schlachtfeld verlassen, starb der Glaube an das Reich selbst dahin. Der Krieg gegen Preußen erschien als das, was er wirklich war, als ein Krieg gegen Deutschland und seine theuersten Güter. Von Kaiser und Reich hatte die Nation nichts als Schaden und Schande; in Friedrich den Großen lernte sie ihren Rächer und Retter kennen. Wo nur ein Funke deutscher Empfindung lebte und nur ein Schatten von Empfänglichkeit war für echtes Heldenthum, da jubelte man

1) Oeuvres XXVII. 3. 350/51.

Sieges=Lied
der
Preußen
nach der Schlacht bei Roßbach.

1757.

Erschalle! hohes Siegeslied,
Erschalle weit umher!
Daß dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hinter her.

Den, welcher unsern Untergang
In bösem Herzen trug,
Den schlage, muthiger Gesang,
Wie **Friederich** ihn schlug.

So, wie ein junger Löwe liegt
Und laurt auf seinen Feind,
Der stolz ist, in Gedanken siegt,
Ihn leicht zu zwingen meint.

So, tapfre Brüder! lagen wir,
Wir kleiner Hauf im Thal.
Der Abend kam, da schliefen wir
Nach langem Marsch einmal.

Vom Pulverdonner eingewiegt,
Und von der Waffen Last,
Ermüdet schliefen wir vergnügt,
Die Felder Schritt vor Schritt.

Vom Sternen= vollen Himmel sahn,
Schwerin und Winterfeld,
Verwundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog bey Sternenklang
Der beyden Heere Krieg,
Er wog, und Preusens Schaale sank,
Und Oesterreichs Schaale stieg.

Der Neid, der neben Thronen sitzt,
Im ungetreuen Wien,
Knirscht mit den Zähnen, Rache blitzt
Aus Augen, welche glühn.

streckte,[1]) machte die ganze Brigade Kehrt, die Brigade Mailly und mit ihr das übrige Fußvolk folgte dem Beispiel. Die ganze feindliche Armee war schon unter den Kartätschensalven der preußischen Geschütze auf dem Rückzug, als Seydlitz noch einmal in die flüchtenden Haufen einhieb und nun war es um den letzten Rest von Haltung und Ordnung geschehen. Nur das Dunkel der Nacht rettete die nach Freiburg und der Unstrut flüchtenden Massen vor gänzlicher Vernichtung. Der Prinz Soubise hatte während der Schlacht als Soldat redlich seine Schuldigkeit gethan; noch Gediegeneres leistete er in seinem Schlachtbericht an Stainville: „Quel Malheur! Quel Malheur! Worauf kann man noch bauen? Feuer, guter Wille, treffliche Anstalten, waren, das wage ich zu sagen, auf unserer Seite: und in einer halben Stunde haben die Manöver des Königs von Preußen unsere Reiterei und unser Fußvolk zum Weichen gebracht; Alles hat sich zurückgezogen ohne zu flüchten, aber auch ohne je den Kopf umzudrehen. — Die Infanterie rückte trotz der Niederlage der Reiterei in sehr guter Haltung vor: sie marschirte, ohne einen Schuß zu thun, bis 50 Schritte an den Feind und im Augenblick, da ich die schönsten Hoffnungen hatte, wandten sich die Köpfe, man schoß in die Luft und zog sich zurück. Ich muß bekennen, die Haltung der Feinde war sehr stolz; ich bemerkte dort nicht die mindeste Erschütterung. Von jenem Augenblicke an avancirte die Linie der Preußen unaufhörlich feuernd und ohne sich zu lockern; unsere Brigaden auf der Linken wichen rückwärts (reculaient) ohne zu fliehen, aber, ausgenommen einige Augenblicke, wo man Mittel fand sie anzuhalten, herrschte die Neigung zum Rückzug vor und trug den Sieg davon. Ich spreche nicht von der Kreisinfanterie, deren erinnere ich mich nur, um den Augenblick zu beklagen, wo ich das Unglück hatte zu ihr zu stoßen. — Die Artillerie und die Equipagen sind in Sicherheit, unsere Nachzügler kommen an und ich höre von allen Seiten, daß die Flüchtlinge zurückkehren. Während der Nacht hatte sich fast die ganze Infan-



Nach dem Kupferstiche von D. Berger.

1) Französischer Bericht. Stuhr I, 377 vgl. mit dem Bericht des Prinzen von Hildburghausen bei Brodrück. S. 303.

terie zerstreut. Wir fangen an, wieder zu uns zu kommen, die Sprache kehrt zum guten Ton zurück. Sie wissen, wer mit französischen Köpfen zu thun hat, weiß sich immer zu helfen. Ich male mir das Bild aus, das der Hof darbieten wird, wenn er diese traurige Botschaft vernimmt; es schneidet mir ins Herz."[1])

Als der Prinz Soubise in seinem wunderlichen Bericht so sorgfältig den Schein zu retten suchte, als habe überall blos ein Rückzug, ein Weichen, aber nie und nirgends ein Flüchten, ein Davonlaufen stattgefunden, hatte er das ganz richtige Gefühl, daß für die Besiegten von Roßbach die Schande größer als der Verlust, der Schimpf gefährlicher sein werde als der Schaden an Menschenleben und Geschützen.[2]) Das System von Versailles hatte einen Schlag erlitten, von dem es sich nicht mehr erholen sollte. Der Hof zwar tröstete sich schnell. Die Marquise de Pompadour trocknete ihre Thränen, als der Marschall Belleisle ihr sagte, wie er beim König dem Ehrenmann Soubise das Wort geredet; „der König wird Ihnen sagen, Madame, daß Herr v. Soubise vom Prinzen von Hildburghausen gezwungen worden ist, die Schlacht zu schlagen, und daß dessen Truppen zuerst geflohen sind und die Franzosen mit fortgerissen haben." Dem Prinzen wurden denn auch die schmeichelhaftesten Zeichen der Fortdauer königlicher Gunst zu Theil und das tröstete ihn über die Fluth von Spott und Hohn, die in der Presse sich über ihn ergoß. Da flog ein Blättchen umher, worauf man in artigen Versen las: „Soubise sagt, die Laterne in der Hand: Ich suche umsonst, wo Teufel ist mein Heer? Es war doch gestern morgen noch zur Stelle. Hat man mir's gestohlen, oder hab ich's blos verlegt? Ach, ich verliere Alles, Schwachkopf, der ich bin. Aber warten wir bis der Tag kommt, bis Mittag ist. Was seh ich? o Himmel! Welch Entzücken faßt mein Herz! O selig Wunder, da, da ist es ja. Ah, zum Henker auch, was ist denn das? Ich irrte mich, das Heer des Feindes ist's."[3])

Untröstlich war in Versailles nur Einer, der Abbé Bernis, von dem wir schon wissen, wie glücklich er war im Ahnen der Gefahren, im Erkennen der Uebel, und wie unglücklich, wenn es galt, den einen zu entgehen, die anderen zu heilen. All seine Freude über die endlich glücklich bewirkte Rückkehr der Parlamente machte tiefer Verzweiflung Platz, als die Botschaft von Roßbach kam, als er die Schadenfreude sah, mit der das Volk, und den Leichtsinn, mit dem der Hof dies entsetzliche Ereigniß nahm. Er war von dem Gange der Ereignisse sehr gut unterrichtet und hatte sich über die Ur-

---

1) Aubertin, L'esprit public au XVIIIième siècle. Paris 1873. S. 335/36.
2) Die Preußen hatten an Todten 3 Offiziere und 162 Mann, an Verwundeten 20 Offiziere und 356 Mann verloren. Der Feind hatte 6—700 Todte und 2000 Verwundete auf dem Schlachtfeld, über 5000 Mann, worunter 5 Generale und gegen 300 Offiziere, als Gefangene in den Händen der Sieger gelassen, die außerdem 67 Geschütze, 7 Fahnen und 15 Standarten mit vieler Bagage erbeutet hatten. Geschichte des 7jährigen Krieges vom preuß. Generalstab I, 371/72. Der Verlust, den der Feind durch Ausreißen erlitt, ist nicht mehr zu ermitteln. 3) Jobez V, 89.



Charles de Rohan-Rohan, Prinz von Soubise.
Nach Massard. (Originalgemälde in Versailles.)

sachen der Niederlage ein in seiner Unbefangenheit völlig zutreffendes Urtheil gebildet, als er am 22. November an den Grafen Stainville schrieb: „Wir sind geschlagen worden, 1) weil der Marsch schlecht angeordnet war; 2) weil wir beim Vorbeiziehen unter einem Hügel versäumt haben, uns erst der Höhen zu bemeistern; 3) weil wir gegen den König von Preußen im Bogen marschirten, während er auf der Sehne gegen uns heran kam; 4) weil wir angegriffen wurden, ehe wir in Schlachtordnung standen; 5) weil unsere Truppen seit drei Tagen fast kein Brod bekommen hatten; 6) weil unsere Infanterie noch keinen Schuß gethan hatte; 7) weil sie sehr schlecht disciplinirt ist; 8) weil der König von Preußen alle Gegenvortheile hatte und diesen hinzufügte die des Terrains, der guten Anordnung, der List und der Schnelligkeit. Außer der Reiterei hat Niemand gekämpft und geflohen ist Alles. Die Nacht hat die Armee gerettet. Um 2 Uhr Nachmittags hat man schon auf dem Marsch Halt gemacht, um einen Kriegsrath zu halten, in dem die Meinungen getheilt waren. Dies Vorspiel weissagte den Verlust der Schlacht; aber ich bitte Sie mir zu sagen, was wir denn hätten thun wollen, wenn wir sie gewannen? Wie kann man eine Schlacht vollständig gewinnen, wenn sie im November um 5 Uhr Abends anfängt? Das Schlachtfeld hätten wir gewonnen und weiter nichts. — Herr von Soubise übrigens wird, wie leicht zu denken, vom ganzen Publikum in Stücke zerrissen; es wollte ihm nie ein Commando anvertraut wissen und sagte seit zwei Monaten seine Niederlage voraus; als Gegenschlag erleben wir jetzt die Vernichtung unserer Armee." — Dann kommt er auf Richelieus unbegreifliches Verhalten zu Zeven und Halberstadt zu sprechen: „Wenn wir uns nicht in Acht nehmen und wenn wir uns nicht sammeln, so werden wir aus Deutschland hinausgetrieben werden; hinter uns haben wir eine (die hannoversche) Armee, die man blos eingeschläfert, die zu vernichten man sich die Zeit nicht genommen hat. Es ist unbegreiflich, daß man trotz aller Gegenvorstellungen Stade verläßt, um einen Monat in Halberstadt zuzubringen, das man gleichfalls preisgeben will. Wir werden noch sehen, wohin die hannoversche Episode führt; aber was wird inzwischen unsere Armee im Frühling machen? Schon hat sie das ganze Land ausgezehrt, das sie besetzt hält und das, welches sie besetzen soll, wird sie gleichfalls ausgezehrt haben; wenn man die Disciplin nicht herstellt, ist Alles verloren. Wenn die Generale auf ihren Kopf handeln und beständig gegen den Hof argumentiren dürfen, ist noch einmal Alles verloren. Wir brauchen eine Regierung und haben eine solche heute so wenig, als wir früher eine hatten. — Am Hofe hat man bei der Niederlage nur an Herrn von Soubise, aber nicht an den Staat gedacht. Unsere Freundin und der König haben ihn mit Freundschaft überhäuft. — Seien Sie gewiß, meinen Kopf habe ich noch ganz; aber er ist mir völlig unnütz, denn wir haben kein Ministerium und keine Minister."[1])

1) Mém. II, 139—143.

IV. Leuthen, Wilhelm Pitt und Ferdinand von Braunschweig.

„Endlich eine gute Nachricht," schrieb Friedrich am späten Abend des 5. November seiner Schwester Wilhelmine. „Du wußtest ohne Zweifel, daß die Faßbinder mit ihren Reifen (cercles, die Kreistruppen der Reichsarmee sind gemeint) Leipzig nehmen wollten. Ich bin herbei geeilt und habe sie über die Saale gejagt. Der Herzog von Richelieu hat ihnen 20 Bataillone und 14 Schwadronen zur Hilfe gesandt: sie haben sich einer Stärke von 60,000 Mann gerühmt. Gestern bin ich ausgerückt, um sie auszukundschaften und habe sie in ihrer Stellung nicht angreifen können. Das hat sie tollkühn gemacht. Heute sind sie ausmarschirt, um mich anzugreifen, aber ich bin ihnen zuvorgekommen. Es war eine Schlacht in Güte (en douceur). Gott sei Dank habe ich nicht hundert Todte; der einzige schwer verwundete General ist Meinike. Mein Bruder Heinrich und Seydlitz haben kleine Schrammen am Arm. Wir haben das ganze Geschütz des Feindes; ihre Auflösung ist vollständig und ich bin im vollen Marsch, um sie über die Unstrut hinauszuwerfen. Das ist also nach soviel Schreck und Mißgeschick, Dank dem Himmel, ein günstiges Ereigniß und man wird sagen, 20,000 Preußen haben 50,000 Franzosen und Deutsche geschlagen. Mit Ruhe kann ich jetzt zur Grube fahren, denn der Ruf, die Ehre meiner Nation ist gerettet. Unglück können wir haben, aber Entehrung werden wir nicht erleben."[1]) Militärisch war der Sieg von Roßbach lange nicht so entscheidend, als es im ersten Augenblicke schien; aber die moralische Wirkung war ganz außerordentlich. Dem Volkshaß, den die Plünderungen und Gewaltthaten des französischen Banditenheeres in ganz Nordwestdeutschland verbreitet, war glänzend Genüge geschehen, eine Franzosenfurcht gab es seit diesem Tage überhaupt nicht mehr und in dem grenzenlosen Schimpf, mit dem die Reichsarmee dies Schlachtfeld verlassen, starb der Glaube an das Reich selbst dahin. Der Krieg gegen Preußen erschien als das, was er wirklich war, als ein Krieg gegen Deutschland und seine theuersten Güter. Von Kaiser und Reich hatte die Nation nichts als Schaden und Schande; in Friedrich den Großen lernte sie ihren Rächer und Retter kennen. Wo nur ein Funke deutscher Empfindung lebte und nur ein Schatten von Empfänglichkeit war für echtes Heldenthum, da jubelte man

1) Oeuvres XXVII. 3. 350,51.

Sieges-Lied

der

Preußen

nach der Schlacht bei Roßbach.

1757.

Erschalle! hohes Siegeslied,
Erschalle weit umher!
Daß dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hinter her.

Den, welcher unsern Untergang
In bösem Herzen trug,
Den schlage, muthiger Gesang,
Wie **Friederich** ihn schlug.

So, wie ein junger Löwe liegt
Und laurt auf seinen Feind,
Der stolz ist, in Gedanken siegt,
Ihn leicht zu zwingen meint.

So, tapfre Brüder! lagen wir,
Wir kleiner Hauf im Thal.
Der Abend kam, da schliefen wir
Nach langem Marsch einmal.

Vom Pulverdonner eingewiegt,
Und von der Waffen Last,
Ermüdet schliefen wir vergnügt,
Die Felder Schritt vor Schritt.

Vom Sternen- vollen Himmel sahn,
Schwerin und Winterfeld,
Verwundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog bey Sternenklang
Der beyden Heere Krieg,
Er wog, und Preusens Schaale sank,
Und Oesterreichs Schaale stieg.

Der Neid, der neben Thronen sitzt,
Im ungetreuen Wien,
Knirscht mit den Zähnen, Rache blitzt
Aus Augen, welche glühn.

Der hatte wider Deine Macht
Und Weisheit, **Friederich**!
Der Erde Fürsten aufgebracht,
Gott aber blieb für dich.

Nun mögen sie bey ihrem Krieg
Verrathen im Gesicht,
Der Himmel gebe solchen Sieg
Dem Ungerechten nicht.

Der grose Morgen brach hervor,
Und bracht den grosen Tag,
Den Morgengruß in unser Ohr
Trug mancher Donnerschlag.

Wir aber hörten kaum darauf,
Wir dachten keinen Tod!
Wir stunden ausgeruhet auf,
Und kochten Morgenbrod.

Die Feinde kommen, sagte man;
Wir aber blieben still.
Wir sahn sie kommen nah heran,
Wir aber blieben still.

Denn **Friedrich** war noch nicht zu sehn,
Bis Moriz sagte Marsch,
Und allen war er nun zu sehn,
Und alle sagten Marsch.

Aus unser aller Augen stieg
Ein rechter Freudenstrahl.
Wir wurden alle lauter Sieg,
Und lachten ihrer Zahl.

Wir liefen alle Mann bey Mann,
Ein jeglicher ein Held,
Als wolten wir Berg ab Berg an
Durchlaufen alle Welt.

Was meinte da der dumme Feind,
Er meint, es wäre Flucht,
Spricht sich einander, was er meint,
Schwillt auf von Siegessucht.

Zieht einen großen halben Mond
Um unsre Flucht herum,
Ruft laut: der Hunde nicht geschont!
Wie dumm war er, wie dumm!

Wir liefen auf der Siegesbahn,
Die **Friedrich** in der Nacht
Geritten war, und nach dem Plan,
Den er allein gemacht.

Es war ein rechter Wettelauf.
Schnell aber hörten wir,
Halt! richtet euch! marschiret auf!
Steht! plötzlich stunden wir.

Mit einem Blick kont uns der Feind
Querüber übersehn;
Verspottend sah er uns vereint,
Uns kleinen Haufen, stehn.

Da dacht ein witziger Franzos,
Unrühmlich sey die Schlacht;
Sein Ludewig sey viel zu groß,
Zu wenig **Friedrichs** Macht.

Als aber Keith drauf vor uns her,
Der Tapfre! Feuer rief,
Und Feuer ward; o da war er
Der erste, welcher lief.

Was dacht er doch in seinem Lauf?
Er dacht erstarrt und stumm,
Der Höllen Rachen thät sich auf;
Lief fort, sah sich nicht um.

Welch großen Sieg, o **Friederich**!
Gab Gott uns bald und Du!
Acht Haufen stritten nur für Dich,
Die andern sahen zu.

Sie stritten, angefeurt von Dir
Und Heinrichs Heldenmuth,
Er blutete, wir sahn es, wir,
Und rächeten sein Blut.

Ha! welcher Donner! welcher Kampf!
Wir spyen Flamm und Tod,
Wir wandelten in Rauch und Dampf,
Schwarz wie der Höllengott.

Du, Frankreichs großer Donnerer!
Verstummtest? rächte sich
An deiner Kunst ein Stärkerer
War Müller über Dich.

Hat seines Donners Schlag auf Schlag
Dir nicht ein Haar verbrannt? (*)
Die drohende Colonne lag
Stracks hingestreckt im Sand.

Mit seinem Häufgen Reuterey
Hieb Seydliz mörderlich.
Welch ein Gemetzel! Welch Geschrey!
Wer kan, der rette sich.

Franzose! nicht an Mann und Pferd,
An Heldenmuth gebrichts.
Was hilft dir nun dein langes Schwerd
Und großer Stiefel? Nichts.

Dich jagt der schwärmende Husar
Mit einem wilden Blick,
Nur drohend bracht er eine Schaar
Gefangene zurück.

Reicht ihm der Ritter und der Graf
Die Orden Ludewigs
Gedultig wie ein frommes Schaaf
Zum Zeichen seines Siegs.

So fordert er kein Menschenblut,
Schenkt ihm das Leben gern,
Und spricht mit ihm vom Heldenmuth
Des Königs, seines Herrn.

Den Bittenden verschonet er,
Den andern haut er scharf;
Vergnügt, wenn er zu seiner Ehr
Kein Blut vergießen darf.

O, welch ein Schlachtfeld, welche Flucht,
Wo bleibt der große Mond!
Wo rufen sie voll Siegessucht!
Der Hunde nicht verschont.

Willkommen war die dunkle Nacht,
Dem Reuter und dem Roß,
Das langsam anfing seine Schlacht,
Geschwinde sie beschloß.

Und allem Volke, das vom Neid
Hinein gezwungen war,
Aus allen Landen weit und breit,
Am zehnten Januar.

Der Pfältzer, der vor Schmertz nicht lief,
Starrhaltend seine Hand
Stillstand, und Himmel, Himmel rief,
Mein Finger ist verbrant;

Dem Trierer, welcher guten Muth
In langen Beinen fühlt,
Im Laufen stürzt, und Nasenblut
Für Wundenströme hielt.

Dem Franken, der erbärmlich schrie
Wie eine Katz im Fang,
Geberden macht, als macht er sie
Auf einer Folderbank.

Und als er hinter sich den Tod
Von Bergen kommen sah;
Andächtig betete zu Gott,
Und sprach, da kommt er ja.

Dem Schwaben, der mit einem Sprung,
Mit berganstehndem Haar,
Von Rosbach bis nach Amelung
In seiner Heimat war.

Dem Paderborner, welcher Gott
Hochprieß und seinen Sporn,
Und doch von kalten Schrecken todt,
Ankam zu Paderborn.

Dem Würtenberger, der sein Pferd
Aus dem Geschwader riß,
Mehr flog, als ritt, Pistol und Schwerdt
Zum Teufel von sich schmiß.

Und dem bezahlten Maynzer auch,
Der ohne Huth und Herz
Saß hinter einem Dornenstrauch,
Beweinend seinen Schmerz.

(*) Der berühmte Graf d'Aumale, Chef der furchtbaren französischen Artillerie, bey welchen sich auch dessen Vetter d'Aumale, der sich bey Eroberung Minorca hervorgethan, und der gleichfalls berühmte Obriste Brijot nebst mehr als hundert Officiren, und mehr als tausend Artilleristen befanden, die sich verlauten ließen, die Preußen solten ihnen kein Haar verbrennen, und wenn ihre 60,000 die Schlacht verlören, so wolten sie solche wieder gewinnen.

Flieh, riefen tausend, Bruder, flieh,
Sie kommen! sie sind da,
Auf ihren Bäuchen lagen sie,
Und baten Leben, ha!

Wir gaben es, der Menschenfreund,
Der **grose Friedrich**,
Demüthigt seinen stolzen Feind,
Und dann erbarmt er sich.

Er singt! = = fürtreflicher Gesang
Wir haben noch zu thun.
Halt ein, und werde künftig lang,
Wenn wir von Arbeit ruhn.

Wenn **Friedrich**, oder Gott durch ihn,
Das grose Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien,
Und Deutschland frey gemacht.

Wenn er im Schoos des Friedensrecht,
Mit Lorbernvollem Haupt
Nicht müßig, täglich Wunder thut,
Und keine Wunder glaubt.

Nachtwachend seiner Völker Glück
Und Wohlfahrt überlegt,
Und Gnad und Huld im scharfen Blick
Der grosen Augen trägt.

Zu Potsdam grose Weisenlust,
Nach Weisheit Thaten mißt,
Und mehr als alle, die er liest,
Ein groser Weise ist.

Dann sing uns alle Thaten vor,
Die wir mit ihm gethan.
Der Enkel hab ein lauschend Ohr,
Und steh und gaf uns an.

Jetzt folgen wir dem Menschenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien,
Zu schlagen einen andern Feind,
Und lassen diesen fliehn.

über den Schlag, den Reichsfeind und Reichsarmee erlitten, da betete man für den Sieg der preußischen Waffen in jedem neuen Strauß, denn nun war's auch dem blödesten Auge klar geworden, für Deutschland stritt und litt der große König und wenn er unterging, dann war es auch mit Deutschland aus. Von der Gefühlsumwandlung, die selbst die Feinde unwillkürlich ergriff, zeugte ein merkwürdiger Zwischenfall, der sich während der Schlacht bei Roßbach zugetragen. Ein preußischer Reiter, der im Begriff war einen Franzosen gefangen zu nehmen, erblickte im Augenblicke, da er Hand an ihn legen wollte, den blanken Säbel eines österreichischen Kürassiers über seinem Kopf. „Bruder Deutscher," rief der Preuße, „laß mir den Franzosen." „Nimm ihn," antwortete der Oesterreicher und sprengte davon.[1]) Wie aber den Patrioten in ganz Norddeutschland zu Muthe war nach diesem Tag, das sprach Vater Gleim in seinem „Sieges-Lied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach" aus, das wir in einer Beilage vollständig im Wiederabdruck bringen.

In der Lage, in der Friedrich der Große sich befand, war der Hauptvortheil einer Schlacht, die er im Westen gewonnen, der, daß sie ihn befähigte, alsbald eine zweite Schlacht im Osten zu schlagen. Schon wenig Tage nach dem Siege von Roßbach setzte er sein Heer in Bewegung, um in Eilmärschen nach Schlesien zu ziehen, dessen schlechthin verzweifelte Lage ihm nicht den mindesten Aufschub mehr gestattete.

In Schlesien war den überlegenen Heeresmassen des Prinzen Karl von Lothringen ein Erfolg nach dem andern zugefallen. Nach siebenzehntägiger Belagerung hatte sich die Festung Schweidnitz am 12. November dem FZM. Nadasdy ergeben. Vor 80,000 Kaiserlichen hatte sich der Prinz von Bevern mit seinen noch 28,000 Mann in ein festes Lager bei Breslau zurückgezogen. Die Verschanzungen, die es deckten, erstürmten die Oesterreicher in einer blutigen Schlacht am 22. November; zwei Tage darauf ward der Prinz von Bevern bei einem Recognoscirungsritt von Panduren gefangen genommen. Noch an demselben Tage, am 24. November, übergab General von Lestwitz die Stadt ohne den mindesten Versuch des Widerstandes, während General Kyau den Rest der Armee nach Glogau führte. Triumphirend ergriffen die Oesterreicher Besitz von der Hauptstadt Schlesiens, der Fürstbischof Graf Schaffgotsch, der der Gunst des Königs Friedrich Alles dankte, was er war, hielt vor dem Prinzen Karl und seinem gesammten Stabe das Hochamt zur Feier des Sieges der Oesterreicher und der Wiederherstellung ihrer Herrschaft ab. Maria Theresia ließ durch den Grafen Kollowrat das gesammte Beamtenthum in Eid und Pflicht nehmen. Das Zwischenspiel der preußischen Herrschaft über Schlesien schien ausgelöscht, als König Friedrich mit seinem kleinen Heere herankam, um durch eines der kühnsten Wagnisse, von denen die Geschichte weiß, die ganze Lage zu wenden.

1) Archenholtz, Geschichte des siebenj. Krieges in Deutschland. Berlin 1793. I, 182.



Der hatte wider Deine Macht
  Und Weisheit, Friederich!
Der Erde Fürsten aufgebracht,
  Gott aber blieb für dich.

Nun mögen sie bey ihrem Krieg
  Verrathen im Gesicht,
Der Himmel gebe solchen Sieg
  Dem Ungerechten nicht.

Der grose Morgen brach hervor,
  Und bracht den grosen Tag,
Den Morgengruß in unser Ohr
  Trug mancher Donnerschlag.

Wir aber hörten kaum darauf,
  Wir dachten keinen Tod!
Wir stunden ausgeruhet auf,
  Und kochten Morgenbrod.

Die Feinde kommen, sagte man;
  Wir aber blieben still.
Wir sahn sie kommen nah heran,
  Wir aber blieben still.

Denn Friedrich war noch nicht zu sehn,
  Bis Moriz sagte Marsch,
Und allen war er nun zu sehn,
  Und alle sagten Marsch.

Aus unser aller Augen stieg
  Ein rechter Freudenstrahl.
Wir wurden alle lauter Sieg,
  Und lachten ihrer Zahl.

Wir liefen alle Mann bey Mann,
  Ein jeglicher ein Held,
Als wolten wir Berg ab Berg an
  Durchlaufen alle Welt.

Was meinte da der dumme Feind,
  Er meint, es wäre Flucht,
Spricht sich einander, was er meint,
  Schwillt auf von Siegessucht.

Zieht einen großen halben Mond
  Um unsre Flucht herum,
Ruft laut: der Hunde nicht geschont!
  Wie dumm war er, wie dumm!

Wir liefen auf der Siegesbahn,
  Die Friedrich in der Nacht
Geritten war, und nach dem Plan,
  Den er allein gemacht.

Es war ein rechter Wettelauf.
  Schnell aber hörten wir,
Halt! richtet euch! marschiret auf!
  Steht! plötzlich stunden wir.

Mit einem Blick kont uns der Feind
  Querüber übersehn;
Verspottend sah er uns vereint,
  Uns kleinen Haufen, stehn.

Da dacht ein witziger Franzos,
  Unrühmlich sey die Schlacht;
Sein Ludewig sey viel zu groß,
  Zu wenig Friedrichs Macht.

Als aber Keith drauf vor uns her,
  Der Tapfre! Feuer rief,
Und Feuer ward; o da war er
  Der erste, welcher lief.

Was dacht er doch in seinem Lauf?
  Er dacht erstarrt und stumm,
Der Höllen Rachen thät sich auf;
  Lief fort, sah sich nicht um.

Welch großen Sieg, o Friederich!
  Gab Gott uns bald und Du!
Acht Haufen stritten nur für Dich,
  Die andern sahen zu.

Sie stritten, angefeurt von Dir
  Und Heinrichs Heldenmuth,
Er blutete, wir sahn es, wir,
  Und rächeten sein Blut.

Ha! welcher Donner! welcher Kampf!
  Wir spyen Flamm und Tod,
Wir wandelten in Rauch und Dampf,
  Schwarz wie der Höllengott.

Du, Frankreichs großer Donnerer!
  Verstummtest? rächte sich
An deiner Kunst ein Stärkerer
  War Müller über Dich.

Hat seines Donners Schlag auf Schlag
Dir nicht ein Haar verbrannt? (*)
Die drohende Colonne lag'
Stracks hingestreckt im Sand.

Mit seinem Häufgen Reuterey
Hieb Seydliz mörderlich.
Welch ein Gemetzel! Welch Geschrey!
Wer kan, der rette sich.

Franzose! nicht an Mann und Pferd,
An Heldenmuth gebrichts.
Was hilft dir nun dein langes Schwerd
Und großer Stiefel? Nichts.

Dich jagt der schwärmende Husar
Mit einem wilden Blick,
Nur drohend bracht er eine Schaar
Gefangene zurück.

Reicht ihm der Ritter und der Graf
Die Orden Ludewigs
Gedultig wie ein frommes Schaaf
Zum Zeichen seines Siegs.

So fordert er kein Menschenblut,
Schenkt ihm das Leben gern,
Und spricht mit ihm vom Heldenmuth
Des Königs, seines Herrn.

Den Bittenden verschonet er,
Den andern haut er scharf;
Vergnügt, wenn er zu seiner Ehr
Kein Blut vergießen darf.

O, welch ein Schlachtfeld, welche Flucht,
Wo bleibt der große Mond!
Wo rufen sie voll Siegessucht!
Der Hunde nicht verschont.

Willkommen war die dunkle Nacht,
Dem Reuter und dem Roß,
Das langsam anfing seine Schlacht,
Geschwinde sie beschloß.

Und allem Volke, das vom Neid
Hinein gezwungen war,
Aus allen Landen weit und breit,
Am zehnten Januar.

Der Pfältzer, der vor Schmertz nicht lief,
Starrhaltend seine Hand
Stillstand, und Himmel, Himmel rief,
Mein Finger ist verbrant;

Dem Trierer, welcher guten Muth
In langen Beinen fühlt,
Im Laufen stürzt, und Nasenblut
Für Wundenströme hielt.

Dem Franken, der erbärmlich schrie
Wie eine Katz im Fang,
Geberden macht, als macht er sie
Auf einer Folderbank.

Und als er hinter sich den Tod
Von Bergen kommen sah;
Andächtig betete zu Gott,
Und sprach, da kommt er ja.

Dem Schwaben, der mit einem Sprung,
Mit berganstehndem Haar,
Von Rosbach bis nach Amelung
In seiner Heimat war.

Dem Paderborner, welcher Gott
Hochprieß und seinen Sporn,
Und doch von kalten Schrecken todt,
Ankam zu Paderborn.

Dem Würtenberger, der sein Pferd
Aus dem Geschwader riß,
Mehr flog, als ritt, Pistol und Schwerdt
Zum Teufel von sich schmiß.

Und dem bezahlten Maynzer auch,
Der ohne Huth und Herz
Saß hinter einem Dornenstrauch,
Beweinend seinen Schmerz.

(*) Der berühmte Graf d'Aumale, Chef der furchtbaren französischen Artillerie, bey welchen sich auch dessen Vetter d'Aumale, der sich bey Eroberung Minorca hervorgethan, und der gleichfalls berühmte Obriste Brijot nebst mehr als hundert Officiren, und mehr als tausend Artilleristen befanden, die sich verlauten ließen, die Preußen solten ihnen kein Haar verbrennen, und wenn ihre 60,000 die Schlacht verlören, so wolten sie solche wieder gewinnen.

Flieh, riefen tausend, Bruder, flieh,
Sie kommen! sie sind da,
Auf ihren Bänchen lagen sie,
Und baten Leben, ha!

Wir gaben es, der Menschenfreund,
Der **grose Friedrich**,
Demüthigt seinen stolzen Feind,
Und dann erbarmt er sich.

Er singt! = = fürtreflicher Gesang
Wir haben noch zu thun.
Halt ein, und werde künftig lang,
Wenn wir von Arbeit ruhn.

Wenn **Friedrich**, oder Gott durch ihn,
Das grose Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien,
Und Deutschland frey gemacht.

Wenn er im Schoos des Friedensrecht,
Mit Lorbernvollem Haupt
Nicht müßig, täglich Wunder thut,
Und keine Wunder glaubt.

Nachtwachend seiner Völker Glück
Und Wohlfahrt überlegt,
Und Gnad und Huld im scharfen Blick
Der grosen Augen trägt.

Zu Potsdam grose Weisenlust,
Nach Weisheit Thaten mißt,
Und mehr als alle, die er liest,
Ein groser Weise ist.

Dann sing uns alle Thaten vor,
Die wir mit ihm gethan.
Der Enkel hab ein lauschend Ohr,
Und steh und gaf uns an.

Jetzt folgen wir dem Menschenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien,
Zu schlagen einen andern Feind,
Und lassen diesen fliehn.

über den Schlag, den Reichsfeind und Reichsarmee erlitten, da betete man für den Sieg der preußischen Waffen in jedem neuen Strauß, denn nun war's auch dem blödesten Auge klar geworden, für Deutschland stritt und litt der große König und wenn er unterging, dann war es auch mit Deutschland aus. Von der Gefühlsumwandlung, die selbst die Feinde unwillkürlich ergriff, zeugte ein merkwürdiger Zwischenfall, der sich während der Schlacht bei Roßbach zugetragen. Ein preußischer Reiter, der im Begriff war einen Franzosen gefangen zu nehmen, erblickte im Augenblicke, da er Hand an ihn legen wollte, den blanken Säbel eines österreichischen Kürassiers über seinem Kopf. „Bruder Deutscher," rief der Preuße, „laß mir den Franzosen." „Nimm ihn," antwortete der Oesterreicher und sprengte davon.[1]) Wie aber den Patrioten in ganz Norddeutschland zu Muthe war nach diesem Tag, das sprach Vater Gleim in seinem „Sieges-Lied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach" aus, das wir in einer Beilage vollständig im Wiederabdruck bringen.

In der Lage, in der Friedrich der Große sich befand, war der Hauptvortheil einer Schlacht, die er im Westen gewonnen, der, daß sie ihn befähigte, alsbald eine zweite Schlacht im Osten zu schlagen. Schon wenig Tage nach dem Siege von Roßbach setzte er sein Heer in Bewegung, um in Eilmärschen nach Schlesien zu ziehen, dessen schlechthin verzweifelte Lage ihm nicht den mindesten Aufschub mehr gestattete.

In Schlesien war den überlegenen Heeresmassen des Prinzen Karl von Lothringen ein Erfolg nach dem andern zugefallen. Nach siebenzehntägiger Belagerung hatte sich die Festung Schweidnitz am 12. November dem FZM. Nadasdy ergeben. Vor 80,000 Kaiserlichen hatte sich der Prinz von Bevern mit seinen noch 28,000 Mann in ein festes Lager bei Breslau zurückgezogen. Die Verschanzungen, die es deckten, erstürmten die Oesterreicher in einer blutigen Schlacht am 22. November; zwei Tage darauf ward der Prinz von Bevern bei einem Recognoscirungsritt von Panduren gefangen genommen. Noch an demselben Tage, am 24. November, übergab General von Lestwitz die Stadt ohne den mindesten Versuch des Widerstandes, während General Kyau den Rest der Armee nach Glogau führte. Triumphirend ergriffen die Oesterreicher Besitz von der Hauptstadt Schlesiens, der Fürstbischof Graf Schaffgotsch, der der Gunst des Königs Friedrich Alles dankte, was er war, hielt vor dem Prinzen Karl und seinem gesammten Stabe das Hochamt zur Feier des Sieges der Oesterreicher und der Wiederherstellung ihrer Herrschaft ab. Maria Theresia ließ durch den Grafen Kollowrat das gesammte Beamtenthum in Eid und Pflicht nehmen. Das Zwischenspiel der preußischen Herrschaft über Schlesien schien ausgelöscht, als König Friedrich mit seinem kleinen Heere herankam, um durch eines der kühnsten Wagnisse, von denen die Geschichte weiß, die ganze Lage zu wenden.

---

1) Archenholtz, Geschichte des siebenj. Krieges in Deutschland. Berlin 1793. I, 182.



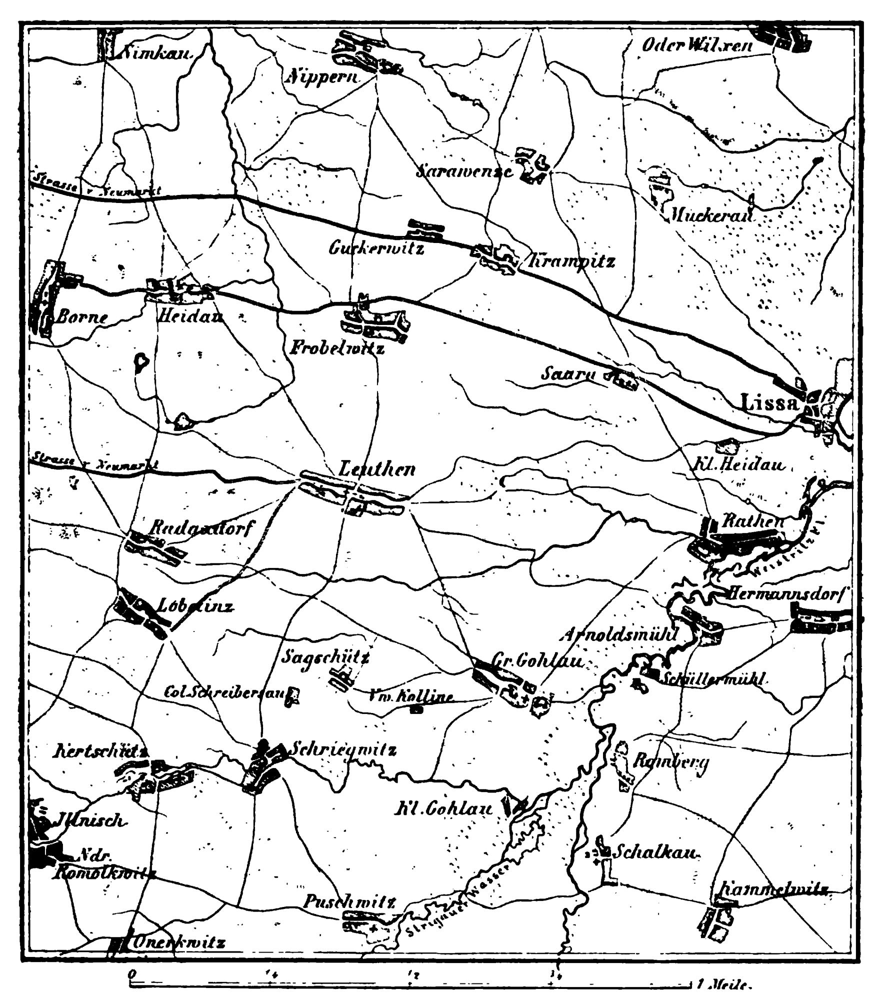
Mit höchstens 14,000 Mann war er am 12. November in Leipzig aufgebrochen, mit athemlosen Eilmärschen hatte er 42 deutsche Meilen in sechszehn Tagen zurückgelegt, und am 28. November bei der Mündung der Katzbach die Oder erreicht. In Parchwitz erwartete er den Heranzug des schlesischen Heeres, das unter dem Oberbefehl des Generallieutenants von Zieten von Glogau herbeibeschieden ward: die Generale Kyau, Lestwitz und Katt waren inzwischen verhaftet worden, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Am 2. December fand die Vereinigung Friedrichs mit den noch 20,000 Mann Zietens statt; seine Gesammtmacht belief sich hienach auf etwa 34,000 Mann, worunter 12,000 Reiter. Dazu kamen außer 96 Bataillonskanonen 71 schwere Geschütze. Die schlesische Armee war tief entmuthigt, auf ihr lastete der doppelte Druck einer durch kopflose Führung verschuldeten Niederlage und eines in beschämender Hast angetretenen Rückzuges. Ihren Geist wieder aufzurichten, war Friedrichs erste und wichtigste Sorge. „Man faßte," sagt er, „die Offiziere an ihrem Ehrgefühl: man erinnerte sie an den Ruhm ihrer einstigen Thaten; man suchte die düsteren Gedanken, deren Eindruck noch frisch war, durch heitere zu zerstreuen: selbst der Wein diente als Mittel, die niedergeschlagenen Geister wieder zu beleben. Der König sprach zu den Soldaten; er ließ ihnen Lebensmittel umsonst vertheilen; endlich erschöpfte man alle ersinnlichen Mittel, um in den Truppen jenes Vertrauen zu erwecken, ohne welches keine Hoffnung auf Sieg ist. Bald fingen die Gesichter an sich aufzuheitern, und die Truppen, welche eben bei Roßbach die Franzosen geschlagen, brachten ihren Waffenbrüdern bei, daß sie guten Muth fassen sollten. Etwas Ausruhen stellte die Soldaten wieder her und die Armee fand sich gestimmt, die Scharte vom 22. wieder auszuwetzen."[1])

Von einer Ansprache des Königs an die Mannschaften ist nichts überliefert. Dagegen hören wir von einer Rede, welche er am 3. December den versammelten Generalen und Stabsoffizieren gehalten hat; über sie berichten zwei Ohrenzeugen, der eine breit und pathetisch,[2]) der andere in soldatischer Kürze.[3]) Der Kern der Rede ist in den Schlußworten enthalten, welche, dem Sinne nach mit dem Bericht des ersteren übereinstimmend, von dem letzteren in der Fassung gegeben wird: „Meine Herren, die Feinde stehen bis an die Zähne in ihrer Verschanzung, hier müssen wir sie angreifen, entweder sie schlagen oder alle da bleiben. Keiner muß denken, anders durchzukommen, und wem dies nicht anstehet, der kann gleich seinen Abschied bekommen und nach Hause gehen." Da rief der Major Billerbeck: „Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein; nun wäre es Zeit." Eine Aeußerung, die der König dem tapferen Major nie vergessen hat.

---

1) Oeuvres IV, 161/62. 2) Hauptmann v. Retzow in „Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Kriegs". Berlin 1802. I, 240—43. 3) Der damalige Leibpage des Königs, v. Putlitz in seinen Memoiren S. 90/91. Vgl. Preuß in dem Vorwort der Oeuvres XXVII, 3. S. XXVI—VII.

In seinen Schanzen also, war der König entschlossen, den fast dreifach überlegenen Feind anzugreifen. Dieser aber that ihm den großen Gefallen, das verschanzte Lager vor Breslau zu verlassen und ihm, die Weistritz im Rücken, auf offenem Feld die Schlacht anzubieten. Das war die beglückende



Karte der Umgegend von Leuthen.

Gewißheit, die Friedrich am 4. December in Neumarkt erhielt, und nun überkam ihn das Vollgefühl des unausbleiblichen Erfolgs: „Der Fuchs ist heraus aus seinem Loch," sagte er zum Prinzen Franz von Braunschweig, „nun will ich auch seinen Uebermuth strafen."

Die Aufstellung, in welcher das österreichische Heer gegen 90,000 Mann stark am Morgen des 5. December sich befand, glich mehr einer Marschlinie

als einer Schlachtordnung; sie erstreckte sich in langer, dünner Zeile über eine Entfernung von mehr als einer deutschen Meile; ihr rechter Flügel stand bei Nippern, die Mitte bei Frobelwitz und Leuthen, der linke Flügel bei Sagschütz und noch südwärts darüber hinaus.

Früh 5 Uhr war Friedrich aus seinem Lager bei Neumarkt aufgebrochen. Seine Vorhut stieß bei dem Dorfe Borna auf den General Nostitz, der hier mit drei sächsischen und zwei österreichischen Reiterregimentern aufgestellt war. Von der weit überlegenen preußischen Reiterei angefallen, ließ der General den Prinzen Karl dringend um Unterstützung durch Fußvolk bitten. Aber dieser wies das wiederholte Gesuch mit schnöden Redensarten zurück. In dem blutigen, aber für ihn ganz hoffnungslosen Gefechte, das sich nun entspann, stürzte sich der tapfere General verzweifelnd in die Säbel der preußischen Husaren und fiel tödtlich verwundet. Seine Regimenter wurden mit Verlust von 11 Offizieren und 6—700 Gefangenen bis Frobelwitz zurückgetrieben, und nun erst wurde Prinz Karl aufmerksam auf den Ernst seiner Lage. Sein rechter Flügel schien bedroht; der dort befehligende General Lucchesi bat von Nippern aus, ohne irgend angegriffen zu sein, ein Mal übers andere dringend um Hersendung von Infanterie, und Prinz Karl ließ mehrere Regimenter aus seinem zweiten Treffen und bald auch die Reserve nach dem rechten Flügel abrücken: ebendahin jagte ein Theil der Cavallerie des linken Flügels in gestrecktem Trabe fort. Prinz Karl that genau das, was Friedrich für das Gelingen eines Planes wünschen mußte, den er schon mit Rücksicht auf das Terrain gefaßt hatte.

Er sagt: (Von Heidau aus) unterschied man die kaiserliche Armee so genau, daß man sie Mann für Mann hätte zählen können: ihre Rechte, die man zu Nippern wußte, war durch den großen Wald von Lissa (er meint den Busch von Guckerwitz) verdeckt; aber von ihrer Mitte bis zum linken Flügel entging dem Blicke nichts. Bei der ersten Betrachtung dieser Truppen ergab die Bodenbeschaffenheit, daß man die entscheidenden Schläge auf den linken Flügel derselben richten müsse: derselbe erstreckte sich über eine fichtenbewachsene Höhe (Sagschütz), war aber schlecht angelehnt. Hatte man diesen Posten genommen, so hatte man für die ganze Schlacht den Vortheil des Terrains für sich, denn von da geht es, beständig sich senkend, abwärts bis nach Nippern hin: während, wenn man auf die Mitte losging, der österreichische rechte Flügel durch den Wald von Lissa (vielmehr Guckerwitz) her dem Angreifer in die Seite fallen konnte; immer aber hätte man schließlich jenen Hügel (nämlich bei Sagschütz) angreifen müssen, der die ganze Ebene beherrscht. Dadurch hätte man den härtesten und schwierigsten Theil der Aufgabe bis ans Ende verschoben, wo die Truppen erschöpft und kampfesmüde zu großen Anstrengungen nicht mehr brauchbar sind: während wenn man mit dem Schwersten den Anfang machte, man die erste Kampfeshitze der Soldaten benutzte und das Uebrige dann leichtere Arbeit war. Sein Plan war demgemäß, die ganze Armee auf die Linke der Kaiserlichen zu werfen, hier mit

dem rechten Flügel die Hauptarbeit zu thun und den linken so sorgfältig zurückzuhalten, daß keiner der Fehler zu besorgen war, die in der Schlacht von Prag vorgefallen waren und den Verlust der von Kolin verschuldet hatten.[1])

Nachdem er bei Borna nur $3^1/_2$ Bataillone leichter Infanterie zurückgelassen, ließ er die ganze Armee im Angesichte des Feindes quer durch die Ebene, die man von Leuthen und Frobelwitz aus übersieht, rechts abmarschiren und hinter den Höhen, vor denen die Dörfer Radaxdorf und Lobetinz liegen, verschwinden. Prinz Karl und Daun sahen in Frobelwitz diesem Manöver zu: es war ihnen unerklärlich. Daun meinte, es sei ein Rückzug und sagte zum Prinzen Karl: „Die Leute gehen davon, lassen wir sie ziehen." Auf den Höhen bei den oben genannten Dörfern war der König mit einer Abtheilung Husaren dem Marsche seiner Truppen gefolgt, beide Heere, zwischen denen er einherritt, scharf beobachtend und bei der Windmühle von Lobetinz machte er Halt, um die Schlacht zu leiten.

Sein rechter Flügel gruppirte sich um das Dorf Schriegwitz her, das dem Fichtenbusch von Sagschütz gerade gegenüber liegt und von hier aus geschah um 1 Uhr der Angriff. General Wedell führte den ersten Stoß: er hatte drei Bataillone der Vorhut und zwanzig Zwölfpfünder, die von den Wällen Glogaus mitgenommen waren, zu seiner Unterstützung. General Nadasdy, der in Sagschütz commandirte, hatte das Unheil kommen sehen und zehn Offiziere nach einander an den Prinzen Karl geschickt, aber der blieb unbeweglich stehen, wo er war, bis der Feind ihn selber aufsuchte. Der Feind ließ die angreifenden Preußen auf etwa 700 Schritte herankommen, dann aber begannen beiderseits die Geschütze zu spielen und die Ueberlegenheit der preußischen machte sich sofort fühlbar; die Würtemberger wichen zuerst, die Baiern folgten ihrem Beispiel, nur rascher, ein Theil von ihnen kam in solcher Hast bei Leuthen an, daß er beinahe von den Oesterreichern mit Rottenfeuer begrüßt worden wäre. Von sechs Bataillonen des Prinzen Moriz unterstützt, schritt nun Wedell zum Angriff auf die Höhe von Sagschütz selbst: im Sturm ward sie sammt den dort stehenden Geschützen genommen, der ganze linke Flügel der Oesterreicher wich in der Richtung auf Gohlau zurück und suchte, von einer zweiten preußischen Batterie heftig beschossen, eine neue Front gegen die Preußen zu bilden. Jetzt griff die Reiterei der letzteren in den Kampf ein. Mit Mühe kam sie über die Gräben zwischen Sagschütz und dem Gohlauer Teich. Einmal hinüber machte sie sofort einen geschlossenen Angriff auf Nadasdys Dragoner und beim zweiten Anlauf kam sie zum Einhauen; die Kürassiere der Gardes du Corps und Gensdarmen fielen in das Regiment Modena, hieben es in Stücke, und nahmen 2000 Mann, meist flüchtende Würtemberger und Baiern, gefangen. Aus der Reserve stürzten sich die 10 Schwadronen Zieten-Husaren auf den schon weichenden Feind und vollendeten die Niederlage des linken Flügels, der völlig in die Flucht ge-

1) Oeuvres IV, 163/64.

schlagen, bis in den Busch von Rathen zurück mußte, um sich dort von neuem zu sammeln.

Unaufhaltsam drang nun der rechte Flügel der Preußen auf den Schlüssel der feindlichen Stellung, das Dorf Leuthen vor. Die Bataillone, die Prinz Karl zu spät dem bedrängten Nadasdy zu Hilfe sandte, kamen einzeln an und wurden, vom Eilmarsch erschöpft, einzeln zurückgetrieben. Hinter Wedells Vorhut hatte sich die Hauptmacht der Preußen in die Linke des Feindes gezogen. Das Fußvolk stürmte in das Dorf, hier aber begann um die geschlossenen Gehöfte und namentlich den mit Mauern umgebenen Kirchhof ein äußerst hartnäckiger Kampf, in dem Vertheidiger und Angreifer sich mit Ruhm bedeckten. Endlich ward auch der Kirchhof und mit ihm das ganze Dorf erobert, aber hinter ihm schlossen sich die österreichischen Infanteriemassen von neuem zusammen, richteten aus ihren Geschützen ein verheerendes Feuer auf die hervorbrechenden Preußen und widerstanden dem Geschützfeuer der letztern mit unerschütterlicher Ausdauer.

Es war 4 Uhr geworden. In der Mitte stand das Gefecht wie angewurzelt, kein Theil kam von der Stelle, da wollte Graf Lucchesi, der mit der Reiterei des rechten Flügels der Oesterreicher endlich herangekommen war, die Entscheidung herbeiführen, indem er der preußischen Infanterie in die wie er glaubte ungedeckte Linke fiel. Er ahnte nichts von der Reiterei des linken Flügels der Preußen, die unter General Driesen hinter Radaxdorf stand und eben, da er zum Angriff ausholte, ihn selber überfiel. Im entscheidenden Augenblick erreichte den General Driesen der Befehl des Königs, sofort zum Angriff vorzubrechen. Driesen sandte den Oesterreichern die Baireuth-Dragoner in die Flanke, die Puttkamer-Husaren in den Rücken und stürzte sich mit den übrigen 30 Schwadronen mit solcher Wucht auf den Feind, daß dieser völlig über den Haufen geworfen hinter seine Infanterie flüchtete und bis Lissa davonstob. Graf Lucchesi fiel, seine Reiterei ward auf dem Schlachtfeld nicht mehr gesehen, sein Fußvolk aber, das bisher noch kaum einen Schuß gethan, war kaum der Flucht der Reiterei ansichtig geworden, als es die Gewehre von sich warf und mit Zurücklassung des Geschützes das Weite suchte. Aehnlich waren kurz vorher die übrigen hinter Leuthen zusammengedrängten Oesterreicher vom Kampfplatz verschwunden. Den letzten Widerstand leisteten auf dem Windmühlenberge vor Leuthen vier heldenmüthige Bataillone der Regimenter Wallis und Durlach; ihnen fiel General Meyer mit 10 Schwadronen in den Rücken und nahm den größten Theil gefangen. Als die Nacht hereinbrach, war der vollständige Sieg der Preußen auf der ganzen Linie entschieden, in fürchterlichem Durcheinander floh der Feind über die Weistritz (das Schweidnitzer Wasser) hinüber und nur der linke Flügel hatte sich unter Nadasdys umsichtiger Führung wieder zu einigermaßen geordnetem Rückzuge gesammelt.[1]) Die Verluste der Oesterreicher in dieser Schlacht waren ganz

1) Obiger Darstellung liegt die Schilderung der Schlacht in der Geschichte des

außerordentlich, sie betrugen mindestens 21,000 Mann, wovon die größere Hälfte Gefangene, 116 Geschütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen, während der Verlust der Preußen sich auf etwas über 6000 Mann belief, worunter 200 Offiziere. Aber die Oesterreicher hatten nicht blos eine große Schlacht, sie hatten den ganzen Feldzug verloren, denn sie mußten Schlesien räumen und froh sein, wenn ihnen auf dem hastigen Rückzug nach Böhmen nicht der ganze Rest der Armee auseinander lief. Nicht mehr als 35,000 Mann brachte Prinz Karl im elendesten Zustande von dem stolzen Heere zurück, das noch vor wenig Tagen ganz Schlesien in sicherem Besitz zu haben glaubte. Die starke Besatzung, die er unkluger Weise nach Breslau gelegt hatte, kapitulirte am 21. December: 17,000 Mann Oesterreicher, darunter 13 Generale, ergaben sich kriegsgefangen. Wenig Tage darauf wurde auch Liegnitz von den Oesterreichern geräumt und bis auf Schweidnitz, dessen Belagerung verschoben werden mußte, war ganz Schlesien wieder in den Händen der Preußen. Die Vertreibung der Schweden aus fast ganz Vorpommern durch den Feldmarschall Lehwaldt, der das von den Russen geräumte Ostpreußen schon im Oktober hatte verlassen können, machte den Schluß des wechselvollsten Kriegsjahres, das das 18. Jahrhundert bisher erlebt hatte. Allerdings kamen die Russen schon zu Anfang des neuen Jahres wieder nach Preußen und nahmen die wehrlose Provinz für die Kaiserin Elisabeth in Besitz, aber gleichzeitig bereitete sich im Westen ein großer Umschwung vor. Mit der wiederbelebten Armee des Herzogs von Cumberland trieb Prinz Ferdinand von Braunschweig die Franzosen aus ganz Niedersachsen, Westfalen und Hessen hinaus und während in Versailles ein Kleinmuth ohne Beispiel um sich griff, erhob sich England unter Wilhelm Pitt endlich zu einer Kriegspolitik, die einer Weltmacht würdig war.

Die Verwaltung, in welche Wilhelm Pitt[1]) Ende Juni 1757 eintrat, macht Epoche in der Geschichte Englands, denn der Mann, der ihr sein Gepräge aufgedrückt hat, war eine Persönlichkeit von überragender Größe, aber daß er das wirklich sei, das wurde der Nation erst bekannt, als die Tage von Roßbach und Leuthen die glorreiche Auferstehung einer Sache ankündigten, die noch im Sommer und Frühherbst des Jahres diesseit wie jenseit des Kanals für rettungslos verloren galt. Erst im Bunde mit dem Helden Friedrich ist Wilhelm Pitt selber zum Helden geworden; erst in dem Weltkampf, den er an dessen Seite heroisch führte, ist der gediegene Adel seiner Natur Herr geworden über alles Unedle, das dem parlamentarischen Streber angehaftet und nie hat der große Redner weniger theatralisch, nie hat er aufrichtiger und ergreifender gesprochen, als da er die Einheit der

siebenjährigen Krieges, bearb. von Offizieren des großen Generalstabes I, 437—451 einerseits, und der Bericht des Königs selbst Oeuvr. IV, 164—166 andrerseits zu Grunde. vgl. Schaefer I, 511 ff.

1) Außer dem berühmten Essay von Macaulay s. Mahon IV, c. 32 ff. Lecky, Geschichte Englands im 18. Jahrh. II, c. 8.

Interessen Englands und Preußens und die Aufrechterhaltung des „wundervollen Mannes" predigte, der wie ein Atlas die Freiheit der Menschheit auf seinen Schultern trug.

Es war eine für England ungemein trübe Zeit, in welcher diese Verwaltung begann und sehr widerspruchsvoll, nichts weniger als harmonisch war die Laufbahn, welche seinen größten Redner endlich an das Ruder der That erhoben hatte. Die Verbindung von drei Männern wie Pitt, Newcastle und Heinrich Fox in derselben Verwaltung, die Art, wie sie die Geschäfte unter sich vertheilt hatten, das Aufhören jeglichen Haders zwischen König und Cabinet und das mehrjährige vollständige Verstummen jeglicher Opposition im Parlament, dies Alles zeichnet eine der außerordentlichsten Lagen, die je in der Geschichte Englands eingetreten sind. Was Wilhelm Pitt an eigenthümlicher Begabung besaß, das hatte er entfaltet und geschult im Kampfe wider die, mit denen er jetzt zum ersten Male endgiltig einig ging.

Pitts Familie gehörte nicht dem hohen Adel mit altererbtem Reichthum an. Sein Großvater war Statthalter von Madras gewesen und hatte aus Indien den berühmten Diamant mitgebracht, den der Herzog von Orleans ankaufte und der heute noch unter dem Namen le Régent die Perle im Kronschatz Frankreichs bildet. Mit dem Kaufpreis von 2 Millionen Livres, den der Regent dafür erlegt, begründete der ältere Pitt den Wohlstand seines Hauses; er kaufte sich Landgüter und zwei Wahlflecken: Old Sarum und Oakhampton. Durch sie kam er selbst, dann sein Sohn, schließlich seine beiden Enkel Thomas und Wilhelm Pitt ins Unterhaus. Geboren den 15. Nov. 1708, gebildet auf der berühmten Schule von Eton[1]) und in dem Trinity College zu Oxford, kaufte sich Wilhelm Pitt beim Tode seines Vaters eine Fähnrichsstelle im blauen Regiment und wurde im Jahr 1735 als Mitglied für Old Sarum ins Parlament gewählt. Eines jener jungen Talente, die ein brennender Ehrgeiz verzehrte und die in der Verwaltung Walpoles nie auf Verwendung hoffen durften, warf er sich kopfüber in die Opposition der „Patrioten", deren Führer Pulteney war, wurde dafür durch den Minister seiner Fähnrichsstelle beraubt, fand aber in dem Hofhalt des Prinzen von Wales, des Schirmherrn aller meuterischen Whigs, ein bescheidenes Unterkommen, das ihn wenigstens vor Nahrungssorgen schützte. Unter denen, die wider Walpoles Schwäche gegen Spanien donnerten und den Krieg mit dieser Macht im Namen der geschändeten Ehre Englands stürmisch forderten,[2]) that er sich durch leidenschaftliche Heftigkeit der Sprache hervor, in ganz England schien es keinen unversöhnlichern Gegner Walpoles zu geben als ihn; das hinderte ihn nicht, eben diesem Minister im Jahre 1741 Schutz gegen jede Verfolgung zuzusagen, wenn er zu seinen Gunsten auf den König wirken wolle, und diese geheime Anknüpfung, die freilich erfolglos blieb, hinderte ihn, als die neue Verwaltung

1) Jesse, Memoirs of celebrated Etonians. London 1875, I, gibt S. 96—163 eine Lebensskizze von Pitt. 2) I, 201—203.

ohne ihn gebildet worden war, wiederum nicht, wider den gestürzten Minister im Unterhause einen Feldzug des Hasses und der Rachsucht zu eröffnen, bei dem er sich so weit vergaß, einem Antrag auf öffentliche Belohnung Aller, die wider Walpole wahre oder falsche Aussagen machen würden, seine Unterstützung zu geben. Seine Reden wider die Welfenpolitik des Königs Georg und des Lord Carteret aus den Jahren 1742 und 1743 sind uns bekannt;[1]) sie trugen ihm große Beliebtheit bei den Massen ein, erregten den ganzen Groll des Königs, hinderten ihn aber nicht, dem neuen Cabinet der Pelhams seine ganze Beredsamkeit zur Vertheidigung eben der Politik zu leihen, die er bisher so heftig bekämpft,[2]) und endlich im Febr. 1746 ließ sich Georg II. erweichen, seine Anstellung in der Verwaltung zuzugeben, deren unentbehrlichen Häuptern er eben nichts mehr abschlagen konnte.[3]) Bis hierher war Wilhelm Pitt ein parlamentarischer Streber gewesen, der sich vor Andern nur durch sein Talent, insbesondere zur leidenschaftlichen Invektive, nicht aber durch Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Mittel, noch weniger durch ehrliche Grundsatztreue oder gar Adel der Gesinnung hervorthat. In seinem Amt als Zahlmeister der Armee offenbarte er zuerst einen Charakterzug ganz ungemeiner Art.

Dies Amt war keine angesehene, wohl aber eine sehr einträgliche Regierungsstelle; einträglich nicht durch die Größe des Gehaltes, sondern durch Nebeneinnahmen, die der Brauch eingebürgert hatte. Der Zahlmeister der Armee durfte eine große Summe, die in Friedenszeiten selten unter 100,000 Pfund betrug, ohne Ueberwachung verwalten, in Staatspapieren anlegen und die sämmtlichen Zinsen an sich nehmen; daß dies geschah, wußte Jedermann, Niemand nahm Anstoß daran; Pitt war der erste, der auf diesen Nebenverdienst verzichtete und keinen Pfennig über sein gesetzlich feststehendes Gehalt annahm. Nach einem anderen Brauch pflegte der Zahlmeister der Armee von den Subsidien, welche das Parlament fremden Fürsten für ihre Miethtruppen bewilligte, ½ Procent als Provision anzunehmen. Auch diesen Geschäftsgewinn lehnte Pitt mit bestimmtester Entschiedenheit ab und doch war er sicherlich der unbemitteltste Gentleman, der in England je das Amt des Kriegszahlmeisters bekleidet hat. So aber wie hier hat er zeitlebens gehandelt inmitten einer parlamentarischen Aristokratie, der jede Unterscheidung von anständigen und unanständigen Einnahmen abhanden gekommen war, in der schon der für tugendhaft galt, der sich groben Diebstahl, förmliche Unterschlagung öffentlicher Gelder nicht zu Schulden kommen ließ, ein solches Maß aber von Unbestechlichkeit ganz unerhört war. Dieser eine Charakterzug hat Pitts Ansehen bei der Nation felsenfest begründet: seit man ihn von dieser Seite kannte, wußte man, wie weit sein Ehrgeiz, sein Verlangen nach Amt und Autorität von dem Anderer verschieden war. Er suchte die Macht mit allen Kräften seiner Seele, er stritt um sie mit allen Waffen seines Talents

1) I, 336. 378. 388. 2) I, 406 ff. 3) I, 435.

und verschmähte im Kampf gegen die, die sie hatten und ihm versagten, keines der Mittel, die der Kriegsbrauch der Parteien an die Hand gibt. Aber er suchte sie nicht um unedler Zwecke willen, auch wenn seine Mittel nicht die edelsten waren; er wollte nicht reich werden auf Kosten des Staates, nicht trivialer Genuß, nicht eitle Hoffart reizte ihn, dem Staat und seinem Wohl, dem Vaterland und seiner Größe zu dienen, wollte er Stümpern, die das Handwerk nicht verstanden, den Meister zeigen, der zum Regieren eines großen Landes geboren war.

Am 6. März 1754 starb Heinrich Pelham, sein Bruder der Herzog von Newcastle übernahm an seiner Statt mit dem Amt des ersten Lords des Schatzes auch die Stellung des Premierministers und sofort begann unter den leitenden Staatsmännern ein Kampf um die Macht, der drei Jahre lang alle Verwaltung im Innern lähmte, alle Thätigkeit nach außen hemmte und dem stolzen England mitten in einem großen Krieg das Ansehen einer entmasteten, ohne Ruder uud ohne Steuer vor den Wogen treibenden Galeere gab. Die geistige Verarmung der Whigpartei zeichnet die Thatsache, daß ein so grenzenlos nichtiger Mensch wie der Herzog von Newcastle auch jetzt nicht zu verdrängen, weil nicht zu ersetzen war und die felsenfeste Begründung ihrer Herrschaft sprach sich in nichts so deutlich aus, als darin, daß sie sich Jahre lang einen beständigen Bruderkrieg im eignen Lager gestatten konnte, ohne daß irgend eine principielle Opposition im Parlamente erwachte. Für die Leitung des Unterhauses standen dem Cabinet zwei ausgezeichnete Redner zur Verfügung, der Kriegssecretär Heinrich Fox und der Kriegszahlmeister Wilhelm Pitt. Der Herzog ernannte keinen von beiden, sondern einen ehemaligen Gesandten, Thomas Robinson, den wir von seiner Thätigkeit in Wien her kennen und der in parlamentarischen Dingen ganz ohne Schule war. Pitt und Fox traten aus der Verwaltung nicht aus, wie es eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, sondern thaten sich zusammen, um den unfähigen Robinson für die Unbill büßen zu lassen, die der Premier ihnen angethan. Der eine machte ihn durch offene Angriffe, der andre durch höhnische Vertheidigung lächerlich. Fox brach diesen Pakt, indem er im Januar 1755 einen Sitz im Cabinet annahm mit der Verpflichtung, die Regierung nunmehr rückhaltlos zu unterstützen. Es kam der Seekrieg mit Frankreich, die Subsidienverträge mit Rußland[1]) und Hessen, um die sich die große Verhandlung in dem am 13. November wieder eröffneten Parlament drehte. Bei dieser Gelegenheit sagte Pitt in einer vielbewunderten Rede über die Verbindung zwischen Newcastle und Fox: „Da kommt mir eine Erinnerung" und dabei fuhr er sich über die Stirn. „In Lyon zeigte man mir die Stelle, wo Rhone und Saone sich vereinigen. Der eine Fluß ist sanft, schwach und träg, aber trotz seiner Stille ohne Tiefe, der andre ist ein stürmischer, tobender Bergstrom, aber so verschieden sie sind, schließlich vereinigen sie sich doch. Mögen sie noch lange

1) S. S. 29.

in dieser Vereinigung bleiben, sich zur Erleichterung und zum Ruhm, der Nation zur Ehre und zur Sicherheit." Am Tage darauf ward Fox Siegelbewahrer, Pitt aber mit seinen Freunden Legge und Granville aus ihren Aemtern entlassen. Der schmähliche Verlust von Minorca, das fürchterliche Volksgeschrei, das sich wider den Admiral Byng[1]) erhob, brachte im Nov. 1756 die Verwaltung Newcastle-Fox zu Fall; der Herzog von Devonshire bildete mit Wilhelm Pitt ein neues Cabinet, dieses aber blieb keine vier Monate im Amt. Gegen Pitts unerschrocknen Einspruch ward der unglückliche Admiral Byng der Volkswuth, die Newcastle nach Kräften geschürt hatte, zum Opfer gebracht und am 14. März 1757 erschossen. Der König konnte Pitt und Temple nicht ausstehen, der Herzog von Cumberland weigerte sich zur Armee nach Hannover abzugehen, so lange Pitt sein Vorgesetzter sei und am 5. April entließ der König erst Temple, dann nach ein paar Tagen auch Pitt, und England hatte nun fürs erste gar keine Regierung, sondern eine Anarchie, die elf Wochen dauerte und erst ein Ende nahm, als Pitt sich dazu verstand, mit eben den beiden Staatsmännern, deren Vereinigung er mit Spott und Hohn überschüttet hatte, eine gemeinsame Verwaltung zu bilden. In dem neuen Cabinet, das am 29. Juni 1757 dem König den Handkuß leistete, bekam jeder der drei Staatsmänner das Amt, das seiner Befähigung und Neigung am meisten zusagte, nur daß man die Neigung eines derselben nicht dorthin gerichtet geglaubt hatte, wo sie jetzt wirklich ein wenig ehrenvolles Genüge fand. Wilhelm Pitt wurde wieder Staatssekretär, d. h. Lenker des Kriegs und der gesammten auswärtigen Politik. Newcastle kehrte an die Spitze des Schatzes zurück, d. h. zu seiner Lieblingsbeschäftigung, aus den geheimen Fonds Abgeordnete zu bestechen, seine Wahlflecken zu hegen und durch Anstellungen in allen Zweigen des Dienstes das Heer seiner Kostgänger zu unterhalten und zu mehren; Fox aber hatte allem Ministerehrgeiz abgesagt, er verstand sich dazu ein Amt anzunehmen, das ihm nicht einmal einen Platz im Cabinet einräumte: er wurde — Kriegszahlmeister, nicht um wie Pitt den Cato zu spielen, sondern um reich, sehr reich zu werden und sich nie mehr mit seinem einstigen Nebenbuhler als ein Ebenbürtiger zu messen.

Das Cabinet vom 29. Juni führte lauter allbekannte Namen in nur theilweise neuer Verwendung auf. Wie wenig von ihm eine Wendung der trostlosen Gesammtlage erwartet ward, zeigt das Urtheil des Lord Chesterfield, dessen Vermittlerkunst eben diese Mischregierung zu Stande gebracht hatte, und der am 4. Juli einem Freunde schrieb: „Mag Minister sein, wer will; verloren sind wir doch daheim wie draußen, davon bin ich überzeugt. Daheim vernichten uns unsere wachsenden Schulden und Ausgaben, auswärts unser Unglück und unsere Unfähigkeit. Wir sind keine Nation mehr. Nie habe ich eine so düstre Zukunft vor mir gesehen." Was der Staatskunst Englands fehlte, hatte Friedrich der Große Ende 1756 in einem denkwürdigen

1) S. S. 25.

Schreiben an Mitchell ebenso ergriffen als ergreifend ausgesprochen: „Es schmerzt mich tief, von der Spaltung zu hören, welche sich in Ihrer Regierung zeigt. Mein Gott, mir scheint, im gegenwärtigen Augenblick müßte Jeder, der es mit dem Wohle seiner Nation und dem Wohl Europas gut meint, jedes persönliche Interesse aufgeben, um nur an ein Interesse zu denken, vor dem alle anderen zu schweigen hätten, ich meine die Aufrechterhaltung der protestantischen Sache und die Freiheit Europas. Ich gestehe, daß ich nur mit dem tiefsten Schmerzgefühl von den Mißhelligkeiten in Ihrer Regierung vernommen habe. Ist es möglich, daß so viele Männer, die doch sonst auf das Heil ihres Vaterlandes ernst bedacht sind, durch Zwist im eigenen Lager den ewigen Feinden ihrer Regierung das Spiel sollten gewinnen helfen? Wie können da der König und die Nation von England gegen ihre Feinde gute Maßregeln ergreifen? Bei der Nation selber finde ich Leute, die obwohl die Feinde der Franzosen, ihnen die größten Dienste leisten, indem sie den Staat hindern, den Anschlägen unserer gemeinsamen Feinde rechtzeitig zu begegnen. Möge um Gottes willen die Liebe zum Vaterlande bei Ihren Landsleuten erwachen und mit ihr der Geist, der die Dinge im Großen ansieht und nicht durch das Mikroskop des persönlichen Vortheils."[1]) In Pitt endlich kam der Minister nach dem Herzen Friedrichs, er hatte Hochsinn, Geist, Feuer, Unternehmungslust wie kein zweiter, er war der Mann, um der Kriegsleitung Alles zu geben, was ein Chef von genialem Blick und kräftigem Willen einem ganz in Anarchie verfallenen Dienste zu geben vermochte, aber die Menschen umzuschaffen, in deren Händen die Ausführung lag, ging über sein Vermögen. Der Herzog von Cumberland gab eine Schlacht verloren, die gewonnen war, ohne daß er es wußte,[2]) aber ihn hatte auch Pitt mit keinem Oberbefehl betraut. Dagegen führte nach einem von ihm ersonnenen Plan Admiral Hawke eine Landungsflotte nach der Mündung der Charente und setzte auf dem festen Inselchen Aix Truppen ans Land, mit welchen General Mordaunt das große Marinedepot Rochefort wegnehmen und zerstören sollte. Daß ein Unternehmen der Art nur in Gestalt eines Ueberfalls, eines kühnen Handstreichs gelingen konnte, verstand sich von selbst und ein Oberst Wolfe erbot sich dem zögernden General, den Anschlag zu wagen, wenn er ihm nur 500 Mann und drei Kriegsschiffe zur Verfügung stellen wolle. Aber der General gab die Ermächtigung nicht, hielt einen Kriegsrath um den andern, und zankte sich mit dem Admiral solange, bis die Franzosen wirklich Zeit gewonnen hatten, sich in Vertheidigungszustand zu setzen und dann segelte er heim, nachdem sein Kriegsrath entschieden hatte, mit der Schleifung der Festungswerke von Aix sei der britischen Waffenehre genug gethan. Ganz ähnlich wie in den französischen Gewässern ging es in den amerikanischen; auch dort war es, als sollte durchaus das Wort von Horace Walpole Recht behalten: es ist Zeit, daß England seine Taue kappt und sich in unbekannte Meere

1) Raumer II, 411/12. 2) S. S. 148.

treiben läßt. Lord Loudoun hatte in Halifax 12,000 Mann Truppen gesammelt, und auf der Flotte des Admirals Holbourne eingeschifft, um einen Angriff auf Louisburg auf der Insel Cap Breton zu unternehmen. Die Flotte segelte ab, aber vor Louisburg kehrte sie wieder um, denn Holbourne hatte in Erfahrung gebracht, daß die Franzosen seinen 17 Schiffen 18 entgegenzustellen hatten und zwar mit „größerem Metallgewicht“ als die seinen. Daß bei solchem Mißverhältniß der Kräfte jeder Angriff Tollkühnheit gewesen wäre, mußte jeder Laie einsehen, wie vielmehr ein Mann von Fach wie Lord Loudoun, der den sofortigen Rückzug durchaus selbstverständlich fand. Auf der Rückfahrt erfuhr er denn, daß der tapfere Marschall Montcalm das englische Fort William Henry mit Franzosen, Canadiern und Indianern angegriffen, zur Ergebung genöthigt und die Festungswerke geschleift habe (9. August). Im Ohiogebiet und am Lorenzstrom hatten die Engländer jetzt nichts mehr zu verlieren noch zu vertheidigen. Nicht mehr an eine Eroberung Canadas, nur noch an die Rettung der Colonieen hatten sie, wie es schien, zu denken. Derselbe Unsegen, der die Flotte daheim wie jenseits des Weltmeeres verfolgte, haftete auch an den ersten diplomatischen Schritten Pitts. Durch ein schweres Opfer, die Rückgabe Gibraltars, hatte er gehofft, Spanien gegen Frankreich zu gewinnen, aber sein lockendes Anerbieten ward in Madrid rundweg abgewiesen; nur aus Indien kam gute Zeitung, aber sie würde nicht ausgereicht haben, die zerschlagenen Geister aufzurichten, wären sich nicht im November und December die Siegesbotschaften von Roßbach und von Leuthen gefolgt, die auch das englische Volk mit Jubel berauschten, auch bei ihm Friedrich den Großen zu einem Volkshelden machten, dem kein einheimischer König sich an Popularität vergleichen ließ.

Die Interesseneinheit beider Mächte, die Schicksalsgemeinschaft beider Völker war zu einer Thatsache geworden, die parlamentarischer Reden, politischer Denkschriften nicht mehr bedurfte, sie war klar wie die Sonne am Mittag und machte sich fühlbar, bevor die Cabinete sich in einem Vertrag über das Ausmaß ihrer wechselseitigen Pflichten förmlich verständigt hatten.

Die Convention von Kloster Zeven[1]) hatte den seltenen Vorzug, daß sie unausgeführt bleiben konnte, ohne daß man sie förmlich brechen mußte. Sie als gar nicht vorhanden zu betrachten, waren Pitt und der König von vornherein entschlossen und der erstere erlebte die Genugthuung, daß der letztere den zurückkehrenden Sohn, Herzog von Cumberland, am 12. Oktober mit den Worten begrüßte: „Das ist mein Sohn, der mich zu Grunde gerichtet und sich selbst entehrt hat“. Pitt war es, der dem König den Prinzen Ferdinand von Braunschweig als Befehlshaber vorschlug für das Heer, das Cumberland bei Stade gelassen hatte, und schon aus diesem Antrag erkannte Friedrich der Große den besten Kopf Englands,[2]) der fähig und würdig war, in schwerer Zeit „die Seele des Parlaments zu leiten“. Am 23. November

---

1) S. S. 153 ff. 2) Oeuvr. IV, 177.

schon traf der Prinz in Stade ein, eben da Richelieu die Hessen entwaffnen und der regierende Herzog von Braunschweig kraft seines zu Wien geschlossenen Vertrags seine Truppen zurückziehen wollte.

Mit den Hannoveranern und Hessen rückte der Prinz schon am 26. November gegen Richelieu vor: am 4. December besetzte er Lüneburg und Richelieu wich bis hinter die Aller zurück. Bei den 6000 Braunschweigern, die in Stade zurückgeblieben waren, erschien der Erbprinz von Braunschweig, tief unglücklich über den Starrsinn seines Vaters, des Herzogs Karl, der auf dem Anschluß seiner Truppen an die Franzosen nach wie vor bestand. Der Beredsamkeit des Prinzen Ferdinand gelang es, Offiziere und Mannschaften zum Verbleiben bei ihren Waffenbrüdern zu bestimmen und die Schlacht von Leuthen that das Uebrige, um den Herzog mit dem Geschehenen zu versöhnen.[1]) Das dergestalt wieder vereinigte Bundesheer legte Prinz Ferdinand am 10. Januar 1758 bei Lüneburg in Winterquartiere, aber schon im darauf folgenden Monat brach er mit ihm auf zu einem glänzenden Befreiungszug. Von dem Schauplatze eines Krieges, in dem er statt zu fechten, nur unterhandelt, geplündert und gebrandschatzt hatte, war der Marschall Herzog von Richelieu noch im Januar abberufen worden; sein Nachfolger Graf Clermont war am 14. Februar bei der durch Kälte und Krankheiten arg decimirten Armee eingetroffen und am 18. d. M. setzte sich Prinz Ferdinand, verstärkt durch preußische Reiterei unter dem Prinzen Georg von Holstein-Gottorp, nach der Aller zu wider ihn in Marsch, während Prinz Heinrich von Preußen mit 8—9000 Mann nach Hildesheim, den Franzosen in die rechte Flanke ging. In dem, was nun auf französischer Seite geschah, zeichnet sich die gewaltige Nachwirkung der Schlacht von Roßbach überraschend ab. Seit diesem Tage hatten Führer und Mannschaften der französischen Armee das lähmende Gefühl der Ohnmacht, der Unebenbürtigkeit, von dem sie sich nicht wieder erholten. Die Weisungen, welche für den Grafen Clermont am 17. Januar ausgefertigt worden waren,[2]) waren genau so plan- und kopflos, wie Alles, was der militärische Hofstaat zu Versailles in diesen traurigen Jahren von sich gegeben hat. Thatsächlich war für den Grafen Clermont kein Befehl aus Versailles, sondern einzig die Erwägung maßgebend, die er allerdings erst nach seinem Rückzug an den Rhein offen ausgesprochen,[3]) aber schon vom ersten Tage seines Commandos an befolgt hat, nämlich die, daß er sich schlechterdings gar keinen Widerstand gestatten dürfe, weil sonst seine in Zuchtlosigkeit ganz verfallene Armee ein neues, nur noch schimpflicheres Roßbach unfehlbar erleiden werde. Von derselben Ansicht waren alle übrigen Generale durchdrungen und das war der Bahnbrecher, der vor dem Heere des Prinzen Ferdinand herzog und binnen sechs Wochen die Franzosen

1) Schaefer I, 488 ff. nach den Akten bei Westphalen, Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Berlin 1859 ff. I u. II. 2) Stuhr II, 45. 3) Schreiben an Belleisle 12. u. 13. April 1758. Stuhr II, 77.

von der Aller und Leine nach der Weser, von der Weser nach der Lippe, von hier, von der Ems, von der Werra und Fulda her schließlich Alle nach dem Rheine trieb, wo sie Anfang April auf dem rechten Ufer nur noch zu Düsseldorf, Kaiserswerth und Wesel standen, entschlossen auch von hier abzuziehen, wenn der Feind ihnen keine Ruhe zur Erholung und Verstärkung gönne. Aus diesem fluchtähnlichen Rückzug, der überall Tausende von Gefangenen und Kranken in den Händen des Feindes ließ und die letzten Bande der Mannszucht zerreißen mußte, auf eine Wendung der französischen Politik zu schließen, war eine Versuchung, die dem Wiener Hofe nur zu nahe lag und mit Sicherheit wissen wir, daß derselbe wenn auch nicht einem klar gefaßten Entschluß — denn Entschlüsse gab es in Versailles überhaupt nicht mehr — so doch sehr mächtigen und trotz aller Ableugnungen beständig wachsenden Stimmungen entsprach, von denen Niemand tiefer erfüllt war als der Abbé Bernis, der einzige unter den französischen Ministern jener Tage, der nicht ausschließlich an seine und der Seinen Versorgung dachte.

Längst war von diesem die hoffnungsvolle Stimmung gewichen, mit der ihn am Tage seines Eintrittes in das Amt die Nachricht von Kolin erfüllt[1]) und bevor die Katastrophen vom November und December die auswärtige Lage Frankreichs von Grund aus verwandelten, hatte er in die inneren Verhältnisse seines Landes Blicke gethan, die ihn mit den trübsten Ahnungen erfüllten. Sein Werk war, daß das Pariser Parlament im September 1757 gegen Amnestie für alles Geschehene seine Geschäfte als Gerichtshof wieder aufnahm und auch die Finanzedikte der Regierung fortan willig registrirte.[2]) Aber die Künste, die ihm das gekostet, die Ränke aller Art, die er zu durchkreuzen, die Kämpfe, die er mit dem Hofe zu bestehen gehabt, bis endlich die Rede glücklich festgestellt war, durch welche der Kanzler das wiederversammelte Parlament vom 1. September 1757 gleichzeitig entwaffnete und versöhnte,[3]) hatten ihn in den höchsten Kreisen der Regierung eine Anarchie erkennen lassen, deren ganze Heillosigkeit er sich kaum einzugestehen wagte. Und nun kamen die Hiobsposten von Roßbach und von Leuthen mit gebieterischen Mahnungen, denen kein Patriot sich entziehen durfte.

Schon wenig Tage nach Roßbach hielt Bernis der Marquise de Pompadour einen Vortrag,[4]) in dem er entwickelte, nachdem der Landkrieg im ersten Jahre so schlecht abgelaufen, sei im nächsten auf einen günstigeren keinesfalls zu rechnen. Im Seekrieg dagegen habe Frankreich noch nichts verloren: für die Rückgabe von Louisburg, wenn es genommen werden sollte, würde Minorca dienen, auf die Dauer aber würde die Ueberlegenheit der Engländer sich derart fühlbar machen, daß Frankreich schließlich um seine Colonieen, diese Quelle seines auswärtigen Handels, vollständig werde gebracht werden: für diesen Verlust könnte die Macht seiner Verbündeten keine Entschädigung gewähren; die Folgen der Convention von Kloster Zeven hätten die ganze

1) S. S. 143. 2) Mém. I, 315 ff. 3) Mém. I, 467/68. 4) Mém. II, 43 ff.

Bühne verwandelt; durch den Prinzen Ferdinand werde die Bundesarmee furchtbarer als bisher; der neue Minister Pitt habe eingesehen, wie wichtig es sei, daß sich auf dem Festland die Wage nicht zu Gunsten Frankreichs neige; bei dem gänzlichen Mangel an Generalen und bei der Erschöpfung der Finanzen, die weitere Belastung schlechterdings nicht mehr vertrügen, wäre es Tollheit (folie) einen Krieg fortzusetzen, der nur zum eigenen Ruin führen könne; man müsse deßhalb ernsthaft auf Frieden denken, Schweden und Rußland, Sachsen und das Reich würden dazu leicht zu bestimmen sein, dem Wiener Hof aber werde ja der derbe Schlag auch noch zu Theil werden, der ihn geschmeidig mache. Dem Tag von Leuthen und seinen Folgen traute Bernis die Ueberredungskraft zu, die mit Worten wohl zu verstärken, aber nicht zu ersetzen war. Am 6. Januar 1758 schrieb er an den Grafen Stainville nach Wien: „Die Nachrichten aus Leipzig melden uns die Einnahme von Breslau mit Allem, was darin ist. Liegnitz und Schweidnitz werden ebenso fallen, eines nach dem andern. Ich sehe, daß der Wiener Hof in 10 oder 12 Tagen drei Viertheile seiner Truppen und seiner Offiziere verloren hat. Ich sehe, daß er im nächsten Frühjahr viel Rekruten und wenig Soldaten haben wird. Rußland seinerseits verkauft seine Artilleriepferde zu 100 Sous das Stück. Herr Keith geht nach Petersburg mit Schätzen beladen; glauben Sie, daß die Kaiserin, krank und hinfällig wie sie ist, die Rathschläge des Großkanzlers verwirft, welchen die Engländer mit ungeheuren Summen bestechen werden? Was wird also auf der Bühne bleiben? Die Kaiserin ohne Heer und zwischen Preußen und Hannoveranern die Franzosen, ohne Brod, ohne General und ohne Zucht. Wenn die Engländer durch einen Besuch in den Niederlanden Holland zu einer Erklärung bringen, dann werden wir wohl heimwärts müssen, wenn uns nicht vorher schon der Hunger oder unsere eigenen Fehler aus Deutschland hinausgejagt haben. Auf eine Besserung dieser Lage ist nicht zu hoffen, denn in Wien wie in Versailles wird der Krieg immer von Leuten geleitet werden, die nie einen geführt haben. Unsere Marine hat sich in diesem Feldzug ganz erschöpft; von dieser Seite haben wir keinen Ruhm und keine Entschädigung zu erwarten. Mein Rath wäre deßhalb, Frieden zu machen und mit einem Waffenstillstand zu Wasser und zu Lande anzufangen. Wenn ich weiß, was der König von dieser Ansicht hält, die ich nicht in meiner Denkart gefunden habe, die nur eben der Menschenverstand, die Logik und die Nothwendigkeit darbieten, dann will ich sie Ihnen näher entwickeln. Bis dahin machen Sie dem Herrn v. Kaunitz zwei Dinge klar, von denen eines so wahr ist als das andre: der König wird die Kaiserin nie verlassen, aber es ist doch auch nicht nöthig, daß der König sich mit ihr zu Grunde richte. Unsere beiderseitigen Fehler haben aus einem großen Plan, der Anfangs September unfehlbar war, eine Falle gemacht, in der wir beide den Hals brechen werden. Es ist ein schöner Traum, den weiter zu träumen gefährlich wäre, aber den man vielleicht ein ander Mal mit besseren Kräften und nach besser stimmenden Kriegsplänen wieder auf-

nehmen kann."[1]) Das Schreiben war ein vertrauliches, es brachte Stainville nicht die Befehle eines Ministers, sondern das Selbstgespräch eines Freundes, der den König noch nicht gesprochen hatte, aber die Logik darin war so zwingend und der Widerspruch zwischen der jetzigen und der früheren Betrachtungsweise so schneidend, daß Graf Stainville davon aufs Tiefste erschüttert wurde. Am 14. Januar hatte er den Courier empfangen. An demselben Tag sprach ihn Graf Kaunitz und dieser schrieb alsbald dem Grafen Starhemberg: „Ich war betroffen von der Bestürzung, in welcher ich heute den Grafen Stainville in Folge der Ankunft seines Couriers vorfand. — Sichtbar trat die Tiefe seines Schmerzes hervor trotz aller Gewalt, die er sich anthat, um mir gegenüber sich zusammenzunehmen."[2]) Bernis ließ es bei der ersten vertraulichen Andeutung nicht bewenden. Am 14. und am 19. Januar sandte er Depeschen nach Wien, deren Gesammtinhalt mit höchster Klarheit ergab, daß der Minister, der seines Königs unbedingte Vertragstreue fort und fort betheuerte, den ganzen unseligen Vertrag, den er freilich nicht nannte, lieber heute als morgen über Bord geworfen hätte, daß er die französische Armee um jeden Preis aus dem Landkriege heraus haben und im Reich höchstens noch deutsche Söldner auf französische Kosten weiter wolle fechten lassen, daß er den ganzen Krieg als hoffnungslos verloren ansah und nicht länger der Frage ausweichen wollte: weshalb soll Frankreich sich für Oesterreich verbluten? „Wir sind eingeschifft, Rußland zieht sich heraus oder thut, was auf dasselbe hinaus kommt. Sind wir nun verpflichtet, des Tages Last und Hitze allein zu tragen? Seien wir edel, mein lieber Graf, aber seien wir nicht die Narren Andrer (dupes); seien wir standhaft und treu, aber richten wir uns nicht zu Grunde und denken wir zuerst auf die Sicherheit des Königreichs."[3]) Einen ungeheuren Aufwand von Worten und Betrachtungen gab er dem Grafen an die Hand, um den Hof zu Wien dahin zu bringen, daß er die Unmöglichkeit weiteren Krieges einsehend, selber den Antrag auf Friedensunterhandlung stelle, da der König nach wir vor entschlossen bleibe, die Kaiserin nicht im Stich zu lassen. Als dann der Graf Stainville ihn in einem vertraulichen Briefe vom 15. Januar beschwor, jedem Gedanken an einen schimpflichen Frieden mit Preußen zu entsagen, sandte er in einem langen Schreiben[4]) Betrachtungen zurück, denen nicht zu widersprechen war, und die der weitere Verlauf des Kriegs aufs Bündigste bestätigen sollte: „Wir werden Schlachten verlieren und gewinnen, aber ich sehe nicht, wie wir hoffen könnten, zur Ueberlegenheit zu gelangen; und wenn wir zur Ueberlegenheit nicht kommen, so ist unsere Lage am Ende des Jahres nur schlimmer geworden und die Aussicht auf einen ehrenvollen Frieden noch weiter hinausgerückt. — Sie werden sagen: Es kommt nur darauf an, unsere Heere besser zu befehligen, besser zu lenken. Und ich antworte: Geben Sie ihnen doch

1) Mém. II, 160—162. 2) Arneth V, 521. Anm. 455. 3) Mém. II, 169.
4) Schreiben vom 25. Januar. Mém. II, 170—179.

große Generale, schaffen Sie doch Minister und Räthe, welche den Krieg führen mit der Ueberlegenheit eines Louvois, in einem Wort, mit dem Talent, welches allein befähigt, große Dinge auszurichten. Wo sind diese Generale, wo sind diese Minister? Und wenn sie vorhanden wären, würde man sie an ihren Platz stellen? Nicht die Lage der Dinge an sich erschreckt mich, sondern die Unfähigkeit derer, die sie leiten und gegen die habe ich kein Heilmittel. — Kein Minister, kein Rath, keine Generale, kein Wille bei den Einen, kein Können bei den Andern. Ich sage Ihnen gerade heraus: man muß den Verstand verloren haben, wenn man nicht wünscht, daß der Hof zu Wien den Frieden wolle und ihm nicht räth, den Frieden zu wünschen."[1])

Inzwischen hatte Graf Stainville am 25. beim Grafen Kaunitz, am 28. beim Kaiser und bei der Kaiserin seine Aufträge ausgerichtet. Nach seinem Bericht[2]) sagte Graf Kaunitz wiederholt, die Kaiserin beanspruche nicht, den Krieg weiter zu führen, wenn der König nicht wolle, ja sie könne ihn gar nicht fortsetzen, wenn der König außer Stande sei, seinen Verpflichtungen in Truppen oder in Geld nachzukommen. Als nun aber Stainville meinte, da könne man ja — den geheimen Vertrag (vom 1. Mai 1757[3]) fallen lassen, da entbrannte der Staatskanzler in heftigem Zorn und sagte, sein Hof sei nicht gewohnt, einen Vertrag zu schließen und dann wieder preis zu geben. Der Kaiser war weniger aufgeregt als der Minister, er meinte, soweit er den Charakter des Königs von Preußen kenne, liebe der die langen Kriege nicht; nach seiner unmaßgeblichen Ansicht könne man es mit dem Krieg dies Jahr noch einmal versuchen. Die Kaiserin aber traf er in tiefstem Schmerz darüber, daß der französische Hof des Krieges überdrüssig schien; sie habe die Nacht über kein Auge zugethan. Was sie beim Kriege festhalte, sei nicht die Gier nach Schlesien, sondern einzig die Sorge um die Ruhe Europas und Oesterreichs, die nicht sicher sei, solange man nicht dem Ungeheuer, das sie unterdrücke, die Fänge beschnitten habe; da die Menschen nichts ausrichten gegen diesen Fürsten, müsse sie Gott anheimgeben, sie am König von Preußen zu rächen.

Das war der Anfang langer, peinlicher Verhandlungen, bei denen Bernis zunächst nichts erzielte, als ein steigendes Mißtrauen der Kaiserin, die bei dem Entschluß beharrte, „sich lieber in ihrem letzten Dorf mit ihrem letzten Bataillon zur Wehr zu setzen, als in das Machtgebot des Königs von Preußen sich zu fügen".[4]) Die letzte Hoffnung, an die Bernis' Friedensplan sich festgeklammert hielt, war die, auf Grund der Neutralität Hannovers mit England wenigstens zum Frieden zu gelangen und auch diese Hoffnung ward zu Schanden durch den Subsidienvertrag, der am 11. April endlich zwischen England und Preußen zu Stande kam.

Endlich hatte sich Georg II. befreit von dem Bann der bösen Geister

1) Mém. II, 172/73. 2) Auszugsweise bei Schaefer II, 1. 532. 3) S. S. 112 ff.
4) Mém. II, 45.

des Preußenhasses und der Preußenangst, die ihn ehedem zu so viel Thorheit und Untreue und noch ganz zuletzt zu so argen Mißgriffen in Petersburg verleitet hatten;[1]) auch Pitt warf Alles bei Seite, was er einst wider den Kurfürsten von Hannover, seine Hauspolitik und seine Haustruppen gesagt; in dem großen Gedanken der Interesseneinheit Englands und Preußens ging alles Kleine unter, das die Höfe früher getrennt und ein Bund ward geschlossen, der seinen Theilnehmern eine ruhmvolle Schicksalsgemeinschaft verbürgte, seinen Urhebern aber den Anspruch auf das reinste Dankgefühl der Nationen gab. Zum ersten Male ging der König von England gegen seinen Neffen weitreichende Bundespflichten ein, ohne die kleinlichen Hintergedanken des Kurfürsten, die ehedem seine gesammte Politik gegenüber Preußen gefälscht und vergiftet hatten.

Der Vertrag,[2]) den der neu ernannte preußische Bevollmächtigte, Freiherr von Knyphausen, zur Unterzeichnung fertig in London vorfand und am Tage seines Empfanges beim König, am 11. April 1758 unterschrieb, verpflichtete diesen, dem König von Preußen vier Millionen Thaler = 670,000 Pfd. St. jährliche Subsidien zu zahlen und außer im Einvernehmen mit ihm, sowohl als König wie als Kurfürst, keinen Friedens-, Waffenstillstands- oder Neutralitätsvertrag irgend welcher Art, mit wem es auch sei, abzuschließen. Und in einer gleichzeitig ausgestellten Deklaration übernahm der König von England weiter die Verpflichtung, die Bewilligung des Parlamentes zum Unterhalt eines Heeres von 50,000 Mann auf englische Kosten einzuholen, und als Kurfürst noch außerdem 5000 Mann zu stellen. Die Absendung einer englischen Flotte in die Ostsee aber, auf die der König der Russen wegen den größten Werth gelegt hätte, ward nicht bewilligt,[3]) angeblich weil England mit einer kleinen Flotte dort nichts ausrichten werde, eine große aber nicht entbehren könne; in Wahrheit aber, trotzdem das feierlich abgeleugnet ward, nur, um mit Rußland nicht förmlich zu brechen und die Vortheile des Ostseehandels nicht zu verlieren.

Das war der Inhalt der Vorlagen, welche Wilhelm Pitt am 13. April dem Parlamente machte. In einer mächtigen Rede, von der wir wie von Allem, was er in seiner größten Zeit gesprochen hat, leider nur dürftige Bruchstücke, noch dazu ohne alle individuelle Färbung kennen, empfahl er die Genehmigung des Vertrags und die Bewilligung der für den Landkrieg erforderlichen Gelder und am 20. April sprach das Unterhaus mit fast allen Stimmen beides aus: die Gesammtsumme, die bewilligt ward, belief sich auf 1,830,454 Pfd. St.

Die Rückwirkung dieses Vertrags machte sich sofort auf dem Kriegsschauplatze geltend.

---

1) S. S. 28 ff. 2) Seine Vorgeschichte s. bei Schaefer I, 547 ff. 3) Auch früher war das nicht geschehen. Der angebliche preußisch-englische Vertrag vom 11. Januar 1757, dessen vierter Artikel eine solche Zusage enthält, ist gefälscht. S. Schaefer, Hist. Aufsätze. S. 186—190.

Im Lager des Prinzen Ferdinand zu Münster erschien ein Oberst Durand als englischer Commissar, um eine Musterung des Heeres vorzunehmen, das wie Pitt im Unterhause gesagt aus einer Observationsarmee sich in eine Operationsarmee verwandeln sollte. Von Pitt ging die Weisung aus, wonach dies Heer den Rhein überschreiten sollte, um die Franzosen in den Quartieren, in denen sie sich so sicher glaubten, zu überfallen. Am 31. Mai hatte Graf Clermont von Wesel aus einen sehr schönen Plan nach Versailles gesandt, wonach er, wenn sein Heer sich noch einen vollen Monat ausgeruht, und auf 80,000 Mann verstärkt haben würde, in Westfalen einzubrechen, die Hannoveraner zurückzutreiben und bis zur Ems- und Wesermündung hin alle Lande und Plätze wieder zu besetzen gedachte, die er vor Kurzem so unrühmlich geräumt.[1]) Hieraus kann man die Bestürzung abnehmen, mit der ihn am zweiten Tage darauf die Nachricht erfüllen mußte, daß das ganze feindliche Heer nicht weit von Emmerich den Rhein überschritten habe und in vollem Anmarsch auf sein eigenes Heer begriffen sei. In größter Eile trat der eben noch so Angriffslustige den Rückzug an, bei Rheinberg schien er sich am 12. Juni zum Kampfe stellen zu wollen, aber es schien nur so; nach kurzem Gefecht ging sein Rückzug weiter nach Meurs, von da nach Neuß. Da trafen höchst dringende Weisungen des Marschalls Belleisle, der inzwischen an Stelle Paulmys Kriegsminister geworden war, bei ihm ein; in Folge davon ging er wieder bis in die Nähe von Crefeld vor und schlug zwischen den Dörfern Fischeln und Anrath hinter der alten „Landwehr" in ausgezeichneter Stellung am 19. Juni sein Lager auf. Er hatte 42,000 Mann beisammen, Prinz Ferdinand nur 30,528 Mann. Trotz seiner Minderzahl und trotz der Festigkeit des feindlichen Lagers schritt Prinz Ferdinand am 23. Juni zum Angriff auf die Franzosen und brachte ihnen in einer glänzenden Schlacht eine Niederlage bei, die ihren Rückzug bis nach Köln hin entschied.[2]) Seit dem Tage von Roßbach war Friedrich der Große auch bei den Franzosen unermeßlich populär. „Man liebt hier den König von Preußen bis zur Narrheit, weil man immer diejenigen liebt, die ihr Geschäft verstehen." So schrieb Bernis am 7. April an Stainville.[3]) In dem Sieger vom 23. Juni war ein neuer Kriegsheld erstanden, der sich Anspruch auf den Dank der Franzosen erwarb dafür, daß er die unfähigen Salongenerale der Pompadour beschämte und dem Hohngelächter preisgab, das sie verdienten.

---

1) Stuhr II, 84/85. 2) Näheres bei Westphalen I, 588 ff. vgl. Schaefer II, 150—158. 3) Mém. II, 202.

V. Die Russen in Preußen. Zorndorf. Hochkirch.

Mit der Sprache, welche die Kaiserin Elisabeth und ihr Großkanzler Graf Bestushew all die Jahre her geführt, stand die Kriegführung nicht im Einklang, welche dem Hof zu Petersburg beliebte, als der Ernstfall eintrat, den keiner von allen mit gleich stürmischer Ungeduld herbeigewünscht. Die Gesinnungen hatten sich Preußen gegenüber in nichts geändert, die Sprache blieb genau dieselbe und auch die Diplomatie ging in den alten Gleisen weiter, ja sie schien sogar an dem jungen Hof Eroberungen gemacht zu haben, die kein Mensch erwartet hatte. Bei der Armee aber geschahen Dinge, die sich weder aus der Unfähigkeit der Führung, noch aus der Schwerfälligkeit der ganzen Kriegsverwaltung erklären ließen: hier häuften sich Räthsel auf Räthsel, Widersprüche auf Widersprüche. Monate vergingen, bis der erste Feldzug nur überhaupt unternommen ward und kaum war ein erster Erfolg erstritten, da ward ein unbegreiflicher Rückzug angetreten und eine doppelte Katastrophe trat ein, die in den regierenden Kreisen eine tiefe, unheilbare Zerrüttung erkennen ließ.

Der bewaffnete Einbruch Friedrichs in Sachsen war in Petersburg mit höchst entschiedenen Erklärungen und scheinbar auch ebenso entschiedenen Maßregeln beantwortet worden.

Dem sächsischen Legationsrath J. Moriz Prasse übergab Bestushew am 6./17. September 1756 eine Note, in welcher angekündigt war, die allgemeine Cooperation Oesterreichs und Rußlands gegen Preußen werde sofort beginnen, insbesondere das letztere „ohne Rücksicht auf die späte Jahreszeit und die Weite des Marsches dem König von Preußen eine schleunige und mächtige Diversion machen". Der König-Kurfürst aber dürfe versichert sein, daß Rußland bemüht sein werde, ihm „für sothane den Erblanden geschehene Gewaltthätigkeit Sr. Majestät nicht sowohl nach dem Maße des dadurch verursachten Schadens als vielmehr nach der Enormité dieses förmlichen Friedensbruchs des Königs von Preußen Satisfaction zu verschaffen."[1]) Die in Petersburg befindlichen Regimenter wurden alsbald nach Riga eingeschifft, um an der Grenze die Corps zu ersetzen, welche von hier nach Polen und Preußen

1) E. Herrmann, Die sächsisch-polnischen Beziehungen während des siebenjährigen Krieges zum russischen Hofe und insbesondere zum Großkanzler Bestuschew. Preuß. Jahrb. 47. Bd. S. 566.

marschiren sollten, vier General-Feldmarschälle wurden ernannt, Apraxin, Buturlin, Trubezkoi und Rasumowski und dem erstgenannten der Oberbefehl über die zur Diversion gegen Preußen bestimmte Armee übertragen. Von diesen vorbereitenden Schritten bis zur wirklichen Eröffnung des Krieges war nun freilich noch ein weiter Weg: bis zum Mai 1757 besann sich Apraxin, bevor er sich entschloß, über die preußische Grenze zu rücken. Aber in einem Wechsel der bisher maßgebenden Gesinnungen schien diese allerdings auffallende Zögerung ihren Grund nicht zu haben. Denn am 31. December (a. St.) 1756 trat die Kaiserin dem österreichisch-französischen Vertheidigungsbündniß von Versailles bei, und am 22. Januar (a. St.) 1757 kam auch mit Oesterreich eine Convention über die gemeinschaftliche Kriegführung gegen Preußen zum Abschluß.[1]) Selbst den Großfürsten Peter, dessen Schwärmerei für Preußen allbekannt war, schien Bestushew bekehrt zu haben, denn er zeigte sich geneigt, seine 1000 Holsteiner, die er zu Oranienbaum preußisch exercirte, gegen reichliche Subsidien in österreichischen Dienst zu stellen:[2]) und als nach der Schlacht bei Prag die ganze österreichische Partei am Hof den Kopf hängen ließ und allen Kriegsgedanken wider Preußen entsagen wollte, da war es Bestushew, der an die Pflichten der Verträge, an die „Fundamentalmaxime" von 1753 mahnte und am 24. Mai ein Rundschreiben an alle auswärtigen Gesandten Rußlands durchsetzte, in welchem feierlich erklärt ward: durch die Unfälle der österreichischen Armee werde Rußland sich nicht abhalten lassen, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen, vielmehr nur zu doppelten Anstrengungen sich verpflichtet erachten. Sollten auch all seine Verbündeten sich zum Frieden gezwungen sehen, so werde es allein auf dem Kampfplatz bleiben und so lange ausharren, bis dem König von Preußen Schranken gesetzt seien, die ihn für alle Zeit unschädlich machen würden.[3])

Die Persönlichkeit des neuernannten Feldmarschalls Apraxin bot nun freilich keine Aussicht auf schneidige Waffenthaten. Williams schildert ihn in seinen Berichten als einen wahren Ausbund jener selbstzufriedenen Unfähigkeit, welche sich in den Befehlshaberstellen der russischen Armee breit machte, seit die allerdings nicht russischen Talente aus Münnichs Schule, die Löwendal, Keith, Manstein, Lacy u. A. aus dem Dienste verdrängt worden waren. Ein alter Geck, der nie einen Feind gesehen und nie ein Heer befehligt hatte, ein plumper, fauler Genußmensch, der auf fremder Leute Kosten zu schlemmen gewohnt war, eine Natur, die empörende Mißhandlungen feige ertrug und Fußtritte wie Almosen mit gleicher Niedrigkeit der Gesinnung hinnahm:[4]) das war der Mann, den die Czarin wider Friedrich den Großen sandte. Es wäre wider die Natur gewesen, wenn solch ein Mensch an ein Zusammentreffen mit solchem Feinde ohne die aufrichtigste Seelenangst auch nur hätte denken können. Aber ein ganz besonderer Um-

1) S. S. 105. 2) Herrmann a. a. O. 568. 3) Herrmann a. a. O. 569. 4) Raumer II, 400/401. 420.

stand kam hinzu, der ihn veranlaßte, zunächst seinen Abgang zur Armee von Woche zu Woche, dann den Beginn der Operationen von Monat zu Monat zu verschieben.

Seit Herbst 1755 war die Czarin Elisabeth häufig krank. Im Oktober d. J. meldete Williams: „Sie hat hartnäckigen Husten, kurzen Athem, dabei geschwollene Beine." Ein halbes Jahr später schrieb er: „Die Kaiserin ist melancholisch geworden und lebt sehr zurückgezogen; während sie sonst an jedem Tage ausfuhr oder ausritt, hat sie den ganzen Winter hindurch ihren Palast nicht verlassen." Wenn die Kaiserin aus einer der Ohnmachten, die sie jetzt häufig befielen, nicht wieder erwachte, so kam der junge Hof, d. h. der Großfürst Peter und seine Gemahlin Katharina ans Regiment. Das aber bedeutete einen vollständigen Umschwung. Vom Großfürsten Peter wußte man, daß er, wie kindisch und einfältig er sonst sein mochte, an Friedrich von Preußen emporschaute wie an einem höheren Wesen, und daß er den Kriegsbund gegen ihn verabscheute aus dem Grunde seiner Seele; von der Großfürstin wußte man, daß sie Oesterreich und Frankreich haßte, England aber hochhielt und mit dessen Botschafter Williams intimen Verkehr pflegte.[1]) Das hielt sie beide nicht ab, in der beständigen Geldnoth, in der sie lebten, sich gelegentlich auch von Oesterreich bezahlen zu lassen.[2]) Aber an ihren Gesinnungen änderte das nichts; am Hof zu Petersburg war es überhaupt üblich, von allen Seiten Geld zu nehmen und dann doch zu thun, was man für gut hielt. Bestushew machte es ja mit England geradeso. Wieviel an diesem Sitz der Ränke, der Verschwörungen und jeder Art von Gemeinheit ungewiß sein mochte, daran konnte kein Mensch zweifeln, daß der Tod der Kaiserin für alle, die sich gegen Preußen und England zu weit vorgewagt, einer Katastrophe gleich kam; die Staatsmänner, die an Ort und Stelle waren, konnten durch geschickte Achselträgerei zwischen dem alten und dem jungen Hof sich auch für die Zukunft möglich erhalten, anders war es mit den Generalen; sie zogen gegen einen Feind ins Feld, der sich vielleicht über Nacht in einen Freund verwandelte. So begreift sich, daß Apraxin, als er endlich im November Petersburg verließ, um sich nach Riga zur Armee zu begeben, beim Abschied zum Grafen Bestushew sagte: „er sei nicht wenig darüber bekümmert, daß Ihre kaiserlichen Hoheiten beiderseits für die Könige von Preußen und England noch sehr eingenommen wären und daß folglich, wenn er gegen letztere glücklich sei, bei der Krankheit der Kaiserin für ihn eine schlechte Perspektive übrig bleibe."[3]) Dies Geständniß offenbart den wahren Grund alles dessen, was das Verhalten Apraxins während der ganzen Dauer seines Oberbefehls so räthselhaft erscheinen ließ, nicht minder auch, weshalb Bestushew ihn nicht zur Eile spornte. Auch für diesen stand, wenn die Kaiserin die Augen schloß, Alles auf dem Spiel; aber freilich Williams

1) S. 213/14. 2) Arneth V, 213. 3) Herrmann, Geschichte des russischen Staates. V, 141 nach dem Bericht von Prasse vom 31. Januar 1758.

durfte das nicht erfahren, dem sagte er mit gewohnter Treuherzigkeit „frei heraus", er halte den Feldmarschall auf und lege seiner Abreise zur Armee alle möglichen Hindernisse in den Weg, damit dem Freund des Königs von England kein Leid geschehe und dieser einsehe, daß er seine englische Pension redlich verdienen wolle.[1]) Dies war, wie sich von selbst versteht, leere Spiegelfechterei. Nicht das englische Geld, wie Williams glaubte, sondern das geheime Bündniß, in welches Bestushew, wie wir sehen werden, seinerseits mit der Großfürstin Katharina getreten war, gab in dieser ganzen Sache den Ausschlag und nur der Umstand, daß die Czarin so früh nicht starb, als die Verschworenen erwartet hatten, vereitelte einen Plan, in welchem der Armee Apraxins eine ganz andere Rolle zugedacht war, als diejenigen ahnten, welche große Kriegsthaten gegen Preußen von ihr erwarteten.

Auf die gemessensten Befehle der Kaiserin setzte sich Apraxin im Mai 1757 endlich in Marsch und zog mit 100,000 Mann durch Polnisch-Littauen auf Preußen zu. Mit einem Corps von 28,000 Mann erschien General Fermor am 30. Juni vor Memel, dessen schwache Besatzung nach fünftägiger Beschießung gegen freien Abzug kapitulirte (5. Juli). Diese Kapitulation aber ward von den Russen gebrochen und die 800 Mann Preußen vor die Wahl gestellt, entweder russische Dienste zu nehmen oder nach Rußland zu wandern. Auch eine Menge friedfertiger Einwohner, insbesondere Fabrikanten und Bauern wurden sammt Weibern und Kindern fortgeschleppt, um sie in der russischen Wildniß anzusiedeln. Die 12,000 Mann leichter Truppen aber, bestehend aus Kosaken, Kalmüken und Tataren hausten auf dem flachen Lande mit einer Bestialität, die an die Tage der Hunnen erinnerte.[2]) Erst Ende Juli traf Apraxin mit dem Hauptheere selbst in Preußen ein und vereinigte sich am 18. August bei Insterburg mit dem Heertheile Fermors. Am 27. und 28. gingen die Russen über den Pregel und verschanzten sich bei Großjägersdorf dem kleinen Heere der Preußen gegenüber. Der zweiundsiebenzigjährige Feldmarschall Lehwaldt wagte es mit seinen nur 24,000 Mann Preußen die 80,000 Russen am 30. August in ihren Verschanzungen anzugreifen und es gelang ihm wirklich, auf dem linken Flügel der Russen die

1) Raumer II, 407. vgl. mit S. 399. 2) Archenholtz (Geschichte des siebenj. Krieges in Deutschland, Berlin 1793, I, 145/46) sagt darüber: „Diese Unmenschen mordeten oder verstümmelten unbewaffnete Leute aus satanischer Lust. Man hing sie an Bäume auf oder schnitt ihnen Nasen und Ohren ab; anderen wurden die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten und das Herz herausgerissen. Sie zündeten aus rasendem Muthwillen Dörfer und Flecken an, und um die Menschen mit lebendig zu verbrennen, schlossen sie manchmal einen Kreis um den zur Verheerung geweihten Ort, ehe sie ihn in Brand setzten. Die Gräber wurden zerstört und die Gebeine umhergestreut, Edelleute und Prediger mit Kantschuhen zerfleischt, nackend auf glühende Kohlen gelegt und auf allerhand Art gemartert. Man nahm den Eltern ihre Kinder weg, oder ermordete sie vor ihren Augen. Mädchen und Weiber wurden geschändet. Viele Frauenspersonen brachten sich ums Leben, um der Brutalität dieser Henker zu entgehen."

Reiterei und das erste Treffen des Fußvolkes zu werfen; da setzte ein fürchterliches Kartätschenfeuer von den weiter zurückliegenden Höhen seinem Vordringen ein Ziel und das Eingreifen von 20 frischen Bataillonen der russischen Reserve zwang ihn das Schlachtfeld zu räumen; es geschah unter blutigen Verlusten, aber in ausgezeichneter Haltung.[1] Die preußische Waffenehre hatte auch diesen unglücklichen Tag ohne Makel bestanden.

Die Folgen dieses Tages aber waren so, wie wenn die Sieger des 30. August eine ungeheure Niederlage erlitten hätten, denn ein Kriegsrath, welchen Apraxin am 7. September mit seinen Generalen abhielt, beschloß wegen Mangels an Lebensmitteln schleunigen Abzug aus Preußen und dieser ward mit solcher Hast angetreten, daß 15,000 Verwundete und Kranke, 80 Geschütze und viel sonstiges Kriegsgeräthe zurückbleiben mußte. Ihren Weg bezeichneten die zuchtlosen Mannschaften mit Mord, Brand und Greueln aller Art, das Einbrechen der Blattern unter den Kalmüken verwandelte deren Rückzug in jähe Flucht; was so noch vor Ende September nach Kurland zurückkam, sah keiner Armee mehr gleich; alle Marschbefehle der über den ebenso eigenmächtigen als schimpflichen Rückzug erbitterten Kaiserin wurden zu Schanden an dem passiven Widerstande dieses Wirrwarrs heilloser Zerrüttung und Entmuthigung. Monate vergingen, bevor diese aufgelöste Masse wieder marschfähig war; bis dahin blieb nichts übrig als den Schimpf an seinen Urhebern zu rächen und als diese wurden Apraxin und — Bestushew ermittelt und zur Strafe gezogen.

Der Letztere hatte ein gewagtes Spiel gespielt und verloren. Seit 1755 war er hinter dem Rücken des Großfürsten in geheimem Einverständniß mit der Großfürstin Katharina, gegen die Kaiserin und ihre Günstlinge, die Schuwalows, gegen die Botschafter von Oesterreich und Frankreich und ihre gesammte Politik. Ihr gemeinsamer Vertrauter war der englische Gesandte Williams. Dem schrieb Katharina am 9. November 1756: „Ich erhielt heute eine Mittheilung der Schuwalows,[2] es sei ihnen sehr leid zu hören, daß das neue Bündniß zwischen Rußland und Frankreich dem Großfürsten und mir mißfalle. Sie nennen es ihr System und meinen, es sei ein gutes. Sie erbieten sich mir ganz anzugehören, mich mit der Kaiserin auf den besten Fuß zu setzen und mir zu ihren Lebzeiten Alles zu verschaffen, was mir angenehm sein könnte. Hierfür soll ich ihnen meinen künftigen Schutz versprechen und ihr politisches System annehmen und vertheidigen. — Ich antwortete, insoweit ich mich mit Politik befaßte, müßte ich ihr neues System durchaus mißbilligen. Jederzeit wäre ich für ein englisches und gegen ein französisches Bündniß gewesen; — obgleich meine Meinung in diesen Dingen kein großes

1) Schaefer I, 347. 2) Peter Schuwalow, Senator und General en chef, dessen Gattin die Jugendgespielin und beständige Begleiterin Elisabeths war; sein Bruder Alexander Schuwalow, gleichfalls General en chef und außerdem Inquisitor des Staates, insbesondere mit Bewachung der großfürstlichen Familie beauftragt; endlich Iwan Schuwalow, der Geliebte der Kaiserin. Ueber sie vgl. Arneth V, 43—45.

Gewicht habe. Doch wolle ich aufrichtig gegen sie sein und ihnen deßhalb versichern: daß der Großfürst nicht allein dies System niemals annehmen, sondern auch, sobald es in seiner Macht stehe, die Urheber desselben streng bestrafen werde. Man tadelt Sie (Williams) wegen Ihrer Parteilichkeit für den König von Preußen: ich aber tadle Sie deßhalb nicht; denn wir haben jetzt und ich hoffe auch in Zukunft immerdar dieselbe Gesinnung."[1]) Am 19. August 1757, also in den Vortagen von Großjägersdorf erhielt Williams bei seinem Abschiede von Petersburg von Peter und Katharina zwei eigenhändige Briefe. Der erste schrieb: „Ich zweifle nicht an Ihrer Anhänglichkeit an meine Interessen. Sie sind nach mehr als einer Seite mit denen des Königs von England verbunden. Ich hoffe, daß der gemeinsame Feind beider Reiche das eines Tages empfinden wird." Die letztere aber schrieb: „Ich werde nie vergessen, wie viel Dank ich Ihnen schulde. Um Sie auf eine dem Adel Ihrer Gesinnungen entsprechende Art zu belohnen, werde ich jede nur denkbare Gelegenheit ergreifen, um Rußland zu dem zurückzuführen, was ich als sein wahres Interesse erkenne; dieses ist aber, sich mit England aufs Innigste zu verbinden, diesem überall zur Erlangung des Uebergewichts behilflich zu sein, welches es zum Heil von ganz Europa und insbesondere zu dem Rußlands über den gemeinsamen Feind Frankreich haben muß, dessen Größe die Schande Rußlands ist. Ich werde meinen ganzen Scharfsinn aufbieten, um diese Gesinnungen zu bethätigen, ich werde meinen Ruhm darauf bauen und ihre Aufrichtigkeit dem Könige Ihrem Herrn an den Tag legen."[2])

Die Großfürstin hatte in diesem Schreiben gerade so stark aufgetragen, wie das zur Förderung ihrer Pläne bei Williams nöthig war. Aufrichtig war an ihren Betheuerungen lediglich der Wunsch, mit Hilfe Englands, wie früher Elisabeth mit Hilfe Frankreichs, auf den Thron aller Reußen zu gelangen und diese Möglichkeit stand gerade in diesen Augusttagen so nahe in Aussicht, daß Williams seine Abreise nach Kräften verzögerte.

Die Kaiserin Elisabeth war wieder einmal von einer so tiefen Ohnmacht befallen worden, daß man ihren Tod erwarten konnte. Für diesen Fall hatte Bestushew mit Katharina den Plan eines Staatsstreiches entworfen; der unfähige Großfürst Peter sollte zur Thronentsagung gezwungen und Katharina im Namen ihres jetzt dreijährigen Sohnes Paul Petrowitsch (geb. 1. Okt. 1754) als Regentin ausgerufen werden. Dazu bedurfte es aber der Hilfe der Armee und deßhalb schickte Bestushew, als der Tod der Kaiserin stündlich erwartet ward, im Auftrage Katharinas dem Feldmarschall Apraxin den Befehl, unverzüglich zurückzukommen und diesem Befehle war Apraxin gefolgt, freilich nur, um, so wie er ausgeführt war, zu seinem Entsetzen zu erfahren, daß die Kaiserin wieder ganz gesund geworden sei.

Den geheimen Umtrieben, welche den Rückzug des Feldmarschalls veranlaßt hatten, kamen die Botschafter Oesterreichs und Frankreichs, Esterhazy und de

1) Raumer II, 408/9. 2) Raumer II, 451/52.

l'Hôpital auf die Spur. Der Vicekanzler Woronzow und die Schuwalows bewirkten, daß Apraxin den Oberbefehl an General Fermor abtreten mußte und zu seiner Verantwortung an den Hof geladen ward. Die Untersuchungskommission, welche ihn in Narwa einem ersten Verhör unterwarf, entdeckte nichts unmittelbar Ueberführendes; außer der Thatsache, daß ein geheimer Verkehr zwischen der Großfürstin und ihm stattgefunden hatte, ging aus den im Uebrigen unverfänglichen Papieren, die sich vorfanden, nichts hervor. Aber in Petersburg ruhten die Gesandten Frankreichs und Oesterreichs nicht, bis der bisher allmächtige Bestushew am 25. Februar 1758 verhaftet ward und nun fanden sich in dessen Wohnung die Entsagungsakte, die der Großfürst hatte unterschreiben sollen und der Entwurf eines Briefes, in welchem Apraxin zur Rückkehr aufgefordert ward. Dies genügte zu seiner Verurtheilung; all seiner Aemter entsetzt, wurde er am 16. April mit Frau und Sohn auf ein bei Moskau gelegenes Gut in die Verbannung geschickt. Katharina aber warf sich der Czarin zu Füßen und diese ließ sich so weit begütigen, daß ihre ganze Strafe in dem Gebote bestand, ein paar Monate sich nicht mehr vor ihr sehen zu lassen.[1])

Unterdessen war General Fermor am 16. Januar 1758 von Memel, wo Apraxin 10,000 Mann zurückgelassen hatte, mit im Ganzen 30,000 Mann aufgebrochen, sechs Tage später, am 22. in Königsberg eingezogen und hatte hier die Bürgerschaft am 24. dem Geburtstage Friedrichs, der Kaiserin und dem Großfürsten Thronfolger den Eid der Treue leisten lassen. Das Gleiche geschah danach in allen Städten und Aemtern der wehrlosen Provinz und diese hatte von der schweigenden Unterwürfigkeit, mit der sie die Eidesleistung über sich ergehen ließ, wenigstens den Vortheil, daß sie nicht mehr wie Feindesland behandelt ward, wenn auch sonst Krieg und Fremdherrschaft hart genug auf dem Lande lastete. König Friedrich freilich verzieh ihr den Abfall nicht und hat die Provinz nie wieder betreten.

Mit der Besitznahme des königlichen Preußen würde die Kriegführung der Russen gegen Friedrich nothgedrungen ihr Ende gefunden haben, wenn die Republik Polen, der die nachmalige Provinz Westpreußen noch gehörte, im Stande gewesen wäre, ihre im Norden schon durchbrochene Neutralität wenigstens hier mit den Waffen zu behaupten und jene „Vormauer gegen Rußland" zu bilden, die als ihr geschichtlicher Beruf von Träumern entdeckt worden ist, als sie längst aus der Reihe der lebenden Staaten eben deßhalb verschwunden war, weil sie sich dazu nicht fähig erwiesen hatte.

In seiner vollständigen Wehrlosigkeit wurde Polen die Operationsbasis der Russen wider Preußen, ein allzeit offenes Ausfallsthor für jeden Angriff, eine unverschließbare Zuflucht für jeden Rückzug. Ueber die Unerbittlichkeit dieser Thatsache gab sich Friedrich der Große keiner Täuschung hin, als er

1) Herrmann, Gesch. des russ. Staates V, 144—149, vgl. S. 216—228, Auszüge aus Esterhazys Bericht bei Schaefer II, 1. 544—546.

Bühne verwandelt; durch den Prinzen Ferdinand werde die Bundesarmee furchtbarer als bisher; der neue Minister Pitt habe eingesehen, wie wichtig es sei, daß sich auf dem Festland die Wage nicht zu Gunsten Frankreichs neige; bei dem gänzlichen Mangel an Generalen und bei der Erschöpfung der Finanzen, die weitere Belastung schlechterdings nicht mehr vertrügen, wäre es Tollheit (folie) einen Krieg fortzusetzen, der nur zum eigenen Ruin führen könne; man müsse deßhalb ernsthaft auf Frieden denken, Schweden und Rußland, Sachsen und das Reich würden dazu leicht zu bestimmen sein, dem Wiener Hof aber werde ja der derbe Schlag auch noch zu Theil werden, der ihn geschmeidig mache. Dem Tag von Leuthen und seinen Folgen traute Bernis die Ueberredungskraft zu, die mit Worten wohl zu verstärken, aber nicht zu ersetzen war. Am 6. Januar 1758 schrieb er an den Grafen Stainville nach Wien: „Die Nachrichten aus Leipzig melden uns die Einnahme von Breslau mit Allem, was darin ist. Liegnitz und Schweidnitz werden ebenso fallen, eines nach dem andern. Ich sehe, daß der Wiener Hof in 10 oder 12 Tagen drei Viertheile seiner Truppen und seiner Offiziere verloren hat. Ich sehe, daß er im nächsten Frühjahr viel Rekruten und wenig Soldaten haben wird. Rußland seinerseits verkauft seine Artilleriepferde zu 100 Sous das Stück. Herr Keith geht nach Petersburg mit Schätzen beladen; glauben Sie, daß die Kaiserin, krank und hinfällig wie sie ist, die Rathschläge des Großkanzlers verwirft, welchen die Engländer mit ungeheuren Summen bestechen werden? Was wird also auf der Bühne bleiben? Die Kaiserin ohne Heer und zwischen Preußen und Hannoveranern die Franzosen, ohne Brod, ohne General und ohne Zucht. Wenn die Engländer durch einen Besuch in den Niederlanden Holland zu einer Erklärung bringen, dann werden wir wohl heimwärts müssen, wenn uns nicht vorher schon der Hunger oder unsere eigenen Fehler aus Deutschland hinausgejagt haben. Auf eine Besserung dieser Lage ist nicht zu hoffen, denn in Wien wie in Versailles wird der Krieg immer von Leuten geleitet werden, die nie einen geführt haben. Unsere Marine hat sich in diesem Feldzug ganz erschöpft; von dieser Seite haben wir keinen Ruhm und keine Entschädigung zu erwarten. Mein Rath wäre deßhalb, Frieden zu machen und mit einem Waffenstillstand zu Wasser und zu Lande anzufangen. Wenn ich weiß, was der König von dieser Ansicht hält, die ich nicht in meiner Denkart gefunden habe, die nur eben der Menschenverstand, die Logik und die Nothwendigkeit darbieten, dann will ich sie Ihnen näher entwickeln. Bis dahin machen Sie dem Herrn v. Kaunitz zwei Dinge klar, von denen eines so wahr ist als das andre: der König wird die Kaiserin nie verlassen, aber es ist doch auch nicht nöthig, daß der König sich mit ihr zu Grunde richte. Unsere beiderseitigen Fehler haben aus einem großen Plan, der Anfangs September unfehlbar war, eine Falle gemacht, in der wir beide den Hals brechen werden. Es ist ein schöner Traum, den weiter zu träumen gefährlich wäre, aber den man vielleicht ein ander Mal mit besseren Kräften und nach besser stimmenden Kriegsplänen wieder auf-

nehmen kann."[1]) Das Schreiben war ein vertrauliches, es brachte Stainville nicht die Befehle eines Ministers, sondern das Selbstgespräch eines Freundes, der den König noch nicht gesprochen hatte, aber die Logik darin war so zwingend und der Widerspruch zwischen der jetzigen und der früheren Betrachtungsweise so schneidend, daß Graf Stainville davon aufs Tiefste erschüttert wurde. Am 14. Januar hatte er den Courier empfangen. An demselben Tag sprach ihn Graf Kaunitz und dieser schrieb alsbald dem Grafen Starhemberg: „Ich war betroffen von der Bestürzung, in welcher ich heute den Grafen Stainville in Folge der Ankunft seines Couriers vorfand. — Sichtbar trat die Tiefe seines Schmerzes hervor trotz aller Gewalt, die er sich anthat, um mir gegenüber sich zusammenzunehmen."[2]) Bernis ließ es bei der ersten vertraulichen Andeutung nicht bewenden. Am 14. und am 19. Januar sandte er Depeschen nach Wien, deren Gesammtinhalt mit höchster Klarheit ergab, daß der Minister, der seines Königs unbedingte Vertragstreue fort und fort betheuerte, den ganzen unseligen Vertrag, den er freilich nicht nannte, lieber heute als morgen über Bord geworfen hätte, daß er die französische Armee um jeden Preis aus dem Landkriege heraus haben und im Reich höchstens noch deutsche Söldner auf französische Kosten weiter wolle fechten lassen, daß er den ganzen Krieg als hoffnungslos verloren ansah und nicht länger der Frage ausweichen wollte: weshalb soll Frankreich sich für Oesterreich verbluten? „Wir sind eingeschifft, Rußland zieht sich heraus oder thut, was auf dasselbe hinaus kommt. Sind wir nun verpflichtet, des Tages Last und Hitze allein zu tragen? Seien wir edel, mein lieber Graf, aber seien wir nicht die Narren Andrer (dupes); seien wir standhaft und treu, aber richten wir uns nicht zu Grunde und denken wir zuerst auf die Sicherheit des Königreichs."[3]) Einen ungeheuren Aufwand von Worten und Betrachtungen gab er dem Grafen an die Hand, um den Hof zu Wien dahin zu bringen, daß er die Unmöglichkeit weiteren Krieges einsehend, selber den Antrag auf Friedensunterhandlung stelle, da der König nach wir vor entschlossen bleibe, die Kaiserin nicht im Stich zu lassen. Als dann der Graf Stainville ihn in einem vertraulichen Briefe vom 15. Januar beschwor, jedem Gedanken an einen schimpflichen Frieden mit Preußen zu entsagen, sandte er in einem langen Schreiben[4]) Betrachtungen zurück, denen nicht zu widersprechen war, und die der weitere Verlauf des Kriegs aufs Bündigste bestätigen sollte: „Wir werden Schlachten verlieren und gewinnen, aber ich sehe nicht, wie wir hoffen könnten, zur Ueberlegenheit zu gelangen; und wenn wir zur Ueberlegenheit nicht kommen, so ist unsere Lage am Ende des Jahres nur schlimmer geworden und die Aussicht auf einen ehrenvollen Frieden noch weiter hinausgerückt. — Sie werden sagen: Es kommt nur darauf an, unsere Heere besser zu befehligen, besser zu lenken. Und ich antworte: Geben Sie ihnen doch

1) Mém. II, 160—162. 2) Arneth V, 521. Anm. 455. 3) Mém. II, 169.
4) Schreiben vom 25. Januar. Mém. II, 170—179.



große Generale, schaffen Sie doch Minister und Räthe, welche den Krieg führen mit der Ueberlegenheit eines Louvois, in einem Wort, mit dem Talent, welches allein befähigt, große Dinge auszurichten. Wo sind diese Generale, wo sind diese Minister? Und wenn sie vorhanden wären, würde man sie an ihren Platz stellen? Nicht die Lage der Dinge an sich erschreckt mich, sondern die Unfähigkeit derer, die sie leiten und gegen die habe ich kein Heilmittel. — Kein Minister, kein Rath, keine Generale, kein Wille bei den Einen, kein Können bei den Andern. Ich sage Ihnen gerade heraus: man muß den Verstand verloren haben, wenn man nicht wünscht, daß der Hof zu Wien den Frieden wolle und ihm nicht räth, den Frieden zu wünschen."[1])

Inzwischen hatte Graf Stainville am 25. beim Grafen Kaunitz, am 28. beim Kaiser und bei der Kaiserin seine Aufträge ausgerichtet. Nach seinem Bericht[2]) sagte Graf Kaunitz wiederholt, die Kaiserin beanspruche nicht, den Krieg weiter zu führen, wenn der König nicht wolle, ja sie könne ihn gar nicht fortsetzen, wenn der König außer Stande sei, seinen Verpflichtungen in Truppen oder in Geld nachzukommen. Als nun aber Stainville meinte, da könne man ja — den geheimen Vertrag (vom 1. Mai 1757[3]) fallen lassen, da entbrannte der Staatskanzler in heftigem Zorn und sagte, sein Hof sei nicht gewohnt, einen Vertrag zu schließen und dann wieder preis zu geben. Der Kaiser war weniger aufgeregt als der Minister, er meinte, soweit er den Charakter des Königs von Preußen kenne, liebe der die langen Kriege nicht; nach seiner unmaßgeblichen Ansicht könne man es mit dem Krieg dies Jahr noch einmal versuchen. Die Kaiserin aber traf er in tiefstem Schmerz darüber, daß der französische Hof des Krieges überdrüssig schien; sie habe die Nacht über kein Auge zugethan. Was sie beim Kriege festhalte, sei nicht die Gier nach Schlesien, sondern einzig die Sorge um die Ruhe Europas und Oesterreichs, die nicht sicher sei, solange man nicht dem Ungeheuer, das sie unterdrücke, die Fänge beschnitten habe; da die Menschen nichts ausrichten gegen diesen Fürsten, müsse sie Gott anheimgeben, sie am König von Preußen zu rächen.

Das war der Anfang langer, peinlicher Verhandlungen, bei denen Bernis zunächst nichts erzielte, als ein steigendes Mißtrauen der Kaiserin, die bei dem Entschluß beharrte, „sich lieber in ihrem letzten Dorf mit ihrem letzten Bataillon zur Wehr zu setzen, als in das Machtgebot des Königs von Preußen sich zu fügen".[4]) Die letzte Hoffnung, an die Bernis' Friedensplan sich festgeklammert hielt, war die, auf Grund der Neutralität Hannovers mit England wenigstens zum Frieden zu gelangen und auch diese Hoffnung ward zu Schanden durch den Subsidienvertrag, der am 11. April endlich zwischen England und Preußen zu Stande kam.

Endlich hatte sich Georg II. befreit von dem Bann der bösen Geister

1) Mém. II, 172/73. 2) Auszugsweise bei Schaefer II, 1. 532. 3) S. S. 112 ff.
4) Mém. II, 45.

des Preußenhasses und der Preußenangst, die ihn ehedem zu so viel Thorheit und Untreue und noch ganz zuletzt zu so argen Mißgriffen in Petersburg verleitet hatten;[1]) auch Pitt warf Alles bei Seite, was er einst wider den Kurfürsten von Hannover, seine Hauspolitik und seine Haustruppen gesagt; in dem großen Gedanken der Interesseneinheit Englands und Preußens ging alles Kleine unter, das die Höfe früher getrennt und ein Bund ward geschlossen, der seinen Theilnehmern eine ruhmvolle Schicksalsgemeinschaft verbürgte, seinen Urhebern aber den Anspruch auf das reinste Dankgefühl der Nationen gab. Zum ersten Male ging der König von England gegen seinen Neffen weitreichende Bundespflichten ein, ohne die kleinlichen Hintergedanken des Kurfürsten, die ehedem seine gesammte Politik gegenüber Preußen gefälscht und vergiftet hatten.

Der Vertrag,[2]) den der neu ernannte preußische Bevollmächtigte, Freiherr von Knyphausen, zur Unterzeichnung fertig in London vorfand und am Tage seines Empfanges beim König, am 11. April 1758 unterschrieb, verpflichtete diesen, dem König von Preußen vier Millionen Thaler = 670,000 Pfd. St. jährliche Subsidien zu zahlen und außer im Einvernehmen mit ihm, sowohl als König wie als Kurfürst, keinen Friedens-, Waffenstillstands- oder Neutralitätsvertrag irgend welcher Art, mit wem es auch sei, abzuschließen. Und in einer gleichzeitig ausgestellten Deklaration übernahm der König von England weiter die Verpflichtung, die Bewilligung des Parlamentes zum Unterhalt eines Heeres von 50,000 Mann auf englische Kosten einzuholen, und als Kurfürst noch außerdem 5000 Mann zu stellen. Die Absendung einer englischen Flotte in die Ostsee aber, auf die der König der Russen wegen den größten Werth gelegt hätte, ward nicht bewilligt,[3]) angeblich weil England mit einer kleinen Flotte dort nichts ausrichten werde, eine große aber nicht entbehren könne; in Wahrheit aber, trotzdem das feierlich abgeleugnet ward, nur, um mit Rußland nicht förmlich zu brechen und die Vortheile des Ostseehandels nicht zu verlieren.

Das war der Inhalt der Vorlagen, welche Wilhelm Pitt am 13. April dem Parlamente machte. In einer mächtigen Rede, von der wir wie von Allem, was er in seiner größten Zeit gesprochen hat, leider nur dürftige Bruchstücke, noch dazu ohne alle individuelle Färbung kennen, empfahl er die Genehmigung des Vertrags und die Bewilligung der für den Landkrieg erforderlichen Gelder und am 20. April sprach das Unterhaus mit fast allen Stimmen beides aus: die Gesammtsumme, die bewilligt ward, belief sich auf 1,830,454 Pfd. St.

Die Rückwirkung dieses Vertrags machte sich sofort auf dem Kriegsschauplatze geltend.

---

1) S. S. 28 ff. 2) Seine Vorgeschichte s. bei Schaefer I, 547 ff. 3) Auch früher war das nicht geschehen. Der angebliche preußisch-englische Vertrag vom 11. Januar 1757, dessen vierter Artikel eine solche Zusage enthält, ist gefälscht. S. Schaefer, Hist. Aufsätze. S. 186—190.

Im Lager des Prinzen Ferdinand zu Münster erschien ein Oberst Durand als englischer Commissar, um eine Musterung des Heeres vorzunehmen, das wie Pitt im Unterhause gesagt aus einer Observationsarmee sich in eine Operationsarmee verwandeln sollte. Von Pitt ging die Weisung aus, wonach dies Heer den Rhein überschreiten sollte, um die Franzosen in den Quartieren, in denen sie sich so sicher glaubten, zu überfallen. Am 31. Mai hatte Graf Clermont von Wesel aus einen sehr schönen Plan nach Versailles gesandt, wonach er, wenn sein Heer sich noch einen vollen Monat ausgeruht, und auf 80,000 Mann verstärkt haben würde, in Westfalen einzubrechen, die Hannoveraner zurückzutreiben und bis zur Ems- und Wesermündung hin alle Lande und Plätze wieder zu besetzen gedachte, die er vor Kurzem so unrühmlich geräumt.[1]) Hieraus kann man die Bestürzung abnehmen, mit der ihn am zweiten Tage darauf die Nachricht erfüllen mußte, daß das ganze feindliche Heer nicht weit von Emmerich den Rhein überschritten habe und in vollem Anmarsch auf sein eigenes Heer begriffen sei. In größter Eile trat der eben noch so Angriffslustige den Rückzug an, bei Rheinberg schien er sich am 12. Juni zum Kampfe stellen zu wollen, aber es schien nur so; nach kurzem Gefecht ging sein Rückzug weiter nach Meurs, von da nach Neuß. Da trafen höchst dringende Weisungen des Marschalls Belleisle, der inzwischen an Stelle Paulmys Kriegsminister geworden war, bei ihm ein; in Folge davon ging er wieder bis in die Nähe von Crefeld vor und schlug zwischen den Dörfern Fischeln und Anrath hinter der alten „Landwehr" in ausgezeichneter Stellung am 19. Juni sein Lager auf. Er hatte 42,000 Mann beisammen, Prinz Ferdinand nur 30,528 Mann. Trotz seiner Minderzahl und trotz der Festigkeit des feindlichen Lagers schritt Prinz Ferdinand am 23. Juni zum Angriff auf die Franzosen und brachte ihnen in einer glänzenden Schlacht eine Niederlage bei, die ihren Rückzug bis nach Köln hin entschied.[2]) Seit dem Tage von Roßbach war Friedrich der Große auch bei den Franzosen unermeßlich populär. „Man liebt hier den König von Preußen bis zur Narrheit, weil man immer diejenigen liebt, die ihr Geschäft verstehen." So schrieb Bernis am 7. April an Stainville.[3]) In dem Sieger vom 23. Juni war ein neuer Kriegsheld erstanden, der sich Anspruch auf den Dank der Franzosen erwarb dafür, daß er die unfähigen Salongenerale der Pompadour beschämte und dem Hohngelächter preisgab, das sie verdienten.

1) Stuhr II, 84 85. 2) Näheres bei Westphalen I, 588 ff. vgl. Schaefer II, 150—158. 3) Mém. II, 202.

V. Die Russen in Preußen. Zorndorf. Hochkirch.

Mit der Sprache, welche die Kaiserin Elisabeth und ihr Großkanzler Graf Bestuschew all die Jahre her geführt, stand die Kriegführung nicht im Einklang, welche dem Hof zu Petersburg beliebte, als der Ernstfall eintrat, den keiner von allen mit gleich stürmischer Ungeduld herbeigewünscht. Die Gesinnungen hatten sich Preußen gegenüber in nichts geändert, die Sprache blieb genau dieselbe und auch die Diplomatie ging in den alten Gleisen weiter, ja sie schien sogar an dem jungen Hof Eroberungen gemacht zu haben, die kein Mensch erwartet hatte. Bei der Armee aber geschahen Dinge, die sich weder aus der Unfähigkeit der Führung, noch aus der Schwerfälligkeit der ganzen Kriegsverwaltung erklären ließen: hier häuften sich Räthsel auf Räthsel, Widersprüche auf Widersprüche. Monate vergingen, bis der erste Feldzug nur überhaupt unternommen ward und kaum war ein erster Erfolg erstritten, da ward ein unbegreiflicher Rückzug angetreten und eine doppelte Katastrophe trat ein, die in den regierenden Kreisen eine tiefe, unheilbare Zerrüttung erkennen ließ.

Der bewaffnete Einbruch Friedrichs in Sachsen war in Petersburg mit höchst entschiedenen Erklärungen und scheinbar auch ebenso entschiedenen Maßregeln beantwortet worden.

Dem sächsischen Legationsrath J. Moriz Prasse übergab Bestuschew am 6./17. September 1756 eine Note, in welcher angekündigt war, die allgemeine Cooperation Oesterreichs und Rußlands gegen Preußen werde sofort beginnen, insbesondere das letztere „ohne Rücksicht auf die späte Jahreszeit und die Weite des Marsches dem König von Preußen eine schleunige und mächtige Diversion machen". Der König-Kurfürst aber dürfe versichert sein, daß Rußland bemüht sein werde, ihm „für sothane den Erblanden geschehene Gewaltthätigkeit Sr. Majestät nicht sowohl nach dem Maße des dadurch verursachten Schadens als vielmehr nach der Enormité dieses förmlichen Friedensbruchs des Königs von Preußen Satisfaction zu verschaffen."[1]) Die in Petersburg befindlichen Regimenter wurden alsbald nach Riga eingeschifft, um an der Grenze die Corps zu ersetzen, welche von hier nach Polen und Preußen

1) E. Herrmann, Die sächsisch-polnischen Beziehungen während des siebenjährigen Krieges zum russischen Hofe und insbesondere zum Großkanzler Bestuschew. Preuß. Jahrb. 47. Bd. S. 566.

marschiren sollten, vier General-Feldmarschälle wurden ernannt, Apraxin, Buturlin, Trubezkoi und Rasumowski und dem erstgenannten der Oberbefehl über die zur Diversion gegen Preußen bestimmte Armee übertragen. Von diesen vorbereitenden Schritten bis zur wirklichen Eröffnung des Krieges war nun freilich noch ein weiter Weg: bis zum Mai 1757 besann sich Apraxin, bevor er sich entschloß, über die preußische Grenze zu rücken. Aber in einem Wechsel der bisher maßgebenden Gesinnungen schien diese allerdings auffallende Zögerung ihren Grund nicht zu haben. Denn am 31. December (a. St.) 1756 trat die Kaiserin dem österreichisch-französischen Vertheidigungsbündniß von Versailles bei, und am 22. Januar (a. St.) 1757 kam auch mit Oesterreich eine Convention über die gemeinschaftliche Kriegführung gegen Preußen zum Abschluß.[1]) Selbst den Großfürsten Peter, dessen Schwärmerei für Preußen allbekannt war, schien Bestushew bekehrt zu haben, denn er zeigte sich geneigt, seine 1000 Holsteiner, die er zu Oranienbaum preußisch exercirte, gegen reichliche Subsidien in österreichischen Dienst zu stellen:[2]) und als nach der Schlacht bei Prag die ganze österreichische Partei am Hof den Kopf hängen ließ und allen Kriegsgedanken wider Preußen entsagen wollte, da war es Bestushew, der an die Pflichten der Verträge, an die „Fundamentalmaxime" von 1753 mahnte und am 24. Mai ein Rundschreiben an alle auswärtigen Gesandten Rußlands durchsetzte, in welchem feierlich erklärt ward: durch die Unfälle der österreichischen Armee werde Rußland sich nicht abhalten lassen, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen, vielmehr nur zu doppelten Anstrengungen sich verpflichtet erachten. Sollten auch all seine Verbündeten sich zum Frieden gezwungen sehen, so werde es allein auf dem Kampfplatz bleiben und so lange ausharren, bis dem König von Preußen Schranken gesetzt seien, die ihn für alle Zeit unschädlich machen würden.[3])

Die Persönlichkeit des neuernannten Feldmarschalls Apraxin bot nun freilich keine Aussicht auf schneidige Waffenthaten. Williams schildert ihn in seinen Berichten als einen wahren Ausbund jener selbstzufriedenen Unfähigkeit, welche sich in den Befehlshaberstellen der russischen Armee breit machte, seit die allerdings nicht russischen Talente aus Münnichs Schule, die Löwendal, Keith, Manstein, Lacy u. A. aus dem Dienste verdrängt worden waren. Ein alter Geck, der nie einen Feind gesehen und nie ein Heer befehligt hatte, ein plumper, fauler Genußmensch, der auf fremder Leute Kosten zu schlemmen gewohnt war, eine Natur, die empörende Mißhandlungen feige ertrug und Fußtritte wie Almosen mit gleicher Niedrigkeit der Gesinnung hinnahm:[4]) das war der Mann, den die Czarin wider Friedrich den Großen sandte. Es wäre wider die Natur gewesen, wenn solch ein Mensch an ein Zusammentreffen mit solchem Feinde ohne die aufrichtigste Seelenangst auch nur hätte denken können. Aber ein ganz besonderer Um-

---

1) S. S. 105. 2) Herrmann a. a. O. 568. 3) Herrmann a. a. O. 569.
4) Raumer II, 400/401. 420.

stand kam hinzu, der ihn veranlaßte, zunächst seinen Abgang zur Armee von Woche zu Woche, dann den Beginn der Operationen von Monat zu Monat zu verschieben.

Seit Herbst 1755 war die Czarin Elisabeth häufig krank. Im Oktober d. J. meldete Williams: „Sie hat hartnäckigen Husten, kurzen Athem, dabei geschwollene Beine." Ein halbes Jahr später schrieb er: „Die Kaiserin ist melancholisch geworden und lebt sehr zurückgezogen; während sie sonst an jedem Tage ausfuhr oder ausritt, hat sie den ganzen Winter hindurch ihren Palast nicht verlassen." Wenn die Kaiserin aus einer der Ohnmachten, die sie jetzt häufig befielen, nicht wieder erwachte, so kam der junge Hof, d. h. der Großfürst Peter und seine Gemahlin Katharina ans Regiment. Das aber bedeutete einen vollständigen Umschwung. Vom Großfürsten Peter wußte man, daß er, wie kindisch und einfältig er sonst sein mochte, an Friedrich von Preußen emporschaute wie an einem höheren Wesen, und daß er den Kriegsbund gegen ihn verabscheute aus dem Grunde seiner Seele; von der Großfürstin wußte man, daß sie Oesterreich und Frankreich haßte, England aber hochhielt und mit dessen Botschafter Williams intimen Verkehr pflegte.[1]) Das hielt sie beide nicht ab, in der beständigen Geldnoth, in der sie lebten, sich gelegentlich auch von Oesterreich bezahlen zu lassen.[2]) Aber an ihren Gesinnungen änderte das nichts; am Hof zu Petersburg war es überhaupt üblich, von allen Seiten Geld zu nehmen und dann doch zu thun, was man für gut hielt. Bestushew machte es ja mit England geradeso. Wieviel an diesem Sitz der Ränke, der Verschwörungen und jeder Art von Gemeinheit ungewiß sein mochte, daran konnte kein Mensch zweifeln, daß der Tod der Kaiserin für alle, die sich gegen Preußen und England zu weit vorgewagt, einer Katastrophe gleich kam; die Staatsmänner, die an Ort und Stelle waren, konnten durch geschickte Achselträgerei zwischen dem alten und dem jungen Hof sich auch für die Zukunft möglich erhalten, anders war es mit den Generalen; sie zogen gegen einen Feind ins Feld, der sich vielleicht über Nacht in einen Freund verwandelte. So begreift sich, daß Apraxin, als er endlich im November Petersburg verließ, um sich nach Riga zur Armee zu begeben, beim Abschied zum Grafen Bestushew sagte: „er sei nicht wenig darüber bekümmert, daß Ihre kaiserlichen Hoheiten beiderseits für die Könige von Preußen und England noch sehr eingenommen wären und daß folglich, wenn er gegen letztere glücklich sei, bei der Krankheit der Kaiserin für ihn eine schlechte Perspektive übrig bleibe."[3]) Dies Geständniß offenbart den wahren Grund alles dessen, was das Verhalten Apraxins während der ganzen Dauer seines Oberbefehls so räthselhaft erscheinen ließ, nicht minder auch, weshalb Bestushew ihn nicht zur Eile spornte. Auch für diesen stand, wenn die Kaiserin die Augen schloß, Alles auf dem Spiel; aber freilich Williams

1) S. 213/14. 2) Arneth V, 213. 3) Herrmann, Geschichte des russischen Staates. V, 141 nach dem Bericht von Prasse vom 31. Januar 1758.

durfte das nicht erfahren, dem sagte er mit gewohnter Treuherzigkeit „frei heraus", er halte den Feldmarschall auf und lege seiner Abreise zur Armee alle möglichen Hindernisse in den Weg, damit dem Freund des Königs von England kein Leid geschehe und dieser einsehe, daß er seine englische Pension redlich verdienen wolle.[1]) Dies war, wie sich von selbst versteht, leere Spiegelfechterei. Nicht das englische Geld, wie Williams glaubte, sondern das geheime Bündniß, in welches Bestushew, wie wir sehen werden, seinerseits mit der Großfürstin Katharina getreten war, gab in dieser ganzen Sache den Ausschlag und nur der Umstand, daß die Czarin so früh nicht starb, als die Verschworenen erwartet hatten, vereitelte einen Plan, in welchem der Armee Apraxins eine ganz andere Rolle zugedacht war, als diejenigen ahnten, welche große Kriegsthaten gegen Preußen von ihr erwarteten.

Auf die gemessensten Befehle der Kaiserin setzte sich Apraxin im Mai 1757 endlich in Marsch und zog mit 100,000 Mann durch Polnisch-Littauen auf Preußen zu. Mit einem Corps von 28,000 Mann erschien General Fermor am 30. Juni vor Memel, dessen schwache Besatzung nach fünftägiger Beschießung gegen freien Abzug kapitulirte (5. Juli). Diese Kapitulation aber ward von den Russen gebrochen und die 800 Mann Preußen vor die Wahl gestellt, entweder russische Dienste zu nehmen oder nach Rußland zu wandern. Auch eine Menge friedfertiger Einwohner, insbesondere Fabrikanten und Bauern wurden sammt Weibern und Kindern fortgeschleppt, um sie in der russischen Wildniß anzusiedeln. Die 12,000 Mann leichter Truppen aber, bestehend aus Kosaken, Kalmüken und Tataren hausten auf dem flachen Lande mit einer Bestialität, die an die Tage der Hunnen erinnerte.[2]) Erst Ende Juli traf Apraxin mit dem Hauptheere selbst in Preußen ein und vereinigte sich am 18. August bei Insterburg mit dem Heertheile Fermors. Am 27. und 28. gingen die Russen über den Pregel und verschanzten sich bei Großjägersdorf dem kleinen Heere der Preußen gegenüber. Der zweiundsiebenzigjährige Feldmarschall Lehwaldt wagte es mit seinen nur 24,000 Mann Preußen die 80,000 Russen am 30. August in ihren Verschanzungen anzugreifen und es gelang ihm wirklich, auf dem linken Flügel der Russen die

---

1) Raumer II, 407. vgl. mit S. 399. 2) Archenholtz (Geschichte des siebenj. Krieges in Deutschland, Berlin 1793, I, 145/46) sagt darüber: „Diese Unmenschen mordeten oder verstümmelten unbewaffnete Leute aus satanischer Lust. Man hing sie an Bäume auf oder schnitt ihnen Nasen und Ohren ab; anderen wurden die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten und das Herz herausgerissen. Sie zündeten aus rasendem Muthwillen Dörfer und Flecken an, und um die Menschen mit lebendig zu verbrennen, schlossen sie manchmal einen Kreis um den zur Verheerung geweihten Ort, ehe sie ihn in Brand setzten. Die Gräber wurden zerstört und die Gebeine umhergestreut, Edelleute und Prediger mit Kantschuhen zerfleischt, nackend auf glühende Kohlen gelegt und auf allerhand Art gemartert. Man nahm den Eltern ihre Kinder weg, oder ermordete sie vor ihren Augen. Mädchen und Weiber wurden geschändet. Viele Frauenspersonen brachten sich ums Leben, um der Brutalität dieser Henker zu entgehen."

Reiterei und das erste Treffen des Fußvolkes zu werfen; da setzte ein fürchterliches Kartätschenfeuer von den weiter zurückliegenden Höhen seinem Vordringen ein Ziel und das Eingreifen von 20 frischen Bataillonen der russischen Reserve zwang ihn das Schlachtfeld zu räumen; es geschah unter blutigen Verlusten, aber in ausgezeichneter Haltung.[1]) Die preußische Waffenehre hatte auch diesen unglücklichen Tag ohne Makel bestanden.

Die Folgen dieses Tages aber waren so, wie wenn die Sieger des 30. August eine ungeheure Niederlage erlitten hätten, denn ein Kriegsrath, welchen Apraxin am 7. September mit seinen Generalen abhielt, beschloß wegen Mangels an Lebensmitteln schleunigen Abzug aus Preußen und dieser ward mit solcher Hast angetreten, daß 15,000 Verwundete und Kranke, 80 Geschütze und viel sonstiges Kriegsgeräthe zurückbleiben mußte. Ihren Weg bezeichneten die zuchtlosen Mannschaften mit Mord, Brand und Greueln aller Art, das Einbrechen der Blattern unter den Kalmüken verwandelte deren Rückzug in jähe Flucht; was so noch vor Ende September nach Kurland zurückkam, sah keiner Armee mehr gleich; alle Marschbefehle der über den ebenso eigenmächtigen als schimpflichen Rückzug erbitterten Kaiserin wurden zu Schanden an dem passiven Widerstande dieses Wirrwarrs heilloser Zerrüttung und Entmuthigung. Monate vergingen, bevor diese aufgelöste Masse wieder marschfähig war; bis dahin blieb nichts übrig als den Schimpf an seinen Urhebern zu rächen und als diese wurden Apraxin und — Bestushew ermittelt und zur Strafe gezogen.

Der Letztere hatte ein gewagtes Spiel gespielt und verloren. Seit 1755 war er hinter dem Rücken des Großfürsten in geheimem Einverständniß mit der Großfürstin Katharina, gegen die Kaiserin und ihre Günstlinge, die Schuwalows, gegen die Botschafter von Oesterreich und Frankreich und ihre gesammte Politik. Ihr gemeinsamer Vertrauter war der englische Gesandte Williams. Dem schrieb Katharina am 9. November 1756: „Ich erhielt heute eine Mittheilung der Schuwalows,[2]) es sei ihnen sehr leid zu hören, daß das neue Bündniß zwischen Rußland und Frankreich dem Großfürsten und mir mißfalle. Sie nennen es ihr System und meinen, es sei ein gutes. Sie erbieten sich mir ganz anzugehören, mich mit der Kaiserin auf den besten Fuß zu setzen und mir zu ihren Lebzeiten Alles zu verschaffen, was mir angenehm sein könnte. Hierfür soll ich ihnen meinen künftigen Schutz versprechen und ihr politisches System annehmen und vertheidigen. — Ich antwortete, insoweit ich mich mit Politik befaßte, müßte ich ihr neues System durchaus mißbilligen. Jederzeit wäre ich für ein englisches und gegen ein französisches Bündniß gewesen; — obgleich meine Meinung in diesen Dingen kein großes

1) Schaefer I, 347. 2) Peter Schuwalow, Senator und General en chef, dessen Gattin die Jugendgespielin und beständige Begleiterin Elisabeths war; sein Bruder Alexander Schuwalow, gleichfalls General en chef und außerdem Inquisitor des Staates, insbesondere mit Bewachung der großfürstlichen Familie beauftragt; endlich Iwan Schuwalow, der Geliebte der Kaiserin. Ueber sie vgl. Arneth V, 43—45.

Gewicht habe. Doch wolle ich aufrichtig gegen sie sein und ihnen deßhalb versichern: daß der Großfürst nicht allein dies System niemals annehmen, sondern auch, sobald es in seiner Macht stehe, die Urheber desselben streng bestrafen werde. Man tadelt Sie (Williams) wegen Ihrer Parteilichkeit für den König von Preußen: ich aber tadle Sie deßhalb nicht; denn wir haben jetzt und ich hoffe auch in Zukunft immerdar dieselbe Gesinnung."[1]) Am 19. August 1757, also in den Vortagen von Großjägersdorf erhielt Williams bei seinem Abschiede von Petersburg von Peter und Katharina zwei eigenhändige Briefe. Der erste schrieb: „Ich zweifle nicht an Ihrer Anhänglichkeit an meine Interessen. Sie sind nach mehr als einer Seite mit denen des Königs von England verbunden. Ich hoffe, daß der gemeinsame Feind beider Reiche das eines Tages empfinden wird." Die letztere aber schrieb: „Ich werde nie vergessen, wie viel Dank ich Ihnen schulde. Um Sie auf eine dem Adel Ihrer Gesinnungen entsprechende Art zu belohnen, werde ich jede nur denkbare Gelegenheit ergreifen, um Rußland zu dem zurückzuführen, was ich als sein wahres Interesse erkenne; dieses ist aber, sich mit England aufs Innigste zu verbinden, diesem überall zur Erlangung des Uebergewichts behilflich zu sein, welches es zum Heil von ganz Europa und insbesondere zu dem Rußlands über den gemeinsamen Feind Frankreich haben muß, dessen Größe die Schande Rußlands ist. Ich werde meinen ganzen Scharfsinn aufbieten, um diese Gesinnungen zu bethätigen, ich werde meinen Ruhm darauf bauen und ihre Aufrichtigkeit dem Könige Ihrem Herrn an den Tag legen."[2])

Die Großfürstin hatte in diesem Schreiben gerade so stark aufgetragen, wie das zur Förderung ihrer Pläne bei Williams nöthig war. Aufrichtig war an ihren Betheuerungen lediglich der Wunsch, mit Hilfe Englands, wie früher Elisabeth mit Hilfe Frankreichs, auf den Thron aller Reußen zu gelangen und diese Möglichkeit stand gerade in diesen Augusttagen so nahe in Aussicht, daß Williams seine Abreise nach Kräften verzögerte.

Die Kaiserin Elisabeth war wieder einmal von einer so tiefen Ohnmacht befallen worden, daß man ihren Tod erwarten konnte. Für diesen Fall hatte Bestushew mit Katharina den Plan eines Staatsstreiches entworfen; der unfähige Großfürst Peter sollte zur Thronentsagung gezwungen und Katharina im Namen ihres jetzt dreijährigen Sohnes Paul Petrowitsch (geb. 1. Okt. 1754) als Regentin ausgerufen werden. Dazu bedurfte es aber der Hilfe der Armee und deßhalb schickte Bestushew, als der Tod der Kaiserin stündlich erwartet ward, im Auftrage Katharinas dem Feldmarschall Apraxin den Befehl, unverzüglich zurückzukommen und diesem Befehle war Apraxin gefolgt, freilich nur, um, so wie er ausgeführt war, zu seinem Entsetzen zu erfahren, daß die Kaiserin wieder ganz gesund geworden sei.

Den geheimen Umtrieben, welche den Rückzug des Feldmarschalls veranlaßt hatten, kamen die Botschafter Oesterreichs und Frankreichs, Esterhazy und de

---

1) Raumer II, 408/9. 2) Raumer II, 451/52.

l'Hôpital auf die Spur. Der Vicekanzler Woronzow und die Schuwalows bewirkten, daß Apraxin den Oberbefehl an General Fermor abtreten mußte und zu seiner Verantwortung an den Hof geladen ward. Die Untersuchungskommission, welche ihn in Narwa einem ersten Verhör unterwarf, entdeckte nichts unmittelbar Ueberführendes; außer der Thatsache, daß ein geheimer Verkehr zwischen der Großfürstin und ihm stattgefunden hatte, ging aus den im Uebrigen unverfänglichen Papieren, die sich vorfanden, nichts hervor. Aber in Petersburg ruhten die Gesandten Frankreichs und Oesterreichs nicht, bis der bisher allmächtige Bestushew am 25. Februar 1758 verhaftet ward und nun fanden sich in dessen Wohnung die Entsagungsakte, die der Großfürst hatte unterschreiben sollen und der Entwurf eines Briefes, in welchem Apraxin zur Rückkehr aufgefordert ward. Dies genügte zu seiner Verurtheilung; all seiner Aemter entsetzt, wurde er am 16. April mit Frau und Sohn auf ein bei Moskau gelegenes Gut in die Verbannung geschickt. Katharina aber warf sich der Czarin zu Füßen und diese ließ sich so weit begütigen, daß ihre ganze Strafe in dem Gebote bestand, ein paar Monate sich nicht mehr vor ihr sehen zu lassen.[1])

Unterdessen war General Fermor am 16. Januar 1758 von Memel, wo Apraxin 10,000 Mann zurückgelassen hatte, mit im Ganzen 30,000 Mann aufgebrochen, sechs Tage später, am 22. in Königsberg eingezogen und hatte hier die Bürgerschaft am 24. dem Geburtstage Friedrichs, der Kaiserin und dem Großfürsten Thronfolger den Eid der Treue leisten lassen. Das Gleiche geschah danach in allen Städten und Aemtern der wehrlosen Provinz und diese hatte von der schweigenden Unterwürfigkeit, mit der sie die Eidesleistung über sich ergehen ließ, wenigstens den Vortheil, daß sie nicht mehr wie Feindesland behandelt ward, wenn auch sonst Krieg und Fremdherrschaft hart genug auf dem Lande lastete. König Friedrich freilich verzieh ihr den Abfall nicht und hat die Provinz nie wieder betreten.

Mit der Besitznahme des königlichen Preußen würde die Kriegführung der Russen gegen Friedrich nothgedrungen ihr Ende gefunden haben, wenn die Republik Polen, der die nachmalige Provinz Westpreußen noch gehörte, im Stande gewesen wäre, ihre im Norden schon durchbrochene Neutralität wenigstens hier mit den Waffen zu behaupten und jene „Vormauer gegen Rußland" zu bilden, die als ihr geschichtlicher Beruf von Träumern entdeckt worden ist, als sie längst aus der Reihe der lebenden Staaten eben deßhalb verschwunden war, weil sie sich dazu nicht fähig erwiesen hatte.

In seiner vollständigen Wehrlosigkeit wurde Polen die Operationsbasis der Russen wider Preußen, ein allzeit offenes Ausfallsthor für jeden Angriff, eine unverschließbare Zuflucht für jeden Rückzug. Ueber die Unerbittlichkeit dieser Thatsache gab sich Friedrich der Große keiner Täuschung hin, als er

---

1) Herrmann, Gesch. des russ. Staates V, 144—149, vgl. S. 216—228, Auszüge aus Esterhazys Bericht bei Schaefer II, 1. 544—546.



für das Jahr 1758 seinen Kriegsplan machte; die überraschende Offensive, zu der er sich wider die Oesterreicher entschloß, hatte keinen anderen Zweck als den, sie derart entweder zu schlagen oder zu beschäftigen, daß sie außer Stande waren, bei dem Angriffe mitzuwirken, welchen er seitens der Russen von Polen her erwartete, und das ist ihm wirklich gelungen.

Mit Wiedereroberung der Festung Schweidnitz eröffnete er im April den Feldzug und diese glückliche Waffenthat schuf ihm die Möglichkeit der Ausführung eines großen Planes: dieser Plan war, wie er selber sagt,[1]) in Mähren einzudringen und Olmütz wegzunehmen, nicht, um diesen Platz zu behaupten, denn man war schon der Diversion gewärtig, welche die Russen nach Pommern und den Marken vorbereiteten; sondern um während des ganzen Feldzuges die Oesterreicher in dieser von den preußischen Staaten entfernten Gegend zu beschäftigen, so daß gegen die russische Armee beträchtliche Streitkräfte verfügbar blieben. Der Anschlag setzte voraus, daß der Feldmarschall Daun genau so überrumpelt ward, wie der Feldmarschall Brown im Jahre vorher.[2]) Und das glückte vollständig. Hinter dem Vorhange, welchen das Corps Zieten zwischen Landeshut und Friedland, das Corps des Generals Fouqué in der Grafschaft Glatz bildete, marschirte Friedrich auf Neisse, theilte dort sein Heer in zwei Säulen, deren eine er selbst nach Troppau, deren andere Feldmarschall Keith auf Jägerndorf führte. Beide brachen am 3. Mai in die Ebene von Olmütz ein, die eine über Gübau, die andere über Sternberg; sofort rückte Fouqué nach Neisse, von wo er Munition und Lebensmittel zur Belagerung nach Olmütz sandte. Am 12. ging der König über Littau nach Olschan, der Prinz von Würtemberg drängte die österreichische Reiterei des Generals Marquis de Ville über Proßnitz nach Wischau zurück, setzte sich selbst in Proßnitz fest und blieb hier stehen, während Feldmarschall Keith Olmütz einschloß und am 27. Mai die Laufgräben wider die Festung eröffnete.

Die rasch aufeinanderfolgenden Nachrichten über den Fall von Schweidnitz und die völlig unerwartete Einschließung von Olmütz riefen in Wien grenzenlose Bestürzung hervor.

Mit blutendem Herzen hatte sich Maria Theresia im Januar d. J. endlich entschlossen, ihren vom Unglück verfolgten Schwager Karl von Lothringen fallen zu lassen und diesem, da er gegen alles gütliche Zureden, freiwillig zurückzutreten, taub blieb, in einem ebenso artigen als unzweideutigen Schreiben die Bitte um sofortige Entlassung geradezu befohlen.[3]) Und nach langem Schwanken hatte sie dann, mit sehr wenig Glauben an besseren Erfolg, dem Feldmarschall Daun den Oberbefehl über die bei Königgrätz neu gesammelte Armee von 63,000 Mann übertragen. In der That war durch den Wechsel der Personen in der Kriegslage zunächst nicht das Mindeste gebessert. Trotz Laudons eindringlicher Mahnungen that Daun nichts, um Schweidnitz zu halten; der Einbruch Friedrichs in Mähren aber kam ihm ebenso peinlich

1) Oeuvres IV, 192. 2) S. S. 128/29. 3) Der von Kaunitz entworfene Brief vom 16. Januar steht bei Arneth V, 526/27.

überraschend wie dem ganzen Hof, der sich schon zur schleunigen Flucht nach Graz rüstete, weil er demnächst den Feind vor den Thoren Wiens erwartete. Erst in Folge eines Conferenzbeschlusses, welcher am 14. Mai zu Wien gefaßt worden war und der ihm vorschrieb, zum Entsatz von Olmütz Alles, selbst eine Schlacht zu wagen,[1]) setzte er sich von Leutomischl aus gegen den Feind in Bewegung und bezog bei Gewitsch eine gegen Ueberfall gesicherte, für den Angriff vortheilhafte Stellung, aber die Seele der wirklichen Aktion war nicht er, sondern der rastlos thätige, unermüdet wachsame Laudon, dem dann auch am 30. Juni ein entscheidender Streich gelang. Von Neisse kam über Troppau her ein Zug von 4000 Wagen mit Pulver und Blei, Bomben und Kugeln, Mehl, Hafer, Bier, Branntwein, Tabak und einer bedeutenden Summe Geldes, um unter Bedeckung von etwa 8000 Mann den Belagerern von Olmütz zugeführt zu werden. Diesen Zug überfiel Laudon in Verbindung mit General Siskovich am genannten Tage, als er eben den Engpaß von Domstadtl passirte und eroberte nach einem blutigen Gefecht mit den Truppen des Generals Zieten die ganze Beute. „Dies Unglück," sagt Friedrich,[2]) „veranlaßte die Aufhebung der Belagerung von Olmütz. Wäre dieser Wagenzug angekommen, so war die Stadt in vierzehn Tagen genommen, denn die dritte Parallele war fertig und man fing schon an mit den Sappen vorzugehen. Aber wie verlockend diese Aussichten waren, man mußte ihnen entsagen, um die Armee zu retten, der bei längerem Verweilen in Mähren die Lebensmittel ausgegangen wären."

Im Augenblick, da der König den Abzug beschloß, war er sich auch darüber klar, daß derselbe nicht nach Schlesien zu richten sei, wie der Feind erwartete, sondern nach Böhmen, wo dieser ihn nicht erwartete. An sich war der Rückzug bedenklich genug. Im Sinn der gemessenen Weisungen, die er in seinem Hauptquartier Schmirsitz den versammelten Generalen und Stabsoffizieren gegeben hatte, schrieb er am 1. Juli an Keith: „Sie müssen den Offizieren Ihrer Armee wohl einprägen, daß keiner Entmuthigung zeige und daß wenn ein Offizier Gesichter schneidet oder sagt, es sei Alles verloren, er mit Cassation auf die Festung gebracht werden wird, wenn er nicht gute Miene zeigt und unterläßt die Soldaten zu ermuthigen: das wird dem Ausreißen vorbeugen und die Uebel beträchtlich vermindern, denen wir sonst sicherlich ausgesetzt wären."[3]) Glücklich entkam Friedrich mit seinem ganzen Heere nach Königgrätz, wo er am 13. Juli ein Lager bezog und bevor Daun, der ihm seit dem 17. mit großer Uebermacht endlich gefolgt war und sich bei Chlum ihm gegenüber gelagert hatte, ihm den Weg nach Schlesien verlegen konnte, brach er am 26. Juli auf, um über Niederschlesien sich gegen die Russen zu wenden. Am 8. August traf er bei Landeshut ein. Hier ließ er

1) Arneth V, 366. 2) Oeuvres IV, 196. 3) K. W. v. Schöning, Der siebenjährige Krieg. Nach der Originalcorrespondenz Friedrichs des Großen mit dem Prinzen Heinrich und seinen Generalen aus den Staatsarchiven bearbeitet. Potsdam 1851. I, 220.



zur Deckung der Provinz 40,000 Mann unter dem Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt zurück, er selbst marschirte am 11. August mit 14,000 Mann nach der Neumark ab, um sich dort mit dem Heere, das Graf Dohna aus Pommern heranführte, zum Angriff auf die Russen zu vereinigen.

Von Grüssau aus richtete er am 10. August einen denkwürdigen Brief an seinen Bruder Prinz Heinrich, der in Dippoldiswalde lagerte, um Sachsen gegen Oesterreicher und Reichstruppen zu schützen. Das Schreiben lautete: „Mein geliebter Bruder. Ich bitte Sie, das unverbrüchlichste Stillschweigen zu beobachten über Alles, was dieser Brief enthält, denn er ist nur zu Ihrer Anweisung bestimmt. Morgen marschire ich gegen die Russen: da die Ereignisse des Krieges alle möglichen Zwischenfälle herbeiführen können und mir leicht begegnen kann, daß ich getödtet werde, so habe ich für meine Pflicht gehalten, Sie mit meinen Maßregeln bekannt zu machen, um so mehr, da Sie der Vormund unseres Neffen mit unumschränkter Vollmacht sind. 1) Wenn ich getödtet werde, müssen auf der Stelle alle Armeen meinem Neffen den Eid der Treue leisten. 2) Der Kampf muß mit solcher Kraft fortgeführt werden, daß der Feind keinen Wechsel im Oberbefehl merke. 3) Folgendes ist mein gegenwärtiger Plan: die Russen, wenn möglich aufs Haupt zu schlagen, Dohna alsbald gegen die Schweden zurückzusenden, selber aber mit meinem Corps zurückzukehren, entweder nach der Lausitz, wenn der Feind dort eindringen will, oder mich wieder mit der Armee zu vereinigen und 6—7000 Mann nach Oberschlesien zu entsenden, um De Ville wieder hinauszutreiben, der es bedrängt; Sie aber handeln zu lassen, wie es die Gelegenheit bietet, da all Ihre Aufmerksamkeit sich auf die Anschläge des Feindes richten muß, die immer durchkreuzt werden müssen, bevor sie zur Reife kommen. Was die Finanzen angeht, so glaube ich Ihnen mittheilen zu sollen, daß all die Verlegenheiten, die jüngst darin eingetreten sind, und namentlich die, welche ich kommen sehe, mich gezwungen haben, die englischen Subsidien anzunehmen, welche nicht vor dem Monat Oktober zahlbar sind.

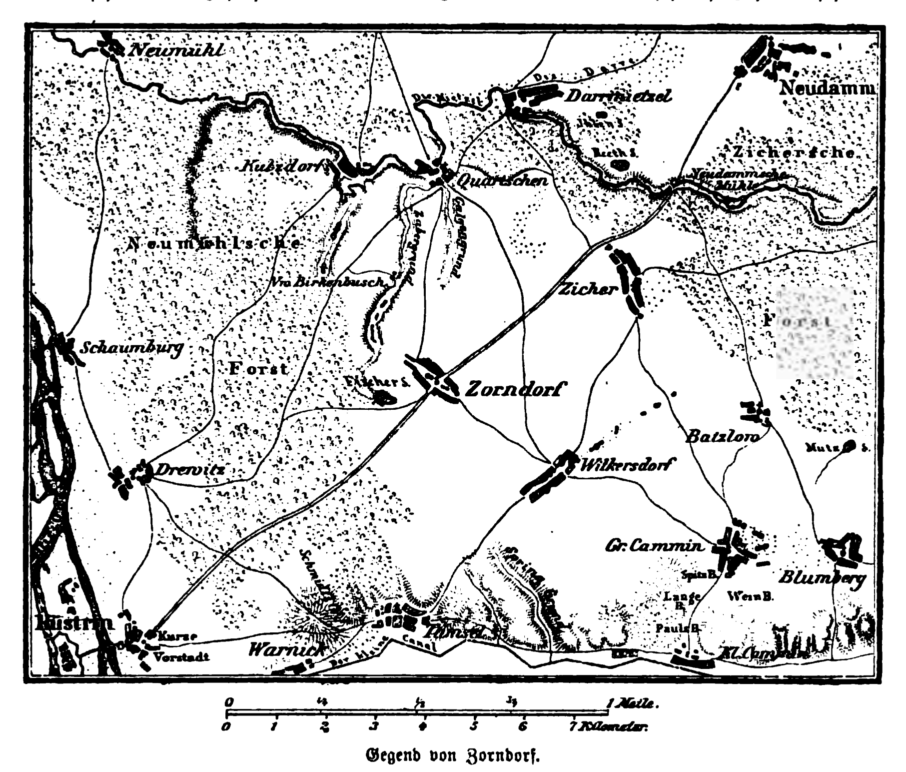
Was die Politik angeht, so ist gewiß, daß wenn wir uns in diesem Feldzug gut halten, der Feind, müde und erschöpft durch den Krieg, der erste sein wird, welcher den Frieden wünscht und ich schmeichle mir, daß er im Lauf des nächsten Winters zu Stande kommen wird. Soviel kann ich über die Dinge im Großen sagen; was die Einzelheiten angeht, so wird es an Ihnen sein, sich unverzüglich darüber zu unterrichten; wenn man aber unmittelbar nach meinem Tode Ungeduld zeigt und ein zu lebhaftes Verlangen nach Frieden, so wird man einen schlechten Frieden bekommen und gezwungen sein, von denen das Gesetz anzunehmen, die wir besiegt haben."[1]) — Und zwei Tage darauf schrieb er aus Liegnitz an Dohna, zu dessen ostpreußischen Regimentern er wegen Großjägersdorfs sehr wenig Vertrauen hatte: „Jetzt gilt's die Russen tüchtig abzuprügeln und wenn Ihr über die Oder gehet, so saget

---

1) Schöning I, 242/43. Oeuvres IV, 261/62.

dann Euren Offizieren: Meine Devise wäre, Siegen oder Sterben, und derjenige, der nicht so dächte, möchte diesseits bleiben und könnte sich zum Teufel scheeren." [1])

Während General Fermor südwärts der Warte auf Küstrin marschirte und Dohna dieser Festung gegenüber auf dem linken Oderufer die Stromübergänge bewachte, rückte Friedrich in Eilmärschen aus Niederschlesien heran. Aus Wartenberg schrieb er am 16. an Dohna: „Küstrin muß sich bei risque des Kopfes vom Commandanten nicht übergeben! Heute ist der 7te Tag Meines Marsches und Ich habe binnen der Zeit 20 Meilen marschirt; Ich marschire



Gegend von Zorndorf.

nunmehr gerade auf Frankfurt, damit, wenn ja noch Zeit ist, Ich zu Euch stoßen könne. Ich wünsche von Herzen, daß Ihr den Feind schlaget und geschiehet es, so müsset Ihr Mir nur gleich Nachricht davon geben, damit Ich auch was dabei thun und den Feind verfolgen helfen könne. Sollte aber, da Gott vor sei, ein Unglück geschehen, so müsset Ihr Euch so lang zu halten suchen, bis Ich bei Frankfurt zu Euch stoße, da wir dann die Russen noch einmal angreifen und uns so lange wir uns regen können, an sie machen müssen. Das Beste aber ist: daß dies nicht zu besorgen ist und Ihr Alles wohl ausrichten werdet." [2]) Am 20. August war Friedrich in Frankfurt und

1) Schöning I, 244. 2) Schöning I, 246.

hörte den Donner der russischen Geschütze, deren Feuer das arme Küstrin in Asche legte, am 22. August traf er in dem Lager ein, das die Armee Dohnas bei Gorgast südwestlich von Küstrin bezogen hatte. Nach allerlei Veranstaltungen, welche die Russen glauben machten, daß er gerade bei der Festung den Strom überschreiten wolle, brach er mit im Ganzen etwa 32,000 Mann in der Nacht des 22./23. August auf, marschirte links der Oder abwärts bis Güstebiese, und setzte hier, vier Meilen unterhalb Küstrin, wo weit und breit kein Feind zu sehen war, auf einer rasch geschlagenen Schiffbrücke sein ganzes Heer über den Strom. Am 24. lagerte er zu Darmietzel gerade gegenüber den Russen, die inzwischen die Belagerung von Küstrin aufgehoben hatten und über 50,000 Mann stark zwischen den Dörfern Quartschen und Zicher, südlich von dem sumpfigen Flüßchen Mietzel, sich zum Kampfe stellten.

Offenbar hatte Fermor diese Aufstellung gewählt, weil er auf einen Angriff von der Nordseite her rechnete, dann bot ihm der Sumpf der Mietzel eine ausgezeichnete Deckung. Statt dessen umging Friedrich seine ganze Stellung, um ihn von Südost her anzugreifen und das Rechtsumkehrt, das die Russen nun mit ihrer ganzen Armee machen mußten, brachte Sumpf und Bach in ihren Rücken; ein Rückzug nach Norden war ihnen abgeschnitten. Mit dem ersten Morgengrauen des 25. August ging das preußische Heer über die Mietzel, marschirte durch den Massiner Wald auf das Dorf Batzlow und schwenkte hier in der Richtung auf Wilkersdorf und Zorndorf zu in die Ebene ein.[1])

Der rechte Flügel der Russen, dessen Spitze an den Zabergrund gelehnt war, war das Ziel des ersten Angriffs der Preußen. Durch das Feuer von 60 schweren Geschützen ward er eröffnet, dann sollte in drei Treffen hinter einander der linke Flügel des preußischen Fußvolkes vorgehen, in Wirklichkeit aber bildete er eine einzige dünne Linie, die von der russischen Artillerie stärker und immer stärker beschossen zurückwich und einmal im Weichen bald in vollständiger Flucht sich über die Ebene zerstreute. Die Regimenter, die hier flohen, waren die ostpreußischen, die die meisten gedienten Leute, die wenigsten Rekruten zählten und bisher auch die geringsten Verluste erlitten hatten. Mit lautem Siegesgeschrei stürmten die Russen, Reiterei und Fußvolk nach, als ihnen von rechtsher General Seydlitz in die Flanke fiel. Mit 5 Schwadronen Kürassieren und 18 Schwadronen Husaren ging er über den Zabergrund und stürzte sich mit solcher Wucht auf die russische Reiterei, daß diese sofort Kehrt machte und sich zur Flucht wandte. Drei Schwadronen Garde du Corps und fünf Schwadronen Gensdarmes brachen in das russische Fußvolk ein, dieses widerstand mit hartnäckiger Tapferkeit; ein wildes, blutiges Ringen zwischen Mann und Roß, Bajonet und Säbel begann; noch 25 Schwadronen Dragoner, die Prinz Moriz von Anhalt herbeisandte, hieben in die Russen ein, die standen wie Mauern und erst als Seydlitz mit seinen 23 Schwadronen von der Verfolgung der Reiterei zurückgekehrt, einen neuen wüthenden Angriff

1) Eingehende Beschreibungen der Schlacht: Schaefer I, 93—100 und v. Bernhardi, Friedrich der Große als Feldherr. Berlin 1881. I, 257—272.



Die ersten russischen Gefangenen in Berlin. 1758 von Daniel Nicolaus Chodowiecki (1726—1801) gezeichnet und radirt. Rechts: der Künstler selbst und seine Gattin.

hörte den Donner der russischen Geschütze, deren Feuer das arme Küstrin in Asche legte, am 22. August traf er in dem Lager ein, das die Armee Dohnas bei Gorgast südwestlich von Küstrin bezogen hatte. Nach allerlei Veranstaltungen, welche die Russen glauben machten, daß er gerade bei der Festung den Strom überschreiten wolle, brach er mit im Ganzen etwa 32,000 Mann in der Nacht des 22./23. August auf, marschirte links der Oder abwärts bis Güstebiese, und setzte hier, vier Meilen unterhalb Küstrin, wo weit und breit kein Feind zu sehen war, auf einer rasch geschlagenen Schiffbrücke sein ganzes Heer über den Strom. Am 24. lagerte er zu Darmietzel gerade gegenüber den Russen, die inzwischen die Belagerung von Küstrin aufgehoben hatten und über 50,000 Mann stark zwischen den Dörfern Quartschen und Zicher, südlich von dem sumpfigen Flüßchen Mietzel, sich zum Kampfe stellten.

Offenbar hatte Fermor diese Aufstellung gewählt, weil er auf einen Angriff von der Nordseite her rechnete, dann bot ihm der Sumpf der Mietzel eine ausgezeichnete Deckung. Statt dessen umging Friedrich seine ganze Stellung, um ihn von Südost her anzugreifen und das Rechtsumkehrt, das die Russen nun mit ihrer ganzen Armee machen mußten, brachte Sumpf und Bach in ihren Rücken; ein Rückzug nach Norden war ihnen abgeschnitten. Mit dem ersten Morgengrauen des 25. August ging das preußische Heer über die Mietzel, marschirte durch den Massiner Wald auf das Dorf Batzlow und schwenkte hier in der Richtung auf Wilkersdorf und Zorndorf zu in die Ebene ein.[1])

Der rechte Flügel der Russen, dessen Spitze an den Zabergrund gelehnt war, war das Ziel des ersten Angriffs der Preußen. Durch das Feuer von 60 schweren Geschützen ward er eröffnet, dann sollte in drei Treffen hinter einander der linke Flügel des preußischen Fußvolkes vorgehen, in Wirklichkeit aber bildete er eine einzige dünne Linie, die von der russischen Artillerie stärker und immer stärker beschossen zurückwich und einmal im Weichen bald in vollständiger Flucht sich über die Ebene zerstreute. Die Regimenter, die hier flohen, waren die ostpreußischen, die die meisten gedienten Leute, die wenigsten Rekruten zählten und bisher auch die geringsten Verluste erlitten hatten. Mit lautem Siegesgeschrei stürmten die Russen, Reiterei und Fußvolk nach, als ihnen von rechtsher General Seydlitz in die Flanke fiel. Mit 5 Schwadronen Kürassieren und 18 Schwadronen Husaren ging er über den Zabergrund und stürzte sich mit solcher Wucht auf die russische Reiterei, daß diese sofort Kehrt machte und sich zur Flucht wandte. Drei Schwadronen Garde du Corps und fünf Schwadronen Gensdarmes brachen in das russische Fußvolk ein, dieses widerstand mit hartnäckiger Tapferkeit; ein wildes, blutiges Ringen zwischen Mann und Roß, Bajonet und Säbel begann; noch 25 Schwadronen Dragoner, die Prinz Moriz von Anhalt herbeisandte, hieben in die Russen ein, die standen wie Mauern und erst als Seydlitz mit seinen 23 Schwadronen von der Verfolgung der Reiterei zurückgekehrt, einen neuen wüthenden Angriff

1) Eingehende Beschreibungen der Schlacht: Schaefer I, 93—100 und v. Bernhardi, Friedrich der Große als Feldherr. Berlin 1881. I, 257—272.



Die ersten russischen Gefangenen in Berlin. 1758 von Daniel Nicolaus Chodowiecki (1726—1801) gezeichnet und radirt. Rechts: der Künstler selbst und seine Gattin.

machte, hörte der Widerstand der Russen auf, die Niederlage ihres rechten Flügels war entschieden, Fermor floh über die Mietzel, in unbeschreiblichem Wirrwarr wogte rückwärts, was dem Schwert der Preußen und den Hufen ihrer Rosse entgangen war; und in dem Branntwein, der aus den aufgeschlagenen Fässern in Strömen floß, vergaßen die eben noch so tapferen Mannschaften Schlacht, Befehl, Gehorsam und Zucht. So war es zwei Uhr geworden. Der linke Flügel der Russen stand noch unerschüttert und sah unter Befehl des Generallieutenant Braun, der jetzt Fermors Stelle vertrat, dem entscheidenden Angriff entgegen. Um 3 Uhr begann Friedrich der Große die zweite Schlacht bei Zorndorf, sie sollte der rechte Flügel schlagen, während der linke zurückgehalten ward, um sich wieder zu sammeln; der rechte Flügel hatte im Vordringen eben einen ernsten Kampf mit den Kosaken glücklich bestanden, als die russische Reiterei über den linken Flügel der Preußen herfiel; abermals flohen die ostpreußischen Regimenter wie am Morgen, alle Versuche sie zum Stehen zu bringen waren vergeblich, nur das tapfere Eingreifen der aus Schlesien gekommenen Regimenter verhütete hier eine vollständige Niederlage, die Wendung aber und den Sieg brachte wiederum Seydlitz, der sich mit zusammen 61 Schwadronen Kürassiere, Dragoner, Husaren auf die feindliche Reiterei losstürzte, sie im ersten Anlauf auseinandersprengte, dann durch die zwölf Glieder tiefen Massen des Fußvolks unwiderstehlich hindurchbrach und so einem erneuten Vordringen des Fußvolks die Bahn frei machte. Die märkischen Regimenter waren es, die, unterstützt durch das wiedereröffnete Feuer der Geschütze, im letzten blutigen Handgemenge den Ausschlag gaben. Als der Abend kam, war auch hier die Schlacht gewonnen, die Russen theils über den Zabergrund hinüber geschlagen, theils bis Quartschen zurückgedrängt, beide Theile aber von der zehnstündigen Blutarbeit so erschöpft, daß sich am Tage darauf eine Waffenruhe von selbst ergab. Am 27. führte Fermor nach einem Gesammtverlust von mehr als 20,000 Mann sein ganzes Heer um Zorndorf herum nach seiner Wagenburg bei Klein-Camin, am 31. brach er nach Landsberg a. d. Warte auf und nun erst glaubte Friedrich die Russen sich selber überlassen zu können, um sich von neuem gegen die Oesterreicher zu wenden.

Die Abwesenheit des Königs zur Befreiung Sachsens zu benutzen, hatte sich die österreichische Kriegführung nicht ermannen können. Als Friedrich bereits wieder die Hände frei hatte, standen seinem Bruder Heinrich, der mit kaum 20,000 Mann in Gamig unweit Dohna lagerte, in Pirna die Reichsarmee unter dem Prinzen Friedrich von Zweibrücken und das Heer Serbellonis mit zusammen 30,000 Mann, in Stolpen Feldmarschall Daun mit 50,000 Mann gegenüber. Und keines dieser beiden Heere hatte für sich einen Angriff auf ihn gewagt und ebenso wenig war eine Verabredung über gemeinsames Vorgehen zwischen ihnen zu Stande gekommen. Der Plan aber, zu dem sie schließlich gelangt waren und der am 6. September zur Ausführung kommen sollte, zerstob bei dem bloßen Gerüchte, daß Friedrich sich

mit seiner schlesischen Armee vereinigt habe und in Eilmärschen nach Sachsen heranrücke. Aus Blumberg, bei Zorndorf, hatte dieser am 2. September an seinen Bruder geschrieben: „Die Hilfe wird schneller da sein, als Sie glauben,"[1]) und schon am 8. schrieb er aus Elsterwerda: „Sie sehen, wir haben nicht gesäumt, Ihnen zu Hilfe zu kommen. — In sieben Tagen haben wir 24 deutsche Meilen zurückgelegt und sind dennoch im Stande uns zu schlagen, und zwar gut zu schlagen, vorausgesetzt daß die dicke Excellenz von Kolin die Gewogenheit hat, ihren Kragen dazu herzugeben."[2]) Am 11. September war er mit zwei Reiterregimentern selbst in Dresden, besprach von Seydlitz begleitet mit seinem Bruder die militärische Lage und lagerte dann sein Heer zwischen Dresden und Stolpen, in der Hoffnung den Feldmarschall Daun aus seinem unangreifbaren Felsennest zur Schlacht herauszulocken. Dieser aber blieb regungslos in seiner Stellung, um Friedrich festzuhalten, damit er Neisse nicht zu Hilfe komme, das die Generale Harsch und de Ville zu belagern gedachten. Erst in der Nacht des 5. Oktober brach Daun auf und marschirte bis Kittlitz, wo er von neuem eine äußerst feste Stellung bezog. Seinem Lager gerade gegenüber bei dem Dorfe **Hochkirch** stellte Friedrich der Große am 10. Oktober sein Hauptheer auf, während ein Heertheil unter General v. Retzow nordöstlich davon bei Weißenberg am Löbauer Wasser stand.

Aus Rodewitz, das ganz in der Nähe von Hochkirch liegt, schrieb Friedrich am 11. Oktober an seinen Bruder: „Ich habe Briefe aus Schlesien erhalten, die sehr interessant sind. Die Oesterreicher haben Streitkräfte versammelt, die ausreichend sind, um die Belagerung von Neisse zu unternehmen. Die Erfahrung des vergangenen Jahres läßt mich erkennen, wie wenig ich auf die Gouverneure meiner Festungen bauen kann, ich muß deßhalb darauf bedacht sein, ihnen wenn nöthig zu Hilfe zu kommen. Ich weiß, daß der Feind bei Görlitz ein Lager abgesteckt hat. Ich kann sie nicht auf allen Höhen angreifen, wo sie sind. Folglich bleibt mir nichts übrig, als sie zu **umgehen**, um eine Stellung zu gewinnen, die sie von Görlitz abschneidet. Das werde ich übermorgen ausführen müssen."[3])

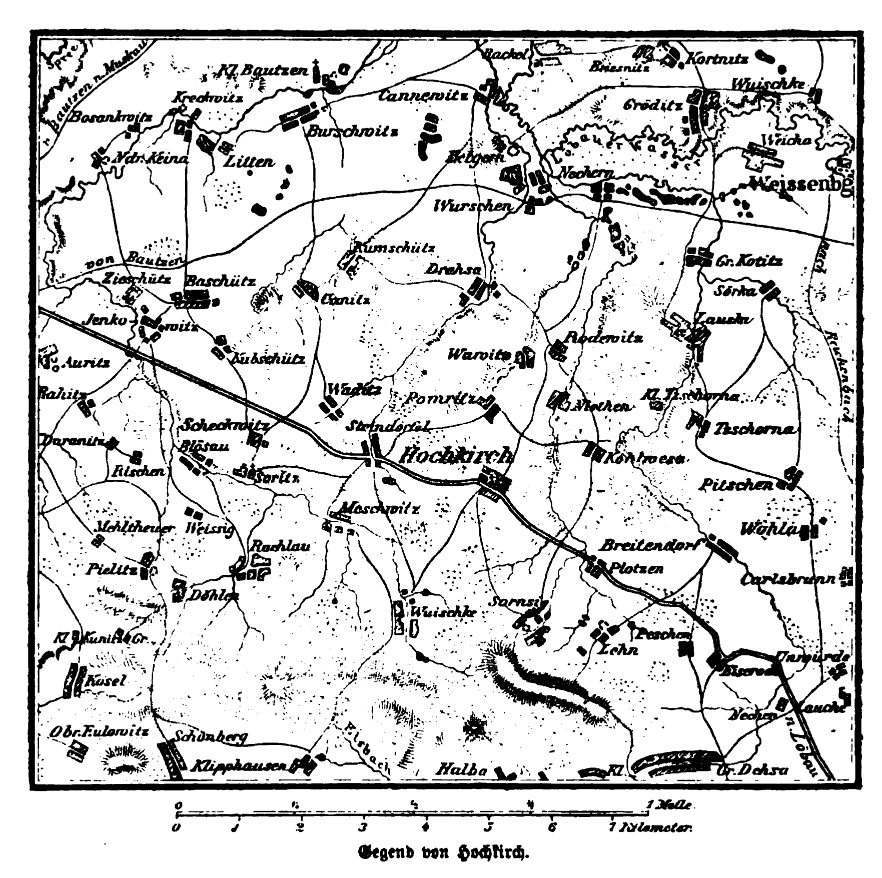
Am 13. also sollte der Umgehungsmarsch ausgeführt werden, um Daun von Görlitz abzuschneiden und dem bedrohten Neisse Hilfe zu bringen, und damit der Feind diese Absicht nicht merke, verharrte Friedrich in allzufestem Vertrauen auf die so oft erprobte Thatenscheu des Gegners in einer Aufstellung, die diesem ein unlösbares Räthsel war.[4]) Ein Brodtransport, der sich verspätete, zwang ihn, den 13. Oktober noch zuzuwarten, ehe er aufbrach und in der Nacht dieses Tages traf ihn der Ueberfall des Feldmarschalls Daun.

Er hatte 65,000 Mann gegen nur 30,000, schaute von seinen Höhen herab in die ganze Aufstellung des Feindes wie in ein Haus, dessen Dach abgedeckt ist, hatte Wälder vor sich, die jede seiner Bewegungen verdeckten und Ueberfluß an leichten Truppen, die ihn gegen jeden Ueberfall sicher

1) **Schöning** I, 257. 2) **Schöning** I, 262. 3) **Schöning** I, 278.
4) **Bernhardi** I, 295 ff.



stellten: noch niemals hatte sich ihm der gefürchtete Feind mit so beleidigender Sorglosigkeit bloßgegeben. Hätte er wirklich um zu wissen, was er thun mußte, der Bestürmungen bedurft, mit denen Lacy, Laudon und der französische General Montazet auf ihn eindrangen, so würde ihm nicht bloß der Blick des Feldherrn, sondern der einfachste Soldatensinn gefehlt haben.



Gegend von Hochkirch.

Mit großer Umsicht hatte Daun seinen Plan[1]) gemacht und mit ungemeiner Sorgfalt sein Gelingen vorbereitet. „Nachdem," hieß es, „des Feindes Position sowohl auf seinem linken (Weißenberg) als auf seinem rechten Flügel (Hochkirch) recognosciret worden, so findet sich, daß man diesen rechten Flügel nicht nur allein mit Vortheil angreifen, sondern auch umgehen und von hinten nehmen könne, mithin die Hauptattake dahin zu wenden sei. Des Feindes Front ist durch die Tiefen und das Dorf Lausig (Lauska) gänzlich

1) „General-Disposition, das feindliche Lager anzugreifen." Abgedruckt in Henckel v. Donnersmarcks Milit. Nachlaß, herausgeg. v. Zabeler. Zerbst 1846. II, 82—84.

bedeckt, folglich keine förmliche Attake dahin formiret werden kann, jedoch ein proportionirtes Corps Infanterie und Cavallerie dahin zu destiniren ist, und sich anfangs nur dem Feind ins Gesicht zu setzen, um dessen Besorgung zu zertheilen; jedoch hat dieses sogleich die Defileen zu passiren, wenn des Feindes rechter Flügel über den Haufen geworfen wäre und (man) sich deren Anhöhen von Hochkirch bemeistert hat. Die 2. Attake hat ganz auf des Feindes linken Flügel zu sehen und zwar über Serko (Sarka). Dieser Angriff hat nicht mit der nämlichen Lebhaftigkeit zu geschehen wie jener von Hochkirch und soll anfangs nur so viel bewirken, damit der Feind sich nicht im Stande finde, seinen rechten Flügel unterstützen zu können.

Sobald aber der Feind auf seinem rechten Flügel mit Gottes Hilfe geschlagen wäre und man auf dieser Seite abnehmen kann, daß die Anhöhe von Hochkirch erobert ist, so hat die Attake mit aller Heftigkeit zu geschehen. — Der Marsch wird Abends dergestalt in aller Stille vorgenommen, daß die Colonnen in der Nacht noch an den gehörigen Ort kommen, von welchem sogleich der Angriff von allen Colonnen eine halbe Stunde vor Tagesanbruch zugleich geschehen kann und gleich wie man sich versiehet, daß mit dem linken Flügel um diese Zeit Alles in Bereitschaft sei, so muß der rechte Flügel sich danach richten und nach dem ersten Feuer vom linken Flügel den Angriff machen. Sowohl rechts als links haben die Croaten einen Cordon gegen die Desertion zu ziehen. — Mit Machung der Gefangenen soll man sich nicht viel aufhalten." —

Der Sturm auf Hochkirch also war die Hauptaufgabe, sein Gelingen die Voraussetzung des ganzen Planes. Mit dem Glockenschlage fünf brach das Corps Laudons aus seinem Hinterhalte hervor: seine Panduren rannten die feindlichen Vorposten über den Haufen, Croaten, ungarische und wallonische Grenadiere drangen von allen Seiten in das Lager ein; die Preußen, aus tiefem Schlafe aufgeschreckt, hatten kaum Zeit zu den Waffen zu greifen: selbst Zieten, der nicht hatte absatteln lassen, ward von Laudons Uebermacht mit Ungestüm zurückgeworfen; als der Tag anbrach, hatten die Oesterreicher die große Batterie von 20 schweren Geschützen erstürmt, die den Preußen die linke Flanke decken sollte und nun nahmen sie alle Kraft zusammen wider das Dorf Hochkirch selbst. Bis hieher war Alles nach Wunsch gegangen, der Ueberfall als solcher war so vollständig gelungen, wie nur möglich, im tiefen Schlaf in stockfinsterer Nacht war die wachsamste aller Armeen überrumpelt worden, aber nun zeigte sich ihre ganze Furchtbarkeit; für jede andere Truppe wäre Ueberfallenwerden und allgemeine Flucht ein und dasselbe gewesen, hier galt das nicht, für die Preußen Friedrichs begann nun erst der eigentliche Kampf.

Durch den Kanonendonner geweckt, aber ohne jede Kenntniß von dem was geschehen war, hatte Friedrich von seinem Centrum, das in wilder Hast Kleider und Waffen ergriffen hatte, drei Brigaden genommen, um sie nach rechtshin zu führen: der Nebel war so dicht, daß man kaum die Hand vor

den Augen sehen konnte. Daß der Feind sich der großen Batterie bemeistert haben müsse, zeigten die Kanonenkugeln an, die von dort her kamen und aus österreichischen Geschützen nicht kommen konnten. Erst die Flammen, die aus den zerschossenen Häusern von Hochkirch herausschlugen, lichteten einigermaßen die undurchdringliche Finsterniß. Der König wandte sich nach der Rückseite seines Lagers, um das Dorf zu umgehen, stieß unterwegs auf österreichische Grenadiere, von denen sich 3000 gefangen gaben, um gleich darauf in dem Wirrwarr wieder zu entkommen, die preußische Infanterie kam wirklich um Hochkirch herum und fing an den Oesterreichern zuzusetzen, als einige feindliche Schwadronen, die man in der Dunkelheit nicht unterscheiden konnte, sie wieder zurückdrängten. Zwei Kürassierregimenter stürzten sich auf einen Theil von Laudons Infanterie und warfen Alles zu Boden, was ihnen gegenüberstand, aber das Kartätschenfeuer der österreichischen Geschütze trieb sie zu ihrem Fußvolk wieder zurück. Auf der andern Seite wollten Keith und der Prinz Moriz von Anhalt die verlorene Batterie zurückerobern: sie stellten sich an die Spitze einiger Bataillone, um durch Hochkirch hindurch zu kommen; aber der Weg war so eng, daß kaum sieben Mann in Front treten konnten. Durch Uebermacht von allen Seiten überflügelt, mußten auch sie zurück: der Feldmarschall Keith fiel, Prinz Moriz ward schwer verwundet. Noch drei Mal drangen im wildesten Kampfgetümmel die Preußen in das brennende Dorf und drei Mal wurden sie von der immer wachsenden Uebermacht der feindlichen Regimenter hinausgeworfen. Bis zuletzt hatte sich in dem Kirchhof des Dorfs das Bataillon des Majors v. Langen heldenmüthig behauptet. Als um 10 Uhr König Friedrich die Schlacht verloren gab, war von der tapfren Mannschaft nur noch eine Handvoll Leute übrig, die bei dem Versuch, sich mit blanker Waffe durchzuschlagen, bis auf wenige gleichfalls todt oder verwundet auf dem Platze blieben.[1]) Unter dem Schutze der Reiterei von Seydlitz, gefolgt von dem Corps des Generals Retzow, das auf dem linken Flügel, bis der Befehl zum Abzug kam, sich glücklich behauptet hatte, trat die preußische Armee den Rückzug nach Bautzen an, mit einer Ruhe und Geschlossenheit, die auf den Feind so mächtigen Eindruck machte, daß dieser jeden Gedanken an ernste Verfolgung sich aus dem Sinne schlug. Dem Sieger blieben so reiche Trophäen, wie sie noch nie ein preußisches Heer in Feindeshand gelassen hatte: 101 Geschütze, 28 Fahnen, 2 Standarten, fast alle Zelte und eine Menge von Bagage. An Mannschaften hatten die Preußen gegen 9000 Mann, die Oesterreicher über 5000 verloren. Der Sieg war also theuer erkauft: schlimmer war, er hatte gar keine Folgen. Trotz seiner Niederlage erreichte Friedrich Alles, was er am 11. Oktober als sein Vorhaben angekündigt und trotz ihres Sieges gewannen die Oesterreicher nichts, was so große Verluste allein hätte aufwiegen können.

In seinem neuen Hauptquartier zu Doberschütz traf Friedrich die Kunde

1) Ueber die Schlacht s. Oeuvres IV, 211—13. Schaefer II, 1. 113—119.

von dem Tode seiner Schwester, Wilhelmine von Baireuth; nicht unerwartet kam das Ereigniß, denn der Ernst ihrer Krankheit war ihm seit dem vorigen Monat wohl bekannt, aber darum nicht minder tief erschütternd, denn er hing an dieser Schwester mit unendlicher Liebe, so nahe wie sie hat ihm überhaupt nie ein menschliches Wesen gestanden. Wie wenn sein Bruder dem Verhängniß wehren könnte, hatte er diesem in Antwort auf die Nachrichten aus Baireuth am 21. September geschrieben: „Nehmen Sie mir nicht, ich beschwöre Sie, die Hoffnung, welche die einzige Rettung der Unglücklichen ist, bedenken Sie doch, daß ich mit meiner Schwester von Baireuth geboren und erzogen bin, daß die Neigungen der ersten Kindheit unauflöslich sind, daß zwischen uns die zärtlichste Liebe unwandelbar bestanden hat, daß wir beide in zwei Herzen nur eine Seele haben, daß nach all dem schon erlittenen Unglück, das mich des Lebens müde machen konnte, nur eines noch fehlt, um mir's unerträglich zu machen." Und weiter kurz darauf: „Die Briefe aus Baireuth bringen mich zur Verzweiflung; seit zwei Jahren bin ich sehr unglücklich, nur diese Katastrophe noch und ich bin zu Grunde gerichtet."[1]) Am 18. Oktober hatte er die Nachricht, daß das Gefürchtete am 14. — dem Tag seiner Niederlage — geschehen sei, aber jetzt schon mitten in der fieberhaften Thätigkeit begriffen, die sein Unglück wett machen sollte, fand er keinen Nachruf, als ein tief ergreifendes Wort, das er der dringenden Mahnung an den Bruder, sich unverzüglich mit ihm zu vereinigen, hinzusetzte, es hieß: „Großer Gott, meine Schwester von Baireuth."[2])

Prinz Heinrich kam am 21. Oktober aus Gamig nach Doberschütz und brachte die fünf Schwadronen und acht Bataillone mit 12 schweren Geschützen mit, die der König für seinen Marsch nach Schlesien verlangt hatte, während Generalmajor v. Finck mit dem schwachen Rest des Heeres in Gamig stehen blieb. Feldmarschall Daun, der sich inzwischen nicht von der Stelle gerührt, schrieb dem General Harsch: „Ich halte den König fest, er ist von Schlesien abgeschnitten;" er ahnte nicht, wie gründlich er sich täuschte. In weitem Bogen marschirte Friedrich am 24. und 25. Oktober über Marschwitz und Weigersdorf um sein Lager herum nach Ullersdorf und als er von hier aus am 26. Oktober Görlitz erreicht hatte, da war nicht er, sondern Daun der abgeschnittene Theil. Das Unglück von Hochkirch hatte nur verzögert, nicht abgewendet, was Friedrich vor Eintritt desselben beabsichtigt hatte. Dem Letztren aber kam nun noch einmal der tiefe, nachhaltige Eindruck zu Statten, den das verzweiflungsvolle Ringen seines meuchlings überfallenen Heeres bei dem Sieger hinterlassen hatte. In aufrichtigem Schreck über den ganz unerwarteten Umgehungsmarsch der Preußen war Daun ihnen am 26. Oktober bis Landskrone nachgeeilt und von hier aus hatte er vier Tage Zeit, sie anzugreifen, da sie aus Rücksichten der Verpflegung bis zum Abend des 30. in Görlitz bleiben mußten. Nur aus der entschiedensten Scheu vor jeder neuen Schlacht

1) Schöning I, 288. 2) Ebendas. 287.

ist zu erklären, daß er hier nicht blos jeden Angriff unterließ, sondern auch in dem Kriegsrath des 29. Oktober ohne eine einzige Gegenstimme den Beschluß veranlaßte, Schlesien ganz aufzugeben und mit Hilfe der Reichsarmee die Eroberung von Dresden zu unternehmen, die Finck mit seiner Handvoll Leute ja nicht werde hindern können.

Am 30. brach Friedrich nach Oberschlesien auf und nach 6 Tagen des Marsches, in der Nähe von Münsterberg erhielt er die Meldung, daß General Harsch die Belagerung von Neisse aufgegeben habe und mit Zurücklassung von Munition und Kriegsgeräth eiligst nach Böhmen gezogen sei. Ebenso war die Einschließung von Kosel aufgegeben worden und der General de Ville auf Troppau zurückgegangen. Das Alles hatte die bloße Kunde von dem Heranmarsch des Besiegten von Hochkirch gewirkt. Alsbald kehrte dieser auf demselben Wege, den er gekommen war, zurück, und kam noch rechtzeitig in Sachsen wieder an, um Daun von jedem Unternehmen auf Dresden abzuschrecken und zur schleunigsten Aufsuchung sicherer Winterquartiere in Böhmen zu bestimmen. In den vier Wochen, die dem Tage von Hochkirch gefolgt waren, hatte Daun sich seinen ganzen Lorber Stück für Stück zerreißen lassen, der anfängliche Siegesjubel hatte sich in die herbsten Klagen verwandelt über eine Kriegführung der Unschlüssigkeit und der Schwäche, die nicht einmal wußte, was sie mit einem theuer erkauften Siege anfangen sollte. König Friedrich aber hatte, als das Jahr zu Ende ging, Schlesien und Sachsen von neuem behauptet, und von all seinen Feinden hatten nur die Franzosen zu Lande wieder einige Vortheile gewonnen, die aber vor Ende des Jahres schon wieder aufgegeben waren und überdies durch ihr beharrliches Unglück zur See mehr als aufgewogen wurden. Dem Frieden war man gleichwohl nicht näher gekommen und sein Herz blutete noch aus einer frischen Wunde. So schrieb er am 22. December aus Breslau an den Marquis d'Argens: „Ich bin dies Leben satt, der ewige Jude selbst war nicht so lebensmüde wie ich es bin. Ich habe Alles verloren, was ich geliebt und geachtet habe auf der Welt; was mich umgibt, sind Unglückliche, denen zu helfen mir das Elend der Zeit unmöglich macht. Noch verfolgt mich der Anblick des Ruins unserer schönsten Provinzen und der Greuel, die dort von Thieren in Menschengestalt verübt worden sind. Fast bin ich dahin gekommen, auf meine alten Tage den Theaterkönig spielen zu müssen und solche Lage, das werden Sie zugeben, ist nicht dazu angethan, um mit ihren Reizen die Seele eines Philosophen ans Leben zu fesseln. Von Geschäften und von Ekel erdrückt führe ich das Leben eines Wüstenheiligen. Essen Sie in Hamburg Austern und Krebse, vertilgen Sie die Pillen aller Apotheken, genießen Sie alle Waschungen der Aerzte, schließen Sie sich hermetisch in Ihre Kammer und wenn Sie dabei selig sind wie im Paradiese, dann vergessen Sie nicht einen armen Fluchbeladenen, den Gott verdammt hat, Krieg zu führen bis ans Ende des Jahrhunderts und zusammenzubrechen unter der Last seiner Mühsal."[1])

1) Oeuvres XIX 54.

VI. Cardinal Bernis, Herzog von Choiseul und die Aufhebung des Theilungsvertrags vom 1. Mai 1757.

Am Abbé Bernis lag es nicht, daß die Sache des Friedens keine Fortschritte machte. Seit Jahr und Tag war er krank und wurde immer kränker vor Kummer über die Anarchie im Regiment, vor Verzweiflung an jedem Gelingen und vor heißer Sehnsucht nach Beendigung eines Doppelkriegs, der Frankreich zu Grunde richtete. Wir kennen die weibische Charakterschwäche, mit der er, seiner ursprünglich richtigen Einsicht zum Trotz,[1]) die Verwickelung Frankreichs in den Rachekrieg Oesterreichs theils selbst bewirkt, theils widerstandslos hatte geschehen lassen; aber wir kennen jetzt auch die Briefe, in denen er sein Herz ausgeschüttet hat, als seine schlimmsten Befürchtungen in Erfüllung gingen und die Mühsal, mit der er gearbeitet hat, Frankreich aus dem Engpaß selbstmörderischer Aufopferung für fremde Interessen wieder zu befreien. Als Patriot hatte er schwer gesündigt und als Staatsmann unverzeihlich geirrt, als er den Geheimvertrag vom 1. Mai 1757 unterhandelte und abschloß, wie Graf Starhemberg ihn vorgelegt. Aber nachher hat er auch nichts unterlassen, was ein Patriot und ein Staatsmann thun konnte, um das allerdings selbstverschuldete Unglück wieder gut zu machen und sein Land sich selbst zurückzugeben.

Die Kriegführung der Franzosen im Jahre 1758 bestätigte zu Wasser und zu Land Bernis' trübste Weissagungen. Die Scharte von Crefeld (23. Juni[2]) war scheinbar ausgewetzt, als Soubise mit Uebermacht in Hessen einfiel und seine Vorhut unter dem Herzog von Broglie bei Sandershausen am 23. Juli die Hessen und hannoverschen Jäger unter Prinz Isenburg in einem blutigen Treffen schlug; als Contades, an Stelle Clermonts Oberbefehlshaber des Rheinheeres, den Prinzen Ferdinand zum Rückzug nach Westfalen zwang (8.—10. August), um an der Lippe angekommen, einzusehen, daß die Stellung des Gegners unangreifbar sei. Das Ende war doch, nach zahllosen Räubereien und Brandschatzungen insbesondere in Hessen und Hannover, der allgemeine Rückzug aus den ausgesogenen Landschaften. Soubise nahm, nachdem er General Oberg bei Lutternberg in der Nähe von Münden geschlagen (10. Oktober), seine Winterquartiere hinter dem Main, Contades die seinen wie vor ihm Clermont hinter dem Rhein. Die einzige Frucht des

1) S. S. 42 ff. 2) S. S. 208:

ganzen Krieges war für den Hof zu Versailles ein hochwillkommener Vorwand, beiden Generalen den Marschallstab zu verleihen.

An seinen Küsten, auf dem Meer und in seinen Colonieen ward Frankreich vom beharrlichsten Unglück verfolgt. Pitt ward nicht müde, immer neue Landungsgeschwader auszurüsten, deren Erfolg nicht immer den aufgewendeten Mitteln entsprach, die aber immerhin Frankreich Schaden genug zufügten. Eine erste Landung in der Bai von Cancale (Juni) führte zwar nicht zur Eroberung von St. Malo, hatte aber die Verbrennung von 100 Schiffen und die Zerstörung der Werften zur Folge. Ein zweites Geschwader bewirkte im August eine gründliche Verwüstung im Hafen von Cherbourg. Ein dritter Anschlag dagegen, der sich wiederum auf St. Malo richtete, scheiterte vollständig. Unbedingt erfolgreich war der erbitterte Krieg, den inzwischen die englischen Kaper wider den gesammten Handel und Zwischenhandel nach den französischen Colonieen führten. Von diesen Colonieen selber gingen die am Senegal, mit ihnen der afrikanische Handel Frankreichs an die Engländer verloren. Ein Hauptschlag aber gelang ihnen in Nordamerika, als am 26. Juni Louisburg sich nach tapferster Gegenwehr dem Landungsheer ergab, das Admiral Boscawen mit seiner Flotte dahin geführt und dessen Oberbefehl von zwei ausgezeichneten Offizieren, Amherst und James Wolfe geführt ward. Der Lorenzstrom gehörte seitdem den Engländern. Am 25. November eroberte Washington mit seinen Milizen das Fort Duquesne, das seitdem Pittsburg genannt ward, und nun war auch das Ohiothal für die Franzosen verloren.[1]) Ein Krieg, in dem mit kolossalem Aufwand an Geld und Menschen zu Lande nichts gewonnen, zur See aber ein kostbarer Besitz nach dem andern verloren ward — das war's, was den Abbé Bernis zur Verzweiflung brachte, und diese Verzweiflung gereichte ihm zur Ehre.

Sein unablässiges Drängen, Frieden zu machen, entsprang den achtbarsten Motiven. Beliebt machte es ihn nicht, nicht beim Hofe, den jeder flüchtige Sonnenblick scheinbaren Erfolges wieder in den alten Taumel zurückwarf, und nicht bei der öffentlichen Meinung, die ihn als den Stifter des unseligen Kriegsbundes mit Oesterreich seit Roßbach in den Bann gethan, und die ihm auch seine verspätete Bekehrung nicht versöhnt haben würde, selbst wenn sie ihr bekannt worden wäre. Bevor in dem selbstverschuldeten Zusammenbruch Alles verloren ward, wenigstens zu retten, was sich in elfter Stunde noch retten ließ, war sein männlicher Entschluß, und diesem hat er Opfer gebracht, die kein Minister gewöhnlichen Schlages gebracht haben würde und von denen die Mitwelt niemals, die Nachwelt erst durch das Erscheinen seines Briefwechsels mit dem König, der Pompadour und dem Grafen Stainville Kenntniß erlangt hat. Freiwillig hat er das Kreuz der undankbarsten aller Rollen auf sich genommen und dabei — nicht ganz ohne Frucht für sein Land — Alles verloren, was er persönlich dafür eingesetzt.

1) Ueber alles Vorstehende s. Schaefer II, 1. 161—193.

Am 4. Oktober 1758 schickte er der Marquise de Pompadour eine Denkschrift für den König und schrieb ihr dabei: „Ich bitte Sie flehentlich, meine Schrift mit Aufmerksamkeit zu lesen. Sie können sie als mein Testament betrachten. Nicht ein Wort steht darin, das nicht aus Ueberzeugung stammte. Eines Tages wird man mich kennen lernen und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nie hat ein Mensch den König und den Staat um ihrer selbst willen mehr geliebt als ich. Ich habe zu schnell eine glänzende Laufbahn gemacht; das war mein Unglück. Sie selbst wissen, wie lange Sie mich quälen mußten,



Cardinal Bernis.
Facsimile des Stiches von Augustin de St. Aubin (1736—1807); nach seiner eigenen Zeichnung. Originalgröße.

damit ich aus meiner Dunkelheit heraustrat. Nicht meine Schuld ist es, daß ich zu hohen Ehren gelangt bin. Ich wünsche nichts als das Glück des Königs und den Ruhm der Nation; am Ende von all dem zu sterben oder ruhig mit meinen Hühnern zu leben, das ist Alles, was ich begehre. Aber in Wahrheit, ich kann nicht mehr. Ich muß etwas in der Leber haben, denn ich habe jeden Tag den Magenkrampf."

Die Denkschrift selbst gibt ein zu anschauliches und vollständiges Bild von der Lage und von dem Manne, als daß sie hier übergangen oder im bloßen Auszug wiedergegeben werden dürfte. Sie lautet wörtlich:

„Denkschrift für den König."

„Um diese Denkschrift abzukürzen, bitte ich Ew. Majestät, von Frau von Pompadour die Einzelheiten des Hergangs zu erheben, den ich in Kürze zeichnen will.

Seit dem Rückzug über den Rhein und all dem Wirrwarr und Unglück, das ihn verursacht hat; seit die Engländer in Louisburg gelandet waren, habe ich nichts als Mißgeschick vorausgesehen.

Ew. Majestät wird sich erinnern, daß ich schon im vergangenen Jahre, gleich nach der Schlacht vom 5. December (Leuthen) die Nothwendigkeit einsah, an den Frieden zu denken und zu ihm unsere Verbündeten zu bekehren, ohne uns einem Bruch mit ihnen auszusetzen.

Aber Ew. Majestät weiß, welchen Widerstand der Hof zu Wien diesem Vorhaben entgegensetzt. Ich ließ mich nicht irre machen, weil ich glaubte, daß Ihre Verpflichtungen über Ihr Vermögen gingen, daß die Finanzen dazu nicht zureichen, daß die Verwaltung des Kriegs und der Marine Ihr Reich zu Grunde richten, die Nation entehren würde.

Damals ließ ich die österreichischen Subsidien um die Hälfte vermindern und benutzte seitdem jeden Anlaß, um jenen Hof für den Frieden zu gewinnen: er versprach daran zu denken, wenn dieser Feldzug vorüber sei. Aber es ist nicht schwer vorauszusehen, daß er nur Zeit gewinnen und den Krieg fortsetzen will. Könnte Ew. Majestät sich dazu herbeilassen, ohne sich den allergrößten Gefahren auszusetzen, so würde ich nicht dagegen sein; aber zum Verräther würde ich an meiner Pflicht, wenn ich Sie nicht wissen ließe, daß der Staat in Gefahr ist, wenn die Ausgaben nicht bedeutend herabgemindert werden und England im nächsten Jahre nicht unsrerseits den entschiedensten Widerstand erfährt.

Meine Gesundheit, erschüttert seit mehr als Jahresfrist, wird schlechter von Tag zu Tag. Mein Kopf ist aus den Fugen und hat keine Klarheit mehr. Der Schlaf ist dahin und mein Geist wird irre, so oft ich an die Zukunft denke.

Hätte ich weniger Empfindung für den Ruhm und das Glück Ew. Majestät, so hätte ich mehr Kraft, Ihr zu dienen. Aber ich gestehe, die Rolle, die man mich in Europa spielen läßt, indem man mich zwingt, jedes gegebene Wort zu brechen, zerreißt mir das Herz; und heute, da es gilt, von dem geheimen Vertrag zurückzutreten und ebenso von allen andern, die aus ihm gefolgt sind, fehlt mir nicht blos der Muth, Farbe zu bekennen, es ist mir auch nicht einmal mehr möglich, Ew. Majestät als Staatssekretär des Auswärtigen nützlich zu sein, nachdem ich all mein Ansehen werde verloren haben. Nur ein neuer Minister kann neue Verpflichtungen eingehen. Von dieser Wahrheit bin ich so durchdrungen, daß ich schon vor mehr als vier Monaten mit Frau von Pompadour sehr ernstlich darüber gesprochen habe, damit sie Ew. Majestät davon Kenntniß gäbe. Ich habe Anlaß zu glauben, daß sie anfangs gemeint hat, man habe mir den Kopf warm gemacht oder Grillen hätten mich benebelt. Ich lege, Sire, an Ihre Einsicht Berufung ein und bitte Ew. Majestät unterthänigst, zu erwägen, ob mir, wenn ich meine Versprechungen breche oder nicht erfülle, möglich ist, eine Stelle auszufüllen, welche ganz und gar von Glauben und Vertrauen lebt? Ueberzeugt von

dieser Wahrheit, gefoltert von Schmerz und Unruhe, das Hinsterben meiner Gesundheit vor Augen, schrieb ich an Herrn von Stainville einen vertraulichen Brief, in welchem ich ihm meine Lage auseinandersetzte. Davon, daß er mich ersetzen solle, hatte ich schon mit Frau von Pompadour gesprochen, unter Angabe von Gründen, welche sie nicht überzeugt hatten. Herr von Stainville zeigte sehr wenig Lust zu einem so peinlichen Posten, schien aber sehr gefaßt, ihn anzunehmen, wenn Ew. Majestät es ernstlich wünschte: wenn Sie beliebten, ihm seine Freiheit wiederzugeben, sobald der Friede geschlossen und die Geschäfte wieder in Ordnung, aber namentlich wenn die für die Subsidien bestimmten Fonds derart bereit gestellt wären, daß er sicher wäre, jedes gegebene Wort halten zu können.

Das sind, Sire, die Bedingungen, welche er so frei war zu stellen. Darauf nicht zu bestehen, wäre sehr schwer gewesen für einen Mann von Nachdenken und einen Mann von Ehre.

Ich zeigte seine Antwort der Frau von Pompadour, welche Herrn von Choiseul in Wien so nützlich und mich bei den auswärtigen Geschäften so wohl am Platze fand, daß es ihr schwer fiel, ihre Einwilligung zu geben. Aber da sie fühlte, daß der Dienst Ew. Majestät davon berührt werden konnte, sagte sie mir, ich solle eine Denkschrift aufsetzen mit meinen Gründen und Folgerungen, damit Ew. Majestät Zeit hätte, die Sache in Ueberlegung zu nehmen. Ich vergaß, Sire, Ihnen zu sagen, daß eine vierte Bedingung des Herrn von Stainville die war, daß wir zusammen arbeiten möchten und daß ich sogar fortfahren sollte, die fremden Gesandten zu sehen und ihnen von Geschäften zu sprechen, da er sich in allen Stücken mit mir verständigen wollte. In der That ist keine Ursache, Eifersucht zwischen uns zu fürchten.

Die Gründe, welche für den Rücktritt von meiner gegenwärtigen Stellung sprechen, sind:

Erstens meine Gesundheit, welche weder der Arbeit noch den Aufregungen mehr gewachsen ist und die sicherlich dem Gedanken nicht Stand halten wird, Verträge zu brechen oder unerfüllt zu lassen, die ich selbst geschlossen habe. Ich würde an Ew. Majestät zum Betrüger werden, wenn ich Ihr eine andere Sprache führte und Sie in eine große Verlegenheit bringen, wenn ich Sie nicht von der Gefahr unterrichtete, welche ich Ihrem Dienst bereitete, wenn ich einen Platz festhielte, in dessen Besitz ich auf das Vertrauen unserer Verbündeten nicht mehr rechnen kann und dessen Last meine Gesundheit nicht länger erträgt.

Die Gründe, um eben diese Stelle dem Herzog von Choiseul anzuvertrauen sind:

1. Er ist der einzige von all Ihren Ministern, der alle Ihre politischen Geschäfte kennt;

2. Er ist der einzige, der das Vertrauen des Hofes zu Wien besitzt und ihn genügend kennt, um ohne üble Folgen entweder ihn selbst zur Umkehr zu bestimmen, oder ihm gegenüber die nöthige Schwenkung zu machen;

3. Er hat dort Ausdauer, Muth und Geschick bewiesen und sein Phlegma hat fast immer über die Lebhaftigkeit seiner Natur den Sieg davon getragen.

4. Würde ein Anderer als er mein Nachfolger, so würde die Welt sagen, Ew. Majestät hätte das System gewechselt. Diese Betrachtung ist von allergrößter Wichtigkeit;

5. Herr v. Choiseul ist ebenso sehr Militär als Staatsmann: folglich kann er Pläne für den Krieg selber angeben oder vorgelegte Pläne berichtigen;

6. Er kennt den Hof zu Wien und weiß, wie man ihn behandeln muß, das ist auch ein Hauptpunkt in der gegenwärtigen Lage;

7. Er ist ein rüstiger Arbeiter, thätig, voller Auskünfte und Hilfsmittel und viel weniger empfindlich gegen die Ereignisse als ich;

8. Seine Geburt, seine Vertrautheit mit der Welt, empfiehlt ihn zu einem Minister des Auswärtigen;

9. Er kann mit mir im Einvernehmen handeln; ich habe Dinge, die er nicht hat; er hat solche, die mir fehlen. Das Alles zusammen kann nur eine gute Wirkung thun. Der einzig mögliche Einwurf wäre, daß sein Glück ihm Feinde gemacht hat; aber das wird ihn nicht anfechten. Sein Glück ist gemacht; sein Ehrgeiz nicht zu fürchten.

Schließlich, Sire, thut Ihren Geschäften Thätigkeit, Nerv, Entschlossenheit noth. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß, wenn Sie nicht bald der Verwaltung der Marine aufhelfen, Sie sich ruiniren und Ihre Colonieen verlieren werden. Der Minister des Auswärtigen hat den Frieden zu schließen zu Wasser und zu Lande; wenn ihn aber kein Departement unterstützt, so muß er in Verzweiflung sterben, falls er Ehre im Leibe und Liebe zu Ihrem Ruhme im Herzen hat.

Befolgen Sie bei Ihrer Marine das Beispiel Ihrer Feinde: dort gibt es bei der Admiralität einen Rath, der aus erfahrenen Fachmännern besteht. Gegen die Verwaltung unserer Marine schreien die Steine zum Himmel. Der Staat leidet darunter; folglich muß man sie ändern; ist es sonst möglich, daß der Minister des Auswärtigen mit England Frieden schließe? Ich habe das System aufrecht erhalten im Kampf mit allen Ereignissen und mit allen Departements. Ich habe dabei meine Kräfte erschöpft und meine Vorstellungen haben keinen Erfolg gehabt.

Ich glaube, Sire, Herr von Choiseul ist der einzige Mensch in Ihrem Königreich, der die Allianz festhalten kann, indem er von den Verträgen zurücktritt, wozu uns heute die Finanzen zwingen.

All den Dank, den ich Ew. Majestät schulde, kann ich nicht besser abtragen, als indem ich Ihnen die Wahrheit sage.

Schließlich werde ich, wenn Sie diesen Plan, den ich für nothwendig und unabweisbar halte, genehmigen, deßhalb nicht aufhören, Ihrem Dienste nützlich zu sein.

Der Clerus fängt an, Vertrauen zu mir zu fassen; ich werde seinen

Krieg mit den Parlamenten schlichten und so Ihnen vielleicht, Sire, Dienste leisten, welche für die innere Ruhe Ihres Reiches und für die Zukunft Ihrer Regierung sehr wichtig werden.

Ich flehe zu Ew. Majestät, mir alle Fehler dieser Schrift zu vergeben: ich habe sie niedergeschrieben in einem Federzug und ohne Athem zu holen."[1])

Mit unsäglicher Ungeduld wartete Bernis auf die Entscheidung des Königs. Nur einen theilweisen Rücktritt hatte er verlangt und als der König am zweiten Tage nach Einreichung seiner Denkschrift noch nicht geantwortet hatte, fürchtete er, dies möchte Anstoß gegeben haben. Noch eine andere Sorge quälte ihn. Seit geraumer Zeit hatte ihm der Papst den Cardinalshut versprochen, dieses Versprechen hatte der König öffentlich verkündigt, die Zeitungen hatten es in die Welt getragen; an allen Höfen glaubte man die Sache so sicher abgemacht, daß Bernis in Briefen von fremden Ministern bereits als Cardinal angeredet ward. Auf den 2. Oktober spätestens war ihm die Beförderung schließlich sicher in Aussicht gestellt worden und jetzt am 6. war noch nichts aus Rom gekommen. So schrieb Bernis am genannten Tage der Frau von Pompadour, er könne um keinen Preis länger im Amte bleiben; wenn der König seinen vollständigen Rücktritt wünsche, so bitte er nachträglich um diesen; die Angelegenheit des öffentlich versprochenen Cardinalshutes aber werde nachgerade zu einer nationalen Ehrenfrage. „Mein Rath wäre, daß der König mir befehlen möchte, auf den Cardinalshut zu verzichten und dies dem Papst durch seinen Botschafter anzeigen zu lassen. Was liegt daran, ob ich Cardinal werde? Aber sehr viel liegt daran, daß man den König nicht prelle und sich nicht gewöhne mit Versprechungen zu spielen, die ihm gemacht sind." In demselben Sinne schrieb er gleich darauf an den König selbst.[2])

Am 9. Oktober hatte er die Antwort des Königs, in der Nacht des 10. die rothe Mütze aus Rom. Der König nahm seinen Rücktritt in folgenden Worten an: „Sicherlich wünscht Niemand den Frieden mehr als ich, aber ich will ihn dauerhaft und ehrenvoll; zu dem Zweck opfere ich freudig all meine Interessen, nicht aber die meiner Verbündeten. Arbeiten Sie im Sinne dessen, was ich Ihnen sage, aber übereilen wir nichts. Der Feldzug geht seinem Ende entgegen, warten wir diese Krise ab, vielleicht bietet sie uns glücklichere Gelegenheiten dar, um nicht Alles zu verderben, indem wir unsere Verbündeten so schmählich im Stiche lassen. — — Mit Bedauern genehmige ich, daß Sie die auswärtigen Geschäfte den Händen des Herzogs von Choiseul übergeben, den ich im gegenwärtigen Augenblick für den allein dazu geeigneten Mann halte, da ich das einmal angenommene System durchaus nicht wechseln und auch nicht will, daß man mir davon rede. Schreiben Sie ihm, daß ich Ihren Antrag angenommen habe, daß er die Kaiserin davon benachrichtige und mit ihr sei es im ersten sei es im zweiten Stand den geeigneten

1) Bernis, Mém. II, 287—292. 2) Mém. II, 292—295.



Ersatzmann aussuche; das muß der Kaiserin gefallen und sie von meinen Gefühlen überzeugen, die sie so glücklich hat entstehen lassen."[1])

In der Frage der Friedensunterhandlung, die Bernis so sehr am Herzen lag, lautete der Bescheid des Königs so bestimmt ablehnend als irgend möglich; über den Plan einer gemeinsamen Geschäftsführung des Herzogs mit dem Cardinal sprach er sich gar nicht aus. Ueberraschend erscheint uns deßhalb die Auslegung, welche der Cardinal dem Schreiben des Königs gab. An eben dem 9. Oktober, an dem er letzteres erhalten, schickte er dem Herzog von Choiseul die ganz bestimmte Weisung[2]) zu, von neuem auf baldige Beendigung des Krieges zu dringen. Nur noch einen Feldzug habe die Kaiserin am Schlusse des letzten Kriegsjahres verlangt, ihn habe der König bewilligt, aber was sei dabei heraus gekommen? Der Schlüssel unserer amerikanischen Colonieen ist verloren, sie sind auf dem Punkte, dem Feinde in die Hände zu fallen — die Marine Frankreichs ist zerstört, der Handel, der jährlich 200 Millionen einbrachte, ist vernichtet, das Vertrauen ist dahin; die Engländer werden sich der Herrschaft über alle Meere bemeistern und dann auch dem Festland das Gesetz diktiren; die Erschöpfung Frankreichs ist vollständig, die Hilfsquellen sind versiegt, die Schwierigkeiten vertausendfacht: „daraus folgt augenscheinlich, daß der König mehr als je im Rechte ist, von der Kaiserin die Erfüllung des Wortes zu verlangen, das sie ihm gegeben hat, ihn von der Fortführung des Krieges zu entbinden."

Wie ihn die Abweisung jedes Drängens nach Frieden, ja sogar des bloßen Redens davon nicht gestört, so machte ihn auch das Stillschweigen über die sehr wichtige Bedingung, die Choiseul mit Bezug auf ihn selbst gestellt, nicht irre. Am 11. Oktober schrieb er demselben weiterhin:[3]) „Ich habe alle Ihre Bedingungen klar entwickelt, sie sind alle wohl aufgenommen worden. — Ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele, Eifersucht wird nicht zwischen uns entstehen, denn Sie fühlen wohl, daß ich meinen Platz nicht verlassen hätte, wenn mir Neigung geblieben wäre, ihm nachzulaufen. Mit Ihnen werde ich Alles thun, was Sie wollen. Wir werden die Dinge mit einander besprechen, vielleicht mit einander streiten, aber schließlich einverstanden sein. Gestern mahnte mich Herr von Starhemberg an das Wort, das man zu Wien von mir verlangt hatte, daß ich, einmal Cardinal, nicht aufhören würde, Staatssekretär zu sein. Dies Wort wird erfüllt werden, denn nach unserem System werden wir nur zwei Köpfe unter einem Hute haben." Der Cardinal dachte sich also blos einer Last entledigt, die ihm unerträglich geworden war, von einer Verantwortung befreit, die seiner Amtsehre zuwiderlief, aber seine Theilnahme an den Geschäften nur verändert, keineswegs beendet und seine Autorität im Allgemeinen eher im Wachsen, als im Niedergang begriffen.

Auch ohne den Titel des Premierministers konnte der Cardinal der

1) Mém. II, 299—300. 2) Mém. II, 468—471. 3) Mém. II, 301 ff.



römischen Kirche, wenn er nur überhaupt im Rathe des Königs blieb, sehr wohl dieselbe Stellung einnehmen und behaupten wie einst Cardinal Fleury, der freilich keine Pompadour sich gegenüber hatte. Aber gerade diese Hoffnung hätte ihm eine Stelle in dem königlichen Schreiben vom 9. Oktober erschüttern müssen, die wir oben ausgelassen haben, um sie erst mitzutheilen, nachdem der Leser eine Thatsache kennen gelernt, die sie ihm allein verständlich machen wird.

Seit Anfang 1758 war Bernis ebenso ernst, wie nach außen auf Frieden, im Innern auf Reformen bedacht, und im Juli war ihm ein ganz erheblicher Fortschritt gelungen, seit auf seinen Vorschlag das oberste Conseil des Königs[1]) drei Mal wöchentlich als Comité zusammentrat, um in Verbindung mit dem Finanzminister (contrôleur général) zunächst einmal die Ausgaben aller Dienstzweige zu prüfen und nachzusehen, ob sich da nicht mancherlei sparen lasse. Nach vier Monaten angestrengter Untersuchungen fand das Comité, daß man an den Ausgaben für das königliche Haus 6 Millionen jährlich sparen könne, ohne den Glanz des Hofes zu vermindern und ohne den König in seinen Vergnügungen zu beengen. Das Comité stellte seinen Antrag beim König; das ganze Hofgesinde brach in lautes Wehegeschrei aus und der erschrockene König machte einen Strich durch den schönen Ersparungsplan; statt 6 Millionen wurden nur 100,000 Thaler gestrichen. Nach dem Haushalt des Königs kam das Departement der auswärtigen Angelegenheiten an die Reihe, dessen bisher undurchdringliches Geheimniß von Bernis selbst bloßgelegt ward, um ein gutes Beispiel zu geben. Hier lautete der Beschluß, die Subsidienzahlungen um die Hälfte zu vermindern. Die Prüfung der Rechnungen der Kriegsverwaltung wußte Marschall Belleisle zu vereiteln, indem er vorschlug, zuerst die der Marine vorzunehmen; das geschah auch und hier enthüllte sich nun eine Mißwirthschaft ohne Gleichen: nichts von Buchführung, Rechnung, Ordnung irgendwelcher Art: Wechsel auf den königlichen Schatz zur Zahlung von Ausgaben, über die erst mehrere Jahre später Rechnung gelegt ward: die Anweisungen und die Prüfung der Ausgaben in der Hand derselben Intendanten; „mit einem Wort ein Chaos, ein Abgrund von Mißbräuchen und falschen Verwaltungsgrundsätzen".

So war Bernis auch in der inneren Verwaltung auf sehr gute Wege gekommen, aber eben die unbedingt löblichste Seite seines Thuns hat seine Stellung vollends untergraben. Die Pompadour wollte von einem Conseil nichts wissen, in dem Bernis aufhörte ihr Werkzeug zu sein und mittelbar zu einer Art von Premierminister ward, die Staatssekretäre fanden die neue Oberrechnungsbehörde höchst unbequem, der ganze Hof verwünschte den, der den Krieg gegen Preußen beenden und dafür den Krieg gegen die Mißbräuche

1) Zum conseil d'en haut gehörte der König, der Dauphin, die Marschälle Belleisle und d'Estrées, die Herren de St. Florentin, de Puysieulx, Berryer und Abbé Bernis. Ueber die ganze Reform s. Mém. II, 82 ff.



führen wollte, und schließlich verurtheilte der König selbst sein bestes Streben, als er in jenem Briefe vom 9. Oktober die Worte schrieb: „Im Frieden wird man Einschränkungen in allen Arten von Ausgaben machen und namentlich gegen die Verschleuderungen in den Departements des Kriegs und der Marine einschreiten müssen: was unmöglich ist mitten in einem Kriege wie diesem. Begnügen wir uns damit, daß wir die Mißbräuche vermindern und die allzu großen Ausgaben vermeiden, werfen wir aber nicht Alles durcheinander, wie das im Frieden unvermeidlich sein wird."

Derselbe Brief verbot also dem Abbé vom Frieden zu reden und vor Abschluß des Friedens auf ernste Reformen zu dringen. Fuhr er nun fort beides zu thun, so war sein Sturz gewiß: Bernis blieb seinem Streben treu, bis ihn die volle Ungnade seines Königs traf.

Der Graf Stainville, seit August desselben Jahres zum Herzog von Choiseul erhoben, hatte sich unter der beständigen Einwirkung der Briefe des Abbé[1]) schließlich mit der tiefen Ueberzeugung durchdrungen, daß der Geheimvertrag vom 1. Mai 1757 nicht länger den Rechtsboden des Bündnisses zwischen Frankreich und Oesterreich bilden könne noch dürfe, während Alles, was er von der Kriegführung des Feldmarschalls Daun seit Hochkirch hörte, ihm weiterhin die Gewißheit gab, daß den Oesterreichern trotz ihrer Ueberlegenheit an eigenen und verbündeten Streitkräften schlechterdings die Kraft abgehe, dem König von Preußen entscheidende Schläge beizubringen.

Mit den Vorstellungen, die er seit dem 18. Oktober, dem Tage, an welchem Bernis' Depesche vom 9. Oktober bei ihm eintraf, dringender und immer dringender erneuerte, hatte er denn auch den Erfolg, daß die österreichische Staatsconferenz am 6. November sich endlich geneigt erklärte, den Geheimvertrag vom 1. Mai 1757 aufzugeben und in Unterhandlungen über eine Convention von anderem Inhalte einzutreten. In dem Protokoll[2]) über diese Conferenzsitzung finden sich hierüber die Worte: „Wegen Annullirung des geheimen Traktats wird zwar anfänglich mit aller Anständigkeit vorgestellt, wie schwer man dazu diesseits schreiten würde, so lange nur einige Hoffnung zu dessen Erfüllung erschiene, indem das Werk als ein monument éternel et glorieux von dem innersten Einverständniß der beiden Höfe anzusehen, worin Alles mit der größten égalité und mit der genauesten proportion de l'intérêt réciproque recht staffelweise ausgemessen worden, allein auch diesfalls setzte sich die Kaiserin in des Königs Stelle und wäre nicht entfernt, einen neuen plan de convention entwerfen zu lassen, nach dem traité de Versailles (nämlich dem ersten vom 1. Mai 1756), jedoch müßte der traité secret in so lang für existirend erkannt werden, bis man eines anderwärtigen conveniren würde, welcher so zu fassen wäre, daß er den übrigen alliirten

1) Die vollständigste Sammlung derselben findet sich im zweiten Band der Mémoires et lettres de Bernis. 2) Abgedruckt in „Einige neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenj. Krieges". Leipzig 1841. S. 74—79.

Höfen communicirt werden könnte und vor Allem müßte das abaissement des Königs von Preußen als das Hauptobject der ganzen Alliance nicht aus den Augen gelassen werden, daher auch vor Allem erforderlich wäre zu wissen, was der französische Hof über die nach dem traité de Versailles de 1756 schuldige Hilfe noch weiteres zu dem Krieg wider diesen gemeinsamen Feind beitragen wolle?" Das im Grundsatz hochbedeutungsvolle Zugeständniß, daß der Geheimvertrag von 1757 aufgehoben werden solle, unbeschadet der Fortdauer des Bündnisses, das seit 1756 zwischen beiden Mächten bestand, war die Frucht der gemeinsamen Arbeit von Bernis und Choiseul. Was Frankreich aber dabei gewann, hing nun von den Bedingungen ab, die es sich in dem neuen Vertrage gefallen ließ und diese hatten von Cardinal Bernis eine unerbittliche Kritik zu erwarten.

Noch war äußerlich in seiner Stellung keine Veränderung bemerkbar; bis Choiseul kam, führte er die Geschäfte des Staatssekretärs weiter, saß im Conseil des Königs wie sonst und bei der feierlichen Ueberreichung des Cardinalshutes, welche der König am 30. November in Person vornahm, zeigte sich dieser anfangs voll überfließender Freundlichkeit. Als er dem Cardinal das Baret aufsetzte, sagte er mit lauter Stimme: „Nie habe ich einen schöneren Cardinal gemacht;" aber nach der Rede des neuen Cardinals sagte er zu ihm: „Herr Cardinal, nach der schönen Rede, die Sie eben gehalten haben, habe ich nur zu wünschen, daß Sie Alles ausführen, was Sie darin verheißen," und diese Worte waren allerdings einer ungünstigen Auslegung fähig, die Bernis sogleich daran geknüpft haben will.[1]) Inzwischen war Choiseul nach Paris gekommen, hatte mit seinem Sitz im Conseil auch den Vortrag über die auswärtigen Angelegenheiten beim König übernommen und sofort, als er über die Bedingungen des neu zu schließenden Vertrages Vorschläge machte, den Widerspruch des Cardinals erfahren, der allein im Conseil den Muth einer eigenen Meinung hatte und von nichts als baldigem Abschluß des allgemeinen Friedens hören wollte.[2]) Da schickte ihm am 13. December der König einen Verbannungsbefehl zu, welcher lautete: „An meinen Vetter den Cardinal von Bernis. Mein Vetter, die wiederholten Bitten, die Sie an mich gerichtet haben, um das Departement der auswärtigen Angelegenheiten niederzulegen, haben mich überzeugt, daß Sie in Zukunft die Obliegenheiten nicht gut erfüllen würden, deren Sie mit so viel Eifer verlangten entledigt zu werden. Diese Erwägung hat mich bestimmt, Ihre Entlassung aus dem Amte des Staatssekretärs anzunehmen. Aber gleichzeitig habe ich wahrgenommen, daß Sie dem Vertrauen nicht entsprachen, das ich Ihnen unter so kritischen Umständen erwiesen hatte und auch nicht den besonderen Gnadenbezeugungen, die ich in so kurzer Zeit auf Sie gehäuft. Demgemäß befehle ich Ihnen, sich binnen 24 Stunden auf eine Ihrer Abteien, die Sie auswählen mögen, zu begeben, ohne daß Sie Jemand sehen, und dort bleiben,

1) Mém. II, 95. 2) Schaefer II, 1. 226.



bis ich Sie zurückkehren lasse. Schicken Sie mir die Briefe wieder, die Sie von mir in einem versiegelten Paket aufbewahrt haben. Ich bitte Gott, daß er Sie, mein Vetter, in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme. Versailles, 13. December 1758. Ludwig."

So endete die Verwaltung des ehemaligen Günstlings der Pompadour. Emporgetragen hat ihn die Verblendung, mit der er hinwegglitt über all die ihm selbst wohl bekannten Gefahren und Klippen eines Kriegsbundes mit Oesterreich und gestürzt hat ihn die Rückkehr der Einsicht und des Gefühls der Pflicht gegen König und Land.[1]) In seiner Geschichte hat der Geheimvertrag von 1757 sein unerbittlichstes Gericht gefunden. Im Taumel der Ueberhebung war er von der einen Seite gefordert, in einem Taumel der Selbstwegwerfung für fremde Interessen war er von der andern Seite angenommen worden und kaum war er in Wirksamkeit getreten, kaum hatten die Verbündeten sich und ihren in Gedanken schon vernichteten Gegner an der Arbeit gesehen, da sah der Franzose sein Land auf dem Wege zum Abgrund, er verwünschte sein eigenes Werk, verwarf es mit all seinen Voraussetzungen und Folgerungen, erfuhr nun aber auch, wie solche Fehler sich rächen, wie ihre härteste Strafe darin liegt, daß Einer die Sünde, die er das erste Mal leichtsinnig gegen das Interesse der Nation begangen, immer wieder begehen muß, obwohl er eingesehen hat, daß es Sünde ist. Um Frankreich zu erlösen von dem Geheimvertrag des 1. Mai 1757 begann der bekehrte Bernis den Kampf mit den noch Unbekehrten, dem König und der Pompadour; in dem Gefühl, daß er für eine gute, gerechte Sache streite, fand er einen Muth, den noch kein Höfling in Versailles gefunden, den Muth, dem König die Wahrheit zu sagen, Vernunft zu predigen und von seiner Pflicht gegen Frankreich zu reden. Ritterlich ist seine Haltung in diesem Kampfe und würdig ist sie im Unterliegen. „Nie," schrieb er dem König zum Abschied, „habe ich etwas im Auge gehabt, das nicht Ihren Dienst anging. Gott hat das Innerste meines Herzens gesehen: Ew. Majestät wird es dereinst kennen lernen. Mein einziger Schmerz ist, Ihr mißfallen zu haben. Aber mein Trost wird immer sein, daß ich von keiner meiner Pflichten gegen Sie abgewichen bin, es wäre denn aus Irrthum."[2])

Sein Nachfolger aber, der Herzog von Choiseul, der ebenso wie Bernis dem Bündniß mit Oesterreich seine ganze Laufbahn verdankte, war lange genug in Wien gewesen, um alles anfänglichen Widerstrebens ungeachtet schließlich aus Wahrnehmungen an Ort und Stelle die Richtigkeit all der Schlüsse zu bestätigen, die Bernis seinerseits gezogen; er kam zu dem festen Entschluß, die ebenso unwürdigen als gemeinschädlichen Fesseln zu lösen, welche jener Geheimvertrag seinem Lande auferlegt: seine letzte Amtshandlung als Botschafter war die bestimmte Forderung der Aufhebung desselben und seine erste als Minister war eine Uebereinkunft, die ihn wirklich abschaffte.

---

1) Ses actions imprudentes l'élevèrent, ses vues sages le perdirent — sagt Friedrich, Oeuvres IV, 225. 2) Mém. II, 347/48.

An der Spitze der vorläufigen Vereinbarungen, über welche Graf Starhemberg am 25. December seinem Hofe Bericht erstattete,[1]) standen die zwei Sätze: erstens ein zum Vorzeigen bestimmter Vertrag wird geschlossen, dessen Grundlage der Versailler Vertrag vom 1. Mai 1756 bildet; zweitens ein streng geheim zu haltender Vertrag wird geschlossen, dessen Hauptzweck die vollständige Abschaffung des Geheimvertrags vom 1. Mai 1757 ist. Beide Verträge sind nachher, der erste, datirt Versailles den 30. December, der zweite, datirt Versailles den 31. December 1758, wirklich zu Stande gekommen und der Artikel I. des letzteren[2]) lautete wörtlich:

„Nachdem der zwischen Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin von Ungarn und Böhmen und Seiner Allerchristlichsten Majestät zu Versailles den 1. Mai 1757 geschlossene und gezeichnete Vertrag in seiner Ausführung auf so starke Schwierigkeiten gestoßen ist, daß die hohen vertragschließenden Theile sich bestimmt gesehen haben, an dem anfänglich entworfenen Plan erhebliche Abänderungen vorzunehmen und unter sich einen neuen Vertrag zu schließen, welcher gestern 30. December 1758 gezeichnet worden ist, haben die genannten Majestäten in völligem Einklang und freiwilliger Uebereinkunft beschlossen sich gegenseitig von jeder Verpflichtung, Zusage und Bestimmung, die durch den genannten Vertrag vom Jahr 1757 ausgesprochen war, zu entbinden und entbinden sich davon hiermit. Demgemäß wird von Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin von Ungarn und Böhmen und Sr. Allerchristlichsten Majestät abgeschafft, aufgehoben und nichtig erklärt in der förmlichsten und feierlichsten Weise die möglich ist, in allen und jeden Punkten und Artikeln, der Vertrag, welcher zwischen ihnen am 1. Mai 1757 zu Versailles geschlossen worden war, so daß keine der dort ausgemachten Verpflichtungen jemals unter irgend welchem Vorwand angerufen und keinerlei Anspruch zu Gunsten oder zu Lasten eines der hohen vertragschließenden Theile darauf begründet werden kann, indem die genannten Majestäten gegenseitig auf alle und jede Vortheile verzichten, welche darin zu Ihren Gunsten bestimmt worden sind und sich in der feierlichsten Weise versprechen, den genannten Vertrag als null und nichtig anzusehen, ganz so, als wenn er nie bestanden hätte."

So war am letzten Tage des zweiten Jahres der gemeinsamen Kriegsführung gegen Friedrich den Großen das Vertragswerk, das die Grafen Starhemberg und Kaunitz als ein „ewiges, ruhmvolles Denkmal" ihrer überlegenen Staatskunst betrachteten, in gemeinsamem Einverständniß beider Höfe zur Erde bestattet worden; Oesterreich und Frankreich hörten damit nicht auf, Verbündete zu sein, von dem Frieden, den Bernis hatte schließen wollen, waren beide noch weit entfernt und Frankreich übernahm auch ferner noch Lasten für den Landkrieg, die eine gewissenhafte Regierung rundweg abgelehnt

1) Die Points convenus und Points de différence dieser Verhandlung sind abgedruckt bei Schaefer II, 1. 509—516. 2) Nach dem Original im k. k. Haus- und Staatsarchiv zu Wien zuerst bekannt gemacht von Schaefer II, 1. 516—521.

haben würde, aber die schmähliche Sclaverei wenigstens hörte auf, in der Frankreich nur Pflichten und schlechterdings gar keine Rechte haben sollte, bis Schlesien und Glatz durch einen völkerrechtlichen Vertrag wieder österreichisch geworden waren.

Denn dies war das wesentlichste Merkmal, das die neuen Verträge von dem zweiten unter den älteren unterschied, daß ein Kriegszweck, vor dessen vollständiger Erreichung kein Friede geschlossen werden sollte, darin gar keine Stelle mehr fand. Nach dem Geheimvertrag vom 1. Mai 1757 war die Zerschlagung Preußens und die Vertheilung seiner Provinzen zwischen Oesterreich, Sachsen, Schweden, Kurpfalz als Vorbedingung jedes Friedens auch für Frankreich festgestellt und von dieser Vorbedingung wie von jeder andern ward jetzt vollständig abgesehen. Zwar verpflichtete sich der König von Frankreich im XII. Artikel des öffentlichen Vertrags[1]) „während des Krieges alle Anstrengungen zu machen und in den Conferenzen für den Frieden seine wirksamsten Dienste anzuwenden," damit dem Hause Oesterreich das Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz wieder zugesprochen würde, aber das war etwas ganz Anderes als der Artikel III. vom 1. Mai 1757.[2]) Von allen weitern Theilungsplänen war vollständig abgesehen und woher die „verhältnißmäßige Entschädigung" genommen werden sollte, die dem Kurfürsten von Sachsen außer der Wiederherstellung seiner Länder verheißen ward (Art. VI. v. 30. Dec.), war wohlweislich nicht gesagt.

Die Theilnahme Frankreichs am Kriege war noch immer eine bedeutende, aber sie war nicht mehr so unbegrenzt wie nach dem Geheimvertrag. „Für die ganze Dauer des gegenwärtigen Krieges" versprach Frankreich die 24,000 Mann des ersten Vertrags von Versailles, nicht aber war gesagt, wie lange es die 105,000 Mann verwenden werde, die es „zum Schutz der österreichischen Niederlande und der Stände des Reichs" in Deutschland wollte auftreten lassen (Art. VII. v. 30. Dec.); während der jetzt abgeschaffte Geheimvertrag die ungeheuerliche Verpflichtung enthalten hatte, außer jenen 24,000 noch 115,000 Mann „während der ganzen Dauer des Kriegs" zu stellen.[3]) Die Geldhilfe wurde ganz erheblich heruntergesetzt. Zwar versprach Frankreich die $7\frac{1}{2}$ Millionen Gulden, die Bernis einbehalten hatte, nach Abschluß des Friedens nachzuzahlen, auch die Subsidien für deutsche Reichsfürsten, für Schweden und Dänemark, sowie den Unterhalt der sächsischen Truppen allein zu bestreiten. Aber die kolossale Subsidiensumme von 12 Millionen Gulden, welche Frankreich außer all dem am 1. Mai 1757 „für die ganze Dauer des Kriegs" zu zahlen übernommen hatte,[4]) war ganz gestrichen. Subsidien im eigentlichen Sinne bezog Oesterreich überhaupt nicht mehr; dafür daß es im Jahr 1759 auf die 24,000 Mann Truppen verzichtete, empfing es deren Aequivalent, das auf 288,000 fl. monatlich angeschlagen,

1) Der Text bei Wenck, cod. jur. gentium III, 185. vgl. Fréderic le Gr. Oeuvres IV, 229—32. 2) S. oben S. 115. 3) S. S. 113. 4) S. S. 114.



Herzog von Choiseul.
Kupferstich von Pierre François Basan (1723—1797).

mit Rücksicht auf die französischen Finanzen auf 250,000 fl. ermäßigt ward, die rückständigen Subsidien aber wurden erst nach Beendigung des Kriegs fällig. Noch mehr als der Umfang der Leistungen wurde der Kriegszweck selber eingeschränkt. Von einer Abtretung der Niederlande an den Infanten von Parma, von Erwerbungen Frankreichs nach dieser Seite war gar keine Rede mehr. Der Schwiegersohn des Königs, von dessen stattlicher Versorgung als einem eminenten Interesse der Dynastie im Jahr vorher so viel die Rede gewesen war, erschien jetzt vollkommen ausreichend versorgt, als die Kaiserin ihr Heimfallsrecht auf Parma, Piacenza, Guastalla sowohl zu Gunsten der weiblichen, als der männlichen Nachkommenschaft des Infanten aufgab.[1] Frankreich selbst aber schien für all seine Opfer genügend belohnt, wenn es im künftigen Frieden mit Oesterreichs Hilfe einen Artikel durchsetzte, der ihm gestattete — Dünkirchen und seinen Hafen nach Belieben zu befestigen. Weiter hatte dann für Frankreich der ganze Weltkrieg keinen Zweck gehabt. Daß er um solchen Preises willen überhaupt noch fortgesetzt ward, ja, daß Frankreich sich sogar das Recht des Sonderfriedens mit England zur Rettung des Restes seiner Colonieen nehmen ließ,[2] während Oesterreich nach wie vor als im Kriege mit England nicht befindlich erachtet ward — dies ist ein Zeichen dafür, daß auch Choiseul die Interessen seines Staates nicht zu wahren wußte.

1) Art. XV. vom 30. Dec. Art. VI.—XI. vom 31. Dec. 1758. 2) Dies besagte Artikel XIII. vom 30. Dec. ausdrücklich.

VII. Bergen. Minden. Quebec.

Das vierte Jahr des großen Krieges war das erste, das durch eine Offensive Friedrichs nicht eröffnet ward und das hatte seinen Grund in einer empfindlichen Verschlechterung der Waffe, die er bisher mit nie getäuschter Zuversicht geschwungen. An Geldern zwar für Bestreitung der Kriegskosten war durchaus kein Mangel. Das reiche England bot für das kommende Jahr die 670,000 Pfund Sterling des Vertrags vom 11. April mit freudigem Entgegenkommen von neuem an: konnte doch der König in der Thronrede vom 23. November die Thatsache verkünden, daß es für Großbritannien ein glänzenderes Geschäft gar nicht gebe als die Anlage seiner Capitalien in einem großen Weltkriege zu Wasser und zu Lande, denn nie zuvor habe sein Handel eine Blüthe erreicht, die der jetzigen gleiche. Zu diesen Subsidien kamen die Kriegsschatzungen aus den besetzten Ländern und die ordentlichen Steuern aus den eigenen Provinzen, unter denen Schlesien allein jährlich mehr als 3 Millionen lieferte. Zum Schuldenmachen konnte sich Friedrich schlechterdings nicht entschließen: leider war es nur zu umgehen durch die verderblichste Art des Borgens, die es gibt, nämlich durch Erhebung großer Summen bei den Münzpächtern, die sich dafür durch Ausprägung immer schlechterer Münzen entschädigen durften. Mit solchen Mitteln von, wie man sieht, sehr ungleicher Güte brachte er die 12 Millionen für das neue Kriegsjahr zusammen. Schwieriger war die Ergänzung der Armee. Von den 30,000 Rekruten, die er brauchte, um einen ausrückenden Stand von 125,000 Mann zu erreichen, konnte er blos ein Drittel unter den Bauern des eigenen Landes ausheben, zwei Drittel mußten gewonnen werden durch zwangsweise Aushebungen in Sachsen, Anhalt, Schwedisch-Pommern, Mecklenburg, durch Einstellung von Kriegsgefangenen und durch Anwerbung von Ueberläufern und sonstigen Freiwilligen.[1]) Die erforderliche Kopfzahl wurde damit erreicht, aber die Leute bildeten keinen Ersatz für die erprobten Krieger, die vor Prag und Kolin, bei Zorndorf und Hochkirch gefallen waren. Das Fußvolk, das den Kern seinr Armee gebildet hatte, verschlechterte sich mit jedem Jahre und mußte sich verschlechtern, in dem Maße als die Reihen der alten Grenadiere sich lichteten. So schrieb er am 24. December 1758 an den Prinzen Ferdinand: „Wenn ein starkes österreichisches Corps sich ins Reich begiebt, so werde ich Ihnen einige Hilfe schicken, je

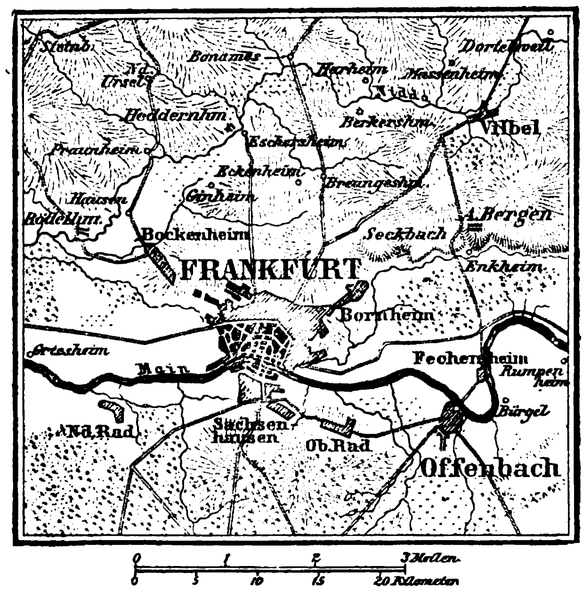
1) Ueber die Rüstung für 1759 s. Schaefer II, 1. 352/53.

nachdem meine Lage es gestattet; aber große Dinge erwarten Sie nicht: wir sind sehr heruntergekommen (délabrés) und unsere Siege wie unsere Unfälle haben jene Blüthe der Infanterie hinweggerafft, die sie einst so glänzend machte. Diese Saite mag ich gar nicht berühren, ebensowenig die meines persönlichen Schmerzes; denken wir auf nichts als darauf, unsere Penaten zu vertheidigen. Seien Sie, mein lieber Ferdinand, der Nebenbuhler jenes Arminius, der in denselben Gegenden wie Sie für die Freiheit des Vaterlandes stritt und möge ich vernehmen, daß Soubise oder Contades das Schicksal des Varus erlitten haben."[1]) In dem Unglücksjahre der preußischen Waffen, dem Jahre der Niederlagen von Kay, Kunersdorf und Maxen, ist dem Prinzen Ferdinand in der That der einzige ruhmvolle Sieg, der von Minden, zu Theil geworden. Der Kriegführung Friedrichs aber in diesem Jahre glaubt man anzumerken, daß der nothgedrungene Verzicht auf die Offensive und all die Vortheile, die sie selbst bei nicht vollständigem Gelingen darbot, ihm überhaupt den Schwung genommen und die Zuversicht geraubt habe; die vertheidigende Kriegsweise, deren erstes Gesetz die Sparung der Kräfte, die Vermeidung aller irgend vermeidlichen Verluste ist, war ihm neu und seinem Naturell durchaus zuwider.

Der erste ernstere Kampf des blutigen Kriegsjahres 1759 drehte sich um die freie Reichsstadt **Frankfurt** am Main, die Stadt, in der die Könige des heiligen römischen Reiches gewählt, seine Kaiser gekrönt zu werden pflegten. Am 2. Januar hatte sich eine Abtheilung der Armee des Marschalls Soubise der Stadt bemächtigt, offenbar im geheimen Einverständniß mit dem Schultheiß Textor und gleich ihm österreichisch gesinnten Stadträthen. Seit Beginn des Krieges hatten unzählige Durchmärsche deutscher und französischer Truppen stattgefunden: die Colonnen, die am 2. Januar kamen, marschirten nicht durch, sondern entwaffneten die Stadtsoldaten und nahmen dann Quartier in der Stadt; das war die Besitznahme von Frankfurt durch die Franzosen. Goethe erzählt: „Nach alter reichsstädtischer Sitte posaunte der Thürmer des Hauptthurmes, so oft Truppen heranrückten und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung seien. Wirklich zogen sie auch in größeren Massen an diesem Tage durch die Stadt: man lief sie vorbeipassiren zu sehen. Sonst war man gewohnt, daß sie nur in kleinen Partien durchmarschirten: diese aber vergrößerten sich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug am 2. Januar, nachdem eine Colonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Konstablerwache gelangt war, machte sie Halt, überwältigte das kleine, sie durchführende Commando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die Zeil hinunter und nach einem geringen Widerstande mußte sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt.

1) v. **Westphalen**, Feldzüge des Herzogs Ferdinand v. Braunschweig-Lüneburg. II, 523.

Dort verharrten und bivuakirten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt war."[1]) Vater Goethe war tief unglücklich, daß er in seinem neu hergerichteten, prächtigen Hause vielleicht auf Jahre hinaus von Franzosen belagert werden sollte, aber der Franzose, der sich bei ihm häuslich niederließ, der Königslieutenant Graf Thorane war einer der Edelsten seines Volkes, und das bunt bewegte Leben und Treiben, insbesondere das Theater, das die fremde Einquartierung mitbrachte, erschloß der keimenden Dichterseele seines Wolfgang eine neue Welt.



Gegend von Frankfurt a. M. — Bergen — Vilbel.

Frankfurt war seitdem das Hauptquartier der Oberrheinarmee, die im vorigen Jahre in Hessen und Hannover so schlimm gehaust. An Stelle des Marschalls Soubise, der abberufen worden war, um ein für England bestimmtes Landungsheer zu befehligen, commandirte jetzt der Marschall **Broglie**, als Soldat und Feldherr ein Mann ganz anderen Schlages, als sein leutseliger, aber durchaus unfähiger Vorgänger. Ihn aus Frankfurt zu vertreiben, brach Prinz **Ferdinand** am 22. März aus Münster auf, marschirte auf Fulda, das er am 30. erreichte und zog von hier erst am 10. April, nun freilich in großer Eile, nach Frankfurt zu.

Schon am 30. März hatte Broglie Nachricht von seinem Eintreffen bei Fulda; er benutzte die Zeit, die Ferdinands schwer begreifliches Zögern ihm schenkte, um seine noch weit auseinander gezettelte Armee nordwärts von

1) Dichtung u. Wahrheit I. 3. Buch.

Franfurt zu sammeln und hatte am 12. April nicht weniger als 35,000 Mann in weitem Bogen von Vilbel bis Hanau aufgestellt, während 10,000 Mann unter St. Germain zu seiner Unterstützung heranrückten. Den Schlüssel der Aufstellung, in der er den Angriff des Feindes in voller Ruhe erwartete, bildete das Dorf Bergen, dessen Mauern mit Geschützen reichlich versehen waren und sehr zahlreiche Reserven dem Angreifer unsichtbar machten. Ohne genauere Kenntniß des Terrains, sowie der Stärke und Aufstellung des Feindes schritt Prinz Ferdinand am Morgen des 13. April zum Angriff. Sein Geheimsekretär, v. Westphalen, erzählt als Augenzeuge,[1]) nachdem er die Ankunft Ferdinands in Windecken am 12. April gemeldet: Der Herzog[2]) erfuhr am Abend des 12., daß die Franzosen noch nicht versammelt seien, daß sie von allen Seiten aus Frankfurt herauskämen. Die Truppen waren — von den drei Eilmärschen der letzten Tage — ungemein ermüdet und die Artillerie hatte nicht folgen können. Gleichwohl glaubte der Herzog, er dürfe den Augenblick nicht versäumen, wo er den Feind unversehens überrumpeln könne. Er beschloß deßhalb, sich der Brücke von Vilbel zu bemächtigen und die Höhen von Bergen zu besetzen, damit die Artillerie Zeit gewönne, die Armee einzuholen. Die Vorhut näherte sich jenen Höhen und die Jäger besetzten Vilbel. Die Vorhut bestand aus 2 Grenadierbataillonen. Auf dem Marsche ward dem Herzog gemeldet, daß Bergen von 2—3000 Mann besetzt sei; man konnte von ihnen auf der Höhe sehr wenig entdecken, da die französische Armee nicht gleich sichtbar war. Der Herzog wollte, daß einige Freiwillige vorgingen, um das genannte Dorf etwas näher auszukundschaften. Kaum hatte er von Freiwilligen gesprochen, als jene beiden Grenadierbataillone — es waren Braunschweiger und Hessen — mit einer Unerschrockenheit zum Angriff eilten, die unvergleichlich war, aber mehr Erfolg gehabt hätte, wenn sie etwas gezügelt worden wäre. Sie warfen sich auf die Franzosen, drangen mit blankem Bajonet auf sie ein und eroberten ein paar Geschütze; aber im Weiterstürmen bekamen sie Feuer von allen Seiten, das schreckte sie nicht; sie gaben jeder 60 Schüsse ab; und da sie keine Patronen mehr hatten, stürzten sie sich wieder mit dem Bajonet auf die Franzosen, die hinter eine Mauer zurückwichen. Von vorne heftig beschossen, von hinten her nicht gleich unterstützt, kamen die tapferen Leute auseinander. Endlich kam die Colonne des Prinzen Isenburg an, der Herzog schickte mehrere ihrer Bataillone zur Unterstützung der Grenadiere vor: aber diese kamen ihnen schon in wilder Verwirrung entgegen, theilten diese den Nachrückenden mit und der ganze Haufe stürzte in einem Durcheinander rückwärts, das der Armee hätte verhängnißvoll werden können. Die hannoverischen Bataillone haben sich hier schlecht gehalten. Die Franzosen brachen aus dem Dorfe hervor und stiegen von der Höhe zur Verfolgung der Fliehen-

1) Bericht aus Alsfeld d. 22. April 1759, s. Westphalen III, 239/40, vgl. v. Sodenstern, Die Schlacht bei Bergen (auf Grund des Tagebuchs des GL. v. Wutginau). Kassel 1864. 2) So wurde der Prinz nach damaligem Brauch vielfach genannt, obwohl er nicht regierender Herzog war.

den in die Ebene herab. Da eilte der Herzog zu dem Reiterregimente des — hessischen — Generals Urff und befahl ihm einzugreifen; dieser stürmte vor und warf die Franzosen in weniger als 5 Minuten mit großem Verluste in das Dorf zurück. Inzwischen hatten aber die Franzosen ihre ganze Artillerie ins Gefecht gebracht und deren mörderisches Feuer machte die Wiederversammlung des Fußvolkes außerordentlich schwierig. Schließlich gelang es doch, die Adjutanten des Herzogs v. Bülow, v. Derenthall und v. Schlieffen brachten das Wunder fertig. Man brachte die ganze Infanterie wieder auf die Höhe hinauf, wo sie sich hielt troß des höllischen Feuers der Franzosen. Der Herzog sah ein, daß man das Dorf, seit das ganze feindliche Geschützfeuer dahin gerichtet war, nicht nehmen könne, wenn man nicht ein Drittel der Armee opfern wolle und daß selbst dann der Erfolg zweifelhaft sein werde. Er versuchte den Feind links und rechts zu umgehen; aber das Lager hatte auf keiner Seite einen Zugang; es gab keinen anderen Weg außer durch das Dorf. Als die Franzosen merkten, daß das Dorf nicht mehr angegriffen ward, so wurden sie kühner und noch ein paar Mal rückten sie aus in Colonnen oder in aufgelöster Front, aber jedes Mal wurden sie zurückgeschleudert. Gegen 5 Uhr Abends kamen noch einige Geschütze an. Nun hatten wir 11 Feuerschlünde, welche auf unserer Linken aufgestellt das feindliche Geschütz gegenüber zum Schweigen brachte: aber auf der ganzen Front blieb das Feuer des Feindes überlegen. Um 7 Uhr ward der Kampf beiderseits eingestellt, der Herzog ließ seine Todten begraben und die Verwundeten nach Windecken schaffen. Die Armee selbst marschirte am 14. Morgens 2 Uhr ab.[1])

In sehr fester Stellung, weit überlegen an Zahl der Streiter und unter dem Schutz einer mächtigen Artillerie hatten die Franzosen[2]) die heldenmüthigen Angriffe deutscher Grenadiere, die in wenigen Bataillonen ohne Geschütze vorstürmten, ausgehalten, zurückgeschlagen, und schließlich auch nicht den Versuch einer Verfolgung der Abziehenden gemacht; so war der 13. April, nüchtern angesehen, höchstens ein Tag, der die Schlappe von Crefeld, aber sicherlich keiner, der die Niederlage von Roßbach aufwog. Immerhin durfte er für einen guten Anfang gelten, denn dies Fußvolk hatte mehr geleistet, als man erwartet hatte. Einer von denen, welche mit größter Bestimmtheit auf die Niederlage der Franzosen gerechnet hatten, war der kaiserliche Rath Goethe, der während der Schlacht tollkühn auf die Bornheimer Haide hinausgegangen war, um sich den Sieg der Deutschen, die Flucht der Franzosen mitanzusehen und der über den Ausgang des Kampfes nachher so er-

---

1) Vergl. damit den — von aller Ruhmredigkeit freien — Bericht des Marschalls Broglie, Stuhr II, 455. 2) Die acht Bataillone, welche Bergen unmittelbar vertheidigten, gehörten übrigens, wie Broglie a. a. O. berichtet, den Regimentern Royal Suédois, Deux-Ponts, Waldner und Planta an und unter den Offizieren von deutscher Abkunft, die hier fochten, befand sich der nachmalige amerikanische General Johann Kalb (Fr. Kapp, Das Leben des amerik. Generals J. Kalb. Stuttgart 1862. S. 28).

bittert war, daß er dem Grafen Thorane ins Gesicht sagte, „ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt und wenn ich hätte mitfahren sollen".

In Versailles schöpfte man aus der Botschaft vom 13. April neuen Muth. Der Herzog von Choiseul hatte noch einmal Verpflichtungen gegenüber Oesterreich übernommen, die sich nur aus der Hoffnung einigermaßen erklären ließen, mit einer gewaltigen Kraftanstrengung zu Wasser und zu Land den Krieg spätestens bis zum Ausgang des Jahres glücklich zu enden. Choiseul dachte den Doppelkrieg zu entscheiden durch eine Doppelthat. Während ein Landheer von 100,000 Franzosen das Kurfürstenthum Hannover eroberte, sollte ein Seeheer Großbritannien selbst den Stoß ins Herz versetzen. Wenn der Herzog von Aiguillon mit 20,000 Mann in Schottland, der Marschall Soubise mit 50,000 Mann in England gelandet war, während das vollständig vergewaltigte Hannover nach Frieden schrie, dann mußte Georg II. als König und Kurfürst gleich bedrängt dem Bunde mit Preußen entsagen, die eroberten Colonieen in Afrika, Amerika und Asien herausgeben, um durch schleunigen Frieden sich selbst zu retten, und wenn inzwischen König Friedrich durch Russen und Oesterreicher aufs Haupt geschlagen war, dann stand dem allgemeinen Frieden nichts mehr im Wege. So rechnete der Herzog von Choiseul, der vergebens Alles aufbot, um Schweden, Holland, Spanien in den Seekrieg gegen England zu hetzen, so der Marschall Belleisle, der in Dünkirchen, Havre, Brest, Rochefort eine Menge Flachboote für den Transport der Truppen bauen ließ, während in Toulon und Brest zwei starke Kriegsflotten ausgerüstet wurden, um die Transportflotten nach Schottland und England schützend zu begleiten. Und zum ersten Mal, nicht seit Beginn des Kriegs, nein, seit dem Sturze Laws, hatte Frankreich einen unternehmenden Finanzminister, der das Kunststück fertig brachte, mit einem einzigen Griff 72 Millionen in den leeren Staatsschatz zu zaubern.

Der Mann hieß Etienne de Silhouette,[1]) war als der Sohn eines einfachen Tailleeinnehmers im Jahr 1709 zu Limoges geboren, hatte nicht als Finanzmann, sondern als Rechtsgelehrter seine Studien gemacht, dann auf weiten Reisen die Welt gesehen, Holland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal durchwandert, über Land und Leute mancherlei Beobachtungen angestellt und noch sehr jung eine ganze Reihe sehr mittelmäßiger Bücher, meist Uebersetzungen aus dem Englischen geschrieben, unter denen keines auf Finanzen und Verwaltung irgend Bezug hatte. Erst durch die Gunst des Marschalls Belleisle, der Gouverneur in Metz war, als er 1742 sich dort eine Rathsstelle am Parlament kaufte, kam er in die Laufbahn, die ihn schließlich zum Ministerium emporführte. Ein mehrjähriger Aufenthalt, den er im Auftrag der Regierung in England nahm, wurde seine hohe Schule in Finanzen

1) (Montyon) Particularités et observations sur les ministres des finances de France les plus célèbres depuis 1660—1791. Paris 1812. S. 130—145. — Pierre Clement — Alfred Lemoine, M. de Silhouette-Bouret — Les derniers fermiers généraux. Paris 1872. 1—148.

und Handelspolitik. Mit der tiefen Ueberzeugung, daß der ganze Reichthum Englands auf seinen Colonieen, insbesondere in Amerika beruhe, und daß Frankreichs Lebensaufgabe sei, ihm diese zu entreißen oder mindestens ihre Ausdehnung um jeden Preis zu hindern, kam er nach Frankreich zurück; als Fachmann für amerikanische Dinge ward er 1749 in die Commission ernannt, welche die Grenzbestimmung in Akadien mit so unglücklichem Erfolge vornahm und als Vertrauensmann des Marschalls Belleisle, bei dessen großer Unternehmung gegen England, erhielt er am 4. März 1759 das Amt des Controleurgeneral. „Er ist ein Mann von System und hat fertige Pläne," schrieb bei seiner Ernennung der Advokat Barbier in sein Tagebuch. Diese Pläne vorzutragen war seine Absicht, als ihn der König zum ersten Mal empfing. „Ist das Getäfel in Ihrem Amtsgebäude auch richtig glasirt?" soll ihn dieser gefragt haben. Der Finanzminister war durch diese Frage so verblüfft, daß er seinen ganzen Vortrag vergaß.

Der ganz absonderliche Zustand der französischen Finanzen brachte es mit sich, daß eine Vermehrung der Einkünfte des Staates über das herkömmliche Maß hinaus ganz unmöglich war, wenn man nicht Mittel anwandte, die entweder von den Armen als Raub und Erpressung oder von den Reichen als Wort- und Rechtsbruch empfunden wurden. Für die wenigen Finanzminister, die sich nicht damit begnügen wollten, auszugeben, was bei ihnen einging und zurücktraten, wenn nichts mehr einging, kam deßhalb lediglich die eine Frage in Betracht: welches Unrecht den größeren Ertrag abwarf, das, welches den Armen, oder das, welches den Reichen geschah? Ohne Schwanken entschied sich Silhouette für das letztere.

Mit seinem sehr nützlichen Plan einer allgemeinen Einkommensteuer, die er unter dem Namen vingtième eingeführt, war einer seiner Vorgänger, Machaut, an dem unbeugsamen Widerstand des Clerus und des Adels gescheitert;[1]) Silhouette ließ Clerus und Adel als solche in Ruhe und hielt sich wie einst der Herzog von Orleans[2]) an die Geldmänner, mit deren Geschrei kein Mensch Mitleid hatte, wie sie's denn auch wahrlich nicht verdienten. Am 28. April 1759 erschienen fünf königliche Erlasse; der erste unterwarf alle Inhaber von Kaufämtern, die Bediensteten der Gerichtshöfe und Gesellschaften, die Bürger von Paris und Lyon der Taillepflicht, von der sie bisher frei gewesen,[3]) ein zweiter ordnete eine strenge Prüfung des Rechtstitels königlicher Gnadengeschenke und Pensionen an; die drei folgenden bildeten zusammen eine völlig neue Finanzoperation. Die Generalpächter wurden verurtheilt, vom 1. April an außer ihren vertragsmäßigen Pachtsummen, die Hälfte des Nebengewinnes herauszuzahlen, den sie bei der Vereinnahmung der Steuern und Gefälle machten; eine Commission von vier Mitgliedern ward niedergesetzt, um die richtige Bemessung dieser Hälfte zu überwachen und endlich wurden auf diesen Ertrag 72,000 Stück fünfprocen-

1) Montyon S. 120—124. S. oben S. 108 ff. 2) S. I, 39 ff. 3) I, 6.

tiger Aktien zu 1000 Livres ausgegeben, von denen jedes Jahr 12,000 zurückgezahlt werden sollten.

Das war nun ein nackter Gewaltstreich, ein ganz willkürlicher Bruch rechtsgiltiger Verträge, wie er selbst in Frankreich seit den Anfängen der Regentschaft nicht mehr vorgekommen war, aber der Erfolg war glänzend; von einem Tag auf den andern waren die 72,000 Aktien untergebracht und so hatte der Staat ohne Steuern, ohne Zwangseintreibung im Handumdrehen 72 Millionen Livres eingenommen und die, welche das Geld hergegeben, hatten überdies eine Verzinsung von $7^1/_2$ %. Verloren hatten allein die Generalpächter, d. h. eine Gattung Menschen, der das steuerzahlende Frankreich alles erdenkliche Elend an den Hals wünschte und auf deren Klagen zu hören, jeder anständige Franzose als unanständig betrachtet hätte.

Der gräßlichen Finanznoth, die dem Abbé Bernis bei Tag und Nacht keine Ruhe mehr gelassen hatte, war also für ein paar Monate glücklich abgeholfen: für länger freilich nicht und wenn der Krieg die entscheidenden Erfolge nicht brachte, die einen ehrenvollen Frieden schleunig herbeiführten, so war auch dies nur ein Tropfen auf einem heißen Stein.

Die Engländer warteten nicht, bis die französische Landungsflotte fertig und versammelt war; mit fünf Geschwadern bewachten sie die fünf Häfen, in denen die Transportschiffe gebaut, die Kriegsschiffe ausgerüstet wurden. Eines dieser Geschwader beschoß die Rhede und Küste von Toulon, ein anderes bombardirte Havre und der Sommer verging, bevor der erste Versuch gemacht ward, die englische Seeblokade zu durchbrechen. Das Landheer aber traf am 1. August bei **Minden** ein wuchtiger Schlag.

Nach seinem verunglückten Angriff auf Bergen war Prinz Ferdinand nach Westfalen zurückgekehrt, um dieses an der Lippe gegen das Rheinheer des Marschalls Contades zu vertheidigen. Contades aber zog nicht, wie jener erwartete, an der Lippe hinauf, sondern marschirte durch das Lahnthal nach Gießen und Marburg und von hier ins Paderborn'sche, während Broglie in Hessen-Kassel einbrach, dessen greiser Landgraf Wilhelm jetzt zum dritten Mal vor den Franzosen flüchten mußte, während das Land von neuem mit Brandschatzungen erbarmungslos heimgesucht ward. Ueber Warburg rückte dann Broglie der Hauptarmee wieder zur Seite und besetzte Paderborn, wohin ihm die Hauptarmee nachzog. Der Weitermarsch der Franzosen auf Bielefeld bewirkte, daß der Prinz Ferdinand, der ihnen bis Rietberg entgegengegangen war und dessen Truppen vor Kampfeslust brannten, ohne Kampf nach dem Teutoburger Wald abzog, und das Vorrücken Contades' auf Herford, daß er durch das Waldgebirge hindurch bis nach Osnabrück auswich (8. Juli). Dies aber hatte zur Folge, daß Broglie Tags darauf Minden besetzen konnte, wohin die Hauptarmee ihm alsbald nachzog, während er selbst auf das rechte Ufer der Weser hinüberging, und von Bückeburg aus nach Hannover streifen ließ. Um nicht vollständig von der Weser abgeschnitten zu werden, rückte Ferdinand in Eilmärschen von Osnabrück nach Nordosten ab; er erreichte den

Fluß am 13. Juli vier Meilen unterhalb Minden bei Stolzenau und von hier schob er seine Vorhut nach Petershagen stromaufwärts vor, nachdem er drei Brücken über die Weser hatte schlagen lassen. Der Flußübergang war gesichert und der Augenblick gekommen, wo der Prinz die Schlachtenscheu ablegen mußte, die ihn seit Bergen lähmte und sein tapferes Heer durch beständiges Zurückweichen vor nichts weniger als überlegenen Feinden an ihm und an sich selber irre machte. Sein Heer zählte jetzt 52,000 Mann, während Contades durch zahlreiche Besatzungen und Entsendungen auch sonst geschwächt, seit dem Abzug Broglies nach Bückeburg nicht mehr als 62,000 Mann bei Minden stehen hatte. Dies Heer hatte zwischen dem Wiehengebirge einerseits, dem Flüßchen Bastau und dem davor liegenden Torfmoor andererseits eine jener festen, ja unangreifbaren Stellungen bezogen, auf welche die Kriegskunst jener Tage so großen Werth legte, die aber nicht blos werthlos, sondern geradezu verderblich wurden, wenn ein unternehmender Feind ihre beiden Hauptnachtheile, die Unbeweglichkeit der Unangreifbaren und die Schwierigkeit ihrer Verpflegung richtig auszubeuten verstand. Und als solch einen Feind erwies sich Prinz Ferdinand, nachdem er die Umsicht, die Thatkraft seiner guten Tage wiedergefunden hatte. Durch seine leichten Truppen ließ er dem französischen Lager allerwärts die Zufuhren abschneiden und während dort schon die Rationen knapp wurden, schickte er den Erbprinzen von Braunschweig ab, um von Lübbeke aus, das er am 28. Juli besetzte, über das Wiehengebirge hinüber den Franzosen in den Rücken zu marschiren. Auf diesem Marsch nahm der Erbprinz den von Osnabrück her kommenden General Dreves auf und stand so am 31. Juli mit 7000 Mann unweit Gohfeld im Rücken des französischen Lagers.

Jetzt mußte Contades aus seinem unangreifbaren Lager hinaus, um entweder im Kampf mit dem Erbprinzen die Rückzugsstraße auf Herford zu gewinnen oder den Prinzen Ferdinand selber zu schlagen und daß das Letztre seine Absicht sein müsse, errieth der Prinz, als er am Nachmittag des 31. Juli von der Höhe bei Lübbeke aus beobachtete, wie der Feind all seine entsendeten kleinen Corps an sich zog.

Prinz Ferdinand hatte sein Hauptheer bei dem Dorfe Hille aufgestellt, während das Corps des Generals Wangenheim zu seiner Linken zwischen Todtenhausen (Tonhausen) und Kutenhausen ein verschanztes Lager bezogen hatte. Nach jener Auskundschaftung bei Lübbeke gab er Nachmittags 5 Uhr den Befehl, daß das ganze Heer, Fußvolk und Reiterei, bereit sein solle, um sich eine Stunde nach Mitternacht in Marsch zu setzen. Den Generalen ward eingeschärft, sich mit der Gegend vertraut zu machen und insbesondere die Wege genau zu erkunden, auf denen die Colonnen nach den Dörfern Hahlen und Stemmern zu marschiren hatten, wo sie sich zum Kampf formiren sollten. Um die dritte Morgenstunde des 1. August kam dem Prinzen die Kunde zu, daß nach Aussage zweier Ueberläufer vom Regiment Picardie die ganze feindliche Armee im Vormarsch begriffen sei und schon um Mitternacht das Torf-

moor überschritten haben müsse. Augenblicklich jagten die Adjutanten nach allen Seiten, um den sofortigen Aufbruch der ganzen Armee zu bewirken; er geschah denn auch mit der größten Pünktlichkeit, nur die Reiterei auf dem rechten Flügel hatte dem ausdrücklichen Befehl des Prinzen entgegen noch nicht gesattelt und kam deßhalb unter ihrem Befehlshaber Lord George Sackville erst sehr spät an.

Noch bevor die Schlacht begann, war der Hauptgedanke des feindlichen Planes schon vereitelt. Auf einen doppelten Ueberfall war es abgesehen, den einen sollte Broglie wider Wangenheim, den andern wollte Contades selbst wider des Prinzen linke Flanke ausführen und eine Reitermasse von 61 Schwadronen



Gegend von Lübbecke — Gohfeld — Minden — Petershagen.

war zu diesem Zwecke in seinem Centrum aufmarschirt. Aber Broglie hatte um 5 Uhr kaum sein Feuer auf Todtenhausen eröffnet, als dieses durch ein mörderisches Gegenfener erwidert ward. Graf Wilhelm von Bückeburg ließ seine vortrefflich bedienten 32 Geschütze mit solchem Nachdruck und solcher Sicherheit wirken, daß Broglie, nachdem seine Truppen zwei Mal vergebens vorgestürmt waren, den Angriff aufgab und zu Contades eilte, um Verstärkungen oder neue Weisungen zu verlangen. Viel schlimmer war es inzwischen dem Hauptheer selbst ergangen. Der Feind, den man im Lager hatte überfallen wollen, war schon am Nordrande des breiten Torfmoors in voller Entwickelung begriffen, bevor die Franzosen ihren Aufmarsch vollendet hatten; nur deren Vortruppen war eben noch gelungen das Dorf Hahlen zu besetzen — als Ferdinand mit verhängten Zügeln nach Hartum herangesprengt kam

und dem Prinzen von Anhalt befahl, das Dorf sofort zurückzuerobern, was denn auch fast ohne Kampf mit großer Schnelligkeit ausgeführt ward.

Um die Windmühle von Hahlen her sammelte nun der Prinz die Colonnen seines rechten Flügels zum Angriff auf die Reiterei, welche das Centrum der feindlichen Schlachtlinie bildete. Mit sechs Bataillonen unter General Spörcke ward er eröffnet; drei englische, zwei Bataillone hannöverscher Garden und ein Bataillon Hardenberg gingen vor, „mit bewunderungswürdiger Unerschrockenheit" wie der Prinz berichtet; ohne ein einziges Geschütz zur Seite, selbst aber mehr als 1500 Schritt weit dem Feuer von zwei feindlichen Batterieen ausgesetzt, schritten sie den Reiterschwärmen entgegen, die sie alsbald vorn, rechts und links mit größtem Ungestüm anfielen. Bis auf 10 Schritt kamen die Schwadronen heran, dann erfolgten zerschmetternde, mörderische Salven und die Angreifer stoben in fürchterlicher Verwirrung nach allen Seiten auseinander; das war der Moment, wo die Reiterei des rechten Flügels vorbrechen mußte und auch ohne Befehl vorgebrochen wäre, wenn ein Zieten oder Seydlitz an ihrer Spitze stand. Prinz Ferdinand schickte dem Lord Sackville zwei Adjutanten hinter einander zu, um ihn zum sofortigen Einhauen zu bestimmen, der aber that erst, als verstände er nicht was ihm befohlen ward, dann that er, als wolle er sofort gehorchen und als die Adjutanten fort waren, ließ er wieder Halt machen, denn er war entschlossen nichts zu thun.

So erhielt die feindliche Reiterei Zeit sich wieder zu sammeln und unterstützt von der sächsischen Infanterie, gedeckt durch ein sehr heftiges Geschützfeuer, das die unerschrocken weiterdringenden Grenadiere von der Seite bestrich, einen neuen Anprall zu unternehmen. Der neue Angriff war noch heftiger als der erste, schließlich ward auch dieser mit Glanz zurückgewiesen. Prinz Ferdinand schickte einen dritten und vierten Boten an Sackville, um ihn nun endlich vorwärts zu bringen und nahm, was er von dem Fußvolk seines zweiten Treffens erreichen konnte zusammen, um den schwer bedrängten Bataillonen des ersten Luft zu machen. Dieser Nachschub kam noch gerade rechtzeitig an, um die französische Gensdarmerie und das Corps der Carabiniers, von denen einige Schwadronen wirklich in die Reihen des ersten Treffens eingedrungen waren, mit blutigen Köpfen heimzuschicken. Wieder sandte Ferdinand zur Reiterei seines rechten Flügels, aber dies Mal nicht zu dem unverbesserlichen Lord Sackville, sondern zu seinem Untergebenen Lord Granby, damit er wenigstens mit dem zweiten Treffen der englischen Reiterei vorbreche; der hatte auch guten Willen, aber sein Vorgesetzter verbot ihm, sich von der Stelle zu rühren, bevor er selber mit dem Prinzen gesprochen habe. Er kam wirklich zu ihm, der Prinz bestätigte aufs dringendste den Inhalt aller früheren Befehle; der Lord Sackville mußte endlich verstehen, er verstand auch wirklich, kehrte zu seinen Truppen zurück und rührte sich nun erst recht nicht. Ein letzter verzweifelter Angriff französischer Reiterei ward durch General Urff, der vom linken Flügel mit einigen hessischen Schwadronen herangesprengt kam, aufgenommen; der fiel den Franzosen in die Seite und warf sie in

einem Anlauf über den Haufen. Und als nun die englische schwere Artillerie ankam und längs des Nordrandes des Torfmoors ein mörderisches Feuer auf den Feind eröffnete, da war für diesen kein Halten mehr, in wilder Flucht eilte er über das Moor hinweg dem festen Minden zu und als nirgends ein Feind mehr zu sehen und keine Kugel mehr zu fürchten war, da erschien endlich Lord Sackville mit seiner Reiterei an dem Moor, und besah sich das Schlachtfeld, dem er, so lang es galt, so feigherzig fern geblieben war.[1])

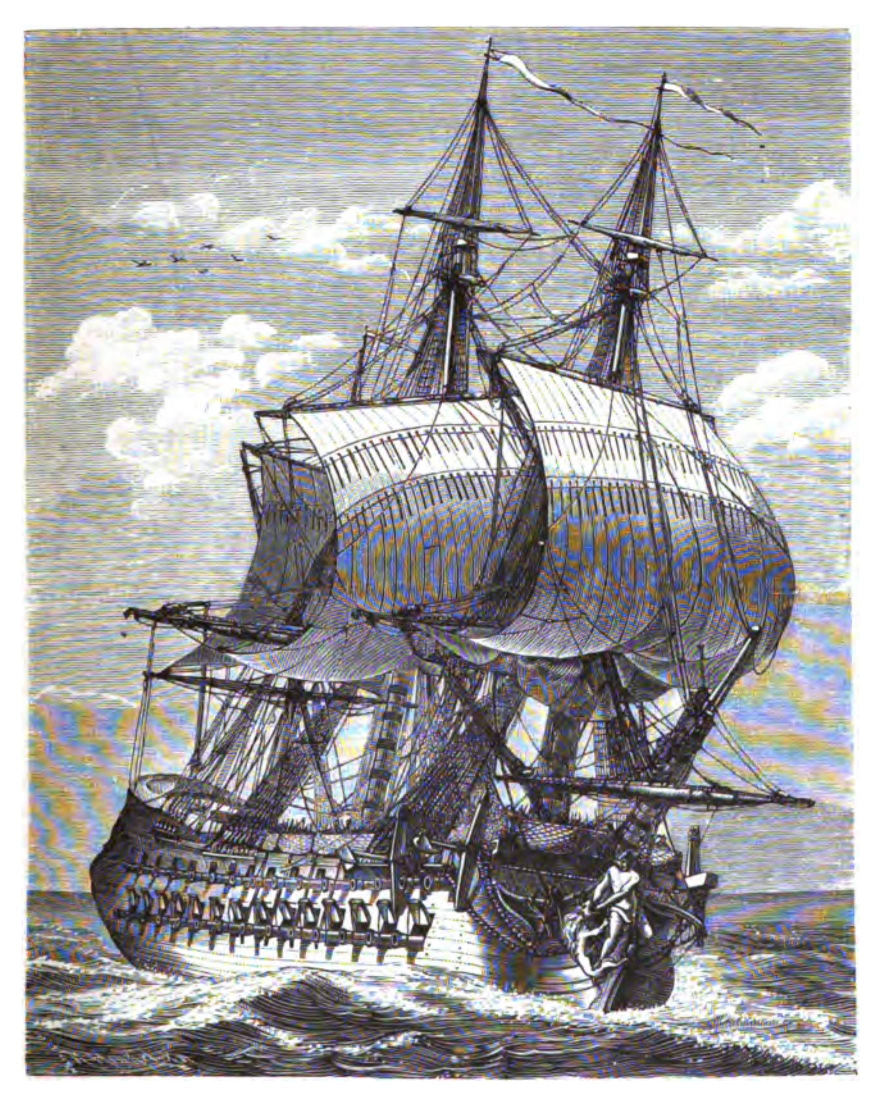
Gegen 11 Uhr war das feindliche Hauptheer geschlagen und nur das Corps Broglies, das zu einem Handgemenge nicht gekommen war, hatte sich Ordnung genug gewahrt, um dessen Rückzug hinter die Festungswälle von Minden decken zu helfen. Ueber 7000 Todte, Verwundete und Gefangene und außerdem 25 Kanonen und viele Standarten und Feldzeichen hatte der Feind zurückgelassen; in Minden aber traf ihn die Kunde von einem neuen großen Unglück. In den Stunden, da sich die Schlacht von Minden entschied, hatte auch bei Gohfeld ein Treffen stattgefunden: der Herzog von Brissac, der hier mit 7—8000 Mann die Verbindung mit Herford hatte halten sollen, war durch den Erbprinzen von Braunschweig an der Werrebrücke bei Kirchlengern geschlagen worden und da nun der Marschall Contades von seinen Magazinen in Herford, Paderborn und anderen Orten abgeschnitten war, so blieb ihm nichts übrig, als noch in der Nacht Minden zu verlassen und über die Weser hinüber den Weg nach Kassel zu suchen, bevor ihm der Erbprinz, der von der Schlacht von Minden noch nichts wußte, auch diesen verlegte. Mit Verlust eines großen Theils seines Gepäckes entging Contades wirklich der Einschließung, die ihm drohte.

Noch in der Nacht marschirte die Armee über mehrere Brücken nach Rinteln ab, Minden aber ergab sich am 2. August dem Prinzen Ferdinand, und aus den Briefschaften, welche die nachsetzenden Jäger des Obersten Freitag erbeuteten, als sie zwischen Lemgo und Detmold die ganze reiche Bagage der französischen Generalität abfingen, enthüllte sich erst die ganze Größe des Unheils, welches der Sieg bei Minden von Niedersachsen und Westfalen abgewendet. In einer Weisung vom 23. Juli hatte Belleisle dem Marschall Contades u. A. geschrieben, er habe in den besetzten deutschen Ländern den Krieg durch den Krieg zu nähren, Geld, Lebensmittel, Schlachtvieh, Mannschaften sogar, Alles was er brauche, um die Armee zu nähren und zu ergänzen, habe er in Deutschland selbst zu holen, denn aus Frankreich könne man ihm nichts schicken. Ja, es würde wohl nichts anders übrig bleiben, als vor den Winterquartieren, die er nehmen werde, „eine förmliche Wüstenei anzurichten“ (faire un véritable désert), damit der Feind sich jeden Gedanken an Angriff vergehen lasse.[2]) Die Niederlage vom 1. August hatte den all-

---

1) Relation des Prinzen Ferdinand bei Westphalen III, 579—586. vgl. Tempelhoff, Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland. III. Berlin 1787. S. 178 bis 205 (mit Karte) und Schaefer II, 1. 351—376. 2) Schaefer II, 1. 374.

gemeinen Rückzug der Franzosen nach der Lahn zur Folge; ihr Anschlag auf Hannover war für dies Jahr endgiltig gescheitert, zur See aber und in der neuen Welt trafen sie in diesem Jahre Schläge, von denen einer vernichtender



Der „Herkules"; französische Fregatte von 58 Kanonen. Gezeichnet von Ozanne.

war als der andre. Im Mai eroberte ein englisches Geschwader nach monatelangen Anstrengungen die Insel Guadeloupe, die werthvollste Besitzung Frankreichs in Westindien; im August schlug Boscawen ein französisches Geschwader

unter de la Clue bei Lagos, im September fiel Quebec, das Bollwerk des französischen Canada, und am 20. November brachte Admiral Hawke der französischen Flotte unter Admiral Conflans bei Quiberon eine Niederlage bei, die allen Plänen einer Landung in England für immer ein Ende machte. Von all diesen Waffengängen auf und über See kam an weitreichender Bedeutung keiner der Eroberung Quebecs gleich und deßhalb verlohnt sich's bei diesem Ereigniß zu verweilen.

Was Frankreich nach den schweren Verlusten des Vorjahres[1]) von Canada noch besaß, dankte es allein einem ausgezeichneten Krieger, in dem die altfranzösische Waffentüchtigkeit fortlebte in ihrem ganzen Adel, während sie in den Armeen daheim völlig erstorben schien. Das war der Marschall Marquis de Montcalm (geb. zu Nismes 1712[2]), der tapfer wie ein Bayard, findig wie ein Indianer und zäh wie ein Engländer Scholle um Scholle Neufrankreich vertheidigte und sich jetzt anschickte zur letzten Probe echten Heldenthums: zu stehen und zu fallen auf einem Posten, den er selbst verloren gab. Von einer französischen Bevölkerung, die nicht über 80,000 Köpfe zählte, konnten höchstens 7000 Mann als Soldaten dienen; die acht französischen Bataillone, die er hatte, zählten nicht mehr als 3200 Mann, während die Engländer mit den amerikanischen Milizen jetzt gegen 50,000 Mann unter Waffen hatten. Im Lande herrschte bitterer Mangel, die Felder waren kaum bebaut, die Soldaten bekamen keinen Sold und die Beamten rafften an sich, was sich noch erraffen ließ, bevor die Katastrophe kam. Wenn nicht ein Wunder geschehe, schrieb Montcalm an Belleisle, so werde Canada entweder in diesem oder spätestens im nächsten Feldzug verloren sein. Und Belleisle, der die letzten Hilfsmittel der Marine nöthig hatte, um die Landungsflotte gegen England auszurüsten, antwortete: „Der König verläßt sich ganz auf Ihren Eifer und die Unbeugsamkeit Ihres Muthes;" mehr als Worte hatte er für die Rettung von Neufrankreich nicht übrig.

So war für Wilhelm Pitt der Augenblick entscheidender Unternehmungen gekommen. Sein kühner Plan, durch einen dreifachen Angriff den Franzosen sämmtliche Forts am Ontario (Niagara), zwischen dem Champlain- und Georgesee (Crown Point, Ticonderoga) und am Lorenzstrom (Montreal und Quebec) in einem Feldzug wegzunehmen, sah auf der Landkarte einfacher aus, als er sich nachher in der Ausführung gestaltete; in der Hauptsache aber gelang er, denn für den schwierigsten Theil der Aufgabe hatte Pitt in dem jüngsten General der englischen Armee den rechten Mann gefunden und ohne Rücksicht auf Dienstalter und Gönnerschaft auf den rechten Platz gestellt. Einem Montcalm war unter den englischen Generalen nur einer ebenbürtig, der jetzt dreiunddreißigjährige Jakob Wolfe, der (geb. 1726) als halber Knabe in die Armee eingetreten war, der in den Schlachten von Dettingen, Fontenai, Lauffeld seine Schule gemacht und zuletzt bei der Eroberung von

1) S. oben S. 229/30. 2) S. S. 25.

Louisburg sich glänzend hervorgethan hatte; wie Robert Clive eine geborene Kriegernatur, im Salon wie am Schreibtisch schlechterdings nicht zu brauchen und durchaus der Eigenschaften entbehrend, an denen man überlegene Menschen äußerlich wohl zu erkennen pflegt. Der blutjunge General mit den brennend rothen Haaren, die er der Mode entgegen nicht unter Puder versteckte, hatte in seinem schwächlichen und kränklichen Körper nichts von dem martialischen Aussehen, das den Kriegsmann zu einer erobernden Erscheinung macht und die linkischen, unbeholfenen Manieren, die bei seinem Auftreten in der Gesellschaft oft so peinlich berührten, ließen nichts erkennen von der unendlichen Herzensgüte, die aus all seinen Briefen spricht, noch von der heldenhaften Sicherheit, die im Angesicht der Gefahr sein ganzes Wesen erfüllte. „Außerordentlich," schrieb er einmal seiner Mutter, „muß die Lage sein, in der meine Natur sich zeigen soll. Es fehlt mir jenes Achten auf mich selbst und jener beharrliche Fleiß, die mit Gutmüthigkeit und Menschenliebe gewöhnlich verbunden sind. In den alltäglichen Verhältnissen des Lebens zeige ich mich nicht von der vortheilhaften Seite."[1]) Sein brennender Durst nach Ruhm, der sich gelegentlich in polterndem Prahlen äußerte, entsprang gleichwohl wie bei allen großen Menschen so auch bei ihm nicht dem Drang äußerlich zu glänzen, sondern dem Verlangen, das Große zu leisten, wozu er die Kraft in sich fühlte, und dem männlichsten Ehrgeiz, den es gibt, dem, ein überlegenes Können zu bethätigen im Dienst der höchsten Pflicht, hat er kaltblütig Alles geopfert, was gewöhnliche Menschen nach Ehre geizig macht.

Nach dem Plane Pitts sollte im Jahre 1759 ein dreifacher Angriff auf die Bollwerke Canadas erfolgen. Ein Heer, bestehend aus Milizen unter General Prideaux und befreundeten Indianern unter General Johnson sollte das Fort Niagara erobern, dann auf dem Ontariosee zu Schiffe gehen und Montreal bedrohen; das Hauptheer 12,000 Mann stark unter General Amherst Ticonderoga von neuem angreifen, sich der Herrschaft über den Champlainsee versichern und dann den Richelieufluß hinab zum Lorenzstrom fahren, um bei dem Anschlag auf Quebec mitzuwirken, welcher das ganze Unternehmen krönen sollte. Der Angriff auf Quebec selbst war die Aufgabe des Generals Wolfe, welcher mit 10,000 Mann die Flotte des Admirals Saunders zu besteigen und sofort mit dem Aufgehen des Eises den Lorenzstrom hinaufzufahren hatte.

Die Generale Prideaux und Johnson eröffneten die Belagerung des Forts Niagara (am Südende des Ontariosees) gegen Mitte Juni. In den ersten Tagen der Beschießung wurde Prideaux durch Zerspringen eines Mörsers getödtet. General Johnson hatte jetzt den Oberbefehl über das ganze Heer, schlug einen canadisch-indianischen Landsturm, der zum Entsatz heranrückte, in einem glänzenden Gefecht aufs Haupt und noch in der Nacht ergab sich die Besatzung, die der Niederlage ihrer Verbündeten zugesehen hatte. Am 25. Juli

1) Mahon IV. c. 35.

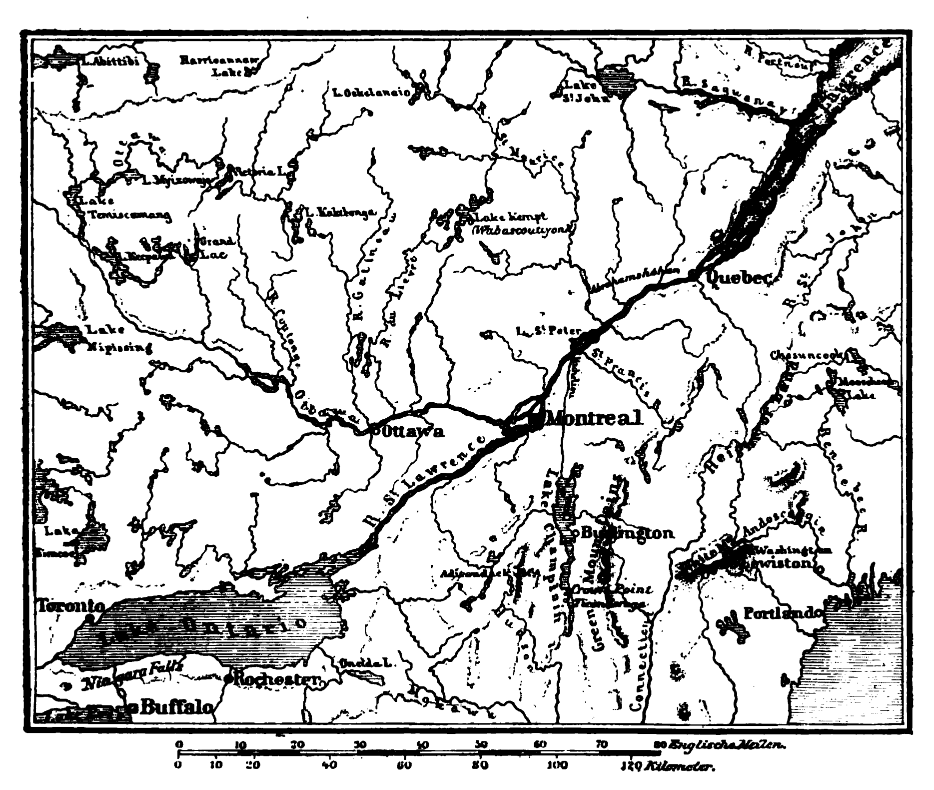
war Niagara in den Händen der Engländer. Am 26. Juli räumten die Franzosen ohne Kampf das feste Ticonderoga, wo General Amherst einen heftigen Widerstand erwartet hatte und ein paar Tage später räumten sie in derselben Weise auch Crown Point, nachdem sie an beiden Orten die Wälle nach Kräften zerstört hatten. Mit der Wiederaufrichtung dieser Erdwerke und dem Bau von Booten für die Fahrt über den Champlainsee gingen Amherst die nächsten Wochen hin, bis es für jede weitere Unternehmung zu spät geworden war. Bei seinem Kampf um Quebec hat Wolfe weder von ihm noch von Johnson die mindeste Unterstützung gehabt.

Dieser hatte im Februar des Jahres London verlassen, am 6. Juni in Louisburg sein Heer eingeschifft und am 27. Juni auf der Insel Orleans, die unterhalb Quebec mitten im Lorenzstrom liegt, gelandet. Sein Heer bestand aus 8 Regimentern, 2 Bataillonen königlicher Amerikaner, 3 Compagnien Jäger, einer starken Artillerie und einer Brigade Ingenieure, zusammen etwa 10,000 Mann; die Flotte des Admirals Saunders zählte 22 Linienschiffe und ebensoviel Fregatten und Kanonenboote. Auf einem der Schiffe befand sich der Seefahrer James Cook und unter den Brigadeführern war der tapfere Robert Monckton, nachmals Gouverneur von New-York und Eroberer von Martinique, und George Townshend, der ältere Bruder von Charles Townshend, später als Gesetzgeber für Amerika bekannt geworden.[1])

Vom Strom aus gesehen nahm sich Quebec aus wie eine jener Felsenburgen, deren Lage und Anlage den Eindruck der Unbezwinglichkeit macht. Eine lange Kette rauher steiler Felsgebirge, Abrahamshöhen genannt, zieht sich von Südwesten her meilenweit am linken Ufer des Lorenzstromes hin und bildet an der Stelle, wo der St. Charlesfluß durch ein fruchtbares Thal in den Strom mündet, ein klippenähnliches Vorgebirge, das in zwei Stockwerken jählings nach der Tiefe abfällt. Auf diesen beiden Stockwerken war Quebec als Ober- und Unterstadt angelegt worden. Den höchsten Punkt bildete das Ludwigsschloß. Die Zahl der Einwohner betrug damals etwa 7000, die Festungswerke waren unbedeutend, Geschütze, wie es scheint, fast gar nicht vorhanden, mithin die Stadt, trotz ihrer wundervollen Lage, einer Beschießung wehrlos ausgesetzt, wenn es dem Feinde gelang, sich der ihr gerade gegenüberliegenden Höhen von Point Levis zu bemächtigen. Eben hier, wo der Strom nur eine kleine halbe Stunde breit ist, hatte sich General Monckton schon am 29. Juni mit 4 Bataillonen festgesetzt und Batterieen von Mörsern und Kanonen errichtet, deren fürchterliches Feuer in einer Nacht mehr als 50 Häuser in Brand schoß, und die untere Stadt ganz, die obere theilweise zerstörte. Hätte Montcalm sich in die Stadt eingeschlossen gehabt, so hätte ihn die englische Artillerie in wenig Tagen zur Ergebung genöthigt. Unterhalb der Stadt und außerhalb des Bereichs der feindlichen Geschütze

1) Bancroft, History of the united states. III. c. 14.

hatte er zwischen dem St. Charles- und dem Montmorencyfluß, mit dem Centrum im Dorfe Beauport ein Lager bezogen, vor sich die breiten Sandbänke des Stromes, die jeder Landung wie jeder Beschießung spotteten, hinter sich undurchdringliche Wälder und steile Höhen, rechts die Schiffbrücke über den St. Charles, die ihn mit der Stadt verband, und hier wie überall, wo das Terrain eine Lücke zeigte, starke Verschanzungen, bei denen jede Bodenfalte benutzt war. Montcalm aus dieser unangreifbaren Stellung heraus-



Gegend vom Ontario-See, St. Lorenzstrom, Montreal und Quebec.

zulocken, hatte Wolfe vierzehn Tage lang alles Denkbare unternommen und als nichts gefruchtet hatte, wagte er einen unmittelbaren Angriff auf die französischen Verschanzungen selbst. Dieser Angriff wurde am 31. Juli ausgeführt. Die Boote der Flotte brachten eine Abtheilung der Grenadiere glücklich über den Strom, und setzten sie, nachdem an einer vor dem linken Stromufer gelegenen Klippenreihe mehrere Boote gescheitert waren, bei der Mündung des Montmorency ans Land; bei ihrem Vorstürmen auf die feindlichen Schanzen aber wurden sie von einem so heftigen Feuer empfangen, daß sie völlig zersprengt wurden und nach schweren Verlusten die Rückfahrt antreten mußten,

die General Wolfe mit ebensoviel Umsicht als Unerschrockenheit leitete. Für diesen kamen jetzt lange trübe Wochen vergeblichen Harrens auf die Hilfe von Johnson und Amherst, ebenso vergeblicher Versuche, um Montcalm aus seinen Schanzen herauszulocken oder oberhalb seines Lagers auf dem linken Ufer zu landen; die Mannschaften waren tief entmuthigt, sie hatten bei dem Gefecht vom 31. nicht weniger als 400 tapfere Kameraden verloren, weitere Verluste kamen durch Krankheiten hinzu, so daß nach Abzug der Besatzungen von Orleans und Point Levis zu Anfang September kaum mehr als 3600 Mann dienstfähiger Soldaten vorhanden waren. General Wolfe selbst verfiel einer schweren Krankheit, von der er erst am 9. September soweit genas, um an Pitt schreiben zu können: „Ich bin soweit hergestellt, daß ich meine Geschäfte wieder versehen kann, aber meine Gesundheit ist vollständig zu Grunde gerichtet, ohne daß ich mich mit dem Gedanken trösten kann, dem Staat irgend nennenswerthe Dienste geleistet oder auch nur Aussicht darauf zu haben."[1])

Montcalm seinerseits war nichts weniger als siegesfroh gestimmt. Er hatte in seinem Lager einen großen Schwarm bewaffneter Menschen, aber keine Armee; unter seinen etwa 10,000 Mann waren höchstens 2000 Mann Truppen, alle übrigen canadische Milizen und indianische Jäger, lauter Mannschaften, die ihm trotz ihrer Wachsamkeit und Tapferkeit im Einzelkampfe so wenig Vertrauen einflößten, daß er am 24. August einem Vetter in Frankreich schrieb: „Die Einnahme von Quebec hängt von einem Handstreich ab. Die Engländer sind Herren des Stroms; sie brauchen nur an dem Ufer zu landen, auf dem die wehrlose, unbefestigte Stadt gelegen ist. Sind sie dort, so können sie mir die Schlacht anbieten und ich kann sie weder verweigern noch gewinnen. In der That, wenn Herr Wolfe sein Handwerk versteht, so braucht er nur das erste Feuer auszuhalten und dann im Sturmschritt auf meine Armee loszumarschiren: gibt er dann in nächster Nähe sein Feuer ab, so werden meine Canadier zuchtlos und taub wie sie sind gegen Trommel- und Hornsignale, durch den Schreck über die gerissenen Lücken aus Rand und Band gerathen und nicht mehr in Reih und Glied zu bringen sein. Sie haben außerdem keine Bajonete, um sich gegen die des Feindes zu wehren; ihnen wird nichts übrig bleiben als die Flucht, und so bin ich rettungslos geschlagen. Es gibt Lagen, in denen einem General nichts übrig bleibt als mit Ehren zu fallen. — Meine Gesinnungen sind die eines Franzosen und werden es bleiben bis ins Grab, wenn man im Grabe überhaupt noch etwas ist."[2])

Bis auf den Buchstaben ging Montcalms düstre Voraussicht in Erfüllung. Die Landung der Armee auf dem linken Stromufer — das war's, worauf es ankam. Unterhalb der Stadt, wo Montcalms Lager stand, war sie nicht

1) Der ganze Brief steht Correspondence of William Pitt, Earl of Chatham. London 1838. I, 425—430. 2) Carlyle, Frederik the Great. Buch 19, c. 6 (deutsche Uebersetzung V, 498/99).



ausführbar, das hatte der 31. Juli gezeigt. Wenn überhaupt, dann war sie nur oberhalb derselben möglich und hier, dreiviertel Stunden von der Stadt, entdeckte Wolfes Falkenauge wirklich eine Bucht, die, welche nach ihm genannt worden ist (Wolfe's cove), wo eine Einbiegung der Ufergebirge unterhalb jäh emporsteigender Höhen ein Becken mit sehr engem Rande bildet. Hier sah er einen schmalen Pfad, der steil nach oben führte und berechnete aus der Zahl der Zelte auf dem Gipfel, daß der canadische Posten, der dort die Wache hatte, nicht mehr als 100 Mann zählen konnte. In dieser Bucht beschloß er des Nachts zu landen, während weiter oberhalb einerseits und Beauport gegenüber andrerseits Manöver geschahen, um den Feind irre zu führen.

Der Tag und der erste Theil der Nacht des 12. September ging mit Vorbereitungen hin. Im hellen Sternenschein stießen die Boote um die erste Morgenstunde des 13. vom Lande ab und glitten ohne Segel und Ruderschlag mit der Ebbe rasch den Fluß hinab der bezeichneten Bucht auf dem linken Ufer zu. Die, welche den General in seinem Boote begleiteten, haben nie vergessen, daß er während der Ueberfahrt die schönen Verse aus Grays „Elegie in einem Dorfkirchhof" wiederholte: „Den Stolz des Wappenschilds, den Pomp der Macht, Und was in Schönheit und in Reichthum strahlt, Erwartet unerbittlich eine letzte Stunde; Im Grabe endet auch des Ruhmes Pfad." Ohne Unfall war die eine Hälfte der Mannschaften auf den Booten hinüber gekommen; ihnen folgten die Schiffe, die noch gerade recht kamen, die Ausschiffung zu decken. Wolfe und die Truppen sprangen ans Land und stiegen den Felspfad in die Höhe, während die leichte Infanterie, die durch die Strömung etwas unterhalb ans Land getrieben worden war, an den Felsklippen mühselig hinaufklettern mußte; mit einigen Schüssen wurde der canadische Wachposten von der Höhe vertrieben, auf den zurückgekehrten Booten auch die andere Hälfte der Mannschaft hinübergesetzt und bei Tagesanbruch stand Wolfe mit seinem ganzen Heer auf den Abrahamshöhen, dem Schauplatz des Kampfes, der über das Schicksal Canadas entscheiden sollte.

Bei der Nachricht von dem Geschehenen rief Montcalm aus: „Die schwache Seite dieser elenden Garnison haben sie endlich getroffen: es gilt eine Schlacht, vor Mittag müssen sie zermalmt sein." Um 10 Uhr standen sich beide Heere in Schlachtordnung gegenüber, jedes nicht 5000 Mann stark, an Zahl also gleich, aber nach ihrer inneren Beschaffenheit einander so unähnlich wie nur irgend möglich; auf englischer Seite lauter geschulte Krieger mit dem ganzen Gefühl der Ueberlegenheit, das Vertrauen auf Führung, Mannszucht und Waffe einflößt; auf französischer mit schwachen Liniencompagnieen canadischer Landsturm vermischt, der zum ersten Mal einen regelrechten Kampf auf freiem Felde ausfechten sollte. Der Ausgang konnte kaum zweifelhaft sein. Nachdem die Franzosen eine Stunde lang aus ihren drei einzigen Geschützen ein Feuer genährt hatten, das die Engländer mit dem von einer oder zwei Kanonen erwiderten, schritten sie mit heftigem Gewehrfeuer im Sturmmarsch zum Angriff vor. Kaltblütig hielten die Engländer dies Heckenfeuer aus, jede Lücke,

die gerissen ward, schloß sich auf der Stelle wieder, zum Schuß bereit ließen sie den Feind bis auf 40 Schritt herankommen, dann erkrachte auf der ganzen Linie eine einzige mörderische Salve und im Augenblick, da sich der Pulverdampf verzog, sprang Wolfe, schon zwei Mal verwundet, vor und rief seine Grenadiere zum entscheidenden Bajonetangriff wider den schon wankenden Feind: da traf ihn eine dritte Kugel in die Brust, er mußte zurückgetragen werden, aber seinen Grenadieren widerstand der Feind nicht mehr, nach kurzem Kampfe stob er in wilder Verwirrung mit Hinterlassung von 1500 Todten, Verwundeten und Gefangenen vom Schlachtfeld hinweg. Als dies geschah, lag hinter der Linie der Sieger General Wolfe im Sterben. „Sie fliehen, sie fliehen," rief der Offizier, der ihn im Arme hielt. „Wer flieht?" fragte Wolfe. „Die Franzosen," lautete die Antwort, „sie stehen nirgends mehr." „Was?" rief der Sterbende, „sie fliehen schon? Schnell laufe Einer zum Oberst Burton, daß er auf der Stelle mit Webbs Regiment an den Charlesfluß komme, um die Flüchtenden abzuschneiden." — „Gott sei gepriesen, ich sterbe glücklich," — so lauteten seine letzten Worte.

Nicht minder heldenhaft als der Sieger hat der General der Besiegten geendet. Auch Montcalm war während des ganzen Gefechts mitten im ärgsten Kugelregen gewesen, und hatte, einer ersten Wunde nicht achtend, seine weichenden Canadier noch einmal gegen die englischen Grenadiere vorgeführt; da hatte auch ihn eine Flintenkugel tödtlich getroffen.

In die Stadt getragen fragte er den Arzt, wie lange er noch zu leben habe, die Antwort lautete: zehn oder zwölf Stunden, vielleicht nicht mehr soviel. „Desto besser," sagte er, „dann werde ich die Uebergabe von Quebec nicht erleben." Am nächsten Morgen war er todt und am 17. September kapitulirte die Stadt.

Amerika war außer sich, die Städte illuminirten, auf allen Hügeln brannten Freudenfeuer, in allen Versammlungen, auf den Kanzeln und in der Presse ward der große Siegestag gefeiert und als im fernen England das Parlament dem großen Minister Pitt huldigend Glück wünschte, sagte dieser tief ergriffen: „Je tiefer der Mensch in die Geschäfte eindringt, desto sicherer findet er überall die Hand der Vorsehung;" nur ein Verdienst nahm er für sich in Anspruch: „ich gestehe, mein Eifer, dem Lande zu dienen, geht weit hinaus über das Maß von Kraft, über das mein schwacher Körper gebietet."

Wem aber schließlich diese englischen Erfolge in Amerika zu Gute kommen würden, hat in dem siegestrunkenen England Niemand geahnt; der Marquis de Montcalm hat es vorausgesehen und diese Voraussicht hat ihm den Schmerz über all sein Mißlingen gelindert und den Abschied von einem Leben voll vergeblichen Kampfes wider ein unerbittliches Verhängniß erleichtert. In jenem merkwürdigen Briefe vom 24. August, dem wir schon eine Vorhersagung entlehnt haben, war noch eine zweite enthalten, die folgendermaßen lautet: „Ueber meine Niederlage und den Verlust der Colonie werde ich mich

trösten mit der tiefen Ueberzeugung, daß diese Niederlage meinem Vaterlande einst mehr als einen Sieg aufwiegen und daß der Sieger, indem er sich fort und fort vergrößert, ein Grab finden wird in seiner Vergrößerung selbst. Was ich hier ausspreche, mein lieber Vetter, wird Ihnen als Ketzerei erscheinen; aber nur ein Moment politischen Nachdenkens, nur ein Blick auf die Lage der Dinge in Amerika, und die Richtigkeit meiner Ansicht wird glänzend klar. Sich zwingen lassen, gehorchen müssen, ist aller Welt verhaßt, aber keinem Volk mehr als den Engländern. Was von den Engländern in Europa gilt, gilt noch mehr von denen in Amerika. Sehr viele dieser Colonisten sind die Kinder jener Männer, die sich freiwillig verbannten zur Zeit der Revolution, als das alte England in seinen Freiheiten und Rechten angegriffen war; sie suchten in Amerika ein Land, um dort frei und fast ohne Obrigkeit zu leben und zu sterben: — und diese Kinder sind von den republikanischen Gesinnungen ihrer Väter nicht abgefallen. Andere sind hierher verbannte Verbrecher, die jeden Zügel, jede Unterwerfung hassen. Noch Andere, zusammengekehrt aus verschiedenen Völkern Europas, haben sehr wenig Herz für das alte England: alle zusammengenommen kümmern sich wenig um den König und das Parlament von England. — Zu ihrem großen Glück sind alle Colonieen zu großer Blüthe gelangt; sie sind volkreich und wohlhabend, sie sammeln in den Schoß ihres Vaterlands Alles was zum Leben gehört. Das alte England ist dumm genug gewesen, Kunstfertigkeiten, Gewerbe, Manufakturen bei ihnen aufwachsen zu lassen, d. h. es hat ihnen gestattet, die Kette von Bedürfnissen zu zerreißen, die es mit dem Mutterlande verband und von ihm abhängig macht. So hätten all diese Colonieen schon lange ihr Joch abgeschüttelt, jede Provinz hätte eine kleine, unabhängige Republik gebildet, wenn nicht die Angst, die Franzosen an ihrer Thür zu sehen, ein Zügel gewesen wäre, der sie zurückhielt. Herren gegen Herren gehalten, haben sie ihren Landsleuten den Vorzug vor den Fremden gegeben, doch mit dem Vorsatz, so wenig als irgend möglich zu gehorchen. Sollte aber Canada erobert werden, die Canadier mit diesen Colonisten nur ein Volk ausmachen, das alte England sich nur einmal an ihren Interessen vergreifen, glauben Sie, daß diese Colonieen gehorchen würden? Und was hätten sie zu fürchten, wenn sie aufständen? — Dessen, was ich schreibe, bin ich so gewiß, daß ich seine Erfüllung kommen sehe, bevor zehn Jahre nach der Eroberung Canadas vergangen sind."

VIII. Kap. Kunersdorf. Maxen.

Den Winter 1758/59 hatte Friedrich in Breslau „wie ein Klausner" hingebracht. „Zu Mittag," schrieb er an d'Argens, „speise ich allein, der Tag geht hin mit Lesen und Schreiben, zu Abend speise ich gar nicht. Wenn man traurig ist, wird es auf die Länge zu schwer, seinen Kummer zu verbergen und besser trägt man seine Trauer allein, als daß man die Gesellschaft damit langweilt. Die einzige Linderung gewährt die starke Anspannung des Geistes, welche ernste Arbeit und ausdauernder Fleiß erzeugt. Diese Zerstreuung lenkt gewaltsam von trüben Gedanken ab, so lange sie eben dauert; aber ach, so wie die Arbeit fertig ist, kommen sie wieder ebenso lebhaft wie im ersten Augenblick."[1]) Mit Schrecken verglich er sein Sonst mit seinem Jetzt. „Einige Lichtblicke meiner guten Laune von ehedem," klagte er dem Freunde, „stellen sich von Zeit zu Zeit wieder ein; aber es sind Funken, welche wieder verlöschen, weil das Herdfeuer fehlt, um die Flamme zu nähren; es sind Blitze, welche aus düstern Gewitterwolken hervorbrechen. Ich sage Ihnen die Wahrheit: wenn Sie mich sähen, würden Sie nicht die Spur von dem wieder erkennen, was ich einst gewesen bin. Sie würden einen alten Mann erblicken, dessen Haare bleichen, der seine Zähne zur Hälfte, seinen Frohsinn, sein Feuer, seine Einbildungskraft ganz verloren hat." Dem Feldzug des neuen Jahres sah er mit den düstersten Vorgefühlen entgegen. Prophetisch schrieb er am 2. Mai: „Die Monate Juli und August werden die kritischesten sein: was wir brauchen, sind nicht kleine, sondern große Wunder, Todesengel, welche ganze Armeen würgen, Feuer vom Himmel und Feuer aus Vulkanen, um ganze Horden von Barbaren zu verzehren. — Meine große Verlegenheit ist die: in den früheren Jahren haben unsere Feinde nie zusammen gewirkt, so konnte man einen nach dem andern schlagen. Dies Jahr wollen sie zu gleicher Zeit angreifen. Wenn sie diesen Vorsatz ausführen, so brauchen Sie nur meine Grabschrift zu schreiben und sich Ihr Schiff nach Jamaika zu miethen."[2])

Um die russischen Heertheile, die sich in Posen sammelten, zu schlagen, bevor sie sich vereinigen konnten, hatte Friedrich im Juni das Corps des Generals Dohna, durch das Corps Hülsen auf 30,000 Mann verstärkt, die Warte aufwärts vorgesendet, aber dieses war überall zu spät gekommen und

1) 1. März 1759. Oeuvres XIX, 56. 2) An d'Argens d. Zuckmantel 2. Mai 1759. Oeuvres XIX, 64.

schließlich vor der mehr als doppelten Uebermacht ohne Kampf zurückweichend südwärts nach der Oder marschirt, um wenigstens nicht von Schlesien abgeschnitten zu werden. Das Corps war kaum am 21. Juli in Züllichau angekommen, als General Karl Heinrich v. Wedell daselbst erschien, um an Stelle des seines Commandos enthobenen Dohna den Oberbefehl zu übernehmen und — so lautete der Befehl des Königs — die Russen anzugreifen, wo er sie finden würde. Er entdeckte sie am Morgen des 23. Juli auf dem Marsch von der faulen Obra her in der Richtung auf Crossen a. d. Oder und beschloß, der marschirenden Colonne frischweg in die Flanke zu fallen. Um an die Russen zu kommen, fanden die Preußen mitten zwischen lauter ungangbaren Moräften einen einzigen sehr engen Weg, der bei der Mühle von Kay in die Ebene mündete. Die Schwierigkeit, welche dieser Paß ihrem Anmarsch bereitete, wurde erst während desselben in ihrer ganzen Größe klar. General Wedell hatte, als er den Angriff befahl, von der Oertlichkeit nur ein sehr unzureichendes Bild und die einzelnen Theile der nach und nach aus dem Defilée herauskommenden Armee zu viel Ungestüm, um die Ansammlung größerer Massen abzuwarten: die Schlacht vom 23. Juli verlief in einer Reihe immer wiederkehrender Vorstöße, welche von den Preußen bataillonsweise mit größter Unerschrockenheit unternommen wurden, die russische Armee in große Verwirrung brachten, aber schließlich scheiterten und scheitern mußten an der erdrückenden Uebermacht des Fußvolks und an dem Kartätschenfeuer einer weit überlegenen Artillerie.[1]) Mit einem Verlust von 8000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen zog sich Wedell am Abend in das schützende Defilée zurück, ging am Tage darauf bei Tschicherzig über die Oder und lagerte sich bei Sawoda, an der Straße nach Sagan, wo Friedrichs Hauptheer gegen die Russen sich sammelte.

Ungehindert zogen diese am 25. Juli in Crossen ein, marschirten, da sie hier die Oesterreicher nicht fanden, die Oder abwärts, besetzten Frankfurt und lagerten sich dieser Stadt gegenüber am 3. August auf der Höhe von Kunersdorf. Die russische Armee zählte noch 60,000 Mann; den Oberbefehl führte seit Beginn des neuen Feldzugs dem Namen nach der General Graf Soltikow, ein alter unfähiger Höfling,[2]) in Wahrheit nach wie vor General Fermor, der wegen des Unglücks von Zorndorf sich einen angeblichen Vorgesetzten gefallen lassen mußte. Durch die Festsetzung der Russen an der Oder war die Vorbedingung des Operationsplans erfüllt, der zwischen den Höfen von Petersburg und Wien vereinbart worden war. Die Frage war jetzt, ob und wie, wo und wann den Oesterreichern gelingen werde, sich mit den Russen zu vereinigen, und da muß denn sogleich gesagt werden: hätte die österreichische Armee nicht einen General wie den FML. Laudon zu den ihrigen gezählt, so würde eine Vereinigung überhaupt nicht geschehen sein.

1) Tempelhoff III, 151—155. 2) Prasses Bericht v. 22. Mai 1759. Herrmann V, 232.

Mit der österreichischen Hauptarmee 70,000 Mann stark, stand Feldmarschall Daun seit dem 6. Juli bei Marklissa im schlesischen Grenzgebirge. Auf bringendes Ansuchen Soltikows ließ er Mitte Juli die Corps von Hadik und Laudon nach Norden aufbrechen. Laudon hatte schon am 24. Juli Rothenburg an der Neisse erreicht, hinter ihm kam in Eilmärschen Hadik herangezogen, beide vereinigten sich am 29. bei Priebus, nachdem der Prinz Eugen von Würtemberg, den Friedrich nach der Neisse vorgesandt, sich mit seinen nur 6000 Mann zurückgezogen. Um den Weitermarsch auf Sommerfeld, das er durchaus vor den Preußen erreichen mußte, ungefährdet antreten zu können, stellte Laudon in seiner Rechten von Halbau bis Sorau eine Kette von Posten leichter Reiterei auf, die den bei Sagan stehenden Preußen nach Westen jede Aussicht versperrten. Und hinter diesem Vorhang kamen beide, Hadik über Pförten, Laudon über Sommerfeld, am 1. August glücklich nach Guben.[1]) Von dem Vormarsch Soltikows nach Frankfurt zu unterrichtet, eilte Laudon weiter nach Zilchendorf, von wo aus er am 2. August dem auf dem andern Ufer der Oder bei dem Dorfe Auer stehenden russischen Hauptquartier den ersten Besuch machte. Dadurch war äußerlich die Verbindung beider Heere hergestellt, aber ein Zusammenwirken war damit noch keineswegs gewonnen.

Friedrich der Große hatte auf die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Kay seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, geschrieben, er möge sofort sich mit dem Prinzen von Würtemberg vereinigen und nach Sagan eilen. Dort werde er selbst den Oberbefehl über die beiden Corps übernehmen, um die Russen zu schlagen, dem Prinzen aber zum Schutze Schlesiens das Heer übergeben, das bei Schmuckseifen stand.[2]) Die Eile, mit welcher Prinz Heinrich diesem Befehle nachkam, war der Hauptgrund, weshalb Hadik und Laudon die Straßen nach Norden offen gefunden hatten und die zu ausschließliche Sorge, die Friedrich auf die Sammlung des Heeres zu Sagan richtete, bewirkte, daß Laudon ohne Gefährde die Oder erreichte.

Mit 21 Bataillonen und 31 Schwadronen brach Friedrich am 1. August in Sagan auf, marschirte am Bober abwärts auf Naumburg und Christianstadt, von da über Sommerfeld der Neisse zu; Laudon aber war ihm schon zuvorgekommen und nur der Troß von Hadiks Corps, das nun seitwärts nach Spremberg auswich, ward noch von der preußischen Reiterei ereilt. Auf die Nachricht, daß die Russen sich nach Frankfurt zögen, marschirte Friedrich über Beeskow nach Müllrose, und hier am Friedrich-Wilhelmscanal, der die Oder mit der Spree verbindet, bezog er am 3. August ein Lager, in dem er am 6. das Corps Wedells aufnahm. Am 7. marschirte er nordwestlich an Frankfurt vorüber, lagerte bei Wulkow und nahm hier am 9. auch das Corps des Generals Finck auf, das von Torgau herkam. Jetzt hatte er

1) Janko, Leben des k. k. FM. Gideon Ernst Freih. v. Laudon. Wien 1869. S. 87. 2) Schöning II, 124.

53 Bataillone und 93 Schwadronen, im Ganzen 48,000 Mann — die Armee der Schlacht von Kunersdorf beisammen.

Inzwischen hatte Laudon schwere Tage verlebt, von denen wir durch seine eigenen Berichte an Daun Kenntniß haben.[1]) Die Freude über das Gelingen seines kühnen Flankenmarsches ward ihm arg getrübt durch die Wahrnehmungen, die er sogleich bei seinen ersten Unterredungen mit den Russen machte. Daß es diesen so rechter Ernst mit dem Kriege sei, wollte man österreichischerseits nicht glauben, so lange sie sich hartnäckig auf dem rechten Ufer der Oder hielten, während Friedrich mit anfangs durchaus unzulänglichen Streitkräften auf dem linken Ufer heranzog. Und doch hätten die Russen das Abwarten eines preußischen Angriffs in einer von ihnen gewählten, äußerst vortheilhaften Stellung gleich von Anfang an mit sehr guten sachlichen Gründen vertheidigen können, zumal da Daun, der Abrede entgegen, gar nicht daran dachte, mit dem Hauptheer selbst zu kommen, sondern nur ein Corps von nicht ganz 20,000 Mann geschickt hatte. General Soltikow zog vor, zu versprechen, was er zu halten gar nicht gesonnen war und dann, was er verheißen, unter allerlei Vorwänden nicht zu erfüllen. In der ersten Zusammenkunft mit Laudon beantwortete er dessen Ersuchen um sofortigen Uebergang über die Oder, mit der Bitte: er möge nur ein paar Tage geduldig stehen bleiben, „damit er seine durch die letzte Aktion sehr derangirte Armee wiederum in Ordnung bringen könne". Darauf hin hatte Laudon am 3. August außerhalb der Vorstädte von Frankfurt auf sehr schwierigem Terrain eine Stellung genommen, so gut und so schlecht es eben anging. Als Friedrich am selben Tage bei Müllrose, nur zwei kleine Meilen von da entfernt, sein Lager bezogen, wandte sich Laudon am 4. abermals an Soltikow und erhielt zur Antwort, er müsse erst die Ankunft der von der Weichsel herkommenden Lebensmittel abwarten. Auf Laudons Frage, wie lang das dauern könne, hieß es, wenigstens zwanzig Tage, und auf den Einwurf, wovon sie denn bis dahin leben wollten, mußten sie kleinlaut eingestehen, daß sie noch auf vierzehn Tage mit Vorräthen versehen seien. Inzwischen ließ Friedrich an demselben 4. August Laudons sämmtliche Vorposten angreifen und zum Weichen bringen, so daß diesem, wenn er sich nicht einzeln überfallen und schlagen lassen wollte, gar nichts Anders übrig blieb, als schleunigst über die Oder zu gehen, was er denn auch am 5. August mit dem größten Theil seines Heeres that. Daß er aber dadurch einer entscheidenden Aktion näher gekommen sei, glaubte er durchaus nicht. Vielmehr hatte er aus dem letzten Kriegsrath im russischen Hauptquartier den Eindruck mitgenommen, daß „die Meinung der Russen einzig und allein dahin gehe, das Land unter Contribution zu setzen, sich den Beutel zu füllen und alsdann den Rückzug an die

1) Schaefer, Berichte Laudons aus den Tagen der Schlacht bei Kunersdorf; v. Sybel, Hist. Zeitschr. XXIII, 380 ff. vgl. Arneth VI, 429—431, wo der ganze erste Theil des Berichtes vom 5. August, der bei Schaefer fehlt, abgedruckt ist.

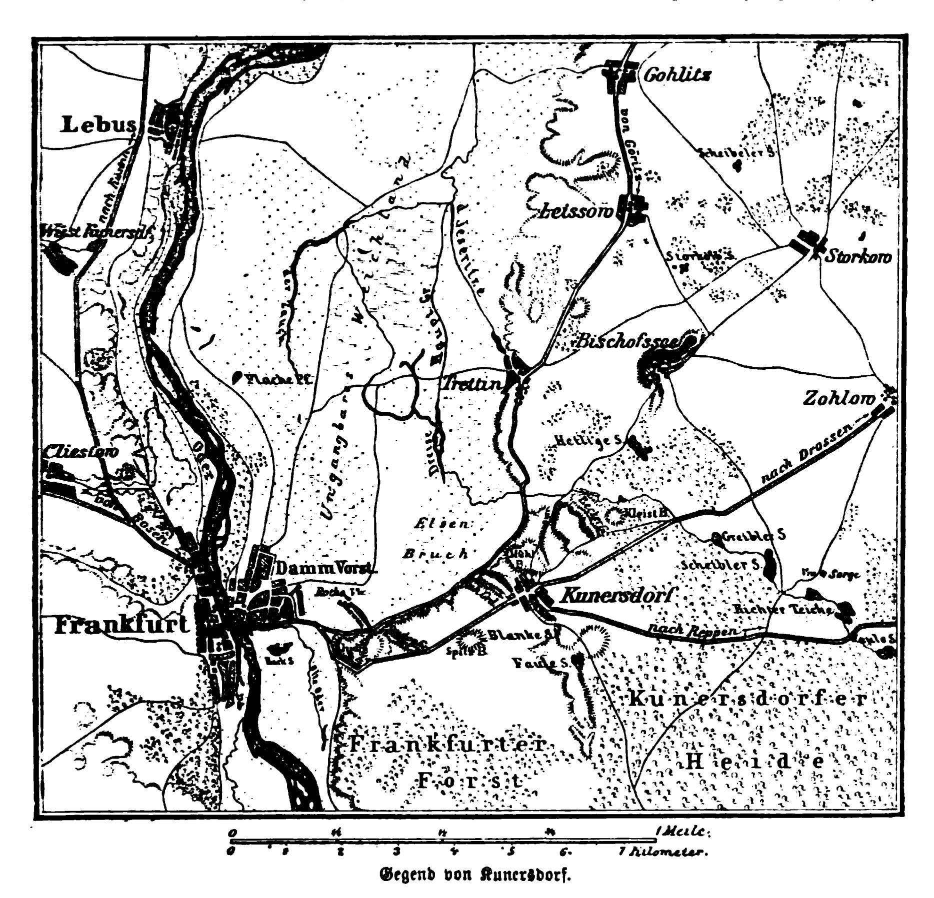
Weichsel zu nehmen, folglich für dieses Jahr die Campagne zu endigen". Der Vereinigung Laudons mit den Russen folgte ein rathloser Kriegsrath nach dem andern und als endlich am 10. August, dem wohlbegründeten Widerspruch Fermors zum Trotz beschlossen worden war, die Armee nun doch entweder bei Schiedlo oder bei Crossen über die Oder zu führen, trat ein Ereigniß ein, das all diesen Plänen ein Ende machte: es kam die Nachricht, daß Friedrich Anstalten treffe unterhalb Lebus die Oder zu überschreiten, was seine Absicht enthüllte, die vereinigten Armeen in ihrem Lager aufzusuchen. In der That ging Friedrich in der Nacht vom 10/11. August mit seinem ganzen Heere bei Göritz über den Strom, marschirte dann südwärts in der Richtung auf Kunersdorf und lagerte am Nachmittag des 11. August bei den Dörfern Leissow und Bischoffee. Hier ruhte die Armee bis 2 Uhr nach Mitternacht, dann brach sie auf zu der mörderischen Schlacht des 12. August.

Südlich der Straße, welche von der Oderbrücke bei Frankfurt ostwärts über Kunersdorf nach Reppen führt, erhoben sich zu jener Zeit mehrere steile Anhöhen, die heute in ihrer damaligen Gestalt nicht mehr erkennbar sind:[1]) zunächst der Oder die Judenberge, östlich von diesen, durch den Hohlen Grund — nachmals „Laudonsgrund" — von ihnen getrennt, der große Spitzberg, nordöstlich von diesem, durch den Kuhgrund[2]) und das Dorf Kunersdorf von ihm getrennt, der Mühlberg einerseits und der kleine Spitzberg andrerseits. Auf den drei erstgenannten Höhen, den Judenbergen, dem Spitzberg, dem Mühlberge stand das Heer der Russen. Nordwärts der Straße bei dem „rothen Vorwerk", stand Laudon, am Nordende eines Knüppeldamms, durch den die Russen den Elsbruch bis nach dem hohlen Grunde hin überbrückt hatten. Von diesem Knüppeldamm und der raschen, sicheren Verbindung, die er Laudon mit dem Centrum der Russen gestattete, wußte Friedrich der Große nichts. Sobald dieser nun in Bischoffee ankam, marschirte Laudon mit seinem Corps über den Knüppeldamm nach dem hohlen Grunde und blieb hier die Nacht vom 11. zum 12. August unter dem Gewehr stehen. Augenscheinlich hatte er errathen, daß Friedrich die Russen auf ihrem östlichen Flügel umgehen und dann von Südosten her angreifen wollte. Um ihnen für den Fall, der nachher eintrat, im entscheidenden Augenblick zu Hilfe zu kommen, konnte er Zweckmäßigeres nicht vornehmen, als er gethan hat.[3])

Um 2 Uhr, am Morgen des 12. August, brach Friedrich mit seinem Hauptheer aus Bischoffee auf und marschirte linkshin ab, während in seiner Rechten General Finck mit 8 Bataillonen und 2 schweren Batterieen die Höhen

1) Carlyle Buch 19. c. 4. 2) Diesen verwechselt Janko S. 90 mit dem Laudonsgrund. 3) Tempelhoff III, 213, dessen Darstellung als die eines Augenzeugen hier besondern Werth hat. Die erste eindringende kritische Untersuchung der Geschichte der Schlacht hat unter Benutzung archivalischer Quellen v. Stiehle in dem Beiheft zum Militärwochenblatt von 1860 unter dem Titel geliefert: „Die Schlacht von Kunersdorf am 12. August 1759." Nach archivalischen Quellen bearbeitet. Nebst 5 Beilagen. Berlin 1859.

von Trettin besetzte, in senkrechter Linie nördlich dem Dorfe Kunersdorf gegenüber. Der Aufmarsch geschah in zwei Colonnen; bei derjenigen, welche am meisten östlich marschirte, befand sich die Reiterei unter Seydlitz und dem Prinzen von Würtemberg. Während des Aufmarsches, der sich in einem weiten Bogen bewegte, enthüllte sich ein unerwartetes Hinderniß. In dem großen Walde, aus welchem östlich von Kunersdorf der schlammige Bach „Hünerfließ"



Gegend von Kunersdorf.

hervorkommt, stieß die Armee auf eine lange Reihe von Seen und Teichen, von denen der König nichts gewußt und auch von Ortskundigen, die er befragt, nichts erfahren hatte. Der weite Bogenmarsch mußte aufgegeben, mitten im Walde nach Westen umgekehrt werden, was insbesondere bei der schweren Artillerie viel Mühe und Zeitaufwand kostete, und endlich um 11 Uhr, vier Stunden später als berechnet war, konnte der eine Flügel in die Schlachtordnung einrücken, während der andere mit der Reiterei im Walde noch weit zurück war.

Das Ziel des ersten Angriffs war der östliche Flügel der Russen, der auf dem Mühlberg stand, stark verschanzt und mit beinahe 100 Kanonen und Haubitzen versehen war. Nach einer halbstündigen Kanonade aus fünf preußischen Batterieen, deren Feuer von den russischen äußerst lebhaft erwidert ward, schritt das preußische Fußvolk der Vorhut zum Sturm auf die feindlichen Geschütze. Acht Bataillone Grenadiere brachen aus dem Walde hervor und gingen durch die freie Niederung nach dem Mühlberg, „mit einem Zusammenhang, wie Tempelhoff sagt, und einer Ordnung, die selbst auf dem Exercierplatz Lobsprüche verdient hätte". Die feindlichen Geschosse flogen, so lange sie noch in der Ebene waren, über ihre Köpfe hinweg, nachdem sie aber die Höhe erstiegen hatten, und nur noch etwa 100 Schritt von den Verschanzungen entfernt waren, trafen sie ganze Lagen von Kartätschen aus allen feindlichen Geschützen, zusammen mit einem heftigen Gewehrfeuer der Bataillone. Mit gefälltem Bajonet drangen die braven Grenadiere durch den mörderischen Kugelregen hindurch geradeswegs auf die Schanzen los, eines letzten erbitterten Ringens mit dem russischen Fußvolk gewärtig, aber dieses wartete das Handgemenge nicht ab; noch ein paar Salven auf die Stürmenden und die russischen Bataillone machten Kehrt, ließen die Geschütze stehen und flohen alles Zuredens ihrer Generale ungeachtet in wilder Verwirrung nach Kunersdorf in den Kuhgrund hinunter. Binnen zehn Minuten hatten die preußischen Grenadiere 70 Kanonen erobert und einen ganzen Flügel der russischen Armee in die Flucht geschlagen. Hätten die Preußen, sagt Tempelhoff, ihre Reiterei zum Einhauen bereit, und hätten sie nur 20—30 leichte Kanonen auf dem Mühlberg gehabt, so würde Alles, was sich jetzt von der russischen Armee zwischen dem Kuhgrund und dem großen Spitzberg in fürchterlichem Getümmel zusammendrängte, vernichtet worden sein. Aber die Reiterei war noch fern im Walde und die 4 Zwölfpfünder, welche der König alsbald auf den Mühlberg folgen ließ und bei denen sich Tempelhoff als Feuerwerker befand, waren viel zu schwach, um die große russische Batterie auf dem Spitzberg zum Schweigen zu bringen, welche nunmehr ihr ganzes Feuer auf die Preußen richtete. „Die 100 Schuß, die jede Kanone bei sich hatte, waren in kurzer Zeit verfeuert, und dann mußten wir bloße Zuschauer abgeben, weil keine Munition gleich bei der Hand war."

Bis nun der König seinen rechten Flügel auf den Mühlberg hinaufbrachte und das Finck'sche Corps nahe genug herangerückt war, um den zweiten Angriff zu unterstützen, gewannen die russischen Generale Zeit, die Trümmer der geschlagenen Bataillone wieder zu sammeln und frische Truppen heranzuziehen. Auch österreichische Grenadiere und das Regiment Baden-Baden ließ Laudon nach dem Kuhgrund marschiren. Diesen den Feinden zu entreißen und den dahinter liegenden großen Spitzberg mit seiner feuerspeienden Batterie zu erobern, war nun der Zweck der zweiten, entscheidenden Schlacht, die Friedrich mit Aufgebot all seiner Streitkräfte um 2 Uhr Nachmittags begann. Die immer wiederholten Angriffe der Grenadiere seines rechten Flügels begegneten nun aber einem

Widerstand, der durch nichts zu brechen schien; ein erster Anlauf der inzwischen herbeigekommenen Reiterei wurde durch das Kartätschenfeuer vom Spitzberg her in jähe Flucht verwandelt, Seydlitz selbst verwundet. Die Bataillone des linken Flügels führte der König persönlich gegen den Kuhgrund vor, während auf der Gegenseite immer größere Truppenmassen in Linie rückten. Unerschrocken sprangen die Grenadiere in den Hohlweg hinunter und suchten die steile Wand auf der andern Seite zu erklettern, die von den Grenadieren Laudons und dem Regiment Baden-Baden mit zähester Tapferkeit vertheidigt ward. Es war aber nicht möglich heraufzukommen und die Wenigen, denen es doch gelang, wurden erschossen oder wieder hinabgeworfen. Ein fürchterliches Würgen begann; in dem 50—60 Schritt breiten Kuhgrund wirkte das kleine Gewehr in seiner ganzen Stärke. Immer neue Angriffscolonnen bildete der König aus seinen zurückgeschlagenen Bataillonen: aber diese stießen stets auf frische Truppen und ihre schon erschöpfte Kraft war bald ganz verbraucht. Einen letzten Versuch machte der König mit seiner Reiterei. Der Prinz von Würtemberg galoppirte mit mehreren Regimentern vor dem Kuhgrund vorbei und dachte dem Feinde mit einem vernichtenden Stoße in die Flanke zu fallen. Da ward er, 50 Schritte weit von den Höhen verwundet und als er sich umsah, fand er sich allein; das Feuer einer feindlichen Batterie hatte seine ganze Reiterei auseinandergesprengt. General Putkamer rückte noch mit seinen Husaren vor; auch dieser Angriff ward zurückgeschlagen, er selbst erschossen.

Es war 5 Uhr geworden; seit fast sechs Stunden tobte der fürchterliche Kampf. Die Preußen hatten 18,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren; seit zwei Tagen und Nächten fast ununterbrochen auf den Beinen, schon vor der Schlacht durch neunstündiges Marschieren ermüdet, waren sie von der glühenden Augusthitze und der fürchterlichen Blutarbeit derart zugerichtet, daß nun, da doch Alles vergeblich gewesen und kein Seydlitz wie bei Zorndorf retten konnte, das Erscheinen von Laudons Reiterei genügte, um Alles was noch kämpfte auseinander zu sprengen und in schrecklicher Auflösung über die Ebene zu zerstreuen. „Ein panischer Schrecken," erzählt Tempelhoff, „schien die ganze Armee zu ergreifen. Die Verwirrung ward allgemein und eben die Truppen, die noch vor wenig Minuten unwiderstehlich schienen, liefen nunmehr nach den Brücken bei der großen Mühle, bei der Bäckermühle und in den Wald zurück. Da bei den Brücken ein großes Gedränge entstand, weil Infanterie, Cavallerie und Artillerie zugleich herüber wollten, so geschah es, daß der größte Theil der Artillerie stehen blieb und der König 165 Kanonen von allen Arten von Kaliber verlor. Der Feind verfolgte die Preußen nur mit einigen wenigen Schwadronen unter Anführung des Generals Laudon und war zufrieden, daß er das Schlachtfeld behauptet hatte. Der Rückzug geschah nicht in der besten Ordnung; kein Bataillon hatte seine Leute zusammen, Infanterie, Cavallerie und Artillerie ging in unordentlichen Haufen die Nacht bis Oetscher zurück und sammelte sich in der Niederung bei den

Schiffbrücken, über die Niemand gelassen wurde. Nie habe ich die preußische Armee in einem solchen Zustand gesehen. Der Feind benutzte indessen seine Vortheile nicht und zeigte bei seinem Verfolgen wenig Lebhaftigkeit. Er verwandelte in der That die Schiffbrücken des Königs in Gold."[1])

Bis zuletzt hatte Friedrich auf dem Mühlberg ausgehalten, im heißesten Kampfgetümmel an nichts als den Sieg, nie an sein eigenes Leben gedacht; zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen, seine Kleider von Kugeln durchlöchert, eine, die ihm das Bein zerschmettert haben würde, an einem goldnen Etui, das er in der Tasche trug, abgeprallt. Die Gewißheit, daß Alles verloren sei, betäubte ihn; willenlos ließ er sich von den Husaren des Rittmeisters von Prittwitz mit fortziehen, die ihn vor den schwärmenden Kosaken in Sicherheit brachten. In dem Fährhause zu Oetscher verbrachte er die fürchterlichste Nacht seines Lebens, mit fliegender Feder meldete er dem Grafen Finckenstein die erste wirkliche Niederlage, die er erlitten: „Von 48,000 Mann habe ich in diesem Augenblick keine 3000. Alles flieht, meine Mannschaften gehorchen mir nicht mehr — die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein als die Schlacht selbst; ich bin mit meinen Hilfsmitteln zu Ende und um nicht zu lügen, ich halte Alles für verloren. Den Untergang meines Vaterlandes überlebe ich nicht. Fahrt wohl, auf ewig."[2])

Schon zwei Mal hatte Friedrich in diesem Kriege unglücklich gefochten, aber beide Male, vor Kolin und bei Hochkirch, hatte sein Heer in stolzer Haltung das Schlachfeld verlassen: die preußische Mannszucht hatte nicht ausgereicht für den Sieg in durchaus ungleichem Kampf, wohl aber zur Abwendung von Flucht und Niederlage. Hier zum ersten Mal war es anders. Ein ganzes Heer, eben noch heldenmüthig tapfer zum Angriff und Widerstand, urplötzlich gebrochen in Allem, was es sonst zusammengehalten, taub geworden gegen die Befehle seines Königs, kopflos und haltlos zur Flucht gewandt und ihm auf den Fersen ein Feind, dessen Säbel unter den Flüchtigen wüthete wie die Sense des Schnitters nnter den Halmen — das war ein Schauspiel, das selbst einen Friedrich überwältigte. Inmitten des Schrecklichen, das er sah und des noch Schrecklicheren, das er für die Nacht fürchten mußte,

1) Aus der Schilderung des Augenzeugen Tempelhoff geht mit der größten Bestimmtheit hervor, daß der König zu keiner Stunde der Schlacht Herr des Kuhgrundes gewesen ist, ohne den er weder den Mühlberg behaupten noch den Spitzberg erobern konnte. Folglich kann für ihn auch nie in Frage gekommen sein, ob er inne halten oder weiter fechten wollte; den Mühlberg hatten 8 Bataillone seiner Grenadiere erstürmt, aber ihn behaupten konnten sie nicht, solange die Russen die große Batterie auf dem Spitzberg hatten und in Massen sich im Kuhgrund sammelten. Nicht einmal hier also war ein Innehalten möglich, einen weitern Erfolg aber haben die Preußen mit all ihrer Tapferkeit nicht mehr erzielt. Mithin ist es ein ganz leeres, sinnloses Gerede, wenn Friedrich zum Vorwurf gemacht worden ist, er habe einen schon errungenen Sieg wieder verspielt, weil er nicht verstanden habe, sich im rechten Augenblick mit dem Erreichbaren zu begnügen. Vgl. die sehr treffenden Bemerkungen Tempelhoffs S. 223 ff., außerdem v. Bernhardi I, 396/97. 2) 12. August 1759. Oeuvres XXV, 306.

schrieb er jenen Brief an Finckenstein, dem Selbstmord aus Verzweiflung nahe; aber jenes Aeußerste, dem er sich und sein Heer im ersten Augenblicke verfallen glaubte, trat nicht ein. Die Verfolgung des Feindes erlahmte rasch, mit Einbruch der Nacht hörte sie ganz auf. Die Wiedersammlung der Tausende von Versprengten fand bei den Schiffbrücken völlig ungefährdet statt und vollzog sich in der Nacht und am Morgen des 13. August mit überraschender Schnelligkeit. Den König beruhigte das noch nicht, denn er glaubte, der Feind habe von ihm und seinem geschlagenen Heer nur abgelassen, um desto schneller auf Berlin zu marschiren; wenn das aber geschah, war doch keine Rettung mehr und so blieb er bei dem Entschluß, den er in seiner Verzweiflung gefaßt und bei den Anordnungen, die er für sein demnächst verwaistes Land getroffen.

Unmittelbar nach jenem Brief an Finckenstein hatte er einen anderen an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich geschrieben, um ihm für den Fall seines Todes den Oberbefehl als Generalissimus und die Vormundschaft über seinen Neffen als Thronfolger zu übertragen. Dieser Brief ist, wenn überhaupt abgegangen, jedenfalls nicht an den Ort seiner Bestimmung gelangt. In denselben Stunden fertigte er eine Ordre an den Generallieutenant v. Finck aus, welche lautete: „Weilen mir eine schwere Krankheit zugestoßen, so übergebe das Commando Meiner Armee während der Krankheit bis an Meine Besserung an den General Finck und kann er im Nothfall von des Generals Kleist Corps imgleichen disponiren, nachdem es die Umstände erfordern: imgleichen von denen Magazinen in Stettin, Berlin, Cüstrin und Magdeburg." Hinzugefügt war eine Instruktion des Inhalts: „Der General Finck kriegt eine schwere Commission, die unglückliche Armee, so Ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, mit den Russen zu schlagen, Hadik wird nach Berlin eilen, vielleicht Laudon auch; geht der General Finck diesen beiden nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken, bleibt er an der Oder stehen, so kriegt er den Hadik diesseits, indessen so glaube: daß wann Laudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegs attaquiren und schlagen, solches, wo es gut geht, gibt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf. Zeit gewonnen ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen; Zeitungen aus Torgau und Dresden wird Ihm Coeper mein Sekretär geben; Er muß meinen Bruder, den Ich Generalissimus bei der Armee declariret, von Allem berichten: dieses Unglück ganz wiederherzustellen, gehet nicht an, indessen was Mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen, an Meinen Neveu muß die Armee schwören. Dies ist der einzige Rath, den Ich bei denen unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin; hätte ich noch Ressourcen, so wäre Ich dabei geblieben."[1])

Noch am Morgen dieses 13. August sammelten sich 12,000 Preußen bei den Brücken, gegen Mittag waren die Regimenter wieder formirt, die Armee in Schlachtordnung unterm Gewehr. Vom Feinde sah man nichts als eine

1) Oeuvres XXVII, 3. 227/28. vgl. Schöning II, 139.

Schaar Kosaken, welche die Stellung des Königs auskundschaftete. Nachmittags 4 Uhr ging die Armee über die Oder und die Brücken wurden sogleich abgebrochen. Bei dem Dorfe Reitwein bezog Friedrich das Lager, in dem er die Selbstmordgedanken von sich schüttelte und die Herrschaft über all seine Seelenkraft wieder gewann. Am 14. August nahm er „weil nun wieder ganz gesund" die Ordre an General Finck zurück und am 16. schrieb er aus Lebus dem Prinzen Heinrich: „Ich thue das Aeußerste, um den wankenden Staat zu halten. — Im Augenblick, da ich unser Unglück ankündigte, schien Alles rettungslos verloren — aber zählen Sie darauf, daß ich die Augen offen und den Staat aufrecht erhalten werde, wie es meine Pflicht gebietet. Ein Etui, das ich in der Tasche trage, hat mir das Bein vor einem Kartätschenschuß gerettet, der das Etui zerschmettert hat: wir sind Alle durchlöchert: fast Niemand ist ohne zwei oder drei Schüsse durch die Kleider oder den Hut davon gekommen; wie gern würden wir unsere Garderobe opfern, wenn das Alles wäre. Der Feind hat sich ein wenig von Frankfurt entfernt und lagert in den Wäldern zwischen der Oder und der Straße nach Reppen. Stellen Sie sich vor, was mein Herz in dieser grausamen Krisis Alles leiden muß und Sie werden leicht einsehen, daß die Folter der Verdammten daran nicht heranreicht: glücklich sind die Todten, denn sie kennen keinen Kummer und keine Sorgen mehr."[1])

Im Augenblick, da Friedrich der Große sich selber wieder fand, war über die Folgen des 12. August die Entscheiduug gefallen. Auch ein zweites Kunersdorf konnte Preußen nicht vernichten, so lange dieser König nur am Leben und am Ruder blieb. Und von dieser Wahrheit waren die Russen so tief durchdrungen, daß sie am Morgen nach ihrem größten Sieg keiner andern Empfindung Raum gaben als der Wonne, die einen aus tödtlicher Gefahr glücklich Entronnenen erfüllt. General Soltikow sagte nach der Schlacht: „Noch solch ein Sieg und ich werde die Botschaft allein mit dem Stab in der Hand nach Petersburg bringen müssen." In dem Bericht an die Kaiserin berechnete er seinen Verlust auf 16,000 Mann und fügte hinzu: „Ew. Majestät werden sich darüber nicht wundern, Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen sehr theuer zu verkaufen pflegt."[2])

Es gelang Laudon, der am 15. August über die Oder gegangen war und bei Tschetschenow Stellung genommen hatte, die Russen hinter sich her auf das linke Oderufer zu ziehen: auch sie überschritten am 16. den Fluß und lagerten sich oberhalb Frankfurt bei Lossow; aber weiter kamen sie nicht. An demselben Tage marschirte König Friedrich nach Madlitz und am 19. stellte er sich mit über 30,000 Mann bei Fürstenwalde an der Spree auf: nur wer ihn hier mit seiner ganzen Streitmacht vernichtete, konnte auf Berlin vorrücken. In dem russischen Hauptquartier aber stand schon jetzt unerschütterlich der Vorsatz fest, mit dem Rest der einzigen Armee der Kaiserin — er

1) Schöning II, 140/41. 2) Tempelhoff III, 223.

mochte noch 35,000 Mann betragen[1]) — überhaupt gar nichts mehr zu unternehmen, was einem Wagniß gleich kam. Mit Fug und Recht konnte Soltikow dem Drängen der Oesterreicher antworten: „Ich habe für dies Jahr genug gethan: ich habe zwei Schlachten gewonnen, welche Rußland 27,000 Mann kosten; bevor ich mich von neuem in Bewegung setze, werde ich abwarten, bis Ihr gleichfalls zwei Siege werdet erfochtet haben; es ist wider alle Billigkeit, daß die Truppen meiner Gebieterin die ganze Arbeit allein verrichten."[2])

Ziel und Richtung der Angriffsbewegung, welche geschehen mußte, um den Sieg des 12. August zu verwerthen, war ebenso unzweifelhaft gegeben als die Thatsache feststand, daß die Streiterzahl der Hauptarmee Dauns im Verein mit den Corps von Hadik und Laudon mehr als ausreichte, sie zu unternehmen, auch wenn die Russen zunächst stehen blieben, wo sie standen. Zu dem vernichtenden Stoße auf Friedrichs 30,000 Mann bei Fürstenwalde konnte Daun in wenig Tagen 155,257 Mann[3]) vereinigen, während die Russen seine rechte, die Reichsarmee die mit 23,332 Mann bereits Leipzig und Torgau erreicht hatte, seine linke Flanke deckten. Wagte oder wußte er aber von dieser zermalmenden Uebermacht den allein angezeigten Gebrauch nicht zu machen, dann waren alle Anklagen wider die Russen nichts weiter als unwillkürliche Bekenntnisse der eignen Unfähigkeit zu Entschluß und That. Es ist nun aber nichts merkwürdiger als dies, daß, was hier noth that, wohl einem französischen Diplomaten, der in der Kriegskunst Laie war, eingeleuchtet hat, unter den Männern von Fach dagegen keinem einzigen auch nur in den Sinn gekommen ist. Kurz nach Einlauf der Siegesnachricht von Kunersdorf reichte der französische Botschafter in Wien, Graf Choiseul-Praslin am 16. August eine Denkschrift ein über das Thema: „Der Baum muß bei der Wurzel angegriffen, und Schlesien in Berlin erobert werden. Daß man Festungen und Länder des Königs von Preußen einnimmt und besetzt hält, hilft gegen ihn zu nichts; denn seine Macht besteht nicht in seinen Festungen und Ländern, sondern in seiner Armee, in seiner Person und seinem Geist; seine wesentlichste Hilfsquelle findet er in seiner Thätigkeit und seinem Geschick; gegen die Armee ist zu wirken, hier ist der Baum in seinen Wurzeln zu treffen: die Hauptsache ist also, daß die Russen über die Oder gehen; gegen die mit den Truppen von Hadik vereinigten Russen kann der König von Preußen nichts mehr unternehmen; daher muß man gegen ihn und Berlin vorgehen und er wird sich alsdann nach Schlesien oder Stettin zurückziehen."[4]) Der durchaus richtigen Grundansicht, von welcher der französische Diplomat ausging, waren die russischen und österreichischen Generale völlig unzugänglich.

Feldmarschall Daun hatte die Nachricht von der Schlacht am 14. August zu Priebus, wohin er vorgerückt war, erhalten und alsbald seinen Generalquartiermeister Lacy ins russische Hauptquartier gesendet, um diesem allerlei

1) v. Bernhardi I, 406. 2) Oeuvres de Frédéric le Gr. V, 20/21. 3) Bernhardi I, 401. 4) Stuhr II, 239/40.

Vorschläge zu machen, die sammt und sonders das gemeinsam hatten, daß dabei ein Angriff auf den König außer aller Betrachtung blieb. Von einem Marsch auf Berlin, entweder durch die Russen mit Hadik oder durch die Oesterreicher allein war allerdings die Rede, aber nur um in Berlin eine zeitlang „nach Belieben zu schalten", d. h. zu plündern und zu brandschatzen, der König selbst sollte dabei nur beobachtet und durch kluge Manöver immer mehr eingeengt werden und daß er sich das gefallen lassen würde, war dabei ganz naiv vorausgesetzt oder vielmehr es waren diese Andeutungen gar nicht ernst gemeint; ernsthaft war nur der Vorschlag zu nehmen, der sich auf Winterquartiere in Schlesien bezog. So haben auch die Russen die Anträge Dauns aufgefaßt und deßhalb findet sich in der geharnischten Note, welche das russische Ministerium am 16. Oktober erließ, über diese ganze Verhandlung nur eine Stelle, die hier wörtlich folgen mag, weil sie für die strategische Anschauung beider Verbündeten gleichermaßen kennzeichnend ist; da hieß es: „Es hat der Herr GFM. Graf von Daun nach der Schlacht bei Frankfurt und da die hiesige Armée schier noch nicht die Zeit gehabt hatte, ihre Blessirte und die Sieges Zeichen in gehörige Sicherheit zu bringen, den Herrn GFML. Lacy mit dem Antrag an den Herrn Grafen von Soltikoff, in Zeiten auf die Winterquartiere bedacht zu sein, zwar abgeschicket, wie denn solcher auch für gantz billig und löblich anerkannt wird: Allein er hat zu gedachten Winterquartieren Ober-Schlesien nebst einer vorläufigen Belagerung von Neiß und Brieg auserſehen, welche Oerter gleichwohl von dem Mittel Punct dero Operationen und von denen hiesigen Grentzen dergestalt entfernet sind, daß der Herr Graf von Soltikoff in seiner Muthmaßung nicht anders als bestätiget werden konnte, daß man nemlich, es koste auch, was es wolle, aus der hiesigen Armée ein auxiliaire Corps für die österreichische zu machen suche, statt dessen daß man damals durch eine schleunige und nachdrückliche Unternehmung wider den Printzen Heinrich und durch die Belagerung von Glogau, allerdings beßere Winterquartiere hätte sich zubereiten und die Befreyung Sachßens mehr befördern können."[1]) Also auch auf russischer Seite ahnte man nicht, daß nur auf dem Schlachtfeld, auf dem König Friedrich mit seinem letzten Heere vernichtet ward, Sachsen zu befreien und Schlesien zurückzuerobern war. Maria Theresia und Kaunitz dachten genau so wie Daun nur an Winterquartiere und Festungsbelagerungen in Schlesien. Der ganze Plan, den Friedrich in den Abendstunden des 12. August bei seinen Feinden als ganz unabwendbar vorausgesetzt, und in dem Schreiben an Finckenstein angekündigt hatte, bestand damals nicht und ward auch nachträglich nicht ins Auge gefaßt. Selbst nach der schrecklichen Niederlage ward Friedrich von seinen Gegnern in einem Maße gefürchtet, von dem er gar keine Ahnung hatte. Den entscheidenden Grund, weshalb bei den Verhandlungen zwischen Daun und Soltikow nichts Gesundes herauskommen wollte,

1) Historische Zeitschrift XXIII, 341/42.

hat der französische Militärbevollmächtigte im österreichischen Lager, Montazet, in dem einfachen Satze ausgesprochen: le roi de Prusse est, en vérité, trop redouté,[1]) und so begreift sich, daß die beiden Theile erst da zu einer Verständigung gelangten, als die Oesterreicher endgiltig jeder Zumuthung entsagten, die die Russen in irgend welche abermalige Berührung mit dem König von Preußen gebracht hätte. Am 22. August kam Daun mit Soltikow in Guben zusammen. Einmüthig bezeichneten jetzt beide Generale jedes Unternehmen auf Berlin als durchaus unzeitgemäß. Daun stellte die ungeheuerliche Behauptung auf, von seinem Hauptquartier Triebel würde er 21 Tage brauchen, um mit seinem Heer dahin zu gelangen. Was aber sei dort zu holen? Ueberwintern könne man dort doch nicht, und viel zu plündern gebe es auch nicht mehr, denn die kostbarsten Schätze seien von den Preußen schon weggebracht worden. Das wahre Bollwerk Friedrichs sei nicht Berlin, sondern — Dresden und die Armee des Prinzen Heinrich. Folglich kam man überein, dem König zunächst jede Verbindung mit Sachsen abzuschneiden und sobald Dresden gefallen sein würde, einträchtiglich nach Schlesien abzumarschiren.[2]) Mit den Ergebnissen dieses Kriegsraths waren Daun und Kaunitz höchlich zufrieden, denn nun waren die Winterquartiere in Schlesien unbedingt sicher gestellt.[3]) Noch zufriedener war Friedrich der Große, der, als die Russen südwestwärts nach Lieberose abgezogen waren, am 1. September seinem Bruder Heinrich schrieb: „Ich zeige Ihnen das Mirakel des Hauses Brandenburg an. In der Zeit, in welcher der Feind nach seinem Uebergang über die Oder durch das Wagniß einer zweiten Schlacht den Krieg beenden konnte, ist er von Müllrose nach Lieberose marschirt; ich bin gleich nach Trebatsch gegangen und bin gestern hier in Waldau angekommen, wo ich ihn durch meine Stellung von Lübben abschneide, das ich habe besetzen lassen. Dadurch sperre ich ihm den ganzen Theil der Lausitz ab, welcher ihm Lebensmittel liefern sollte. Der Hunger wird ihn zwingen, einen Entschluß zu fassen."[4])

Friedrich der Große hatte seine ganze Schwungkraft wieder gefunden, als er sich aufmachte, den Russen zu folgen, sie von den Oesterreichern abzudrängen, ihnen die Zufuhren abzuschneiden und sie so nach und nach unschädlich zu machen. Daß General Schmettau, von dem eingetretenen Umschwung nicht unterrichtet, am 4. September Dresden den Kaiserlichen und der Reichsarmee übergab, war ein Unglück, aber es machte ihn nicht irre. Die Russen marschirten mit Laudon von Lieberose nach Guben an der Neisse, von da nach Christianstadt am Bober, hier nahmen sie ein zweites Corps Oesterreicher auf, das Prinz Heinrich hatte durchkommen lassen und rückten dann über den Bober nach Beuthen an der Oder, drei Meilen unterhalb Glogau — ihre Absicht, diese Festung zu belagern lag klar zu Tage. Friedrich war ihnen über Kottbus, Forsta, Sorau gefolgt und schrieb zu Linderode bei Sorau am

---

1) Stuhr II, 263. 2) Arneth V, 43. 3) Vgl. die Klage des Grafen Choiseul in dem Schreiben vom 25. August. Stuhr II, 265. 4) Schöning II, 146.

20. September an Fouqué: „Mein Freund. Da mein Bruder 12,000 Oesterreicher durchgelassen hat, die mit den Russen bei Christianstadt zusammengetroffen sind, und die Belagerung von Glogau unternehmen wollen: so mache ich mich mit vollen Flügeln auf, um sie daran zu hindern. Aber Ich bin schwach. Ich habe nur 24,000 Mann und zwar Leute, die zwei Mal geschlagen sind: Sie verstehen mich schon. Ich weiß nicht, wo Sie sind, nicht, in welchen Verhältnissen Sie Sich befinden. Können Sie aber, so schicken Sie mir Unterstützung. Ich leide durchaus nicht, daß man Glogau belagere. Eher schlage ich Mich, komme daraus, was da wolle — das ist der alten Ritter Denkungsart und auch die Meinige. Morgen rücke Ich über Sagan hinaus, übermorgen bin Ich bei Glogau. Rasche Antwort, Mein Freund."[1]) Ohne Antwort oder Verstärkung erhalten zu haben, eilte Friedrich über Sagan und Neustädtel nach der Oder und am 25. September kam er oberhalb Beuthen bei Baunau auf der Straße nach Glogau eben in dem Augenblicke an, da der Feind mit seiner ganzen Armee den Hohlweg durchschreiten wollte, der nach der Festung hin passirt werden mußte. Der König hatte nur 24,000 Mann, die Russen mit den österreichischen Corps Laudon und Campitelli 54,000 Mann Linie und 18,000 Kosaken und Kroaten. Es waren 72,000 Mann meist siegreiche Truppen, gegen 24,000 „zweimal geschlagene", ein Mißverhältniß, wie es physisch und moralisch in dem ganze Kriege noch niemals obgewaltet hatte; kam es zum Kampf, so ließ der Ausgang den der Schlacht von Kunersdorf wahrscheinlich weit hinter sich. Aber was geschah? Friedrich erzählt es in einem Brief vom 25. September seinem Bruder.

Um 6 Uhr Morgens wollten die feindlichen Generale die Stellung der Preußen auskundschaften und kaum waren sie derselben ansichtig geworden, als sie sofort Befehl zum Rückmarsch gaben, und erst bei Neusalz wagten sie ein Lager zu beziehen. Wieder war der König zu seiner Ueberraschung inne geworden, wie furchtbar er seinen Feinden war. „Fast schäme ich mich," schrieb er, „Ihre Hilfe nachgesucht zu haben. Der heutige Tag war allerdings sehr kritisch. Da er aber so glücklich abgelaufen ist, glaube ich gar nichts mehr nöthig zu haben. Die Russen bauen ihre Brücke bei Altschau, ob um zum Teufel zu gehen oder mit Polen in Verbindung zu kommen, kann ich nicht sagen, aber ich glaube, der Feldzug auf dieser Seite ist zu Ende, vielleicht schleppt er sich noch bis zum 10. Oktober hin."[2]) Etwas länger als Friedrich vermuthete, hat es doch gedauert, bis die Russen den Rückmarsch nach der Weichsel antraten; erklärtermaßen geschah er erst seit dem 24. Oktober, aber daß dies das Ende sein werde, hatte sich allerdings an dem Tage entschieden, da das mehr als doppelt überlegene verbündete Heer dem Plan auf Glogau entsagte, weil vorher ein neuer Waffengang mit dem Besiegten von Kunersdorf nöthig war.

Ganz ähnlich wie in Schlesien auf die Russen, wirkte sein Erscheinen in Sachsen auf die Oesterreicher.

---

1) Schöning II, 156/57. 2) Schöning II, 165.

Auf seinen wiederholten Befehl war Prinz Heinrich mit großem Widerstreben und erst nach Erschöpfung aller möglichen Gegengründe[1]) am Abend des 23. September mit seinem Heere aus Görlitz aufgebrochen, um durch einen Vormarsch nach der Elbe dem Feldmarschall Daun, der bei Bautzen stand, derart um Dresden bange zu machen, daß er jeden Gedanken an Schlesien schwinden ließe. Mit großem Geschick und der ihm eigenen peinlichen Umsicht richtete der Prinz diesen ihm unwillkommenen Auftrag aus, marschirte über Rothenburg, Klitten nach Hoyerswerda, überfiel hier den ahnungslosen General Vehla, den er mit 1500 Kroaten und Husaren, fast der Hälfte seiner Mannschaft, gefangen nahm (27. September) und bewirkte durch dies ganz unerwartete Manöver, daß Daun, der ohne Kenntniß von seinem Aufbruch ihm nach Görlitz nachgerückt war, in tödtlicher Angst um Dresden sofort nach der Elbe umkehrte, die er denn auch in Gewaltmärschen am 28. September erreichte und bei Dresden überschritt.

Der Prinz ruhte von den Anstrengungen eines zehn Meilen langen Marsches drei Tage in Hoyerswerda aus, und rückte dann westwärts nach Elsterwerda, das er am 29. September erreichte; von da ging er nach Torgau, überschritt die Elbe und nahm auf der linken Seite des Stromes aufwärts marschirend am 4. Oktober bei Strehla das Corps des Generals Finck auf, das sich einem Angriff der Uebermacht Dauns durch einen Nachtmarsch von Meißen her glücklich entzogen hatte. Daun folgte bis Riesa, in dessen Nähe er sich ausbreitete. Die beiden Heere waren sich also sehr nahe gekommen. Das preußische zählte wenigstens 42,000, das österreichische höchstens 60,000 Mann. Aber der Prinz Heinrich, dem seines Bruders Leidenschaft für das „Batailliren" immer ebenso unverständlich als widerwärtig gewesen war, dachte an alles Mögliche, nur nicht an eine Schlacht. An der Spitze der stärksten Armee, die Preußen augenblicklich besaß, schrieb er dem König herzbewegende Berichte über die ganz verzweifelte Lage, in der er sich befinde und zog sich in der Nacht vom 16./17. Oktober mit seinem ganzen Heere nach Torgau zurück. Da sandte ihm der König aus Sophienthal am 20. eine Zurechtweisung zu, die den Charakterunterschied der beiden Brüder ins hellste Licht setzt: „Ich weiß nicht, was Sie plötzlich in Angst setzt, während Sie die stattlichste meiner Armeen haben. Die Gegend zwischen Leipzig und Torgau ist eben, dort können sie den Feind angreifen. Wenn Sie nie etwas wagen wollen, dann ist unmöglich etwas auszurichten. — Daun hat 40 Bataillone, Hadik 16, macht zusammen 56: Sie haben 49 Bataillone, ohne die Freibataillone. Mir scheint, mit einer Armee dieser Art soll man nicht in Verlegenheit sein: aber man muß kräftige Entschlüsse fassen oder auf jedes Gelingen verzichten. Wenn man die Vorsicht übertreibt, so wird sie zur Furchtsamkeit und das kann zum größten Unglück führen. Sie haben 74 Schwadronen

1) S. insbesondere seinen Brief vom 22. September bei Schöning II, 160/61. Vgl. Bernhardi I, 433 ff.

an Cavallerie und ebenso viel an Husaren. Ich habe nur 35 Schwadronen Cavallerie und etwa 20 Schwadronen Husaren und muß die Spitze bieten 10 Regimentern österreichischer Cavallerie, ungerechnet die leichte Reiterei und das andere berittene Gesindel des Feindes. Richten Sie also um Gottes Willen Ihren Geist wieder auf und seien Sie auf der Hut, daß Ihnen bei einer Gelegenheit wie dieser der Kopf nicht versage."[1])

Als Friedrich diese Zeilen schrieb, lagerte er den Russen gegenüber oberhalb Glogau in Sophienthal, inmitten einer Gegend, die durch den Rückzug des Generals Schulenburg vor Karl XII. berühmt geworden war. Sein Gesundheitszustand war sehr schlecht. Der linke Arm, beide Füße und das rechte Knie waren ihm durch Gicht gelähmt, frei war nur der Kopf, der rastlos arbeitete wie immer, und die rechte Hand, die unermüdlich weiter schrieb. Hier warf er in einem meisterhaften Aufsatz „Betrachtungen über Karl XII., König von Schweden, seine militärische Begabung und seinen Charakter" aufs Papier, die er mit den wehmüthigen Worten schloß: „Aber, wird man fragen, mit welchem Rechte wirfst du dich über die größten Krieger zum Censor auf? Hast du selber, du großer Kritiker, die Lehren beherzigt, die du ihnen so verschwenderisch predigst? Ach nein, ich kann hierauf nur antworten: die Fehler Anderer fallen uns ins Auge, über unsere eigenen sehen wir hinweg."[2]) Die Russen gingen nach Polen, Laudon trat den Umweg über Krakau nach Mähren an: in Schlesien war Friedrichs Anwesenheit überflüssig, desto nöthiger war sie in Sachsen geworden und gerade jetzt zum ersten Mal in seinem Leben, machte den beweglichsten aller Krieger ein tückisches Leiden unbeweglich, daß er fast verging vor Ungeduld und Zorn über die Gliedmaßen, die seinem stählernen Willen den Gehorsam versagten. Endlich am 2. November fühlte er sich so weit, daß er dem Bruder schreiben konnte: „Ich fange an mich zu erholen, ich werde zu Ihnen fliegen auf den Flügeln der Vaterlandsliebe und der Pflicht, aber Sie werden nur ein Skelet ankommen sehen, an dem nichts zu brauchen ist, als der gute Wille; meine Seele wird den siechen, schwachen Körper gehen machen."[3])

Die Kunde von dem Abmarsch der Russen nach Polen war für Daun identisch mit der Gewißheit, daß nun auch der König Friedrich demnächst in Sachsen zu erwarten sei und diese Gewißheit, bestätigt durch den Anmarsch des Generals Hülsen, den der kranke König mit 13,000 Mann hatte vorausgehen lassen, warf den österreichischen Feldmarschall sofort aus all seinen Angriffsplänen heraus. Eben erst war ihm der Herzog von Aremberg auf dem Wege nach Wittenberg durch General Wunsch in der Gegend von Pretsch mit empfindlichen Verlusten geschlagen worden (29. Oktober); nun kam die Schreckensnachricht von dem Heranmarsch der Preußen aus Schlesien hinzu

---

1) Schöning II, 176/77. 2) Oeuvres VII, 71—88. Vgl. den Brief an d'Argens „Octobre 1759". Oeuvres XIX, 93/94. 3) Aus Glogau; Schöning II, 187.

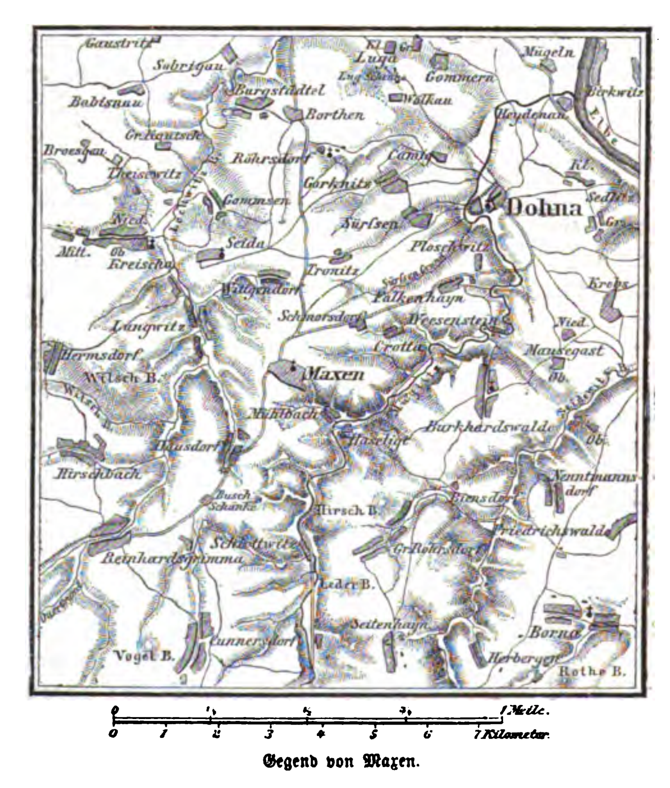
und was jetzt in seinem Hauptquartier zu Schilda geschehen mußte, ergab sich aus der Kriegsweise des Feldmarschalls ganz von selbst. Sofort ließ er am 3. November einen Kriegsrath zusammentreten, der mit allen 22 Stimmen beschloß, ein Angriff auf die überaus starke Stellung des Feindes bei Torgau sei ganz unmöglich, es bleibe nichts übrig als unter Verzicht auf jede Offensive, noch vor Ankunft des Königs, in eine feste Stellung zum Schutze Dresdens und des Erzgebirges zurückzugehen.[1]) Was dieser Beschluß bedeute, sagte sich die tief bekümmerte Kaiserin sofort; im Geiste sah sie schon Dresden und ganz Sachsen ohne Schwertstreich geräumt[2]) und wenig fehlte daran, daß dies in der That das Ergebniß des ganzen Feldzugs gewesen wäre. Sofort am 4. November trat Dauns Armee den Rückzug an, gefolgt durch den Prinzen Heinrich, der am 8. in der Nähe von Lomatzsch mit General Hülsens Corps zusammentraf. Daun ging am 14. bis Wilsdruf zurück, nachdem die Reichsarmee sich nach Dresden hineingeworfen hatte; am selben Tage war Friedrich der Große bei seiner Armee erschienen, noch immer krank, aber voll Hoffnung gegenüber dem beständig zurückweichenden Feinde.

Aus Elsterwerda schrieb er am 12. November an d'Argens: „Bis hierher habe ich mich schleppen lassen. Morgen hole ich meine Armee ein und ich schmeichle mir, Daun und die Oesterreicher werden nicht merken, daß ich die Gicht habe. In acht Tagen wird ganz Sachsen von den Feinden geräumt und Alles ruhig sein." Am 15. November schrieb er aus Krögis jenseits Meißen: „Gestern bin ich bei der Armee eingetroffen und Daun hat sein Lager abgebrochen. Bis hierher bin ich ihm gefolgt und so werde ich fortfahren bis zur böhmischen Grenze. Unsere Entfernungen sind so bemessen, daß er Sachsen nicht ohne schwere Verluste verlassen wird." An demselben Tage ward General Finck beauftragt nach Dippoldiswalde, gerade in den Rücken der österreichischen Armee zu marschiren, diese ging in die vorbereitete Stellung im Plauenschen Grunde zurück, während Friedrich bis Wilsdruf vorrückte und hier schrieb er am 19. November eine Ode nieder, in der er mit Worten voll kecken, zuversichtlichen Uebermuthes den jähen Glückswechsel feierte, der ihn, den kranken, gichtbrüchigen, von seinen Feinden todt gesagten Mann, aus den Fluthen des Unglücks jählings an das Gestade des Sieges emporgehoben.[3]) Nur drei Tage später schickte er dem Freunde zerrissenen Herzens die Trauerbotschaft von dem Finkenfang bei Maxen: „Von dem Unglück des Generals Finck bin ich so betäubt, daß ich noch nicht zu mir selber komme, das zerstört all meine Maßregeln und trifft mich ins Mark. Das Unglück, das mein Alter verfolgt, ist mir aus der Mark nach Maxen nachgezogen. Die kleine Hymne an Fortuna, die ich Ihnen geschickt, war voreilig gemacht: den Sieg muß man nicht besingen, bevor man ihn erfochten hat. Ich bin von Unfällen und Mißgeschick so gebrochen, daß ich mir tausend Mal den

1) Arneth V, 54. 2) Cabinetschreiben vom 18. November. Arneth V, 334. Anm. 95. 3) Oeuvres XIX, 103—108.

Tod wünsche und von Tag zu Tag unerträglicher finde, einen Körper zu bewohnen, der verbraucht und zum Leiden verdammt ist. Ich schreibe Ihnen im ersten Augenblicke des Schmerzes. Schreck, Kummer, Entrüstung und Abscheu zerreißen mir in gemeinsamem Ansturm das Herz."[1])

In der Annahme, daß Daun den einmal angetretenen Rückzug schleunigst nach Böhmen fortsetzen werde, hatte Friedrich noch im Lager bei Krögis dem General Finck befohlen, sogleich nach Dippoldiswalde aufzubrechen und dem Feinde den Rückweg in die Winterquartiere möglichst zu erschweren, während



Gegend von Maxen.

der Oberst Kleist beauftragt ward, über Augustusburg und Marienberg nach Böhmen zu gehen und die österreichischen Magazine in Saatz, Teplitz und Aussig zu zerstören. General Finck hatte Einwendungen gemacht, die der König mit den Worten abfertigte: „Er weiß, daß ich keine Diffikultäten leiden kann; mache Er, daß Er fort kömmt."[2]) Finck brach auf und erreichte noch am 15. Niederbobritzsch, am 16. besetzte er Dippoldiswalde und seine Vorhut unter General Wunsch das Dorf Maxen. Dies meldete er dem König augenblicklich und fügte Nachrichten über die Stellungen des Feindes hinzu.

1) Oeuvres XIX, 106/7. 2) Tempelhoff III, 353.

Diese Berichte hat der König noch erhalten und am 18. Abends mit einem Zettel beantwortet, auf dem es hieß: „Er wird entweder mit den Reichern (Reichstruppen) oder mit Sinceren einen Gang haben."[1]) Die Reichsarmee stand bei Cotta, der österreichische General Sincere stand bei Possendorf, gerade in der Mitte zwischen den Stellungen beider General Finck bei Maxen. Aus jenen Worten des Königs schloß er auf eine Disposition, kraft deren er sich bei Maxen um jeden Preis zu behaupten habe, bis der König selber ihm durch einen wuchtigen Angriff auf Dauns Hauptmacht Luft machen werde. Eine Unterstützung Fincks lag wirklich in der Absicht Friedrichs, und noch heute weiß Niemand, weshalb er das Corps Hülsen nicht schon am 18., wo es noch Zeit war, sondern erst am 20., als es zu spät war, durch den Tharandter Wald nach Dippoldiswalde zu abgehen ließ. Wie immer er sich aber den Ablauf denken mochte, die Absendung eines einzigen Corps von 13,500 Mann quer über die Rückzugsstraße der ganzen österreichischen Armee hinweg und dann mitten zwischen ihre kolossale Uebermacht und die gleichfalls doppelt überlegene Reichsarmee hinein war an sich eine Tollkühnheit ohne Gleichen, auf deren Gelingen Friedrich nur hoffen konnte, wenn er dem Feldmarschall Daun ein ganz unverzeihliches Maß von Kopflosigkeit zutraute. In Wahrheit soll dieser, wie uns österreichischerseits eingestanden wird,[2]) über diese verwegene Bedrohung seines Rückzugs so bestürzt gewesen sein, daß er schon im Begriff war, seine unangreifbare Stellung in den Schluchten des Plauenschen Grundes aufzugeben und über Hals und Kopf nach Böhmen zu eilen, als ihn Lacy durch nachdrücklichen Hinweis auf die tiefe Verstimmung, die seine thatlose Rückzugsstrategie überall in Oesterreich hervorgerufen, auf andere Gedanken brachte. Durch aufgefangene Botschaften Fincks über dessen Aufstellung und Absichten aufs Genaueste unterrichtet, entwarf Daun den Plan, das kleine Corps mit erdrückender Uebermacht von drei Seiten her anzufassen und entweder gefangen zu nehmen, oder bis auf den letzten Mann zu vernichten. Am 19. glücklich vorbereitet, fand der dreifache Angriff am 20. Nov. statt. Von Osten her kam Prinz Stolberg mit einem Theil der Reichsarmee, vom Norden General Brentano und vom Süden das Corps O'Donnell unter Dauns persönlicher Führung. Die Angriffe der Reichstruppen schlug General Wunsch mit unerschütterlicher Ruhe zurück, auch die leichte Reiterei Brentanos fand anfangs kräftigen Widerstand, die Grenadiere der Hauptmacht aber, die Daun unter dem Schutze einer gewaltigen Artillerie über Reinhardsgrimma und Hausdorf auf Maxen heranführte, warfen mit ihrem Ungestüm die preußischen Bataillone nach der Reihe über den Haufen und drangen unaufhaltsam in Maxen ein; nachdem auch die Reiterei Fincks durch das feindliche Kanonenfeuer zersprengt war, reichte Brentano dem linken Flügel Dauns die Hand zu

1) Tempelhoff III, 356. 2) Arneth V, 55; vgl. die Worte Choiseuls über den Marsch von Finck: La plus audacieuse qu'on puisse imaginer —: il paroit que toutes les têtes sont perdues à l'armée, — on s'attend ici à l'abandon de la Saxe. Schaefer, II. I, 337.

einem letzten vereinigten Angriff auf die Reste der Preußen, die, nachdem sie fast alle Geschütze verloren, all ihr Pulver verschossen hatten, am Abend auf den Höhen hinter Falkenhain und Bloschwitz Schutz suchen mußten. Ueberall von Feinden umringt, zählte Finck, was ihm an Streitern noch geblieben war: es fanden sich nicht mehr als 2836 Mann Infanterie, eine Mannschaft, die, wenn sie sich nicht kriegsgefangen ergab, in einem hoffnungslosen Kampfe aufgerieben ward. Finck beschloß zu capituliren, Daun nahm seinen Antrag an, und am frühen Morgen des 21. November streckte das preußische Corps die Waffen; General Wunsch, der nicht mit unterzeichnet, ward bei dem Versuch sich durchzuschlagen, auch gefangen; er war im voraus in die Capitulation eingeschlossen worden.

Durch den Kampf am 20. und die Capitulation am 21. November verlor Friedrich der Große 9 Generale, 540 Offiziere, 12,000 Mann, 71 Geschütze, 120 Fahnen und Feldzeichen; ein Vorgang, unerhört in der Geschichte seiner Armee und wohl geeignet, ihn in tiefster Seele zu erschüttern. Aber von den Folgen, die man in Wien von diesem Schlage erwartete, trat keine einzige ein. Die beiden Heere blieben, wo sie standen, als ob nichts vorgefallen wäre: mehr als den ferneren Besitz von Dresden hatte auch dieser blutige Feldzug den Oesterreichern nicht eingetragen, und für ihre Verbündeten, die Franzosen, war der Tag von Maxen ein doppelter Unglückstag. Am 20. November richtete der englische Admiral Hawke die französische Kriegsflotte, die der Marquis Conflans aus dem Hafen von Brest herausführte, um England zu erobern, auf der Höhe von Guiberon vollständig zu Grunde, und in der Nacht desselben Tags übergab der französische General Gayon die bisher tapfer vertheidigte Stadt Münster dem General Imhof; Prinz Ferdinand war wieder Herr über ganz Westfalen.

— — — -

IX. Liegnitz. Torgau.

Dem Feldzuge des Jahres 1760 voraus gingen zwei diplomatische Aktionen deren unmittelbarer Erfolg sehr gering war, die aber bemerkenswerth sind, weil sie die Rückwirkung der Ereignisse auf die Stimmungen der Höfe wiederspiegeln. Die eine ward herbeigeführt durch das drängende Verlangen des Herzogs von Choiseul, mit England zum Sonderfrieden zu kommen, die andre durch den Wunsch Rußlands, das besetzte Ostpreußen in Eigenthum zu verwandeln und den Wunsch Oesterreichs, sich der russischen Waffenhilfe von neuem zu versichern.

Zu Wasser und zu Lande, diesseits und jenseits des Weltmeeres, im fernen Westen, wie im fernen Osten geschlagen und immer wieder geschlagen, büßte Frankreich mit ungezählten Opfern für die Frevel einer Politik, die eben so unfähig Krieg zu führen wie Frieden zu halten, jetzt auch der Schwierigkeiten im Innern nicht mehr Herr zu werden wußte. Im September 1759 überreichte der gefeierte Finanzminister Silhouette dem König eine Denkschrift, in welcher nachgewiesen war, daß das laufende Jahr eine Gesammtausgabe von 503,847,141 verursacht habe gegen eine Gesammteinnahme von nur 286,547,037 Livres; das ergab allein für 1759 ein Deficit von 217,300,104 Livres, das sich mit dem ungedeckten außerordentlichen Bedarf für die erste Hälfte des nächsten Jahres auf beinahe 300 Millionen erhöhte. Um für diese enormen Beträge aufzukommen und gleichzeitig auch für jedes fernere Kriegsjahr die Einnahmen um 217 Millionen zu erhöhen, schlug er statt neuer Anlehen, die das Uebel nur verschlimmert hätten, die Eröffnung außerordentlicher aber dauernd ergiebiger Einnahmequellen vor; er beantragte direkte Besteuerung (subvention) alles beweglichen und unbeweglichen Vermögens, namentlich des ersteren, das durch die beständigen Staatsanlehen so bedeutend gewachsen und doch von jeder eigentlichen Besteuerung frei geblieben war, und sodann eine ganze Anzahl Luxussteuern auf Pferde und Wagen, Gesinde und Livrédiener, Seiden- und Sammtwaaren u. s. w., ein dreifaches Kopfgeld (capitation) auf — Junggesellen nicht zu vergessen.[1])

In diesem Sinne waren die Finanzedikte gehalten, denen sogleich bei der Vorlage das Pariser Parlament einen so geharnischten Widerstand ent-

1) Die Denkschrift, vermuthlich aus der Feder des Bureauchefs der Generalcontrole, des berühmten Finanzschriftstellers Véron de Forbonnais, ist abgedruckt in Pierre Clément-Alfred Lemoine, M. de Silhouette. S. 119—148.

gegensetzte, daß der König scheu wurde und der Minister in seiner Verzweiflung sich nicht mehr anders zu helfen wußte, als indem er alle Zahlungen, mit Ausnahme der Rentenzinsen, einfach einstellte (21. Oktober); durch diesen Staatsbankerott schaffte er sich für den Augenblick eine fällige Schuld von 189 Millionen vom Halse,[1]) aber dem Sturme, den dieser Gewaltstreich in der ganzen besitzenden Klasse inmitten des Zusammenbruchs unzähliger Existenzen entfesselte, widerstand der König nicht. Am 21. November war Silhouette entlassen und sein Nachfolger, der Polizeilieutenant Bertin, half sich wieder mit Schuldenmachen durch Leibrenten und Vorschüsse der Generalpächter, mit Steuern auf die Armen, die nicht schrieen, und auf deren Kosten das Parlament immer zu Bewilligungen zu haben war.

Aber das Alles half immer nur von einem Tag auf den andern. Das sicherste Mittel, aus dieser peinlichsten aller Klemmen herauszukommen, wäre ein Friede gewesen, der dem Lande mit einem Schlage 200 Millionen jährlich schenkte, durch Austritt aus einem Kriege, dessen Beginn von Hause aus ein Wahnsinn gewesen war, dessen Fortsetzung aber mit jedem Tage mehr ein wahres Verbrechen ward.

Der Herzog von Choiseul hatte aus den Katastrophen von Kunersdorf und Maxen keinen Trost geschöpft für die eigenen Niederlagen von Quiberon, Quebec und Minden. Im Gegentheil, die Aussicht auf ein vollständiges Erliegen Friedrichs beunruhigte ihn aufs Aeußerste. Am 24. December schrieb er an d'Ossun, den französischen Gesandten in Madrid: „Wir wissen, daß der Wiener Hof keinen anderen Zweck, keinen anderen Gedanken, keine andere Leidenschaft hat, als den König von Preußen zu vernichten. Wir sehen ein, daß nach diesem Kriege, wenn der König von Preußen vernichtet ist, das Haus Oesterreich seine Verbindung mit England erneuern und einen Ton annehmen könnte, der uns so wenig als Spanien gefallen dürfte. Nach all diesen Erwägungen sind wir vollkommen überzeugt, daß der König von Preußen tief genug gesunken ist, und daß es nicht in unserem Interesse liegt, ihn ganz untergehen zu lassen." Diese Erwägungen waren durchaus richtig, leider kamen sie viel zu spät: sie hätten von vorn herein, wie wir früher wiederholt betont haben, vor jedem Kriegsbund gegen Preußen, zum mindesten aber vor einem erneuerten Verbot jedes Sonderfriedens bei Abschluß der letzten Verträge abhalten müssen. Der französische Minister, welcher sich den XIII. Artikel des Vertrages vom 30. December hatte gefallen lassen,[2]) hatte der Diplomatie Frankreichs eine Fessel angelegt, die ohne Vertragsbruch nicht abzustreifen war. Die Aussicht auf den allgemeinen Frieden ward zu Schanden an dem Widerstande Oesterreichs und Rußlands, die auf einen Sonderfrieden, mit Ausschluß Preußens, ward vernichtet durch die ebenso weise als charaktervolle Haltung Pitts, dem Friedrich der Große schreiben ließ, nie seit Beginn seiner Regierung habe er einen Staatsmann von solch hochsinniger Recht-

---

1) H. Martin XV, 562. 2) S. oben S. 244.



schaffenheit kennen gelernt, und bewundert habe er den Adlerblick, mit dem dieser große Mann in dem Anwurf des französischen Cabinets sofort den Fallstrick entdeckt habe, in dem England sich hatte fangen sollen.[1]) Trotz der Vermittelung Spaniens, die Choiseul angerufen, blieb Frankreich festgeschmiedet an einen Krieg, wider dessen Fortsetzung seine theuersten Interessen zum Himmel schrieen und der eben durch einen neuen Vertrag mit Rußland ein noch viel bedrohlicheres Ansehen gewonnen hatte.

Durch die bestimmte Erklärung, daß von einem gemeinsamen Operationsplane für 1760 nicht mit einem Wort die Rede sein könnte, bevor die Entschädigung Rußlands durch den Erwerb des Königreichs Preußen (Ostpreußen) vertragsmäßig festgelegt sei, hatten die russischen Minister Woronzow und Schuwalow den österreichischen Botschafter, Grafen Esterhazy, derart geängstigt, daß er es auf sich nahm, ohne Ermächtigung, ja ohne Vorwissen seines Hofes am 21. März (1. April) einen dahin gehenden Vertrag zu unterzeichnen und, weil ihr die russische Hilfe nun einmal unentbehrlich schien, hatte auch Maria Theresia sich, wenn auch mit schwerem Herzen, in die vollzogene Thatsache gefügt. Gelangte dieser Artikel zur Ausführung, verlor Preußen außer Schlesien und Glatz auch noch die Provinz, deren Besitz Rußland zur baltischen Großmacht erhob, dann waren Polen, Dänemark, Schweden wie ganz Norddeutschland rettungslos dem russischen Einfluß verfallen und was das für Frankreichs europäische Politik bedeutete, das lag auch für ein minder scharfes Auge als das Choiseuls auf flacher Hand. Aber diesem erging es wie Bernis, er mußte, was er nicht wollte, und ließ nothgedrungen zu, was er tief innerlich verwarf. Er erhob keine Einwendung gegen die Gründe, welche Starhemberg für die Gutheißung des Vertrags geltend machte, und behielt Frankreich nur das Recht vor, von dem Vertragswerke fern zu bleiben. Im Einverständniß mit dem französischen Hof verlangte Maria Theresia, daß die Verabredung über Ostpreußen aus dem Hauptvertrag ausgeschieden und in einen geheimen Nebenartikel verwiesen ward[2]) und der Wortlaut, mit welchem derselbe schließlich beiderseits ratificirt wurde,[3]) machte die Erwerbung Ostpreußens durch Rußland ausdrücklich abhängig von derjenigen Schlesiens und der Grafschaft Glatz durch Oesterreich. Gelang die letztere nicht, so erlosch auch die Bürgschaft Oesterreichs für die erstere. Beide aber wurden nicht als Vorbedingung jedes Friedens, sondern blos als das mit allen militärischen und diplomatischen Mitteln gemeinsam zu erstrebende Ziel hingestellt. Im Interesse Frankreichs war Choiseul zu hoffen verpflichtet, daß es weder in der einen noch in der anderen Richtung werde erreicht werden. Die Kriegskunst der Russen und der Oesterreicher war ja ebenso bekannt,

1) Schaefer II. I, 583. Auf dessen eingehende Darstellung dieser ganzen Verhandlung S. 455—492 hiemit verwiesen wird. Vgl. Arneth VI, 86 ff. 2) Arneth VI, 91. 3) Martens, Recueil des traités conclus par la Russie avec l'Autriche. I. 300/1.

wie die stählerne Ausdauer, die unerschöpfliche Schwungkraft, mit der ihr genialer Gegner sich immer von neuem erhob.

Trostlos wie in keinem früheren Winter sah Friedrich in diesem dem Wiederausbruch des Krieges entgegen. Der Schlag von Maxen hatte ihm die Stämme von 18 Bataillonen und 6 Reiterregimentern gekostet. Was dafür an sächsischen Bauern gepreßt, an feindlichen Ueberläufern eingestellt werden konnte unter Offizieren, die man nehmen mußte, wie und wo man sie eben fand, bildete keinen Ersatz für alte Truppen; das war nur der Schatten einer Armee und auch die Heertheile, die sich so überraschend schnell von Kunersdorf wieder erholt hatten, wollten sorgsam zu Rathe gehalten und vorsichtig geschont sein. Noch strenger als zu Anfang des vorigen Jahres mußte Friedrich der Große sich jedes Wagniß untersagen und so schwer gerade ihm das ward, sich zu einer „geschlossenen Kriegsweise" bequemen,[1]) die ängstlich knauserte mit Menschenleben. Kaum 90,000 Mann hatte er zur Verwendung im freien Felde bereit, während die Oesterreicher in zwei Feldarmeen allein 120,000 Mann hatten und dazu mindestens 60,000 Russen erwarteten. Zu seinem Glück wußten die Feinde von ihrer Uebermacht keinen Gebrauch zu machen; ein Zusammenwirken zwischen den Verbündeten fand trotz monatelanger Verhandlungen so gut wie gar nicht statt und was dem Geschick und Thatendrang des einen der österreichischen Feldherrn gelang, das ward an der schlaffen Unfähigkeit des andern wieder zu Schanden.

Während Feldmarschall Daun mit 70,000 Mann in der Gegend von Dresden Friedrich den Großen thatlos beobachtete und Prinz Heinrich bei Sagan die Russen erwartete, brach Laudon mit 40,000 Mann von Kosteletz her in Schlesien ein, und griff in der Morgenfrühe des 23. Juni mit mehr als doppelter Uebermacht das Corps des Generals Fouqué an, das den Paß bei Landeshut zu bewachen hatte. Heldenmüthig wehrten sich die tapfern Bataillone gegen den Feind, der sie von drei Seiten zugleich mit rasendem Ungestüm anfiel. Sieben Stunden lang hielten sie Stand in dem hoffnungslosen Kampf und bis auf 1500 Mann, die sich durchschlugen, mit blanker Waffe, ward das ganze Corps vernichtet; 1000 Mann waren getödtet, 256 Offiziere und 7816 Mann wurden — meist verwundet — gefangen genommen; unter den letzteren General Fouqué selbst, der von drei Säbelhieben getroffen mit seinem todten Pferde zusammengestürzt war und den sein treuer Reitknecht mit eigenem Leibe vor der Wuth der Kaiserlichen gerettet hatte. Dies war Laudons erste Waffenthat, seit er ein selbständiges Commando hatte; eine zweite gelang ihm, als er am 26. Juli nach vierstündigem Kampfe das feste Glatz eroberte, und dadurch Friedrich den Großen zwang, von jeder weiteren Berennung Dresdens, das er mehrere Tage mit schrecklicher Wirkung für die Stadt, sonst aber ohne Erfolg beschossen hatte, abzustehen und schleunigst nach Schlesien zu eilen, wo jetzt Alles auf dem Spiele stand.

1) guerre serrée. Oeuvres V, 44.

Zu gleicher Zeit brachen auch Daun und Lacy nach Schlesien auf; die drei Armeen marschirten einander so nahe, daß sie aussahen wie Theile eines und desselben Heeres, in welchem Daun die Vorhut, die Preußen das Corps de bataille, Lacy die Nachhut bildete.[1]) Die 30,000 Preußen legten mit ihrer ganzen Artillerie und mehr als 1000 Wagen belastet den weiten Weg von der Elbe über die Spree, die Neisse, den Queis bis zum Bober in fünf Tagen zurück und als sie am 7. August in Bunzlau ankamen, da hatten sie außer den beiden Armeen, die sie in achtungsvoller Entfernung im Rücken und zur Seite begleitet, noch eine dritte im Gesichte, die Armee Laudons, die von Breslau herkam, während eine vierte, die russische, unter Soltikow dem Prinzen Heinrich gegenüber rechts von der Oder stand. Die Nähe der Heere Launs und Lacys, die nur im Marschieren mit den Preußen wetteiferten, aber an irgend einen Angriff unterwegs nicht von ferne dachten, brachte Friedrich einen großen Vortheil: ein Adjutant des Feldmarschalls, der mit Depeschen an Lacy betraut war, ward aufgegriffen und aus dessen Papieren ermittelt, was sich in Schlesien ereignet hatte und was Daun im Schilde führte.

Prinz Heinrich, der bis Landsberg an der Warte vorgegangen war, um die von Posen herankommenden Russen zu beobachten, hatte aus den Bewegungen derselben entnommen, daß sie nach Schlesien wollten und war demgemäß über Züllichau auf Glogau zurückgegangen, wo er erfuhr, daß die Russen Soltikows und die Oesterreicher Laudons sich unter den Mauern von Breslau ein Stelldichein geben wollten. Laudon aber hatte in seiner Ungeduld den unerträglich langsamen Anmarsch der Russen nicht abgewartet, sondern allein einen Anschlag auf Breslau unternommen. Nachdem er die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, schickte er dem Commandanten der Festung, Generalmajor von Tauenzien, den Oberst Rouvroi, um ihn zur Uebergabe aufzufordern, da er von 56 Bataillonen und 85 Schwadronen belagert, die russische Armee in vollem Anzuge und Entsatz nicht zu erwarten sei. Tauenzien lehnte rundweg ab, obwohl er nur 4000 Mann Streiter unter seinem Befehl hatte, und als nun die Kroaten in die Vorstädte einfielen, machte er einen Ausfall, jagte sie ins freie Feld zurück und ließ dann die Häuser in Brand stecken: an dem Ernst seiner Absicht, den Platz zu behaupten, war nicht mehr zu zweifeln. Laudon hatte weder Belagerungsgeschütz, noch Munition genug, um eine irgend wirksame Beschießung zu beginnen, er sah außerdem den sofortigen Anmarsch des Prinzen Heinrich voraus, so versuchte er es mit List und Einschüchterung, aber er kam an den Unrechten. Er schickte am 1. August dem Commandanten unter dem Titel Pro Memoria eine Stilübung ein, welche es für einen „Unfug" erklärte, daß hier „wider alle Kriegsraison" versucht werde, sich in einem „unhaltbaren Ort" zu wehren, und wodurch man diesen, „als eine bloße Kauf- und Handelsstadt der Gefahr aussetze verbrannt

1) Oeuvres V, 56.

und in einen Steinhaufen verwandelt zu werden". Der ritterliche Tauenzien kam sich sehr sonderbar vor, als er in seiner Antwort den feindlichen General belehren mußte, daß Breslau „mit Festungswerken und Wassergraben ganz umgeben", allerdings als eine „Festung" zu betrachten, die er zu vertheidigen entschlossen sei, „wie es einem rechtschaffenen Commandanten zukommt und wie ich solches vor dem König und der ganzen honetten Welt zu verantworten hoffe".[1]) Nun blieb Laudon nichts übrig, als die kurze Frist, die ihm bis zum Erscheinen des Prinzen Heinrich blieb, zu einem Beschießungsversuch zu benutzen. Das that er denn auch, in der Nacht ließ er das Feuer von drei Batterieen gegen die Stadt spielen und der Palast des Königs sowie verschiedene andere Häuser geriethen dadurch in Brand; die Kroaten aber, die gegen den bedeckten Weg vorstürmten, wurden mit Kartätschen und Flintenkugeln nachdrücklichst zurückgewiesen.

Bogislav Friedrich von Tauenzien

Generalmajor von Tauenzien.
Nach dem Stiche von Daniel Berger (1744—1824).

Auf die Nachricht, daß Prinz Heinrich bei Glogau über die Oder gegangen sei, schickte Laudon an Soltikow, der nur noch 9 Meilen von Breslau entfernt war, um ihn zu schleunigem Anmarsch zu bestimmen, weil ihn sonst Prinz Heinrich zur Aufhebung der Belagerung zwingen werde und versuchte noch einmal persönliche Einwirkung auf Tauenzien. Am Morgen des 2. August kam Rouvroi wieder und stellte dem unerbittlichen Commandanten vor, wie er wahrlich seiner Ehre nichts vergeben werde, wenn er jetzt ein Einsehen habe, um die Stadt zu schonen; die Bedingungen der Uebergabe möge er nur selber aufsetzen, General Laudon werde Alles genehmigen und nichts mehr bedauern, als wenn er zum Sturm schreiten müsse, denn dann werde an keinen Pardon zu denken sein. — Tauenzien antwortete, der Brand in der Stadt habe an seinem Entschlusse nichts geändert. „Ich vertheidige Wälle und Mauern und auf diesen werde ich den Feind erwarten. Ich habe keinen Begriff von der absonderlichen Art von Ehre eines Commandanten, der eine Festung übergiebt, bevor Bresche geschossen und ehe sie nur recht angegriffen worden ist." — „Wir werden sogleich die Laufgräben eröffnen," sagte der

1) Die beiden Schreiben bei Tempelhoff IV, 91—93.

Oesterreicher. — „Dies habe ich schon längst erwartet," lautete die Antwort, mit der das Gespräch endete.

Laudon aber eröffnete die Laufgräben nicht, sondern verhielt sich ganz stille und zog am 4. August nach Canth ab, weil die Vorhut des Prinzen Heinrich schon auf Neumarkt herangerückt kam, der Weg nach Lissa und Breslau war nunmehr frei und im Lager von Breslau konnte Prinz Heinrich am 8. August sein ganzes Heer versammeln, während Soltikow in Groß-weigelsdorf eine Meile von da lagerte und Czernichew bei Auras an der Oder sich aufstellte, nachdem er bei Leubus vergebens eine Brücke zum Uebergang über den Strom gesucht.[1])

Mit dem Prinzen Heinrich vor Breslau zusammenzutreffen und durch diese Verbindung Schlesien von Russen und Oesterreichern zu befreien, war nun der Gedanke Friedrichs des Großen, als er nach einem nothwendigen Rasttag am 9. August in Bunzlau von neuem aufbrach, während Daun an demselben Tage in Löwenberg ein Gleiches that.

Von Lissa aus hatte ihm Prinz Heinrich am 5. August einen recht ängstlichen Brief geschrieben, und nachdem er auf die Uebermacht der beiden Heere hingewiesen, zwischen denen er sich mitten inne befand, hinzugesetzt: „hätte ich die Schwierigkeiten vorausgesehen, die ich in diesem Feldzug finde und noch finden werde, so hätte ich gebeten, mich von einem Auftrag zu entbinden, den ich als fast unausführbar betrachte".[2])

Der König antwortete aus dem Lager bei Hohendorf an der Katzbach, das er noch am Abend des ersten Marschtages bezogen hatte: „Es ist nicht schwer, mein lieber Bruder, Leute zu finden, welche in ruhigen und glücklichen Zeiten dem Staate dienen, die guten Bürger sind die, die ihm in Zeiten der Krisis und des Unglückes dienen. Gediegener Ruhm wird durch Ausführung schwieriger Dinge erworben, je mehr sie das sind, desto größere Ehre tragen sie ein. Ich glaube deßhalb nicht, daß das, was Sie mir schreiben, ernst gemeint ist. Gewiß werden weder Sie noch Ich in der gegenwärtigen Lage für die Ereignisse verantwortlich sein, aber wenn wir gethan haben, was in unseren Kräften stand, dann wird wie unser Gewissen so auch die Welt uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Die Dinge hier werden sich allem Anschein nach in wenig Tagen entscheiden. Wir werden fechten für Ehre und Vaterland, Jeder wird das Unmögliche thun, damit wir siegen, und die Uebermacht der Zahl schreckt mich nicht."[3])

König Friedrich war wieder gestimmt wie in seinen besten und größten Tagen; auf einem Marsche, ganz ähnlich dem, der ihn einst von Roßbach nach Leuthen geführt, überkam ihn der ganze Schwung solcher Rückerinnerung; noch größer als damals war das Mißverhältniß der Kräfte, er stand mit nur 30,000 gegen 90,000 Mann; auch seine Truppen waren nicht mehr die-

1) Tempelhoff IV, 9. 2) Schöning II, 376. 3) Hohendorf. 9. August 1760. Schöning II, 378/79.



selben, während die österreichische Armee jetzt fast ebensoviel Veteranen zählte, als ehedem Rekruten. Aber er selbst war der Alte geblieben, ungebeugt in ihm die stolze Seele, die in dem Körper seines Heeres Alles belebte und ungebrochen das Bewußtsein einer Geistesüberlegenheit, die auf lauter Minderjährige lächelnd herunterschaute.

Jenseits der Katzbach, die Friedrich überschreiten mußte, stand die ganze Armee des Feindes: General Nauendorf bei Parchwitz, Laudon zwischen Jeschkendorf und Koischwitz, Daun von da bis Wahlstatt, und — was der König am 10. noch nicht wußte — Lacy zwischen Seichau und Goldberg. Die Wege nach Schweidnitz und Breslau waren also so stark verrammelt als nur irgend möglich und ungemein schwierig die Aufgabe des Königs, der hier durchbrechen wollte und doch den Zusammenstoß mit dreifacher Uebermacht vermeiden mußte. Friedrich der Große that, was die Lage forderte, er verlegte sich auf die Kunstgriffe eines Parteigängers, der jede Nacht sein Lager wechseln muß, um dem Ueberfall zu entgehen, der ihn beim geringsten Nachlassen der Wachsamkeit und Thätigkeit unfehlbar treffen würde. Sein Heer war beständig in Bewegung, um den Gegner bald da bald dort zu beschäftigen, immer aber zu täuschen. Der Feind erkundete sein Lager und traf dann bedächtig die Maßregeln zum Angriff und wenn er sie ausführen wollte, war das Nest leer und der Vogel ausgeflogen.[1])

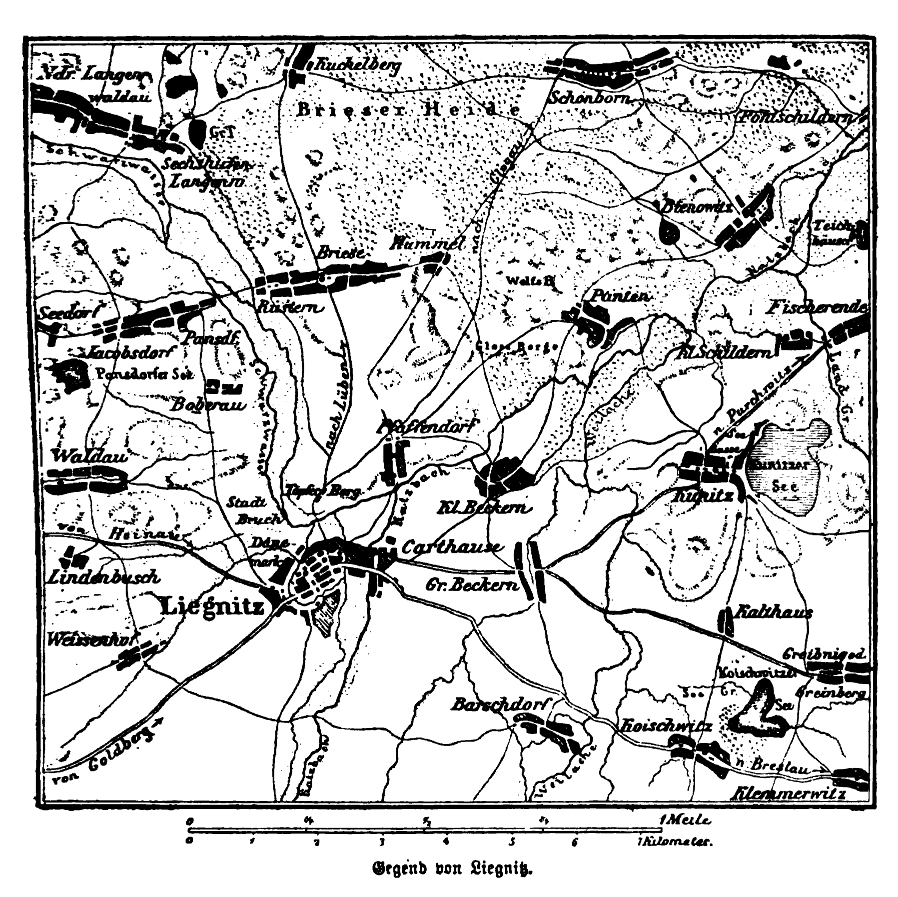
Solche Manöver waren höchst gewagt unter den Augen solcher Uebermacht und das gewagteste darunter, der Vorstoß auf Seichau und die nächtliche Rückkehr von da nach Liegnitz (12./13. August) hätte sehr leicht zu einer Katastrophe führen können, wäre hier Laudon an Dauns Stelle gewesen. Das Ergebniß für Friedrich den Großen war die Ueberzeugung, daß ein Umgehen des linken Flügels der Feinde ganz unmöglich sei.

Im Lager zu Liegnitz kam dem König „auf geheimen Wegen", wie er selbst erzählt, die Nachricht zu, daß Czernichew mit 20,000 Russen bei Auras die Oder überschritten habe und daß die Oesterreicher nur dessen Mitwirken abwarteten, um ihn zu zermalmen. Brod und Zwieback hatte er nur noch auf 3 Tage; er war belastet mit 2000 Wagen für Brod- und Munitionstransport, die für jeden Marsch ein überaus lästiges Hinderniß bildeten; ein längeres Verweilen bei Liegnitz war nicht möglich, weil sein rechter Flügel bei Schimmelwitz sehr leicht umgangen werden konnte; der Durchbruch, der nach Jauer hin gescheitert war, konnte nur noch bei Parchwitz versucht und durfte nicht einen Tag mehr aufgeschoben werden, wenn die Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich gelingen sollte, durch die voraussichtlich Alles gerettet ward.

Was der Feind vorhatte, war klar. „Wenn zwei Gegner," sagt Friedrich, „einige Jahre unausgesetzt Krieg mit einander führen, so erlangen sie von ihrer Art zu denken, zu handeln und zu unternehmen eine so vollständige

1) Oeuvres V, 60.

Kenntniß, daß sie wechselseitig errathen, was sie beabsichtigen können." Aus den nunmehr sicher ermittelten Aufstellungen der drei Armeen ergab sich mit der größten Bestimmtheit, daß Lacy die Preußen auf ihrem rechten Flügel, Daun ihre Mitte angreifen und Laudon die Höhen von Pfaffendorf besetzen sollte, um ihnen den Weg nach Glogau und den Rückzug abzuschneiden. Aus diesen Vordersätzen folgten die Schlüsse für Friedrichs Handeln ganz von selbst.



Gegend von Liegnitz.

Am Nachmittage des 14. August ging unter Bedeckung von 2 Freibataillonen und 100 Pferden der ganze Wagenpark nach Glogau ab, wo er auch glücklich ankam, um frische Ladung einzunehmen. Am Abend brach die Armee selber nach Pfaffendorf auf, während in dem verlassenen Lager die Wachfeuer weiter brannten und von Landleuten die ganze Nacht unterhalten wurden. Jenseits des „Schwarzen Wassers", das unterhalb Liegnitz in die Katzbach fällt, ward Halt gemacht und eine Stellung eingenommen, ver-

möge deren ein Flügel unter Zieten das Schwarze Wasser bewachte, während der andere unter Friedrich selbst die Höhen von Pfaffendorf an der Katzbach besetzte.

Eine Abtheilung von Zieten-Husaren unter Major v. Hundt schwärmte über Panten, Bienowitz und Polnisch-Schildern auf Kundschaft aus und drei Stunden nach Mitternacht kam Hundt mit der Nachricht zurückgesprengt, er sei auf zwei Colonnen Infanterie und zwei Colonnen Cavallerie von Laudons Heer gestoßen, der Feind also im vollen Anmarsche begriffen und für seinen heißen Empfang kein Augenblick mehr zu verlieren. Der König traf sofort seine Maßregeln: das Corps unter Zieten und Wedell, etwa 16,500 Mann, blieb als rechter Flügel wo es stand, und bewachte mit eilig errichteten Batterieen die beiden einzigen Wege, über die Daun von Liegnitz her kommen konnte. Das andere Corps, nur etwa 14,000 Mann stark, lehnte sich rechts an das Dorf Panten und links an den Wald von Hummel. Während die Reiterei mit dem Feinde scharmützelte, ward auf einer Höhe, die die ganze Gegend beherrschte — dem Rehberge — eine Batterie von 10 Zwölfpfündern aufgefahren. Dies geschah in dem Augenblicke, als der Feind sich ihrer bemächtigen wollte. Augenblicklich bekam er aus unmittelbarer Nähe ein Kartätschenfeuer, das unter den gedrängt marschirenden Colonnen eine mörderische Wirkung that, und die denkwürdige Schlacht des 15. August hatte begonnen.

Laudon hatte auf nichts weniger als eine Schlacht im tiefen Dunkel der Nacht gerechnet. Er war am Abend des 14. aus seinem Lager bei Koischwitz aufgebrochen, hatte die Katzbach bei Furthmühle überschritten, und war dann auf dem linken Ufer aufwärts marschirt, um am frühen Morgen an den Feind zu gelangen; denn — so lautete der Befehl des Feldmarschalls — am 15. sollte der Feind „mit Anbruch des Tages mit vereinten Kräften angegriffen werden, es koste, was es wolle".[1]) In der Meinung, die Preußen seien noch in ihrem Lager jenseits des Schwarzen Wassers und höchstens der Wagenzug mit den beiden Freibataillonen werde ihm unterwegs begegnen, marschirte er ohne Vorhut mit der Infanterie des Reservecorps — den von ihm selbst errichteten Grenadierbataillonen — zuversichtlich einher und schloß aus dem schleunigen Wiederverschwinden der Zieten-Husaren, daß er nur rasch zuzulangen brauche, um einen Fang zu thun, wie einst bei Domstadtl. Da traf ihn ganz unerwartet das Kartätschenfeuer der preußischen Geschütze und mit einer Geistesgegenwart und Entschlossenheit, die ihm zur höchsten Ehre gereichte, fand er sich sofort in die neue Lage, nur daß diese viel ernster war, als er selbst jetzt ahnen konnte. Er rechnete aber mit Bestimmtheit auf den Angriff Lacys und Dauns im Rücken und in der Rechten des Feindes und konnte die Stärke und Aufstellung des Heertheiles, der ihm gegenüberstand, bei der Dunkelheit nicht erkennen.

So eilig, als es das Halbdunkel des grauenden Morgens und die Enge

1) Bericht Laudons an Kaunitz, d. Koischwitz 15. August, bei Janko S. 196.

des Terrains gestattete, formirte er seine Grenadiere, brachte ihrer aber nur fünf Bataillone in Front und ward von den Grenadierbataillonen Rathenow, Rimschefsky und dem Regiment Alt-Braunschweig zurück auf die marschirenden Colonnen geworfen, denen das Reservecorps so weit vorausgeeilt war, daß es nicht gleich von ihnen unterstützt werden konnte. Bis sein Fußvolk mit frischen Kräften wieder vordringen konnte, schickte er seine Reiterei vor, um die angreifenden Preußen in der Seite und im Rücken zu fassen. Diese warfen auch die Dragoner Krockows über den Haufen, wurden dann aber durch die Kürassiere des Regiments Markgraf Friedrich in der Flanke gefaßt und in die Moräste bei Schönborn hineingesprengt. Die preußischen Grenadiere stießen auf Laudons zweites Treffen, und drängten es zurück, als die preußische Reiterei von rechts her in die weichenden Bataillone einhieb und sie fast vollständig gefangen nahm. Noch fünf Mal ging Laudon mit je fünf Bataillonen vor und fünf Mal ward er durch das Feuer der Grenadiere und blitzschnell auftauchende Schwadronen der Preußen zurückgetrieben; nun aber war auch sein ganzes Heer derart zugerichtet, daß der allgemeine Rückzug unvermeidlich war. „Nachdem ich," sagt Laudon in seinem Berichte, „gegen 6 Uhr sah, daß ich es mit der ganzen feindlichen Macht zu thun habe, und daß von keiner Seite, weder von jener des FM. noch des Grafen Lacy, etwas unternommen werde, mußte ich der Uebermacht weichen und es ist leicht zu ermessen, daß solches ohne einen beträchtlichen Verlust an Artillerie und Mannschaft nicht geschehen konnte." Mit Hinterlassung von 82 Kanonen, 23 Fahnen und 10,806 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen[1]) — fast dem vollen Drittheil seines Heeres — trat Laudon bei Bienowitz den Rückzug über die Katzbach an — nicht verfolgt, weil Friedrich sich jetzt der anderen Seite des Schlachtfeldes zuwenden mußte, ohne Ahnung der freudigen Ueberraschung, die ihm hier bevorstand.

Die Colonnen Dauns und Lacys hatten die Nacht am Ufer der Katzbach unter dem Gewehre zugebracht. Im preußischen Lager brannten die verlassenen Feuer und einige Husaren, die zu dem Zwecke zurückgelassen waren, besorgten mit möglichst lautem Rufen den Wachdienst und die Patrouillengänge. Endlich wagte eine kleine Abtheilung des österreichischen Vortrabs über die Katzbach zu gehen und sich von Schimmelwitz aus das preußische Lager etwas näher zu betrachten: wie groß war ihre Ueberraschung, als sich herausstellte, daß es leer, ganz leer und die preußische Armee auf und davon sei. Zwei Stunden nach Mitternacht setzte sich auch Daun mit Lacy in Bewegung, um langsam, langsam die Katzbach zu überschreiten und auf einem Wege, auf dem nirgends ein Feind zu sehen war, nach Liegnitz vorzudringen. Hinter Pfaffendorf donnerten 200 Kanonen, rang Laudon stundenlang in einem blutigen mörderischen Kampfe, Daun und Lacy hörten davon nichts — der Wind war

1) Oesterreichische Berechnung bei Janko S. 203, übereinstimmend mit der Friedrichs. Oeuvres V, 66.

ungünstig, melden alle Berichte — endlich um 5 Uhr aus Liegnitz herausgekommen, entdeckte Daun jenseits des Schwarzen Wassers das Corps Zietens in Schlachtordnung; nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, es anzugreifen, während Lacy abgesandt ward, um das Schwarze Wasser weiter oberhalb zu überschreiten und dem Feinde in den Rücken zu fallen. Aber Zietens Geschütze feuerten von den Pfaffendorfer Höhen so nachdrücklich auf den österreichischen Vortrab, daß dieser kaum ins Freie gekommen, sofort inne hielt und als Friedrich auf der Höhe erschien, gab eben das Fußvolk ein Rottenfeuer ab, das den vollständigen Abzug der weichenden Colonnen entschied. Von Lacys Heer kam nur eine Abtheilung Husaren und Dragoner durch eine Furth bei Ober-Rüstern über das Schwarze Wasser hinüber und stieß bei Hummel auf eine Gardegrenadiercompagnie, die unter Befehl des Hauptmanns Prittwitz das Feldgepäck des Königs, die ganze Chatoulle, alles Silberzeug, Pläne, Karten u. s. w. bewachte. Der zog seine Leute sofort in das Dorf, und verrammelte den Eingang desselben so geschickt, daß der Feind ohne Beute davon ritt.

So war in den frühen Morgenstunden des 15. August unter scheinbar verzweifelten Umständen durch eine wunderbare Verbindung von Genialität in der Führung und heldenmüthiger Tapferkeit im Kampfe wieder einmal ein wahrhaft glänzender Sieg erfochten worden; aber Werth gewann er doch erst durch die blendende Raschheit, mit der er benutzt ward, bevor der Feind zu sich kam und aus seiner Betäubung erwachte. Um 10 Uhr brach Friedrich vom Schlachtfeld auf, marschirte nach Polnisch-Schildern und überschritt die Katzbach gegenüber Parchwitz, das der General Nauendorf kampflos räumte. Auf der Höhe von Parchwitz erwartete der König den Heertheil Zietens, der noch am Abend zu ihm stieß; da lief die Nachricht ein, daß Czernichew schon seit mehreren Tagen in Lissa lagere. Um dies unbequeme Hinderniß des Marsches auf Breslau aus dem Wege zu schaffen, verfiel Friedrich auf eine Kriegslist. Er schrieb seinem Bruder Heinrich einen Brief des Inhalts: er habe die ganze österreichische Armee in die Pfanne gehauen und lasse jetzt Brücken schlagen, um die Oder zu überschreiten und jenseits derselben den Russen dasselbe Schicksal zu bereiten. Der Prinz möge sich bereit halten, zum verabredeten gemeinsamen Angriff auf Soltikow. Dieser Brief ward einem Bauer übergeben, mit dem Versprechen einer großen Belohnung, wenn er sich unverzüglich von den russischen Vorposten gefangen nehmen und dann unter täuschenden Anzeichen der Seelenangst seinen Brief entreißen lasse. Die List gelang, Czernichew las und brach spornstreichs auf, noch am Abend ging er über die Oder zurück, um in Eilmärschen das Heer Soltikows zu erreichen. König Friedrich aber kam unangefochten am 16. nach Neumarkt, und nach zwei Tagen wohl verdienter Rast am 19. in die Gegend von Breslau, wo er bei Hermannsdorf, nicht weit vom Leuthener Schlachtfeld ein Lager bezog, während die Russen, denen Prinz Heinrich bis Trebnitz gefolgt war, im Trachenberg unweit der polnischen Grenze auf Nachricht

warteten, ob die Kaiserin Elisabeth ihren neuesten Krankheitsanfall überleben werde oder nicht.

Was Friedrich der Große dachte und empfand in diesen Tagen höchster Spannung, das sagen uns zwei Briefe an d'Argens. Der eine ist in Neumarkt am 17. August geschrieben, der andere im Lager zu Hermannsdorf am 19. In jenem hieß es: „Gott ist stark in den Schwachen; so pflegte der alte Bülow[1]) zu sagen, so oft er uns ankündigte, daß seine Kurfürstin guter Hoffnung sei, und dies schöne Sprüchlein wende ich an auf unsere Armee. Die Oesterreicher 80,000 Mann stark (in Wahrheit 90,000) wollten 35,000 Preußen (es waren nur 30,000) umzingeln. Wir haben Laudon geschlagen und die Andern haben uns nicht angegriffen. Das ist ein großer Vortheil, auf den wir nicht hoffen durften. Aber das letzte Wort ist noch nicht gesprochen und wir haben noch viel zu klettern, bis wir auf der Höhe des steilen Felsens sind, wo das Werk seine Krönung findet. Rock und Haare sind mir versengt worden. Ich selbst bin bis heute unverwundbar. Nie haben wir größere Gefahren bestanden und nie größere Anstrengungen auszuhalten gehabt. Aber welches wird das Ende unserer Mühsal sein? Immer komme ich auf den schönen Vers von Lucrez zurück: „Wohl dem, der zurückgezogen in dem Tempel der Weisheit" u. s. w. Haben Sie Mitleid, lieber Marquis, mit einem armen Philosophen, der ganz aus seiner Bahn verschlagen ist." Und in dem andern schreibt der König: „Ehedem würde das Gefecht vom 15. den Feldzug entschieden haben: heute ist es nichts als eine Schramme. Nur eine große Schlacht kann unser Loos entscheiden; allem Anschein nach wird sie bald geschlagen werden und erst wenn ihr Ausgang glücklich ist, werden wir uns freuen dürfen. Es hat viel List und Geschicklichkeit gekostet, um soweit zu gelangen. — Wunder werden wir nöthig haben, um all die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich noch vor mir sehe. Die Arbeiten des Herkules habe ich zu verrichten in einem Alter, wo die Kraft mich verläßt, meine Schwächen zunehmen und wo mir, die Wahrheit zu gestehen, die Hoffnung, dieser einzige Trost des Unglücklichen, anfängt, zu versagen. Sie kennen die Dinge nicht genug, um sich ein klares Bild von den Gefahren zu machen, die den Staat bedrohen; ich kenne sie und halte sie geheim, ich behalte alle Befürchtungen für mich und lasse die Welt nur wissen, was ich hoffe und was ich von wenigen guten Botschaften ihr mitzutheilen weiß. Wenn der Schlag, den ich plane, gelingt, dann, mein lieber Marquis, wird die Freude sich ergießen dürfen: aber bis dahin, schmeicheln wir uns nicht, damit nicht eine unerwartete Unglückspost uns zu sehr niederschlage."[2])

Der Anschlag, den der König plante, ergibt sich aus einem Briefe, den er am 24. August an den mit 11,000 Mann in Sachsen zurückgebliebenen General Hülsen schrieb: „In 14 Tagen oder 3 Wochen wird es hier wohl zu einer großen Decision kommen: die Russen haben sich von Trebnitz nach

---

1) 1740—1756 sächsischer Gesandter in Berlin. 2) Oeuvres XIX, 189—192.



Militsch näher gegen die polnische Grenze zurückgezogen. Sobald Ich Meinen Bruder an Mich haben werde, so werde Ich dem Daun auf den Hals gehen und wenn solches mit uns gegen ihn gut gehen wird: so werde Ich dann in den Umständen sein, nach Sachsen zu detaschiren, jetzo aber sind Meine Umstände hier wegen des Feindes noch sehr beklommen."[1]) Demgemäß sollte Prinz Heinrich nur ein Corps von 12,000 Mann unter General v. d. Goltz zur Beobachtung der Russen zurücklassen, mit dem Hauptheer dagegen über die Oder zurückkehren und sich im Lager bei Breslau mit der Armee des Königs vereinigen. Das geschah denn auch, aber der Prinz fand die Anordnung des Königs angesichts der Uebermacht der Russen so unrichtig, daß er wegen geschwächter Gesundheit den Heerbefehl niederlegte und am 29. August zu Breslau seinem Bruder einen Brief schrieb, der uns völlig unerklärbar wäre, wüßten wir nicht, daß der Verfasser in dem Irrwahn befangen war, König Friedrich habe es jederzeit in der Hand, durch Aufopferung Schlesiens den Frieden herzustellen.[2]) Die merkwürdigen Worte lauten: „Sie haben in Ihrer Hand das Wohl so vieler Völker, Ihres Heeres und Ihres Staates; das ist eine schwere Last unter so heiklen Umständen. Sie haben so viel Menschlichkeit, Empfindsamkeit und Liebe zu Ihren Völkern und Ihrem Heere, daß ich überzeugt bin, alle Entschließungen, die Sie fassen, werden diesen Grundsätzen entsprechend sein. Der wahre Ruhm und die gediegene Ehre schließen jede Eitelkeit aus und bewahren vor der Versuchung, Glanz in der Welt zu suchen oder einen pomphaften Namen zu tragen, vielleicht auf Kosten des Glücks von Tausenden. Das Heldenthum, das auf Tugend gegründet ist, wagt, beharrt und handelt nur für das Glück der Menschen. Jede That, die das bezweckt, verdient das größte Lob und wer Alles auf der Welt thut, um die Menschen zu beglücken, ist ein Gott auf Erden — das ist, mein theuerster Bruder, meine Meinung, sie entspricht Ihren Gesinnungen. Nichts wünsche ich herzlicher als das Wohl des Staates, aber Niemand auf der Welt kann ihn retten außer Ihnen."[3])

Die Befürchtungen des Prinzen vor den Russen erwiesen sich als ganz unbegründet; in Schlesien wagte Soltikow gar nichts mehr, und ohne seine Hilfe fand auch Feldmarschall Daun jeden Angriff auf Friedrichs des Großen 50,000 Mann ganz unmöglich; der Letztere aber erzielte mit seinem Manöverkrieg auch nicht mehr, als daß ein Versuch der Oesterreicher, Schweidnitz zu belagern, vereitelt und Daun mehr und mehr ins schlesische Gebirge hineingedrängt ward. Während der Krieg an dieser Stelle völlig ins Stocken kam, ward die Festung Colberg zum zweiten Mal belagert und die Stadt Berlin zum zweiten Mal gebrandschatzt.

Während in Vorpommern die Schweden des Generals Lantingshausen sich mit den Preußen des Obersten Belling wie früher so auch jetzt ohne Entscheidung, herumschlugen, versuchten die Russen sich in Hinterpommern

1) Schöning II, 393. 2) S. S. 137. 3) Schöning II, 400.



Kupferstich (1767) von G. F. Schmidt „Graveur du Roy“ (1712—1775); Originalgemälde von Charles Amédée Philippe van Loo (1715 oder 1718 bis gegen Ende des Jahrh.).

einen festen Hafenplatz zu erobern, der ihrer Flotte eine stets gesicherte Landung bot und dem Landheer als Niederlage für Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse diente. Mit einer mächtigen Flotte von 26 Kriegsschiffen, 5 Fregatten, 3 Bombadiergallioten, mehreren Brandern und einer Menge von Transportschiffen, welche außer allem Belagerungsbedarf 8000 Mann Landtruppen an Bord hatten, erschien der russische Admiral Mischakow am 26. August vor Colberg und setzte sofort das Fußvolk ans Land, das unter dem General Demidow die Festung von der Landseite her angreifen sollte. Reiterei kam von dem in Polen zurückgelassenen Heertheil hinzu, und nachdem am 29. noch eine schwedische Flotte von 8 Kriegsschiffen eingetroffen war, begann die Belagerung. Commandant in Colberg war noch derselbe ausgezeichnete Offizier, Heinrich Sigismund von der Heyde, welcher als Major im Jahre 1758 einen ersten russischen Angriffsversuch unter General Palmbach glücklich bestanden hatte[1]) und dafür zum Obersten ernannt worden war. Ihm stand außer 2000 Mann Besatzung nur der Heldenmuth einer Bürgerschaft zur Seite, die ihre Häuser in Flammen aufgehen sah, ohne an Uebergabe zu denken. Die russischen Geschütze richteten erst von der See-, dann auch von der Landseite her ein fürchterliches Feuer auf die Stadt, das von der Festung aus tapfer, aber mit sehr wenig Wirkung erwidert wurde; die Landtruppen eröffneten die Laufgräben und eroberten in der Nacht des 9. September die Hafenschanze trotz heftigen Widerstandes der Vertheidiger und so schien gegen die zermalmende Uebermacht an Streiterzahl und Geschützen auch die heldenhafteste Gegenwehr vergeblich, da kam am 18. September die Rettung. Auf Befehl des Königs hatte General Goltz von seinem Heertheil 4 Bataillone und 9 Schwadronen unter General Hans Paul v. Werner aus Glogau nach Colberg abgehen lassen. Mit einer Raschheit, wie sie selbst bei Preußen selten war, legte dieser die 45 Meilen in 13 Tagen zurück und kam — drei Tage früher als der König berechnet hatte — am 18. September in der Umgebung der schwer bedrängten Festung an. Um an die Belagerer heranzukommen, hatte er einen Engweg zu durchschreiten, welcher zwischen dem Dorfe Selnow und dem Kauzenberg nach der Brücke über die Persante führt. Hier standen 300 Russen. Unverzüglich sandte Werner zwei Schwadronen seiner Husaren gegen sie ab, und deren urplötzliches Erscheinen setzte die Russen in solchen Schreck, daß sie auf der Stelle die Flucht ergriffen; ein Theil ward niedergesäbelt, 160 wurden gefangen genommen; an ein Abwerfen der Brücke war nicht mehr zu denken. So kam Werner über die Persante in die Stadt; ohne seinen Husaren die kleinste Rast zu gönnen, stürzte er sich mit ihnen sofort auf die russische Reiterei, die am Stadtwalde stand und trieb sie gegen Köslin; nun erst hielt er inne, um die Herankunft seiner Bataillone abzuwarten, mit denen er dann am nächsten Tag das Lager der Russen selber angreifen wollte. Diesen Angriff aber warteten die Russen nicht ab; in ihrem

1) Schaefer II, 1. 132 ff.

Lager schrie, tobte, rannte und flüchtete Alles durcheinander. In grenzenloser Verwirrung stürmten die Mannschaften, die Offiziere mit sich fortreißend, den Schiffen zu; noch in der Nacht war die kürzlich eroberte Schanze geräumt, die Laufgräben sammt den Geschützen verlassen, und am Morgen des 19. September fand Werner nirgends mehr einen kampfbereiten Feind, sondern nur noch eine reiche Siegesbeute vor; sie bestand aus 15 Vierundzwanzigpfündern, 5 Haubitzen, 2 Mörsern und einer Menge Bomben, Kugeln, Granaten, Pulver u. s. w. Am 23. September lichtete die feindliche Flotte die Anker und fuhr mit vollen Segeln von dannen. Die Colberger aber ehrten ihre beiden Retter, indem sie jedem eine goldene Denkmünze schlagen ließen, auf deren Rückseite dargestellt war, wie Andromeda durch Perseus von einem Seeungeheuer gerettet wird, darüber stand res similis fictae, darunter Pomerania liberata MDCCLX. Die Vorderseite der einen trug das Brustbild Heydes mit der Umschrift: Henr. Sigismund von der Heyde, Colbergae Defensor und auf der Vorderseite der andern stand das Brustbild Werners mit der Umschrift: Paulus a Werner, Colbergae Liberator.[1])

Vor Colberg hatte sich entschieden, daß die Russen in Pommern keine Winterquartiere nehmen würden; dafür unternahmen sie, ehe sie ganz nach Polen zurückgingen, einen Ausflug nach Berlin, der militärisch und politisch ganz ebenso folgenlos blieb, wie der Streifzug Hadiks im Jahre 1757.[2])

Fünf Wochen war zwischen den Hauptquartieren Dauns und Soltikows über gemeinsame Operationen gegen Friedrich den Großen hin- und herverhandelt worden; das Ergebniß war gewesen, daß der nächstliegende Gedanke, Glogau zu belagern, aufgegeben und dann, damit doch etwas geschehe, im russischen Lager beschlossen ward, einen Stoß auf Berlin zu unternehmen, mit den Oesterreichern, wenn sie wollten, ohne sie, wenn sie nicht wollten. Mit einer Eilfertigkeit, die sich General Lacy nur aus ihrer Beutegier erklären konnte, schritten die Russen zur Ausführung ihres Planes. General Tottleben brach, von Czernichew und Fermor gefolgt, am 26. September im Lager bei Karolath an der Oder auf und marschierte über Sagan, Sorau, Guben, Beeskow, Wusterhausen mit solcher Geschwindigkeit auf Berlin, daß die Oesterreicher des Feldzeugmeisters Lacy, die erst am 28. aus Waldenburg abmarschirt waren, trotz aller Anstrengung ihn einzuholen, um volle vier Tage zu spät kamen.[3])

Bereits am 3. Oktober erschien Tottleben vor den Thoren von Berlin, forderte alsbald die schwache Garnison zur Uebergabe auf und eröffnete, als diese abgelehnt ward, noch am Nachmittage mit seiner gesammten Artillerie die Beschießung der Stadt; aber das Feuer that wenig oder gar keinen Schaden, es ward lebhaft erwidert und die Sturmangriffe, die er um Mitternacht mit je 300 Grenadiren gegen das Halle'sche und Cottbuser Thor unter-

---

1) Tempelhoff IV, 159—262; vgl. Schaefer II, 2. 76—79. 2) S. 173.
3) Vgl. Tempelhoff IV, 242 ff., Schaefer II, 2. 80—86.

nehmen ließ, wurden zurückgeschlagen. Die Seele des Widerstandes war neben dem alten Feldmarschall Lehwald der General Seydlitz, der von seiner bei Kunersdorf erlittenen Verwundung noch nicht vollständig geheilt war. Noch in der Nacht kamen von dem eilig herbeigerufenen Corps des Prinzen von Würtemberg zwei Dragonerregimenter in der Stadt an und als diese am Morgen des 4. vor dem Halle'schen Thor erschienen, zog Tottleben nach Köpenick ab, um sich von hier aus die Verbindung mit Czernichew und den Zufuhren zu sichern. In Berlin traf inzwischen das Fußvolk des Prinzen von Würtemberg, und danach das ganze Corps des Generals Hülsen ein, das bisher Sachsen gegen die Reichsarmee Schritt um Schritt vertheidigt und zuletzt bei Wittenberg gefochten hatte. Aber mit diesen nunmehr 14,000 Mann war die Stadt nicht zu halten gegen die 40,000 Mann Russen und Oesterreicher, die Tottleben, Czernichew und Lacy inzwischen unter den Mauern Berlins vereinigt hatten. Der Kriegsrath beschloß einstimmig, in der Nacht des 8./9. Oktober die Truppen nach Spandau zurückzuziehen und die Stadt ihrem Schicksal zu überlassen. In der Nacht, da die Truppen abzogen, berieth der Magistrat mit dem Gouverneur Generallieutenant v. Rochow, was zu thun sei. Einer der reichsten und angesehensten Männer der Bürgerschaft, der Fabrikant und Kaufmann J. E. Gotzkowsky[1]) erzählt uns, was sich nun begab:

„Den 8. Oktober dieses Jahres um 2 Uhr des angehenden Morgens ward ich aus meiner Behausung auf das Berlinische Rathhaus gerufen, und ich traf daselbst die mehrsten Glieder des versammelten Magistrats in der größten Bestürzung an.

Hier eröffnete man mir die betrübte Nachricht von dem Abzug unserer Truppen und dem wehrlosen Zustande, worin sich solchemnach die Stadt befinde, daß nunmehr nichts anders zu thun sey, als die Stadt durch eine gute und mit dem Feinde zu errichtende Capitulation vor allen bösen Folgen menschmöglichst zu decken. Es wäre aber demnach der Vorwurf der Berathschlagungen dieser: ob die Stadt an die Russen oder an die Oesterreicher zu übergeben sey. Hierüber sollte ich nun meine Meinung erstatten. Diese ging nun dahin:

„Daß es meiner Meinung nach weit besser seyn würde, wenn die Capitulation mit den Russen als mit den Oesterreichern geschlossen würde, eines Theils wären erstere nur Hilfsvölker des eigentlich angreifenden Feindes und anderen Theils wären sie auch eher vor die Stadt gerückt, hätten selbige förmlich aufgefordert und sodann wären sie auch denen Oesterreichern, nach gemeiner Sage, an Mannschaften überlegen: wohingegen die Oesterreicher mit der Stadt in aller Absicht, als abgesagte und eigentliche Feinde, weit härter als jene verfahren würden, daher möchte immer mit den Russen besser abzukommen seyn."

1) Geschichte eines patriotischen Kaufmanns zuerst 1768 und 1769 gedruckt; wieder abgedruckt in den Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin, Heft VII. Berlin 1873. S. 17 ff.

Diese Meinung fand Beyfall, selbst der damalige Gouverneur, Generallieutenant v. Rochow, pflichtete derselben bei und traf solchergestalt seine Capitulution in Ansehung der Garnison mit den Russen."

Der Rath Gotzkowskys war richtig und erwies sich in seinen Folgen noch weit günstiger, als die Väter der Stadt Berlin in jenen angstvollen Nachtstunden ahnen konnten. Die Russen sind vom Morgen des 9. bis zum Abend des 12. Oktober in Berlin gewesen. So kurz diese Frist war, sie war ausreichend, um grenzenloses Unheil anzurichten, hätte nicht General Tottleben sich mit seinen Russen so gehalten, daß Gotzkowsky, der alsbald sein Vertrauen zu gewinnen wußte, ohne Uebertreibung von ihm sagen konnte: „Mehr als ein Freund, wie als ein Feind hat er sich bewiesen. Was hätte er für seine Person nicht erpressen und ausbedingen können? Wie würde es uns ergangen sein, wenn wir unter die Herrschaft der Oesterreicher gefallen wären, unter die selbst der Graf Tottleben Feuer geben lassen mußte, um sie in der Stadt in Respekt zu erhalten?"

Die erste Forderung, welche Tottleben nach seinem Einrücken machte, belief sich auf 4 Millionen Rthlr. altes Geld. Den Stadtpräsidenten Kircheisen brachte die Höhe dieser Summe um die Besinnung; die Sprache versagte ihm und er geberdete sich so fassungslos, daß die Russen ihn für betrunken hielten. Gotzkowskys eindringender Beredsamkeit, seinem unablässigen Bitten und Flehen gelang es Tottleben soweit zu erweichen, daß er von den 40 Tonnen Goldes abließ und sich mit 15 Tonnen Goldes Contribution und 200,000 Reichsthaler Douceurgeldern begnügte und zwar nicht in altem Gelde, sondern in dem damals umlaufenden Silbergeld. Die Douceurgelder, aus denen auch die Oesterreicher abgefunden werden mußten, wurden noch am 9. Oktober herbeigeschafft. Am 10. sollten auf Befehl des Generals Fermor alle königliche Fabriken in der Stadt geplündert, ruinirt und zum weiteren Betrieb unfähig gemacht, auch aller Kriegsvorrath für die preußische Armee weggenommen werden. Auf der Liste der dem Untergang geweihten Fabriken stand das Lagerhaus und die Gold- und Silbermanufaktur. Gotzkowsky eilte zu Tottleben und bewies ihm, daß sowohl das große Lagerhaus als die Gold- und Silbermanufaktur zwar königl. Fabriken genannt würden, es aber in Wahrheit nicht seien, denn ihr Ertrag fließe in keine einzige der königlichen Kassen, sondern werde insgesammt zum Unterhalt des großen Waisenhauses in Potsdam und vieler Hunderte von armen Waisenkindern verwendet. Diese Vorstellung schlug durch, beide Anstalten waren gerettet. Auch gegen die allgemeine Waffenablieferung, welche am 11. Oktober stattfinden sollte, erhob Gotzkowsky so wirksame Einsprache, daß es mit dem Zerschlagen von einigen Hundert ohnehin unbrauchbarer Gewehre sein Bewenden hatte. Die Privaten und ihr Eigenthum genossen vollständige Sicherheit, denn ebenso rechtschaffen und uneigennützig wie General Tottleben erwies sich der Commandant, Brigadier Bachmann, der, als ihm beim Abzug der Magistrat ein Geschenk von 10,000 Thalern anbot, das ablehnte mit den Worten: glaubt

die Stadt, daß durch unsere Mannszucht ihr Schicksal erträglicher ist, als es hätte sein können, so hat sie es dem ausdrücklichen Befehl unserer Kaiserin zu danken; ich für meinen Theil bin hinlänglich belohnt durch die Ehre, drei Tage lang Commandant von Berlin gewesen zu sein.

Während die Russen in dem reichen Berlin die Herren spielten, mußten die Oesterreicher Lacys sich in dem kleinen Potsdam und dem noch kleinern Charlottenburg schadlos zu halten suchen. Potsdam ward mit 60,000, Charlottenburg mit 15,000 Thalern angesehen, dort die königliche Gewehrfabrik zerstört und mehr als 18,000 Flintenschlösser in die Havel geworfen, hier das Schloß von österreichischen Husaren und sächsischen Uhlanen verwüstet und ausgeraubt. Da kam am 11. Oktober die Meldung, König Friedrich sei auf dem Marsche nach Berlin, und andern Tages stoben die Russen und Oesterreicher in entgegengesetzter Richtung auseinander: Tottleben und Czernichew eilten nach Frankfurt, Lacy nach Torgau und hier erfocht Friedrich am 3. November den letzten großen Sieg, der ihm in dem gewaltigen Ringen der sieben Jahre beschieden gewesen ist.

Um die Mark Brandenburg von ihren Drängern zu befreien, war Friedrich am 7. Oktober aus seinem Lager bei Bunzelwitz aufgebrochen. „Siegen oder sterben," schrieb er an Prinz Heinrich, „ist mein Wahlspruch, jeder andre Entschluß mag gut sein in anderer Lage, aber nicht in dieser."[1]) In Eilmärschen ging es in die Ebene nach Schweidnitz, von da über Jauer, Haynau nach Primkenau zu, wo sich Goltz von Glogau her mit ihm vereinigte, dann weiter nach Guben, wo die Nachricht einlief, daß Berlin verlassen, die Russen über die Oder zurück und Lacy nach Torgau gegangen sei. Jetzt richtete Friedrich seinen Marsch nach Westen, erschien am 23. vor Wittenberg, das von der Reichsarmee eiligst geräumt ward, ging dann an der Elbe abwärts bis Roslau, überschritt dort den Strom, nahm bei Dessau die Corps des Generals Hülsen und des Prinzen von Würtemberg, bei Kemberg das Corps des Generals Zieten auf und hier, auf dem Wege zum entscheidenden Waffengang, schrieb er am 28. Oktober dem Marquis d'Argens: „Nie werde ich den Augenblick erleben, der mich bestimmen wird, einen nachtheiligen Frieden zu unterzeichnen; keine Kunst noch Macht der Ueberredung wird mich bewegen, meine Entehrung anzunehmen. Entweder lasse ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben, oder — wenn dieser Trost dem Schicksal, das mich verfolgt, noch zu süß erscheinen sollte — so werde ich dem Mißgeschick selber ein Ziel setzen, sobald ich es nicht länger tragen kann. Dieser Grundsatz, der in meinem Innern feststeht, hat mein Handeln geleitet und wird es leiten; das Gesetz der Ehre bestimmt jeden meiner Schritte, nie wird mein Verhalten abweichen von dieser Richtschnur. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine Mannesjahre meinem Vaterlande geopfert habe, glaube ich mich berechtigt über mein Alter selbst zu verfügen. Ich habe es gesagt

1) Schöning II, 423.

und wiederhole es, nie wird meine Hand einen entehrenden Frieden unterschreiben. Diesen Feldzug werde ich beenden mit dem festen Entschluß, Alles auch das Verzweifeltste zu wagen, um entweder den Sieg oder ein ruhmvolles Ende zu finden."[1])

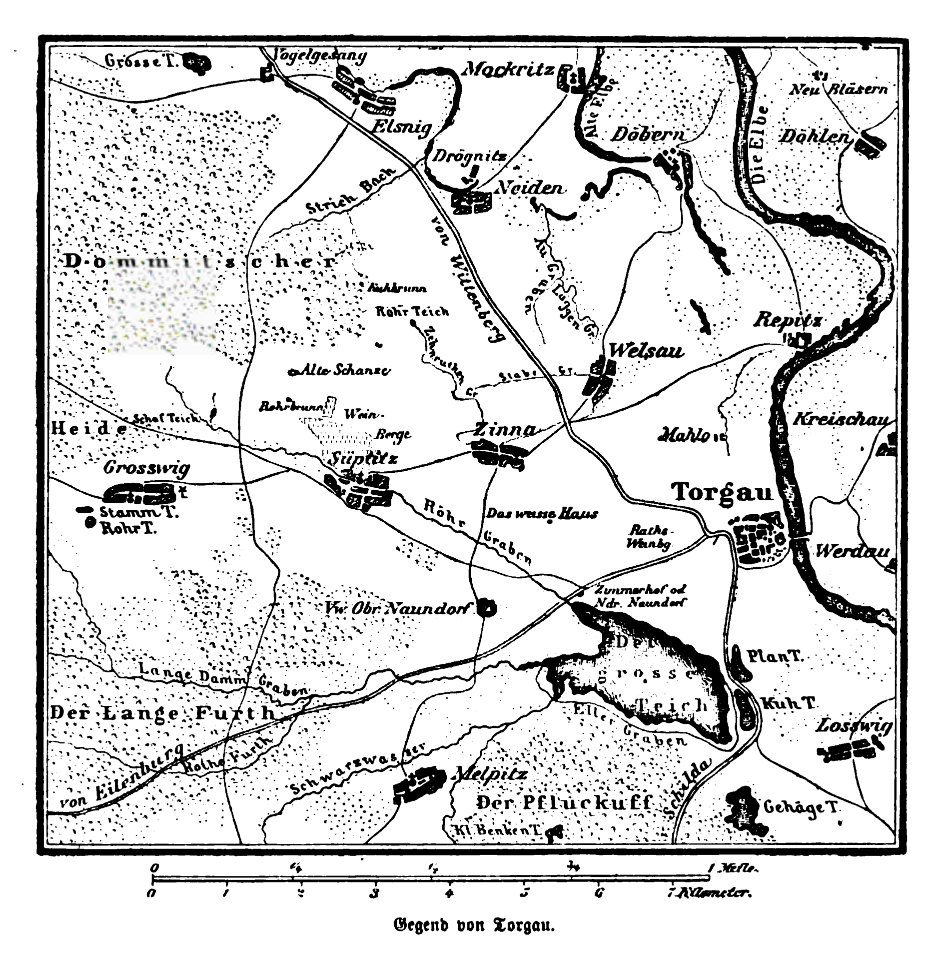
Mit dem ausdrücklichen Befehl der Kaiserin, Sachsen zu halten um jeden Preis, insbesondere die Linie Leipzig, Eilenburg, Torgau nöthigenfalls durch eine Schlacht zu behaupten, war Feldmarschall Daun am 27. Oktober in Eilenburg eingetroffen, und hatte sich bei der Kunde vom Anmarsch der Preußen von hier auf die Höhen nordwestlich von Torgau gezogen, welche, wie schon preußischerseits Prinz Heinrich im Jahre vorher und zuletzt General Hülsen erprobt hatten, eine ganz ausgezeichnete Vertheidigungsstellung darboten. Den Schlüssel dieser Stellung bildete das hochgelegene Dorf Süptitz mit einem auf 3000 Schritte unbewaldeten Höhenkamm, der sich westlich nach dem Dorfe Großwig, östlich nach dem Dorfe Zinna abdacht. Auf diesem Kamm, nördlich der von Düben nach Torgau führenden Straße, lagerte seit dem 1. November die Hauptmacht des österreichischen Heeres, das Corps Lacys dagegen lagerte seit dem 2. November unterhalb desselben zwischen Zinna, Torgau und dem Röhrgraben, der beim Entefang in den großen Teich mündet. Dieses Corps zählte allein 18,000 Mann. Alles in Allem belief sich die Streiterzahl Dauns auf 62,992 Mann mit 120 Bataillonskanonen und 240 Parkgeschützen = 360 Stücke, die dem Geschützfeuer der Oesterreicher eine furchtbare Ueberlegenheit sicherten.[2])

Mit im Ganzen 44,000 Mann (62 Bataillonen und 102 Schwadronen) und 132 schweren Geschützen war Friedrich der Große am 2. November aus Düben aufgebrochen, um im Angesichte des Feindes nach Schilda zu marschiren. Das geschah, wie er selbst sagt, um Daun entweder aus seiner Stellung herauszulocken, oder ihn anzugreifen, wenn er stehen blieb.[3]) Der Marsch fand statt und da alle Entsendungen der Oesterreicher in Folge davon alsbald auf Torgau zurückgingen, Daun selbst aber unbeweglich blieb, so war klar, daß er den bestimmtesten Befehl haben mußte, seine Stellung um jeden Preis zu behanpten.

Im Lager bei Schilda faßte nun Friedrich den Plan, seine Armee zu theilen und das feindliche Heer durch einen gleichzeitigen Doppelangriff derart zwischen zwei Feuer zu bringen, daß es in der Mitte durchbrochen, in Trümmern nach der Elbe hinabgeschleudert ward. Am Morgen des 3. November brachen beide Heertheile auf. Der kleinere unter General Zieten, 18,000 Mann mit 48 schweren Geschützen, marschirte rechts auf der „großen Butterstraße" ab, mit dem Auftrag, südlich von Süptitz sich aufzustellen und anzugreifen, sobald jenseits dieser Höhe der Hauptangriff geschehen sein würde, diesen letztern behielt Friedrich dem größern Theile seines Heeres vor, den er selber führte. Es waren 26,000 Mann mit 94 schweren Geschützen, die um 7 Uhr in drei

1) Oeuvres XIX, 202. 2) Bernhardi II, 180. 3) Oeuvres V, 85.

Säulen links abmarschirten, um in weitem Bogen, durch den Dommitscher Wald verdeckt, die Höhen von Süptitz nordöstlich zu umgehen und bei den Dörfern Elsnig und Neiden sich zum Angriff auf diese zu vereinigen. Die erste Colonne, welche auf dem inneren Bogen über Mockrehna und Weidenhain den kürzesten Weg zu machen hatte, führte Markgraf Karl v. Brandenburg, die zweite links derselben General Hülsen, die dritte mit dem größten Theil der Reiterei der Prinz von Holstein.



Gegend von Torgau.

Der Natur der Sache nach kam Zietens Heertheil zuerst in den Bereich des Feindes: um 10 Uhr war er an der großen Straße, welche von Torgau über Eilenburg nach Leipzig führt. Hier traf er einen Posten von 2 Bataillonen Warasdinern mit 2 Kanonen, die ihn so nachdrücklich beschossen, daß Zieten eine sehr starke feindliche Aufstellung vermuthete, der er seine Rechte nicht

bloß geben dürfe. Demgemäß beschloß er, nachdem die beiden Bataillone überwältigt waren, nicht wie ihm befohlen war den Marsch auf Süptitz fortzusetzen, sondern in der Richtung auf Torgau rechts abzubiegen; so kam er in die Nähe des großen Teiches, an den er seinen rechten Flügel lehnte, während sein linker sich am Waldsaum nach Süptitz hinzog. Vor seiner Front lag der Röhrgraben, auf dessen andrer Seite das Corps Lacys stand. Alsbald richtete die große österreichische Batterie auf dem Süptitzberg ihr Feuer hierher, Zieten ließ es durch seine schweren Geschütze lebhaft erwidern, und dieser Kanonendonner, den der Wind nach Norden trug, war es nun, der in dem Schlachtplane des Königs ein großes Unglück anrichtete.[1])

Der König hatte erst mit seiner Vorhut den Wald durchschritten und, zwischen den Dörfern Elsnig und Neiden im freien Felde angekommen, entdeckt, daß er wegen der sumpfigen, von zahlreichen Abzugsgräben durchschnittenen Wiesen der Elbniederung seinen Angriffsplan ändern müsse, als er um halb zwei Uhr den Widerhall von Kanonendonner und sogar Gewehrfeuer aus der Gegend hinter Süptitz vernahm. „Mein Gott," rief er erschrocken aus, Zieten greift schon an und ich habe meine Infanterie noch nicht heran."[2]) Hatte Zieten wirklich, wie der König glaubte, den Feind bei Süptitz im Rücken angegriffen, so durfte er allerdings keinen Augenblick verlieren, ihn jetzt ebenda in der Front anzureifen. Schlimm war, daß er zunächst nur 10 Grenadierbataillone und weder Geschütze noch Reiterei bei der Hand hatte; noch schlimmer, daß angesichts der feindlichen Linie seine Colonnen eine Schwenkung ausführen und eine der bisherigen Marschrichtung fast entgegengesetzte Richtung einschlagen mußten: aber wenn er zögerte, dann — so mußte er glauben — erlag Zieten der feindlichen Uebermacht und der ganze Plan war gescheitert. Dies entschied; sofort erging an die noch fernen Colonnen der Befehl, ihren Marsch zu beschleunigen, der dringendste an den Prinzen von Holstein, der noch so weit zurück war, daß ihn der Adjutant kaum finden konnte. Die Grenadiere aber vollzogen ihren Aufmarsch unter Schwierigkeiten, die wie Tempelhoff als Augenzeuge sagt, „mit unglaublicher Standhaftigkeit überwunden wurden". Sie formirten sich nicht 800 Schritte vom Feinde, also unter dem Feuer seiner Kartätschen, gingen durch einen Verhau vor und griffen die Mitte des feindlichen Flügels „mit einer Unerschrockenheit an, die wenig Beispiele hat". Aber sie wurden von den Batterieen, welche vor der ganzen Front des Feindes aufgefahren waren, mit einem so wüthenden Feuer empfangen, daß die Brigade von Stutterheim, die in der ersten Linie stand, in kurzer Zeit todt oder verwundet zu Boden gestreckt wurde. Die Brigade von Syburg hatte gleich darauf dasselbe Schicksal und die Trümmer des geschlagenen Grenadiercorps mußten sich durch den Verhau in den Wald zurückziehen. Die Batterieen, welche die inzwischen eingetroffene Artillerie in der Ebene links des Waldes auffuhr, wurden augenblicklich vernichtet. „Sie konnten

1) Bernhardi II, 187. Vgl. Oeuvres V, 88. 2) Tempelhoff IV, 303.

nicht zum Laden kommen, weil Offiziere, Kanoniere, Knechte und Pferde durch das feindliche Kartätschenfeuer in einem Augenblick erschossen oder verwundet wurden." Die Kanonade war fürchterlich. „Haben Sie je," sagte der König zu General Syburg, „eine stärkere Kanonade gehört? Ich niemals." Vom rechten Flügel der Brigade Syburg aus sah Friedrich der grausigen Niederlage seiner todesmuthigen Grenadiere zu. Man meldete ihm den Tod des Obersten von Anhalt. Dessen Bruder Graf von Anhalt stand als Flügeladjutant an seiner Seite. Der König sagte zu ihm: „Heute geht Alles schlimm. Meine Freunde verlassen mich. Eben erfahre ich den Tod Ihres Bruders." Die österreichischen Karabiniers stürmten den weichenden Grenadieren nach, Friedrich selber mußte davonreiten, um nicht gefangen zu werden und drei österreichische Infanterieregimenter, Durlach, Wied, Puebla verließen siegesgewiß die Höhe von Süptitz, um die fliehenden Feinde zu verfolgen.

Inzwischen hatte sich die Brigade des Generals Ramin mit dem größten Theil des ersten Treffens formirt; die Regimenter Goltz, Manteuffel und Alt-Stutterheim griffen den Feind mit Ungestüm an, warfen ihn über den Haufen und drangen, jetzt auch durch preußische Artillerie von links her unterstützt, sogar bis auf die Höhen von Süptitz vor; hier würden sich diese 13 siegreichen Bataillone behauptet und damit die Schlacht entschieden haben, wenn die Reiterei des Prinzen von Holstein zur Stelle gewesen wäre. Diese aber kam noch immer nicht. Feldmarschall Daun führte zwei Infanterieregimenter seiner Reserve in Person gegen die preußischen Bataillone vor; diese leisteten den tapfersten Widerstand und trieben die Angreifer zurück. Da brachen drei österreichische Reiterregimenter, darunter die Kürassiere Benedikt Daun, in ihre ungedeckte Linke ein und dies gab den Ausschlag. Die Preußen mußten mit großen Verlusten die Höhen verlassen, um eiligst im Walde Schutz zu suchen, und mit der Niederlage seines ganzen ersten Treffens wäre die Schlacht für Friedrich selber verloren gewesen, wenn jetzt nicht General Hülsen mit dem Rest seiner Colonne die österreichische Reiterei zurückgetrieben hätte und endlich um halb 4 Uhr die Reiterei des Prinzen von Holstein auf dem Kampfplatze erschienen wäre. Aber auch das neue Ringen, das sich jetzt erhob, schien das Unglück der Preußen nur zu verschieben, nicht abzuwenden. Wohl ward die Infanterie des österreichischen ersten Treffens durch preußische Kürassiere und Dragoner im ersten Anlauf auseinander gesprengt, aber gleich darauf wurden diese siegreichen Schwadronen durch frische Regimenter österreichischer Reiterei mit vernichtender Wucht angefallen und nach dem Walde zurückgetrieben. An derselben Reiterei ward ein letzter Angriff zu Schanden, den 11 Bataillone von Hülsens Colonne unternehmen wollten, und als nun noch die 23 unversehrten Schwadronen, welche der Prinz von Holstein gegen Zinna herangeführt hatte, mit Kartätschen beschossen und durch vier Reiterregimenter aus Dauns zweitem Treffen nach dem Striebach zurückgejagt waren, da — es war halb 7 Uhr geworden — konnte der verwundete Feldmarschall Daun glauben, der Kampf sei aus, der Sieg sei gewonnen. Während dieser heißesten,

HANS IOACHIM VON ZIETEN

Königlicher Preuſcher General der Cavallerie

Chef eines Regiments Hussaren des Schwartzen Adelers Ordens Ritter

Erb Lehns und Gerichts Herr zu Wustrau.



gebohren den 18. Maij 1699

Gemalt 1769 von Anna Dorothea Therbusch (1728—1782); in Kupfer gestochen von Daniel Berger 1782.
Die Bärenmütze mit den Adlerflügeln von Messingblech und das Pantherfell Zietens werden jetzt im Hohenzollern-Museum, Schloß Monbijou zu Berlin, aufbewahrt.

nicht zum Laden kommen, weil Offiziere, Kanoniere, Knechte und Pferde durch das feindliche Kartätschenfeuer in einem Augenblick erschossen oder verwundet wurden." Die Kanonade war fürchterlich. „Haben Sie je," sagte der König zu General Syburg, „eine stärkere Kanonade gehört? Ich niemals." Vom rechten Flügel der Brigade Syburg aus sah Friedrich der grausigen Niederlage seiner todesmuthigen Grenadiere zu. Man meldete ihm den Tod des Obersten von Anhalt. Dessen Bruder Graf von Anhalt stand als Flügeladjutant an seiner Seite. Der König sagte zu ihm: „Heute geht Alles schlimm. Meine Freunde verlassen mich. Eben erfahre ich den Tod Ihres Bruders." Die österreichischen Karabiniers stürmten den weichenden Grenadieren nach, Friedrich selber mußte davonreiten, um nicht gefangen zu werden und drei österreichische Infanterieregimenter, Durlach, Wied, Puebla verließen siegesgewiß die Höhe von Süptitz, um die fliehenden Feinde zu verfolgen.

Inzwischen hatte sich die Brigade des Generals Ramin mit dem größten Theil des ersten Treffens formirt; die Regimenter Goltz, Manteuffel und Alt-Stutterheim griffen den Feind mit Ungestüm an, warfen ihn über den Haufen und drangen, jetzt auch durch preußische Artillerie von links her unterstützt, sogar bis auf die Höhen von Süptitz vor; hier würden sich diese 13 siegreichen Bataillone behauptet und damit die Schlacht entschieden haben, wenn die Reiterei des Prinzen von Holstein zur Stelle gewesen wäre. Diese aber kam noch immer nicht. Feldmarschall Daun führte zwei Infanterieregimenter seiner Reserve in Person gegen die preußischen Bataillone vor; diese leisteten den tapfersten Widerstand und trieben die Angreifer zurück. Da brachen drei österreichische Reiterregimenter, darunter die Kürassiere Benedikt Daun, in ihre ungedeckte Linke ein und dies gab den Ausschlag. Die Preußen mußten mit großen Verlusten die Höhen verlassen, um eiligst im Walde Schutz zu suchen, und mit der Niederlage seines ganzen ersten Treffens wäre die Schlacht für Friedrich selber verloren gewesen, wenn jetzt nicht General Hülsen mit dem Rest seiner Colonne die österreichische Reiterei zurückgetrieben hätte und endlich um halb 4 Uhr die Reiterei des Prinzen von Holstein auf dem Kampfplatze erschienen wäre. Aber auch das neue Ringen, das sich jetzt erhob, schien das Unglück der Preußen nur zu verschieben, nicht abzuwenden. Wohl ward die Infanterie des österreichischen ersten Treffens durch preußische Kürassiere und Dragoner im ersten Anlauf auseinander gesprengt, aber gleich darauf wurden diese siegreichen Schwadronen durch frische Regimenter österreichischer Reiterei mit vernichtender Wucht angefallen und nach dem Walde zurückgetrieben. An derselben Reiterei ward ein letzter Angriff zu Schanden, den 11 Bataillone von Hülsens Colonne unternehmen wollten, und als nun noch die 23 unversehrten Schwadronen, welche der Prinz von Holstein gegen Zinna herangeführt hatte, mit Kartätschen beschossen und durch vier Reiterregimenter aus Dauns zweitem Treffen nach dem Striebach zurückgejagt waren, da — es war halb 7 Uhr geworden — konnte der verwundete Feldmarschall Daun glauben, der Kampf sei aus, der Sieg sei gewonnen. Während dieser heißesten,

HANS IOACHIM VON ZIETEN

Königlicher Preuscher General der Cavallerie

Chef eines Regiments Hussaren des Schwartzen Adelers Ordens Ritter

Erb Lehns und Gerichts Herr zu Wustrau.



gebohren den 18. Maij 1699

Gemalt 1769 von Anna Dorothea Therbusch (1728—1782); in Kupfer gestochen von Daniel Berger 1782. Die Bärenmütze mit den Adlerflügeln von Messingblech und das Pantherfell Zietens werden jetzt im Hohenzollern-Museum, Schloß Monbijou zu Berlin, aufbewahrt.

wechselvollsten aller Schlachten hatte er bewunderungswürdige Geistesgegenwart und unerschütterliche Seelenruhe nicht einen Augenblick vermissen lassen. Von einer Musketenkugel getroffen, hatte er im Kampfgewühl eine Zeit lang auf der Erde gelegen und während ihm der Stiefel vom verwundeten Bein geschnitten ward, ruhig seine Befehle ertheilt. Nun, da er die letzten Angriffe der letzten unversehrten Mannschaften des Feindes zurückgeschlagen sah, übertrug er den Oberbefehl dem Grafen O'Donell, ließ sich auf einem Pulverkarren nach Torgau fahren und sandte von dort den Oberstlieutenant Freiherrn v. Rothschütz mit einer vorläufigen Siegesnachricht nach Wien.[1])

Auch auf preußischer Seite hatte der Oberbefehl gewechselt. König Friedrich war wie immer so auch am 3. November überall im ärgsten Kampfgetümmel gewesen; drei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen, fast alle Offiziere seiner Begleitung verwundet worden; ihn selbst hatte eine Kartätschenkugel vor die Brust getroffen, daß er bewußlos vom Pferde gesunken war. Der Pelz und der mit Sammet gefütterte Rock rettete ihm das Leben; er kam mit einer Quetschung davon, doch war er von der Erschütterung so angegriffen, daß er dem General Hülsen den Oberbefehl übertragen und sich außer dem Schlachtbereich nach Elsnig begeben mußte. Verloren aber gab er nichts, denn auch der Feind hatte große Verluste gehabt, außerdem stand Zieten mit einem noch ganzen Heertheil in seinem Rücken; unter diesen Umständen, glaubte Friedrich, werde Daun doch nicht wagen, in seiner Stellung zu bleiben und wenn er sie verließ, dann hatten die Preußen eben doch gewonnen.

Noch am Abend erfolgte die Wendung. Erst um 4 Uhr etwa, eben zu der Zeit, als die Armee des Königs den letzten allgemeinen Angriff unternahm, hatte Zieten nach stundenlangem Zögern sich entschlossen, das Dorf Süptitz anzugreifen. Die Brigade Tettenborn drang wirklich in dasselbe ein und behauptete sich in dem unteren Theil desselben. Die Brigade Saldern aber gerieth beim Vordringen auf die Höhen in das zerschmetternde Feuer der großen österreichischen Batterie und ward mit empfindlichen Verlusten zurückgeworfen. Während dieses Kampfes war es dunkel geworden und da auf der andern Seite der Kanonendonner immer schwächer ward, glaubte man hier, die Schlacht sei verloren. Da kam ein Offizier, den der König zu Zieten gesendet, und meldete, daß er beim Zurückreiten einen vom Feinde nicht besetzten Damm entdeckt habe, der zwischen den Schafteichen, am Fuß der letzten und höchsten Kuppe der Süptitzer Höhen hindurchführe. Augenblicklich machte sich Saldern mit seiner Brigade von neuem auf und kam glücklich über den Damm zu der Höhe hinauf. Zieten rückte mit den übrigen Bataillonen nach; um den Schlüssel des Schlachtfeldes erhob sich ein letzter verzweifelter Kampf, in dem die österreichische Infanterie den hartnäckigsten Widerstand leistete. Da ward sie in ihrer Rechten ganz unvermuthet mit

1) Arneth VI, 177.

unwiderstehlicher Wucht angefallen. Drei Bataillone, die Major von Lestwitz aus Leuten der verschiedensten Regimenter gesammelt hatte, und zwei Bataillone, die General Hülsen ihnen zu Hilfe geschickt, stürzten sich mit Hurrah auf die Flanke des Feindes und diesem Stoße widerstand er nicht mehr. Um 8 Uhr waren die so lang und blutig umstrittenen Höhen in den Händen von 25 preußischen Bataillonen und die Oesterreicher ohne Befehl, alle Waffen im wilden Durcheinander, auf dem Rückzug nach Torgau und der Elbbrücke zu. General Lacy aber blieb nichts übrig, als diesem unwillkürlichen Rückzug sich selber anzuschließen. So war in letzter Stunde die schon verlorene



Feldmarschall Daun.
Gemalt von Philipp Andreas Kilian (1714—1759);
gestochen von Johann Friedrich Bolt (1769—1836).

Schlacht für die Preußen gewonnen worden.[1] Wie sich das schließlich so wider alles Erwarten gewendet hatte, darüber war Feldmarschall Daun sich selbst so unklar, daß er die Anfragen seiner aufs Tiefste enttäuschten Kaiserin mit den klassischen Worten erwiderte: „Gott hat es absolut so haben wollen, sonst wäre nicht möglich, daß es so unglücklich hätte endigen können. Gott

1) Die gründlichste Darstellung derselben hat Graf Waldersee im Beiheft zum Militärwochenblatt, Berlin 1860, unter dem Titel: „Die Schlacht bei Torgau am 3. November 1760" gegeben. Ihr ist Schaefer II, 2. 88 ff. gefolgt. Zu vergleichen Tempelhoff und Bernhardi a. a. O.

ist gerecht."[1]) König Friedrich aber schrieb an d'Argens: „Wir haben die Oesterreicher geschlagen und dabei sehr viel Leute verloren. Dieser Sieg wird uns vielleicht für den Winter einige Ruhe schaffen, das wird Alles sein." So war es auch. Die unmittelbare Frucht des Sieges bestand in ruhigen Winterquartieren, die Friedrich im nordwestlichen Sachsen nahm, während den Oesterreichern nicht gewehrt werden konnte, die ihrigen, wie im Winter vorher, wieder bei Dresden zu nehmen.

1) Arneth VI, 181.

X. Das Ende des Krieges.

Seit fünf Jahren schon tobte der fürchterliche Krieg und noch wußte Niemand, wann er enden werde. Zweierlei nur schien gewiß: auf dem Festlande konnte keiner der kriegführenden Theile bei einer Fortdauer des Krieges wesentlich zu gewinnen hoffen, selbst Maria Theresia verzweifelte nachgerade am Gelingen, zur See aber stritt England mit solchem Erfolge, in Amerika und in Ostindien gewannen seine Waffen ein so zermalmendes Uebergewicht, daß ein allgemeiner Friede, nach dem die Völker seit lange, und nun auch die Höfe seufzten, ihm allein keinen Vortheil verhieß, sondern den Verzicht auf neue, mit jedem Jahre sichrere Eroberungen auferlegte. Der Kampf, den Prinz Ferdinand mit der Armee des Marschalls Broglie weiter führte, zog sich ohne Entscheidung hin; am Ende des Jahres 1760 hatte sich jener in Westfalen, dieser in Hessen und einem Theile Hannovers behauptet: für Friedrich den Großen hatte dieser ganze Krieg nach wie vor keinen Vortheil als den, daß die Franzosen im Westen festgehalten wurden. Für England aber war von größter Bedeutung, daß hier die zehrende Wunde offen blieb, die Frankreichs Wehrkraft lähmte, seine Finanzen zu Grunde richtete und ihm die Unterstützung seiner Colonieen unmöglich machte.[1]) So kam es, daß die Engländer unter General Amherst durch Einnahme von Montreal (8. Sept.) die Eroberung von Canada vollenden konnten; daß in Ostindien Oberst Coote, nachdem er den Franzosen einen Platz nach dem anderen weggenommen, im Oktober Pondichéry selber einschloß, das sich ihm nach tapferster Gegenwehr am 16. Januar 1761 ergeben mußte. Dort war die französische Hilfe zu spät gekommen, hier war sie ganz ausgeblieben. Der heldenmüthige Graf Lally vermochte nichts weiter, als daß er dem Werke Dupleix's einen ruhmvollen Todeskampf bereitete.

Inmitten einer Ruhmesernte, wie sie noch keinen englischen König zu Grabe geleitet hatte, starb König Georg II.; am 25. Oktober 1760 traf den kerngesunden Greis ein Schlagfluß, nachdem er eben, einen Tag wie den anderen, seine Morgenchocolade getrunken hatte. „Beneidenswerther Tod,"

1) Mit vollem Rechte sagte später am 9. Dec. 1762 Pitt im Parlament: The conquests made in America had been owing to the employment of the french army in Germany. — America had been conquered in Germany. Anecdotes and speeches of the Earl of Chatham. I, 359.

schrieb Horace Walpole; „in der Glanzepoche des Ruhmes seines Landes und seiner Regierung, in völliger Ruhe zu Hause, siebenundsiebenzig Jahre alt, dem Erblinden und der Taubheit nahe, zu sterben ohne Kampf, ohne einen Wechsel des Glückes oder einen widrigen Frieden erlebt zu haben, ja, nur zwei Tage vor Einlauf einer Schiffsladung von schlechten Nachrichten; hätte er sich einen glücklicheren Augenblick aussuchen können?"[1])

Der zweiundzwanzigjährige Prinz von Wales[2]) ritt mit seinem Vertrauten, Lord Bute, in der Nähe von Kew spazieren, als ihm der Tod des Königs gemeldet ward. Dem Boten, der diese Nachricht gebracht, folgte der Staatssekretär Pitt, um dem neuen König Georg III. aufzuwarten. Er fand wie die übrigen Minister nach ihm den huldvollsten Empfang; sie alle bat der König, in ihren Aemtern zu bleiben und die von Bute verfaßte Anrede, die er vor dem geheimen Rathe las, sprach seinen Entschluß, im Einvernehmen mit den Verbündeten Englands den Krieg weiter zu führen bis zur Erreichung eines ehrenvollen und dauerhaften Friedens, so nachdrücklich aus, daß Pitt am 28. Oktober 1760 dem Prinzen Ferdinand schreiben konnte: „Der unerwartete Tod, welcher in einem so kritischen Augenblicke den geachtetsten der Könige seinen Völkern und der gemeinsamen Sache entrissen hat, wäre nicht blos ein schmerzliches Ereigniß, sondern auch ein gar nicht zu heilendes Unglück, wenn der junge Monarch, der ihm folgt, nicht gleich beim Besteigen des Thrones eine Festigkeit und Seelengröße bekundet hätte, welche Europa verbürgen, daß die Interessen seiner Verbündeten ihm am Herzen liegen, und daß die gemeinsame Sache in Sr. Majestät stets einen unerschütterlichen Halt finden wird. Und was all meine Wünsche krönt und mich die Erhaltung der Freiheit Europas und die Vertheidigung der protestantischen Sache zuversichtlich hoffen läßt, das ist die Größe des Vertrauens und der Bewunderung, welche Se. Majestät für die erlauchten Vertheidiger des öffentlichen Wohls bekundet, für sie, die unter den schwierigsten Umständen den Ruhm der Waffen Sr. Majestät erhalten auf dem Gipfel der Höhe, die sie unter Leitung des erhabenen Hauses Braunschweig erreicht haben."[3])

Solange der junge König bei diesem Minister aushielt, hatte Friedrich der Große nichts zu fürchten; „Herr Pitt," sagte er im Mai 1759 zu Mitchell, „ist ein Ehrenmann und fest; in seinen Händen sind meine Interessen wohl geborgen."[4]) In diesem Glauben schrieb er vier Tage nach der Schlacht von Torgau dem großen Minister: „Ich setze mein Vertrauen auf Sie, mein Herr, und auf den wahrhaft römischen Charakter, von dem Sie während Ihrer Verwaltung so glänzende Proben abgelegt haben; ich verlasse mich auf Sie, ohne Besorgniß mich zu täuschen."[5]) Pitt antwortete mit einem Briefe, in dem er zu dem Siege vom 3. November Glück wünschte und hinzufügte:

1) Letters to Horace Mann. III, 382. 2) Sohn des am 31. März 1757 verstorbenen Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, also Enkel Georgs II. 3) Pitt, Corresp. II, 74—76. 4) Pitt, Corresp. I, 407. 5) Meißen 7. Nov. 1760. Pitt, Corresp. II, 78.



Ferdinand VI., König von Spanien.

Nach dem Schwarzkunstblatt von Johann Daniel Herz (1693—1754).

„Worte können nicht aussprechen, wie mich die Huld und der Beifall eines Monarchen beglückt, dessen Name nur mit dem des Königs von Makedonien zusammen gefeiert und verehrt werden wird, der doch nur ein Reich zu bekämpfen hatte, nicht die vereinten Streitkräfte von zweien zugleich, wie sie sich gegen Ew. Majestät verschworen haben."[1]) Mehr als solche Worte bedeutete die Thronrede des jungen Königs, die am 18. November eine kraftvolle Fortsetzung des unzweifelhaft gerechten Krieges verhieß und die Erneuerung des Subsidienvertrages mit Preußen, die am 12. December erfolgte. Ebenso einmüthig wie die 670,000 Pfund für Preußen bewilligte das Parlament den ungeheuren Betrag von 20 Millionen Pfund für die Kosten der englischen Kriegführung zu Wasser und zu Lande. Fester als je schien die Einheit der beiden Mächte begründet.

Während so der Thronwechsel in England an der Gesammtlage Europas spurlos vorübergegangen schien, machten sich mehr und mehr die Folgen eines anderen Thronwechsels fühlbar, der schon im Jahre vorher in Spanien stattgefunden hatte und von dem früher zu reden kein Anlaß vorlag.

Nachdem er etwas über dreizehn Jahre König geheißen hatte, war Ferdinand VI. von Spanien am 10. August 1759 siebenundvierzig Jahre alt gestorben. Seit dem schleunigen Austritte aus dem italienischen Kriege,[2]) mit welchem er gleich nach dem Tode Philipps V. (9. Juli 1746) seine Regierung eröffnet und dem zwei Jahre später der Anschluß an den Frieden von Aachen gefolgt war, hatte Ferdinand keine That mehr verrichtet, sondern seine Minister schalten lassen und diesen dankte Spanien, daß es endlich in Ruhe sich selber lebte, nicht mehr in Abenteuern herumgeschleudert ward wie unter Elisabeth von Parma, nicht mehr ein Spielball fremder Mächte und ihrer Botschafter war. Die innere Verwaltung leitete wie in den letzten Jahren Philipps ein Mann, der sich aus der Stellung eines einfachen Schreibers zum Minister emporgearbeitet und sich als Marquis den bescheidenen Namen Ensenada (en se nada = an sich nichts) beigelegt hatte; das Auswärtige besorgte Don Jose de Carvajal; nach des letzteren Tode 1754 ward der erstere durch englischen Einfluß gestürzt und Chef der Regierung ward General Richard Wall, ein geborener Ire, der bis dahin den spanischen Hof in London vertreten hatte. Die spanische Politik aber änderte sich darum nicht, sie widerstand den Lockungen Frankreichs, das für Theilnahme am Kriege Minorca, wie denen Englands, das für dieselbe Gegenleistung Gibraltar anbot;[3]) Spanien blieb neutral und schien jedem, auch dem natürlichsten, Ehrgeize entsagt zu haben. Der König lebte nur seiner Gattin, Barbara, Prinzessin von Portugal und beide kannten keinen höheren Genuß als die Musik, die ihnen der Sänger Farinelli theils selber machte, theils in der von ihm geleiteten Oper machen ließ; als die Königin Barbara im August 1758 starb,

---

1) ebendas. 84. 2) I, 432. 3) Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. II, 352. Anm.

verfiel der König in einen Trübsinn, den auch Farinelli nicht mehr zu bannen vermochte und der schließlich in vollständige Verrücktheit überging.

Unter dem neuen König Karl III., bisher König beider Sicilien, auf dessen Persönlichkeit und inneres Walten wir an anderer Stelle zurückkommen, änderte sich die spanische Politik. Dem Herzog von Choiseul gelang es, den englischen Einfluß am Hofe zu Madrid völlig aus dem Felde zu schlagen. Karl III. war kaum am 17. Oktober 1759 zu Barcelona gelandet, als er unter dem Eindruck der Nachricht vom Falle Quebecs auf dringendes Verlangen des französischen Gesandten d'Ossun beschloß, zu Gunsten Frankreichs als Friedensvermittler aufzutreten und für einen Seekrieg mit aller Macht zu rüsten. General Wall ließ er die auswärtigen Angelegenheiten; die Finanzen und die Marine aber übertrug er dem Genueser, Marchese Squilace, den er aus Neapel mitgebracht, und der mit den 24 Millionen, die er im Schatze vorfand, sofort begann, die Flotte zu verstärken und auszurüsten. An Pitt ließ der König ein Schreiben richten, in welchem erklärt ward, er könne nicht gleichgiltig mit ansehen, wie in Amerika das Gleichgewicht der Mächte, wie es der Friede zu Utrecht begründet habe, durch englische Eroberungen zerstört werde: er wünsche deßhalb einen Seefrieden herbeizuführen, für den er auf Englands Großmuth und Mäßigung rechne. Pitt antwortete am 13. December, daß England aus Schonung für Spanien bisher weder Louisiana noch Domingo angegriffen habe und den Seefrieden vom Landfrieden niemals trennen lassen werde.[1]) Der Anschluß Spaniens an die Sache Frankreichs war entschieden.

Im Mai 1760 ward der Marquis Ensenada wieder berufen, der vor sechs Jahren auf Betreiben des englischen Gesandten Keene gestürzt und nach Granada verbannt worden war. Vorher schon waren 36 Kriegsschiffe dienstfertig gemacht worden. Aus dem Haag wurde der dortige Gesandte Marchese Grimaldi nach Madrid beschieden, mit dem König Karl III. geheime Abreden über eine aktive Politik gegen England traf. Alsbald ging ein neuer Gesandter, Graf Fuentes, nach London ab, der zwar betheuerte, die spanischen Rüstungen seien durchaus nicht im Widerspruch mit der strengen Neutralität, die sein Hof wie bisher so auch ferner zu beobachten gedenke, aber gleich darauf mit einer langen Reihe von Beschwerden über englische Kriegsschiffe, Kaper und Prisengerichte herausrückte und deren sofortige Abstellung verlangte. Kaum hatte Pitt hierauf geantwortet, als Fuentes am 9. September 1760 zwei Denkschriften übergab, in welchen die spanische Regierung für ihre Unterthanen das Recht der Fischerei bei Neufundland beanspruchte, und den Engländern das Recht bestritt, im spanischen Centralamerika (Honduras, Yucatan) Niederlassungen zu gründen und Farbhölzer zu gewinnen. Der König von England solle diese Niederlassungen sofort

1) Schaefer II, 1. 419—426. Vgl. Coxe, Memoirs of the kings of Spain. III, 253 ff.





Karl III. von Spanien.

Kupferstich von Rafaello Morghen (1758—1833);
Originalgemälde von Anton Raphael Mengs (1728—1779).

wechselvollsten aller Schlachten hatte er bewunderungswürdige Geistesgegenwart und unerschütterliche Seelenruhe nicht einen Augenblick vermissen lassen. Von einer Musketenkugel getroffen, hatte er im Kampfgewühl eine Zeit lang auf der Erde gelegen und während ihm der Stiefel vom verwundeten Bein geschnitten ward, ruhig seine Befehle ertheilt. Nun, da er die letzten Angriffe der letzten unversehrten Mannschaften des Feindes zurückgeschlagen sah, übertrug er den Oberbefehl dem Grafen O'Donell, ließ sich auf einem Pulverkarren nach Torgau fahren und sandte von dort den Oberstlieutenant Freiherrn v. Rothschütz mit einer vorläufigen Siegesnachricht nach Wien.[1])

Auch auf preußischer Seite hatte der Oberbefehl gewechselt. König Friedrich war wie immer so auch am 3. November überall im ärgsten Kampfgetümmel gewesen; drei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen, fast alle Offiziere seiner Begleitung verwundet worden; ihn selbst hatte eine Kartätschenkugel vor die Brust getroffen, daß er bewußlos vom Pferde gesunken war. Der Pelz und der mit Sammet gefütterte Rock rettete ihm das Leben; er kam mit einer Quetschung davon, doch war er von der Erschütterung so angegriffen, daß er dem General Hülsen den Oberbefehl übertragen und sich außer dem Schlachtbereich nach Elsnig begeben mußte. Verloren aber gab er nichts, denn auch der Feind hatte große Verluste gehabt, außerdem stand Zieten mit einem noch ganzen Heertheil in seinem Rücken; unter diesen Umständen, glaubte Friedrich, werde Daun doch nicht wagen, in seiner Stellung zu bleiben und wenn er sie verließ, dann hatten die Preußen eben doch gewonnen.

Noch am Abend erfolgte die Wendung. Erst um 4 Uhr etwa, eben zu der Zeit, als die Armee des Königs den letzten allgemeinen Angriff unternahm, hatte Zieten nach stundenlangem Zögern sich entschlossen, das Dorf Süptitz anzugreifen. Die Brigade Tettenborn drang wirklich in dasselbe ein und behauptete sich in dem unteren Theil desselben. Die Brigade Saldern aber gerieth beim Vordringen auf die Höhen in das zerschmetternde Feuer der großen österreichischen Batterie und ward mit empfindlichen Verlusten zurückgeworfen. Während dieses Kampfes war es dunkel geworden und da auf der andern Seite der Kanonendonner immer schwächer ward, glaubte man hier, die Schlacht sei verloren. Da kam ein Offizier, den der König zu Zieten gesendet, und meldete, daß er beim Zurückreiten einen vom Feinde nicht besetzten Damm entdeckt habe, der zwischen den Schafteichen, am Fuß der letzten und höchsten Kuppe der Süptitzer Höhen hindurchführe. Augenblicklich machte sich Saldern mit seiner Brigade von neuem auf und kam glücklich über den Damm zu der Höhe hinauf. Zieten rückte mit den übrigen Bataillonen nach; um den Schlüssel des Schlachtfeldes erhob sich ein letzter verzweifelter Kampf, in dem die österreichische Infanterie den hartnäckigsten Widerstand leistete. Da ward sie in ihrer Rechten ganz unvermuthet mit

1) Arneth VI, 177.

unwiderstehlicher Wucht angefallen. Drei Bataillone, die Major von Lestwitz aus Leuten der verschiedensten Regimenter gesammelt hatte, und zwei Bataillone, die General Hülsen ihnen zu Hilfe geschickt, stürzten sich mit Hurrah auf die Flanke des Feindes und diesem Stoße widerstand er nicht mehr. Um 8 Uhr waren die so lang und blutig umstrittenen Höhen in den Händen von 25 preußischen Bataillonen und die Oesterreicher ohne Befehl, alle Waffen im wilden Durcheinander, auf dem Rückzug nach Torgau und der Elbbrücke zu. General Lacy aber blieb nichts übrig, als diesem unwillkürlichen Rückzug sich selber anzuschließen. So war in letzter Stunde die schon verlorene



Feldmarschall Daun.
Gemalt von Philipp Andreas Kilian (1714—1759);
gestochen von Johann Friedrich Bolt (1769—1836).

Schlacht für die Preußen gewonnen worden.[1]) Wie sich das schließlich so wider alles Erwarten gewendet hatte, darüber war Feldmarschall Daun sich selbst so unklar, daß er die Anfragen seiner aufs Tiefste enttäuschten Kaiserin mit den klassischen Worten erwiderte: „Gott hat es absolut so haben wollen, sonst wäre nicht möglich, daß es so unglücklich hätte endigen können. Gott

1) Die gründlichste Darstellung derselben hat Graf Waldersee im Beiheft zum Militärwochenblatt, Berlin 1860, unter dem Titel: „Die Schlacht bei Torgau am 3. November 1760" gegeben. Ihr ist Schaefer II, 2. 88 ff. gefolgt. Zu vergleichen Tempelhoff und Bernhardi a. a. O.

ist gerecht."[1]) König Friedrich aber schrieb an d'Argens: „Wir haben die Oesterreicher geschlagen und dabei sehr viel Leute verloren. Dieser Sieg wird uns vielleicht für den Winter einige Ruhe schaffen, das wird Alles sein." So war es auch. Die unmittelbare Frucht des Sieges bestand in ruhigen Winterquartieren, die Friedrich im nordwestlichen Sachsen nahm, während den Oesterreichern nicht gewehrt werden konnte, die ihrigen, wie im Winter vorher, wieder bei Dresden zu nehmen.

1) Arneth VI, 181.

X. Das Ende des Krieges.

Seit fünf Jahren schon tobte der fürchterliche Krieg und noch wußte Niemand, wann er enden werde. Zweierlei nur schien gewiß: auf dem Festlande konnte keiner der kriegführenden Theile bei einer Fortdauer des Krieges wesentlich zu gewinnen hoffen, selbst Maria Theresia verzweifelte nachgerade am Gelingen, zur See aber stritt England mit solchem Erfolge, in Amerika und in Ostindien gewannen seine Waffen ein so zermalmendes Uebergewicht, daß ein allgemeiner Friede, nach dem die Völker seit lange, und nun auch die Höfe seufzten, ihm allein keinen Vortheil verhieß, sondern den Verzicht auf neue, mit jedem Jahre sichrere Eroberungen auferlegte. Der Kampf, den Prinz Ferdinand mit der Armee des Marschalls Broglie weiter führte, zog sich ohne Entscheidung hin; am Ende des Jahres 1760 hatte sich jener in Westfalen, dieser in Hessen und einem Theile Hannovers behauptet: für Friedrich den Großen hatte dieser ganze Krieg nach wie vor keinen Vortheil als den, daß die Franzosen im Westen festgehalten wurden. Für England aber war von größter Bedeutung, daß hier die zehrende Wunde offen blieb, die Frankreichs Wehrkraft lähmte, seine Finanzen zu Grunde richtete und ihm die Unterstützung seiner Colonieen unmöglich machte.[1]) So kam es, daß die Engländer unter General Amherst durch Einnahme von Montreal (8. Sept.) die Eroberung von Canada vollenden konnten; daß in Ostindien Oberst Coote, nachdem er den Franzosen einen Platz nach dem anderen weggenommen, im Oktober Pondichéry selber einschloß, das sich ihm nach tapferster Gegenwehr am 16. Januar 1761 ergeben mußte. Dort war die französische Hilfe zu spät gekommen, hier war sie ganz ausgeblieben. Der heldenmüthige Graf Lally vermochte nichts weiter, als daß er dem Werke Dupleix's einen ruhmvollen Todeskampf bereitete.

Inmitten einer Ruhmesernte, wie sie noch keinen englischen König zu Grabe geleitet hatte, starb König Georg II.; am 25. Oktober 1760 traf den ferngesunden Greis ein Schlagfluß, nachdem er eben, einen Tag wie den anderen, seine Morgenchocolade getrunken hatte. „Beneidenswerther Tod,"

1) Mit vollem Rechte sagte später am 9. Dec. 1762 Pitt im Parlament: The conquests made in America had been owing to the employment of the french army in Germany. — America had been conquered in Germany. Anecdotes and speeches of the Earl of Chatham. I, 359.

schrieb Horace Walpole; „in der Glanzepoche des Ruhmes seines Landes und seiner Regierung, in völliger Ruhe zu Hause, siebenundsiebenzig Jahre alt, dem Erblinden und der Taubheit nahe, zu sterben ohne Kampf, ohne einen Wechsel des Glückes oder einen widrigen Frieden erlebt zu haben, ja, nur zwei Tage vor Einlauf einer Schiffsladung von schlechten Nachrichten; hätte er sich einen glücklicheren Augenblick aussuchen können?"[1])

Der zweiundzwanzigjährige Prinz von Wales[2]) ritt mit seinem Vertrauten, Lord Bute, in der Nähe von Kew spazieren, als ihm der Tod des Königs gemeldet ward. Dem Boten, der diese Nachricht gebracht, folgte der Staatssekretär Pitt, um dem neuen König Georg III. aufzuwarten. Er fand wie die übrigen Minister nach ihm den huldvollsten Empfang; sie alle bat der König, in ihren Aemtern zu bleiben und die von Bute verfaßte Anrede, die er vor dem geheimen Rathe las, sprach seinen Entschluß, im Einvernehmen mit den Verbündeten Englands den Krieg weiter zu führen bis zur Erreichung eines ehrenvollen und dauerhaften Friedens, so nachdrücklich aus, daß Pitt am 28. Oktober 1760 dem Prinzen Ferdinand schreiben konnte: „Der unerwartete Tod, welcher in einem so kritischen Augenblicke den geachtetsten der Könige seinen Völkern und der gemeinsamen Sache entrissen hat, wäre nicht blos ein schmerzliches Ereigniß, sondern auch ein gar nicht zu heilendes Unglück, wenn der junge Monarch, der ihm folgt, nicht gleich beim Besteigen des Thrones eine Festigkeit und Seelengröße bekundet hätte, welche Europa verbürgen, daß die Interessen seiner Verbündeten ihm am Herzen liegen, und daß die gemeinsame Sache in Sr. Majestät stets einen unerschütterlichen Halt finden wird. Und was all meine Wünsche krönt und mich die Erhaltung der Freiheit Europas und die Vertheidigung der protestantischen Sache zuversichtlich hoffen läßt, das ist die Größe des Vertrauens und der Bewunderung, welche Se. Majestät für die erlauchten Vertheidiger des öffentlichen Wohls bekundet, für sie, die unter den schwierigsten Umständen den Ruhm der Waffen Sr. Majestät erhalten auf dem Gipfel der Höhe, die sie unter Leitung des erhabenen Hauses Braunschweig erreicht haben."[3])

Solange der junge König bei diesem Minister aushielt, hatte Friedrich der Große nichts zu fürchten; „Herr Pitt," sagte er im Mai 1759 zu Mitchell, „ist ein Ehrenmann und fest; in seinen Händen sind meine Interessen wohl geborgen."[4]) In diesem Glauben schrieb er vier Tage nach der Schlacht von Torgau dem großen Minister: „Ich setze mein Vertrauen auf Sie, mein Herr, und auf den wahrhaft römischen Charakter, von dem Sie während Ihrer Verwaltung so glänzende Proben abgelegt haben; ich verlasse mich auf Sie, ohne Besorgniß mich zu täuschen."[5]) Pitt antwortete mit einem Briefe, in dem er zu dem Siege vom 3. November Glück wünschte und hinzufügte:

1) Letters to Horace Mann. III, 382. 2) Sohn des am 31. März 1757 verstorbenen Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, also Enkel Georgs II. 3) Pitt, Corresp. II, 74—76. 4) Pitt, Corresp. I, 407. 5) Meißen 7. Nov. 1760. Pitt, Corresp. II, 78.

FERDINANDUS SEXTUS
HISPANIÆ & INDIARUM REX.

Ferdinand VI., König von Spanien.

Nach dem Schwarzkunstblatt von Johann Daniel Herz (1693—1754).



„Worte können nicht aussprechen, wie mich die Huld und der Beifall eines Monarchen beglückt, dessen Name nur mit dem des Königs von Makedonien zusammen gefeiert und verehrt werden wird, der doch nur ein Reich zu bekämpfen hatte, nicht die vereinten Streitkräfte von zweien zugleich, wie sie sich gegen Ew. Majestät verschworen haben."[1]) Mehr als solche Worte bedeutete die Thronrede des jungen Königs, die am 18. November eine kraftvolle Fortsetzung des unzweifelhaft gerechten Krieges verhieß und die Erneuerung des Subsidienvertrages mit Preußen, die am 12. December erfolgte. Ebenso einmüthig wie die 670,000 Pfund für Preußen bewilligte das Parlament den ungeheuren Betrag von 20 Millionen Pfund für die Kosten der englischen Kriegführung zu Wasser und zu Lande. Fester als je schien die Einheit der beiden Mächte begründet.

Während so der Thronwechsel in England an der Gesammtlage Europas spurlos vorübergegangen schien, machten sich mehr und mehr die Folgen eines anderen Thronwechsels fühlbar, der schon im Jahre vorher in Spanien stattgefunden hatte und von dem früher zu reden kein Anlaß vorlag.

Nachdem er etwas über dreizehn Jahre König geheißen hatte, war Ferdinand VI. von Spanien am 10. August 1759 siebenundvierzig Jahre alt gestorben. Seit dem schleunigen Austritte aus dem italienischen Kriege,[2]) mit welchem er gleich nach dem Tode Philipps V. (9. Juli 1746) seine Regierung eröffnet und dem zwei Jahre später der Anschluß an den Frieden von Aachen gefolgt war, hatte Ferdinand keine That mehr verrichtet, sondern seine Minister schalten lassen und diesen dankte Spanien, daß es endlich in Ruhe sich selber lebte, nicht mehr in Abenteuern herumgeschleudert ward wie unter Elisabeth von Parma, nicht mehr ein Spielball fremder Mächte und ihrer Botschafter war. Die innere Verwaltung leitete wie in den letzten Jahren Philipps ein Mann, der sich aus der Stellung eines einfachen Schreibers zum Minister emporgearbeitet und sich als Marquis den bescheidenen Namen Ensenada (en se nada = an sich nichts) beigelegt hatte; das Auswärtige besorgte Don Jose de Carvajal; nach des letzteren Tode 1754 ward der erstere durch englischen Einfluß gestürzt und Chef der Regierung ward General Richard Wall, ein geborener Ire, der bis dahin den spanischen Hof in London vertreten hatte. Die spanische Politik aber änderte sich darum nicht, sie widerstand den Lockungen Frankreichs, das für Theilnahme am Kriege Minorca, wie denen Englands, das für dieselbe Gegenleistung Gibraltar anbot;[3]) Spanien blieb neutral und schien jedem, auch dem natürlichsten, Ehrgeize entsagt zu haben. Der König lebte nur seiner Gattin, Barbara, Prinzessin von Portugal und beide kannten keinen höheren Genuß als die Musik, die ihnen der Sänger Farinelli theils selber machte, theils in der von ihm geleiteten Oper machen ließ; als die Königin Barbara im August 1758 starb,

1) ebendas. 84. 2) I, 432. 3) Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. II, 352. Anm.



verfiel der König in einen Trübsinn, den auch Farinelli nicht mehr zu bannen vermochte und der schließlich in vollständige Verrücktheit überging.

Unter dem neuen König Karl III., bisher König beider Sicilien, auf dessen Persönlichkeit und inneres Walten wir an anderer Stelle zurückkommen, änderte sich die spanische Politik. Dem Herzog von Choiseul gelang es, den englischen Einfluß am Hofe zu Madrid völlig aus dem Felde zu schlagen. Karl III. war kaum am 17. Oktober 1759 zu Barcelona gelandet, als er unter dem Eindruck der Nachricht vom Falle Quebecs auf dringendes Verlangen des französischen Gesandten d'Ossun beschloß, zu Gunsten Frankreichs als Friedensvermittler aufzutreten und für einen Seekrieg mit aller Macht zu rüsten. General Wall ließ er die auswärtigen Angelegenheiten; die Finanzen und die Marine aber übertrug er dem Genueser, Marchese Squilace, den er aus Neapel mitgebracht, und der mit den 24 Millionen, die er im Schatze vorfand, sofort begann, die Flotte zu verstärken und auszurüsten. An Pitt ließ der König ein Schreiben richten, in welchem erklärt ward, er könne nicht gleichgiltig mit ansehen, wie in Amerika das Gleichgewicht der Mächte, wie es der Friede zu Utrecht begründet habe, durch englische Eroberungen zerstört werde: er wünsche deßhalb einen Seefrieden herbeizuführen, für den er auf Englands Großmuth und Mäßigung rechne. Pitt antwortete am 13. December, daß England aus Schonung für Spanien bisher weder Louisiana noch Domingo angegriffen habe und den Seefrieden vom Landfrieden niemals trennen lassen werde.[1]) Der Anschluß Spaniens an die Sache Frankreichs war entschieden.

Im Mai 1760 ward der Marquis Ensenada wieder berufen, der vor sechs Jahren auf Betreiben des englischen Gesandten Keene gestürzt und nach Granada verbannt worden war. Vorher schon waren 36 Kriegsschiffe dienstfertig gemacht worden. Aus dem Haag wurde der dortige Gesandte Marchese Grimaldi nach Madrid beschieden, mit dem König Karl III. geheime Abreden über eine aktive Politik gegen England traf. Alsbald ging ein neuer Gesandter, Graf Fuentes, nach London ab, der zwar betheuerte, die spanischen Rüstungen seien durchaus nicht im Widerspruch mit der strengen Neutralität, die sein Hof wie bisher so auch ferner zu beobachten gedenke, aber gleich darauf mit einer langen Reihe von Beschwerden über englische Kriegsschiffe, Kaper und Prisengerichte herausrückte und deren sofortige Abstellung verlangte. Kaum hatte Pitt hierauf geantwortet, als Fuentes am 9. September 1760 zwei Denkschriften übergab, in welchen die spanische Regierung für ihre Unterthanen das Recht der Fischerei bei Neufundland beanspruchte, und den Engländern das Recht bestritt, im spanischen Centralamerika (Honduras, Yucatan) Niederlassungen zu gründen und Farbhölzer zu gewinnen. Der König von England solle diese Niederlassungen sofort

1) Schaefer II, 1. 419—426. Vgl. Coxe, Memoirs of the kings of Spain. III, 253 ff.



Karl III. von Spanien.

Kupferstich von Rafaello Morghen (1758—1833);
Originalgemälde von Anton Raphael Mengs (1728—1779).

räumen, seine Unterthanen abberufen und jeden, der sich dort noch einmal beim Holzfällen ertappen lasse, mit dem Verluste seiner Unterthanenrechte bedrohen. Beide Schriftstücke waren in äußerst scharfem Tone gehalten und in einem sogar hinzugesetzt, dem französischen Hofe sei abschriftlich davon Mittheilung gemacht worden.[1]) Auf diese Bemerkung antwortete Pitt am 16. September mit einer geharnischten Verbalnote, worin dem Grafen Fuentes „die Ueberraschung und das Bedauern" des Königs ausgedrückt waren über eine so außerordentliche Anvertrauung an einen mit ihm in offenem Kriege befindlichen Hof, der schlechterdings kein Recht habe, sich in diese Dinge zu mischen und dessen Stimme durchaus nicht berufen sei, das Gewicht der Vorstellungen Sr. katholischen Majestät zu erhöhen.[2]) Ueber die sachlichen Fragen ließ er durch Lord Bristol in Madrid unterhandeln, ohne daß Spanien dabei Genüge geschah.

Ein Ausgleich war weder gefunden noch zu erwarten, als im Februar 1761 Grimaldi aus dem Haag abberufen und als Botschafter nach Paris geschickt ward.

Dieser, der das unbedingte Vertrauen seines Königs hatte, ward durch den Herzog von Choiseul in die Verhandlungen eingeweiht, die einerseits mit England, andererseits mit Oesterreich und Rußland über einen Friedenscongreß gepflogen wurden und entdeckte sehr bald, daß der Friede entweder gar nicht zu Stande kommen oder für die Hoffnungen Spaniens nichts weniger als günstig sein werde; deßhalb beschloß er nach Kräften gegen einen vorzeitigen Frieden und für ein spanisch-französisches Bündniß zu arbeiten; wie, mit welchen Mitteln und welchen Absichten er das that, ersehen wir aus seinem Briefwechsel mit dem spanischen Gesandten in London, dem Grafen Fuentes, und wenn unsere Leser erfahren, daß dieser Briefwechsel uns durch den Nachlaß Pitts bekannt geworden ist, so wissen sie auch, daß dieser im vollsten Rechte war, wenn er von den Geheimnissen der spanischen Politik untrügliche Kenntniß zu haben versicherte.

So schreibt Grimaldi am 5. März 1761 an Fuentes: „Drei Boten sind schon an unseren Hof abgesandt, um Schritt für Schritt den Samen eines Bündnisses mit dem hiesigen auszustreuen. Von dem Ergebniß werde ich Ew. Exc. benachrichtigen. Mir scheint, es ist für uns von der äußersten Wichtigkeit, uns Frankreichs zu versichern und es zu verpflichten, bevor es hier Frieden schließt; denn nachher wüßte ich nicht, welche Neigung es haben sollte, uns zu Liebe von neuem Krieg zu führen."[3]) Am 10. März schreibt Fuentes: „Geheimniß ist die Hauptsache, wenn nicht Alles scheitern soll — Frankreich hat nichts zu verlieren bei Fortsetzung des Krieges, wenn Spanien in denselben eintritt, wohl aber hat es viel zu hoffen: auch wir riskiren nicht viel, wenn wir uns durch ein Bündniß sicher stellen, welches bestimmt, daß Einer den Andern nicht verlassen darf. Ist dies geschehen, so werden

1) Schaefer II, 2. 157—162. 2) Corresp. II, 69 n. 3) Pitt, Corresp. II, 95.

wir am Ende des Jahres einen Frieden haben, der uns und Frankreich günstig ist; das letztere wird dabei Vortheile haben, die es nie erlangt, wenn es sie für sich allein fordert. Denn das gerade braucht man hier, um jenem Hofe Gesetze vorzuschreiben. Die Nation ist müde und verlangt nach Frieden; daß er diesen Winter nicht zu Stande gekommen, war eine große Enttäuschung. Das Ministerium ist in Verlegenheit, weil es die Schwierigkeit sieht, zur Fortsetzung des Krieges Geld aufzutreiben (!). All diese Vortheile wird Frankreich verlieren, wenn es jetzt den Frieden übereilt. — Ich bin ganz überzeugt, daß nur Gewalt und Furcht uns hier zu unserem Recht verhelfen werden. Unsere Rüstungen werden hier besprochen, aber zu mir hat man noch nichts gesagt."[1])

Die Aussicht auf ein spanisch-französisches Bündniß schreckte Pitt nicht, im Gegentheil. Frankreich hatte von seinen Colonieen nur noch wenig zu verlieren. Wollte Spanien in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit sich in einen Kampf wagen, in dem ihm die übermächtige englische Flotte auch noch die seinigen abnahm, so konnte das England nur recht sein; an dem Ausgang dieses neuen Krieges konnte nur ein Kleinmuth zweifeln, der diesem Minister ferner lag, als jedem andern. In Allem, was Pitt nun vornahm, indem er die eine Hand scheinbar zum Frieden bot, und mit der andern gleichzeitig neue Schläge führte, verräth sich ganz deutlich die Absicht, die Machtüberlegenheit Englands aufs Aeußerste auszubeuten, solange noch irgend das Faustrecht der Eroberung galt und nur zum Schein der Friedensstimmung Zugeständnisse zu machen, die unter seinen eigenen Amtsgenossen mehr und mehr um sich griff, seit am 25. März an Stelle des Lord Holderneß der König seinen Vertrauten, den Lord Bute, zum Staatssekretär ernannt hatte, ohne Pitt darüber nur ein Wort gegönnt zu haben.

Nach langwierigen, qualvollen Unterhandlungen hatte Choiseul endlich bei sämmtlichen Verbündeten Frankreichs durchgesetzt, daß sie sich bereit erklärten, einen Friedenscongreß in Augsburg zu beschicken und Frankreich eine Sonderunterhandlung mit England zu gestatten; am 26. März 1761 waren die hierauf bezüglichen Schriftstücke zu Paris ausgefertigt und abgesandt worden,[2]) und am 29. März ließ Pitt ein Geschwader von 26 Schiffen mit 10,000 Mann Landtruppen in See gehen, um die gerade vor der Bai von Quiberon gelegene Insel Belleisle zu erobern, die er als Tauschwerth für das von Frankreich eroberte Minorca zu verwenden gedachte.

Nach langem tapferen Widerstande ergab sich der französische Commandant, Chevalier de St. Croix, am 7. Juni, und diese Entscheidung war wichtiger, als alle die fruchtlosen Verhandlungen, welche inzwischen zu Paris über einen Sonderfrieden zwischen England und Frankreich stattgefunden hatten.

Der englische Abgesandte Hans Stanley hatte gar nicht den Auftrag, hier irgend etwas vorzuschlagen oder abzuschließen, sondern lediglich den, auf

1) Corresp. II, 96/97. 2) Schaefer II, 2. 198.

dem gegenwärtigen Besitzstand, d. h. auf Festhaltung aller Eroberungen Englands als Unterhandlungsgrundlage zu bestehen, und im Uebrigen nur zu hören und zu berichten. Pitt selbst glaubte gar nicht an ehrliche Friedensabsichten des französischen Hofs und hatte sein Augenmerk viel weniger auf die Anträge Choiseuls, als auf die Rüstungen Spaniens gerichtet; die ganze Unterhandlung war deßhalb todtgeboren von Hause aus und es lohnt nicht, auf den ebenso weitläufigen als gänzlich folgenlosen Schriftenwechsel[1]) darüber einzugehen. Wo Pitt eigentlich hinaus wollte, das zeigt ein Erlaß, den er am 28. Juli an Lord Bristol, den englischen Gesandten am spanischen Hofe, richtete, um dem Minister Wall vorhalten zu lassen, er dürfe sich nicht wundern, wenn der König von England bestimmte und kategorische Aufklärung zu haben wünsche über die Seerüstungen, welche in verschiedenen Häfen Spaniens seit so langer Zeit betrieben würden, über die Bestimmung seiner Flotten und über seine Absicht, mit Großbritannien in Freundschaft und gutem Vernehmen zu bleiben: „Diese Maßnahme ist um so dringender nöthig geworden, als die Sendlinge und Parteigänger Frankreichs hier am Ort ungemein geschäftig sind, zu handgreiflich naheliegenden Zwecken, den Leuten in der City die Meinung beizubringen daß ein Bruch mit Spanien in Verbindung mit Frankreich in Sicht sei."[2]) Ein mögliches Bündniß mit Spanien hatte Choiseul ursprünglich nur als Drohmittel benutzen wollen, um England nachgibiger zu stimmen; dabei war er aber in einer Weise verfahren, welche Pitt berechtigte, dasselbe als in der Sache schon vorhanden, als doch nicht mehr abwendbar anzunehmen und demgemäß zu handeln, wie es seinen innersten Wünschen ohnehin entsprach. Dem für uns unzweifelhaften Wunsche Pitts arbeitete Choiseul in die Hände, als er die Beschwerden und Forderungen Spaniens in die Friedensunterhandlung Frankreichs mit aufnahm. In der entscheidenden Unterredung, welche Pitt am 23. Juli mit dem französischen Bevollmächtigten Bussy hatte, war dies der eigentliche Stein des Anstoßes. Obgleich Pitt einem am 21. Juli gefaßten Beschlusse des Geheimen Raths gemäß jede Vermengung der spanischen Dinge mit dem Friedensgeschäft im voraus als durchaus unstatthaft bezeichnet hatte, übergab Bussy dennoch eine spanische Denkschrift, die Pitt mit dem größten Unwillen erfüllte. Am Tag darauf erstattete er dem Geheimen Rath Bericht und sandte dann auf Befehl des Königs die spanische Denkschrift als durchaus unannehmbar zurück; dasselbe Schicksal hatte eine gleichfalls von Bussy übergebene französische Note, in welcher auf Anfordern der Kaiserin Maria Theresia verlangt war, daß der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen von der englisch-französischen Unterhandlung nicht berührt und dem König von England eine fernere Unterstützung des Königs von Preußen mit Truppen nicht gestattet werden solle. Ein solches Ansinnen bezeichnete der englische Hof als eine Verletzung seiner Ehre und der Treue, womit er gewohnt sei, seine Pflichten gegen Verbündete zu er-

1) Schaefer II, 2. 327 ff. 2) Corresp. II, 137. n. 2.

füllen, und die schroffe Zurückweisung dieser beiden Eingaben weit mehr als der sachliche Inhalt des Ultimatums, welches Stanley am 29. Juli dem Herzog von Choiseul übergab, führte in Paris die Entscheidung herbei, welche in London längst vorausgesehen war. Am 5. August ward ein französisches Ultimatum ausgefertigt, das in Bezug auf Frankreich selbst eine äußerst nachgibige, in Bezug auf Spanien und die Kaiserin aber eine höchst entschiedene Sprache führte[1]) und zehn Tage darauf erfolgte der Abschluß mit Spanien.

Am 15. August unterzeichneten Choiseul und Grimaldi zu Paris zwei geheime Verträge; der erste, bekannt unter dem Namen pacte de famille, gewährleistete den Bourbonen von Frankreich, Spanien, Neapel und Parma all ihre Staaten und Besitzungen in allen Erdtheilen und verpflichtete die Könige von Frankreich und Spanien, in Krieg und Frieden unverbrüchlich zusammen zu stehen, jeden Feind als gemeinsamen zu betrachten und nie anders als in wechselseitigem Einvernehmen zu handeln, ganz wie Glieder eines Hauses. Die erste Waffenhilfe, welche binnen drei Monaten zu leisten war, ward auf 12 Linienschiffe und sechs Fregatten für jede der beiden Mächte bestimmt: an Landtruppen hatte Frankreich 18,000 Mann zu Fuß und 6000 Mann zu Pferde, Spanien 10,000 Mann zu Fuß und 2000 Mann zu Pferde zu stellen. Zur Wiedereroberung der von Frankreich verlorenen Colonieen aber hatte Spanien nichts beizutragen und ebensowenig zu dem Krieg, den Frankreich in Deutschland führte.[2])

Viel bedeutungsvoller als dieser Familienbund war die geheime Convention, welche noch an demselben 15. August von den beiden Ministern unterzeichnet ward.

Der erste ihrer elf Artikel verpflichtete den König von Spanien, am 1. Mai 1762 an England den Krieg zu erklären, wenn bis dahin der Friede zwischen diesem und Frankreich nicht würde geschlossen sein. Der zweite verpflichtete dafür den König von Frankreich, in seiner Unterhandlung mit England die Interessen des Königs von Spanien mit wahrzunehmen und nicht eher abzuschließen, als bis der König von Spanien erkläre, daß ihm englischerseits vollauf Genüge geschehen sei. Im fünften Artikel versprach der König von Frankreich, am 1. Mai 1762 dem König von Spanien die Insel Minorca zurückzugeben und beim Friedensschluß das Verbleiben dieser Besitzung bei der Krone Spanien sicherzustellen. Im sechsten Artikel kamen beide Mächte überein, den König von Portugal zum Beitritt einzuladen „da es nicht recht sei, wenn er bei den Händeln der beiden Höfe mit England müssiger Zuschauer bliebe und fortfahre, den Feinden beider Souveräne seine Häfen zu öffnen und Bereicherung zu gestatten, während sie sich aufopferten für das Gemeinwohl aller seefahrenden Völker". Artikel 7 bestimmte, daß alle seefahrenden Völker, die es wollten, der Convention beitreten könnten. Nach

1) Ueber das Vorstehende s. Schaefer II, 2. 355—380. 2) Garden, Histoire générale des traités de paix. IV, 74—79.

Artikel 8 traten all diese Bestimmungen sofort in Kraft, wenn Spanien sich schon vor dem 1. Mai 1762 zum Kriege genöthigt sähe. Nach Artikel 9 verflichteten sich beide Mächte, den König von Sardinien für seine Ansprüche auf Piacenza auf gemeinsame Kosten zu entschädigen.[1])

Die Thatsache des am 15. August erfolgten Abschlusses sowohl eines „Familienvertrags“ als einer „Convention“ erfuhr Pitt aus einem Briefe Grimaldis an Fuentes vom 31. August;[2]) aus demselben Briefe wie aus einem Schreiben Stanleys vom 2. September[3]) ergab sich als wesentlichster Theil des Inhalts der Vereinbarungen ein Artikel, welcher Frankreich unmöglich machte, vor dem Ausgleich Englands mit Spanien seinerseits mit England abzuschließen. Nicht minder stimmten die Angaben beider darin überein, daß für die einstweilige Haltung Spaniens einzig und allein die Absicht maßgebend war, zunächst das sichere Eintreffen der mit Schätzen reichbeladenen Silberflotte aus Amerika abzuwarten, zu deren Heimgeleitung am 8. September 15 Kriegsschiffe schleunigst unter Segel gegangen waren. Auf Grund dieser Thatsachen stellte Pitt im Geheimen Rath am 18. September den Antrag, Spanien den Krieg zu erklären, ihm durch den ersten Schlag seine Silberflotte abzufangen, ihm durch den zweiten Havana, den Schlüssel des spanischen Westindien, durch den dritten Manila, die Hauptinsel der Philippinen, den Stapelplatz des Handels in Ostindien zu entreißen. Und dieser Vorschlag, für dessen Ausführung die durch die Franzosen kaum mehr beschäftigte Kriegsflotte jeden Tag bereit, dessen Gelingen ganz unfehlbar gewiß war, für den Rücksichten der Staatsklugheit wie der Machterweiterung und des Handelsgewinns gleich schwer in die Wagschale fielen — stieß unter den Ministern auf fast einmüthigen Widerspruch; außer Pitts eignem Schwager, Lord Temple, wollte keiner von dem Kriege wissen. Aber hinter den Scheingründen, welche von der Finanzlage, von den ungenügenden Beweisen für das Bestehen des Complots und der angeblichen Schwierigkeit, die Seemächte Spanien und Frankreich zugleich zu bekämpfen, hergenommen wurden, errieth Pitt den wahren Grund des eingetretenen Umschwungs: Lord Bute war mit dem König übereingekommen, ihn, den bisherigen Alleinherrscher Englands und des Parlaments, zu stürzen und wollte den günstigen Augenblick benutzen, mit Hilfe der herrschenden Sehnsucht nach Frieden ihn, den Anstifter immer neuer Kriege, um sein bestes Eigenthum, seine Beliebtheit beim Volke zu bringen. In drei Sitzungen kämpfte Pitt für seinen Antrag und als er nach wie vor mit seinem Schwager allein blieb, gab er seine Entlassung ein und erhielt sie am 5. Oktober. Der König verlieh ihm eine erbliche Pension von 3000 Pfd. und seiner Gattin den erblichen Rang einer Baronin Chatham.

Die Rechtfertigung seiner Politik aber übernahm der Hof zu Madrid. Solange die Silberflotte noch auf dem Meere schwamm, floß General Wall

1) Garden IV, 79/80. 2) Pitt, Corresp. II, 139—41. 3) Ebendas. S. 140. n. 2. vgl. mit Grimaldis Brief vom 13. Sept. ebendas. S. 141—144.

über von Freundschaftsbetheuerungen, denen Lord Bristol und Lord Bute in lächerlicher Leichtgläubigkeit wetteifernd Vertrauen schenkten. So wie aber das letzte der Schiffe, die den Kriegsschatz aus Westindien brachten, im Hafen von Cadiz geborgen war, warf General Wall die Maske ab, und als nun Bristol am 8. December sich endlich ein Herz faßte, um eine unumwundene Erklärung wegen des Vertrags mit Frankreich zu fordern, deren Verweigerung als Kriegserklärung betrachtet werden würde, da bezeichnete Wall dieses Begehren selbst als eine Verletzung der Würde seines Königs, dem er nunmehr allein die Entscheidung anheimgebe. Der Bescheid des Königs erfolgte am 10. December, er besagte: Der Geist des Hochmuths, der in der britischen Regierung herrsche, habe in demselben Augenblick den Krieg erklärt und die Würde des Königs verletzt. Der englische Gesandte möge gehen, wann und wie es ihm beliebe, das sei die einzige Antwort, die Seine Majestät ihm sofort zu ertheilen befohlen habe. Am 17. December reiste Bristol ab und am 4. Januar 1762 mußte Lord Bute eine Kriegserklärung aussprechen, die schon im Oktober angezeigt gewesen wäre und die er nicht zur Ehre Englands und lediglich zum Vortheil Spaniens bisher zu vermeiden verstanden hatte. Mit einer nothgedrungenen Kriegserklärung, die alle sachlichen Gründe der Entlassung Pitts aufs Glänzendste widerlegte, hat Lord Bute sich in die großen Geschäfte eingeführt. Diesem schlagenden Beweise vollendeter politischer Unfähigkeit hatte er eine Probe seiner Loyalität vorhergehen lassen; den Subsidienvertrag mit Preußen, der am 12. December 1761 ablief, hatte er nicht erneuert und das in einem Augenblick, wo Friedrich der Große der Hilfe seines einzigen Verbündeten bedürftiger war als je vorher.

Immer mehr schmolzen seine Machtmittel zusammen, immer schrecklicher lichteten sich seine Heere und verengten sich die Quellen ihrer Ergänzung; inmitten dieses Niedergangs, der sich nur verlangsamen, nicht abwenden ließ, blieb unerschütterlich wie am ersten Tage nur die eiserne Willenskraft, die diesen Monarchen beseelte und ungebrochen auch der Zauber, mit dem der Name des ersten Helden seiner Zeit auf Freund und Feinde wirkte. Es war ja die reinste Wahrheit, nur der Ausdruck offenkundiger, weltbekannter Thatsachen, wenn Friedrich im Sommer 1761 an Pitt schrieb: „Zwei Triebfedern sind es, die mein Handeln bestimmen: die eine ist das Ehrgefühl und die andre das Wohl des Staates, den der Himmel mir zum Regieren gegeben hat. Sie schreiben mir zwei Gebote vor, einmal, nie etwas zu thun, worüber ich zu erröthen hätte, wenn ich meinem Volke Rede stehen müßte; und sodann, für meines Vaterlandes Heil und Ruhm den letzten Tropfen meines Blutes hinzugeben. Mit solchen Grundsätzen weicht man seinen Feinden nie; mit solchen Grundsätzen hielt Rom sich aufrecht gegen Hannibal nach der Schlacht von Cannä; mit solchen Grundsätzen behauptete sich Eure große Königin Elisabeth gegen Philipp II. und die unüberwindliche Flotte; mit solchen Grundsätzen hat Gustav Wasa Schweden aufgerichtet und den Tyrannen Christian aus dem Lande gejagt; und mit gleicher Seelengröße, mit Tapfer-

keit und Ausdauer haben die Prinzen von Oranien die Republik der Niederlande gegründet. Das sind die Vorbilder, denen ich zu folgen entschlossen bin. Sie selbst haben Größe und Schwung in der Seele, verwerfen Sie meine Wahl, wenn Sie können."[1]) Den Zauber aber, der an seinem Namen haftete, sollte Friedrich gerade im Herbst dieses für seine Waffen sonst sehr unglücklichen Jahres in wunderbarer Weise erproben.

Um einer Vereinigung der Russen und Oesterreicher in Schlesien abermals zuvorzukommen, hatte König Friedrich seinem zur Armee zurückgekehrten Bruder Heinrich 30,000 Mann zur Vertheidigung Sachsens gegen den Feldmarschall Daun überlassen und war mit dem größern Theile seines Heeres noch im Mai 1761 in die Gegend von Schweidnitz geeilt. Nicht ganz eine Meile nördlich von dieser Festung bezog er am 20. August ein befestigtes Lager bei Bunzelwitz und hier bot er mit 50,000 Mann in einem Viereck von Schanzen und Pallisaden 83,000 Oesterreichern unter Laudon und 47,000 Russen unter Buturlin[2]) zwanzig Tage lang Trotz. Unter beständigem Streit darüber, wie, wo und durch wen der Hauptangriff unternommen werden sollte, kamen die Belagerer zu gar keinem Angriff. Am 9. September zog die Hauptarmee der Russen ab. Mit den 16,000 Mann des Generals Czernichew, die zurückblieben, hatte Laudon immer noch die doppelte Uebermacht, aber auch mit dieser wagte er keinen Angriff auf eine Lagerfestung, die Friedrich der Große bewachte und ohne Zweifel bis zum letzten Blutstropfen vertheidigte.

Dagegen wagte dieser, 11,000 Mann unter General Platen dem abziehenden Feinde in den Rücken zu schicken, um ihm seine Magazine zu zerstören; ein Auftrag, der mit glänzendem Erfolge ausgeführt ward. Erst nachdem Friedrich sein Lager verlassen und nach der Neisse hin abgezogen war, wagte Laudon einen Sturm auf die verfallenen Werke von Schweidnitz, der seiner erdrückenden Uebermacht gar nicht mißlingen konnte und die Eroberung dieser Festung (1. Oktober) durch Oesterreicher und Russen bildete das ganze Ergebniß des mit so großen Hoffnungen eröffneten schlesischen Feldzugs der Verbündeten. Bedeutenderes gelang den Russen in Hinterpommern. Zum dritten Mal war Colberg von den Russen belagert worden; dies Mal durch 35,000 Mann unter General Rumänzow. Mehr als vier Monate hatte der tapfere Oberst Heyde sich der feindlichen Uebermacht zu erwehren gewußt und erst nachdem ein letzter Entsatzversuch, den Prinz Eugen von Würtemberg mit General Platen unternommen, gescheitert und alle Lebensmittel aufgezehrt worden waren, übergab er am 16. December unter den ehrenvollsten Bedingungen die ausgehungerte Stadt.

Während Ferdinand von Braunschweig in Folge des glücklichen Treffens bei Bellinghausen (15./16. Juli 1761) gegen die Marschälle Broglie und

1) Der — nicht datirte — Brief ist abgedruckt in Pitt, Corresp. II, 107—111. Nach Schaefer II, 2. 339 n. 2 hat er einer Depesche an Knyphausen und Michell vom 3. Juli beigelegen. 2) Bernhardi II, 371 ff.

Soubise wie im Jahr vorher Westfalen behauptete, waren Friedrich zwei wichtige Festungen an Oesterreicher und Russen verloren gegangen; und da in demselben Augenblick sein einziger Verbündeter England die Hand von ihm abzog, war an eine glückliche Wendung durch rein militärische Mittel gar nicht mehr zu denken. Da brachte ihm die Rettung ein politischer Umschwung ersten Ranges.



Beim Tode der Kaiserin Elisabeth geprägte Medaille.

Am 5. Januar (n. St.) 1762 starb die Czarin Elisabeth und Friedrichs fanatischer Bewunderer, der Herzog von Holstein ward als Peter III. Beherrscher aller Reussen. Am 8. Januar schrieb der englische Gesandte am

russischen Hofe Robert Murray Keith dem Lord Holderneß, beim ersten Empfang der jungen Majestäten am 6. Januar habe ihm der Czar ins Ohr gesagt: er hoffe, er werde mit ihm zufrieden sein, denn in der vergangenen Nacht habe er Couriere an verschiedene Theile seiner Armee gesandt mit dem Befehl, nicht weiter in preußisches Gebiet vorzurücken und alle Feindseligkeiten einzustellen. „Seitdem habe ich erfahren, daß diese Befehle mit Weisungen an die commandirenden Generale begleitet waren, Waffenstillstand zu schließen, wenn das von den Preußen vorgeschlagen werde. Ferner wird erzählt: General Czernichew habe besondere Befehle, sein Corps von den Oesterreichern zu trennen und bevor es abmarschire, einen Trompeter in das österreichische Hauptquartier zu schicken, um dort wissen zu lassen, daß er mit seinen Truppen abziehen werde, ohne die geringste Feindseligkeit weiter zu begehen."[1])

Wenig Tage danach sandte Peter III. seinen Flügeladjutanten, General Gudowitsch nach Deutschland, angeblich um seinem Schwager dem Fürsten von Zerbst den Thronwechsel anzuzeigen, in Wahrheit, um auf dem Rückweg den König Friedrich in seinem Hauptquartier zu Breslau der Hochachtung und Freundschaft des Kaisers zu versichern. Friedrich ergriff diese Gelegenheit, um dem Vertrauten des Czaren wie einem alten Freunde sein Herz zu öffnen: er that ihm dar, daß für beide Staaten schlechterdings kein ernster Grund zum Kriege bestehe, daß die gegenwärtigen Händel nichts seien, als eine Folge von Zettelungen Oesterreichs, das lediglich für sich arbeite und daß nichts leichter sein werde, als durch einen dauerhaften Frieden das gute Einvernehmen zwischen beiden Höfen wiederherzustellen; gleichzeitig fügte er hinzu, von dem Rechtsgefühl des Kaisers hoffe er, daß er für den Frieden keine der Ehre eines Souveräns nachtheiligen Bedingungen stellen werde, die er niemals würde eingehen können. Weit entfernt von jeder Empfindlichkeit wegen vergangener Dinge, wünsche er nichts so angelegentlich, als mit dem Kaiser die Bande der engsten Vereinigung zu knüpfen.[2]) Diese Erklärungen wiederholte Friedrich in einem Schreiben an den Kaiser selbst, das Gudowitsch am 23. Februar nach Petersburg mit sich nahm. Vorher schon und zwar am 12. Februar hatte Friedrich seinen jugendlichen Adjutanten und Kammerherrn Bernhard Wilhelm v. d. Goltz nach Petersburg gesandt, um den jungen Czar zu seinem Regierungsantritt zu beglückwünschen und so schnell als möglich Frieden mit ihm zu schließen.[3]) Ueber dessen Sendung konnte Keith schon am 11. März berichten: „Baron Goltz war so glücklich, mehrere Unterredungen mit dem Kaiser zu haben und gestern sagte ihm Se. Majestät, er wünsche mit dem König, seinem Herrn, so bald als es irgend angehe, Frieden

---

1) Memoirs and Correspondence of Sir Robert Murray Keith ed. Smyth. London 1849. I, 41. 2) Oeuvres V, 155/56. Die Angabe Friedrichs, erst nach Gudowitschs Abreise sei Goltz nach Petersburg gesandt worden, beruht auf einem Gedächtnißfehler. Siehe Schaefer II, 2. 450/51. 3) L. Häusser, Zur Geschichte Friedrichs II. und Peters III. in den Forschungen zur deutschen Geschichte IV. 1864. S. 1—11.

zu schließen und es wäre ihm lieb, wenn Se. Preußische Majestät einen Entwurf zu diesem Behufe einsenden wolle. Darauf antwortete Goltz, er sei schon mit den nöthigen Vollmachten versehen und es würde Zeit gewonnen werden, wenn Se. Kaiserliche Majestät die Gnade haben wolle, seine Gedanken hierüber auszusprechen. Freimüthig und hochherzig erwiderte der Kaiser, er sei bereit, alles von den Russen besetzte preußische Land bis auf die letzte Scholle herauszugeben, und als nun Goltz einfließen ließ, der König, sein Herr würde die Gewährleistung Schlesiens erwarten, zeigte sich der Kaiser auch dazu geneigt, nur mit dem Vorbehalt, daß er dafür seinerseits die Bürgschaft Preußens für seine Besitzungen als Herzog von Holstein erwarte.[1]) Mit diesen Worten war das Einvernehmen hergestellt, aus welchem der förmliche Friedensvertrag vom 24. April (5. Mai) hervorging und nach Absicht beider Theile noch ein inniges Schutz- und Trutzbündniß hervorgehen sollte.[2])





Medaille von 1762 mit den Bildnissen Friedrichs II. und Peters III.

Inzwischen hatte Czar Peter fortgefahren, seiner Freundschaft für Friedrich den Großen öffentlich wie vertraulich einen unzweideutigen Ausdruck nach dem andern zu geben. Am 22. März hatte er die Ueberreichung der von ihm erbetenen Insignien des schwarzen Adlerordens durch ein Festmahl gefeiert, bei dem er öffentlich auf die Gesundheit des Königs trank. Die ganze Gesellschaft mußte ihm aus dem Pokal, den er um die Tafel kreisen ließ, Bescheid thun und der Donner der Kanonen aller Welt das große Ereigniß verkünden. Dem Abgesandten Friedrichs aber hatte er einige Tage früher Mittheilung gemacht von einem der nichtswürdigsten Streiche, durch die sich jemals die Politik eines großen Landes entehrt hat. Während die preußischen Gesandten Knyphausen und Finckenstein in London ebenso eifrig als vergeblich über ein Abkommen unterhandelten, durch welches Preußen die Geldhilfe Englands wieder zugeführt werden sollte, verfiel Lord Bute auf den Gedanken, sich des lästig gewordenen Verbündeten durch Verrath zu entledigen. Ohne jede Ahnung von der seit Jahren aller Welt bekannten Denkweise Peters III.

1) Keith I, 46. Der Brief ist vom 28. Februar alten St. datirt. 2) Schaefer II, 2. 482/83.

und ohne die leiseste Regung seines Gewissens über die Ruchlosigkeit, die er beging, machte er dem russischen Botschafter Fürst Galitzin Anfang Februar Eröffnungen, die diesen geradezu verblüfften. Er sagte ihm, wenn der Kaiser von Rußland den Frieden beschleunigen wolle, so müsse er bei den Feinden Preußens, die Rußlands geborene Freunde seien, ausharren und nach Kräften dazu beitragen, daß der König von Preußen mit dem Opfer seiner Staaten die Kosten des Friedens bezahle.[1]) Entrüstet über solche Zumuthung gab der Kaiser diese Depesche dem Baron Goltz zu lesen und dieser schickte eine Abschrift derselben nach Breslau, wo sie am 23. März in die Hände des Königs kam. Mit Recht sagt Friedrich der Große zu diesem Streich: „Man weiß, daß ein verderblicher Brauch gewisse Schurkereien in die Politik eingeführt hat, die durch allgemeine Uebung anerkannt sind; wenn man von diesen spricht, ist es angezeigt, die Worte, die man wählt, zu dämpfen. Aber seinem Verbündeten die Treue brechen, Complotte gegen ihn schmieden, die kaum seine Feinde ersinnen könnten, mit Leidenschaft an seinem Verderben arbeiten, ihn verrathen, verkaufen, ihn meucheln so zu sagen; solche Attentate, solch schwarze, verabscheuungswerthe Handlungen müssen in ihrer ganzen Scheußlichkeit gebrandmarkt werden, um durch das Urtheil, das die Nachwelt darüber fällen wird, diejenigen abzuschrecken, die fähig wären, dergleichen zu begehen."[2])

Wie in Petersburg ward Lord Bute auch in Wien abgewiesen. Als er durch den Prinzen Ludwig von Braunschweig den Grafen Kaunitz wissen ließ, er sei bereit, das alte Bündniß mit Oesterreich wieder aufzunehmen zum Zweck völliger Vertreibung der Bourbonen aus Italien und werde nichts dagegen haben, wenn Oesterreich auch Schlesien zurückverlange, da vermuthete Graf Kaunitz, ihm solle eine Falle gelegt werden; er ließ erwidern, er begreife nicht, was solche Eröffnung eigentlich heißen solle, und könne deßhalb gar keine Antwort darauf geben.[3])

Bei seinen bisherigen Verbündeten erntete Friedrich nichts als treulosen Undank; von den früheren Feinden kam ihm die Rettung. Der Austritt Rußlands aus dem Kriege hatte zur Folge, daß auch der Reichsrath in Schweden den Muth faßte, sich eines Kriegs zu entledigen, der im Grunde nur darin bestanden hatte, daß, wie Choiseul sich einmal ausdrückte,[4]) die Schweden Jahr für Jahr von Stralsund nach der Peene und von der Peene nach Stralsund marschirten. Die Königin Ulrike erlebte den Triumph, daß ihre Feinde sie um Verwendung bei ihrem großen Bruder baten und dieser beantwortete ihr Gesuch um Frieden mit der Erklärung, nur aus Liebe zu

1) Die Worte, die Friedrich ihm in den Mund legt, que quelque cession que l'Empereur exigeât de la Prusse, l'Angleterre se faisait fort de la lui faire obtenir — finden sich in der Depesche Galitzins vom 6. Februar (Schaefer II, 2. 745/46) nicht, stimmen aber in der Hauptsache mit dem Sinn derselben überein. 2) Oeuvres V, 158. 3) Schaefer II, 2. 469. vgl. Oeuvres V, 159. 4) Denkschrift vom September 1760. Arneth VI, 198.



seiner Schwester heiße er seine Empfindlichkeit schweigen über all die Unbill, die ihm Schweden angethan, nur aus Rücksicht auf sie sei er zum Frieden bereit, unter der Bedingung selbstverständlich, daß der Zustand vor dem Kriege wieder hergestellt werde.[1]) Auf dieser Grundlage kam denn auch am 22. Mai zu Hamburg der Friede zu Stande und diesem Frieden trat nachträglich Mecklenburg-Schwerin bei, dem der Versuch, mit französischer Hilfe Preußen zu plündern, so überaus schlecht bekommen war.

Unterdessen waren die Flitterwochen des neuen Czarenregiments in Rußland verflogen. Peter III. (geb. 1728), trotz seiner vierunddreißig Jahre unmündig wie ein Knabe, launenhaft wie ein Weib und unbesonnen wie ein Abenteurer, hatte die Popularität, die seine ersten Schritte begleiteten, rasch verausgabt. Die berühmte „Leibcompagnie"[2]) der Kaiserin Elisabeth hatte er aufgelöst;[3]) die holsteinische Truppe, durch die er sie ersetzte, gewährte ihm keinen Schutz, sondern drückte seiner Herrschaft den Stempel der Fremdherrschaft auf. Die Einziehung der Kirchengüter nach dem Plan Peters des





Medaille von 1762 auf den Frieden zwischen Rußland, Schweden und Preußen.

Großen zog ihm den unversöhnlichen Haß des mächtigen Klerus zu; die strenge Disciplin, die er nach preußischem Muster durchführen wollte, brachte die Ismailow- und Preobrashenskigarden gegen ihn auf und das würdelose Leben, das er mit seiner Maitresse Elisabeth Woronzow führte, verfeindete ihm die Kaiserin.[4]) Daß aber bei seinem engen Anschluß an Preußen Schwärmerei für den großen König nicht seine einzige Triebfeder war, das offenbarte die Bündnißunterhandlung, die am 19. Juni zum vorläufigen Abschluß kam.

Sein Gedanke war, mit Hilfe Preußens einen Krieg gegen Dänemark zu führen, und zwar in eigener Person an der Spitze seiner Russen, sofort, ohne Aufschub. Als Herzog von Holstein wollte er Rache üben für alle Unbill der Dänen, und sein Recht auf Schleswig, das ihm durch allerlei Tauschvorschläge hatte entwunden werden sollen, mit blanker Waffe durchsetzen. Vergebens suchte Friedrich der Große ihn von diesem Vorhaben abzumahnen und wenigstens einen Aufschub zu erlangen, indem er rieth, vorher die Krönung

1) Oeuvres V, 161. 2) S. S. 7. 3) Raumer II, 508. 4) Oeuvres V, 187 ff.

in Moskau vorzunehmen, die zur inneren Befestigung des Thrones sehr wichtig sein werde. Er schrieb ihm u. A. am 15. Mai 1762: „Ich gestehe, es wäre mir lieb, Sie schon gekrönt zu sehen, denn diese Feierlichkeit kann nicht verfehlen, einen großen Eindruck auf das Volk zu machen. Ich sage frei heraus, daß ich auf die Russen wenig Vertrauen setze. Jedes andere Volk hätte den Himmel gesegnet für einen durch so hervorragende und bewundernswerthe Eigenschaften ausgezeichneten Fürsten; aber können diese Russen ihr Glück begreifen und könnte nicht die verwünschte Käuflichkeit irgend eines Individuums ein Complot anstiften oder gar die Massen erregen zu Gunsten der braunschweigischen Prinzen?"[1])

Czar Peter war nicht zu bekehren. Er antwortete: „Meine Ehre verlangt, daß ich Rechenschaft fordere für die Unbilden, welche die Dänen mir und besonders meinen Vorfahren angethan haben. Man soll nicht sagen, daß die Russen für meine Interessen einen Krieg führen, in dem ich nicht an ihrer Spitze stände; zudem macht die Feier meiner Krönung zu große Kosten; dies Geld wird besser gegen die Dänen verwendet werden. Ueber meine Sicherheit wollen Sie sich nicht beunruhigen; die Soldaten nennen mich ihren Vater; sie sagen, lieber wollten sie von einem Manne als von einer Frau regiert sein; ich gehe ganz allein zu Fuß in Petersburg spazieren; wollte mir Jemand zu Leibe, so hätte er das längst gethan; aber ich spende Wohlthaten an Jedermann und verlasse mich allein auf den Schutz Gottes; so habe ich nichts zu fürchten."[2])

Unerschütterlich blieb der Kaiser bei seinem Entschluß. In dem ersten Geheimartikel des Bündnißvertrages, den Goltz und Woronzow am 19. Juni in Gegenwart des Kaisers unterschrieben, mußte Preußen sich verpflichten, zunächst diplomatisch, dann aber auch, wenn das nicht half, militärisch mit 20,000 Mann für das Recht des Kaisers auf Schleswig einzutreten.[3]) Noch im Juni mußte Rumänzow 40,000 Mann bei Colberg zusammenziehen, die auf 60,000 Mann verstärkt werden sollten. Eine russische Kriegsflotte war auf der Rhede eingetroffen und Anfang Juli rückte die Vorhut der Armee in Schwedisch-Pommern ein: da griff die Hand des Schicksals dazwischen, am 9. Juli ward Peter III. durch seine Gemahlin entthront und acht Tage später war er ermordet.

Während der Kaiser nach Abhaltung einer pomphaften Friedensfeier am 1. und 2. Juli in Oranienbaum inmitten seiner Holsteiner mit Soldatenspiel und Trinkgelagen sich die Zeit vertrieb, legte seine Gemahlin mit Hilfe ihrer Freundin, der Fürstin Daschkow und ihres Geliebten Gregor Orlow, die letzte Hand an den Abschluß eines Complots, das der Bajonete der Garden, des Segens der Kirche und des Beifalls der deutschfeindlichen Massen sicher war.

---

1) Martens, Recueil des traités etc. V. Traités avec l'Allemagne. Petersburg 1880. S. 390. 2) Oeuvres V, 160. 3) Der ganze Vertrag bei Martens a. a. O. S. 389—408.



Czar Peter III. von Rußland.

Nach einem Gemälde von Schütze, gestochen von J. F. Bause (1738—1814).

In den ersten Frühstunden des 9. Juli entwich sie aus dem Pavillon Monplaisir, den sie im Garten von Peterhof bewohnte, eilte zu Wagen mit Alexei Orlow nach den Kasernen der Garden, dort empfing sie Gregor Orlow mit der Meldung „Alles fertig" und gefolgt von den Truppen der Ismailow'schen und Ssemenow'schen Garden fuhr sie gegen 9 Uhr in die Kasan'sche Kirche, wo sie der Erzbischof von Nowgorod mit der hohen Geistlichkeit erwartete, um sie feierlich zur Alleinherrscherin aller Reussen auszurufen. In dem neuen Winterpalais nahm sie sodann die Huldigungen des Hofstaates, des Senates und der Behörden entgegen, während ein Manifest der Bevölkerung kund that, daß sie den Thron bestiegen habe, um die mit dem Untergang bedrohte orthodoxe griechische Religion zu retten, und die Staatsehre wieder herzustellen, die durch den jüngst mit Rußlands Todfeind abgeschlossenen Frieden, ebenso wie die innere Verfassung des Reiches unter die Füße getreten worden sei.[1]) Am Abend brach die Kaiserin mit 15,000 Mann Truppen hoch zu Roß, in der alten russischen Uniform der Garden, nach Peterhof auf; hier empfing sie am nächsten Morgen die Urkunde, in welcher der Kaiser ohne einen Versuch der Gegenwehr seine Abdankung ausgesprochen hatte, und am Nachmittag des 10. Juli hielt sie ihren triumphirenden Einzug in Petersburg. Peter war auf das Landgut Ropscha in der Nähe von Peterhof verbracht worden und wurde dort von Alexei Orlow und einigen Spießgesellen am 17. Juli erst vergiftet und als er danach nicht sogleich starb, erwürgt. Ein Manifest machte am 18. Juli bekannt, er sei an einem besonders heftigen Anfall von Hämorrhoidalkolik „nach dem Willen Gottes" gestorben.

Das Manifest vom 9., das von Preußen als Rußlands Todfeind sprach, hatte als Mittel gedient, den Nationalhaß der Russen gegen den Kaiser auszubeuten, die Gesinnungen Katharinens II. drückte es keineswegs aus. Baron Goltz, der bei dem unglücklichen Kaiser bis zur letzten Stunde in Oranienbaum ausgeharrt hatte, ward noch am 10. Juli durch die Erklärung der Kaiserin überrascht, sie sei entschlossen, die Freundschaft und das gute Einvernehmen mit dem preußischen Hofe aufrecht zu erhalten und schon am Tage vorher, also in den Stunden, da jenes Manifest erschien, hatte sie an Czernichew mit der Nachricht von dem Gelingen des Staatsstreichs den Befehl ergehen lassen, dem König zu versichern, daß sie an dem zwischen ihm und ihrem Gemahle geschlossenen Frieden festhalten werde.[2])

Demgemäß brachte der abermalige Thronwechsel in Rußland die Wendung keineswegs hervor, die man in Wien erwartet haben mochte. Anfang August wurde in Ausführung des Friedens vom 5. Mai Preußen und Pommern von den Russen endgiltig geräumt und nur in Schlesien konnte sich der Unterschied zwischen einem Frieden, der bestehen blieb, und einem Bündniß, das nicht anerkannt ward, fühlbar machen.

---

1) Herrmann, Gesch. des russischen Staates V, 288/89. 2) Kurd v. Schlözer, Friedrich der Große und Katharina II. Berlin 1859. S. 108/9 ff.

Sofort nach dem Tode Elisabeths hatte das Corps Czernichews sich von Laudon getrennt und war nach Polen abmarschirt. Auf Befehl Peters III. war es im Juni von neuem nach Schlesien gekommen, aber diesmal um Friedrich gegen die Oesterreicher beizustehen. Es zählte 20,000 Mann und bildete eine höchst willkommene Verstärkung bei den Operationen, durch die Friedrich den Feldmarschall Daun von Schweidnitz wegzubringen hoffte. Da kam am 18. Juli ein Courir bei Czernichew an, der die Entthronung des Kaisers meldete und den Befehl der Kaiserin überbrachte, die preußische Armee zu verlassen und sein Corps nach Polen zurückzuführen. Der König bat ihn, als letzte Gefälligkeit, seinen Abmarsch um drei Tage zu verschieben und Czernichew sagte zu; diese Frist benutzte Friedrich, um unter den Augen der



Katharina II.

Umschrift: „Von Gottes Gnaden Katharina II. Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen“. Dabei in kleinerer Schrift der Name des Medailleurs „Timofei Iwanow“. Auf dem Revers, dessen Darstellung sich auf die Gründung des Findelhauses bezieht: „Auch ihr werdet leben“. Darunter: „Am 1. September 1763“.

unthätig zuschauenden Russen einen Schlag zu führen, der Daun die Verbindung mit Schweidnitz durchschnitt. Dies war die Wirkung des siegreichen Treffens bei Burkersdorf (21. Juli); am Abend des nächsten Tages zogen die Russen ab und nun nahm Friedrich Alles, was er an Truppen erreichen konnte zusammen, um Schweidnitz den Oesterreichern wieder zu entreißen. Am 4. August begann die Einschließung der Festung, am 16. ward ein Entsatzversuch der Oesterreicher durch ein glückliches Gefecht bei Reichenbach vereitelt und nach langer tapferer Gegenwehr capitulirte der General Guasco am 9. Oktober. Die Wiedereinnahme von Schweidnitz beschloß den Feldzug in Schlesien und ein glänzender Sieg, den der Prinz Heinrich am 29. Oktober bei Freiberg über die durch kaiserliche Heertheile verstärkte Reichsarmee unter dem Prinzen v. Stolberg erfocht, beendete den Feldzug in Sachsen. Mit wahrer Freude schrieb der König dem siegreichen Bruder: „Die guten Nachrichten haben mich um zwanzig Jahre jünger gemacht: Ihr leistet dem Staate einen so großen Dienst, daß ich meine Dankbarkeit nicht genug ausdrücken kann.“

Mit ausgezeichnetem Glück und Geschick hatte in Hessen Prinz Ferdinand den Krieg zu Ende geführt. Die beiden Marschälle d'Estrées und Soubise hatte er am 24. Juni bei Wilhelmsthal überfallen und geschlagen; die Folge war, daß sie die Stellung bei Cassel aufgeben und Göttingen räumen mußten; den Sachsen des Prinzen Xaver hatte er am 23. Juli bei Lutternberg eine empfindliche Schlappe beigebracht und obwohl die Franzosen noch auf dem Johannesberge bei Nauheim den Erbprinzen von Braunschweig schlugen (30. August) und nach dem blutigen Gefecht an der Brückenmühle die Einnahme des Schlosses Amöneburg erzielten (21. September), mußten sie Hessen als verloren betrachten. Nur die Besatzung, welche sie in Cassel zurückgelassen hatten, widerstand noch. General Diesbach trotzte der Belagerung, welche Ferdinand mit 13,000 Mann und 72 Geschützen am 17. Oktober begann, bis ihm ein Schreiben des Marschalls Soubise kund that, daß er auf keinen Entsatz zu rechnen habe und entweder bis zum 10. November eine ehrenvolle Capitulation eingehen oder sich mit der Mannschaft durchschlagen müsse. Da capitulirte er am 1. November, zwei Tage bevor zu Fontainebleau die Friedenspräliminarien zwischen England, Frankreich und Spanien unterzeichnet wurden.

Der Vorfriede vom 3. November entsprach nicht der Lage, welche der neue Krieg von 1762 geschaffen. In Westindien war die englische Flotte von Eroberung zu Eroberung geeilt: den Franzosen hatten sie im Anfang des Jahres Schlag auf Schlag Martinique, Grenada, die Grenadinen, Tabago, Ste. Lucie und St. Vincent, dann im August den Spaniern Havana entrissen und zu guter letzt hatte im Oktober General Draper Manila und die Philippinen erobert. Der Landkrieg aber, mit dem Spanien und Frankreich das neutrale Portugal überzogen, erzielte nichts, als daß die Portugiesen unter einem großen Minister — Pombal — und einem ausgezeichneten deutschen Krieger, dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, ein bedeutendes Heer auf die Beine brachten, das mit englischer Hilfe sich der Angreifer ritterlich zu erwehren wußte. Frankreich und Spanien hatten alle Ursache, vor ihrer abermals enthüllten Ohnmacht zu erschrecken; statt dessen kam Lord Bute aus dem Schreck über die Siege der englischen Waffen gar nicht heraus und erblickte in jeder neuen Eroberung nur eine Erschwerung des Friedens, dem er jedes Opfer zu bringen entschlossen war, das ihm nur irgend vom Parlament verziehen wurde.

Der Pariser Friede, der auf Grund der Präliminarien von Fontainebleau am 10. Februar 1763 von dem Herzog v. Choiseul-Praslin für Frankreich, dem Marquis Grimaldi für Spanien, dem Herzog von Bedford für England unterzeichnet ward und dem noch am selben Tage Portugal beitrat, war von den jüngsten Ereignissen des Seekriegs nur wenig beeinflußt; denn die Philippinen und Havana wurden an Spanien zurückgegeben und Frankreich erhielt außer Belle-Isle, Guadeloupe, Marie Galante, Desirade auch Martinique und Ste. Lucie zurück: von den Eroberungen des letzten Jahres blieben England, von Dominica abgesehen, nur Grenada und die Grenadinen, St. Vincent

und Tabago. Auf das Recht der Fischerei bei Neufundland mußte Spanien verzichten; Frankreich dagegen ward es eingeräumt und zu diesem Zwecke die Inseln St. Pierre und Miquelon überwiesen mit der Bedingung, daß sie nicht befestigt werden dürften. Die englischen Befestigungen in der Honduras-Bai und an anderen Stellen im spanischen Amerika versprach England schleifen zu lassen, dafür versprach Spanien die Engländer im Fällen und Bergen von Farbhölzern nicht zu stören und ihnen sogar die Anlage von Magazinen und Wohnhäusern zu gestatten.

Die weitaus bedeutsamsten Bestimmungen bezogen sich auf das Festland von Nordamerika. Frankreich trat ganz Canada, Neu-Schottland (Acadien), Cap Breton und alle seine Besitzungen am und im Lorenzstrom an England ab, desgleichen verzichtete Frankreich auf Louisiana, das nach dem Laufe des Mississippi in zwei Theile zerfällt ward. Der östliche ward den Engländern, der westliche ward mit Neu-Orleans durch einen geheimen Vertrag den Spaniern zugeschlagen, die aber nicht vor dem 18. August 1769 davon Besitz ergriffen. Durch Westlouisiana ward Spanien entschädigt dafür, daß es einerseits Florida an England abtrat und andrerseits Minorca nicht erhielt, das Frankreich den Engländern zurückgeben mußte.

An der Westküste von Afrika bekam Frankreich die kleine Insel Gorea zurück, während es sein großes Etablissement am Senegal mit allen Forts und Comptoirs den Engländern lassen mußte.

In Ostindien gaben beide Theile ihre Eroberungen seit 1749 wieder heraus, d. h. die Franzosen bekamen einige Plätze, worunter das zerstörte Pondichery zurück, das indische Weltreich aber blieb den Engländern.

Fünf Tage nach dem Frieden zu Paris kam zu **Hubertusburg** der Vertrag zu Stande, der Deutschland den Frieden gab.[1]) Obgleich mit dem Friedenswerke von Paris an Schwierigkeit nicht entfernt vergleichbar, hat das von Hubertusburg die allerpeinlichsten Verhandlungen gekostet, bis der unendlich einfache Kern, die Rückkehr zum Besitzstand vor dem Kriege, endlich zur allseitigen Anerkennung gelangte. Oesterreichischerseits ward ihm der hartnäckigste Widerstand entgegengesetzt und dieser nicht eher aufgegeben, als bis Maria Theresia von ihren deutschen Verbündeten vollständig verlassen war. Um Baiern, Würtemberg und die kleineren Reichsstände zur Abrufung ihrer Contingente von der Reichsarmee zu zwingen, sandte Friedrich im November 1762 den Generalmajor v. Kleist auf einen Streifzug nach Franken, und die Angst, die dieser verbreitete, bewirkte, daß die Reichsstände nach der Reihe Neutralitätsverträge mit Preußen schlossen, trotz alles österreichischen Gegendruckes. Den Abfall Sachsens führte Oesterreich selbst herbei, als es in den ersten Friedensvorschlägen, welche Hofrath Collenbach zu Hubertusburg that, lediglich Vortheile für sich und für Sachsen nichts als ganz allgemein einen billigen und angemessenen Frieden begehrte, während der preußische Bevollmächtigte

1) Der Hubertusburger Friede. Nach archivalischen Quellen von C. v. **Beaulieu-Marconnay**. Leipzig 1871. vgl. **Arneth** VI, 381—423. **Schäfer** II, 2. 649—708.



E. F. v. Hertzberg unter Ausschluß jeder Abtretung oder Entschädigung unerbittlich auf einfacher Wiederherstellung des status quo ante bellum bestand. Am 29. Januar erklärten die sächsischen Bevollmächtigten v. Fritsch und Gutschmid dem österreichischen, über dem Warten auf Oesterreich gehe Sachsen zu Grunde, sie könnten den Drangsalen des Landes nicht länger zusehen und verzichteten deßhalb auf jede Entschädigung; Hertzberg versicherte dagegen, sein König werde Sachsen nicht eher herausgeben, als bis die Grafschaft Glatz mit allen Festungswerken und den Geschützen überliefert sei und am 31. Januar konnte Collenbach mittheilen, die Kaiserin werde Glatz mit Festungswerken und Artillerie abtreten, wenn Sachsen befriedigt werde. Damit war endlich das erlösende Wort gesprochen und so konnten am 15. Februar 1763 die zwei Verträge unterzeichnet werden, durch welche der Kurfürst von Sachsen seine deutschen Lande, der König von Preußen mit Schlesien die Grafschaft

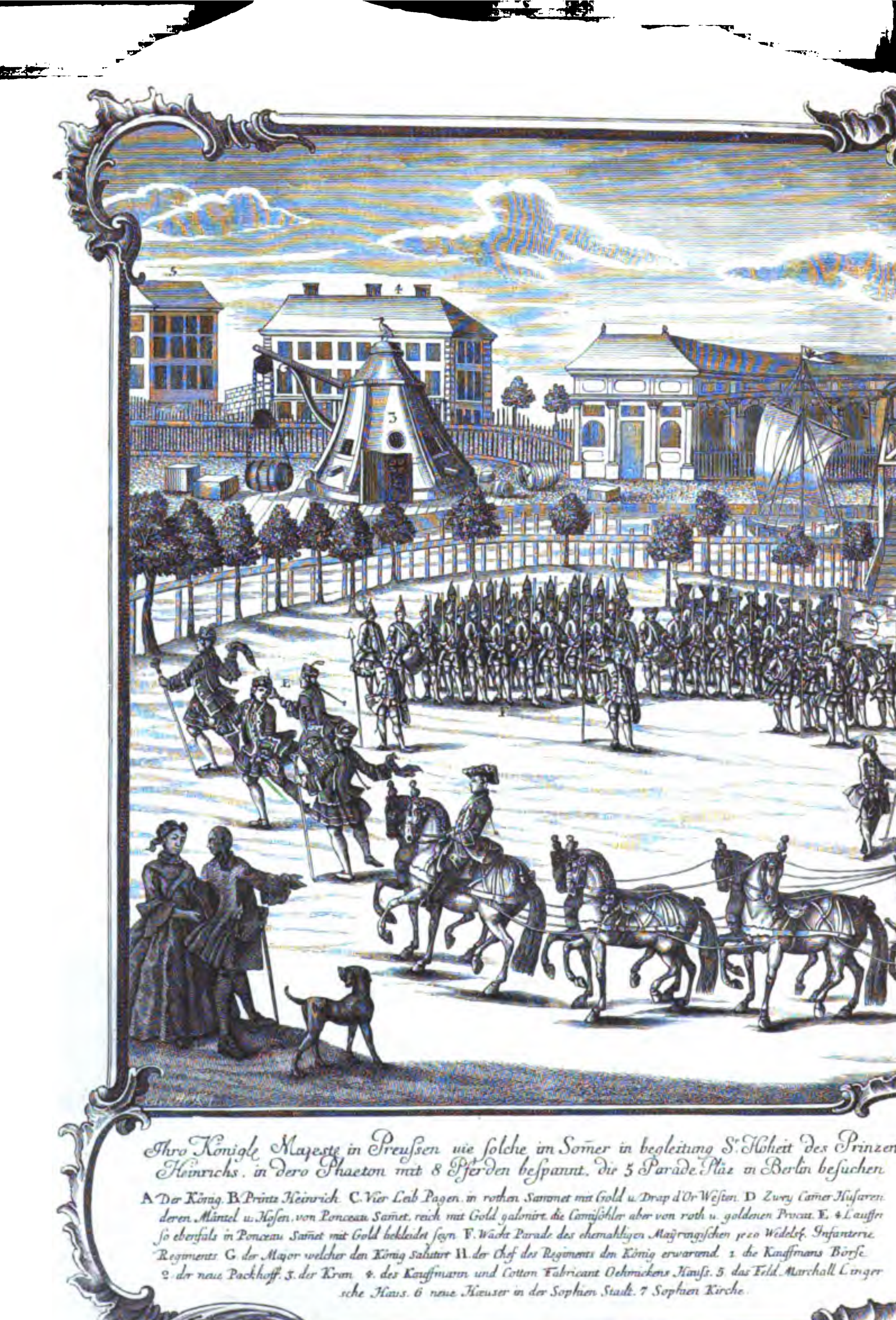


Medaille auf den Frieden von Hubertusburg.

Glatz zurück erhielt, Oesterreich aber die brandenburgische Stimme für die Königswahl des Erzherzogs Joseph gewann. Das Reich war in den Frieden mit eingeschlossen und damit ein Krieg beendigt, in dem sieben schreckliche Jahre lang eine Welt in Waffen gerungen hatte, nicht wie die Unkundigen glaubten, um Preußen Schlesien wieder zu entreißen, sondern wie Friedrich mit gutem Gewissen sagen konnte, „um das Haus Brandenburg zu vernichten und was den preußischen Namen trug, für immer auszurotten".[1])

König Friedrich aber, der bei diesem Unterhandlungswerke die ganze Meisterschaft des Strategen der Diplomatie an den Tag gelegt, schrieb am 25. Februar aus Dahlen dem Marquis d'Argens: „Das Beste bei all dem ist der Friede selbst und jeder gute Bürger mag sich seiner freuen. Ich armer Greis, kehre in eine Stadt zurück, in der ich nur die Mauern kenne, wo ich von meinen Freunden keinen mehr antreffe, wo eine unermeßliche Arbeit meiner wartet und wo ich binnen kurzem die alten Knochen in einem Zufluchtsorte bergen werde, den kein Krieg, kein Unglück und keine Bosheit der Menschen stören soll."[2])

1) Oeuvres V, 234. 2) Oeuvres XIX, 378.


5
4
3
E
Ihro Konigl. Majeste in Preußen wie solche im Somer in begleitung S.t Hoheit des Prinzen
Heinrichs, in dero Phaeton mit 8 Pferden bespannt, die 5 Parade Pläz in Berlin besuchen
A Der König. B Printz Heinrich C. Vier Leib Pagen in rothen Sammet mit Gold u. Drap d'Or Westen. D Zwey Camer Husaren
deren Mäntel u. Hosen, von Ponceau Samet, reich mit Gold galonirt die Camisöhler aber von roth u. goldenen Procat. E. 4 Lauffer
so ebenfals in Ponceau Samet mit Gold bekleidet seyn F. Wacht Parade des ehemahligen Maÿringischen jezo Wedelsch. Infanterie
Regiments G. der Major welcher den König salutirt H. der Chef des Regiments den König erwartend 1 die Kauffmans Börse
2 der neue Packhoff. 3. der Kran 4. des Kauffmann und Cotton Fabricant Oehmickens Hauß. 5 das Feld Marchall Cinger
sche Haus. 6 neue Heuser in der Sophien Stadt. 7 Sophien Kirche



Sa Majesté Prussienne frequentant en Eté, dans leurs Phaeton attelée a 8. Cheveaux, avec Son Altesse le Prince Henry le cinq Parades de Berlin.

A. le Roy B le Prince Henry C le 4 premier Pages habillées en Velour rouge le Westes et Paremens de Drap d'or D. deux Housars de Corps Manteau et Culottes, Velour rouge, richement galonné, le Camisols de Brocat rouge et d'or E. 4 Coureurs habillée en Velour rouge et or F Parade du Regiment de Wedel G le Major qui fait la Salutation au Roy avec son Epée H. le Chef du Regiment attendant le Roy 1. la Bourse des Marchands 2 la Douane 3. Machine pour lever les Ballots hors des Navires. 4 Maison du Negotiant et Fabricant des Cottons Oernike. 5 Maison de Feld Marchall Longer 6 Maisons nouveaux dans la Ville nommée de Sophie 7 l'Eglise de Sophie

Achtes Buch.

Despotismus und Aufklärung.

Achtes Buch.

Despotismus und Aufklärung.

I. Pombals Anfänge in Portugal.

Im fünfzehnten Jahrhundert und im Anfange des sechszehnten hatte das kleine Portugal große Tage gesehen und noch im achtzehnten Jahrhundert krankte es an den schweren Wunden, die ihm theils jene Zeit des Glanzes selber, theils die darauf folgende Fremdherrschaft geschlagen hatte.

Die Landeshauptstadt Lissabon war noch keine Handelsstadt; ihr herrlicher Hafen diente nur als Anlegeplatz für vorüberfahrende fremde Schiffe, als der Sohn König Johanns I. Prinz Heinrich (1394—1460) an der südwestlichsten Ecke des Landes Anlagen errichtete, die weltgeschichtliche Bedeutung erlangen sollten: als lebenslänglicher Gouverneur von Algarve erbaute er sich auf dem Vorgebirge von Sagres ein Schloß, legte hier das erste astronomische Observatorium Portugals, eine Schule der Kosmographie und ein Seearsenal an, und der nahe Hafen von Lagos nahm die Geschwader auf, die er in unerforschte Meere nach unentdeckten Ländern sandte.[1]) Dieser Prinz, den man später den „Seefahrer" nannte, hat dem Ehrgeiz der Portugiesen die Richtung auf die See gegeben; aus seiner Schule, auf seinen Flotten erwuchs ein Geschlecht von kühnen Schiffern, die ihren Heldenstolz darein setzten, dunkle Meere aufzuschließen, in dunkle Welttheile einzudringen, wilde Völker zu unterwerfen und Gefahren zu bestehen, denen noch kein Europäer ins Auge geschaut und die Entschlossenheit, die Ausdauer, mit der er diese Schule zu immer größeren Aufgaben leitete, nannte er mit einem schönen Spruche sein talent de bien faire. Seiner Anregung und Unterstützung entsprangen die ersten durchschlagenden Entdeckungen an der Nordwestküste Afrikas, welche die falsche Weltansicht des Ptolemäos von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone zu Fall brachten und so die Umsegelung des Welttheils vorbereiteten, der bis dahin den Seeweg nach Ostindien versperrt hatte. Ein Page des Prinzen umschiffte 1434 zum ersten Male das gefürchtete Cap Bojador und eröffnete damit das Thor, durch welches alsbald der Goldfluß und die Bucht von Arguim erreicht ward. Ein von dem Prinzen ausgerüstetes Geschwader fuhr im Jahre 1445 an der Mündung des Senegal vorüber und kam bis zum grünen Vorgebirge. Er erlebte noch die Entdeckung des Gambia; in seinem Todesjahre wurden die Capverdischen Inseln gefunden; sechsundzwanzig Jahre

1) Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen S. 85.

I. Pombals Anfänge in Portugal.

Im fünfzehnten Jahrhundert und im Anfange des sechszehnten hatte das kleine Portugal große Tage gesehen und noch im achtzehnten Jahrhundert krankte es an den schweren Wunden, die ihm theils jene Zeit des Glanzes selber, theils die darauf folgende Fremdherrschaft geschlagen hatte.

Die Landeshauptstadt Lissabon war noch keine Handelsstadt; ihr herrlicher Hafen diente nur als Anlegeplatz für vorüberfahrende fremde Schiffe, als der Sohn König Johanns I. Prinz Heinrich (1394—1460) an der südwestlichsten Ecke des Landes Anlagen errichtete, die weltgeschichtliche Bedeutung erlangen sollten: als lebenslänglicher Gouverneur von Algarve erbaute er sich auf dem Vorgebirge von Sagres ein Schloß, legte hier das erste astronomische Observatorium Portugals, eine Schule der Kosmographie und ein Seearsenal an, und der nahe Hafen von Lagos nahm die Geschwader auf, die er in unerforschte Meere nach unentdeckten Ländern sandte.[1]) Dieser Prinz, den man später den „Seefahrer" nannte, hat dem Ehrgeiz der Portugiesen die Richtung auf die See gegeben; aus seiner Schule, auf seinen Flotten erwuchs ein Geschlecht von kühnen Schiffern, die ihren Heldenstolz darein setzten, dunkle Meere aufzuschließen, in dunkle Welttheile einzudringen, wilde Völker zu unterwerfen und Gefahren zu bestehen, denen noch kein Europäer ins Auge geschaut und die Entschlossenheit, die Ausdauer, mit der er diese Schule zu immer größeren Aufgaben leitete, nannte er mit einem schönen Spruche sein talent de bien faire. Seiner Anregung und Unterstützung entsprangen die ersten durchschlagenden Entdeckungen an der Nordwestküste Afrikas, welche die falsche Weltansicht des Ptolemäos von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone zu Fall brachten und so die Umsegelung des Welttheils vorbereiteten, der bis dahin den Seeweg nach Ostindien versperrt hatte. Ein Page des Prinzen umschiffte 1434 zum ersten Male das gefürchtete Cap Bojador und eröffnete damit das Thor, durch welches alsbald der Goldfluß und die Bucht von Arguim erreicht ward. Ein von dem Prinzen ausgerüstetes Geschwader fuhr im Jahre 1445 an der Mündung des Senegal vorüber und kam bis zum grünen Vorgebirge. Er erlebte noch die Entdeckung des Gambia; in seinem Todesjahre wurden die Capverdischen Inseln gefunden; sechsundzwanzig Jahre

1) Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen S. 85.

später unternahm Bartholomäus Diaz die berühmte Fahrt, die ihn nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung führte und unter König Manuel dem Großen gelang Vasco da Gama im Jahre 1498 Ostindien selber zu erreichen, wo Alfons d'Albuquerque seit 1503 anfing ein neuportugiesisches Reich zu gründen, nachdem kurz vorher im Jahre 1500 ein durch die Meeresströmung nach Südwesten abgelenktes Geschwader unter Cabral ganz unvermuthet an die Küste von Brasilien getrieben worden war. Als der geniale Seeheld Albuquerque am 16. December 1515 starb, herrschten die Portugiesen von ihrer Festung Goa aus über alle Fürsten und Völker von Vorderindien, und von Malacca aus über den ganzen reichen Handel des Archipel, bald bis nach Siam, China und Japan hin: die Grundlagen eines Seereiches ohne Gleichen waren gelegt und auf den neu eröffneten Handelswegen strömten die Schätze der fernen indischen Welt in einer Fülle nach dem kleinen Mutterlande, daß auch ein minder armes Volk des Schwindels sich nicht hätte erwehren können. Als die glänzende Regierung Manuels († 13. Dec. 1521) zu Ende ging, war Portugal das an Geld und Geldeswerth reichste Land im Süden von Europa, aber gesund war sein Reichthum nicht; um ihn zu verarbeiten und nutzbringend anzulegen, war er zu plötzlich gekommen, und um dem Spar- und Arbeitssinn der Nation nicht gefährlich zu werden, war er doch zu leicht gewonnen, trug er zu sehr das Gepräge der mit Landsknechttapferkeit gemachten Beute. Der Ueberfluß an baarem Gelde erzeugte einen rasenden Luxus und einen fieberhaften Gewinndurst, der sich bald aller Kreise der Bevölkerung bemächtigte: die Arbeit hinter dem Pfluge und in der Werkstatt, bisher schon dürftig genug, lohnte nun vollends nicht mehr, der Handel mit indischen Gewürzen dagegen und der Dienst auf den Flotten, die sie heranbrachten, trug goldene Berge ein, und so ward Arbeitskraft und Unternehmungsgeist des Landes in einen Wirbel hineingerissen,[1]) der sie ihrem nationalen Beruf entfremdete und Glück und Unglück der Nation dem blinden Ungefähr von Wind und Wellen preis gab.

Wie der Volkswirthschaft Portugals, die unter dem großen Manuel ein Fremdling wurde in der eigenen Heimath, so erging es seiner Politik seit König Johann III. (1521—1557) die Herrschaft der Inquisition und der Jesuiten begründete, die Vorboten der spanischen Fremdherrschaft. Unter spanischem Einfluß nahm der schwache König das von ihm selber bestätigte Gesetz des Königs Manuel zurück, das im Jahre 1507 den „neuen Christen" d. h. den zum Christenthum bekehrten Juden Rechtsgleichheit mit den alten Christen gewährt hatte[2]) und trotzdem zwei Päpste nach einander, Clemens VII. und Paul III., sich der bedrängten Judenchristen eifrig annahmen, bestand der König auf Einführung der spanischen Inquisition, die dann auch im Jahre 1536 mit all ihren Segnungen in Portugal ihren Einzug hielt. So war für die Aufnahme des Jesuitenordens nächst seinem Ursprungslande Spanien

1) H. Schäfer, Geschichte von Portugal. Hamburg 1850. III, 329—33.
2) Schäfer, III, 336.

selber kaum ein anderes Land besser vorbereitet als Portugal, das sofort nach seiner Gründung in dem Pater Simon Rodriguez einen feurigen Apostel für das Inland und in dem Pater Franz Xaver einen begeisterten Heidenbekehrer für Indien erhielt. Rodriguez verstand es, sich des Königs, der Königin, der Infanten, des gesammten Hofes und des Adels vollständig zu bemeistern: mit einer Schaar von Ordensbrüdern, die er aus Spanien, Frankreich, Italien kommen ließ, begann und unterhielt er im ganzen Lande eine äußerst wirksame Propaganda; im Jahre 1546 gab es in Porto, der zweiten Stadt des Reiches schon 200 Jesuiten. Zehn Jahre später ward den Jesuiten das königliche Collegium zu Coimbra, die Bildungsschule des portugiesischen Adels übergeben und als Superior der Universität selber vollendete Rodriguez die Unterwerfung des gesammten Unterrichts unter die Regeln seines Ordens.

Unter König Sebastian (1557—1578) vollends hatte Portugal eine weltliche Regierung nur noch dem Namen nach. Die Beichtväterverwaltung, die sich während seiner Minderjährigkeit unter der angeblichen Regentschaft erst der Königin Karoline, nachher des Cardinalinfanten Heinrich gebildet,[1]) dauerte fort, auch nachdem er im Jahre 1568 selber zur Regierung gelangt war. Mit Leib und Seele in den Händen der Jesuiten, verzichtete er auf Ehe und Familie, um keusch zu bleiben wie ein Mönch, und dem Fanatismus der Heidenbekehrung, mit dem ihn seine Gewissensräthe erfüllt, brachte er Reich, Krone und Leben zum Opfer, als er den abenteuerlichen Kreuzzug wider die Mauren in Marocco unternahm, auf dem er in der blutigen Schlacht bei Alcacer am 4. August 1578 mit seinem ganzen Heere erschlagen ward. Schon mit diesem Tage wäre das königliche Haus von Portugal erloschen, hätte sich nicht in dem Cardinalinfanten Heinrich, der der sechste Sohn des Königs Manuel war, noch ein letzter Sproß desselben vorgefunden, aber dessen Thronbesteigung schuf nur einen kurzen Aufschub des Unvermeidlichen; als auch er am 31. Januar 1580 starb, war die Einverleibung Portugals in die Monarchie Philipps II. entschieden. Die Heldenzeit Portugals war vorüber; sie lebte fort nur in dem nationalen Epos der Lusiaden, das Camoens, zugleich ein Dichter und ein Held, auf dem Schauplatz ihrer Siege, in Goa und Malacca geschaffen, und einem undankbaren Vaterlande als einziges Vermächtniß eines in Noth und Enttäuschung jeder Art verbrachten Lebens hinterlassen hatte († 1579). Die sechzig Jahre spanischer Herrschaft waren für Portugal eine Zeit unleidlichen Druckes, rücksichtsloser Ausbeutung und unwiederbringlicher Verluste. Durch ein Dekret Philipps II. von Lissabon, dem Stapelplatze der indischen Waaren ausgeschlossen, suchten und fanden die Holländer selbst den Seeweg nach Ostindien und entrissen dort den Portugiesen im Laufe eines Menschenalters die werthvollsten Besitzungen, sammt dem größten Theile ihres gewinnreichen Handels mit den Sundainseln, mit China und Japan. Eine Revolution der Verzweiflung

1) Schäfer III, 365 ff.

war's, die im Jahre 1640 das Haus Braganza auf den Thron erhob, eine Provinz des tödtlich gehaßten Nachbarreiches war Portugal fernerhin nicht mehr, aber in anderer Gestalt war Fremdherrschaft nach wie vor das Loos der Portugiesen. Unter dem ersten König der neuen Dynastie Johann IV. ward die äußere Unabhängigkeit gegen Spanien behauptet, Brasilien den Holländern wieder entrissen, dafür Ceylon von diesen erobert, und seit dem Verlust dieser Insel war die portugiesische Herrschaft in Ostindien für immer gebrochen. Die Volkswirthschaft der Portugiesen aber ging seit den Handelsverträgen von 1642 und 1654 nach und nach vollständig in die Hände Englands über.[1]) Unter dem zweiten, Alfons VI., und dem dritten, Peter II., kam Portugal nicht einmal zu den Anfängen einer selbständigen nationalen Politik, und unter dem vierten, Johann V. (1706—1750) dem „Allergläubigsten", wie ihn die dankbare Kirche nannte, vollendete sich die Herrschaft des Clerus und der Jesuiten über Hof, Staat und Volk; in nicht weniger als 800 Klöstern und klösterlichen Anstalten lebte ein volles Zehntel der Bevölkerung dem frommen Müssiggang, die unermeßlichen Goldschätze, die dem König aus Brasilien zuströmten, gingen in kirchlichen Prachtbauten, wie Mafra und S. Roque, unsinnigen Schenkungen und aberwitziger Verschwendung auf. Handel und Gewerbe, Flotte und Heer waren nur noch dem Namen nach vorhanden, und die innere Verwaltung nichts weiter als ein beschönigendes Wort für vollständige Auflösung.

Ein ganz verwahrlostes Volk, ein in allen Gliedmaßen gelähmtes Staatswesen fiel beim Tode dieses Königs am 31. Juli 1750 dem sechsunddreißigjährigen Dom Joseph I. zu und dieser, selbst durchaus kein Mann von Regentengabe und Regententugend, that einen schöpferischen Griff, der das Geschick seines Landes auf ein Menschenalter hinaus in neue, rettende Bahnen lenkte; er berief den einzigen wahrhaften Staatsmann, den Portugal besaß, in sein Cabinet und verband sich ihm in unerschütterlichem, felsenfestem Vertrauen. Dieser Staatsmann hieß Sebastian Joseph de Carvalho e Mello, später Graf von Oeyras und ist unter dem Titel Marquis von Pombal[2]) weltbekannt geworden.

Als der Sohn eines schlichten Landedelmanns — fidalgo de provincia heißt ein solcher bei den Portugiesen — war er am 13. Mai 1699 zu Soure, einem Dorfe bei der Stadt Pombal, geboren worden. Auf der Universität Coimbra hatte er zu studiren versucht; nachdem er eingesehen, daß er dort nichts lernen könne, trat er in die Armee, und nachdem er es bis zum Corporal gebracht, zog er sich ins Privatleben zurück, um dem Selbststudium der Geschichte, Politik und Gesetzgebung zu leben. Durch einen

1) Ueber diese Verträge s. Schäfer IV, 523 ff. 571 ff. 2) Hauptquelle für sein Leben und Walten ist das Buch: Memoirs of the Marquis of Pombal; with extracts from his writings and from despatches in the state paper office, never before published. By John Smith. 2 voll. London 1843. vgl. damit H. Schäfer, Geschichte von Portugal. V. Bd. Gotha 1854.

Oheim, der in Lissabon lebte, ward er dem Cardinal Motta vorgestellt, der bei König Johann V. Alles vermochte und dieser, ein Menschenkenner von durchdringendem Blick, empfahl ihn dem König so nachdrücklich, daß der noch völlig unbekannte Privatgelehrte im Jahre 1733 zum Mitglied der Akademie der Geschichte ernannt und mit dem Auftrag beehrt ward, die Geschichte einiger Monarchen Portugals zu schreiben. Im Jahre 1739 veranlaßte derselbe mächtige Gönner, daß Pombal als Gesandter nach England geschickt ward und dort wirkte er, der Vertreter eines Landes, das von England seit 1654 fast wie ein rechtloser Vasall behandelt ward, mit solch hervorragendem Erfolg, daß er im Jahre 1745, als die streitenden Höfe von Rom und Wien die Vermittelung Portugals wünschten, mit dem vollen Vertrauen nach Wien gesandt werden konnte, ihm werde, wenn irgend Einem, die Herbeiführung eines Ausgleichs gelingen. Und das geschah denn auch in der That. Am Hofe zu Wien entfaltete Pombal sein diplomatisches Talent in vollstem Glanze. Ein Cavalier von stattlichem Wuchs und männlicher Schönheit, in den ausdrucksvollen Zügen jene Mischung von Würde und Anmuth, die die Herzen öffnet, und in Verbindung mit den feinsten Umgangsformen eine Gabe der Rede, die sie erobert: das war die Ausstattung, mit der dieser Emporkömmling des Verdienstes den Ahnenstolz der Großen am österreichischen Hofe besiegte. Nach dem Tode seiner ersten Frau führte er hier die Tochter des Grafen Richard Daun als Gattin heim und Maria Theresia erwies dem Paare eine Zuneigung, die nie getrübt worden ist. Bei seiner Abberufung schrieb der französische Minister zu Wien, Blondel, am 10. Januar 1750 nach Hause: „Herr von Carvalho ist längere Zeit portugiesischer Minister in London gewesen, von wo ihn sein Herr hierher sandte, um das gute Einvernehmen zwischen dem hiesigen und dem römischen Hofe wieder herzustellen. Gleicherweise war er beauftragt, dem Kurfürsten von Mainz die Gunst des Papstes wiederzugewinnen. In diesen beiden Geschäften hat er Geschick, Weisheit, Rechtschaffenheit, Milde und vor Allem große Geduld an den Tag gelegt, und hat sich nicht nur bei allen betheiligten, sondern auch bei allen fremden Ministern und bei den Personen vom Rang, die hier leben, Wohlwollen erworben. Er ist edel in Allem, ohne Hoffart; er ist weise und ungemein klug, ehrenhaft in Gesinnungen und Grundsätzen hat er nur das allgemeine Beste im Auge und ich weiß, nicht an ihm hat es gelegen, daß die Kaiserin nicht schon früher friedliche Gesinnungen angenommen hat. Er ist ebenso guter Weltbürger als treu in der Freundschaft und sein Scheiden wird in der Stadt wie am Hofe gleich sehr beklagt."[1])

Dies war der Mann, dem König Joseph sofort nach seinem Regierungsantritt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übertrug, der aber schon nach wenig Wochen als Hauptminister die gesammte Regierung thatsächlich in Händen hatte und nicht nach Außen, sondern nach Innen eine

1) Smith I, 53/54.

Thätigkeit entfaltete, wie sie in Portugal noch nie erlebt worden war. Das große Ziel dieser Thätigkeit war die Befreiung Portugals von jeder Art fremder Herrschaft und die Befreiung der weltlichen Staatsgewalt von jedem geistlichen Mitregiment.

Den beherrschenden Gesichtspunkt, unter dem Pombal die Lage seines Landes und folglich die Aufgabe derer, die es regierten, betrachtete, ergibt eine Denkschrift aus den ersten Jahren seiner Verwaltung, von der wir durch Smith Kenntniß haben. Da heißt es: „Wir leben nicht mehr in Zeiten der Neubildung, wo Gesetzgeber durch die bloße Kraft ihres Genius im Stande waren, Gestalt und Verfassung entarteter Staaten umzuwandeln. So lange jede Nation eine Welt für sich war und nur ihre eignen Interessen nach ihrem eignen System ins Auge faßte, da waren Reformen sehr erleichtert. Aber seit Entstehung des europäischen Bundes, d. h. seit die politischen Interessen eines Landes abhängig geworden sind von denen eines andern und auf diese selbst wieder Einfluß üben, halten alle Regierungen ihre gespannte Aufmerksamkeit auf jede Veränderung gerichtet, welche von ihren Nachbarn geplant wird: und da die Gebrechen der Schwachen die Hauptquelle des Uebergewichts der Starken sind, so wollen die Letzteren den Ersteren nicht erlauben, sich aus der Niedrigkeit zu erheben, auf der ihre eigne Stärke ruht. Die Mittel der Reform, welche ein Minister anwenden kann, sind wenig wirksam, wo die Regierungsgewalt zerrüttet ist. Das Aeußerste, was er in diesem Fall unternehmen kann, ist nicht, daß er die Gebrechen eines bestehenden Systems selber auszurotten sucht, sondern daß er Vorbeugungsmittel ausfindig macht, um ihr Wachsthum zu hindern und die politische Maschine aufrecht zu halten trachtet, damit sie nicht in Auflösung ganz auseinander falle. Es ist nicht mehr die Politik europäischer Länder, diejenigen, welche sie schwächen oder zerstören wollen, offen anzugreifen. Im Allgemeinen entspringt das Unheil einer entfernten Quelle und wenn Heilmittel angewendet werden, ist es wie bei eingewurzelten Krankheiten, zu spät. In neuerer Zeit ist der Ruin eines Landes immer von lange her vorbereitet und geht stufenweise seinem Abschlusse entgegen. Die Mittel der Zerstörung werden unmerklich angesetzt und die Nation wird künstlich untergraben. Das war die Politik Roms, welches den Untergang Anderer bewirkte im Augenblick, da es sie im höchsten Glanz erscheinen ließ. Der Schaden wurde erst entdeckt, als kein Heilmittel mehr helfen wollte. So war mit einem Wort die Lage Portugals vor dem furchtbaren Ereigniß, welches jetzt in Europa so viel Aufsehen erregt.[1]) Die Monarchie lag in den letzten Zügen. Die Engländer hatten die Nation festgebunden in einem Zustand der Abhängigkeit. Sie hatten sie unterworfen ohne die Unbequemlichkeit einer Eroberung und ketteten das Volk an den Wagen ihres Staates, ohne ihm die Kraft der Abstreifung solcher Fesseln zu lassen. Obgleich ein gewisses Völkerrecht unter den Nationen bestehen muß, wird der stärkste Wille

1) Das Erdbeben zu Lissabon 1. November 1755.

allezeit die Welt regieren. Der erste König, sagt ein großer Dichter unserer Tage (Voltaire), war ein glücklicher Soldat. Das System Großbritanniens war, die Macht anderer Nationen zu schwächen, um die eigene zu erhöhen. Portugal war machtlos und ohne Kraft, und all seine Bewegungen wurden nach den Wünschen Englands gelenkt."[1])

Die große Leistung Pombals war, wie wir sehen werden, die, daß er's verstand die Fesseln, welche Großbritannien seinem Lande angelegt, theils zu lockern, theils abzustreifen, Portugal wirthschaftlich wie politisch selbständiger zu machen und dennoch der Freundschaft wie der Unterstützung Englands nicht verlustig zu gehen, d. h. zu gleicher Zeit zwei Dinge zu erreichen, die unvereinbar schienen und für eine geringere staatsmännische Kraft als die seinige auch wirklich unvereinbar gewesen wären. Bevor er aber an dies Hauptwerk seines Lebens die Hand anlegen konnte, galt es zunächst, den König wieder zum Landesherrn zu machen in einem von geistlicher und weltlicher Anarchie ganz überwucherten Gemeinwesen und in einem Volk, das alle eigene wirthschaftliche Arbeit verlernt hatte, Fleiß und Unternehmungsgeist neu zu beleben. Durch ein Edikt aus dem Jahre 1751 ward dem „heiligen Gericht" der Inquisition erstens das Recht der Aburtheilung, zweitens das Recht der Hinrichtung entzogen, die Veranstaltung von Autos da fé (Glaubensfesten) ausdrücklich verboten und jedes Verdikt der Glaubensrichter der Entscheidung der weltlichen Obrigkeit unterworfen. Gegen die Rauflust des Adels, der im Faustrecht des Mittelalters weiter lebte und auf den Straßen von Lissabon völlig ungehemmt seine Fehden auszufechten liebte, gegen Straßenraub und bewaffnete Gewaltthaten aller Art, die besonders im Süden Portugals eine wahre Landplage geworden waren, wurden so wirksame Maßregeln getroffen, daß der Land- und Straßenfriede, namentlich in Lissabon selbst, bald ebenso sprichwörtlich wurde, wie es vorher das Gegentheil gewesen war. Der Unfug rücksichtsloser Privatrache flüchtete sich in die Presse; auch hierher ward er verfolgt und durch ein Edikt vom 2. Oktober 1753 jeder Angriff auf die Ehre Anderer durch Zerrbilder, Schmähschriften u. s. w. unter strenge Strafe gestellt.

Eine durchgreifende Reform erfuhren die Finanzen. Das Unwesen der Privateinnehmer von Zöllen und Steuern, die das Volk aussogen und den Staatsschatz plünderten, ward abgeschafft und durch eine staatliche Vereinnahmung aller Abgaben ersetzt; an der Spitze stand ein besoldeter Staatsschatzmeister und unter ihm dienten achtundzwanzig gleichfalls vom Staate besoldete Untereinnehmer, die durch jährlich in jedem Steuerkreise zu ernennende Obereinnehmer überwacht wurden. Der Hofhalt des Königs ward vereinfacht; das Küchenpersonal von 80 auf 20 Köpfe und die Gesammtkosten des Hofes um die volle Hälfte vermindert. Zur Förderung des Gewerbefleißes gebrauchte er das Mittel, das der Staatswirthschaft des 18. Jahr-

1) Smith I, 83—86.

hunderts das geläufigste war, er gewährte bestimmten Geschäftszweigen Befreiungen von Accisen, Zehnten, Auflagen und verbot die Ausfuhr der Rohstoffe, die sie verarbeiteten. So verfuhr er mit den Pflanzern von Maulbeerbäumen, den Züchtern von Seidenwürmern und den Fabrikanten von Seidenwaaren, denen namhafte Privilegien zu Theil wurden, während die Ausfuhr von Rohseide untersagt ward. So verfuhr er mit einer Zuckerraffinerie, die er im Jahre 1751 begründete, während er gleichzeitig durch Errichtung einer königlichen Pulverfabrik das Monopol beseitigte, das bisher einzelne Lieferanten zu ihrem Vortheil ausgebeutet hatten. Zur Belebung des überseeischen Handels privilegirte er eine Gesellschaft, welche, nach ihrem Hauptheilnehmer Felix Velho Oldemburg „Oldemburg-Compagnie" genannt, den Handel mit Indien und China übernahm, und eine zweite, die Maranhaõ- und Grand Pará-Compagnie, welche den Handel mit Brasilien in die Hand nehmen, in Wahrheit aber noch ganz anderen als kaufmännischen Zwecken dienen sollte.

Entscheidend für die Zukunft dieses Ministers ward die fürchterliche Probe, der ein beispielloses Nationalunglück ihn unterwarf und die er wahrhaft glänzend bestand.

Es war am Morgen des Allerheiligentages (1. November) 1755; alle Kirchen und Capellen Lissabons waren von Andächtigen überfüllt, als vier Minuten nach 9 Uhr die ersten Stöße eines Erdbebens verspürt wurden, das binnen einer Viertelstunde Kirchen, Paläste, Häuser, Hütten in Trümmer brach, ganze Straßenzeilen in Schutthaufen verwandelte und viele Tausende von Menschen in dem allgemeinen Einsturz begrub. Was von den zusammenbrechenden Mauern nicht erschlagen, von den Abgründen, die sich auf den Straßen öffneten, nicht verschlungen war, flüchtete nach dem Strom, suchte auf Schiffen sich zu retten, aber auch der Tajo war in wildem Aufruhr, von Orkanen gepeitscht trat er aus den Ufern und Menschen und Schiffe versanken in seinen Fluthen. Das Elend voll zu machen, brach Feuer aus in verschiedenen Theilen der Stadt, fielen ganze Banden entsprungener Verbrecher plündernd über die stehen gebliebenen Häuser, raubend und mordend über die Obdachlosen her, die sich mit eilig zusammengeraffter Habe ins Freie gerettet hatten. Vier Tage wüthete die Feuersbrunst, tobte auf den Trümmern Lissabons ein ganzes Heer zerstörender Gewalten, dem 30,000 Menschenleben zum Opfer fielen.

Unter den ersten Gebäuden, die krachend zusammengebrochen waren, befand sich nächst dem herrlichen Palast des Patriarchen das königliche Palais. Zum großen Glück befand sich in der Stunde des Verhängnisses der ganze Hof außerhalb der Stadt in dem kleinen Palaste zu Belem; unbeschreiblich war die Bestürzung, die hier herrschte, Alles lag in Thränen, als Pombal eintrat. „Was thun?" rief ihm händeringend der König zu. „Die Todten begraben und für die Lebenden sorgen," lautete die ruhige Antwort des entschlossenen Mannes, der von dieser Stunde an seinem jungen Monarchen

wie ein höheres Wesen erschien. Augenblicklich warf sich Pombal in seinen Wagen und jagte nach der Stadt; auf den Knieen schrieb er mit Bleistift die nöthigsten Dekrete, die sofort nach allen Seiten flogen, um für den Schutz der Ordnung, Löschung des Feuers, Pflege der Verwundeten, für Unterbringung der Obdachlosen, Austheilung von Lebensmitteln und Beerdigung der Todten zu sorgen.

Mehrere Tage und Nächte war der Wagen seine einzige Wohnung; überall wo Eingreifen nöthig war, erschien er selbst zur Stelle, rathend, helfend, tröstend, befehlend und aufrichtend — inmitten des Greuels der Verwüstung ein rettender Engel, inmitten verzweifelnder Todesangst das Bild des Heldenwillens, der gar nicht weiß, was Kleinmuth und Verzagen heißt, und jener überlegenen zum Herrschen geborenen Geisteskraft, die ohne Besinnen das Richtige trifft. Eines der zweihundert Dekrete, die Pombal in diesen Schreckenstagen erließ, rief schleunigst Truppen aus der Provinz herbei, um dem Rauben und Stehlen der entsprungenen Sträflinge Einhalt zu thun und ihnen das Entrinnen mit ihrer Beute unmöglich zu machen: ohne ausdrückliche Ermächtigung durfte Niemand die Stadt verlassen. Durch ein andres wurden Vorräthe von Lebensmitteln herbeigeschafft, die den Bedürftigen vertheilt wurden: Hütten und Zelte wurden für die Obdachlosen errichtet, Monopole jeder Art aufgehoben, Müssiggänger zum Arbeiten gezwungen, Schutt und Ruinen fortgeschafft, die Todten beerdigt, gegen die Missethäter ein Martialgesetz verkündigt, kraft dessen jeder auf der That Ertappte an Ort und Stelle gehängt und zur Abschreckung Andrer hängen gelassen werden sollte; und dies Martialgesetz ward mit jener rücksichtslosen Strenge angewendet, die in solcher Lage die wahre Barmherzigkeit gebietet.

Unter Pombals schöpferischen Händen erhob sich an Stelle des alten ein neues Lissabon; breite regelmäßige Straßen wurden gezogen, wo es früher nur undurchdringliches Gewirre von Winkeln und Gäßchen gab; der Platz für einen öffentlichen Garten ward von vorn herein ausgespart; Bodenerhöhungen wurden ausgeebnet, längs der neuen Straßen reinliche und wohlgepflasterte Kanäle, schöne Stadtviertel angelegt und wenn der großartige Plan ausgeführt worden wäre, den Pombal für Anlage einer mit Bäumen bepflanzten Quaistraße, längs der ganzen Stadt am Tajo hin bis nach Belem, entworfen hatte, so würde Lissabon eine der schönsten Städte Europas geworden sein, zu deren Perlen sie aber auch ohnedies gehört.

Der Retter seines schwer getroffenen Landes hatte in der Fremde allerwärts bewundernde Theilnahme und an einer Stelle auch werkthätige Unterstützung gefunden. Das reiche England sandte ihm zur freien Verfügung theils in baar, theils in Lebensmitteln, Kleidern, Werkzeugen eine Aushilfe im Werthe von beinahe 100,000 Pfund.[1]) Nur war das nicht rein als Liebesgabe von Engländern an Portugiesen aufzufassen, denn die Zahl der von dem Unglück

1) Smith I, 104.



mitbetroffenen Engländer war sehr bedeutend, ganz Portugal aber in solchem Maße eine Provinz des englischen Handels, daß bei dieser Mildthätigkeit schwer zu sagen war, wo das Geschäft aufhörte und die Menschenliebe anfing. Die wirthschaftliche Abhängigkeit Portugals von England hatte ein schlechthin beispielloses Verhältniß geschaffen und Pombal war der erste Staatsmann dieses Landes, der dies Verhältniß als ein unnatürliches erkannte und als ein gemeinschädliches zu heilen trachtete. Er sagt: „Im Jahr 1754 brachte Portugal kaum irgend etwas, das zu seinem Unterhalt diente, selbst hervor. Zwei Drittel seiner Lebensmittel wurden von England geliefert. Ein Land, dessen Unterhalt von einem andern abhängt, wird bald dessen Sclave und wird reif für das Schicksal, ohne Schwertstreich erobert zu werden. Seine Abhängigkeit vollzumachen fehlt nur der Akt der Besitzergreifung." Ausreichenden Ackerbau also hatte Portugal nicht. Wie sah es mit seinem Handel aus?

Pombal schreibt: „England hatte sich des ganzen Handelsverkehrs von Portugal bemächtigt. Engländer waren gleichzeitig die Lieferer und die Verkäufer sämmtlicher Gegenstände des Lebensbedarfs der Portugiesen. Da der Alleinhandel mit Allem und Jedem in ihren Händen lag, so gab es gar kein Geschäft, das nicht durch sie gemacht ward. Nachdem der Hof von St. James das Uebergewicht über den von Lissabon gewonnen und Großbritannien über Portugal ausgedehnt hatte, waren die Portugiesen nur noch die müssigen Zeugen des ausgedehnten Handels, der in ihrer Mitte getrieben wurde. Portugal war zu einem großen Amphitheater geworden, auf dessen Zuschauerbänken die Portugiesen saßen, ohne das Recht, an der Aufführung auf der Bühne Theil zu nehmen. Die Engländer kamen nach Lissabon, um sogar den Handel mit Brasilien an sich zu reißen. Die ganze Fracht der Schiffe, die dorthin gesandt wurden und folglich auch die Schätze, die dafür einkamen, gehörten ihnen. Portugiesisch war nichts als der Name; inmitten des ausgedehnten Handels, welcher das Land zu bereichern schien, verarmte Portugal, weil die Engländer den ganzen Gewinn einstrichen, und wenn diese Fremdlinge unermeßliche Vermögen gesammelt hatten, verschwanden sie plötzlich und nahmen die Reichthümer des Landes mit sich fort. In unseren Tagen gibt der Handelsverkehr der Politik die Richtschnur an; aus ihm entspringt die Macht einer Nation. Alle Vortheile, welche ein Land über ein anderes davon trägt, gereichen demjenigen zum Verderben, welches sie einräumt. In diesen Dingen gibt es kein Mittleres: Nationen, die auch nur mit einem Volke Verkehr haben, gewinnen oder verlieren — ruiniren oder werden ruinirt."[1]) Den Zustand, den er beklagte, führte Pombal auf eine Handelspolitik zurück, die zur Folge gehabt hatte, daß Portugal nicht blos keinen Ackerbau, sondern auch keine Industrie besaß, und folglich selber gar nichts hervorbrachte, womit Portugiesen hätten handeln können. Den entscheidenden Sieg dieser Handelspolitik aber erblickte er in einem Handelsvertrag, welchen Cromwell vor

1) Smith I, 114—116.

hundert Jahren mit König Johann IV. geschlossen hatte und der in der That unvergleichlich viel folgenreicher war als der vielgenannte Methwenvertrag, von dem wir noch hören werden. Durch diesen Vertrag, sagt er, hat Cromwell die Monarchie vernichtet, bevor sie bestand, insofern als derselbe geschlossen wurde vierzig Jahre vor Entdeckung der Goldminen, d. h. bevor das Königreich Portugal in Europa eine Rolle spielte. Durch diesen Vertrag ward den Engländern gestattet, Portugal mit Kleidungsstücken zu versehen und „dadurch brachte der berühmte Anmaßer, indem er den Nerv des politischen Systems unserer Monarchie durchschnitt, den Staat mit einem Schlag zum Fall".

„Von dieser Zeit an erstarben die Gewerbe im Königreich: die früheren Manufakturen Portugals wurden zerstört, die Industrie erlahmte und hörte bald auf zu bestehen. Der Schutz, welchen die Regierung dem Gewerbfleiß Englands durch Annahme seiner Bekleidungserzeugnisse gewährte, entmuthigte den natürlichen Thätigkeitstrieb der Portugiesen. Die Nation verfiel einer Art kalter Lethargie. Die Portugiesen ließen Müssiggang und Trägheit derart über sich Herr werden, daß in ihrem Herzen für andre Leidenschaften kein Raum mehr blieb und ihre Lässigkeit nahm zu in demselben Maße, wie die Habsucht der Briten. Jeder Bekleidungsgegenstand, dessen die Nation bedurfte, ward aus England bezogen bis zu einem Werthbetrag von 20 Millionen Cruzados (= 40 Millionen Mark) jährlich. Eine Nation, die sich durch eine andre kleiden läßt, ist nicht weniger abhängig von ihr als diejenige, welche ihre Lebensmittel von ihr bezieht, denn für die Existenz von Europäern ist eines so nothwendig wie das andre. Durch diese beiden Mittel nahm England dieses Reich in feste Hand: es waren zwei Anker, die diese Republikaner in das Land geworfen hatten."[1])

Der Handelsvertrag, welchen Cromwell am 10. Juli 1654 geschlossen hatte, war nur die Erneuerung und Erweiterung eines älteren, der unter Karl I. am 29. Januar 1642 mit Portugal geschlossen worden war; in beiden war der Waaren, welche zur Bekleidung dienen, nicht ausdrücklich erwähnt; es war eben jeder Gattung englischer Waaren gegen den üblichen Zoll durchaus freier Eintritt in Portugal gewährt und in dem jüngeren der beiden Verträge jede Beschränkung dieser Freiheit durch Monopole oder andere Mittel der Begünstigung heimischen Gewerbfleißes untersagt.[2]) Das Recht, selber Ackerbau und Gewerbe zu treiben, war also den Portugiesen nicht abgesprochen, aber die Möglichkeit, es mit lohnendem Gewinn zu thun, war ihnen allerdings durch die überlegene Capitalmacht, mit der Englands hochentwickelte Industrie arbeitete und die wohlfeilen Preise, zu denen sie demgemäß verkaufen konnte, sehr beschränkt; das ausdrückliche Verbot aber die einzigen Mittel anzuwenden, durch welche damals eine schwache Industrie zum Concurrenzkampf mit dem Auslande gestärkt werden konnte, verurtheilte die

1) Smith I, 116—118. 2) Schäfer IV, 572.



Staatsgewalt zum Verzicht auf jede Selbsthilfe im Interesse des heimischen Arbeitslebens. Geradezu vernichtend für den überseeischen Handel Portugals erwies sich die weitere Bestimmung des Vertrages von 1654, wonach Portugiesen, wenn sie dazu fremde Schiffe nöthig hatten, keine andern als ausschließlich englische miethen durften. In Folge dieser Bestimmung war es gekommen, daß in den Tagen Pombals auch der Handel mit Brasilien, der Goldgrube Portugals, ganz und gar in den Händen der Engländer lag.

Der Ertrag, der zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts entdeckten Goldminen in Brasilien, zu denen bald reiche Diamantfelder hinzutraten, war ein ganz außerordentlicher: eine einzige Flotte, welche im Oktober 1712 von dort in Lissabon einlief, brachte auf 70 Schiffen eine Ladung im Werthe von 50 Millionen Cruzados (= 100 Millionen Mark) mit,[1] aber einem Lande, das selbst nicht arbeitete, dessen ganzes Wirthschaftsleben so zu sagen mit fremden Lungen athmete, brachten diese Reichthümer keinen wahrhaften Gewinn. Hören wir auch hierüber Pombal selbst:

Seit sechszig Jahren sind die Goldminen Portugals einzige Reichthumsquelle. Man braucht nicht Politiker zu sein, man braucht nur Mathematik zu verstehen, um darzuthun, daß ein Staat, der nur für Minen Aufmerksamkeit hat, nothwendig zu Grunde gehen muß. Gold und Silber sind künstliche Güter. Je mehr diese Werthmesser sich vervielfältigen, desto mehr sinkt ihr eigener Werth, weil sie weniger Gegenstände darstellen. Als die Spanier Herren von Mexiko und Peru wurden, überließen sie die natürlichen Reichthümer dieses Landes ihrem Schicksal, um die künstlichen zu erraffen, deren Werth abnimmt, je mehr die Masse wächst. Damals waren Gold und Silber noch selten in Europa: als Spanien mit einem Mal Herr einer so großen Masse dieser Metalle wurde, da verstieg es sich zu Hoffnungen, die sich niemals erfüllen konnten. Als sich in Europa der Vorrath an Gold und Silber verdoppelte, verdoppelte sich auch der Kaufpreis jedes Gegenstandes, sowie die Kosten der Gewinnung und in demselben Maße verminderte sich der Werth der Minen. Nachdem Philipp II., sagt Montesquieu, Mexiko entdeckt hatte, machte er seinen bekannten Staatsbankerott. Philipp IV., fügt ein anderer Schriftsteller hinzu, mußte falsches Geld prägen lassen, um die Schulden des Staates zu bezahlen. — Es ist ein unumstößlicher Erfahrungssatz, daß die Reichthümer von Minen den Staaten, die sie besitzen, nur chimärische Güter bringen. Solche Staaten werden zu Ausspendern ihrer eigenen Schätze. Die Neger, welche in den Gruben von Brasilien arbeiten, müssen durch England gekleidet werden, wodurch der Werth ihres Arbeitsertrags beeinflußt wird von dem Preise ihrer Kleidung. Um Minen auszubeuten, muß man ein großes Capital in Sklaven anlegen. Beträgt diese Summe 20 Millionen, so muß der Zins, welcher 1 Million beträgt, ganz abgesehen von den Kosten der Gewinnung, zu allererst von dem Ertrag ihrer Arbeit abgezogen werden. Dazu

1) Angaben aus späteren Jahren s. bei Schäfer V, 194/95.

kommen die Kosten für Ernährung und Bekleidung von mehr als 100,000 Menschen, Schwarzen und Weißen, welche durch die Bergwerke nach Brasilien geführt werden; Alles was sie brauchen, muß von den Fremden gekauft werden, denn in der Colonie ist nichts zu haben. Schließlich muß, was nach all diesen Abzügen an Gold wirklich eingeht, an andere Nationen herausgegeben werden, um für die physischen Lebensbedürfnisse aufzukommen, für welche im eignen Lande nicht mehr gesorgt ist, seit hier in Folge der Entdeckung der Minen alle gewerbliche Arbeit aufgehört hat. „Was sind das, großer Gott, für Reichthümer, deren Besitz einen Staat zu Grunde richtet!"[1])

In Wahrheit war es mit den Finanzen des Königs von Portugal, der über die reichsten Goldbergwerke der Welt gebot, dahin gekommen, daß er im Jahre 1754 von einer gewissen Gesellschaft 400,000 Cruzados (= 800,000 Mark) borgen mußte, um nur die Kosten seines Hofhaltes zu bestreiten.

Die vorstehenden Thatsachen, die wir in der Beleuchtung Pombals vorgeführt haben, lassen erkennen, daß das ganze Wirthschaftsleben Portugals in schlechthin unnatürlicher Verbildung, ja Verzerrung sich befand. Unbestreitbar richtig ist Alles, was Pombal über den Zustand an sich und über den Einfluß einerseits Englands, andrerseits der Goldgruben Brasiliens darauf sagt, nur hätte die Macht dieses doppelten Einflusses eine so unwiderstehliche nicht sein können, wären ähnliche Einwirkungen wie jetzt vom Westen und Norden her, nicht viel früher schon aus dem fernen Osten her so erfolgreich thätig gewesen.[2])

Nur einen Zweig nationaler Arbeit gab es in Portugal, der im Lande selber seinen Boden und seine Wurzeln hatte und an dem deßhalb allein auch die Hand des reformierenden Staatsmannes die Hebel ansetzen konnte, das war der Weinbau im Norden des Königreichs. Für das seit lange bestehende, hier von neuem eingeschärfte Recht der Einfuhr all seiner Waaren in Portugal hatte England im Jahr 1703 zum ersten Mal den Portugiesen ein ansehnliches Zugeständniß gemacht. In dem berühmten Vertrag vom 27. December 1703, den der britische Gesandte Methwen abgeschlossen und der nach diesem den Namen Methwen treaty bekommen hat, gewährte England den portugiesischen Weinen den Nachlaß eines Drittels der Zollgebühren, welche die französischen Weine zu zahlen hatten,[3]) und diese Vergünstigung hatte zum Nachtheil von Viehzucht und Landwirthschaft einen außerordentlichen Aufschwung der Pflege des Weinstocks längs des Dourostromes zur Folge gehabt. Den Ankauf und Verkauf der portugiesischen Weine aber hatten wiederum die Engländer an sich gerissen und was dies bedeuten wollte, das wurde Pombal mit Schrecken klar, als ihm im Jahre 1756 über die Lage des Weinbaues in den drei Nordprovinzen authentischer Aufschluß zu Theil ward.[4])

1) Smith I, 122—126. 2) S. oben S. 342. 3) Vgl. Schäfer V, 41.
4) Das Folgende nach Pombals eigener Erzählung bei Smith I, 142 ff.

Im Namen der bedeutenderen Winzer des oberen Douro und der angesehensten Einwohner der Stadt Oporto erschien im königlichen Hoflager zu Belem ein Herr von Mansilha, um dem König vorzustellen: die Engländer in Oporto hätten den Dourowein und seinen Anbau vollständig zu Grunde gerichtet; sie hätten den Preis desselben derart herabgedrückt, daß die Weinbauer nicht einmal mehr auf ihre Kosten kämen und zahlten selbst die unerhört geringen Preise nur mit ein- oder zweijährigem Credit; die Preise, die gezahlt würden, reichten nicht einmal hin, um nur das Umhacken des Bodens zu lohnen, deßhalb würden die Grundstücke von ihren Eigenthümern verlassen und so sei allgemeines Elend und unbeschreibliche Armuth eingetreten: bisher vermögliche Familien müßten Messer und Gabeln verkaufen oder versetzen, arme Leute aber gäben ihre Töchter der Schande preis, nur um die hartherzigen Käufer ihrer Weine zu erweichen. Der König befahl Pombal, die Richtigkeit dieser Angaben zu untersuchen und nachdem sie sich vollständig bestätigt hatte, ward als bestes Mittel der Abhilfe die Bildung einer Weinbaugesellschaft (Companhia Geral da Agricultura das Vinhas do Alto Douro) beschlossen, welche durch ein Patent vom 10. September 1756 ins Leben gerufen ward. Das Capital derselben wurde auf 120,000 Pfd. Sterling (= 2,400,000 *M*) festgesetzt und als ihre Hauptaufgabe bezeichnet, für Reinhaltung der Weine zu sorgen und den Weinbauern einen regelmäßigen Preis zu zahlen, bei dem sie bestehen konnten. Sie erhielt das ausschließliche Kaufrecht auf alle Weine, die in einem bestimmten Umkreise wuchsen und übernahm die Pflicht, innerhalb einer gewissen Frist nach der Weinlese einen festen Preis zu zahlen. Nach Ablauf dieser konnte jeder Weinbauer das noch unverkaufte Gewächs frei verkaufen. Damit war das gemeinschädliche Weinmonopol der Engländer abgeschafft und daß diese nicht müde wurden, über diesen Eingriff in ihre Handelsfreiheit zu klagen, war begreiflich genug, wie nicht minder, daß Pombal unerschütterlich auf dem Schutze seiner Landsleute bestand;[1]) weniger begreiflich will uns die Aufnahme erscheinen, welche diese Gesellschaft in Oporto selbst ganz kurz nach ihrem Entstehen gefunden hat.

Pombal erzählt: „Um dieselbe Zeit, da Se. Majestät und seine Minister erfuhren, daß die neu errichtete Gesellschaft die Grundeigenthümer und Weinbauer befreit hatte von der Sclaverei, in der sie bisher gelebt und daß dies die wohlbekannte Auffassung aller Betheiligten sowohl als der einsichtigen und denkenden Männer der drei Provinzen Beira, Traz-os-Montes und Minho sei, mußten sie zu ihrer Bestürzung vernehmen, daß die Priester des Jesuitencollegiums zu Oporto die geheime Geschichte des Aufstandes bekannt machten, welchen ihre Vorfahren im Jahr 1661 in jener Stadt gegen König Alfons VI. erregt hatten; daß sie in ihren religiösen Versammlungen und sogar im Beichtstuhl den Leuten beibrachten, die Weine der neuen Gesellschaft taugten

1) S. die Auszüge aus der Depesche des Lord Kinnoul vom 11. Oktober 1760 bei Smith I, 156/57.



nicht für den Gebrauch bei der Messe: durch solche Mittel bewirkten sie am 23. Februar 1757 die schändliche Empörung, bei der der Pöbel von Oporto das Haus des Kanzlers und anderer Vorstände der Gesellschaft stürmte mit dem Verlangen, daß sie abgeschafft werden sollte."[1])

Es bedurfte eines Truppenaufgebotes, um die Ruhe wiederherzustellen, die denn auch, nachdem gegen die Schuldigen mit blutiger Strenge eingeschritten worden war,[2]) nie wieder gestört werden sollte. Die Geschäfte der Weinbaugesellschaft waren über jedes Erwarten glänzend und all der blühende Wohlstand, dessen sich die drei Provinzen nachmals erfreuten, rührte her von dieser Schöpfung Pombals,[3]) die kaum gegründet, nur durch Waffengewalt hatte am Leben erhalten werden können.

Die Theilnahme der Jesuiten aber an der Erregung dieses Aufruhrs traf in die Anfänge einer überaus folgenreichen politischen Aktion, die seit Jahren in Pombals Plänen lag.

---

1) Smith I, 145/46. 2) Schäfer V, 393/94. 3) Balbi, Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve. Paris 1822. I, 155, angef. von Schäfer V, 396/97.

II. Pombal und die Jesuiten.

Kurz vor dem Tode Johanns V. hatten Spanien und Portugal einem alten Grenzstreit über ihre südamerikanischen Besitzungen durch einen Vertrag vom 13. Januar 1750 ein Ende gemacht, wonach Spanien die früher portugiesische Provinz Nova Colonia, und Portugal die bisher streitigen sieben Missionen von Paraguay bekommen sollte. Aber der Ausführung dieses Tauschvertrags widersetzten sich die Jesuiten, welche sich im Gebiet der sieben Missionen als Landesherren fühlten, mit solcher Entschiedenheit, und die Bevölkerung ihrer Provinz, die in 31 Ortschaften 100,000 Seelen zählte, unterstützte sie dabei mit solcher Treue und Ausdauer, daß Spanier und Portugiesen jahrelang selbst mit Waffengewalt gegen sie nichts ausrichteten und noch im Jahre 1756 die Herrschaft der Jesuiten mit Ausnahme der Ansiedelungen östlich vom Uruguay unerschüttert aufrechtstand.[1]) Durch den Aufruhr in Oporto war der Krieg zwischen Pombal und den Jesuiten aus Amerika nach Portugal selbst verpflanzt und nun griff der erstere gegen den allmächtigen Orden mit einer Entschlossenheit durch, die nicht blos in diesem Lande völlig unerhört war.

Am Abend des 19. September 1757 um elf Uhr wurden die Beichtväter des Königs, der Königin, und der ganzen königlichen Familie, die sämmtlich Jesuiten waren, am Hofe zu Belem aufgehoben und in das Novizenhaus gebracht; gleichzeitig wurde allen Gliedern dieses Ordens untersagt, am Hofe zu erscheinen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs. Die Befreiung des Hofes von den früher unentbehrlichen Jesuiten war damit auf Menschenalter hinaus unwiderruflich vollzogen, aber es war nur der Anfang eines Feldzugs, der sich bald auf das ganze Land und schließlich auf das ganze katholische Europa ausdehnen sollte.

Am 8. Oktober sandte Pombal dem portugiesischen Minister am römischen Hofe, Francisco de Almada e Mendonça, den Befehl, beim Papste eine Reform des ganzen Ordens zu verlangen, um die himmelschreienden Mißbräuche abzu-

---

1) Ein Beitrag zur Charakteristik des Jesuitenstaates in Paraguay findet sich in dem Aufsatze: „Das Reich der Jesuiten in Paraguay, aus den zuverlässigsten Urkunden der Väter der Gesellschaft selbst erwiesen, aus welchen eines Theils aus ihrem eigenen Geständniß die königliche Souveränetät des Generals, anderen Theils ihre Unabhängigkeit und ihr Haß wider Spanien erhellt". (Le Bret, Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte II, 1772, S. 359—539.)

thun, denen er sich, verführt durch weltliche Herrschsucht und leidenschaftliches Trachten nach weltlichen Reichthümern, hingegeben habe. Diese Anklage ward am 10. Februar 1758 näher begründet durch Aufzählung der „schändlichen Verbrechen", welche die Jesuiten in Paraguay, Oporto u. s. w. begangen. In Rom selbst ward die Beweisführung Pombals so überzeugend gefunden, daß Papst Benedikt XIV. am 1. April den Cardinal Francisco de Saldanha zum Visitator und Reformator der Gesellschaft Jesu in allen Landen des Königs von Portugal ernannte und dieser seine Thätigkeit sofort am 15. Mai mit einem Dekrete eröffnete, in welchem er erklärte, der Handel, den die portugiesischen Jesuiten trieben, sei entgegen allen göttlichen und menschlichen Gesetzen und eine Fortsetzung desselben werde ihnen deßhalb unter den üblichen Strafen und Bußen untersagt. Das stand im Einklang mit früheren Bullen, welche von demselben Papst schon 1741 — also lange bevor Pombal etwas mitzureden hatte — erlassen worden waren. Eine vom Februar 1741 hatte allen religiösen Orden allen Handel und Verkehr, jeden Erwerb weltlicher Herrschaft und jeden Kauf oder Verkauf von bekehrten Indianern verboten, und eine vom December desselben Jahres — Immensa pastorum hießen die Anfangsworte — war ganz ausdrücklich gegen die Jesuiten gerichtet gewesen, die jenes allgemeine Verbot nicht geachtet hatten. Da war ihnen unter Androhung des Bannfluchs untersagt worden, Indianer zu Sclaven zu machen, sie zu verkaufen, zu vertauschen oder wegzugeben, sie von ihren Weibern und Kindern zu trennen, ihnen ihr Eigenthum zu nehmen oder sie vom heimischen Boden zu entfernen[1]) — lauter Dinge, die der Papst dem verdienstvollsten aller geistlichen Orden nicht untersagt haben würde, wenn er sie nicht als Thatsachen angenommen hätte. Der päpstliche Vicar begnügte sich mit allgemeinen Dekreten nicht, er schritt zu schneidigen Maßregeln, wie sie noch nie von solcher Seite gegen die Gesellschaft Jesu ergriffen worden waren. Um den Agitationen ein Ende zu machen, mit welchen diese sich zu rächen und zu wehren suchten, erließ er am 7. Juni ein ganz unerwartetes Dekret, welches lautete: „Aus gerechten Ursachen, die ganz besonders den Dienst Gottes und die öffentliche Wohlfahrt angehen, suspendiren wir vom Rechte des Beichtehörens und der Predigt im ganzen Umfange unsers Patriarchats die Väter der Gesellschaft Jesu von diesem Augenblicke an und so lange bis weitere Befehle unsererseits erfolgen."

So verordnete der Cardinal Saldanha noch vier Wochen nach dem Tode des Papstes Benedikt XIV. († 3. Mai 1758), der ihn abgesandt, augenscheinlich in der festen Zuversicht, daß aus der Wahl des damals versammelten Conclave kein Papst hervorgehen werde, von dem er fürchten müsse, daß er ihn verleugnen werde, und Pombal glaubte seinen ganzen Proceß gewonnen, als sich ein Ereigniß zutrug, das ihm wie gerufen kam, um den König vollends loszureißen von allen ihm unbequemen geistlichen oder weltlichen Einflüssen.

1) Smith I, 177/78.

Der mächtigste Mann am Hofe des vorigen Königs war durch seinen Oheim, den Pater Gaspard, der Oberhofmeister des königlichen Hauses Joseph Mascarenhas, Herzog von Aveiro, gewesen, der jetzt durch Pombal völlig zurückgedrängt, sich mit den Jesuiten gegen ihn verbündet hatte. Die Gattin seines Schwagers, des älteren Marquis Franz von Tavora, hatte jahrelang in vertrautem Umgange mit dem König gelebt und als dieser sie 1752 verließ, um mit der Gattin des jüngeren Marquis Ludwig von Tavora in ein ähnliches nur noch leidenschaftlicheres Verhältniß zu treten, war auch sie ganz und gar dem Einfluß der Jesuiten, insbesondere des Paters Gabriel Malagrida verfallen. Der Umgang des Königs fand nächtlicherweile in tiefstem Geheimniß statt und dies Geheimniß ward wohl vor der Königin sorgfältig bewahrt, die Familie Aveiro-Tavora aber war sehr genau damit bekannt und deßhalb konnte es auch nur von ihr so benutzt werden, wie es geschehen ist. Die Verweigerung des Herzogstitels, den die ältere Marquise von Tavora für ihren Gatten verlangte hatte, scheint der Anlaß gewesen zu sein, der den leidenschaftlichen Ehrgeiz dieser einst allgebietenden Familie zu dem verzweifelten Entschlusse eines Mordanfalls auf den König verleitete. Als der König in der Nacht des 3. September 1758 vom Hause der Marquise nach Belem zurückfuhr, wurden aus einem Hinterhalte, den ihm der Herzog von Aveiro gelegt hatte, drei Schüsse auf den Wagen abgefeuert, deren zwei den König am Arm und an der Seite leicht verwundeten. Wäre der erschrockene Kutscher weiter gefahren, so würde er noch in zwei weitere Hinterhalte gefallen sein, wo Aveiros gedungene Banditen auf der Lauer lagen; aber er bog seitwärts ab, fuhr nach dem Hause des Marquis von Angeja und brachte hier den König vorläufig in Sicherheit. Von dem nächtlichen Vorfall erfuhr die Welt zunächst gar nichts; in seinen Palast zurückgekehrt, blieb der König drei Monate lang angeblich wegen Krankheit unsichtbar und unzugänglich für Jedermann, außer Pombal und dem Hofchirurgen Soarez: nur die Gesandten von England und Frankreich ergründeten den wahren Zusammenhang und berichteten darüber insgeheim an ihre Regierungen.[1]) Dieses Geheimthun hatte offenbar einen doppelten Zweck, einmal den, die Veranlassung der nächtlichen Ausfahrt des Königs nicht ruchbar werden zu lassen und sodann, die Thäter in jene Sicherheit zu wiegen, die nöthig war, um die Mittel der Ueberführung ihrer Schuld herbeizuschaffen. Erst in der Nacht des 13. December ließ Pombal die Familie Tavora und den Herzog von Aveiro gefangen nehmen und gleichzeitig die Häuser der Jesuiten mit Wachen umstellen. In dem summarischen Proceß, der nun angestrengt ward, spielten die Hauptrolle einige an den Herzog gerichtete Briefe, in deren einem die Worte vorkamen: „Sie haben Recht, hier gibt es keine Wahl. Um die Autorität des Königs Sebastian zu zerstören, müssen wir die des Königs Joseph vernichten." Sonst kam über

1) St. Julien am 5. September (Schäfer V, 265); Hay am 13. September (s. Smith I, 210).

die unmittelbare Schuld der Angeklagten so wenig an den Tag, daß man später die ganze Mordgeschichte als eine Erdichtung Pombals hingestellt hat. Am 11. Januar 1759 wurde das Urtheil gesprochen, am 13. die Hinrichtung Aveiros und der Tavoras, sowie der übrigen Hauptschuldigen öffentlich vollzogen, während eine ganze Schaar von angeblichen Mitschuldigen der grausamsten Kerkerhaft unterworfen wurde. Am 19. Januar aber ward ein Edikt erlassen, wodurch auf alle Güter und Einkünfte der Jesuiten Beschlag gelegt ward, nachdem am 11. bereits zehn Jesuiten, worunter Malagrida, als Miturheber der Verschwörung gegen den König verhaftet worden waren.

Dem neuen Papst Clemens XIII. sandte Pombal am 20. April 1759 eine Denkschrift zu, die nicht mehr auf eine Reform, sondern auf Vertreibung der Jesuiten aus Portugal und all seinen Besitzungen hinauslief. Der Orden, hieß es darin, sei gänzlich abgefallen von den Zielen, denen er zu dienen bestimmt gewesen sei; seine Lehren und Grundsätze seien eine Gefahr für die Wohlfahrt und Ruhe des Reiches. Als der König seine in Brasilien befehligenden Generale angewiesen habe, den mit Spanien abgeschlossenen Grenzvertrag zur Ausführung zu bringen, habe er die Antwort erhalten: „Das sei äußerst schwierig, weil die Oberen des Ordens Jesu den Indianern ihre persönliche Freiheit, ihr Eigenthum und ihren Handel abgenommen, und sich in dem Lande derart festgesetzt hätten, daß es nicht leicht sein werde sie zu bewältigen; diese Ordensgeistlichen hätten sich zu Herren und Gebietern von so viel tausend Menschen gemacht, welche für Portugiesen und Spanier unzugänglich, keinerlei Verkehr mit diesen hätten und in so unbedingter Unterwürfigkeit gehalten würden, wie sie vernünftigen Wesen noch nie auferlegt worden sei; diese Leute seien in so vollständiger und unwürdiger Knechtschaft, daß sie sich lieber in Stücke hauen lassen würden, als dem geringsten Befehl dieser Väter den Gehorsam versagen und Portugiesen in ihre Länder und Besitzungen hereinlassen." Unter Hinweis auf die durchaus rechtswidrigen Handelsgeschäfte, die der Orden treibe zur Schande der Kirche und zum Schaden der Nation, auf den hervorragenden Antheil, den er an der Verschwörung gegen den König genommen habe, schloß die Denkschrift mit der Bitte des Königs an den Papst, ihm zu helfen, damit ein Ziel gesetzt werde „solch gefährlichen Uebergriffen, solch unverzeihlicher Zügellosigkeit und solch schändlichen Unbilden, welche ganz Europa mit Aergerniß und Ekel erfüllten".[1])

Beigefügt war eine Uebersicht des Eigenthums, das der Orden in Portugal besaß, mit der Bitte an den Papst, er möge die Vertheilung desselben oder Verfügung darüber anordnen. Zugleich ward um die Erlaubniß nachgesucht, diejenigen Jesuiten richten zu dürfen, welche die Urheber oder Gehilfen des Attentates vom 3. September gewesen seien. Diese Erlaubniß gewährte der Papst am 2. August 1759 allerdings in zweideutiger Weise und am 5. Oktober verordnete im Namen des Königs der Cardinal-Patriarch

1) Smith I, 219—221.

Saldanha die vollständige und unverzügliche Austreibung der Gesellschaft Jesu aus Portugal. Schon vorher waren um die Mitte September 113 Jesuiten auf ein ragusanisches Schiff gepackt und nach einer langen Seefahrt voll der ärgsten Entbehrungen, von allen Mitteln entblößt, in Civita vecchia ans Land gesetzt worden. Jetzt häuften sich diese Transporte mit all ihren Schrecken; ein zweiter ging Ende Oktober mit 122, bald darauf ein dritter mit 300 Jesuiten eben dahin ab. Aus Brasilien kamen im nächsten Jahre erst 122, danach noch 198 Jesuiten in Civita vecchia an, ähnliche Ausweisungen erfolgten aus Ostindien, Madeira, von den Azoren und den afrikanischen Colonieen, bis schließlich 2000 vertriebene Jesuiten in der Hafenstadt Roms beisammen, die Lande des Königs von Portugal aber von der Gesellschaft Jesu, bis auf die in Untersuchung befindlichen Glieder derselben, gänzlich geräumt waren.

Inzwischen war der Hof von Lissabon mit dem heiligen Stuhle selbst in offenen Krieg gerathen. Der letztere hatte in dieser Sache ganz augenscheinlich doppeltes Spiel gespielt. Während der König die Genehmigung des Papstes für sein Vorgehen gegen die Jesuiten zu haben glaubte, hatte der Cardinal-Staatssekretär Torreggiani in Rom und der Nuntius in Lissabon die Sache der Jesuiten insgeheim und öffentlich unterstützt. Das wies Pombal in einer langen Denkschrift mit Urkunden und Thatsachen nach, welche unter dem Titel: „Darlegung der Thatsachen und Beweggründe, welche das Verfahren des Hofes von Portugal bestimmt haben"[1]) im Druck veröffentlicht wurde, nachdem schon im Juni 1760 der päpstliche Nuntius Acciajuoli aus Lissabon und kurz darauf der portugiesische Botschafter Almada aus Rom fortgewiesen, und damit der Bruch der beiden Höfe amtlich vollzogen worden war.

Auf und nach seiner Rückkehr hatte Acciajuoli über seine jüngsten Erlebnisse merkwürdige Aeußerungen gethan, über welche ein in Wien geschriebener vertraulicher Brief folgende Auskunft gibt: „Ein von Florenz datirter Brief des Marschalls Botta berichtet, der Nuntius habe ihm versichert, Cardinal Acciajuoli habe ihm bei seiner Durchreise durch Florenz erklärt: der König, unser Herr, sei ein ausgezeichneter Monarch, voll religiösen Sinnes und Ergebenheit gegen die Kirche und der Graf von Oeyras sei ein großer Minister von wahrer Frömmigkeit und Religion. Die Jesuiten seien unzweifelhaft die Urheber des Versuchs S. M. Dom Joseph zu ermorden; und wenn er (Acciajuoli) das Unglück gehabt habe, dem Hof von Portugal während der letzten Ereignisse seines dortigen Aufenthaltes zu mißfallen, so komme das davon her, daß er die Befehle des Cardinals Torreggiani ausgeführt habe. Und ein Brief aus Mailand berichtet, Acciajuoli habe in Rom ganz dieselben Ansichten ausgesprochen, ein Umstand, der in dieser Stadt großes Aufsehen gemacht hat."[2])

---

1) In englischer Uebersetzung vollständig bei Smith I, 229—283. Im Auszug bei Schäfer V, 293 ff. 2) Smith I, 286/87.

Mit unerhörter, für unser Gefühl empörender Gewaltthätigkeit ist Pombal gegen die Jesuiten eingeschritten und im Einklang mit dem Urtheil selbst der Jesuitenfeinde unter seinen Zeitgenossen müssen auch wir aufs Schärfste verdammen, daß er z. B. den achtzigjährigen Pater Malagrida, einen halb blödsinnigen Geisterseher, nachdem er ihm Hochverrath nicht hatte nachweisen können, wegen Ketzerei im Jahre 1761 verurtheilen und hinrichten ließ. Aber daß seinen fanatischen Haß gegen diesen Orden und die unerbittliche Gründlichkeit, mit der er ihm überall das Leben abgrub, ein großer staatsmännischer und patriotischer Gedanke erfüllte, das zeigte sich in den Anstalten, die er traf, um ihre der Finsterniß geweihte Thätigkeit zu ersetzen durch eine andere, die dem Lichte diente.

Die Aufgabe des Laienstaates als Volkserzieher, die Bedeutung des durch ihn planmäßig organisirten und geleiteten Unterrichts hat dieser geniale Minister begriffen und gewürdigt, wie vor ihm kein Staatsmann der katholischen Welt. Für ihn, den von Priestern erzogenen Katholiken war dies Feld völlig neu; unter der Wildniß, die es überwuchert hatte, mußte er es erst entdecken, den feindlichen Gewalten, die sich darin festgenistet, mußte er es mit rücksichtsloser Gewalt entreißen, und um diese endgiltig los zu werden, mußte er Neues schaffen, das ihre Rückkehr unmöglich machte. Das hat er denn auch in großem Maßstabe gethan und deßhalb ist jede Darstellung, die blos von seinem Kampf gegen die Jesuiten und nichts von seinem Schaffen als Pädagoge weiß, nicht blos einseitig, unvollständig, sondern geradezu unwahr; sie läßt im Dunkeln, weshalb von allen Ländern, die die Jesuiten ausgetrieben haben, Portugal heute noch das einzige Land ist, in welchem sie wenn auch wieder eindringen, so doch nie wieder zur Macht gelangen konnten.

Indem wir von dieser Seite der Thätigkeit Pombals reden, fassen wir aus ihrer ganzen Zeitdauer zusammen, was sachlich zusammengehört und setzen die Ereignisse einstweilen aus, welche der Zeitfolge nach jetzt erzählt werden müßten.

Bei einem Volke, dessen wirthschaftliches Leben in den Händen der Engländer, dessen geistiges in denen der Jesuiten gewesen war, konnte keine Reform Werth haben, die nicht einerseits eine That der Befreiung von fremdem Druck, andererseits eine That der Belebung nationaler Selbsthilfe war. Alles, was uns an Pombals inneren Reformen gewaltthätig, rücksichtslos oder kleinlich erscheinen mag, ist aus dem Kriegsrecht zu erklären, das bei Abschüttelung jeder Fremdherrschaft angerufen werden muß, es galt hier eben, wie Pombal sich beim Abschied von der neugegründeten Universität Coimbra ausdrückte, „mit starkem Arm so viele einheimische Ungeheuer und so viele landfremde Feinde zu bezwingen", damit nur der Weg zum Besserwerden gebahnt ward.

Die Handelsjunta (Junta do Commercio), die er am 30. September 1756 errichtete, um den Kleinhandel zu überwachen und mit dem Rechte ausstattete, jedem Kleinhändler den Ladenbesitz und Ladenverkauf zu gestatten oder zu entziehen, erscheint uns wie eine Inquisition schrecklichster Art; sie wird uns

unentgeltlichen Ertheilung von Unterricht in ihren Fächern verpflichtete und denen er, um sie und ihren Beruf gesellschaftlich zu heben, die verschiedenen Vorrechte des Adelsstandes (nobreza) verlieh, nachdem er zwei Jahre früher dem müssig gehenden Adel seinerseits die Betheiligung an den bürgerlichen Geschäften der Maranhão- und Pará-Compagnie erlaubt und dringend empfohlen hatte.

Im Jahre 1772 krönte er sein Werk, als er die Universität Coimbra von Grund aus reformirte und die Provinzen mit beinahe 900 Lehrern für alle Stufen des weltlichen Unterrichtes versah. Im August dieses Jahres schickte ihn der König als seinen Generalstatthalter an die genannte Universität; und sofort erließ er eine Veröffentlichung, in der er nachwies, daß von dem Augenblick der Einführung der Jesuiten an der reißende Niedergang der Literatur, der Wissenschaft, der Philosophie in Portugal begonnen habe. Für den damaligen Stand derselben ist die eine Thatsache bezeichnend, daß von 6000 eingeschriebenen Studierenden im Jahre 1766 blos sieben die griechische Classe besuchten.

Alsdann ging es an die Ergänzung des Lehrkörpers; Professoren von anerkanntem Verdienst und Talent wurden angestellt, Sinecuren für unbrauchbare Nullen gab es nicht mehr; zwei Fakultäten, eine für Naturwissenschaft und eine für Mathematik wurden neu gegründet. Für die Studierenden wurde eine strenge Disciplin eingeführt und Alles was sich ihr nicht fügte, einfach gestrichen; von 6000 angeblichen Studenten blieben blos 6—700 wirklich Studierende übrig, und diesen wurden nur nach Bestehen einer strengen Prüfung die akademischen Grade verliehen; insbesondere konnte Niemand Doctor der Theologie werden ohne Kenntniß des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Museen für Naturgeschichte, für medicinische Wissenschaften und chemische Gegenstände und ein Observatorium wurden gegründet. Der Aufschwung der Universität war so rasch, daß binnen kurzer Zeit die Zahl der Lehrstühle auf 80 stieg. Der Kreis der Gegenstände, in denen unterrichtet wurde, ging weit über den Umfang des akademischen Unterrichts jener Tage hinaus; er umfaßte alte und neue Sprachen, Geschichte, Rhetorik, Logik, Poetik, Baukunst, Zeichnen, Musik. Diese neu geschaffene Universität Coimbra ward ein Vorbild für ganz Europa. Noch im November 1772 ernannte Pombal nicht weniger als 887 Professoren und Lehrer für unentgeltliche Ertheilung von Unterricht an alle Unterthanen des Königs, und bestimmte 94 derselben für die Inseln und Colonieen. 479 gaben Unterricht im Lesen und Schreiben, 236 im Lateinischen und 88 im Griechischen. Dazu kamen 49 Schulen für Rhetorik und 30 für Philosophie. Alle Lehrer hatten jährlich Rechenschaft zu geben von den Fortschritten ihrer Schüler, und die Kosten all dieser Stellen und Anstalten wurden bestritten aus einer mäßigen Abgabe, welche als „Schulsteuer" von verschiedenen Gegenständen des allgemeinen Verbrauchs erhoben wurde.[1]) So hat Pombal den gesammten Laienunterricht,

1) Smith II, 165—174.

dessen sich das von den Jesuiten befreite Portugal seitdem erfreute, von der Volksschule an bis zur Hochschule hinauf völlig neu geschaffen, er, ein Laie ohne alles zünftige Wissen, aber einer von denen, die wieder einmal beweisen, daß die Gaben, mit denen ein großer Staatsmann regiert und verwaltet, wesentlich dieselben sind wie die, mit welchen der Mündige den Unmündigen erzieht, der Kundige den Unkundigen unterrichtet. Darin liegt der Grund, weshalb jeder wahrhaft große Minister die Lehrer und durch sie auch die Schüler seines Volkes ganz unbedingt auf seiner Seite hat. Alle die, welche berufsmäßig mitwirken bei der Sorge für die höchsten Interessen eines großen Volkes, gehören einer geistigen Gemeinschaft an, die ihre Glieder erkennt unter jedem Namen und in jedem Gewande. Die Sinneseinheit des Staatsmanns und des Pädagogen hat Pombal selbst bekundet in einem goldenen Worte über die Muttersprache, das er in einem Dekrete vom 30. September 1770 seinem König in den Mund gelegt hat:

„Die Pflege der Muttersprache ist eines der wichtigsten Mittel für die Geistesbildung gesitteter Völker, weil von ihr abhängt die Klarheit, die Kraft und die Majestät, womit die Gesetze geschrieben, die Wahrheiten der Religion verkündet und Literaturwerke fruchtbar und anziehend gemacht werden; während im Gegenfalle nichts die Unwissenheit eines Volkes deutlicher beweist als die barbarische Verwilderung seiner Sprache. Gewiß ist, daß die Ausbildung und Vervollkommnung einer Sprache auf keinem Wege sicherer erreicht werden kann, als wenn man die Jugend schon derart in der Grammatik ihrer eigenen Zunge unterrichtet, daß sie fähig wird, sie in ihrer Reinheit und Eleganz zu reden und zu schreiben, unter Vermeidung jener Fehler, welche den Adel unserer Ideen so gröblich entstellen. Und da alle Sprachen auf denselben allgemeinen Gesetzen beruhen, so wird sie auf diesem Wege fähig werden, sich andere leichter anzueignen und die Schwierigkeiten besser zu verstehen, welche sie sonst beim Erlernen fremder Idiome hemmen. Auf diesem Wege sind die Sprachen der alten Griechen und Römer zu der Vollkommenheit gediehen, welche durch so viele ausgezeichnete und unnachahmliche Werke bezeugt wird, die uns von den Zeiten Athens und Roms her überliefert sind. Im Einklang mit dem Vorgang dieser und anderer erleuchteter Völker und mit dem Wunsche, nach Kräften die Pflege der portugiesischen Sprache in Meinen Besitzungen zu fördern, um für den Staatsdienst brauchbare Kräfte heranzubilden, befehle Ich hiermit, daß alle Lehrer des Lateinischen, wenn sie neue Schüler in ihre Classen aufnehmen, damit anfangen, diese in der portugiesischen Grammatik zu unterrichten und zwar, wenn nöthig, sechs Monate lang, und daß zu diesem Zwecke das Lehrbuch von Jozé dos Reis Lobato gebraucht werde wegen der ausgezeichneten Methode, Einfachheit und Klarheit, mit welcher es angelegt ist. Und da Ich vernehme, daß in den Lese- und Schreibschulen es bisher Brauch gewesen ist, allerlei Spitzfindigkeiten zu treiben, mit denen nur Zeit versäumt und die Jugend an Grillenfangen und Silben-

stecherei gewöhnt wird, so befehle Ich hierdurch, daß ein so schädlicher Mißbrauch für immer abgeschafft werde."[1])

Um die Mitte des Zeitraumes, an dessen Anfang und Ende wir Pombal nach innen schöpferisch walten sehen, hatte Portugals äußere Lage eine schwere Krisis überstanden, in der ein Mann von minder überlegener Einsicht und minder festem Willen unfehlbar zu Fall gekommen wäre, deren glückliche Ueberwindung eine neue Meisterleistung dieses großen Ministers ist; wir meinen den Krieg mit Spanien im Jahre 1762.

Von derselben Lebensgefahr bedroht wie die, der es im Jahr 1580 erlegen war, hatte Portugal dieses Mal die wirksame Hilfe des mächtigen England auf seiner Seite, und das war die Frucht des außerordentlichen Geschicks, mit dem Pombal verstanden hatte, das Bündniß mit der Regierung Englands festzuhalten, während seine gesammte Wirthschaftspolitik den Engländern, die Portugal auszubeuten pflegten, ein Dorn im Auge und ein Gegenstand immerwährender heftiger Beschwerden war.

Die Politik des Staates zu trennen von dem Geschäftsinteresse der Classe, die ihn beherrschte, war dem England des 18. Jahrhunderts fast zur Unmöglichkeit geworden; aber Pombal brachte es fertig, daß die Freundschaft der Regierungen unberührt blieb von dem tobenden Interessenstreit ihrer Unterthanen. Schließlich mußte selbst dem beschränktesten Krämergeist einleuchten, daß ein minder gutes Geschäft immer noch besser sei als gar keines, und daß das große Handelshaus England sich lediglich selber ins Fleisch schneiden werde, wenn es einen Kunden wie Portugal entweder ruinirte oder einem gierigen Concurrenten in die Arme trieb. Das war's, was Pombal mit durchschlagendem Erfolge geltend machte, wenn keine andre Betrachtung mehr verfangen wollte und dies gab ihm die stolze Sicherheit, wo er sich im Recht wußte, gegen den mächtigen Seestaat eine Sprache zu führen, wie sie sich der Minister eines Landes von nicht 2 Millionen Seelen[2]) sonst nicht herauszunehmen pflegte. So in einem Fall, der sich 1759 zutrug und dessen Ausgang das allgemeinste Aufsehen machte.

Am 17. August hatte die englische Flotte des Admirals Boscawen die französische des Admirals de la Clue im Golfe von Cadiz überfallen und auseinander gesprengt. Vier französische Kriegsschiffe suchten im Hafen von Lagos Schutz, aber der Neutralität Portugals zum Trotz verfolgten die Engländer sie auch dorthin; zwei der französischen Schiffe wurden verbrannt, zwei andere von den Siegern genommen und weggeführt, das Alles war am Morgen des 18. August unter den Geschützen der portugiesischen Forts, unter offener Verhöhnung der neutralen Flagge Portugals geschehen, ein Völkerrechtsbruch so schreiend, wie er nur je von der Flotte einer Macht begangen worden ist, die bekanntlich auf dem Meere nur das Faustrecht des Stärkeren anerkennen will.

1) Smith II, 131—33. 2) Achenwall, Staatsverf. der vornehmsten europ. Reiche. Göttingen 1768. S. 124.

Pombal forderte Genugthuung für solch unerhörten Frevel, forderte sie mit einer Entschiedenheit, die England noch nicht erlebt hatte und mit Gründen, die unwiderstehlich waren. „Ich weiß," schrieb er an den englischen Staatssekretär, „daß Ihr Cabinet sich eine Herrschaft über das unserige angeeignet hat, aber ich weiß auch, daß es Zeit ist, ihr ein Ende zu machen. Wenn meine Vorgänger schwach genug waren, Ihnen stets Alles zu bewilligen, was Sie wollten, so bin ich entschlossen, Ihnen Alles zu verweigern, was ich Ihnen nicht schuldig bin, das ist mein letztes Wort, richten Sie sich danach." In einer andern Depesche fügte er im Tone Cromwells hinzu: „Thut was Ihr sollt, und ich werde nicht thun was ich kann," und was selbst das kleine



Pombal.

Portugal könne, wenn man ihm sein Recht verweigere, gab er in der Drohung an: „Seit langer Zeit öffnet uns Frankreich die Arme, damit wir seine Wollmanufakturen zulassen. Es kommt nur auf uns an, dies Anerbieten anzunehmen und Eure Wollmanufakturen wären vernichtet. Die Berberei hat Ueberfluß an Getreide, sie versorgt uns damit um denselben Preis und vielleicht noch wohlfeiler als Ihr. Dann würdet Ihr mit dem größten Schmerz einen der stärksten Zweige Eurer Flotte verdorren sehen: denn Ihr wißt, daß dieser eine Pflanzschule für Offiziere und Matrosen ist, deren sich die Kriegsmarine bedient und die Euch so mächtig gemacht hat."[1])

Das englische Cabinet gewährte auf Andringen Pitts die verlangte Genugthuung. Ein außerordentlicher Gesandter, Lord Kinnoul gab die nöthigen Erklärungen in einer feierlichen Audienz am 29. März 1760, vor dem König,

1) Schäfer V, 494—97.

den Ministern und im Beisein aller fremden Gesandten ab; eine noch größere Genugthuung aber erfolgte zwei Jahre darauf.

Was man im damaligen Portugal unter dem Namen Armee kannte, scheint nur in den gemischten Kreisregimentern der deutschen Reichsarmee seines Gleichen gehabt zu haben. Die Zahl der sogenannten Soldaten belief sich auf höchstens 8000 Mann und diejenigen, welche man noch im Jahre 1759 in Lissabon selber zu sehen bekam, kamen daher wie zerlumpte Bettler und bettelten wirklich, selbst wenn sie Schildwache standen. Ohne Zweifel war es der Glaube, daß ein Land mit solcher Armee vollständig wehrlos sei, was den König von Spanien veranlaßte, die Wiedereinverleibung Portugals ins Auge zu fassen. Für den Monarchen, der mit Frankreich im Bunde stand[1]) und jeder Forderung mit 60,000 Bajoneten Nachdruck geben konnte, schien das leichte Arbeit. Am 16. März 1762 sandten die Höfe von Versailles und Madrid ein Ultimatum nach Lissabon und am 5. Mai rückte das spanische Heer, noch ehe es zu einer Kriegserklärung gekommen war, in die Provinz Tras os Montes ein und nahm in ein paar Tagen Miranda, Bragança, Chaves, Moncorvo in Besitz. Ein militärischer Spaziergang war der Anfang und eine Einverleibung, vielleicht ohne Schwertstreich, schien das Ende sein zu sollen.

Das Vorgehen der durch den Familienpakt verbundenen Höfe gegen das neutrale Portugal war einer jener ruchlosen Ueberfälle, die den friedlichsten Menschen in Harnisch bringen, derart, daß er, um sich seiner Haut zu wehren, blindlings dreinschlägt, einerlei, wie das letzte Loos fallen mag. So war die Stimmung, in der König Joseph sich befand. Als das Ultimatum kam, in welchem Frankreich und Spanien ohne den Schatten eines Grundes unter Androhung sofortigen Krieges ihm zumutheten ein Schutz- und Trutzbündniß gegen England mit ihnen abzuschließen und auf der Stelle die Besetzung seiner Häfen durch spanische Truppen zu gestatten, da sagte er: „Lieber will ich das Aeußerste tragen, lieber will ich den letzten Ziegel dieses Palastes fallen und meine treuen Unterthanen den letzten Tropfen ihres Bluts verspritzen sehen, als daß ich mit der Ehre meiner Krone Alles opfere, was Portugal theuer ist und durch Unterwerfung unter solch unerhörtes Ansinnen ein verhängnißvolles, nie erlebtes Beispiel all den friedlichen Mächten gebe, die dann der Wohlthat der Neutralität nicht mehr genießen würden, wenn mit andern Mächten Krieg angefangen wird, mit denen sie durch Schutzverträge verbunden sind."[2])

Mit unerschütterlicher Seelenruhe hatte Pombal seine Maßregeln getroffen, um dem Ungewitter Trotz zu bieten, das er von weither kommen sah. Noch ehe das Ultimatum der Verbündeten einlief, hatte er die Festungen in Stand gesetzt, eine große Anzahl Geschütze gießen, Massen von Pulver und Blei beschaffen lassen und Aushebungen im größten Maße angeordnet; trotz

1) S. S. 323. 2) Smith I, 330.

aller Geldnoth ward in drei Monaten das verachtete portugiesische Heer auf 50—60,000 Mann gebracht. Die Sprache, in welcher der Hof von Lissabon die Drohungen seiner Angreifer zurückwies, war die der Stärke, welche das Gefühl eines guten Rechts und der feste Wille einflößt, sich keiner Unbill zu beugen. Das Einrücken der Spanier beantwortete er mit einer mannhaften Kriegserklärung und jetzt sandte England mit 10,000 Mann Hilfstruppen einen General, der für sich allein eine Armee aufwog, das war der deutsche Reichsgraf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, dem wir schon in der Schlacht von Minden begegnet sind[1]) und der hier an der Seite Pombals Spielraum fand zu schöpferischem, heldenhaftem Thun.

Als der Anfang Juli in Lissabon eintraf, war er überrascht von dem Stande der Rüstungen, die Pombal aus dem Stegreif vorgenommen. „Das Meiste," berichtete er nach London, „übertraf meine Erwartungen, insbesondere die Anfertigung von Gewehren. Vorhanden ist Pulver, Geschütze, Kugeln und Gießereien. In all dem bedarf es nur der Ordnung. Auch an recht guten Werkleuten fehlt es nicht."[2]) In den Mannschaften aber, so sehr sie noch aller Uebung und Zucht entbehrten, fand er ein ganz vortreffliches Material; der alte kriegerische Geist, der den Namen der Portugiesen einst in vier Welttheilen gefürchtet gemacht, war wieder lebendig geworden, hatte die Mönchskutte abgeworfen und entwickelte sich zu voller Kraft unter der Macht einer Volksempfindung, die der meuchlerische Angriff der tödtlich gehaßten Spanier in Flammen gesetzt hatte. Mit einem kurzen glänzenden Feldzug warf der Graf zur Lippe die Spanier aus dem Lande hinaus und nach dem Friedensschluß organisirte er den Portugiesen ein neues Heer von 32,000 Mann wohl geschulter Soldaten unter tüchtigen Offizieren; das war das Erbe, das er Pombal hinterließ, als er 1764 in die Heimath zurückkehrte, einen Ueberfall von spanischer Seite hatte Portugal fortan nicht mehr zu besorgen.

1) S. S. 254. 2) Smith I, 340.

III. Jesuitensturm in Frankreich. Voltaires Heldenzeit.

In zwei Bullen, erinnern wir uns,[1]) hatte Papst Benedikt XIV. im Jahre 1741 erstens den religiösen Orden im Allgemeinen, sodann den Jesuiten ganz insbesondere bei Strafe des Bannfluchs jedes weltliche Handelsgeschäft untersagt. Diesen Verboten zum Trotz hatte der Jesuitenpater La Valette auf der Insel Martinique im Jahre 1747 mit dem Geld und Credit seines mächtigen Ordens ein großartiges Handelsgeschäft gegründet und in Folge des Seekrieges von 1755[2]) Bankerott gemacht. Das Handlungshaus Lionci & Gouffre in Marseille hatte Wechsel bis zum Betrag von 1,500,000 Livres für ihn übernommen und mußte, da seine Schiffe nicht angekommen waren, gleichfalls die Zahlungen einstellen, wandte sich nun aber an den im Profeßhaus zu Paris wohnenden Generalprocurator der Missionen, Pater de Sacy, und dieser bestritt auch nicht die Zahlungspflicht des Ordens, bot vielmehr ein Opfer im Betrag von 500,000 Livres an, weigerte aber nachher die Zahlung, nachdem er sich an den General gewendet hatte. Er schrieb am 17. November 1756 dem Marseiller Hause: „Ich kann für Sie nichts Besseres thun, als zu Gott beten, daß er selber Ihnen Trost spenden möge; zu diesem Zweck habe ich die heilige Messe gelesen."

Das Geschäft des Paters La Valette, der ja wie jeder Jesuit persönlich besitzlos war, beruhte auf dem Credit und der Bürgschaft des Ordens, dem er angehörte. Den überreichen Gewinn, den der Handel auf den kleinen Antillen einbrachte, ließ sich der Orden gefallen, für die Verluste aber wollte er nicht aufkommen, obwohl er seine Verpflichtung nicht bestreiten konnte; mit Fürbitte und Messelesen dachte er seine Schulden zu bezahlen. So hatten das freilich die Gläubiger nicht verstanden, die ihm mehr als eine halbe Million in baar vorgestreckt hatten. Sie verklagten die beiden Väter Sacy und La Valette vor dem Consulargericht in Marseille, und dieses verurtheilte sie am 18. November 1759 zur Zahlung von 502,270 Livres, denn so viel betrugen die Wechsel, welche La Valette gezogen hatte. Da die beiden Väter selber nicht zahlen konnten, so verlangten die Gläubiger des Marseiller Hauses, daß die in Frankreich gelegenen Güter ihres Ordens für die Forderung aufkommen sollten, und erwirkten auch am 29. Mai 1760 ein Urtheil in diesem Sinn.[3])

1) S. S. 357. 2) S. S. 24. 3) Jobez, La France sous Louis XV. V, 504—5.

Den Jesuitenorden trafen die Folgen, welche bei jedem betrügerischen Bankerott unvermeidlich sind. Das Comptoir, das er in Genua unterhielt, wurde von der dortigen Regierung geschlossen; die Regierung von Venedig verbot dem Orden, Novizen aufzunehmen, und in Frankreich ward sein schwunghafter Handel mit Apothekerwaaren unterdrückt; das große pharmaceutische Magazin, das er in Lyon hatte, ward aufgehoben.[1])

Gegen den Richterspruch der Consuln von Marseille konnte der Orden Berufung einlegen an den Grand Conseil in Paris, eine Art Ausnahmegericht für alle Streitfälle des Handels mit Amerika, und unter den Gliedern desselben würde er Freunde und Gönner gefunden haben. Auf den Rath eines ganz schlauen Paters, Namens Frey, zog er vor, sich der grand' chambre des Pariser Parlaments anzuvertrauen, d. h. den Todfeinden des Ordens eine Sache zu übergeben, in der ihm selbst seine Freunde sehr wenig hätten helfen können. Rechtlich entscheidend war die Frage, ob der General und in ihm der Orden verantwortlich war für die Handelsgeschäfte seiner Mitglieder oder nicht. Jenes behaupteten die Kläger, dieses behaupteten die Jesuiten; zu entscheiden war sie nur aus dem Geist und Wortlaut der Verfassung und Gesetze des Ordens, und die Vorlegung derselben beantragte der Abbé Chauvelin „als Christ, als Bürger, als Franzose, als Unterthan des Königs und als Magistrat". Der Gerichtshof erhob diesen Antrag zum Beschluß und auf Grund eigener Prüfung des Constitutionenbuches von 1757 entschied das Parlament am 6. Mai 1761 zu Gunsten der Kläger, verurtheilte den Orden, nicht blos die ganze Schuldsumme, sondern noch 50,000 Livres Schadenersatz und Zinsen herauszuzahlen, und bei Verkündung dieses Entscheides brach die zahlreich anwesende Hörerschaft in lauten Beifall aus.

Dies Urtheil war der Anfang eines Processes, der sich alsbald gegen den Bestand des Ordens selber richtete. Unter steigender Aufregung der öffentlichen Meinung enthüllte das Parlament alle Geheimnisse eines Ordens, von dem der Generaladvokat Omer Joly de Fleury in seinem Bericht über die Constitutionen sagte: Gegen diese Gesellschaft gibt es keine Autorität, keine geistliche, keine weltliche, weder Concil noch Päpste, weder Könige noch Bischöfe vermögen etwas gegen ihn; ihre Glieder dürfen keinem Richter antworten, sei es in bürgerlichen, sei es in Strafsachen, außer mit ausdrücklicher Genehmigung des unverantwortlichen Generals, dem Alles zum unbedingtesten Gehorsam verpflichtet ist, der selbst die Statuten des Ordens abändern und abschaffen kann nach seinem Ermessen. „Denken wir uns in dieser Gesellschaft einen ehrgeizigen General, der das Reich seiner Körperschaft ausdehnen möchte. Wie viel Agenten fände er nicht in einem Königreich."

In dem Bericht, den der Abbé Chauvelin über die Lehren des Ordens erstattete, um dieselben als ketzerisch nachzuweisen, kam der ganze Ingrimm der Jansenisten zum Ausdruck, die einst auf Anstiften Le Telliers so schmählich

1) Martin XVI, 207.

vergewaltigt worden waren; ihr Fanatismus, den der Pater Frey seltsamerweise für erstorben hielt, hatte fortan im Parlament allein das Wort, er führte Schlag auf Schlag wider den tödtlich gehaßten Orden und ruhte nicht eher, als bis der ganze Bau seiner Macht in Scherben an der Erde lag. Der Geist aber, in dem dieser Sturmlauf unternommen und folglich auch der Sieg ausgebeutet ward, hatte mit dem der Aufklärer so wenig gemein, daß das gefeierte Haupt der letzteren, Voltaire, offen für die Jesuiten Partei ergriff; zwei Sekten von gleicher Unduldsamkeit, die sich wechselseitig bekämpften, erschienen ihm weniger gefährlich, als eine, die durch Vernichtung der andern allmächtig ward. In der Schrift „Balance égale" von 1762 rief er seiner Gemeinde zu: „Meine Brüder, seien wir gute Bürger. Hüten wir uns vor den Dummköpfen und vor den Schurken, und um Gottes willen seien wir weder Jansenisten noch Molinisten."

Am 6. August 1761 hatte das Parlament, befeuert durch die entscheidenden Ereignisse in Portugal[1]) und getragen von dem flammenden Volkshaß, der die Jesuiten verfolgte, die ganze Thätigkeit des Ordens gewissermaßen in die Acht erklärt und jede Betheiligung an einer Fortdauer derselben zum Hochverrath gestempelt. Die Werke von 24 jesuitischen Schriftstellern wurden verurtheilt, öffentlich zerrissen und verbrannt zu werden, weil ihre meuchlerischen Lehren das Leben der Souveräne bedrohten; und um das Umsichgreifen dieser Lehren zu hemmen, ward den Unterthanen des Königs verboten, nach dem 1. April des nächsten Jahres noch die Schulen, Pensionen, Seminarien, Noviziate und Missionen der „sogenannten Jesuiten" zu besuchen. Jeder, der diesem Verbot zuwiderhandle, werde betrachtet werden als Begünstiger der genannten „gottlosen, frevelhaften, mörderischen, der Autorität und der persönlichen Sicherheit der Könige toddrohenden Lehre". Die Studirenden, welche fortfahren würden, die Schulen, Pensionen und Collegien der Jesuiten zu besuchen, wurden unfähig erklärt, irgend welchen Grad an den Universitäten, irgend welches öffentliche Amt in Kirche, Staat oder Gemeinde zu bekleiden; den Unterthanen des Königs ohne irgend welche Ausnahme ward untersagt, sich der genannten Gesellschaft anzuschließen, sich mit ihren Priestern oder Schülern an irgend welchem Orte unter irgend welchem Vorwande zu versammeln.[2]) Und diese Beschlüsse wurden sofort gedruckt und hinausgegeben; das Publikum stürmte fast die Läden der Buchhändler, um Exemplare dieses Manifestes zu erhaschen.

An all diesen Schritten war weder die Pompadour, noch der König, noch der Herzog von Choiseul irgendwie betheiligt gewesen; insbesondere der letztere, dem man wohl die Initiative in diesem Feldzug zugeschrieben hat, stand einerseits den Jansenisten so fern und war andrerseits von den Sorgen des Kriegs und der Diplomatie damals derart in Anspruch genommen, daß ihm zuversichtlich geglaubt werden kann, wenn er später dem Baron

---

1) S. S. 356–361. 2) Jobez V, 519/20.

Besenval[1]) sagte, er habe von der ganzen Sache nicht eher Notiz genommen, als bis er bei einem Besuche in Choisy, wo sich der König in diesen Augusttagen aufhielt, die Beschlüsse des Parlaments zu lesen bekam, deren Annahme oder Verwerfung über Sein und Nichtsein des Ordens entschied; und darunter können nur die vom 6. August verstanden sein. Auch die Angabe verdient Glauben, daß er beim ersten Blick der Prüfung mit sich selber noch nicht einig, dem König einen bestimmten Rath nach der einen oder andern Richtung hin nicht gegeben, sondern nur gesagt habe: er müsse sich darüber klar sein, ob er die Jesuiten halten oder fallen lassen wolle. Sei das Erste seine Absicht, so müsse er die Beschlüsse des Parlaments vernichten: thue er das nicht, dann seien die Jesuiten verloren. Nur will uns nicht einleuchten, daß ihm eine Erwägung nicht sollte gekommen sein, die gerade in diesem Augenblick von entscheidendem Gewichte war. Der Abschluß des Familienpaktes mit Spanien stand bevor; dieser Familienpakt, den er ein paar Tage später am 15. August zu Paris wirklich unterzeichnete, trug neuen Krieg zu Wasser und zu Lande in seinem Schoß. Noch drückendere Lasten als die, gegen welche das Parlament sich aufgebäumt, mußten den Steuerzahlern aufgelegt werden. Um der Jesuiten willen, die der Regierung nicht helfen wollten noch konnten, einen Krieg mit dem Parlament anzufangen, im Augenblicke, da man seinen guten Willen nöthiger hatte als je vorher, wäre baarer Wahnwitz gewesen. In der That hören wir, daß diese Rücksicht auch den Ausschlag gegeben hat. Der König, berichtet Besenval, befahl die Edikte zu cassiren, der Kanzler Lamoignon aber führte den Befehl nicht aus, sondern bewirkte, daß dieser Gewaltschritt unterblieb und nur die Frist der Ausführung der Jesuitendekrete um sechs Monate verschoben ward. Ist aber diese Angabe richtig, war wirklich der bald achtzigjährige Lamoignon der Einzige im Rath des Königs, der einsah, was hier den Ausschlag geben mußte, dann hätte Choiseul den vielen Beweisen von Unbesonnenheit, von Mangel an Ueberſicht der Gesammtlage, die wir sonst kennen, einen neuen hinzugefügt.

Das Parlament, seiner Unentbehrlichkeit gegenüber dieser beständig um Geld verlegenen Regierung sich wohl bewußt, betrachtete das königliche Aufschubspatent vom 29. August als das, was es war: als das schlecht verhüllte Eingeständniß einer Gesinnung, die den Muth des Widerstandes nicht hatte, weil ihr das Gefühl der Kraft dazu abging. Demgemäß wurde das Patent behandelt, als wäre es gar nicht vorhanden und der Krieg gegen die Jesuiten am hellen lichten Tage mit wachsendem Ungestüm weiter geführt, während alle Versuche des geängsteten Hofes, durch eine Reform des Ordens dem Aeußersten vorzubeugen, scheiterten an dem eisernen Widerspruch des Generals Ricci: sint ut sunt aut non sint.

Genau ein Jahr nach den Beschlüssen, die wir kennen gelernt haben,

1) Mémoires du baron de Besenval. Paris 1827. I, 295.

am 6. August 1762 trat das Parlament zusammen, um den letzten Schlag zu führen. Es beschloß die Auflösung aller Collegien, die schon sechs Monate früher von den Novizen verlassen und deren Häuser sammt Inhalt versiegelt worden waren; es verbot, die Tracht der Jesuiten ferner zu tragen, untersagte jeden mittelbaren oder unmittelbaren Verkehr mit dem Generale und den Superioren des Ordens. Es fällte ein Todesurtheil über den Orden, von dem es hieß: „Durch seine Natur ist er unzulässig in jedem geordneten Staat, weil er entgegen ist dem Naturrecht, und darauf ausgeht, in der Kirche wie in den Staaten, nicht eine Ordnung aufzurichten, welche wahrhaft und einzig die evangelische Vollkommenheit im Auge hat, sondern vielmehr einen politischen Körper, dessen Wesen in einem beständigen Ringen besteht, durch Mittel aller Art zunächst zu völliger Unabhängigkeit und nach und nach zur Eroberung jeder Autorität zu gelangen; um einen ungeheuren Körper zu bilden, welcher sich über alle Staaten ausbreitet, ohne einem einzigen wirklich anzugehören — hat sich die genannte Gesellschaft zur Monarchie constituirt — dergestalt, daß genau so viel Glieder, als sie in den verschiedenen Nationen zu den ihrigen zählt, den Souveränen an Unterthanen verloren gehen, welche einem fremden Monarchen den Eid der unbedingten und unbegrenzten Treue leisten — eine Körperschaft, die durch ihr Dasein selbst inmitten jedes Staates, wo sie eingeführt wird, augenscheinlich dahin trachtet, jede Verwaltung aufzulösen und die innige Verbindung zu zerreißen, welche alle Theile des Staatskörpers verknüpft.“ [1])

In diesen Worten war das Nothrecht des Staates angerufen mit dem einzigen Beweggrund, dem kein Unbefangener widersprechen konnte, obwohl er nicht juristisch, sondern nur historisch-politisch, nicht aus Urkunden, sondern nur aus Thatsachen zu erweisen war. Von der politischen Moral der Jesuiten konnte man sagen, sie sei nicht schlimmer als die Macchiavellis, die von den Laien zwar selten bekannt, aber keineswegs selten befolgt ward; von den Verbrechen, die sie in den Zeiten der Religionskriege wirklich oder angeblich, begangen oder veranlaßt, konnte man sagen, das waren Zeiten des Kriegs und des Kriegsrechts, in denen die Gegenseite es nicht besser gemacht hat. Schließlich waren die Ankläger ja selbst Katholiken, ja Fanatiker derselben katholischen Kirche, die von diesen „Grenadieren des Glaubensheeres“ aus todesähnlicher Erstarrung zu neuem Leben erweckt und aus einer leidenden, gedrückten wieder in eine herrschende, gebietende verwandelt worden war. Der Dank, den die lange Reihe der Päpste diesem streitbarsten und sieghaftesten aller Orden reichlich abgestattet, war also verpflichtend für Alles, was noch irgend zu dieser Kirche hielt und nur Eines war auch für denkende Katholiken unwidersprechlich: als ein politischer Körper, der nur Rechte ausüben und keine Pflichten anerkennen wollte, der in seiner militärischen Einheit und Geschlossenheit jederzeit die Macht fand, kirchlichen und weltlichen

1) H. Martin XVI, 214 nach den Anciennes lois françaises XXII, 328.

Befehlen Trotz zu bieten, war der Jesuitenorden unverträglich mit jeder kirchlichen wie staatlichen Ordnung, und als eine Weltmacht, die mit der ganzen Fülle geistlicher Autorität und geistiger Waffen auch in alle weltlichen Dinge rücksichtslos erobernd eingriff, ohne sich einem weltlichen Richter zu beugen und ohne die natürlichen Rechte irgend eines Volks zu achten, war er eine Lebensgefahr für jede Nation, die beanspruchte Herr zu sein im eignen Hause und Fremdherrschaft irgend welcher Art nicht zu dulden. Diese Seite der Sache hatte Voltaire trotz all seiner historischen Studien seltsamerweise nicht erwogen, als er in seiner Balance égale den Jesuiten das Wort redete und meinte, man könne sie beibehalten, denn ihr Unterricht sei für den der Universitäten eine ganz ersprießliche Concurrenz, ihre Predigten seien nicht langweiliger als die ihrer Gegner, wenn sie aber Verbrechen begingen, dann könne man sie ja an den Pranger stellen, auf die Galeeren schicken, oder aufhängen wie jeden andern Verbrecher auch. Das konnte man eben nicht, wie der Fall La Valette-Sach gezeigt hatte. Um nur ein paar Jesuiten zur Bezahlung von Geschäftsschulden zu zwingen, mußte man den ganzen Orden haftbar machen, und um diesen der weltlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, mußte man ihn aufheben, niederbrechen innerhalb der französischen Grenzen, weil sein General Ricci ganz richtig sagte: entweder wir bleiben wie wir sind, oder wir hören auf zu sein. Ein Drittes gab es nicht für den Orden und folglich auch nicht für den Staat und sein unveräußerliches Recht. Im Uebrigen bekannten sich die französischen Juristen, die den Sturz der Jesuiten betrieben, zu einer Gesinnung, die mit Aufklärungsdrang in unserem Sinne schlechterdings nichts gemein hatte. Derselbe Generalprocurator de La Chalotais, der berühmt geworden war durch seinen schneidigen Compte rendu des constitutions des jésuites, ließ in demselben Jahre 1761, da dieser zündend in die Presse schlug, einen Essai d'éducation nationale erscheinen, in dem es hieß: „Die Brüder der christlichen Lehre, die man Ignorantiner nennt, haben vollends Alles verdorben; im Lesen und Schreiben unterrichten sie Leute, die nie etwas Anderes hätten lernen sollen als Hobeln und Feilen, und denen das jetzt nicht mehr gut genug ist. Das Wohl der Gesellschaft fordert, daß die Kenntnisse des Pöbels nicht weiter reichen als sein Gewerbe."[1]) Und gerade in diesem Punkt hatte er außerhalb seiner Zunft viel mehr Gesinnungsgenossen, als wir annehmen sollten. Daß selbst Voltaire ihm in einem Briefe dankte für die „Aechtung des Studiums bei Arbeitern", da er, selbst Grundbesitzer, nur Handarbeiter brauchen könne und keine kahl geschorenen Geistlichen — wird nur diejenigen Wunder nehmen, die sich nicht beständig gegenwärtig halten, wie durch und durch aristokratisch die ganze Aufklärersekte gesinnt, wie wenig sie geneigt war, den Alleinbesitz der Weisheit mit Unebenbürtigen und Unmündigen zu theilen, die stumm gehorchen mußten, wenn sie sich ihres Lebens freuen sollten.

1) Jobez VI, 19.

Die eigene Geistesfreiheit sah Voltaire durch den vollständigen Sieg der Jansenisten bedroht, deßhalb nahm er sich der verfolgten Jesuiten an und wie tief noch das souveräne Richterthum, das sich an diesen vergriff, in den Banden des Aberglaubens und des Fanatismus steckte, das bewiesen ihm gerade in dieser Zeit zwei Fälle haarsträubenden Mißbrauchs der Justiz, die ihn in tiefster Seele empörten und Alles was edel und ritterlich in ihm war, aufriefen zum heldenhaften Kampf.



Voltaire; gezeichnet auf Schloß Ferney im Jahre 1764 von Danzel.

Voltaire hatte seit mehreren Jahren dem fahrenden Wanderleben entsagt und war als ein reicher Grundherr seßhaft geworden. Während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes, den er in der Gesellschaft des Markgrafen und der Markgräfin von Baireuth auf Schloß Prangins am Genfer See, nicht weit von Nyon verlebt, war ihm die herrliche Gegend an den Ufern dieses Sees über Alles lieb geworden; er richtete sich ein Haus in Monrion und ein anderes in Lausanne ein, kaufte darauf 1755 ein Gut bei Genf, das er

Les Délices kaufte, im Jahr 1758 aber erwarb er die Herrschaft Tournay und Ferney im Lande Gex und in Ferney baute er sich ein prächtiges Schloß aus, das von nun an sein beständiger Wohnort wurde. Das Land Gex gehörte noch zu Frankreich, war aber durch den Jura von ihm getrennt, und wer in Ferney nur eine gute Stunde von Genf auf eignem Grunde wohnte, konnte sich wohl fühlen als der Bürger zweier Länder, deren jedes ihm seine schönste Seite zeigte. Voltaire war noch mitten im Bauen und Pflanzen an seinem neuen Heim, als ihm Ende März 1762 ein Kaufmann aus Marseille, Audibert, der ihn auf der Reise von Toulouse nach Genf besuchte, die erste Kunde brachte von einer grausigen Familientragödie, die sich in der erstgenannten Stadt zugetragen hatte. Aufs Tiefste erschüttert schrieb Voltaire an den Cardinal Bernis: „Darf ich an Ew. Eminenz die Bitte wagen, mir sagen zu wollen, was ich von dem gräßlichen Falle jenes Calas halten soll, der in Toulouse gerädert worden ist, weil er seinen Sohn gehängt haben soll? Hier behauptet man, er sei ganz unschuldig und habe noch im Tode Gott zum Zeugen seiner Unschuld angerufen. Man behauptet, drei Richter hätten gegen das Urtheil protestirt; dieser Vorfall greift mir ans Herz; er verdirbt, vergällt mir jede Freude. Entweder muß man das Parlament oder die Protestanten zu Toulouse mit Grauen betrachten." Vier Tage später schrieb er an d'Alembert: „Um Gottes willen, brandmarken Sie nach Kräften den Fanatismus, durch den entweder ein Sohn von dem eignen Vater gehängt, oder ein Unschuldiger von acht Richtern des Königs gerädert worden ist."

Die Theilnahme Voltaires an dieser Sache war ernst und tief. Kaum hatte er vernommen, daß ein Calas, der der Katastrophe seines Hauses entgangen war, sich in Genf befinde, als er Ferney verließ, sich nach seinem Hause Les Délices begab und den jungen Menschen kommen ließ. Es war der fünfzehnjährige Donat Calas, der auf sein Befragen unter Thränen versicherte, zärtlichere, liebevollere Eltern als die seinen habe es nie gegeben; nie sei er oder eines seiner Geschwister geschlagen worden. Jetzt schrieb Voltaire an die Mutter, die ihm einen schlichten Bericht von den Ereignissen der Abendstunden des 13. Oktober 1761 gab und mit den Worten schloß: „Das ist der Hergang, wie er sich zugetragen hat, Wort für Wort; und ich bitte Gott, der unsere Unschuld kennt, mich ewig zu strafen, wenn ich ein Jota hinzu- oder hinweggethan und nicht die reine Wahrheit in all diesen Umständen gesagt habe; diese Wahrheit bin ich bereit, mit meinem Blute zu besiegeln." Voltaire wußte genug, er zweifelte nicht mehr an einem Justizmord aus Fanatismus und Aberglauben und jetzt rief er die Legion der Aufklärer zu den Waffen durch eine Art Rundschreiben, das er am 4. April 1762 an Damilaville schickte und in dem es hieß: „Meine lieben Brüder, es ist erwiesen, daß die Richter zu Toulouse den unschuldigsten der Menschen gerädert haben. Fast ganz Languedoc bebt darüber vor Grausen. Die fremden Nationen, die uns hassen und schlagen, sind von Entrüstung ergriffen. Nie-

mals seit der Bartholomäusnacht ist der Menschennatur solch' ein Schimpf angethan worden. Schreit und laßt schreien!"[1])

Im Juli ließ er Les pièces originales concernant la mort des sieurs Calas et le jugement rendu à Toulouse zu Genf im Druck erscheinen und darunter befand sich eine von ihm verfaßte Bittschrift des jungen Donat „an den König in seinem Conseil", die wir ganz hiehersetzen, weil sie in der knappsten Fassung alles Wissenswerthe über den Fall enthält. Sie ist Châtelaine, den 7. Juli 1762 datirt und lautet wie folgt:

Donat Calas, Sohn des Jean Calas, Kaufmanns zu Toulouse, und der Anne Rose Cabibel, stellt unterthänigst vor:

Am 13. Oktober 1761 ist sein Bruder Marc Anton Calas im Hause seines Vaters gegen 10 Uhr Abends nach dem Abendessen todt gefunden worden. Von einigen Feinden der Familie aufgeregt, schrie der Pöbel, der Todtgefundene sei von seiner eigenen Familie erdrosselt worden, aus Haß gegen die katholische Religion. Der Vater, die Mutter, ein Bruder des Bittstellers und der Sohn eines Advokaten, Gobert Lavaisse, zwanzig Jahre alt, wurden in Ketten gelegt. Es wurde nachgewiesen, daß sämmtliche Angeklagte während der ganzen Zeit, da sie den Mord begangen haben sollten, sich keinen Augenblick getrennt hatten. Jean Calas wurde verurtheilt zum Tode durch das Rad und hat noch sterbend seine Unschuld betheuert. Die andern Angeklagten wurden alle wieder losgelassen. Es ist physisch unmöglich, daß Jean Calas, der Vater, ein Greis von 68 Jahren, allein seinen achtundzwanzigjährigen Sohn, der der stärkste Mann der Provinz war, sollte bewältigt haben. Diese physische Unmöglichkeit kann durch keines der falschen Zeugnisse aufgewogen werden, auf die hin er gerichtet worden ist. Peter Calas, Bruder des Bittstellers, war ebenso wie sein Vater des Mords angeklagt, ist aber nur zur Verbannung verurtheilt worden, was offenbar zu viel ist, wenn er unschuldig, und zu wenig, wenn er schuldig ist. Man hat ihn durch das eine Thor aus der Stadt hinaus und durch das andere wieder hereingelassen. Man hat ihn in ein Jakobinerkloster gesetzt. Alle Güter der Familie sind verschleudert worden. Der Bittsteller, der damals abwesend war, ist am Bettelstab. Dieser grauenhafte Vorfall ist von der einen oder von der andern Seite die Wirkung des schrecklichsten Fanatismus. Es ist wichtig, daß Seine Majestät dafür Rechenschaft fordere. Der Bittsteller verlangt nichts weiter, als daß S. M. sich den Proceß ganz vortragen lasse, kraft dessen man, während alle Angeklagten entweder gleich schuldig oder gleich unschuldig waren, den Vater gerädert, den Sohn verbannt und wieder zurückgerufen, die Mutter ruinirt und Lavaisse einfach außer Verfolgung gesetzt hat und wie man so widersprechende Urtheile hat erlassen können. Donat Calas beschränkt sich auf das Verlangen, daß die Wahrheit enthüllt werde, und wenn sie ans Licht gebracht ist, verlangt er nur Gerechtigkeit.[2])

1) Jobez, VI. 57—60. 2) Abgedruckt u. A.: Voltaire. Oeuvres choisies. Édition du centénaire 30. Mai 1878. Paris 1878. S. 382/83.

Der Bitte um Recht fügte Voltaire eine Denkschrift hinzu, die der lesenden Welt den Hergang des entsetzlichen Ereignisses mit herzergreifender Anschaulichkeit im Einzelnen erzählte und mit überzeugender Kraft den Nachweis führte, daß hier ein Justizmord schrecklichster Art begangen worden war. Auch die Denkschrift schloß mit dem Verlangen, daß das Geheimniß gelichtet werde, mit dem das Parlament zu Toulouse Gang und Akten des Processes bedeckt hielt.[1]) Dann schaffte er die Wittwe Calas selber nach Paris, gab ihr Empfehlungsbriefe an seine zahlreichen Freunde, beschwor diese, ihr überall Zutritt zu geben und zu erwirken, wo ihre Sache Förderung hoffen durfte, und fuhr fort, die Presse mit immer neuen Zündstoff zu versehen. In einer Schrift, Histoire d'Elisabeth Canning et des Calas, wies er nach, daß der Verdacht, der an dem Unheil die meiste Schuld trug, nämlich, Marc Anton Calas habe katholisch werden wollen und dadurch den Haß seiner protestantischen Familie erweckt, rein aus der Luft gegriffen war. Ein Zeugniß des Advokaten Chalier erhärtete, daß Marc Anton, dem bisher nichts hatte glücken wollen, die Absicht gehabt hatte, Pastor in Genf zu werden, ein anderes Zeugniß bestätigte, daß er seinen Bruder Louis, der vor Jahren wirklich katholisch geworden war, als Abtrünnigen behandelte, der Pfarrer von St. Etienne aber hatte ihm, als er Advokat werden wollte, das dazu nöthige Zeugniß der Katholicität verweigert und das hatte dem schon lange Tiefsinnigen vermuthlich den letzten Anstoß zu dem Entschluß gegeben, sich selbst das Leben zu nehmen. Das war der „Märtyrer des katholischen Glaubens", den die Brüderschaft der weißen Büßer in Toulouse als einen der Ihrigen betrauert und mit anstößigem Pomp beerdigt hatte. Dem Parlament zu Toulouse aber rief Voltaire zu: „Wäre es möglich, daß es jetzt noch in Toulouse Richter gäbe, die nicht weinten über die Unschuld einer so mißhandelten Familie? Sicherlich weinen sie und sie schämen sich auch: der Beweis, daß sie ihr grausames Urtheil bereuen, liegt darin, daß sie seit vier Monaten bei der Weigerung bleiben, irgend Jemand, der es fordert, den Proceß oder auch nur das Urtheil mitzutheilen. Jeder sagt sich heute in seinem Innern: Mit Schrecken sehe ich all diese Vorurtheile, all diese Unterstellungen, die die Natur und den Menschenverstand empören. Ich sehe, daß ich durch ein Urtheil einen Greis auf das Rad gebracht habe, der nicht schuldig sein konnte, und daß ich durch ein anderes all diejenigen losgesprochen habe, die wie er Verbrecher hätten sein müssen, wenn das Verbrechen möglich gewesen wäre. Ich sehe ein, eines dieser Urtheile schließt handgreiflich das andere aus."

In die Anklage Voltaires gegen die Richter von Toulouse stimmten Schriften ausgezeichneter Advokaten, wie Beaumont, Loyseau, Mariette, mit solchem Nachdruck ein, daß selbst der Minister Saint Florentin, der sie anfangs trotzig in Schutz genommen, anfing kleinlaut zu werden. Beinahe ein Jahr hatte Voltaire die Sturmglocke der öffentlichen Entrüstung geläutet

1) Abgedruckt ebendas. S. 383—392.



aus aller Kraft, als ihm endlich ein erster, aber auch entscheidender Erfolg zu Theil ward. Eben noch hatte er nach Paris geschrieben: „Das Blut kocht mir um der Calas willen; wann wird die Revision befohlen werden?“ — da lief eine Nachricht ein, die ihn mit dem edelsten Siegesstolz erfüllte. Ueberglücklich konnte er schreiben: „Wir vernehmen, daß am 7. März 1763 zu Versailles der ganze Staatsrath im Beisein aller Staatsminister unter Vorsitz des Kanzlers versammelt gewesen ist, und daß hier der maitre des requetes, Herr de Crosne, über die Angelegenheit des Calas Bericht erstattet hat mit der Unparteilichkeit eines Richters, mit der Gründlichkeit eines vollkommen unterrichteten Mannes, mit der schlichten und wahren Beredsamkeit eines Redners, der Staatsmann ist, der einzigen, die sich einer solchen Versammlung ziemt. Eine Kopf an Kopf gedrängte Menge Menschen jeden Standes wartete in der Gallerie des Schlosses auf die Entscheidung der Versammlung. Bald ward dem König angekündigt, alle Stimmen, keine einzige ausgenommen, hätten entschieden, daß das Parlament zu Toulouse die Urkunden des Processes und die Gründe seines Urtheilspruches, wonach Jean Calas gerädert worden war, dem Conseil einzuschicken hätte. S. Majestät genehmigte den Spruch des Conseils.

Es gibt also noch Menschlichkeit und Rechtssinn unter den Menschen und ganz besonders in dem Rathe eines Königs, der geliebt wird und Liebe verdient. Das Schicksal einer unglücklichen Familie dunkler Bürger hat Se. Majestät, seine Minister, den Kanzler und den ganzen Staatsrath beschäftigt und ist geprüft worden mit ebensoviel Ueberlegung und Ernst, wie die größten Fragen des Kriegs und des Friedens geprüft werden können. Die Liebe zum Recht, das Interesse des Menschengeschlechts hat alle Richter gelenkt.“ Noch zwei Jahre hat es gedauert, bis die Revision des Processes beendet, am 9. März 1765 ein völlig freisprechendes Erkenntniß des geräderten Calas und seiner unglücklichen Familie erzielt und die letztere durch ein königliches Gnadengeschenk von 36,000 Livres entschädigt war. Es waren ruhmvolle Jahre im Leben Voltaires; kein Lächeln, versicherte er, habe er sich in dieser ganzen Zeit gestattet, er würde es für Sünde gehalten haben. Dafür, daß er während dieser Jahre nicht zur Ruhe kam, hatte noch ein anderer kaum minder schrecklicher Fall ganz ähnlicher Art gesorgt.

Eben in den Apriltagen 1762, da er über den Fall Calas in der ersten Erregung war, meldete sich bei ihm ein flüchtiger Landsmann, der, weil wie Calas Protestant, zum Tode verurtheilt und mit seiner ganzen Familie an den Bettelstab gebracht worden war wegen eines Verbrechens, das er nicht begangen hatte.

Es war der unglückliche Paul Sirven, dem der Bischof von Castres eine Tochter hatte entführen lassen, um sie katholisch zu machen und dem sie als ein Bild des Jammers zurückgegeben worden war, weil sie den Verstand verloren hatte. Die Wahnsinnige stürzte sich in einen Brunnen nahe am väterlichen Hause und als sie hier todt herausgezogen ward, hieß es sofort,

der Vater habe sie ertränkt, um ihre Rückkehr ins Kloster zu hintertreiben; denn unter den katholischen Massen lebte unausrottbar, weil von den Priestern genährt, der Aberglaube, daß das Rechtens sei bei den Hugenotten. Derselbe Fanatismus, der die Familie Calas ins Unglück gebracht, richtete auch die Familie Sirven zu Grunde. Auch ihr hat Voltaire geholfen, hochherzig und kampfeslustig wie in dem Fall, den wir kennen; auch hier hat er nicht gerastet noch geruht, bis der ungerechte Urtheilsspruch vernichtet war, nur hat es diesmal sechs Jahre länger gedauert, bis er ans Ziel kam. „Nur zweier Stunden," schrieb Voltaire Ende 1771, „hatte es bedurft, um diese Familie zum Tode zu verurtheilen, und neun Jahre waren nöthig, um der Unschuld ihr Recht zu schaffen."

Die Anklagen, die Voltaire fort und fort gegen den Mißbrauch der Justiz unter dem Einfluß des Aberglaubens und des Fanatismus zu erheben hatte, erweiterten sich ganz von selbst zu einer Anklage des ganzen schmählichen Systems, das auf den Protestanten in Frankreich lastete und das nur enthüllt zu werden brauchte in seiner nackten Gestalt, um Alles in Harnisch zu bringen, was noch einen Funken von Rechtssinn und Menschlichkeit in sich hatte. Diese erweiterte Anklage erhob er in einer meisterhaften Schrift, die er unter dem Titel: Essai sur la tolérance erscheinen ließ. Das erste Exemplar derselben schickte er seiner Gönnerin, der Herzogin von Sachsen-Gotha, am 20. November 1763 mit den Worten zu: „Ein alter Einsiedler, fast herabgekommen auf das Loos des Tiresias und Homer und beinahe ganz blind wie sie, nur daß er nicht wie sie vorher die Geheimnisse der Götter gesungen hat, legt Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht dies noch nicht erschienene Werkchen zu Füßen. Erstlinge schuldet man einem so gerechten, aufgeklärten und natürlichen Geiste wie dem Ihrigen. Man schuldet sie insbesondere der Beschützerin der unglücklichen Calas und derjenigen, welche Duldung und Wahrheit liebt. — Die Duldung muß zu etwas gut sein, da die Verfolgung nichts als Heuchelei, Greuel und Blutvergießen über die Erde verbreitet hat."[1])

In dieser Schrift hieß es:

„Ich wage anzunehmen, daß ein aufgeklärter und hochherziger Minister, ein menschenfreundlicher und weiser Prälat, ein Fürst, der weiß, daß sein Interesse in der großen Anzahl seiner Unterthanen und sein Ruhm in ihrem Glück besteht, geruhen werde, diese unförmige und mangelhafte Schrift eines Blickes zu würdigen; er wird ihr mit seiner eigenen Erleuchtung zu Hilfe kommen und zu sich selber sagen: was kann ich dabei verlieren, wenn das Land von noch mehr fleißigen Händen angebaut und geziert, wenn der Ertrag der Steuern, die Blüthe des Staates vermehrt wird?

Deutschland wäre heute eine Wüstenei, bedeckt von den Gebeinen der Katholiken, Evangelischen, Reformirten, Wiedertäufern, die sich gegenseitig zer-

1) Evariste Bavoux, Voltaire à Ferney. Paris 1865. S. 271.

aus aller Kraft, als ihm endlich ein erster, aber auch entscheidender Erfolg zu Theil ward. Eben noch hatte er nach Paris geschrieben: „Das Blut kocht mir um der Calas willen; wann wird die Revision befohlen werden?“ — da lief eine Nachricht ein, die ihn mit dem edelsten Siegesstolz erfüllte. Ueberglücklich konnte er schreiben: „Wir vernehmen, daß am 7. März 1763 zu Versailles der ganze Staatsrath im Beisein aller Staatsminister unter Vorsitz des Kanzlers versammelt gewesen ist, und daß hier der maitre des requêtes, Herr de Crosne, über die Angelegenheit des Calas Bericht erstattet hat mit der Unparteilichkeit eines Richters, mit der Gründlichkeit eines vollkommen unterrichteten Mannes, mit der schlichten und wahren Beredsamkeit eines Redners, der Staatsmann ist, der einzigen, die sich einer solchen Versammlung ziemt. Eine Kopf an Kopf gedrängte Menge Menschen jeden Standes wartete in der Gallerie des Schlosses auf die Entscheidung der Versammlung. Bald ward dem König angekündigt, alle Stimmen, keine einzige ausgenommen, hätten entschieden, daß das Parlament zu Toulouse die Urkunden des Processes und die Gründe seines Urtheilspruches, wonach Jean Calas gerädert worden war, dem Conseil einzuschicken hätte. S. Majestät genehmigte den Spruch des Conseils.

Es gibt also noch Menschlichkeit und Rechtssinn unter den Menschen und ganz besonders in dem Rathe eines Königs, der geliebt wird und Liebe verdient. Das Schicksal einer unglücklichen Familie dunkler Bürger hat Se. Majestät, seine Minister, den Kanzler und den ganzen Staatsrath beschäftigt und ist geprüft worden mit ebensoviel Ueberlegung und Ernst, wie die größten Fragen des Kriegs und des Friedens geprüft werden können. Die Liebe zum Recht, das Interesse des Menschengeschlechts hat alle Richter gelenkt.“ Noch zwei Jahre hat es gedauert, bis die Revision des Processes beendet, am 9. März 1765 ein völlig freisprechendes Erkenntniß des geräderten Calas und seiner unglücklichen Familie erzielt und die letztere durch ein königliches Gnadengeschenk von 36,000 Livres entschädigt war. Es waren ruhmvolle Jahre im Leben Voltaires; kein Lächeln, versicherte er, habe er sich in dieser ganzen Zeit gestattet, er würde es für Sünde gehalten haben. Dafür, daß er während dieser Jahre nicht zur Ruhe kam, hatte noch ein anderer kaum minder schrecklicher Fall ganz ähnlicher Art gesorgt.

Eben in den Apriltagen 1762, da er über den Fall Calas in der ersten Erregung war, meldete sich bei ihm ein flüchtiger Landsmann, der, weil wie Calas Protestant, zum Tode verurtheilt und mit seiner ganzen Familie an den Bettelstab gebracht worden war wegen eines Verbrechens, das er nicht begangen hatte.

Es war der unglückliche Paul Sirven, dem der Bischof von Castres eine Tochter hatte entführen lassen, um sie katholisch zu machen und dem sie als ein Bild des Jammers zurückgegeben worden war, weil sie den Verstand verloren hatte. Die Wahnsinnige stürzte sich in einen Brunnen nahe am väterlichen Hause und als sie hier todt herausgezogen ward, hieß es sofort,

der Vater habe sie ertränkt, um ihre Rückkehr ins Kloster zu hintertreiben; denn unter den katholischen Massen lebte unausrottbar, weil von den Priestern genährt, der Aberglaube, daß das Rechtens sei bei den Hugenotten. Derselbe Fanatismus, der die Familie Calas ins Unglück gebracht, richtete auch die Familie Sirven zu Grunde. Auch ihr hat Voltaire geholfen, hochherzig und kampfeslustig wie in dem Fall, den wir kennen; auch hier hat er nicht gerastet noch geruht, bis der ungerechte Urtheilsspruch vernichtet war, nur hat es diesmal sechs Jahre länger gedauert, bis er ans Ziel kam. „Nur zweier Stunden," schrieb Voltaire Ende 1771, „hatte es bedurft, um diese Familie zum Tode zu verurtheilen, und neun Jahre waren nöthig, um der Unschuld ihr Recht zu schaffen."

Die Anklagen, die Voltaire fort und fort gegen den Mißbrauch der Justiz unter dem Einfluß des Aberglaubens und des Fanatismus zu erheben hatte, erweiterten sich ganz von selbst zu einer Anklage des ganzen schmählichen Systems, das auf den Protestanten in Frankreich lastete und das nur enthüllt zu werden brauchte in seiner nackten Gestalt, um Alles in Harnisch zu bringen, was noch einen Funken von Rechtssinn und Menschlichkeit in sich hatte. Diese erweiterte Anklage erhob er in einer meisterhaften Schrift, die er unter dem Titel: Essai sur la tolérance erscheinen ließ. Das erste Exemplar derselben schickte er seiner Gönnerin, der Herzogin von Sachsen-Gotha, am 20. November 1763 mit den Worten zu: „Ein alter Einsiedler, fast herabgekommen auf das Loos des Tiresias und Homer und beinahe ganz blind wie sie, nur daß er nicht wie sie vorher die Geheimnisse der Götter gesungen hat, legt Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht dies noch nicht erschienene Werkchen zu Füßen. Erstlinge schuldet man einem so gerechten, aufgeklärten und natürlichen Geiste wie dem Ihrigen. Man schuldet sie insbesondere der Beschützerin der unglücklichen Calas und derjenigen, welche Duldung und Wahrheit liebt. — Die Duldung muß zu etwas gut sein, da die Verfolgung nichts als Heuchelei, Greuel und Blutvergießen über die Erde verbreitet hat."[1])

In dieser Schrift hieß es:

„Ich wage anzunehmen, daß ein aufgeklärter und hochherziger Minister, ein menschenfreundlicher und weiser Prälat, ein Fürst, der weiß, daß sein Interesse in der großen Anzahl seiner Unterthanen und sein Ruhm in ihrem Glück besteht, geruhen werde, diese unförmige und mangelhafte Schrift eines Blickes zu würdigen; er wird ihr mit seiner eigenen Erleuchtung zu Hilfe kommen und zu sich selber sagen: was kann ich dabei verlieren, wenn das Land von noch mehr fleißigen Händen angebaut und geziert, wenn der Ertrag der Steuern, die Blüthe des Staates vermehrt wird?

Deutschland wäre heute eine Wüstenei, bedeckt von den Gebeinen der Katholiken, Evangelischen, Reformirten, Wiedertäufern, die sich gegenseitig zer-

1) Evariste Bavoux, Voltaire à Ferney. Paris 1865. S. 271.

mals seit der Bartholomäusnacht ist der Menschennatur solch' ein Schimpf angethan worden. Schreit und laßt schreien!"[1])

Im Juli ließ er Les pièces originales concernant la mort des sieurs Calas et le jugement rendu à Toulouse zu Genf im Druck erscheinen und darunter befand sich eine von ihm verfaßte Bittschrift des jungen Donat „an den König in seinem Conseil", die wir ganz hiehersetzen, weil sie in der knappsten Fassung alles Wissenswerthe über den Fall enthält. Sie ist Chatelaine, den 7. Juli 1762 datirt und lautet wie folgt:

Donat Calas, Sohn des Jean Calas, Kaufmanns zu Toulouse, und der Anne Rose Cabibel, stellt unterthänigst vor:

Am 13. Oktober 1761 ist sein Bruder Marc Anton Calas im Hause seines Vaters gegen 10 Uhr Abends nach dem Abendessen todt gefunden worden. Von einigen Feinden der Familie aufgeregt, schrie der Pöbel, der Todtgefundene sei von seiner eigenen Familie erdrosselt worden, aus Haß gegen die katholische Religion. Der Vater, die Mutter, ein Bruder des Bittstellers und der Sohn eines Advokaten, Gobert Lavaisse, zwanzig Jahre alt, wurden in Ketten gelegt. Es wurde nachgewiesen, daß sämmtliche Angeklagte während der ganzen Zeit, da sie den Mord begangen haben sollten, sich keinen Augenblick getrennt hatten. Jean Calas wurde verurtheilt zum Tode durch das Rad und hat noch sterbend seine Unschuld betheuert. Die andern Angeklagten wurden alle wieder losgelassen. Es ist physisch unmöglich, daß Jean Calas, der Vater, ein Greis von 68 Jahren, allein seinen achtundzwanzigjährigen Sohn, der der stärkste Mann der Provinz war, sollte bewältigt haben. Diese physische Unmöglichkeit kann durch keines der falschen Zeugnisse aufgewogen werden, auf die hin er gerichtet worden ist. Peter Calas, Bruder des Bittstellers, war ebenso wie sein Vater des Mords angeklagt, ist aber nur zur Verbannung verurtheilt worden, was offenbar zu viel ist, wenn er unschuldig, und zu wenig, wenn er schuldig ist. Man hat ihn durch das eine Thor aus der Stadt hinaus und durch das andere wieder hereingelassen. Man hat ihn in ein Jakobinerkloster gesetzt. Alle Güter der Familie sind verschleudert worden. Der Bittsteller, der damals abwesend war, ist am Bettelstab. Dieser grauenhafte Vorfall ist von der einen oder von der andern Seite die Wirkung des schrecklichsten Fanatismus. Es ist wichtig, daß Seine Majestät dafür Rechenschaft fordere. Der Bittsteller verlangt nichts weiter, als daß S. M. sich den Proceß ganz vortragen lasse, kraft dessen man, während alle Angeklagten entweder gleich schuldig oder gleich unschuldig waren, den Vater gerädert, den Sohn verbannt und wieder zurückgerufen, die Mutter ruinirt und Lavaisse einfach außer Verfolgung gesetzt hat und wie man so widersprechende Urtheile hat erlassen können. Donat Calas beschränkt sich auf das Verlangen, daß die Wahrheit enthüllt werde, und wenn sie ans Licht gebracht ist, verlangt er nur Gerechtigkeit.[2])

1) Jobez, VI. 57—60. 2) Abgedruckt u. A.: Voltaire. Oeuvres choisies. Édition du centénaire 30. Mai 1878. Paris 1878. S. 382/83.

Der Bitte um Recht fügte Voltaire eine Denkschrift hinzu, die der lesenden Welt den Hergang des entsetzlichen Ereignisses mit herzergreifender Anschaulichkeit im Einzelnen erzählte und mit überzeugender Kraft den Nachweis führte, daß hier ein Justizmord schrecklichster Art begangen worden war. Auch die Denkschrift schloß mit dem Verlangen, daß das Geheimniß gelichtet werde, mit dem das Parlament zu Toulouse Gang und Akten des Processes bedeckt hielt.[1]) Dann schaffte er die Wittwe Calas selber nach Paris, gab ihr Empfehlungsbriefe an seine zahlreichen Freunde, beschwor diese, ihr überall Zutritt zu geben und zu erwirken, wo ihre Sache Förderung hoffen durfte, und fuhr fort, die Presse mit immer neuen Zündstoff zu versehen. In einer Schrift, Histoire d'Elisabeth Canning et des Calas, wies er nach, daß der Verdacht, der an dem Unheil die meiste Schuld trug, nämlich, Marc Anton Calas habe katholisch werden wollen und dadurch den Haß seiner protestantischen Familie erweckt, rein aus der Luft gegriffen war. Ein Zeugniß des Advokaten Chalier erhärtete, daß Marc Anton, dem bisher nichts hatte glücken wollen, die Absicht gehabt hatte, Pastor in Genf zu werden, ein anderes Zeugniß bestätigte, daß er seinen Bruder Louis, der vor Jahren wirklich katholisch geworden war, als Abtrünnigen behandelte, der Pfarrer von St. Etienne aber hatte ihm, als er Advokat werden wollte, das dazu nöthige Zeugniß der Katholicität verweigert und das hatte dem schon lange Tiefsinnigen vermuthlich den letzten Anstoß zu dem Entschluß gegeben, sich selbst das Leben zu nehmen. Das war der „Märtyrer des katholischen Glaubens", den die Brüderschaft der weißen Büßer in Toulouse als einen der Ihrigen betrauert und mit anstößigem Pomp beerdigt hatte. Dem Parlament zu Toulouse aber rief Voltaire zu: „Wäre es möglich, daß es jetzt noch in Toulouse Richter gäbe, die nicht weinten über die Unschuld einer so mißhandelten Familie? Sicherlich weinen sie und sie schämen sich auch: der Beweis, daß sie ihr grausames Urtheil bereuen, liegt darin, daß sie seit vier Monaten bei der Weigerung bleiben, irgend Jemand, der es fordert, den Proceß oder auch nur das Urtheil mitzutheilen. Jeder sagt sich heute in seinem Innern: Mit Schrecken sehe ich all diese Vorurtheile, all diese Unterstellungen, die die Natur und den Menschenverstand empören. Ich sehe, daß ich durch ein Urtheil einen Greis auf das Rad gebracht habe, der nicht schuldig sein konnte, und daß ich durch ein anderes all diejenigen losgesprochen habe, die wie er Verbrecher hätten sein müssen, wenn das Verbrechen möglich gewesen wäre. Ich sehe ein, eines dieser Urtheile schließt handgreiflich das andere aus."

In die Anklage Voltaires gegen die Richter von Toulouse stimmten Schriften ausgezeichneter Advokaten, wie Beaumont, Loyseau, Mariette, mit solchem Nachdruck ein, daß selbst der Minister Saint Florentin, der sie anfangs trotzig in Schutz genommen, anfing kleinlaut zu werden. Beinahe ein Jahr hatte Voltaire die Sturmglocke der öffentlichen Entrüstung geläutet

---

1) Abgedruckt ebendas. S. 383—392.

aus aller Kraft, als ihm endlich ein erster, aber auch entscheidender Erfolg zu Theil ward. Eben noch hatte er nach Paris geschrieben: „Das Blut kocht mir um der Calas willen; wann wird die Revision befohlen werden?“ — da lief eine Nachricht ein, die ihn mit dem edelsten Siegesstolz erfüllte. Ueberglücklich konnte er schreiben: „Wir vernehmen, daß am 7. März 1763 zu Versailles der ganze Staatsrath im Beisein aller Staatsminister unter Vorsitz des Kanzlers versammelt gewesen ist, und daß hier der maitre des requêtes, Herr de Crosne, über die Angelegenheit des Calas Bericht erstattet hat mit der Unparteilichkeit eines Richters, mit der Gründlichkeit eines vollkommen unterrichteten Mannes, mit der schlichten und wahren Beredsamkeit eines Redners, der Staatsmann ist, der einzigen, die sich einer solchen Versammlung ziemt. Eine Kopf an Kopf gedrängte Menge Menschen jeden Standes wartete in der Gallerie des Schlosses auf die Entscheidung der Versammlung. Bald ward dem König angekündigt, alle Stimmen, keine einzige ausgenommen, hätten entschieden, daß das Parlament zu Toulouse die Urkunden des Processes und die Gründe seines Urtheilspruches, wonach Jean Calas gerädert worden war, dem Conseil einzuschicken hätte. S. Majestät genehmigte den Spruch des Conseils.

Es gibt also noch Menschlichkeit und Rechtssinn unter den Menschen und ganz besonders in dem Rathe eines Königs, der geliebt wird und Liebe verdient. Das Schicksal einer unglücklichen Familie dunkler Bürger hat Se. Majestät, seine Minister, den Kanzler und den ganzen Staatsrath beschäftigt und ist geprüft worden mit ebensoviel Ueberlegung und Ernst, wie die größten Fragen des Kriegs und des Friedens geprüft werden können. Die Liebe zum Recht, das Interesse des Menschengeschlechts hat alle Richter gelenkt.“ Noch zwei Jahre hat es gedauert, bis die Revision des Processes beendet, am 9. März 1765 ein völlig freisprechendes Erkenntniß des geräderten Calas und seiner unglücklichen Familie erzielt und die letztere durch ein königliches Gnadengeschenk von 36,000 Livres entschädigt war. Es waren ruhmvolle Jahre im Leben Voltaires; kein Lächeln, versicherte er, habe er sich in dieser ganzen Zeit gestattet, er würde es für Sünde gehalten haben. Dafür, daß er während dieser Jahre nicht zur Ruhe kam, hatte noch ein anderer kaum minder schrecklicher Fall ganz ähnlicher Art gesorgt.

Eben in den Apriltagen 1762, da er über den Fall Calas in der ersten Erregung war, meldete sich bei ihm ein flüchtiger Landsmann, der, weil wie Calas Protestant, zum Tode verurtheilt und mit seiner ganzen Familie an den Bettelstab gebracht worden war wegen eines Verbrechens, das er nicht begangen hatte.

Es war der unglückliche Paul Sirven, dem der Bischof von Castres eine Tochter hatte entführen lassen, um sie katholisch zu machen und dem sie als ein Bild des Jammers zurückgegeben worden war, weil sie den Verstand verloren hatte. Die Wahnsinnige stürzte sich in einen Brunnen nahe am väterlichen Hause und als sie hier todt herausgezogen ward, hieß es sofort,

der Vater habe sie ertränkt, um ihre Rückkehr ins Kloster zu hintertreiben; denn unter den katholischen Massen lebte unausrottbar, weil von den Priestern genährt, der Aberglaube, daß das Rechtens sei bei den Hugenotten. Derselbe Fanatismus, der die Familie Calas ins Unglück gebracht, richtete auch die Familie Sirven zu Grunde. Auch ihr hat Voltaire geholfen, hochherzig und kampfeslustig wie in dem Fall, den wir kennen; auch hier hat er nicht gerastet noch geruht, bis der ungerechte Urtheilsspruch vernichtet war, nur hat es diesmal sechs Jahre länger gedauert, bis er ans Ziel kam. „Nur zweier Stunden," schrieb Voltaire Ende 1771, „hatte es bedurft, um diese Familie zum Tode zu verurtheilen, und neun Jahre waren nöthig, um der Unschuld ihr Recht zu schaffen."

Die Anklagen, die Voltaire fort und fort gegen den Mißbrauch der Justiz unter dem Einfluß des Aberglaubens und des Fanatismus zu erheben hatte, erweiterten sich ganz von selbst zu einer Anklage des ganzen schmählichen Systems, das auf den Protestanten in Frankreich lastete und das nur enthüllt zu werden brauchte in seiner nackten Gestalt, um Alles in Harnisch zu bringen, was noch einen Funken von Rechtssinn und Menschlichkeit in sich hatte. Diese erweiterte Anklage erhob er in einer meisterhaften Schrift, die er unter dem Titel: Essai sur la tolérance erscheinen ließ. Das erste Exemplar derselben schickte er seiner Gönnerin, der Herzogin von Sachsen-Gotha, am 20. November 1763 mit den Worten zu: „Ein alter Einsiedler, fast herabgekommen auf das Loos des Tiresias und Homer und beinahe ganz blind wie sie, nur daß er nicht wie sie vorher die Geheimnisse der Götter gesungen hat, legt Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht dies noch nicht erschienene Werkchen zu Füßen. Erstlinge schuldet man einem so gerechten, aufgeklärten und natürlichen Geiste wie dem Ihrigen. Man schuldet sie insbesondere der Beschützerin der unglücklichen Calas und derjenigen, welche Duldung und Wahrheit liebt. — Die Duldung muß zu etwas gut sein, da die Verfolgung nichts als Heuchelei, Greuel und Blutvergießen über die Erde verbreitet hat."[1])

In dieser Schrift hieß es:

„Ich wage anzunehmen, daß ein aufgeklärter und hochherziger Minister, ein menschenfreundlicher und weiser Prälat, ein Fürst, der weiß, daß sein Interesse in der großen Anzahl seiner Unterthanen und sein Ruhm in ihrem Glück besteht, geruhen werde, diese unförmige und mangelhafte Schrift eines Blickes zu würdigen; er wird ihr mit seiner eigenen Erleuchtung zu Hilfe kommen und zu sich selber sagen: was kann ich dabei verlieren, wenn das Land von noch mehr fleißigen Händen angebaut und geziert, wenn der Ertrag der Steuern, die Blüthe des Staates vermehrt wird?

Deutschland wäre heute eine Wüstenei, bedeckt von den Gebeinen der Katholiken, Evangelischen, Reformirten, Wiedertäufern, die sich gegenseitig zer-

1) Evariste Bavoux, Voltaire à Ferney. Paris 1865. S. 271.

fleischt, hätte der westfälische Friede nicht endlich die Freiheit des Gewissens ausgesprochen.

Wir haben Juden in Bordeaux, in Metz und im Elsaß; wir haben Lutheraner, Molinisten, Jansenisten; können wir nicht Calvinisten ertragen und halten unter denselben Bedingungen, unter denen die Katholiken in London geduldet werden? Je mehr Sekten, desto weniger ist jede einzelne gefährlich; die Vervielfältigung schwächt sie: alle werden von gerechten Gesetzen gezügelt, welche stürmische Versammlungen, Unbilden, Aufstände verbieten und die durch die Zwangsgewalt des Staats immer in Kraft erhalten werden.

Wir wissen, daß mehrere Familienväter, die im Auslande große Vermögen erworben haben, bereit sind, in ihr Vaterland zurückzukehren; sie verlangen nur den Schutz natürlicher Rechte, die Giltigkeit ihrer Ehen, die Gewißheit des bürgerlichen Standes ihrer Kinder, das Recht ihre Väter zu beerben und die Freiheit ihrer Personen: keine öffentlichen Tempel, keinen Anspruch auf Gemeindeämter und Würden im Staat: das haben in London und in mehreren anderen Ländern auch die Katholiken nicht. Es handelt sich nicht mehr um ungeheure Vorrechte, um Sicherheitsplätze für eine Faktion, sondern darum, ein friedliches Volk in Ruhe zu lassen und Edikte zu mildern, die früher vielleicht nöthig waren, es jetzt aber nicht mehr sind. Nicht unseres Amtes ist es, dem Ministerium anzugeben, was es thun kann: es genügt, es anzurufen für unglückliche Menschen."[1])

So schrieb Voltaire im Jahre 1763, als ihm das Herz bebte vor Entsetzen über die Greuel, die bisher straflos an unglücklichen Protestanten begangen worden waren und jetzt nicht weiter begangen werden sollten, ohne daß wenigstens das Gewissen der Menschheit stürmisch Einsprache erhob. Sein unmittelbarer Erfolg war gering, sein mittelbarer weit größer, als er erfahren oder geahnt haben mag. Während der Friedensverhandlungen hatte der Herzog von Bedford dem Herzog von Choiseul im Namen des Erzbischofs von Canterbury das Ansinnen gestellt, er möge sich für die Freilassung von 37 Protestanten bemühen, welche auf den Galeeren des Königs schmachteten, und von 20 Protestantinnen, welche im Kloster von Aigues-Mortes eingeschlossen waren. Choiseul hatte ohne Weiteres zugesagt und sich dieserhalb an den Minister Saint-Florentin gewendet. Der aber lehnte in einem Schreiben vom 16. Januar 1763 nicht nur rundweg ab, sondern verrieth sogar die Absicht, sofort nach dem Friedensschlusse mit England und Preußen einen ganz gründlichen Krieg gegen die Protestanten im eigenen Lande zu beginnen, damit das drakonische Edikt von 1724[2]) in seiner vollen Strenge durchgeführt und der Unfug strafloser Ketzerversammlungen, der, während der Krieg die Truppen außer Landes beschäftigte, so schrecklich um sich gegriffen, gänzlich ausgerottet werde. „Seit die Kriege," hieß es da, „unmöglich gemacht haben, die Ver-

1) Ein Auszug aus der Schrift in den Oeuvres choisies, S. 392—408.
2) I, 159/60.

sammlungen zu unterdrücken, hat sich dieses Uebel derart ausgebreitet, daß die von der Ketzerei angesteckten Provinzen jetzt wimmeln von Leuten, deren Lebensstellung ganz unsicher ist und die die Verzweiflung leicht dahin bringen könnte, sie sich durch Gewalt zu sichern oder das Königreich zu verlassen. Was geschehen ist wieder gut zu machen, wird ungemein schwer sein, aber man muß den Frieden benutzen, um wenigstens für die Gegenwart und die Zukunft zu sorgen. Das wird aber nie gelingen, solange Versammlungen stattfinden und solche werden nicht aufhören, solange die, die daran Theil nehmen sich versprechen dürfen, daß man sie nicht strafen oder verwirkte Strafen ihnen leicht erlassen wird. Sich damit aber zu schmeicheln werden sie Ursache haben, wenn sie auf einmal 57 Personen von den auf besonderen Befehl Sr. Majestät über sie verhängten Strafen frei werden sehen."[1])

Der hier ausgesprochenen Absicht gemäß hatte er nach dem Friedensschluß vom 10. Februar verschiedene sehr strenge Anordnungen gegen die Protestanten erlassen, dann aber plötzlich inne gehalten. In dem Staatsrathsbeschluß vom 7. März war die ungeheure Macht sichtbar geworden, welche eine stürmisch erregte öffentliche Meinung auch in dem finstern Frankreich äußern konnte, und als Voltaires „Versuch über die Duldung" erschien, da lobte er zwar den Eifer des Intendanten Saint-Priest, der den Verkauf der Schrift im Languedoc sofort hatte verbieten lassen, fügte aber in einer Nachschrift hinzu: „Da diese Schrift hier nicht erschienen und mir nicht bekannt geworden ist, so bitte ich Sie, mir ein Dutzend Exemplare davon zu schicken." Die barbarischen Gesetze gegen die Protestanten blieben in voller Kraft und als unmittelbare Folge seiner Abhandlung konnte Voltaire nur verzeichnen: „sie hat einen armen Teufel von den Galeeren und einen andern aus dem Gefängniß befreit — die Minister, die sie gelesen haben, sind tief davon ergriffen worden." Aber die große Protestantenhetze, zu der sich der Minister schon bereit gemacht, blieb aus, und wie nahe sie gewesen war, hat Voltaire schwerlich geahnt.

Nicht die Protestanten allein litten unter der Barbarei einer Justiz, die selbst in gewöhnlichen Fällen für den gänzlichen Mangel an Sicherheit des Rechts und des Rechtsverfahrens nur selten durch die Art der Rechtsprechung Ersatz bot, immer aber aus Rand und Band gerieth, wenn politische oder religiöse Leidenschaften ins Spiel kamen. Das hatte sich gezeigt in den Fällen Calas und Sirven, das sollte sich ferner zeigen in den Processen La Barre und Lally. Daß jeder gesittete Staat ein Strafrecht haben müsse, um den Strafdrang der Gesellschaft in Schranken zu halten, und daß ein Strafproceß, dessen höchstes Beweismittel die leibliche Folter war, die Unnatur und die Unmenschlichkeit selber sei, das wurde dem Richterthum in Frankreich zum ersten Mal gepredigt, als des Italieners Beccaria berühmte Schrift „von den Verbrechen und den Strafen" im Jahre 1764 erschien und sich sofort

1) Jobez VI, 183.

durch die ganze gebildete Welt verbreitete. An den Italiener Beccaria richtete Voltaire ein öffentliches Schreiben,[1]) in welchem er anknüpfend an einen neuen grauenhaften Rechtsfall, der mit einer durch Folter geschärften Hinrichtung geendet hatte, dem französischen Strafproceß selber den Proceß machte.

In diesem Briefe redete er Beccaria mit den Worten an: „Es scheint, mein Herr, als ob jedes Mal, wenn ein wohlthätiger Genius dem Menschengeschlecht Dienste leisten will, sogleich ein unseliger Dämon aufsteigen müßte, um das Werk der Vernunft niederzuschlagen. Kaum hatten Sie, mein Herr, durch Ihr ausgezeichnetes Buch Europa über Verbrechen und Strafen unterrichtet, als in Frankreich ein Mann gegen Sie schrieb, der sich einen Rechtsgelehrten nennt. Sie haben die Sache der Menschlichkeit geführt, er wurde der Anwalt der Barbarei. Vielleicht hat dies die Katastrophe vorbereitet, welche den neunzehnjährigen Chevalier de La Barre und den noch nicht achtzehnjährigen Sohn des Präsidenten d'Etallonde getroffen hat.

Bevor ich Ihnen diesen grausigen Vorgang erzähle, der ganz Europa in Entrüstung versetzt hat, gestatten Sie mir hier zwei Grundsätze auszusprechen, die Sie unbestreitbar finden werden.

1. Wenn eine Nation noch so tief in der Barbarei steckt, daß sie über Angeklagte die Strafe der Folter verhängt, d. h. sie statt einmal tausend Mal sterben läßt, ohne zu wissen, ob sie schuldig sind oder nicht, so ist wenigstens klar, daß man gegen einen Angeklagten so ungeheuerlich nicht wüthen darf, wenn er sein Verbrechen eingesteht und man keines weiteren Beweises bedarf.

2. Es ist gleich sinnlos wie grausam, Verstöße gegen den Landesbrauch, Vergehungen gegen die herrschende Meinung, die gar kein physisches Uebel zur Folge gehabt haben, mit derselben Todesstrafe zu belegen wie Vatermord und Giftmord.

Wenn diese beiden Grundsätze nicht anerkannt werden, so gibt es kein Recht, keine Vernunft mehr auf der Erde; die Menschen sind der wildesten Tyrannei preisgegeben und ihr Loos steht noch weit unter dem der Thiere."

Und nun erzählte er, wie es den beiden jungen Leuten in Folge von Angebereien nichtsnutzigster Art dafür ergangen war, daß sie einmal vor Jahren vor einer Procession, in einer Entfernung von 30 Schritten den Hut nicht abgezogen und zu anderen Malen im Kreise munterer Zecher Lieder gesungen hatten, die für fromme Ohren allerdings anstößig waren, aber doch nicht anstößiger als so manche gedruckte Aeußerung z. B. in Montesquieus Lettres persanes.[2]) Was sie eingestandenermaßen begangen hatten, konnte im schlimmsten Falle unter den Begriff Gotteslästerung gebracht werden, und für dies Verbrechen schrieb eine Ordonnanz von 1666 eine Geldstrafe für den ersten, eine Verdoppelung derselben für den zweiten und den Pranger für den dritten Fall vor.

---

1) Affaire la Barre à Beccaria. Oeuvres choisies S. 408—410. 2) I, 81 ff.

Was thaten aber die Richter von Abbeville? Sie verurtheilten am 28. Februar 1766 den achtzehnjährigen d'Etallonde zu folgenden Strafen: erstens sollte ihm die Zunge bis zur Wurzel ausgerissen, zweitens die rechte Hand abgehauen, drittens sollte er mit einem Karren auf den Marktplatz gefahren und, mit Ketten an einem Pfahl befestigt, an langsamem Feuer geröstet werden. Zum Glück war der also Verurtheilte entkommen und hatte durch Voltaires Empfehlung in der Armee Friedrichs des Großen als Lieutenant Anstellung gefunden.

Das Urtheil über La Barre lautete etwas gelinder. Er sollte ohne Beschädigung seiner Zunge und seiner rechten Hand bloß enthauptet, vorher aber durch ordentliche und außerordentliche Folter zur Angabe seiner Mitschuldigen eingeladen werden.

Dies Urtheil kam vor das Parlament zu Paris, zu dessen Sprengel Abbeville gehörte. Zehn der angesehensten Rechtsanwälte von Paris unterzeichneten ein Aktenstück, worin sie das Verfahren der Richter zu Abbeville als gesetzwidrig verwarfen und auf Anerkennung mildernder Umstände drangen bei diesen minderjährigen Knaben, die weder eines Complots noch eines vorsätzlichen Verbrechens beschuldigt worden waren; der Generalprocurator, ein gewiegter Jurist, beantragte Aufhebung des Urtheils, und von den 25 Richtern stimmten ihm zehn zu, aber die fünfzehn andern bewirkten in Folge außerordentlicher Umstände, die Voltaire dem Papier nicht anvertrauen wollte, daß auch jene zehn sich schließlich zur Bestätigung des Urtheils mit ihnen vereinigten, das geschah am 4. Juni 1766 und am 1. Juli ward die Hinrichtung vollstreckt. Erst wurden dem Aermsten die Glieder gefoltert, bis er die Besinnung verlor; als er wieder zu sich kam, sagte er, er habe keine Mitschuldige. Dann stieg er festen Schrittes aufs Schaffot, ohne Klage, ohne Groll und ohne Ostentation; sein letztes Wort war: „Ich hätte nicht gedacht, daß man einem jungen Edelmann um solcher Kleinigkeiten willen das Leben nehmen werde.“ Er wäre, sagt Voltaire, sicher ein ausgezeichneter Offizier geworden. Er studirte den Krieg mit Methode; er hatte Bemerkungen gemacht über einige Werke Friedrichs von Preußen und des Marschalls von Sachsen, der beiden größten Feldherrn Europas. Als die Nachricht seines Todes nach Paris kam, sprach der Nuntius öffentlich aus, in Rom würde es ihm so nicht ergangen sein und selbst die Inquisition in Spanien oder Portugal würde den Geständigen höchstens mit ein paar Jahren Gefängniß bestraft haben.

Kurz vorher war in demselben Jahre der letzte Vertheidiger Pondichérys gegen die Engländer, der siebenzigjährige Graf Lally Tolendal, das Opfer eines offenbaren Justizmordes geworden, durch den das Pariser Parlament den durch die Regierung verschuldeten Verlust des französischen Ostindien an einem Unschuldigen rächte.[1])

1) Jobez VI, 204 ff.

Voltaire war außer sich. Ueber den Tod La Barres schrieb er an Diderot: „Die Entsetzlichkeit dieses Vorfalls übermannt mich mit Abscheu und Wuth. Es reut mich, daß ich mich ruinirt habe mit Bauen und Wohlthun an dem Grenzsaum eines Landes, wo man kalten Blutes auf dem Wege zum Mittagessen Barbareien begeht, vor denen betrunkenen Wilden schaudern würde. Das ist also unser sanftes, leichtherziges und heiteres Volk! Hanswurste sind es, die Menschen fressen! Ich will nicht mehr von ihnen reden hören." Damals forderte er den Freund auf mit ihm nach Cleve zu fliehen, um unter dem Schutz des Königs der Aufklärung die Schlacht zu Ende zu schlagen, die er mit seiner Encyklopädie so heroisch begonnen hatte.

In Männerherzen, die über solche Frevel, wie die hier erzählten, sich nicht fassen konnten, muß man sich hineinversetzen, um den Ingrimm zu verstehen, mit dem Voltaire den Seinen zurief: écrasez l'infâme. Es ist erwiesen,[1]) daß unter l'infâme gemeint war la superstition und keineswegs, wie früher angenommen ward, die Religion Jesu Christi selbst. Aber ebenso sicher ist auch, daß denen, die solchen Aberglauben allmächtig sahen und aufs Blut bekämpften, um Recht, Wahrheit und Menschlichkeit zu rächen, die Unterscheidung schließlich abhanden kam, die auf die vorhandene Erscheinung des Christenthums so wenig passen wollte. Aus den Schrecken dieser letzteren, aus den Freveln der Wächter des Glaubens ist der Fanatismus der Aufklärer und die schließliche Raserei ihres Unglaubens zu erklären, von der im Einzelnen hier nicht weiter die Rede sein kann.

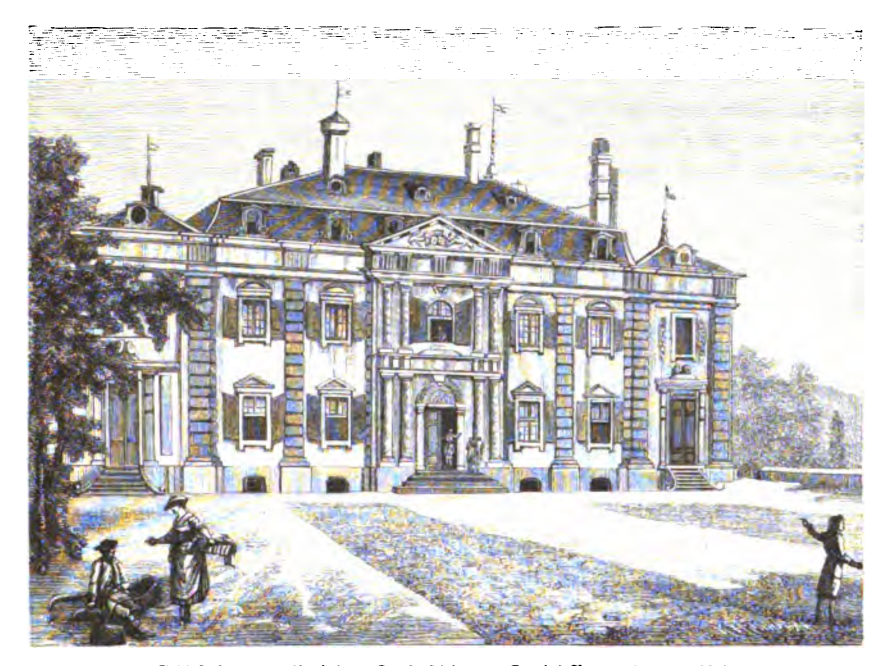
Voltaire selbst war es mit der Sache, die er hier verfocht, hoher, heiliger Ernst. Körperleiden und Altersschwäche vergaß er im Getümmel des immer neuen Kampfes und der Seelenschwung, den ihm das Gefühl seiner Sendung gab, verlieh ihm die Jünglingskraft, die kein Fehlschlag entmuthigt und keine Enttäuschung lähmt. Eine sichere Ahnung verbürgte ihm den endlichen Sieg, nur hat er ihn sich ganz anders vorgestellt, als er nachher wirklich aussah. Im Jahre 1764 schrieb er dem Abbé Chauvelin, in all dem, was er rings umher vor sich gehen sehe, entdecke er die Keime einer Revolution, die unfehlbar eintreten, die er selbst aber schwerlich erleben werde. „Die Franzosen erreichen ihr Ziel fast immer zu spät, aber endlich erreichen sie es doch. Das Licht hat sich weiter und weiter verbreitet; beim ersten Anlaß bricht es durch und dann gibt es einen Höllenlärm. Glücklich wer jung ist; er wird noch schöne Dinge sehen."[2])

Als Voltaire sich die schöne Aufgabe wählte, der Anwalt derer zu sein, die sonst keinen Anwalt hatten, war er den Siebenzigen nahe, in dem Lebensalter also angekommen, in welchem das Recht auf Ausruhen ebenso unbestreitbar ist als das Bedürfniß danach sich gebieterisch geltend zu machen pflegt. Ehre und Reichthum hatte er in Fülle erworben und in der Kunst, beide zu ge-

1) Strauß, Voltaire. S. 273. 2) Vgl. Hettner, Gesch. der franz. Literatur. S. 222.

nießen, that's ihm Keiner gleich. Daß er in solcher Lage und in solchem Alter die Krone seines Lebens in dem Glücke suchte, das er Anderen bereitete, ist ein köstliches Zeugniß für den Seelenadel, der diesem seltenen Menschen trotz all seiner Schwächen und Unarten eigen war.

Mehrere Jahre hatte er gebraucht, bis er sein Schloß zu einem herrlichen Edelsitze ausgebaut, seinen reizenden Park geschaffen, das kleine Theater hergerichtet, in dem er selber gerne auftrat und den Bau der Kirche vollendet hatte, die er mit der stolzen Inschrift schmückte: Deo erexit Voltaire MDCCLXI. „Die Kirche," schrieb er, „die ich habe bauen lassen, ist die einzige auf der Erde,



Schloß Ferney. Nach dem Kupferstiche von Daniel Berger (1744—1824).

die zu Ehren Gottes selbst errichtet ist. England hat Kirchen gebaut für den heiligen Paulus, Frankreich für die heilige Genovefa, aber nicht eine für Gott." Einzig unterstützt durch seine treue Nichte, Frau Denis, hat er bei all diesen Werken selber mit Hand angelegt, um sich von der Freude des Schaffens nichts entgehen zu lassen; er war Baumeister, Gärtner, Landwirth geworden und hatte dennoch Zeit gefunden, zu schauspielern und zu schriftstellern nach wie vor, einen riesigen Briefwechsel zu unterhalten und die Pflichten der Gastlichkeit gegen Freunde wie Diderot, d'Alembert, Condorcet 2c. zu üben. Als aber sein eigenes Heim fertig ausgestattet war, da begann er eine großartige Thätigkeit, um Andere Theil nehmen zu lassen an seinem Glück. Eben in den Jahren, da er mit der Feder ganz Europa in Bewegung

setzte für die Unschuld gegen ihre Verfolger, für Recht und Wahrheit gegen ihre Verächter, verrichtete er in aller Stille eine schöpferische Arbeit werkthätiger Menschenliebe, die ihren Lohn, ihren Segen in sich selber trug.

Als Voltaire kam, war Ferney ein bettelhaftes Nest und als er zwanzig Jahre später starb, war es ein blühender Ort von 1000 fleißigen wohlhabenden Einwohnern und das war Voltaires Werk. Die geschickten Uhrmacher, die nach Paris, dann weiter bis nach Amerika, Asien, Afrika handelten, hatte er hierhergezogen; von den 80 meist steinernen Häusern, die der Ort bei seinem Tode zählte, hatte er 60 mit einem Aufwand von 500,000 Francs auf eigene Kosten bauen lassen und den Bewohnern gegen eine mäßige Rente, die beim Tode seiner Nichte ganz erlöschen sollte, eigenthümlich überlassen; seinem Einfluß beim Herzog von Choiseul war es gelungen, diese junge Colonie von dem Abgabendrucke frei zu halten, der in Frankreich selbst nirgends gedeihliches Leben aufkommen ließ. Schon am 1. Oktober 1767 konnte er einem Freunde schreiben: „Wenn alle die, welche auf ihren Gütern wohnen, thäten, was ich auf den meinigen thue, dann wäre der Staat noch (?) weit blühender als er ist. Ich habe beträchtliche Landstrecken urbar gemacht; ich habe Häuser gebaut für die Bauern; ich habe Ueberfluß geschaffen, wo Elend herrschte; ich habe Kirchen gebaut; meine Pfarrer, alle Edelleute der Nachbarschaft wissen nur Gutes von mir zu erzählen."[1]) Und am 14. Oktober 1774 schrieb er dem Marschall Herzog von Richelieu: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Gerechtigkeit, welche Sie den Künstlern von Ferney widerfahren lassen wollen, welche zu den Hochzeitsgeschenken der Gräfin von Artois die Uhr geliefert haben. Diese Ihre Güte ist um so mehr angebracht, als die Verfertiger dieser Uhr die ärmsten Leute in der Colonie sind und ich gewiß bin, daß sie an dem Werk nichts haben verdienen wollen, um sich Ihrer und der ersten Kammerherrn Gunst würdig zu machen. Es ist merkwürdig, daß all die Gewerbtreibenden, die ich in Ferney angesiedelt habe, für die Uhrmacher in Paris arbeiten, die kecklich ihre Namen auf die bei mir gemachten Uhren setzen. Wenn das Ministerium die Zusage halten könnte, welche uns der Herzog von Choiseul gegeben hatte, diese Colonie mit Steuern zu verschonen, so würde sie dem Königreich sicher sehr nützlich werden können und mit der Zeit ihr Handel den von Genf aus dem Felde schlagen. Es ist mir gelungen, aus einem elenden und dunkeln Weiler ein recht hübsches Städtchen zu machen und einen Handel zu gründen, der sich bis nach Amerika, Afrika und Asien erstreckt. Der einzige Vortheil, den ich davon habe, ist das Bewußtsein, etwas gethan zu haben, was bei den Männern von der Feder nicht eben sehr gewöhnlich ist; es scheint mir, daß man sich auf diesem Wege wenigstens als guter Bürger ruinirt."[2])

Inmitten solchen Schaffens hat der Unermüdliche außer den Schutzschriften,

1) Lettres inédites de Voltaire rec. p. Cayrol et A. François. Paris 1857. II, 121. 2) Ebendas. 370/71.

die ebensoviele Streitschriften waren, auf Schloß Ferney noch eine ganze Reihe bedeutender Werke theils geschaffen, theils umgearbeitet oder in ihrer endgiltigen Fassung vollendet; von den letzteren sei hier nur sein berühmtestes Geschichtswerk, der Essai sur les moeurs et l'esprit des nations genannt,[1]) und unter den Schriften, die er mit dem Herzen geschrieben hat, wollen wir die nicht übergehen, in denen er Frankreich klar machte, was die „Sclaverei der todten Hand" sei, als er die hoffnungslose Lage der 12,000 Bauern der Abtei Saint-Claude im Jura dem König, den Ministern und der ganzen Nation vor Augen führte.

Einen Pfarrer, der am Tage des heiligen Ludwig im Jahre 1772 hier eingezogen sein soll, läßt er erzählen, was ihm seine neuen Pfarrkinder gleich in der ersten Stunde seines Eintreffens unter Schluchzen und Thränen mitgetheilt haben: „Wir sind Sclaven mit unserer Habe und mit unserer Person. Wenn wir im elterlichen Hause wohnen und dort mit Frau und Kind eine besondere Wirthschaft führen und die Eltern sterben, so gehört das ganze Gut den Mönchen von Saint-Claude. Man treibt uns aus der Elternwohnung hinaus und betteln müssen wir an der Thür des Hauses, in dem wir geboren sind. Dies Almosen versagt man uns nicht nur, unsere Herren haben sogar das Recht jede Zahlung zu verweigern für die Arzneien, die unsern Eltern geliefert worden sind, für die letzte Kraftbrühe, die man ihnen gegeben hat. Wenn wir krank sind, wagt kein Kaufmann uns ein Stück Leinen zu borgen; kein Metzger wagt uns ein Stück Fleisch zu liefern; der Apotheker scheut sich die Medicin herzugeben, die uns am Leben erhalten könnte. Verlassen von allen Menschen sterben wir, und in das Grab nehmen wir nur die Gewißheit mit, daß unsere Kinder im Elend und in der Sclaverei zurückbleiben. Wenn ein Fremder, der den Brauch nicht kennt, das Unglück hat, in diesem barbarischen Lande ein Jahr und einen Tag zu wohnen, so wird er der Sclave der Mönche ebenso wie wir. Mag er dann in einem andern Lande Vermögen erwerben, dies Vermögen gehört denselben Mönchen; sie fordern es ein bis zum andern Ende der Welt und das nennt man das Verfolgungsrecht. Wenn sie beweisen können, daß eine verheirathete Tochter die Hochzeitsnacht nicht im Hause ihres Vaters, sondern in dem ihres Mannes zugebracht hat, so hat sie kein Recht mehr auf das Erbe des Vaters. Man schleudert Vorladungen gegen sie, die ein ganzes Land erschrecken und oft die eingeschüchterten Bauern bestimmen auszusagen, es wäre wohl möglich, daß die junge Frau dies Verbrechen begangen haben könne; dann sind die Mönche die Erben. Ob die Erbschaft 20 Thaler oder 100,000 Frcs. beträgt, ist einerlei, es gehört den Mönchen. Wir sind Saumthiere, nichts weiter. Diese Mönche belasten uns den Rücken, so lange wir leben, sie ver-

1) Ueber Voltaire als Historiker s. I, 565/66. Ueber die verschiedenen Ausgaben dieses Werkes, das erst in der von 1769 den hier genannten Titel erhielt, s. den Artikel Voltaire in Nouvelle biographie générale, Bd. 46, S. 423 n. 1.



kaufen unsere Haut, wenn wir todt sind und die Gebeine werfen sie auf den Schindanger." [1])

Unmöglich, ruft der Pfarrer aus, wir leben ja im Lande der Freiheit, seit lange haben unsere Könige und unsere Päpste die Sclaverei abgeschafft. Unmöglich, so rief das aufgeklärte Frankreich bei jeder neuen Enthüllung dieser Art, aber all dies Unmögliche bestand wirklich, nur hatten es die Wissenden nicht eingestanden und die Regierenden keines Blicks gewürdigt. Die Zeit kam, da Frankreich inne ward, daß alle seine hergebrachten Zustände unmöglich geworden waren. Die Männer, die ihm das bewiesen, waren die wahren Lehrmeister der großen Revolution, diese selbst aber war nicht ihr Werk, sondern das der Thatsachen, von denen sie nur den Schleier hinweggezogen.

1) La voix du curé in den Oeuvres choisies, 428/29.

IV. Rousseaus Tugendromane und Tugendrepublik.

In den Jahren 1756—1762 hat Rousseau seine drei Hauptwerke, die Neue Heloïse, den Emil und den Gesellschaftsvertrag, geschrieben und erscheinen lassen. Von dem Beginn dieses Zeitraums sagt er selbst: „der Anfang meines Lebens geschah nicht vor dem 9. April 1756"[1]) und als diese seine reichste Epoche zu Ende ging, da war auch sein Glücksstern untergegangen für immer. Ohne Heimath und Vaterland, freundlos und friedlos hat er noch sechszehn Jahre mit immer schwächer werdender Kraft gerungen gegen sein Schicksal, gekämpft mit dem Wahnsinn, der ihm Herz und Geist umnachtete: das Ende war ein plötzliches Verlöschen am 3. Juni 1778, wir wissen heute noch nicht, ob durch Krankheit oder durch Selbstmord.

Der 9. April 1756 war der für Rousseau unvergeßliche Tag, an dem er Paris verließ, um es, wie er damals wenigstens beabsichtigte, nie wieder zu betreten und mit Therese und ihrer Mutter die Einsiedelei bezog, welche ihm Madame d'Epinay am Saume des Waldes von Montmorency fürsorglich eingerichtet hatte. An der Stelle, an der er jetzt ein neues wohnliches Haus vorfand, hatte er im Jahr vorher auf einer Wanderung mit der genannten Freundin inmitten eines hübschen Gemüsegartens eine baufällige Hütte gesehen, die man L'Ermitage nannte. Unwillkürlich hatte er ausgerufen: Ah, Madame, wie köstlich müßte es sein, hier zu wohnen! das wäre ein Asyl wie für mich geschaffen. Das hatte sich die reiche Besitzerin des nahe gelegenen Schlosses La Chevrette gemerkt, in aller Stille ließ sie hier ein hübsches Landhaus bauen, und als es fertig war, führte sie Rousseau hin und sagte: „Hier, mein Bär, ist Ihr Asyl! Sie haben es gewählt, die Freundschaft bietet es Ihnen dar; ich hoffe, hier werden Sie dem grausamen Gedanken entsagen, sich von mir zu trennen," und Rousseau bedeckte die Hand der Wohlthäterin mit Thränen der Rührung und des Dankes.[2]) In der Einsiedelei der Madame d'Epinay hat er vom 9. April 1756 bis zum 17. December 1757 gewohnt; nach seinem Bruche mit der einstigen Freundin hat er eine Gartenwohnung in Mont Louis beim Schlosse Montmorency bezogen, und diese Wohnung bis Juni 1762 behalten, d. h. er hatte sein Obdach nur nach einer andern Seite des Waldes von Montmorency verlegt; sein wahrer Aufenthalt,

1) Je n'ai commencé de vivre que le 9 Avril 1756. Dritter Brief an Malesherbes d. Montmorency 12. Januar 1762. Oeuvres XXXII, 178. 2) Conf. II. B. 8 u. 9. Oeuvres XXX, 195 u. 207 ff.

sein eigentliches Heim, die Stätte, wo er träumte, dichtete, arbeitete, wo er den Menschen und ihrer Qual entfloh, und Kummer und Leid vergaß, ist in diesen sechs Jahren während der guten Jahreszeit einzig der Wald von Montmorency gewesen.

„Welche Zeit, glauben Sie wohl," schrieb er im Januar 1762 an Malesherbes, „ist diejenige, die ich mir in meinen Träumen am häufigsten und liebsten vor die Seele rufe? Es ist nicht die der Freuden meiner Jugend: sie waren zu selten, zu sehr mit Bitterkeit gemischt und liegen zu weit hinter mir. Es sind die Zeiten meiner Einsiedelei, meine einsamen Spaziergänge, jene jäh vergangenen, aber entzückenden Tage, die ich verlebt habe ganz allein mit mir, meiner guten, schlichten Gefährtin, meinem geliebten Hunde, meiner alten Katze, mit den Vögeln des Feldes und den Hirschen des Waldes, mit der ganzen Natur und ihrem unbegreiflichen Schöpfer. Vor dem Morgen stand ich auf, um die Sonne in meinem Garten aufgehen zu sehen und wenn ich auf einen schönen Tag hoffen durfte, war mein erster Wunsch, von Briefen, Besuchen verschont zu bleiben, die seinen Zauber zerstört hätten. — Ruhigen Schrittes suchte ich mir im Walde ein wildes Plätzchen, irgend eine unbetretene Stelle, die keine Menschenhand berührt; wo mich nichts an Sclaverei und Herrschaft erinnerte, irgend eine Zuflucht, wo ich glauben durfte, zuerst eingedrungen zu sein und wo kein lästiger Dritter sich eindrängte zwischen die Natur und mich. Dort war's, wo sie meinen Augen eine immer neue Herrlichkeit enthüllte. Das Gold des Ginsters und der Purpur des Haidekrautes zauberte mir einen Reichthum vor, der mein Herz ergriff; die Majestät der Bäume, die mich mit ihrem Schatten bedeckten, die Zartheit der Sträucher, die mich umgaben, die unendliche Buntheit der Kräuter und Blumen, die mein Fuß zertrat, hielten meinen Geist in beständigem Wechsel von Aufmerken und Bewundern. Das Zusammentreffen so vieler Reize, die meine Beobachtung auf sich zogen und unaufhörlich von Einem zum Andern lenkten, schmeichelte meinem Hang zur müssigen Träumerei und ließ mich oft zu mir selber sagen: „Nein, Salomo in aller seiner Pracht war nicht gekleidet wie von diesen Eines." Meine Einbildungskraft ließ die so reich geschmückte Erde nicht lange menschenleer. Bald bevölkerte ich sie mit Wesen nach meinem Herzen und weit hinwegweisend Meinungen, Vorurtheile und alle erkünstelten Leidenschaften, verpflanzte ich in die Zufluchtsstätten der Natur Menschen, die würdig waren, sie zu bewohnen. Ich schuf mir daraus eine reizende Gesellschaft, deren ich mich nicht unwerth fühlte, ich erdichtete mir ein goldenes Zeitalter, das ich mit meinem geistigen Auge sah, ich zeichnete in diese schönen Tage all die Ereignisse meines Lebens ein, die mir süße Erinnerungen hinterlassen hatten und alle die, die mein Herz noch ersehnen konnte, und dabei rührte ich mich bis zu Thränen beim Anschauen echten Menschenglücks, das so köstlich, so rein und heute ach! so ferne von den Menschen ist."[1]) Der

1) Oeuvres XXXII, 179—181.

heilige Zorn über die Unnatur, die er in Staat, Gesellschaft und Gesittung Frankreichs beobachtet, hatte Rousseau zum Redner, zum Prediger gemacht, und die Schwärmerei für die Herrlichkeit der Natur, die Andacht, mit der er sich in ihre Wunder versenkte, der Empfindungsüberschwang, den sie in seinem Innern weckte, machte ihn zum Dichter. Wie die Beredsamkeit des Pathos und der Begeisterung, so hat Rousseau den Franzosen auch die Prosadichtung geschaffen. Wir nennen sie „Roman", aber was wir so nennen, hat kein Recht aufs Dasein, soweit es nicht den ganzen Adel vornehmer Dichtung trägt.

Der Uebergang, den Rousseau damit vollzog, war nicht vollständig; denn auch der Dichter hörte nicht auf zu predigen und machte schließlich wieder ganz dem Prediger Platz. Der Schritt auf das neue Gebiet entsprang auch keiner vorgefaßten Absicht, denn Rousseau kam mit Plänen aus Paris, die durchaus nichts mit Poesie zu schaffen hatten. Wer seine Erstlingsschriften kennt[1]) und die Macht erwägt, welche deren Gedankeninhalt über sein ganzes Wesen gewonnen hatte, wird durchaus glaublich finden, wenn er über seinen Arbeitsplan von 1756 sagt: „Von den verschiedenen Werken, die ich auf der Werft hatte, war eines, mit dem ich mich schon am längsten und mit der größten Liebe trug, an dem ich mein ganzes Leben arbeiten und mit dem ich meinen Schriftstellerruf krönen wollte, das waren meine Institutions politiques. Vor dreizehn oder vierzehn Jahren hatte ich den ersten Gedanken daran gefaßt, als ich bei einem Aufenthalt in Venedig Gelegenheit gehabt hatte, die Gebrechen dieser so gepriesenen Verfassung zu bemerken. Seitdem hatten sich durch Studien über die Geschichte der Moral meine Ansichten bedeutend erweitert. Ich hatte gesehen, daß das ganze Problem in der Politik seine Wurzeln habe und daß, wie man die Sache auch anfasse, kein Volk je etwas anderes sein würde, als was der Geist seiner Regierungsverfassung aus ihm mache. So schien mir die große Frage nach der denkbar besten Regierungsform hinauszulaufen auf die andere: Wie beschaffen muß die Regierung sein, welche vermag, das tugendhafteste, aufgeklärteste, weiseste, mit einem Wort das beste Volk zu bilden (former), in des Wortes ausgedehntester Bedeutung? Ich habe dabei zu entdecken geglaubt, daß diese Frage sehr eng mit der andern zusammenhänge: Welche Regierungsform hält sich ihrer Natur nach immer am nächsten beim Gesetz? Und ferner: was ist das Gesetz?"[2]) Dieser sehr bemerkenswerthen Stelle entnehmen wir hier nur die Angabe, daß nach dem Plane Rousseaus das letzte der drei dem Walde von Montmorency entstammten Werke, nämlich der Contrat social, eigentlich das erste hatte sein sollen und nun fragen wir uns, weshalb ist es anders gekommen, weshalb ist die erste Arbeit am Ideal des besten Staates zurückgedrängt worden durch einen Liebesroman voll glühender Sinnlichkeit, obgleich Rousseau keineswegs vergessen hatte, mit welch schneidender Wegwerfung er sich über die „entmannenden Bücher" geäußert, „welche Wollust und Liebe athmen?"[3])

---

1) S. I, 500ff. 2) Conf. II. B. 9. Oeuvres XXX, 209. 3) Oeuvres XXXI, 2.

Er selbst erzählt,[1]) bei seinem Wandern durch lauschiges Waldesdunkel, beim Schlag der Nachtigallen und beim Murmeln der Bäche sei er einsam, aber nie allein gewesen. Holde Erinnerungen aus seligen Jugendtagen seien wieder aufgewacht und lockende Bilder ersehnten Glückes hätten ihn begleitet. „Ich stellte mir Liebe und Freundschaft, die beiden Idole meines Herzens, in entzückenden Gestalten vor. Ich schmückte sie mit allen Reizen des Geschlechts, das ich immer angebetet hatte. Ich schuf mir zwei Freundinnen, stattete sie mit verwandten, aber doch unterschiedenen Charakteren aus, nicht vollkommen, aber nach meinem Geschmack, voll Wohlwollen und Empfindsamkeit. Ich machte die eine braun, die andre blond, die eine feurig, die andre sanft, die eine weise, die andre schwach, aber von einer so rührenden Schwäche, daß die Tugend dabei zu gewinnen schien. Ich gab der einen einen Geliebten, dem die andre eine zärtliche Freundin und manchmal noch etwas mehr war; aber ich ließ keine Nebenbuhlerei, keinen Zank, keine Eifersucht zu, weil mir jede peinliche Empfindung zuwider ist und ich dies lachende Bild mit nichts beflecken wollte, was die Natur entadelt hätte. Hingerissen vom Zauber meiner beiden Gebilde, machte ich zu ihrem Geliebten und Freund mich selbst, aber ich schuf ihn liebenswürdig und jung und gab ihm sonst die Tugenden und Fehler, die ich mir eigen wußte." Als Wohnsitz wies er dem Kleeblatt Vevey am Genfer See an, einen Ort, dessen Umgebung mit ihrem Reichthum an Wechsel und Gegensätzen, mit der Pracht und Großartigkeit ihres Gesammteindrucks das Herz ergreifen, die Seele erheben mußte, wie er das selbst in unvergeßlichen Jugendtagen erfahren. Mitten in seinem Sommernachtstraum erschien ihm wie vom Himmel gesendet unter Umständen, die an sich schon romantisch genug waren, die junge Madame d'Houdetot, Schwägerin der Madame d'Epinay, zu der er eine schwärmerische Neigung faßte,[2]) und fertig stand vor seiner Seele das Idyll von Julie, ihrem Geliebten und ihrer Freundin, das er in den Winterabenden 1756/57 mit fliegender Feder zu Papier brachte, das er Blatt für Blatt seinen beiden Hausgenossinnen vorlas und das beim Lesen solchen Eindruck machte, daß Therese mit ihm vor Rührung schluchzte, deren stumpfsinnige Mutter aber, obwohl sie nichts verstanden hatte, nicht müde wurde zu sagen: „Mein Herr, das ist sehr schön."[3]) Ueber die Entstehung der beiden ersten Theile des Romans, den er nachher die „Neue Heloïse" nannte, bieten diese Andeutungen Aufklärung genug, wie Jeder sieht, der sie mit dem Texte selbst vergleicht. Die eigenartige Dichterseele, die in Rousseau war, ohne daß er es recht gewußt, hat hier zum ersten Mal die Schwingen frei entfaltet und was er sagt von dem Taumel, von dem Rausch (délire), in den ihn die Gebilde seiner eigenen Phantasie versetzt, das Alles finden wir in den Briefen an und von Julie wieder; von einem Berauschten geschrieben wirken sie berauschend auf Leser

1) Conf. II, B. 9. Oeuvres XXX, 250 ff. 2) a. a. O. S. 253. 3) Oeuvres XXXI, 5.

und Leserinnen ein und je plötzlicher, je unwillkürlicher sich hier eine bisher verschlossene Kammer von Rousseaus Innenleben öffnet vor aller Welt, desto weniger zweifeln wir an der That eines wirklichen und wahrhaftigen Dichters.

Unaufgeklärt dagegen bleibt, weshalb der Roman nicht endet, wo er aufhört Liebesroman zu sein, weshalb den beiden ersten hochpoetischen Theilen noch vier weitere ganz anders geartete folgen, in denen schließlich die Prosa zur vollständigen Herrschaft gelangt, so daß das Ganze den Eindruck hinterläßt: in vier Büchern will Rousseau sich und seine Leser büßen lassen für die Sünden, die er in beiden ersten begangen hat.

Auf diese Fragen antwortet Rousseau in seinen Bekenntnissen: der Liebesroman war eine Verirrung, sie zu unterlassen war mir unmöglich, wie sehr ich ankämpfte gegen meine Raserei, aber sie wieder gut zu machen war möglich: „die Liebe zum Guten, die nie aus meinem Herzen gewichen ist, richtete meine Thorheiten auf nützliche Ziele, bei denen die Moral noch ihren Gewinn hatte. Meine lüsternen Bilder hätten all ihren Reiz verloren, wenn ihnen die sanfte Färbung der Unschuld gefehlt hätte. Ein Mädchen, das schwach ist, erregt Mitleid, die Liebe kann es interessant machen und oft ist es um seiner Schwäche willen nicht weniger liebenswürdig. Aber wer kann ohne Entrüstung das Schauspiel der Modesitten mit ansehen? Was kann es Empörenderes geben, als die Hoffart eines treulosen Weibes, welches all seine Pflichten offen mit Füßen tritt und Dank vom Ehemann verlangt dafür, daß sie so gnädig ist, sich nicht auf der That ertappen zu lassen? Vollkommene Wesen kommen im Leben nicht vor und ihre Lehren treten uns nicht nahe. Aber eine junge Person, die mit einem ebenso zärtlichen als rechtschaffenen Herzen geboren sich als Mädchen von der Liebe besiegen läßt und als Gattin die Kraft wieder findet, sie ihrerseits zu besiegen und wieder tugendhaft zu werden; wer euch sagt, daß solch ein Bild in seiner Gesammtheit anstößig und nicht nutzbringend sei: der ist ein Lügner und ein Heuchler — hört nicht auf ihn.“[1])

In dem langen Tugendroman „die neue Heloïse“ ward der kurze Liebesroman Julie gesühnt und es erstand die Geschichte einer jungen Frau, die als musterhafte Gattin und aufopfernde Mutter in einer Ehe, die sie nicht gewünscht, wieder gut macht den Sündenfall eines allzu liebebedürftigen Mädchenherzens. So fand Rousseau den Rückweg zu den Bahnen des Tugendpredigers, die er als Liebesdichter verlassen hatte und that inmitten einer eben aufs Höchste erregten Lesewelt einen Wurf, der unermeßliche Folgen haben sollte.

Der Tugendroman war Mode geworden in der französischen Gesellschaft: von Tugend zu reden, für Tugend zu schwärmen war ein Bedürfniß aller „schönen Seelen“, aller „empfindsamen Herzen“. Was sie an derb sinnlicher Kost vertrugen, wenn nur immer von „Tugend“ geredet ward, übersteigt weitaus das Maß dessen, was wir heute mit eben diesem Gerede verträglich

1) Oeuvres XXXI, 3.

finden; die Tugendschwärmerei jener Tage darf eben nicht nach den Sitten und Anschauungen einer anderen Zeit gemessen werden. Gewiß ist, diejenigen, die davon ergriffen waren, glaubten sich selbst veredelt, glaubten sich befreit zu haben von so manchem „Zeugen irdischer Bedürftigkeit" und sie waren, auf Augenblicke wenigstens, wirklich bessere Menschen als sonst. Diese Mode fand Rousseau mit seinem Roman vor, er selbst war davon ergriffen, mehr als er sich und seinen Lesern eingestand; ihr Gesetzgeber aber war der Engländer Samuel Richardson, dessen Romane eben im Anfang der fünfziger Jahre, seit der berühmteste darunter, Clarissa, in einer französischen Uebersetzung erschienen war, in Frankreich gelesen, verschlungen wurden mit einer Gier, einem Enthusiasmus ohne Gleichen.

Samuel Richardson[1]) (geb. 1689) war ein Emporkömmling bürgerlichen Fleißes, rastlosen Selbstunterrichts und puritanischer Sittenstrenge und Rechtschaffenheit. Ein armer Schreinerssohn hatte er sich vom Schriftsetzer zum Eigenthümer einer großen Buchdruckerei in die Höhe gearbeitet und ohne jeden Schriftstellerehrgeiz mit fünfzig Jahren erst zur Feder gegriffen, um seinen Mitmenschen mit Bildern, die dem Alltagsleben entlehnt waren, zu zeigen, wie man die Ungunst des Geschicks und die Bosheit der Menschen durch Tugend überwindet. Sein erster Roman „Pamela oder die belohnte Tugend" erschien 1740; sein zweiter erschien 1748 und war überschrieben: „Clarissa oder die Geschichte eines jungen Mädchens, die wichtigsten Beziehungen des Familienlebens enthaltend und insbesondere die Mißgeschicke enthüllend, die daraus entstehen, wenn Eltern und Kinder in Ehesachen nicht vorsichtig sind;" sein dritter hieß „Sir Charles Grandison" und erschien 1753. Die beiden letztern waren sehr umfangreich. Clarissa faßte acht, Grandison sechs starke Bände.

Was dieser Schriftsteller seinen Zeitgenossen war, soll uns Diderot sagen, der Mann, dessen unverbildeten Natur- und Wahrheitssinn wir kennen,[2]) in dessen Seelenleben wir jetzt noch einen überraschenden Blick thun wollen. Im Todesjahre Richardsons 1761 schrieb er den „Eloge de Richardson, auteur des romans de Paméla, de Clarisse et de Grandison"[3]) und sagte darin: „Unter Roman hat man bisher ein Gewebe chimärischer und frivoler Ereignisse verstanden, deren Lektüre gefährlich war für den Geschmack und die Sitten. Ich wünschte sehr, daß man einen anderen Namen fände für die Werke Richardsons, welche den Geist erheben, die Seele rühren, überall die Liebe zum Guten athmen, und die man auch Romane nennt. — Dieser Schriftsteller läßt kein Blut am Getäfel herunterfließen; er versetzt euch nicht in ferne Welten; bedroht euch nicht mit Wilden, die Menschen fressen; schließt sich nicht ein in die unterirdischen Höhlen des Lasters und verliert sich nie in den Luftraum der Zauberei. Die Welt, in der wir leben, ist seine Bühne;

1) Hettner, Geschichte der engl. Literatur. 3. Aufl. S. 461 ff. 2) I, 513 ff. 3) Oeuvres compl. V, 211—227.

der Gegenstand seines Dramas ist wahr; seine Personen sind leibhaftige Menschen; seine Charaktere sind mitten aus der Gesellschaft genommen; seine Zwischenfälle sind gemäß den Sitten aller gesitteten Nationen; die Leidenschaften, die er malt, sind dieselben, die ich in mir fühle; es sind dieselben Triebe, die sie bewegen, sie zeigen dieselbe Kraft, die ich an ihnen kenne; die Verirrungen und Seelenleiden seiner Helden sind die, die mich selbst unausgesetzt bedrohen; er zeigt mir den allgemeinen Lauf der Dinge, die mich umgeben. Ohne diese Meisterschaft würde die Illusion nur augenblicklich und der Eindruck schwach und flüchtig sein. Was ist die Tugend? Sie ist, wie man sie auch betrachten möge, eine Aufopferung des eigenen Selbst. Die Selbstaufopferung in Gedanken ist eine vorgefaßte Stimmung, sich in Wirklichkeit zu opfern. Richardson sät in die Herzen die Tugendkeime, die dort anfangs ruhig und müssig schlummern; sie bleiben im Verborgenen, bis eine Gelegenheit kommt, die sie weckt und zur Entfaltung bringt. Dann entwickeln sie sich: man fühlt sich zum Guten hingetragen mit einem Ungestüm, das man an sich nicht kannte. Beim Anblick des Unrechts fühlt man eine Empörung, die man sich gar nicht erklären kann. Woher kommt das? Das kommt vom Umgang mit Richardson, davon, daß man mit dem rechtschaffenen Manne gesprochen hat in Augenblicken, wo die Seele selbstlos der Wahrheit offen war. — Wenn für die Menschen die Ueberzeugung wichtig ist, daß unabhängig von jeder über dieses Leben hinausgehenden Erwägung, wir um glücklich zu sein nicht Besseres thun können, als tugendhaft sein, welchen Dienst hat dann nicht Richardson dem Menschengeschlecht geleistet?

Diese Wahrheit hat er nicht bewiesen, sondern fühlbar gemacht; in jeder Zeile gibt er dem Loose der unterdrückten Tugend den Vorzug vor dem triumphirenden Laster. Wer möchte Lovelace sein mit all seinen Vortheilen? Wer möchte Clarissa nicht sein trotz ihres Unglücks? — Menschen, eilt herbei von Richardson zu lernen, wie man sich mit den Leiden des Lebens versöhnt; kommt, zusammen wollen wir weinen über die unglücklichen Menschen seiner Dichtungen und wir werden sprechen: wenn das Schicksal uns überwältigt, so werden redliche Menschen doch auch weinen über uns. — Maler, Dichter, Alles was Geschmack und Edelsinn hat, leset Richardson; leset ihn ohne Unterlaß."

So hat auf einen der geistreichsten Menschen des achtzehnten Jahrhunderts ein Schriftsteller gewirkt, den heute nur noch der Fachmann liest. Der ungeheure Eindruck, den Richardsons Romane auf die gesammte lesende Menschheit übten, und den wir namentlich auch in Deutschland beobachten, kam her von jener Verbindung von Lebenswahrheit und Idealität, die nur große Schriftsteller zu treffen wissen. Sie überraschte hier um so mehr, als Richardson sich mit der Wahl seiner Stoffe durchaus auf ebener Erde hielt und in dem Alltagsleben des schlichten Bürgerhauses eine ganze Welt poetischer Motive entdeckte, die dort noch Niemand gesucht und denen jetzt Jeder aus eigener Erfahrung die Echtheit der Abkunft und die Treue der Wiedergabe bezeugen

mußte. Dem gesammten Dichten der Aufklärungszeit hat Richardson durch diese schöpferische That eine neue Richtung gegeben, und im Drama hat diese ihre reiffste, herrlichste Frucht getrieben. Vergessen sind heute die einst hochgepriesenen Romane deßhalb, weil sie in dem, was sie anziehend, ja unwiderstehlich machte, längst überholt, die Schattenseiten aber, die man ihnen damals verzieh, für unseren Geschmack unerträglich geworden sind. Der näselnde Kanzelton beständiger Moralpredigt ist uns heute ebenso widerwärtig wie uns die Tugendhaftigkeit verdächtig vorkommt, die sachkundig Buch führt über alle Schlingen der Verführung, die ihr gelegt werden (Pamela) und ein Engel in Mannesgestalt, dem Alles angeboren ist, was Andere erkämpfen müssen und der niemals sündigt, weil er keine Veranlassung dazu hat, erscheint uns ebenso unwahr als unpoetisch (Grandison). Auch wir lesen Romane nicht blos zum Zeitvertreib, aber die Belehrung, die wir darin suchen, finden wir eben in der Lebenswahrheit des Dargestellten selber und nicht in wässerigen Kathedervorträgen, die der Verfasser darüber ausgießt. Das Alles freilich, was unser heutiger Roman vor dem damaligen voraus hat, ist in der Schule Richardsons gelernt worden: aus der Nachahmung seiner Vorzüge und der Vermeidung seiner Fehler hat ein jüngeres Geschlecht die Kraft geschöpft, ihn zu ersetzen und zu überholen. Und der erste große Prosadichter, der durch sein Beispiel mächtig ergriffen und zu eignem Schaffen angeregt worden ist, war J. J. Rousseau. Er war noch Diderots Freund, als der rund heraus erklärte, wer Richardson nicht liebt, kann mein Freund nicht sein; er kannte und lobte Pamela, er sagte von der Clarissa: „noch nie ward in irgend einer Sprache ein Roman geschaffen, der der Clarissa nahe kam, geschweige sie erreichte;“[1]) die neue Kunstform des Romans in Briefen hat er unmittelbar von ihm entlehnt und obwohl er in den Bekenntnissen davon nichts sagt, dürfen wir in Richardson kühnlich den Wegweiser vermuthen, der ihm den Uebergang vom Liebesroman zum Tugendroman gezeigt und so die Herstellung des Einklangs zwischen seiner frühern und seiner jetzigen Richtung erleichtert hat.

Nur als Tugendroman, d. h. als Beitrag zur Erziehung eines neuen Geschlechts wollte Rousseau seine neue Heloïse gelten lassen und das Thema, das er darin behandelte, war neu, eigenartig, für das Frankreich jener Tage zeitgemäß und heilsam wie kein anderes. Das Thema Richardsons war die Mädchenunschuld im Kampf mit fremder Verführung (Pamela, Clarissa) oder eigener Leidenschaft (Miß Byron und Clementine von Porretta im Grandison). Das Thema Rousseaus war die **Heiligkeit der Ehe und die Läuterung des Weibes durch Gattentreue und Mutterliebe.**

Was Rousseau wollte, als in dem Natur- und Liebesrausch des Dichters der Ernst des Predigers wieder zu Worte kam, das sagt uns der lange 18.

1) Lettre à d'Alembert sur les spectacles, vgl. **Erich Schmidt**, Richardson, Rousseau und Goethe. Jena 1875, S. 80 ff.

Brief, den er im dritten Theil der Neuen Heloïse durch Julie an den fernen Geliebten schreiben läßt.[1]) Den kniefälligen Bitten des Vaters hat sie endlich nachgegeben, nach langem Seelenkampf will sie — nicht ihrer Jugendliebe entsagen, nein, nur heirathen — den Mann, der ihrem Vater einst das Leben gerettet hat, ihr selbst aber so gleichgiltig ist, wie der fremdeste aller Menschen. Der Hochzeitsmorgen kommt heran. „Im Augenblick, da ich im Begriff war, einem Andern ewige Treue zu schwören, schwur Dir mein Herz ewige Liebe und ich ward zum Tempel geführt wie ein unreines Opferthier, das den Altar besudelt, wo es geopfert werden soll.“ Diese Unterscheidung zwischen Ehe und Liebe war ja im vornehmen Frankreich ganz alltäglich, derart, daß man vom „Sacrament des Ehebruchs“ sprach und wohl auf den Gedanken kommen konnte, im Namen der Sittlichkeit — die Ehe zu verbieten, die zu einem Freibrief der Unsittlichkeit geworden war.

„In der Kirche angekommen, fühlte ich mich von einer Bewegung ergriffen, die ich nie empfunden hatte. Ich weiß nicht, welcher Schreck meine Seele befiel in dieser schlichten, hehren Halle, die ganz erfüllt war von der Majestät dessen, dem man darin dient. Ein plötzlicher Schauder schüttelte mir die Glieder; zitternd, einer Ohnmacht nahe, hatte ich Mühe mich bis zum Fuß der Kanzel zu schleppen. Während der Ceremonie wuchs meine Verstörung, statt sich zu mildern, und wenn sie mich die Dinge erkennen ließ, geschah es nur, um mein Entsetzen zu steigern. Das dämmerige Halbdunkel des Gebäudes, die tiefe Stille der Zuschauer, ihre andächtige, gesammelte Haltung, der lange Zug all meiner Verwandten, der imponirende Anblick meines verehrungswürdigen Vaters, Alles das gab dem Vorgang eine Feierlichkeit, die mich zur Andacht und zur Ehrfurcht rief und die mich hätte schaudern machen beim bloßen Gedanken an einen Meineid. Ich glaubte den Arm der Vorsehung zu sehen, die Stimme Gottes zu hören, als der Priester ernsten Tones die heilige Liturgie sprach. Die Worte der heiligen Schrift über die Reinheit, die Heiligkeit der Ehe, ihre züchtigen und erhabenen Pflichten, die so wichtig sind für das Glück, für die Ordnung, den Frieden, die Zukunft des Menschengeschlechts, und deren Erfüllung an sich so süß ist; das Alles machte auf mich solchen Eindruck, daß ich in meinem Innern einen plötzlichen Umschlag zu fühlen glaubte. Eine unbekannte Macht griff ein, um mich mit einem Schlag zu heilen von unreinen Begierden und meine Neigung in Einklang zu setzen mit dem Gebot der Pflicht und der Natur. Das ewige Auge, das Alles sieht, sagte ich zu mir selbst, liest jetzt auf dem Grunde meines Herzens; es vergleicht meinen verborgenen Willen mit der Antwort meines Mundes; Himmel und Erde sind Zeugen der heiligen Pflicht, die ich übernehme; sie werden auch Zeugen sein der Treue, mit der ich sie erfülle. Welches Recht wird unter den Menschen derjenige achten, der es wagte, das erste unter allen zu verletzen?

1) Oeuvres XII, 234—274. Insbes. S. 256 ff.

Ein zufälliger Blick auf Herrn und Frau d'Orbe, die ich neben einander sitzend mit gerührten Blicken auf mich schauen sah, erschütterte mich noch mächtiger als alles Andere. Liebenswürdiges und tugendhaftes Paar, seid Ihr weniger eins, weil Ihr die Liebe weniger genossen habt? Pflicht und Rechtschaffenheit knüpfen Euch zusammen: zärtliche Freunde, treue Gatten, nicht ergriffen von dem lodernden Feuer, das die Seele verzehrt, liebt Ihr Euch mit der reinen und süßen Empfindung, die sie nährt, die durch die Weisheit berathen und durch die Vernunft gelenkt wird; Euer Glück ist nur um so gediegener begründet. Ah! könnte ich in einem ähnlichen Bunde dieselbe Unschuld wieder erlangen und desselben Glückes theilhaftig werden. Habe ich es nicht verdient wie Ihr, so will ich mich seiner würdig machen nach Eurem Vorbild. In diesen Empfindungen gewann ich Hoffnung und Muth zurück. Das heilige Band, das ich knüpfen sollte, betrachtete ich wie einen neuen Zustand, der meine Seele läutern und all ihren Pflichten wiedergeben sollte. Als der Pastor mich fragte, ob ich Gehorsam und Treue geloben wolle dem, den ich zum Gatten nähme, da gab ich das Versprechen mit Herz und Mund. Ich werde es halten bis zum Tode." Wie Julie dies Gelöbniß hält, wie sie im Frieden des Hauses und einer idyllischen Natur den Frieden der Seele findet, wie die glückliche Mutter dem zurückkehrenden Geliebten Saint-Preux als eine Verwandelte entgegentritt und nun auch ihn zu verwandeln unternimmt, wie sie sich ins Wasser stürzt, um eines ihrer Kinder vom Ertrinken zu retten und in Folge davon stirbt, ihrer Pflicht getreu bis zum letzten Athemzuge — das ist der eigentliche Inhalt des umfangreichen Werkes, zu dem seine berühmtesten Capitel nur die Einleitung bilden sollten.

Um die öffentlichen Sitten eines Volkes zu bessern, sagt Rousseau in der „zweiten Vorrede" des Romans, muß man auf ihre Quelle zurückgehen. Man muß bei den häuslichen Sitten anfangen und hier kommt es schlechthin auf Väter und Mütter an.[1]) Die Wiedereinsetzung der Ehe in ihr heiliges Recht war der Gegenstand seines ersten, die Umbildung der **Erziehung** war der Gegenstand seines zweiten Romans: „Emil, oder von der Erziehung".

Von der Kunstform der Prosadichtung hat dieser noch weniger an sich als der erste und doch erweist sich Rousseau gerade in diesem als ein Dichter und ein Seher im höchsten Sinn. Das Beste dessen, was er hier vorträgt, hat er nicht selbst erlebt, sein Dichterauge hat es im Leben Andrer geschaut, sein Seherblick hat es aus fremder Erfahrung errathen. Vom Segen der Ehe und der ehelichen Geistesgemeinschaft wußte der aus eigner Erfahrung wenig, der mit einem durchaus unebenbürtigen Geschöpf in wilder Ehe lebte; aber noch weniger konnte von Kindererziehung der Vater wissen, der seine eigenen Kinder ins Findelhaus schickte und ohne Erkennungszeichen dort aufwachsen ließ, so daß er gar nicht erfahren konnte, was aus ihnen geworden war. Und eben diesem Manne war es gegeben, einem Geschlecht, das seine Kinder

1) Oeuvres XI, 32.

durch Leibrenten enterbte, durch Nichterziehung ihnen die Zukunft verdarb, mit hinreißenden Worten das neue Gebot zu verkünden: Liebt eure Kinder, das Beste was ihr könnt und habt, ist für eure Kinder gerade gut genug. Wir haben heute eine Kunst des Unterrichts und eine Wissenschaft der Erziehung. Die Pflege und Vervollkommnung beider hat der Kulturstaat unserer Tage im Wetteifer mit dem Humanismus unserer Gesellschaft seinen edelsten Aufgaben eingereiht. Das Alles beruht auf einer einzigen weltumgestaltenden Entdeckung und diese hat Rousseau gemacht, als er auf nie betretenen Wegen im Urwald unnatürlicher Verbildung den Edelstein der Kindesseele fand und seinen Fund mit einem Jubelruf begrüßte, der in Millionen Herzen begeistert wiederklang. Wie jeder großen Entdeckung war auch dieser eine Menge von Irrthum und Uebertreibung an die Wiege gebunden. Ihr Kern aber war unanfechtbar wahr und ihre innere Wahrheit hat alle Trübungen des äußeren Erscheinens siegreich überwunden. Wie war doch die Gesellschaft beschaffen und gesonnen, der dieses Evangelium zuerst gepredigt ward.

„Mögen die Mütter," ruft Rousseau im ersten Theile seines Emil aus, „geruhen, ihre Kinder selbst zu stillen, dann werden die Sitten sich von selber bessern, die Empfindungen der Natur lebendig werden in allen Herzen, der Staat sich neu bevölkern. Der Reiz des häuslichen Lebens ist das beste Gegengift für schlechte Sitten, die Kindersorgen, die man lästig findet, würden zur Wonne; sie machen Vater und Mutter einander nöthiger, einander theurer und knüpfen das eheliche Band fester und inniger. Wenn die Familie bei gesundem Leben ist, machen die häuslichen Sorgen die liebste Beschäftigung der Frau und die süßeste Freude des Mannes aus. So würde aus der Abstellung dieses einzigen Mißbrauchs bald eine allgemeine Reform entspringen und der Natur all ihre Rechte zurückgegeben werden. Mögen die Frauen endlich wieder Mütter werden und die Männer werden wieder Väter und Gatten sein."[1]) Von Kindeslächeln und Kindesthränen, von Kindesleid und Kindesluft, von jener ganzen Welt vorbildlicher Ereignisse, in der Eltern, Lehrer, Erzieher immer neu zu lernen haben, und niemals auslernen — von all dem hat Rousseau mit hinreißender Beredsamkeit gehändelt, überraschend neu, auch wo er die alltäglichsten Dinge bespricht, belehrend, anregend auch wo er nicht überzeugt oder geradezu in der Irre geht. Welcher fühlende Mensch könnte seinem Mahnruf widerstehen: „Liebt die Kindheit; fördert ihre Spiele, ihre Freuden, ihren liebenswürdigen Instinkt. Wer von euch hat sich denn nicht schon zurückgesehnt nach dem Lebensalter, wo auf den Lippen stets ein Lächeln schwebt und die Seele immer im Frieden ist? Warum wollt ihr den unschuldigen Kleinen den Genuß von Stunden rauben, die so rasch entfliehen und ein köstliches Gut entziehen, das sie nicht mißbrauchen können? Warum wollt ihr mit Leid und Kummer jene flüchtigen Jahre füllen, die den Kindern nicht wiederkehren und die auch ihr nicht zurückrufen könnt?

1) Oeuvres V, 42.

Väter, kennt ihr den Augenblick, wo der Tod eure Kinder erwartet? Bereitet euch keine Reue, wenn ihr sie der Spanne Zeit beraubt, die die Natur ihnen schenkt: sobald sie fühlen können die Freude, zu sein, laßt sie sie auch genießen, sorgt, daß zu welcher Stunde sie Gott abberufe, sie nicht sterben ohne das Leben gekostet zu haben."[1]) Die Liebe zur Kindheit, die Begeisterung für Bildung und Pflege des Kindesherzens hat Rousseau geweckt und von Pestalozzi an bis zu den Kindergärten und Turnplätzen unserer Tage ist sein Geist wirksam in Allem, was Unterricht und Erziehung unserer Knaben und Mädchen menschlich frei, natürlich und gesund gestaltet. Der schwärmerische Idealismus, der seitdem auf dem Brachfeld des Erziehungswesens rastlos thätig ward, ist seine eigenste und größte That; das unterscheidet ihn durchgreifend von seinem Vorgänger John Locke, auf den er oft Bezug nimmt. Der hausbackene Realismus, der in dessen Buch über Erziehung waltet, hat manche fruchtbare Einzelwahrheit gefunden, aber eine Wirkung auf die Welt hat er nicht geäußert; die Welt zu bewegen und hinter sich herzureißen ist nur den Idealisten, nicht den Verstandesmenschen gegeben. Im Großen, in seiner Wirkung aufs Ganze betrachtet, kann das Verdienst des Emil nicht hoch genug angeschlagen werden. Wir beeinträchtigen seine Geltung nicht, wenn wir nun auch von der Schattenseite eines Werkes reden, das doppelgestaltig und widerspruchsvoll ist wie sein Verfasser selbst.

Die Liebe zur Kindheit, der Gedanke, das Paradies ihrer unschuldigen Freuden zu schützen vor dem rauhen Luftzug des Lebens so lang als möglich, hat Rousseau zu einer Unterrichtsweise verleitet, deren Gefährlichkeit heute jedem Laien einleuchtet. Sie läuft im Grunde darauf hinaus, daß das Kind spielend lernen und nichts anderes lernen soll, als was sich spielend aneignen läßt. Der Drang, schon dem Knaben den Keim freier Mannesgesinnung ins Herz zu legen, der feste Entschluß, im kommenden Geschlecht die Zahl der Sclavenseelen nicht zu vermehren, von denen das gegenwärtige wimmelt, hat ihn zu einer Erziehungsweise geführt, deren erster Grundsatz lautet: „Aus dem Wörterbuch des Kindes sind die Namen Gehorchen und Befehlen gestrichen, noch mehr die Namen Pflicht und Verbindlichkeit."[2]) Der richtige Gedanke endlich, daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen könne, und um der richtigen Körperentwickelung willen jede vorzeitige Geistesüberbürdung vermieden werden müsse, hat ihn zu den Sätzen gebracht: „Haltet die Kindesseele müssig (oisive) so lang als möglich"[3]) und: „Indem ich die Kinder frei halte von allen Pflichten, entferne ich die Hebel ihres größten Elends, nämlich die Bücher. Das Lesen ist der Fluch der Kindheit und doch beinahe die einzige Beschäftigung, die man ihr zu geben weiß. Kaum in seinem zwölften Jahr wird Emil wissen, was ein Buch ist. Aber er muß doch, sagt man, lesen können. Das gebe ich zu. Er muß lesen lernen, wenn das Lesen ihm nützlich ist; bis dahin kann es ihn nur langweilen."

1) Oeuvres V, 112. 2) Oeuvres V, 135. 3) S. 146.

Was nun folgt, gibt von dem Pädagogen Rousseau in wenig Sätzen ein so treues Bild, daß wir sie unverkürzt hier folgen lassen:

„Wenn man von den Kindern nichts aus Gehorsam verlangen darf, so folgt daraus, daß sie auch nichts lernen können, von dem sie nicht den augenblicklichen und sofortigen Vortheil einsehen, möge er nun ihrem Vergnügen oder ihrem Nutzen dienen. Die Kunst, Abwesende zu sprechen und zu hören, die Fertigkeit, ihnen in der Ferne unsere Gefühle, unseren Willen, unsere Wünsche mitzutheilen, ist etwas, dessen Nützlichkeit jedem Lebensalter einleuchtend gemacht werden kann. Durch welches Wunder ist diese so nützliche, so angenehme Kunst zu einer Qual für die Kindheit geworden? Weil man sie zwingt, sie zu lernen wider ihren Willen und weil man sie verwendet zu einem Gebrauch, von dem sie nichts versteht. Ein Kind ist nicht sehr erpicht auf die Vervollkommnung des Werkzeugs, womit man es foltert; aber macht, daß dies Werkzeug ihm Vergnügen bereite und bald wird es sich daran halten ohne euch.

Man gibt sich große Mühe, die besten Methoden des Lesenlernens zu finden, man erfindet Pulte, Karten: man macht aus der Kinderstube eine Druckerwerkstatt. Locke will, daß man mit Würfeln lesen lehre. Ist das nicht eine herrliche Erfindung? Wie jämmerlich! Ein sichereres Mittel als alle jene, das man immer übersieht, ist die Lust am Lernen. Gebt dem Kind diese Lust, dann könnt ihr eure Pulte, eure Würfel dahinten lassen, jede Methode wird ihm recht sein.

Das augenblickliche Interesse, das ist die große Triebfeder, die einzige, die sicher und weithin leitet. Emil empfängt manchmal von Vater, Mutter, Verwandten, Freunden Einladungskarten zu einem Diner, einem Spaziergang, einer Wasserfahrt, oder irgend einem öffentlichen Fest. Diese Billets sind kurz, klar, rein, gut geschrieben. Man muß Jemand holen, der — sie ihm liest; dieser Jemand ist gerade nicht da, wenn man ihn braucht oder er vergilt irgend eine Ungefälligkeit, durch die ihn das Kind am Tag vorher geärgert hat. Die Gelegenheit, der Augenblick geht vorüber. Endlich liest man ihm das Billet, aber die Zeit ist verpaßt. Ach, wenn man nur selbst hätte lesen können! Man empfängt neue; sie sind so kurz, der Inhalt ist so interessant! Man möchte sie entziffern können; man bekommt bald Aushilfe, bald Ablehnung. Man zerbricht sich den Kopf und bringt endlich die Hälfte des Blättchens heraus: es handelt sich darum, morgen Creme zu essen ... man weiß nicht wo, nicht mit wem ... Welche Mühe gibt man sich, den Rest herauszubringen. Ich glaube nicht, daß Emil des Pultes bedürfen wird. Soll ich jetzt noch vom Schreiben sprechen? Nein, ich schäme mich, in einem Buch über Erziehung von solchen Lappereien zu reden.

Ich füge das eine Wort hinzu, das einen wichtigen Erfahrungssatz enthält: gewöhnlich erreicht man ganz sicher und ganz schnell, wonach man nicht gierig verlangt. Ich bin beinahe gewiß, daß Emil vor dem zehnten Jahr vollkommen wird lesen und schreiben können, gerade weil mir wenig daran

liegt, daß er es vor dem fünfzehnten Jahr könne. Aber lieber wäre mir, er lernte gar nicht lesen, als daß er es könne um den Preis alles dessen, was es ihm nützlich machen kann: was soll ihm das Lesen nützen, wenn man es ihm für immer verhaßt gemacht hat? Id imprimis cavere oportebit, ne studia, qui amare nondum potest, oderit, et amaritudinem semel perceptam etiam ultra rudes annos reformidet (Quintil. I, 1)."[1])

Aus diesen Sätzen, deren kennzeichnende Kraft durch jedes Wort der Widerlegung nur verlieren könnte, wird kein Mensch entnehmen, wie nun Emil sich die schwarze Kunst des Lesens und Schreibens schließlich aneignen wird. Nur das erkennt Jeder, nach Rousseaus Ansicht wird er sie ganz von selber lernen, wenn er's nur nicht so anfängt wie gewöhnliche Menschen, und in dieser einen Stelle malt sich nun das ganze Buch: Der Emil sucht mit unendlichem Aufwand von Geist, Phantasie und Beredsamkeit Antwort auf die Frage: wie kann man lernen ohne Arbeit? wie kann man ein guter Mensch werden, ohne zu wissen, was Pflicht und Gehorsam ist? Rousseau glaubte diese Antwort gefunden zu haben; wir aber finden, daß das Selbsttäuschung ist, wir sehen, die Fragestellung selbst ist falsch: Lernen ohne Arbeit ist eben unmöglich und ein guter Mensch kann der nicht werden, der nicht in der Schule des Gehorsams Pflichtgefühl und Pflichtübung gelernt hat.

Angeboren ist ihm von all dem nichts, auch nach Ansicht Rousseaus. Was ist aber dem Menschen wirklich angeboren und woran hat mithin die Erziehung anzuknüpfen, die nur von der reinen Menschennatur ihr Gesetz empfangen will?

Rousseau sagt: „Stellen wir als unbestreitbaren Grundsatz auf, daß die ersten Regungen der Natur immer richtig sind: im Menschenherzen gibt es keine ursprüngliche Verkehrtheit; es ist darin kein einziges Laster, von dem man nicht sagen könnte, wie und woher es hineingekommen ist. Die einzige dem Menschen natürliche Leidenschaft ist die Liebe zum eigenen Ich, die Eigenliebe im weiten Sinne. Diese Eigenliebe ist an sich oder mit Bezug auf uns gut und nützlich und da sie keine nothwendige Beziehung auf Andere hat, ist sie in dieser Hinsicht ihrer Natur nach indifferent: sie wird gut oder schlecht je nach der Anwendung, die man davon macht, und den Beziehungen, die man ihr gibt. Bis der Führer der Eigenliebe, d. h. der Verstand erwacht, muß also das Kind nichts thun, weil es gesehen oder gehört wird, mit einem Wort nichts mit Bezug auf Andere, sondern nur, was die Natur ihm vorschreibt und dann wird es nichts als Gutes thun."[2]) Für Rousseaus gesammte Anschauung von Welt und Menschen, Leben und Erziehung ist kein Satz bezeichnender als dieser, wir kennen ihn schon aus seinen Erstlingsschriften: der Glaube an das Gute in der Menschenbrust, an den natürlichen Adel unseres Geschlechts, der nur frei gemacht zu werden brauche von der

1) Oeuvres V, 198—200. 2) Emile II. Oeuvres V, 143.

Tünche falscher Bildung, ist der Inbegriff, der Kern seiner ganzen Weisheit und die Einseitigkeit dieses Glaubens ist der Grund aller Fehlschlüsse seiner Pädagogik. Die natürliche Eigenliebe des Einzelmenschen ist nach seiner Auffassung von Hause aus so edel angelegt, daß sie, wenn sie nur sich selbst überlassen bleibt, gar nicht auf Irrwege gerathen kann, daß vielmehr die ganze Erziehung auf die Eigenliebe des Zöglings begründet und von jener Alles fern gehalten werden muß, was sich aus dieser nicht von selbst ergibt. Von diesem festen Punkte aus kommt nun Rousseau zu einer Folgerung, welche die Hauptlehre seiner Rede über die Ursachen der Ungleichheit der Menschen[1]) geradezu auf den Kopf stellt. Um die Eigenliebe des Menschen zu entwickeln, fordert er, daß ihm frühzeitig der Begriff des Eigenthums beigebracht werde, des Eigenthums, das er früher geächtet hat als den Anfang all seines sittlichen Verderbens, das durch Verleugnung und Vergewaltigung der Menschennatur in die Welt gekommen ist. Und wie lernt Emil den Begriff des Eigenthums kennen? Durch eigne Arbeit. Er gärtnert, er bepflanzt ein Stück Land mit Bohnen und nimmt damit eine Besitzergreifung vor, „viel heiliger und achtbarer als die, welche Nuñes Balbao im Namen des Königs von Spanien in Südamerika vornahm, als er seine Fahne an der Küste des Südmeeres aufpflanzte". „Man kommt jeden Tag, die Bohnen zu begießen und sieht sie mit Wonne aufgehen. Ich steigere diese Freude, indem ich ihm sage, das gehört dir, und indem ich ihm auseinandersetze, was das Wort „Gehören" bedeutet, mache ich ihm bemerklich, daß er seine Zeit, seine Arbeit, seine Mühe, seine Person hier eingesetzt hat: daß in diesem Stück Land etwas von seinem Selbst enthalten ist, das er behaupten kann gegen Jeden, wer es auch sei, wie er seinen Arm aus der Hand eines Anderen herausziehen könnte, der ihn wider seinen Willen festhalten möchte."[2]) So ist Rousseau nachträglich aufgegangen, wo eigentlich die Wurzel des Eigenthums liegt; indem er nun aus der Arbeit das Recht des Eigenthums herleitet, wirft er die Lehre über den Haufen, die er früher über die Entstehung desselben aufgestellt, und bestätigt die Richtigkeit des Einwurfs, den wir dort schon gegen dieselbe erhoben haben.[3])

Emil treibt also Gemüsebau, lediglich um den Eigenthumsbegriff aus Erfahrung kennen zu lernen; später wird er veranlaßt, noch ein Handwerk zu lernen, weshalb? Nicht um des Handwerks selber willen, sondern „um die Vorurtheile zu besiegen, die es verachten".[4]) Weder an dieser noch an irgend einer andern Stelle kommt die Arbeit um ihrer selbst willen vor und darin entdecken wir nun den durchaus nicht zufälligen, sondern unvermeidlichen Grundfehler dieser ganzen Pädagogik.

Die Arbeit ohne Rücksicht auf Vergnügen oder Vortheil, auf mittelbare oder unmittelbare Frucht ist die erste Schule, in der der Mensch Pflicht d. h.

1) I, 509/10. 2) Emile II. Oeuvres V, 157. 3) I, 513. 4) Emile III. Oeuvres VI, 71.

Selbstverleugnung lernt, ohne daß er diese Worte zu hören bekommt und bevor er sie verstehen kann, wenn er sie hört. Aus diesem Grunde allein würden wir das Kind schon arbeiten lassen, ohne allzuängstliche Auswahl der Gegenstände, auch wenn wir zu glauben Ursache hätten, daß ihm die Fertigkeit in bestimmten Verrichtungen, der Erwerb bestimmter Kenntnisse für sein späteres Fortkommen ganz überflüssig wäre. Außer dem Genußtrieb, der nach Rousseau die ganze Kindesseele beherrschen soll, entdecken wir in ihr auch einen Arbeitstrieb, d. h. den angebornen Drang, von Geistes- und Körperkräften nicht blos zum Spiel Gebrauch zu machen und halten diesen für so naturgemäß, daß wir seine frühzeitig zweckvolle Beschäftigung als die größte Wohlthat betrachten, die wir dem Kinde erweisen können. Als den Genuß, der uns nie übersättigt und deßhalb immer genießenswerth bleibt, kennen wir selber nur den, der durch Arbeit verdient ist und zu neuer Arbeit geschickt macht, und wer den Segen, der in dem Wechsel von Genuß und Arbeit liegt, schon als Kind gekostet hat, der nimmt einen Schatz ins Leben mit, den ihm kein Unglück rauben und keine Philosophie ersetzen kann. Unglücklich alle die, die diese Art Glück erst zu spät oder gar nicht kennen lernen; wehe aber dem Pädagogen, der gegen die Faulheit seiner Pflegebefohlenen nicht rechtzeitig all die starken Mittel anwendet, die Rousseau aus dem Wörterbuch seines Emil gestrichen hat. Was dem „Empfindsamen" als Grausamkeit erscheint, das ist in Wahrheit die reinste Barmherzigkeit, denn es ist und bleibt nun einmal wahr, daß Müssiggang der Anfang aller Laster ist. Rousseaus Emil soll kein Müssiggänger sein, denn er treibt Landwirthschaft, Gärtnerei und lernt schließlich noch ein Handwerk dazu, dennoch wird er ein Müssiggänger werden, denn in dem, was er treibt, ist kein Zweck, der den ganzen Menschen erfüllt, zwischen seiner Hantierung und seinem Geistesleben ist kein Zusammenhang, der ihn bei der Arbeit festhalten könnte: ihm fehlt das Pflichtgefühl des Schaffens, das Keiner kennt, der nicht in der Arbeit die Arbeit selber lieben gelernt hat, das Gefühl der Pflicht fehlt ihm überhaupt.

Es ist ja ganz richtig, was Rousseau nicht müde wird zu wiederholen: das ewige Reden von der Pflicht taugt nichts, gerade so — fügen wir hinzu — wie auch das ewige Reden von der Tugend gänzlich zwecklos ist. Aber Emil hört nicht nur nie das Wort Pflicht, er lernt auch keine einzige Pflicht üben, wächst vielmehr in einer Lebensweisheit auf, die jede Pflichtübung, wie wir sie verstehen, ausschließt. Auf der weiten Erde liebt er keinen Menschen als sich selbst, im ganzen Umkreis seines Lebens sucht er nichts als sein persönliches Behagen. Pflicht aber ist der Inbegriff alles dessen, was wir nicht uns selbst, sondern Andern schuldig sind, was wir thun müssen, ob's uns behagt oder nicht behagt, was wir zu leisten haben um höherer allgemeiner Güter willen, unter Verleugnung, ja Aufopferung des eignen Selbst. Als die Blüthe der Erziehung im höchsten Sinn betrachten wir heute die Gesinnung, welche all solchen Pflichten willig entgegenkommt und ohne Bürger, denen diese Gesinnung vertraut ist, können wir uns ein Gemeinwesen überhaupt nicht denken.

Mit größter Spannung gehen wir deßhalb von Rousseaus Erziehungsplan über zu dem Bilde, das er sich vom besten Staat entworfen hat. Von Staat, Gesellschaft, Bürgerpflichten hat Emil nichts gehört und nichts gesehen und gerade deßhalb ist er ein so glücklicher Mensch. Welches mag der Staat sein, der so erzogene Bürger vertragen kann? Rousseaus Staatslehre ist enthalten in zwei Schriften, die eine ist der Discours sur l'économie politique, den er 1755 für die Encyclopädie geschrieben hat, und die andre das berühmte Buch: Contrat social ou principes du droit politique, das im Jahr 1762 in vier Büchern erschienen ist.[1])

Beide Schriften stehen in schroffem Widerspruch einerseits mit den Kernsätzen der „Rede über Ursprung und Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen"[2]) und andrerseits mit dem gesammten Geiste der Erziehung, welche Emil erhalten hat. Nach dem, was der discours von 1753 über die Entstehung des Eigenthums gesagt hat, sind wir nicht darauf gefaßt, schon im Jahr 1755 in einem neuen discours ganz unvermittelt und ohne jede Bezugnahme auf den frühern den Satz zu lesen: „Es ist gewiß, daß das Recht des Eigenthums das heiligste aller Rechte der Bürger ist und in gewisser Beziehung wichtiger als die Freiheit selbst, weil es unmittelbarer zum Lebensunterhalt gehört; weil Güter, die leichter zu entfremden und schwerer zu vertheidigen sind als die Person, auch durch größere Achtung geschützt werden müssen; weil endlich das Eigenthum die wahre Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft und die wahre Bürgschaft für die Erfüllung der bürgerlichen Verpflichtungen ist; denn wenn die Güter nicht einständen für die Personen, so wäre nichts leichter als sich seiner Pflichten zu entschlagen und die Gesetze zu verhöhnen."[3]) Und aus der Feder dessen, dessen Emil nie von Pflichten gegen Volk, Staat und Vaterland gehört, vielmehr gewöhnt worden ist, nur Pflichten gegen sein eigenes kleines Ich zu haben, erwarten wir nicht sieben Jahre vor Erscheinen des Emil die Worte zu lesen: „Es ist gewiß, daß die größten Wunder der Tugend vollbracht worden sind durch die Liebe zum Vaterland; diese süße und lebendige Empfindung, welche die Kraft der Eigenliebe mit der ganzen Schönheit der Tugend verknüpft, gibt ihr eine Thatkraft, die, ohne sie zu entstellen, die heldenhafteste aller Leidenschaften aus ihr hervorgehen läßt. Ihr entstammen so viel unsterbliche Thaten, deren Glanz unsere Augen blendet und so viel große Männer, deren antike Tugenden für Fabeln gelten, seit die Liebe zum Vaterland zum Gespötte geworden ist. — Wollen wir, daß die Völker tugendhaft werden, so müssen wir damit anfangen, sie ihr Vaterland lieben zu lehren."[4])

In dem discours von 1753 war, wie das Eigenthum aus Raub und Gewalt, so der Staat aus Lüge und Betrug hervorgegangen: jetzt im Jahre 1762 ist seine Grundlage ein Vertrag, also ein Rechtsgeschäft, das auf die

1) Beide im IX. Bd. der Oeuvres complètes. 2) I, 509. 3) S. 45.
4) S. 33/34.

natürlichste unanfechtbarste Weise von der Welt zu Stande kommt, nämlich durch einstimmigen Beschluß derer, die seine Bürger sein wollen; seine innere Einrichtung, seine Verfassung und Verwaltung aber beruht auf Gesetzen, welche der „allgemeine Wille" gibt und dieser allgemeine Wille übt von Rechtswegen einen Despotismus aus, bei dem einem Bürgerthum von Emils Erziehung Hören und Sehen vergehen würde.

Der Contrat social verwirft die Monarchie in jeder Gestalt und unter jeder Bedingung. Ein König, erblich oder gewählt, ist ein gemeinschädlicher Tyrann und kann nichts anderes sein, weil er eben König ist. „Selbst die besten Könige," sagt Rousseau ganz unbefangen, „wollen schlecht sein können, wann es ihnen beliebt und doch nicht aufhören die Herren zu sein. Ein politischer Sittenprediger mag ihnen zehnmal sagen, da die Kraft des Volks ja ihnen gehöre, so fordre ihr eignes Interesse, daß ihr Volk blühend, zahlreich, gefürchtet sei; sie wissen sehr gut, daß das nicht wahr ist. Ihr persönliches Interesse fordert an erster Stelle, daß das Volk schwach, elend sei und niemals widerstehen könne."[1]) In der eigentlich politischen Literatur Frankreichs sind wir noch keinem Satze begegnet, der sich an Furchtbarkeit mit diesem vergleichen ließe. Im Augenblick, da Rousseau mit den Ideen Staat und Eigenthum Frieden macht, spricht er über die verbreitetste aller Verfassungsformen lediglich auf Grund französischer Erfahrungen ein Verdammungsurtheil aus, von dessen Folgenschwere er gar keine Ahnung hat. Von ihm stammt die Weisheit der Fanatiker von 1793 her, deren Einmaleins mit dem Satze anfing: das Königthum ist an sich ein todeswürdiges Verbrechen.

Auch die parlamentarische Monarchie findet bei Rousseau keine Gnade, denn ein Parlament ist ein Sitz der Corruption, es beruht auf dem Gedanken der Volksvertretung und dieser ist ein Widersinn in sich selbst. „Sobald," sagt er, „der öffentliche Dienst aufhört, das Hauptgeschäft der Bürger zu sein und sie lieber mit ihrer Börse als mit ihrer Person zahlen, ist der Staat schon seinem Untergange nahe. Geht es zum Kampf, so bezahlen sie Truppen und bleiben zu Hause; geht es zum Rath, ernennen sie Abgeordnete und bleiben gleichfalls zu Hause. Mit Faulheit und mit Geld schaffen sie sich Soldaten, um das Vaterland zu unterjochen und Vertreter, um es zu verkaufen. — Das englische Volk hält sich für frei; es täuscht sich sehr; frei ist es nur während der Wahlen zum Parlament; sobald die Abgeordneten gewählt sind, ist es Sclave, ist es nichts. In den kurzen Fristen seiner Freiheit macht es davon einen Gebrauch, durch den es sich unwürdig macht, sie zu besitzen."[2])

Ein blinder Haß gegen die Monarchie an sich und eine ebenso blinde Verwechselung von Freiheit mit Souveränetät: das sind die beiden Hauptmerkmale der Staatslehre, welche Rousseau durch dies Buch dem jungen Frankreich eingeimpft hat. Ihre gemeinsame Wurzel ist die fanatische

1) Buch III, c. 6. (S. 161.) 2) Brief III, c. 15. (S. 191—193.)

Bewunderung der aus Plutarch entlehnten Wahngebilde von den Tugendrepubliken Sparta, Athen und Rom und den Wunderthaten ihrer Gesetzgeber Lykurg, Solon und — Numa.

Freiheit und Gleichheit ist nur in einer Bürgerschaft, in welcher jeder Bürger gleichen Antheil hat an der Staatsgewalt und von diesem Antheil auch täglich und stündlich Gebrauch macht. Damit das möglich sei, muß die Bürgerschaft wie im Alterthum auch, von allen Geschäften, die nicht den Staatsdienst angehen, durchaus frei sein. Diese Muße dankten die alten Republiken der Sclaverei. „Wie!" sagt Rousseau, „die Freiheit behauptet sich nur mit Hilfe der Sclaverei? Vielleicht, die beiden Extreme berühren sich. Alles, was nicht in der Natur begründet ist, hat seine Widersprüche (inconvénients) und die bürgerliche Gesellschaft mehr als alles Andere. Es gibt so leidige Lagen, wo man die eigene Freiheit nur retten kann um den Preis der Unfreiheit Anderer und wo der Bürger wahrhaft frei nicht sein kann, wenn der Sclave nicht im äußersten Wortsinn Sclave ist. So war die Lage in Sparta. Ihr Völker der Neuzeit habt keine Sclaven, aber dafür seid ihr selber Sclaven; die Freiheit dieser bezahlt ihr mit eurer eigenen. Rühmt euch dieses Vorzugs so viel ihr wollt; ich finde darin mehr Feigheit als Menschlichkeit."[1])

Volle Freiheit im antiken Sinn ist also in der Neuzeit, die keine Sclaven mehr kennt, unmöglich geworden. In welchem Sinne aber, und in welchem Maße Rousseau sie zu gründen und zu sichern für möglich hält in einem Staate, in welchem kein „Königthum der armen Leute" sich der Schwachen gegen die Mächtigen annimmt, in dem nicht einmal eine Volksvertretung für Gesetzgebung und Ueberwachung der Verwaltung vorhanden sein darf, in welchem nichts als der sogenannte „allgemeine Wille" herrscht, das aus den haarsträubenden Widersprüchen dieses Buches herauszuklauben, muß ich Andern überlassen, mir ist das nicht gelungen. Denn in allem dem, was hier vorgeschlagen wird, um den „allgemeinen Willen" zum einzigen Souverän zu erheben, vermag ich nichts als eitel Tyrannei zu erblicken, nichts als Waffen und Hebel eines Despotismus, der in der Sache derselbe bleibt, ob er von Demagogen oder gekrönten Häuptern ausgeübt wird, sittlich aber um so verwerflicher ist, je dreister er mit Redensarten von Volkswohl und Volkswillen um sich wirft.

Wie überall bei Rousseau fehlt es auch hier nicht an einleuchtenden Einzelwahrheiten, die aus diesem Munde doppelt überraschend klingen. Dahin gehört das Capitel, welches von dem Uebergang des Menschen aus dem Zustande der Natur in den des Staates handelt. „Dieser Uebergang," sagt Rousseau,[2]) „vollbringt in dem Menschen einen sehr bemerkenswerthen Umschwung, indem er in seinem Wandel den Instinkt ersetzt durch den Rechtssinn, und seinen Handlungen die Sittlichkeit verleiht, welche ihnen vorher fehlte. Erst dann, wenn in ihm durch die Stimme der Pflicht der physische Antrieb

1) Buch III, c. 15. (S. 195. 2. Buch I, c. 8. (S. 94 95.)

und durch das Recht die Begierde verdrängt wird, sieht sich der Mensch, der bis dahin nur an sich selber gedacht hat, gezwungen, nach andern Grundsätzen zu handeln und seine Vernunft zu fragen, bevor er seinen Neigungen folgt. In dem neuen Zustande verliert er viele Vortheile, die er von der Natur hat, aber er tauscht dafür so große Vortheile ein, seine Fähigkeiten üben und entwickeln, seine Ideen erweitern, seine Gefühle veredeln sich derart, seine ganze Seele erhebt sich zu solcher Höhe, daß er, wenn die Mißbräuche dieser neuen Stellung ihn nicht häufig uuter die Stufe, die er verlassen, herabdrückten, zeitlebens den glücklichen Augenblick segnen müßte, der ihn davon für immer losgerissen und aus einem blöden, stumpfsinnigen Thier ein denkendes Wesen und einen Menschen gemacht. — Was der Mensch durch den Gesellschaftsvertrag einbüßt, ist seine natürliche Freiheit und ein unbegrenztes Recht auf Alles, was er begehrt und erreichen kann; was er gewinnt, ist die bürgerliche Freiheit und das Eigenthum dessen, was er besitzt. Er gewinnt ferner die sittliche Freiheit, durch die der Mensch erst wahrhaft zum Herrn über sich selber wird; denn der Trieb der bloßen Begierde ist Sclaverei und der Gehorsam gegen das Gesetz, das man sich selbst gegeben hat, ist Freiheit." Wer hätte diese Verwerfung des thierähnlichen Naturlebens, diese Verherrlichung des Lebens im Staat von dem Verfasser des discours von 1753 erwartet? Aber es bezeichnet wieder seine Ueberschätzung der Macht des Staates, wenn er, wie offenbar der Fall, annimmt, daß es diesem gegeben sei, Leute, die wie sein Emil aufgewachsen sind, mit einem Schlag in andere Menschen umzuwandeln und Männern Gehorsam zu lehren, die als Kinder die schwere Arbeit des Gehorsams nie verrichtet haben.

Von der Natur der Staatsgewalt hat Rousseau offenbar viel richtigere Vorstellungen als Montesquieu und seine ganze Schule, wenn er von ihrer Gewaltentheilung sagt, sie komme ihm vor, wie wenn man einen Menschen in Stücke schneiden wolle, dem einen die Augen, dem andern die Arme, dem dritten die Beine und allen dreien nichts als dies zutheilen wolle.[1]) Aber wie ist nun die Einheit der Staatsgewalt beschaffen, die er zum Schutze der Freiheit aufrichten will?

„Wenn," sagt Rousseau, „der Staat oder die Stadt[2]) (cité) nur eine moralische Person ist, deren Leben beruht auf der Einheit ihrer Glieder, und wenn die wichtigste ihrer Aufgaben die Selbsterhaltung ist, so muß sie eine allumfassende Stoßkraft haben, welche jeden Theil auf die dem Ganzen heilsamste Art bewegt und stimmt. Wie die Natur jedem Menschen unbedingte Gewalt über alle seine Gliedmaßen gibt, so gibt der Gesellschaftsvertrag dem politischen Körper eine unbedingte Macht über die seinigen; und diese Macht eben ist es, welche geleitet durch den allgemeinen Willen den Namen

1) Buch II, c. 2. (S. 102.) 2) Dies ist bezeichnend. Der „Staat" Rousseaus ist nur als Einzelgemeinde, als politie im Sinne der Alten, insbesondere des Aristoteles, zu denken. Für einen Großstaat, der aus vielen Einzelgemeinden besteht, fehlt ihm jede Formel.

Souveränetät führt."[1]) — „Der allgemeine Wille ist immer richtig und zielt immer aufs allgemeine Beste ab, er kann also nicht irren.[2]) — Wer dem allgemeinen Willen nicht gehorcht, der wird durch die ganze Körperschaft dazu gezwungen werden, was aber nichts anderes heißt, als daß man ihn zwingt, frei zu sein, denn das ist die Bedingung, welche den Bürger, indem sie ihn dem Vaterlande hingibt, seiner ganzen persönlichen Freiheit versichert; eine Bedingung, welche das Kunstwerk und das Räderspiel der politischen Maschine ausmacht und den bürgerlichen Verpflichtungen allein ihre rechtliche Giltigkeit gibt, die sonst widersinnig, tyrannisch und den ärgsten Mißbräuchen unterworfen wäre."[3]) Jedermann sieht, hier kommt Alles an auf die Art, wie dieser allgemeine Wille erstens ermittelt und zweitens durchgeführt wird. Gibt es keine schlechthin unfehlbaren Mittel, um bei der Ermittelung den Irrthum, bei der Durchführung den Mißbrauch zu verhüten, so ist das Ganze theoretisch ein Hirngespinnst, praktisch ein Ungeheuer. Jeder Anlauf Rousseaus, solche Mittel zu finden, endet mit dem unwillkürlichen Beweise, daß sie unauffindbar, unmöglich sind. Und so läuft die Lehre von der untheilbaren und unfehlbaren Staatsgewalt im Namen des allgemeinen Willens lediglich auf einen neuen Despotismus[4]) hinaus, der sich von dem alten, außer durch den Namen, nur dadurch unterscheidet, daß er noch nicht erlebt, noch nicht erprobt worden ist. Der Terrorismus der Jacobiner hat im Jahre 1793/94 diese Probe gemacht.

Der Contrat social ist nächst Rousseaus Rede von 1753 so ziemlich das revolutionärste Buch, das bis dahin in Frankreich erschienen war. Gleichwohl ward die schwere Verfolgung, die ihn seit dem Sommer 1762 traf, nicht durch dies Buch veranlaßt, sondern durch den Emil oder vielmehr das „Glaubensbekenntniß des Vicars von Savoyen", das sich im vierten Buche des Romanes findet[5]) und dessen Grundgedanke sich in den kurzen Doppelsatz zusammenfassen läßt: „Wage Gott zu bekennen bei den Philosophen; wage Menschlichkeit zu predigen bei den Unduldsamen."[6]) Der Gottesbegriff, der hier entwickelt war, hatte allerdings mit der katholischen Lehre nichts zu schaffen und das Parlament zu Paris, das eben im frischen, fröhlichen Kreuzzug gegen die Jesuiten begriffen war, ersah sich die Gelegenheit, durch einen Bannstrahl wider einen Freigeist ein glänzendes Zeugniß seiner eignen Rechtgläubigkeit abzulegen. Bevor es am 6. August[7]) die Auflösung des Jesuitenordens verfügte, beschloß es am 9. Juni 1762 die Unterdrückung des Emil und die

---

1) Buch II, c. 4. (S. 107.) 2) Buch II, c. 3. (S. 104.) 3) Buch I, c. 7. (S. 93.) 4) Vgl. insbesondere das 8. Capitel des 4. Buches: De la religion civile, wo im Namen des Staatswohls ein bürgerliches Glaubensbekenntniß gefordert wird als Merkmal vorschriftmäßiger Bürgergesinnung: „Niemand kann verpflichtet werden, daran zu glauben, aber wer es nicht thut, wird ausgestoßen, non comme impie, mais comme insociable, comme incapable d'aimer sincèrement les lois, la justice et d'immoler au besoin sa vie à son devoir." S. 251. 5) Oeuvres VI, 221 ff. VII, 1 ff. 6) Oeuvres VII, 69. 7) S. S. 374.

Verhaftung seines Verfassers. Und was nun geschah, hatte nur deßhalb so ernste Folgen, weil die mächtige Sekte der Freidenker, die sonst keinen der Ihrigen fallen ließ, die Sache Rousseaus als ihre Sache nicht betrachtete.

Gegen die Preßverfolgungen des Parlaments, des Clerus und der Polizei gab es im alten Frankreich sehr einfache Schutzmittel, deren unverfrorene Anwendung für ein geheiligtes Recht der Nothwehr galt: der Verfasser nannte sich auf dem Titel niemals, in den Salons nahm er Beifall und Glückwünsche für sein Werk entgegen und, wenn er belangt ward, so leugnete er rundweg Alles ab. Dann ward sein Buch öffentlich verbrannt, was eine ausgezeichnete Empfehlung beim Publikum war, er selbst blieb unbehelligt und machte dabei noch sein Geschäft. Voltaire schrieb am 13. August 1762 an Helvetius: „Niemals muß man etwas unter seinem Namen drucken lassen: ich habe nicht einmal die „Pucelle" geschrieben. Mag Herr Joly de Fleury ruhig seinen Klageantrag stellen, ich werde ihm sagen, er sei ein Verleumder, er habe die Pucelle selbst geschrieben, die er heimtückischer Weise mir auf die Rechnung setzt."[1]) Nach diesem Grundsatz hat Voltaire zeitlebens gehandelt und sich vortrefflich dabei befunden. Aber wie er machten es auch alle Andern, die ruhig leben und schreiben wollten. Nur Rousseau machte es nicht so. Der „Bürger von Genf" hatte sich wie auf dem Titel der Neuen Heloïse, so auch auf dem des Emile und des Contrat social öffentlich genannt und wenn nun dafür nicht blos sein Buch, sondern auch ihn selber Ungelegenheiten trafen, so war das eben seine eigne Schuld.[2]) Woraus erwuchsen sie ihm aber? Aus einem religiösen Glaubensbekenntniß, durch das er sich von den Atheisten und Materialisten feierlich losgesagt hatte. War er den Zionswächtern nicht christlich genug, so war das wieder sein eignes selbstverschuldetes Unglück. Die Freidenker sahen keinen Grund sich seiner anzunehmen. „Wie hätten wir diesen Narren geliebt," schrieb Voltaire am 30. Juli 1762, „wäre er nicht ein falscher Bruder gewesen. Was war es doch für ein Blödsinn, die einzigen Menschen zu beleidigen, die ihm verzeihen konnten."[3])

Auf den Rath der wenigen Freunde, die ihm nach dem Bruch mit Diderot, Grimm u. s. w. noch geblieben waren, insbesondere des Herzogs von Luxemburg und des Präsidenten Malesherbes entschloß sich Rousseau zu fliehen, statt sich, wie er vorgehabt, dem Gericht zu stellen; auf der Fahrt kam er an den Häschern vorüber, die ihn abholen sollten; die erkannten ihn auch und — grüßten ihn mit freundlichem Lächeln, statt ihn festzunehmen.

---

1) Vgl. die Geschichte von Montesquieus Aufnahme in die Akademie. I, 459/60. 2) So urtheilt selbst ein Mann wie Turgot. In seinem Brief über Helvetius' Buch de l'Esprit sagt er: J. J. Rousseau — a été décrété par le Parlement; mais 1° c'est parce qu'il avait la manie de mettre son nom à Emile; 2° le parlement aurait été bien fâché de le prendre et si Rousseau eût voulu, il eût facilement évité cet orage en se cachant deux ou trois mois. Daire II, 798. 3) Vgl. St. Marc Girardin, Rousseau, sa vie et ses ouvrages. XIII. Revue des deux Mondes 1855. Nov.

Bis auf die Gerichtsboten herunter war schon das Gefühl gedrungen, daß die Vertheidigung des Bestehenden doch nichts sei als Gaukelei.

Die glücklichste Fügung, die diesem unglücklichen Menschen je zu Theil geworden ist, führte ihn, nachdem ihn Genf und Bern abgewiesen, in die preußische Grafschaft Neuenburg, d. h. in das Gebiet des einzigen Monarchen in Europa, an dessen Schutz ein Flüchtling dieser Art mit unbedingter Zuversicht Berufung einlegen konnte. Am 10. Juli war er in dem Dorfe Motiers, im Val de Travers angekommen, wo ihm Frau Boy de la Tour ein leerstehendes Haus zur Wohnung angewiesen hatte und sofort schrieb er an den Gouverneur, um seinen und des Königs Schutz zu erbitten.[1]) Gouverneur von Neuenburg war damals der greise Lord Georg Keith, der Freund des Königs, der Bruder des Feldmarschalls Jakob Keith, der bei Hochkirch gefallen war. Der „Bürger von Genf" kam nicht mit freiem Gewissen; ohne allen Grund hatte er den großen König im fünften Buch seines Emil als „Adrast König der Daunier" sehr schlecht behandelt und in seinem Gartenhause zu Montmorency unter dem Bildniß Friedrichs eine Inschrift angebracht, die keineswegs schmeichelhaft gemeint war. Aber der Republikaner rechnete auf eine königliche Gesinnung, von der die Republikaner in Genf und Bern nichts wußten, und er sollte sich nicht verrechnet haben. Er schrieb an Friedrich: „Sire, ich habe viel Uebles von Ihnen geredet und werde es vielleicht noch ferner thun. Dennoch, aus Frankreich, Genf, dem Canton Bern vertrieben, suche ich Zuflucht in Ihren Staaten. Vielleicht war es ein Fehler, daß ich das nicht von Anfang an gethan habe; dies ist einer der Lobsprüche, deren Sie würdig sind. Sire, ich habe von Ihnen keinerlei Gnade verdient und verlange keine, allein ich glaubte Ew. Majestät erklären zu sollen, daß ich in Ihrer Macht sei und darin sein wolle: Ew. Majestät kann über mich verfügen, wie es Ihr beliebt." In eben den hochaufgeregten Julitagen 1762, da der Staatsstreich der Kaiserin Katharina die ganze rettende Wendung wieder bedrohte, die Czar Peter III. eben erst für ihn herbeigeführt,[2]) fand Friedrich der Große Zeit und Stimmung, sich mit dem Schicksal dieses Flüchtlings zu beschäftigen: „Geben wir Zuflucht dem Unglücklichen," schrieb er am 29. Juli, eine Woche nach der Erstürmung der Höhen von Burkersdorf, dem Lord Keith und am 1. September fügte er in einem ausführlichen Briefe hinzu: „Ihr Brief über Rousseau, mein theurer Lord, hat mir viel Freude gemacht. Ich sehe, daß wir einer Meinung sind; man muß dem Unglücklichen zu Hilfe kommen, der nur darin fehlt, daß er absonderliche Ansichten hat, an deren Richtigkeit er aber glaubt. Ich werde Ihnen Einhundert Thaler zahlen lassen, von denen Sie ihm gütigst verabreichen werden, was er braucht. Ich glaube, daß er Naturallieferungen eher annehmen wird als Geld. Hätten wir nicht

1) Für alles Folgende, insbes. die Briefstellen, s. Dubois-Reymonds Festreden: Ueber das Nationalgefühl. Friedrich II. und J. J. Rousseau. Berlin 1879. S. 33 ff. 2) S. S. 332 ff.

Krieg, und wären wir nicht ruinirt, ich ließe ihm eine Einsiedelei in einem Garten bauen, wo er leben könnte, wie nach seiner Einbildung unsere Urväter gelebt haben. Ich erkenne, daß meine Ideen von den seinigen so verschieden sind, wo das Endliche vom Unendlichen; er würde mich nie überreden, Gras zu weiden und auf allen Vieren zu gehen." — —

Der Gouverneur handelte den Weisungen des Königs gemäß, er setzte Rousseau von den huldvollen Absichten des Königs in Kenntniß, bot ihm in Formen, die selbst für einen so empfindlichen Menschen nichts Verletzendes hatten, für seinen Haushalt Holz und Kohlen an und Rousseau fühlte sich von seiner Liebenswürdigkeit geradezu hingerissen. Aber er nahm nichts an, weder Geld noch Geldeswerth und konnte sich doch wieder nicht entschließen, mit dem Schutze des Königs zufrieden zu sein. Der „Bürger von Genf" sah sich bemüssigt, die Tugendhaftigkeit des Königs von Preußen auf die Probe zu stellen und diesen einer Lektion zu würdigen, für die er freilich nur einem großen Monarchen, keinem wie etwa Ludwig XV. Verständniß zutrauen konnte. „Sire," schrieb er ihm am 30. Oktober 1762, „Sie sind mein Beschützer und mein Wohlthäter und mein Herz ist für Dankbarkeit geschaffen: ich komme, Ihnen nach Kräften meine Schuld abzutragen. Sie wollen mir Brod geben? Aber haben Sie unter Ihren Unterthanen keinen, dem es fehlt? Entfernen Sie aus meinen Augen jenes Schwert, das mich blendet und verletzt; es hat seine Schuldigkeit nur zu sehr gethan und der friedliche Herrscherstab ist verlassen; die Bahn ist groß für Herrscher Ihres Schlages und noch sind Sie fern vom Ziel; aber die Zeit drängt und wenn Sie es erreichen wollen, haben Sie keinen Augenblick zu verlieren. Könnte ich Friedrich den Gerechten und Gefürchteten seine Staaten mit einem zahlreichen Volke bedecken sehen, dessen Vater er wäre! Dann käme J. J. Rousseau, der Feind der Könige, um auf den Stufen Ihres Thrones zu sterben."

Hätte Rousseau diesen Brief, wie er in seinen Bekenntnissen irrig sagt,[1]) nach dem Hubertsburger Frieden geschrieben, so wäre er sinnlos gewesen, denn da ruhten ja die Waffen schon: er hat ihn geschrieben in einem Zeitpunkt wo er unverschämt war; nämlich, als Friedrich die letzten Schläge that, um endgiltig zu behaupten, was er sieben schreckliche Jahre so heroisch vertheidigt hatte: am Tage vor diesem Briefe hatte Prinz Heinrich bei Freiberg die Reichsarmee aufs Haupt geschlagen. Aber Friedrich zürnte dem sonderbaren Schwärmer nicht. Am 26. November schrieb er dem Lord: „Ich habe Ihren Brief und den des philosophischen Wilden erhalten. Man muß gestehen, die Uneigennützigkeit kann man nicht weiter treiben als er; das ist ein großer Schritt zur Tugend, wenn nicht die Tugend selbst. Er will, daß ich Frieden mache: der gute Mann weiß nicht, wie schwer er zu erlangen ist und wenn er die Politiker kännte, mit denen ich zu thun habe, würde er finden, daß mit ihnen noch viel schwerer auszukommen ist als mit den Philo-

1) II. Buch 12. (Oeuvres XXXII, 23.)

sophen, mit denen er sich überworfen hat." Man sieht, Friedrich der Große vertrug den Männerstolz vor Königsthronen, auch wenn er sich heraus nahm, was ihm nicht zukam, die Empfindlichkeit dieses Königs hatte der empfindlichste aller Republikaner nicht zu fürchten; den Schutz aber, den er auf preußischem Boden fand vor katholischen und protestantischen Eiferern, vor gläubigen und ungläubigen, monarchischen und republikanischen Verfolgern konnte kein Staat der Welt ihm bieten: wurde es ihm aber doch zu unheimlich in der Nachbarschaft seiner Genfer und Berner Feinde, so konnte er sich nach Berlin selber flüchten oder sonstwo in den preußischen Staaten ein Asyl sich suchen, er war dazu berechtigt, seit Lord Keith ihm ein Naturalisationspatent zugeschickt und er dadurch in aller Form Rechtens Unterthan Sr. Majestät von Preußen geworden war.

Sein Unstern wollte, daß er es weder in Motiers aushielt, noch sich entschließen konnte, eine direkte Einladung nach Potsdam anzunehmen, von wo ihn der König unter den Refugiés in Französisch-Buchholz bei Berlin unterzubringen dachte. Das Verhängniß, das ihn von da ab unablässig verfolgte, kam zu einem guten Theile von der Verblendung her, die ihn abhielt, sich kurzer Hand in Preußen eine neue Heimath aufzuschlagen. Es ist, wie wenn der Republikaner der Schule hätte entfliehen wollen, in der zu lernen war, wie das Königthum der Arbeit und der Pflichttreue sich unterschied von dem Despotismus der Hoffart und der Willkür, dem Despotismus, dessen hassenswerthe Erscheinung ja die stärkste Empfehlung republikanischer Träume war.

V. Die Verschwörung der Bourbonen gegen die Jesuiten und die Aufhebung des Ordens.

„Gehe hin und siege, die schönste Krone Italiens wartet dein.“ So hatte Königin Elisabeth von Spanien ihrem siebenzehnjährigen Sohn Don Carlos geschrieben, als sie ihn, der durch ihre rastlose Fürsorge schon Herzog von Parma und Erbgroßherzog von Toskana geworden war, im Jahre 1733 aufforderte, das Königreich beider Sicilien zu erobern. Der glückliche Feldzug vom Frühjahre 1734[1]) krönte ihre Zuversicht mit vollständigstem Erfolg. Die herrlichen viel umstrittenen Lande, die einst der geniale Staufer Friedrich II. beherrscht, erhielten in König Karl seit zwei Jahrhunderten zum ersten Mal wieder einen Monarchen, der nicht durch Vicekönige[2]) sich vertreten ließ, und in dessen Minister Bernardo Tanucci einen Regenten, der ein Herz hatte für das Volk und Verständniß für die Aufgaben des weltlichen Staates. Von jeher war Neapel leicht zu errobern, aber schwer zu regieren gewesen. Die neue Herrschaft fand hier denselben Landesherrn vor, der überall geräuschlos zugegriffen und unaufhaltsam erobert hat, wo die Monarchie die Kraft nicht fand, die Feudalität zu entwurzeln. Dieser Landesherr war der Clerus. Allein im Königreich Neapel gab es gegen 120,000 Geistliche, nämlich 22 Erzbischöfe, 116 Bischöfe, 56,500 Weltpriester, 31,800 Mönche, 25,600 Nonnen. Bei einer Bevölkerung von 4 Millionen kamen so auf je 1000 Seelen 28 Geistliche, in der Stadt Neapel waren deren nicht weniger als 16,500. Die Güter der Kirche aber umfaßten, mit Ausschluß der Domänen, nach einer allerdings nicht zweifelfreien Berechnung zwei Drittel des gesammten Landesvermögens;[3]) die Uebermacht dieses Landesherrn wenn nicht zu brechen, so doch zu mäßigen, war die Lebensaufgabe jeder Verwaltung, die nicht gedankenlos von der Hand in den Mund lebte und an sie ist nun Tanucci mit einer in Italien damals noch nicht erlebten Entschiedenheit herangetreten.

Tanucci, im Jahre 1698 als der Sohn armer Eltern geboren, hatte sich durch Fleiß und Begabung noch in sehr jungen Jahren zu der Stellung des berühmtesten Advokaten von Toskana emporgearbeitet. Seit 1725 bekleidete

1) I, 191. 2) Ueber die Zeit der spanischen Vicekönige, siehe Reumont, die Carafa von Maddaloni. Neapel unter spanischer Herrschaft. Berlin 1851. 2 Bde. 3) Für die Regierung Karls von Bourbon, s. Coletta, Storia del reame di Napoli. 1834. I.

er an der Universität Pisa die Professur des Staatsrechts und in dieser Stellung lernte ihn Don Carlos kennen, als er im Frühjahr 1734 durch Toskana zog. Mit dem glücklichen Blick, mit dem er brauchbare Menschen von unbrauchbaren zu unterscheiden wußte, entdeckte dieser in Tanucci eine ausgezeichnete Kraft für die großen Aufgaben, denen er in Neapel entgegenging; er nahm ihn mit sich, ernannte ihn als König beider Sicilien zu seinem Staatsrath, zum General-Oberintendanten der Posten, schließlich zum Premierminister und hat Zeit seines Lebens diese Wahl nie bereut. Denn Tanucci war ehrenhaft und rechtschaffen durch und durch, voll Fleiß, Ernst und Entschlossenheit, und vor Allem Monarchist mit Leib und Seele; eine jener Beamtennaturen, die dem Staufer Friedrich II. vorschwebten, als er in der Blüthezeit geistlicher und weltlicher Feudalanarchie sich ein Beamtenthum aus lauter Laien bürgerlichen Standes schuf. Er war durchaus einseitig in seiner Bildung und Weltanschauung, viel mehr in Büchern, als im Leben heimisch, weit besser in Fragen des öffentlichen und privaten Rechts als in Sachen der Verwaltung zu Hause, aber seine Einseitigkeit lag gerade in der Richtung, in welcher hier die nothwendigste Roharbeit der Reform anzusetzen hatte. Man hat ihn spöttisch einen „Legisten" genannt und das war er auch, aber im guten Sinne; alle Vorrechte, welche in Neapel von Adel und Clerus in Anspruch genommen wurden, betrachtete er als Raub am Königthum, und das Königthum, das zurückforderte was ihm durch gewohnheitsmäßige Uebergriffe entfremdet worden war, als den Anwalt unveräußerlicher Rechte des Staates und der Nation. Der Rechtskampf wider die gemeinschädlichen Privilegien der Barone verstand sich für solchen Mann ebenso von selbst wie der wider die Ausnahmestellung der Kirche, ihrer Güter und Glieder.

Für das Wirthschaftsleben des Landes war der ungeheure, immer wachsende Umfang der Güter der todten Hand überaus verderblich; geradezu unerträglich war aber für den Staat, daß alle diese Güter nicht einen Deut zu den Steuern beitrugen, und daß diese Steuerfreiheit von weltlichen Gütern mit genossen ward, die mit geistlichen lediglich zu diesem Zweck in eine nicht leicht unterscheidbare Verbindung gebracht waren. Wie die Güter der Kirche steuerfrei, so war der Clerus dem weltlichen Richter unerreichbar, und jede Kirche, jede Capelle, jedes Kloster sammt Garten, ja jedes Haus oder Häuschen, das mit einem geistlichen Gebäude nur zusammengrenzte, hatte Asylrecht und bot jedem Verbrecher eine unnahbare Freistatt dar. Mit der Fülle ihrer „dinglichen, örtlichen und persönlichen Freiheiten" hatte hier die Kirche den Staat vollständig überwuchert und durchwachsen. All diese himmelschreienden Zustände ließ Tanucci durch einen Abbé Genovesi im Einzelnen schildern und die Nothwendigkeit der Abhilfe nachweisen. Aus der Bürgerschaft der Hauptstadt kamen Bittschriften in demselben Sinn und der König schickte den Monsignore Galliani nach Rom, um vom päpstlichen Stuhle eine Anzahl der unerläßlichsten Gewährungen zu verlangen. Während der jahrelangen Verhandlungen, die darüber begannen, starb Papst Clemens XII. hinweg und erst

dessen Nachfolger Benedikt XIV. ließ sich endlich zu einem Concordate willig finden, in welchem nicht unerhebliche Einschränkungen der herkömmlichen Kirchenfreiheiten zugestanden waren.

Der päpstliche Stuhl verzichtete auf die Steuerfreiheit der Kirchengüter: nach dem Concordat sollten die alten unter diesen die Hälfte der gewöhnlichen Abgaben, die neu erworbenen das Ganze entrichten. Eine Ausscheidung der zu Unrecht mit geistlichen vermengten weltlichen Güter sollte vorgenommen werden, das Asylrecht nur noch die Kirchen haben, und zwar einzig bei wenigen leichteren Vergehen, die Gerichtsbarkeit der Bischöfe ward eingeschränkt und um die Uebervölkerung mit Geistlichen hintanzuhalten, der Eintritt in den geistlichen Stand mit gewissen Erschwerungen verknüpft.

Von diesen Einräumungen, welche Rom rechtlich zugestanden hatte, ging die Regierung aus, um thatsächlich noch weit mehr durchzusetzen, und bei diesem Geschäfte der Rückeroberung staatlicher Rechte entwickelte der junge König selber eine Entschlossenheit, die Tanucci nichts zu wünschen übrig ließ. Päpstlichen Bullen, welche der König nicht genehmigt hatte, ward jede Rechtskraft abgesprochen, Kirchenstrafen, welche von Bischöfen über Unterthanen verhängt waren, weil sie Befehlen und Gesetzen des Königs gehorcht hatten, wurden für null und nichtig erklärt, der Spruch der weltlichen Gerichte gegen den Clerus mit unerbittlicher Strenge durchgeführt und geistlichen Verbrechern gegenüber nicht einmal das Asylrecht der Kirchen geachtet. Neue Gütererwerbungen der Kirche wurden verhindert und die Priesterweihen derart eingeschränkt, daß nicht mehr als zehn Geistliche auf 1000 Seelen kamen. Um aber endlich genau zu erfahren, was der Kirche und was den Laien gehörte, und so eine sichere Grundlage gerechter Besteuerung zu gewinnen, ward mit unendlicher Mühe und Arbeit ein Steuerkataster zu Stande gebracht, der zur Folge hatte, daß die Staatseinnahmen sich auf den dreifachen Betrag erhöhten und der ärmste Theil des Volkes fühlbar erleichtert wurde.

Am 10. August 1759 starb König Ferdinand VI. von Spanien[1]) und nun trat ein Fall ein, auf dessen ausgiebige Benutzung sich sein Stiefbruder Karl von Neapel mit großer Umsicht vorbereitet hatte. Sein Erbrecht auf Spanien, unter Verzicht auf die Krone beider Sicilien, war schon durch den Wiener Frieden von 1735 außer Zweifel gestellt; aber im Frieden zu Aachen waren seinem Bruder Don Philipp die Herzogthümer Parma und Piacenza unter dem Vorbehalt zugesprochen worden, daß wenn Karl auf den Thron von Spanien berufen und Philipp ihm auf dem von Neapel und Sicilien nachfolgen würde, die Herzogthümer Parma und Guastalla an Oesterreich zurückfallen, und das Herzogthum Piacenza, ausgenommen die Hauptstädte und den Bezirk jenseits der Nura, dem König von Sardinien abgetreten werden sollte. Diesen Vorbehalt aus der Welt zu schaffen und einem seiner eigenen Söhne beide Sicilien zu sichern, wenn er König von Spanien ward, hatte König

1) S. S. 317.

Karl mit großem Geschick das Bündniß benutzt, welches Oesterreich mit Frankreich gegen Preußen gestiftet und durch den Beitritt Spaniens zu erweitern gedachte. Es war ihm gelungen, ein Abkommen mit den beiden Großmächten zu Stande zu bringen, dem der König von Sardinien sich nicht zu widersetzen wagte; hiernach verzichtete Oesterreich auf sein Heimfallsrecht und Sardinien ward mit Geld entschädigt, wenn König Karl in Spanien auf den Thron gelangte und die Krone beider Sicilien einem seiner Söhne übertrug. In dieser Beziehung lag für Karl jetzt nur eine Schwierigkeit vor, das war die Persönlichkeit seines Erstgebornen, aber auch hier griff er mit einem raschen Entschlusse durch.

König Karl hatte sich im Jahre 1738 mit Maria Amalie, einer Tochter Augusts III. von Sachsen und Polen verheirathet und von dieser sechs Söhne und zwei Töchter erhalten. Der älteste Sohn war von Kindesbeinen an leiblich und geistig verkrüppelt. Die letzte That des Vaters, der Neapel nicht verlassen konnte, ohne ihm eine Regierung gegeben zu haben, mußte eine feierliche Erklärung sein, welche diesen unglücklichen Menschen von der Thronfolge ausschloß. Eine solche erfolgte am 6. Oktober 1759, als König Karl inmitten der Minister, der Großen des Reichs, und der Gesandten der fremden Höfe verkündigte, daß er die Krone beider Sicilien seinem noch minderjährigen dritten Sohne Don Ferdinand übertrage, während der zweite als Thronfolger in Spanien ihn dorthin begleiten werde. Von dem ältesten hieß es, eine von seinen Staatsräthen und von der Junta von Sicilien vorgenommene Untersuchung habe ergeben, daß derselbe „keine Spur von Urtheil, Geist, noch Ueberlegung" erkennen lasse, daß ihm jede religiöse Empfindung, jeder Gebrauch der Vernunft versagt sei, daß er auch nicht den leisesten Hoffnungsstrahl einer Besserung in der Zukunft darbiete. Die Verkündung seiner Thronfolgeordnung schloß der König mit folgenden Worten, die er an seinen Sohn Ferdinand richtete, indem er ihm seinen Degen übergab: „Ludwig XIV, König von Frankreich, gab diesen Degen Eurem Großvater Philipp V. Von ihm habe ich ihn und von mir erhaltet Ihr ihn. Zieht ihn nie, außer zur Vertheidigung Eurer Religion und Eurer Unterthanen." Nachdem der König eine Regentschaft unter Vorsitz des Marquis Tanucci eingesetzt, schiffte er sich noch am Abend dieses Tages mit seiner ganzen Familie, außer Ferdinand, nach Spanien ein, dessen Küste er schon nach vier Tagen erreichte und in dessen Hauptstadt er am 9. December seinen Einzug hielt.

Das höchst entschiedene, aber auch sehr unglückliche Eingreifen Karls III. in den siebenjährigen Krieg haben wir schon kennen gelernt.[1]) Hier beschäftigt uns nur noch sein inneres Walten,[2]) das, Dank der Umsicht des Finanzministers Squilace, durch den ganz verfehlten Krieg gegen Portugal und

1) S. S. 318 ff. 2) Coxe, Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon. III. — Rosseeuw-St. Hilaire, Hist. d'Espagne. XIII.

England nur sehr wenig beeinflußt worden ist. Die neue Verwaltung brachte fertig, was noch keiner früheren gelungen war: ohne Steuererhöhung verzinste sie die Staatsschuld mit 6% Jahr für Jahr, ohnmächtig aber war sie gegenüber den Folgen von drei schlechten Ernten und gegen nationale Vorurtheile, in deren Behandlung sie zu deutlich verrieth, daß sie unspanisch war.

Der König selbst, in Madrid geboren und aufgewachsen, war, seit seinem fünfzehnten Lebensjahre Spanien und seiner scharf geprägten Eigenart entrückt, in Italien ein Italiener geworden und nachdem er in Parma als Herzog, in Neapel als König jenes Lebensalter erreicht hatte, in dem man sich nicht mehr ändert, mit 43 Jahren als ein Fremder in die fremdgewordene Heimath zurückgekehrt. In Italien hatte er keinen Spanier zum Minister gehabt, in Spanien hatten zwei Italiener, Grimaldi und Squilace, sein unbegrenztes Vertrauen; auch im persönlichen Leben waren Neapolitaner sein liebster Umgang, und die unbändige Leidenschaft, mit der er aller Geschäfte vergessend, den Freuden der Jagd oblag, trug nicht wenig zur Verschärfung des Druckes der ministeriellen Fremdherrschaft bei. Squilace, ein Emporkömmling von ganz dunkler Herkunft, aber eine Arbeitskraft allerersten Ranges, lachte des Geschreies, das jede seiner Maßregeln begrüßte, denn er hatte ein gutes Gewissen und durfte mit Fug und Recht seinen Freunden sagen: „der König kennt mich, ich kenne den König, seid also ohne alle Sorge." Mit unerbittlicher Strenge schritt er gegen die Banditen ein, die in Spanien noch keineswegs für Verbrecher galten; er lichtete das Dunkel, in dem sie bisher ihr Unwesen getrieben, indem er die Straßen von Madrid mit mehr als 5000 Laternen beleuchtete, er verbot das Tragen verborgener Waffen und vergriff sich endlich ohne Scheu sogar an dem Heiligthum einer Nationaltracht, deren Eigenthümlichkeit darin bestand, daß sie jede Unterscheidung eines Straßenräubers von einem anständigen Menschen unmöglich machte.

In dem ungewöhnlich strengen Winter 1765/66 hatte die ärmere Bevölkerung von Madrid unter Kälte und Theuerung schwer gelitten; die Stimmung war schon eine sehr erregte, als am 11. März 1766 eine königliche Verordnung erschien, welche allen Einwohnern der Stadt ohne Unterschied des Standes unter Androhung von Gefängniß- und Geldstrafen befahl, die langen Mäntel (capas) und die runden Schlapphüte (sombreros, gachos) abzulegen, die ersteren sollten gekürzt, die letzteren durch dreieckige Hüte ersetzt werden. Da diesem ganz unerhörten Befehl zunächst Niemand gehorchte, wandte die Polizei ähnliche Mittel an, wie sie einst Peter der Große angewendet, um seinen ungeschlachten Moskowitern die langen Bärte und die weiten Gewänder abzugewöhnen. Von Schneidern begleitet griffen die Alguazils die Leute auf der Straße auf und schleppten sie in den ersten besten Hausflur: dort wurde ihnen der Mantel mit der Scheere kurz geschnitten und die Hutkrempe dreispitzig in die Höhe geheftet. Bald mußten den Alguazils Soldaten folgen, um sie vor der Volkswuth zu schützen; wo diese sich einzeln antreffen ließen, wurden sie auf der Stelle todt geschlagen. Das

Dekret des Königs ward von allen Mauern herabgerissen und durch Anschläge ersetzt, welche die Spanier zu den Waffen riefen, um ihre alten Sitten und ihre nationale Tracht zu vertheidigen. Am 23. März erfolgte der Ausbruch.

Es war Palmsonntag, als sich das niedere Volk von Madrid in allen Theilen der Stadt zur selben Stunde mit demselben Rufe erhob: „Hoch Spanien! Hoch der König! Nieder mit Squilace!" Soldaten und Polizei unwiderstehlich hinwegschwemmend, wälzte sich ein Strom bewaffneter Menschen nach dem Hotel des Ministers, der selber abwesend war und dessen Gattin gerade noch Zeit hatte, mit ihren Juwelen in ein Kloster zu flüchten. In wenig Augenblicken war das Gebäude überfluthet, alles Mobiliar zerschlagen, die Gemälde zerschnitten, Werthsachen aller Art zum Fenster hinausgeworfen und auf dem Platze verbrannt. Von da ging es durch die Straßen, wo die Laternen eingeschlagen, den Vorübergehenden die Hüte heruntergekrempelt wurden, nach dem Palast Grimaldis, dem man die Fenster einwarf, sonst aber keinen Schaden that. Ueberall wurden die Soldaten entwaffnet, die verhaßten Wallonen aber ohne Erbarmen niedergemetzelt. Auf einem Scheiterhaufen, den man in Eile auf der Plaza mayor errichtet, wurde ein Bild Squilaces feierlich den Flammen übergeben. So verging der erste Tag der Empörung. Am zweiten Tag, dem 24. März, rückte das Volk unter blutigem Straßenkampf mit den Truppen, die überall erlagen, vor den Palast des Königs selbst, und verlangte mit Ungestüm den Kopf Squilaces, der sich dort verborgen hielt. Vermittelungsversuche der Herzoge von Medinaceli und von Arcos waren fruchtlos, und als am Abend an der Spitze der Volkshaufen ein Mönch mit dem Crucifix in der Hand erschien, um dem König das Ultimatum der siegreichen Revolution zu überbringen, da entschloß sich dieser nachzugeben; er bewilligte die Entlassung Squilaces, gab die Hüte und Mäntel frei, und gewährte Amnestie den Rebellen. In der Nacht aber entfloh er mit seiner ganzen Familie nach Aranjuez und bei dieser Kunde brach die Meuterei von neuem aus, denn man glaubte, der König sei entflohen, um sein nur mündlich gegebenes Versprechen nicht halten zu müssen. Und erst als der König von Aranjuez aus in einer schriftlichen Botschaft den von dem Bischof Diego de Rosas, dem Vorsitzenden des Stadtrathes, formulirten Volkswünschen volles Genüge gethan, kehrte Ruhe, Ordnung und Gehorsam zurück. Mit schwerem Herzen trennte sich der König von einem Minister, mit dem er, wie er sagte, im Nothfalle sein letztes Stück Brod getheilt hätte; eine Abtheilung Reiterei brachte Squilace nach Kartagena, wo er sich nach Neapel einschiffte. In Sicilien schlug er seinen Wohnsitz auf und sechs Jahre später schickte ihn Karl als seinen Botschafter nach Venedig.

Die schrecklichen Märztage, wo sein Volk, von unbekannten Führern geleitet, ihm das Gesetz gegeben und die Majestät durch die Straßen geschleift hatte, vergaß der König nicht; der geheimen Nebenregierung auf die Spur zu kommen, von der er in so beschämender Wehrlosigkeit überfallen und ver-

gewältigt worden war, berief er einen der ausgezeichnetsten Staatsmänner seines Landes, den Grafen Aranda nach Madrid, der bisher als Generalcapitän in Valencia gewaltet hatte und früher Botschafter in Polen gewesen war.

Dieser, einer der freisinnigsten Granden des stolzen Adels von Aragonien, jetzt 47 Jahre alt (geb. 18. December 1718), ging mit ausgezeichneten Rechtsgelehrten wie Campomanes, Moniño, Figueroa an die Arbeit einer Untersuchung, die im tiefsten Geheimniß zu überraschenden Ergebnissen und noch überraschenderen Entschlüssen führte. Als die letzteren ans Licht getreten waren, sagte König Karl zu dem französischen Botschafter Marquis d'Ossun: er gebe ihm sein Ehrenwort darauf, daß er nie persönliche Abneigung gegen die Jesuiten empfunden habe, vielmehr habe er Vorschläge, die ihm wider sie gemacht worden, zu wiederholten Malen zurückgewiesen. Seit 1759 hätten ihn treue Diener gewarnt vor den Umtrieben dieser Geistlichen, die nicht aufhörten, seine Regierung, seinen Charakter und sogar seinen Glauben zu verunglimpfen; er aber habe den Ministern geantwortet, die das thäten, müßten entweder in Vorurtheilen befangen oder schlecht unterrichtet sein. Die Empörung von 1766 habe ihm die Augen geöffnet: von den Jesuiten sei sie angestiftet worden, dessen sei er gewiß, die Beweise dafür lägen in seiner Hand, mehrere Leute des Ordens seien verhaftet worden, wie sie Geld unter die Gruppen austheilten: nachdem sie das Bürgerthum durch Verleumdung gegen die Regierung aufgehetzt, hätten sie nur auf ein Signal gewartet. Die erste Gelegenheit habe ihnen genügt, die kindischesten Vorwände seien ihnen recht gewesen: hier die Form eines Mantels oder eines Hutes; dort die Unterschleife eines Intendanten, die Schurkereien eines Corregidore. Das Unternehmen sei mißlungen, weil der Ausbruch schon am Palmsonntage erfolgte. Der eigentliche Plan sei gewesen, am Gründonnerstag während des Gottesdienstes den König am Fuß des Kreuzes zu überrumpeln, zu umringen und ihm so, wenn auch nicht ans Leben zu gehen, doch Gesetze vorzuschreiben. Das hätten die Ermittelungen seiner unbestechlichsten Beamten und besten Richter ergeben; wenn er sich überhaupt einen Vorwurf zu machen habe, so sei es der, daß er diesen gefährlichen Körper zu lange geschont habe. Mit einem Seufzer fügte er hinzu: „zu tief habe ich in die Sache hineingesehen".[1])

So ward derjenige katholische Monarch, den kein Parlament vorwärts trieb und für den weniger als irgend einen Anderen das Beispiel Pombals Verlockendes hatte, zu einem Gewaltstreich geführt, der durch die Art seiner Vorbereitung und Durchführung Alles hinter sich ließ, was bisher in Portugal und Frankreich gegen den Orden geschehen war. Auf den Rath des Grafen Aranda ward dem Papste kein Wort gegönnt in dieser ganzen Sache, und nicht die leiseste Andeutung dessen, was bevorstand, verlautbaren gelassen.

---

1) Depeschen d'Ossuns an Choiseul bei Saint-Priest, Histoire de la chute des jésuites au XVIII. siècle. Paris 1844. S. 59/60.

Im tiefsten Geheimniß ward ein Gesetz ausgearbeitet, das in der Stunde seines Erscheinens selbst durch unwiderruflich vollzogene Thatsachen ganze Arbeit schaffen sollte. Darin war der Jesuitenorden in der ganzen spanischen Monarchie aufgehoben, jeder einzelne Jesuit zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt und gleichzeitig jede öffentliche Erörterung dieses Gesetzes auf der Kanzel, in der Presse u. s. w. als ein dem Hochverrath gleich stehendes Verbrechen untersagt, „weil es Privatleuten nicht zukommt, die Willensmeinungen des Souveräns zu richten und zu deuten". In dem Augenblick, da dieses Gesetz erschien, sollte ein einfacher Courier nach Rom abgehen, um dem Papst Clemens XIII. ein Schreiben des Königs zu überbringen, in dem das Geschehene als geschehen angezeigt war. Nach diesem Plan ward verfahren.

An demselben 2. April 1767 öffneten zur selben Stunde in Spanien, in Nord- und Südafrika, in Asien, in Amerika, auf allen Inseln der Monarchie, die Statthalter der Provinzen und die Alcalden der Städte Pakete, die unter dreifachem Siegel die Befehle des Königs enthielten. Ihr Inhalt besagte gleichlautend: sofort die Häuser der Jesuiten mit Bewaffneten zu umstellen, die Ordensgeistlichen festzunehmen und binnen vierundzwanzig Stunden nach einem bestimmten Hafen zu verbringen, wo dieselben sich ohne Weiteres einzuschiffen hatten. Nach dem Hergang in Madrid können wir uns die ganze Maßregel veranschaulichen. Hier wurden schon in der Nacht des 31. März die sechs Collegien der Jesuiten durch Truppen und Polizei umstellt und in jedem derselben der Rector aufgefordert, die Insassen zu versammeln. Nachdem diese im Refektorium erschienen waren, wurde ihnen der Befehl des Königs verlesen und in aller Form mitgetheilt. Dann durfte jeder ein Brevier, Wäsche, Chocolade, Tabak und etwas Geld an sich nehmen, nachdem er über die Summe einen Schein ausgestellt. Nach Schließung der Thore wurden die Gefangenen in Abtheilungen von sechs Mann an den Ort geführt, wo die Wagen für den weiteren Transport auf sie warteten. Von Dragonern geleitet, fuhren dann die Wagen nach der Küste zu, und das Alles ging so glatt und pünktlich von Statten, daß in der Stadt von dem ganzen Vorgang nicht eher etwas bekannt wurde, als bis kein einziger Jesuit mehr darin war.

Genau wie in Madrid ward in den Provinzen verfahren und so sammelte sich in den nächsten Tagen eine ganze Flotte, die mit 6000 Priestern jedes Alters befrachtet nach Civita-Vecchia segelte, um dort ihre Ladung ans Land zu setzen. Aber der päpstliche Gouverneur, der keine Weisungen hatte, verbot die Landung und der Papst bestätigte das Verbot, weil, wie er sagte, wenn alle katholischen Mächte es so machen wollten, sein Land zu klein und sein Schatz zu arm sein würde, um all diese Ankömmlinge zu unterhalten. Nach einer langen schrecklichen Irrfahrt, während deren viele der Jesuiten erkrankten und starben, ward der spanischen Flotte endlich von Choiseul gestattet in Corsica zu landen, wo die Unglücklichen unter den ärgsten Entbehrungen, unter den elendesten Verhältnissen bleiben mußten, bis endlich der Papst sich zu einem Abkommen herbeiließ, kraft dessen sie mit einer spanischen

Pension von einem Frank für Tag und Kopf, in seinen Staaten sich niederlassen durften.

Für sein Vorgehen gegen die Jesuiten hatte Karl III. von Niemand Rath genommen, als von Aranda und sich selbst; insbesondere Choiseul, der an der ganzen Sache viel später erst Theil genommen hat, als die Jesuiten damals ausgesprengt haben, hat von dem Gewaltstreich des 2. April nicht das Mindeste vernommen, bevor er zur unbeschreiblichen Ueberraschung von ganz Europa geschehen war. Erst von diesem Zeitpunkt ab griff er selber thätig ein, aber auch jetzt nur unter dem immer stärkeren Druck des Pariser Parlaments. Die Jansenisten sagten sich ganz richtig: eine Vertreibung der Jesuiten aus einzelnen Ländern ist halbe Arbeit; ein Ministerwechsel, eine Despotenlaune, vielleicht durch Weiberränke veranlaßt, kann ihre Rückkehr bewirken und damit ein wahres Schreckensregiment des Hasses und der Rachsucht entfesseln: nur die Aufhebung des ganzen Ordens verbürgt, daß die Vertriebenen nicht wieder kommen. Choiseul aber, der die Jesuiten durchaus nicht haßte, erblickte nach Allem was geschehen war, in der Aufhebung des Ordens geradezu einen Schutz seiner Glieder vor persönlicher Mißhandlung und Verfolgung. Ward der Orden als kirchlich-politischer Körper aufgehoben und traten die ehemaligen Jesuiten in den Stand der Weltgeistlichkeit über oder kehrten sie in den Schoß ihrer Familien zurück, so fiel jeder Grund zu Barbareien hinweg, wie sie bisher durch gemeinsames Verschulden der Höfe und der Curie eingetreten waren. Aus Barmherzigkeit gegen die Einzelnen empfahl sich möglichst schleunige Zerreißung des Verbandes, für den in der katholischen Welt keine Stelle mehr war. In diesem Sinne wandte sich Choiseul schon im Mai 1767 an den König von Spanien[1]) und war nicht wenig überrascht, als er hier auf Widerspruch stieß. Karl III. hatte nur den Hausfrieden Spaniens wahren wollen gegen einen Bewohner, der ihn störte; keineswegs war er gemeint, eine Aufhebung des ganzen Ordens zu fordern, die der Papst sicher verweigern würde; das wäre dem strenggläubigen Katholiken wie ein Brandopfer vorgekommen, das er den Freigeistern und Gottesläugnern darbrachte. Um ihm auch über diesen Graben hinüberzuhelfen, bedurfte es eines neuen Ereignisses, das außerhalb jeder verständigen Berechnung lag.

Dem Beispiel Spaniens folgend hatte Tanucci die Jesuiten auch aus Neapel vertrieben. In der Nacht des 3./4. November 1767 waren alle Häuser, Klöster, Schulanstalten des Ordens im ganzen Königreich von Gensdarmen besetzt, die Ordensleute nach der Küste gebracht und nach Terracina eingeschifft worden. Ein Gleiches hatte die Regierung des jungen Herzogs von Parma[2]) vor, die ohnehin mit dem päpstlichen Stuhl in offenem Streite lebte. Papst Clemens XIII. vergoß Thränen des Schmerzes und der Entrüstung; dem

---

1) Depesche an d'Ossun Marly 11. Mai 1767 bei Saint-Priest S. 71/72.
2) Ferdinand I., der 1765 seinem Vater Philipp gefolgt war.

mächtigen König von Neapel, Ferdinand IV., konnte er freilich so wenig anhaben als dem König von Spanien, aber an dem kleinen Herzog von Parma glaubte er straflos Rache nehmen zu können. Am 30. Januar 1768 erließ er an diesen ein Monitorium, in welchem er ihn wie seine Minister mit dem Kirchenbann bedrohte, wenn sie ihre kirchenfeindlichen Dekrete nicht zurücknähmen. Dabei berief er sich auf die von allen katholischen Mächten verworfene Bulle in coena domini und bezeichnete sich als den wahren Landesherrn von Parma, da dasselbe ein altes Lehen des päpstlichen Stuhles sei, auf das derselbe niemals verzichtet habe.[1])

Das war mehr als man in Paris und Madrid erwartet hatte und ertragen konnte. Choiseul war Feuer und Flamme, er eilte zum König und faßte ihn an der einzigen Stelle, an der diesem unerschütterlichen Phlegma beizukommen war, an seinem Bourbonendünkel. Ein Rezzonico, sagte er, der Sohn eines Krämers von Venedig, vergreift sich an einem Enkel des heiligen Ludwig. „Wenn der Papst mit dem Infanten Händel auszutragen hatte, mußte er sich nicht an den Hof von Frankreich wenden? Nach solchem Frevel hätte Ludwig XIV. den Cardinal Torregiani kommen und mitten in der Galerie von Versailles um Verzeihung bitten lassen. Sein Nachfolger wird minder harte, aber nicht minder wirksame Mittel ergreifen. Er wird Clemens XIII. auffordern, sein Monitorium zurückzunehmen, und wenn der Papst binnen acht Tagen mit einer Weigerung antwortet, so werden die Botschafter der beiden Könige Rom verlassen und die Nuntien aus Versailles und Aranjuez fortgewiesen werden." Im Sinne Choiseuls beschloß das Parlament, das neue Breve zu unterdrücken.

Ganz ebenso war der Eindruck am Hofe Karls III. Einer außerordentlichen Versammlung seiner Räthe, die er in höchster Erregung am 21. Februar zusammenberief, um die in dem Infanten ihm selber widerfahrene Schmach zu rächen, schlug er die Abberufung der Botschafter vor. Aber Aranda machte dagegen geltend, die Abreise der fremden Gesandten würde dem Papste gerade willkommen sein: ihr Verbleiben sei nothwendig in dem vielleicht nahe bevorstehenden Fall eines Conclave; wenigstens müßten sie erst auf einen Widerruf jenes Monitoriums dringen und wenn der Papst widerstrebe, ihm drohen mit der Besetzung von Avignon durch die Franzosen und der von Benevent und Castro durch die Neapolitaner. Dieser Vorschlag ward angenommen, auch Choiseul schloß sich ihm an und den Botschaftern Frankreichs, Spaniens und Neapels am römischen Stuhl ging die gleichlautende Weisung zu, dem Papst die feierliche Unterdrückung und öffentliche Widerrufung seines Monitoriums und die unzweideutigste Anerkennung der landesherrlichen Rechte des Herzogs von Parma abzutrotzen. Der letztere schritt ungesäumt zur Selbsthilfe, er unterdrückte das Breve des Papstes und ließ alle Jesuiten seines

1) Vgl. Theiner, Geschichte des Pontificates Clemens XIV. Leipzig und Paris 1853. I, 90.

Landes, 150 an der Zahl, über Modena nach Bologna in den Kirchenstaat schaffen, ihre Güter aber einziehen.

In Rom meldeten sich die Gesandten der drei Bourbonenmächte um alsbaldigen Empfang beim Papst. Es waren dies der Marquis d'Aubeterre für Frankreich, der Erzbischof von Valencia Aspuru für Spanien, der Cardinal Orsini für Neapel. Durch Torregiani und die ihm gleich gesinnten Cardinäle unablässig bearbeitet, lebte sich der greise Papst in jene Heldenstimmung ein, in der man wenigstens die Sprache von Märtyrern findet. Benedikt XIV. hatte die Tiara vor weltlichen Fürsten in den Staub gebeugt; sein göttlicher Beruf war, sie wieder zu erheben: so redeten sie ihm täglich zu. In seinen Gemächern fand er, wohin er blickte, Copien der Fresken Raphaels, auf denen der heilige Leo abgebildet war, wie er Attila entgegenging, und als nun Aubeterre mit seiner Denkschrift kam, da empfing ihn die wohl einstudirte Gegenrede: lieber tausend Tode sterben, als das Dekret widerrufen; die Anerkennung der Landesherrnrechte des Herzogs von Parma wäre ein Frevel am Allmächtigen, eine Sünde wider das eigne Gewissen, über das zu richten Niemand zustehe als ihm selbst und für das er einzig dem Richterstuhle Gottes verantwortlich sei. So weit hatte der Papst mit fester Stimme gesprochen; als aber aus den Eröffnungen des französischen Botschafters das Wort Repressalien hervorklang, da befiel ihn ein Zittern am ganzen Körper, ein kalter Schweiß trat ihm auf Stirn und Wangen und schluchzend rief er aus: „Der Statthalter Jesu Christi wird behandelt wie der letzte der Menschen! Zweifellos hat er keine Heere und keine Kanonen; es ist leicht, ihm Alles zu nehmen, aber es steht nicht in der Menschen Hand ihn zu zwingen, daß er gegen sein Gewissen handele." Und dabei brach er in einen Strom von Thränen aus.[1])

Was nach dieser Ablehnung jedes Widerrufs und jeder Genugthuung von Seite Frankreichs und Neapels geschah, hätte nicht geschehen können, wenn der heilige Vater nur Seelenhirte und nicht zugleich weltlicher Landesherr gewesen wäre. Nur der letztre war verwundbar durch die Schläge, die jetzt fielen.

Am 31. Mai zeigte Choiseul dem Botschafter d'Aubeterre an, daß am 11. Juni Frankreich und Neapel gleichzeitig zur Ausführung der verabredeten Repressalien schreiten würden; ersteres werde sich der Stadt Avignon und der Grafschaft Venaissin, letzteres der Herzogthümer Benevent und Pontecorvo bemächtigen; die Besitznahme von Castro und Ronciglione werde bald darauf erfolgen. „Nach diesen Schritten," schrieb er weiterhin am 14. Juni, „wird uns nichts anderes übrig bleiben, als abzuwarten, ob der Papst entweder sich Recht verschafft oder uns unser Recht gibt, oder endlich ob sein Nachfolger billiger und gemäßigter handelt als er und das Unrecht gut macht, das Clemens XIII. der Würde des heiligen Stuhls und dem guten Rufe seines Pontificates angethan hat. Es ist gewiß, daß der Papst weder durch Furcht, die nichts heilt, noch durch Gebete, die nicht von guten Werken begleitet sind,

1) St. Priest S. 77/78.

das Uebel heilen wird, welches aus dem Breve vom 30. Januar entstanden ist; nur dadurch, daß er es unbedingt widerruft, wird er für das Beste der Religion, seine eigene Beruhigung und seinen persönlichen Ruhm wirksam handeln."[1]) Der Papst erwiderte die Gewaltmaßregeln der beiden Höfe durch feierliche Proteste, die er in eigenhändigen Briefen am 22. Juni den Monarchen von Frankreich, Spanien und Neapel zugehen ließ. Unter diesen war es Karl III. von Spanien, der zuerst und am entschiedensten das Wort ergriff. Am 13. August sandte er auf Grund der Beschlüsse eines außerordentlichen Geheimen Staatsraths Weisungen an seinen Gesandten, deren Inhalt die früheren weit überbot. Darin war außer dem Widerruf des Monitoriums vom 30. Januar und der Anerkennung der Souveränetät des Herzogs von Parma gefordert, daß Avignon und Venaissin der Krone Frankreich, Benevent und Pontecorvo der beider Sicilien einverleibt, daß Cardinal Torregiani und der Ordensgeneral Ricci aus Rom ausgewiesen, die Gesellschaft Jesu völlig aufgehoben, und alle ihre Mitglieder säcularisirt werden sollten; nur durch Erfüllung dieser Bedingungen werde das alte Einvernehmen zwischen Rom und den Bourbonischen Höfen wieder hergestellt werden.[2])

Frankreich und Neapel hatten den Sturm eröffnet, Spanien aber stellte das erweiterte Programm auf, um das fernerhin der große Kirchenstreit sich drehte. Choiseul und Tanucci schlossen sich ihm auf der Stelle an und die einzige katholische Macht, auf deren Hilfe der Papst noch gerechnet hatte, Oesterreich, hatte für ihn kein Wort des Trostes, für die Verbündeten nur Worte der Aufmunterung und der Billigung. Die Gesandten der letzteren wurden ungestümer von Tag zu Tag. Am 30. November rieth d'Aubeterre seinem Hofe, nachdem Worte, Drohungen, Gewaltmaßregeln gegen päpstliche Lande nichts gefruchtet, den Krieg in die Hauptstadt des Feindes selber zu tragen; Choiseul möge 10 französische Bataillone von Corsica nach Orbitello und Castro fahren lassen, Spanien bestimmen, ein Gleiches zu thun, diesen 10 Bataillonen 5—6000 Neapolitaner hinzuzufügen und all diese Truppen an den Ufern der Tiber um Rom her versammeln, um alle Zufuhren von Lebensmitteln abzuschneiden. Mit Hungersnoth bedroht, werde das Volk aufstehen und den Papst zwingen, den Forderungen der Mächte nachzugeben. „Das sei das einzige Mittel, die Austreibung der Jesuiten durchzusetzen."[3]) So weit wollte man in Versailles allerdings nicht gehen, aber fest beschlossen ward, das Verlangen der vollständigen Aufhebung des Jesuitenordens nunmehr im Namen der drei Kronen in peremptorischer Weise an den Papst zu stellen.

Es geschah am 18. Januar 1769 durch Aspuru, am 20. und 22. durch Orsini und Aubeterre. „Dieser letzte Schritt," sagte der Cardinal Negroni, „wird dem heiligen Vater das Grab bereiten." Und so war es. Fast ohne Krankenlager starb Papst Clemens XIII., zweiundachtzigjährig, in der Nacht vom 1./2. Februar. Durch die neue Papstwahl aber, welche dem nun folgen-

1) Theiner I, 105/6. 2) Theiner I, 115. 3) St. Priest S. 81.

den Conclave oblag, sollte die Aufhebung des Jesuitenordens im Voraus entschieden werden. Die Wahl des Cardinals Ganganelli war das Werk des Königs von Spanien und seiner Cardinäle, und der beständige Druck des spanischen Hofes führte endlich das päpstliche Breve vom 21. Juli 1773 herbei.

Dem heiligen Collegium der Cardinäle, in welchem die Freunde der Jesuiten entschieden die Oberhand hatten, erklärte Aubeterre sofort, er beanspruche nicht, den künftigen Papst zu wählen, aber weder er noch seine Collegen würden dulden, daß ein neuer Papst gewählt werde ohne Zustimmung der drei Höfe. Er verlangte sodann, daß die Wahl aufgeschoben werde, bis die französischen und spanischen Cardinäle angekommen wären, und diesem Verlangen wurde stattgegeben.

Vom 15. Februar ab saß das Conclave drei Monate und vier Tage zusammen und nachdem es jeden Morgen und jeden Nachmittag einen Wahlgang (scrutinium) vorgenommen, ging am Morgen des 19. Mai mit 46 gegen seine eigene Stimme ein Cardinal aus der Urne hervor, von dem anfangs gar nicht die Rede gewesen war, weil er keine Partei entschieden für sich und alle Fanatiker geradezu gegen sich hatte.[1]) Es war der vierundsechszigjährige Cardinal Lorenzo Ganganelli (geb. 1705), den nur die spanischen Cardinäle von Anfang an ins Auge gefaßt hatten, dem erst sehr spät die französischen beifielen und dem dann erst als dem Candidaten der drei Kronen schließlich auch die Jesuitenfreunde ihre Stimmen gaben, weil sie ihn für den mindest Gefährlichen hielten; denn durch die keineswegs ungesuchte Gunst der Jesuiten war er, der Bauernsohn,[2]) emporgekommen.

Damals und später ist viel die Rede gewesen von einem geheimen Verkehr, in welchem er vor der Wahl mit dem spanischen Cardinal v. Solis gestanden, auch von Zusagen, die er wegen Aufhebung des Jesuitenordens gemacht habe.[3]) Mit Gewißheit geht aus den Berichten des Cardinals Bernis hervor, daß der neue Papst, der sich Clemens XIV. nannte, jedes Mal, wenn ihn die Vertreter der drei Höfe um schleunigen Entscheid bestürmten, sein Einverständniß in der Sache unumwunden bekundet und immer nur Aufschub für die Ausführung verlangt hat, mit Rücksicht auf die ungemeine Schwierigkeit seiner Lage, die nicht dadurch erhöht werden dürfe, daß der Schein entstehe, als habe man ihm im Conclave Bedingungen auferlegt,[4]) als sei mithin seine Wahl durch Simonie zu Stande gekommen. Wie aber sein Verhältniß zu den Mächten wirklich war, das enthüllt mit einer Klarheit, die jeden Zweifel ausschließt, der merkwürdige Brief, den er am 30. November 1769 dem ungestümsten unter seinen Drängern, dem König Karl III. von Spanien schrieb. Der Brief lautet:

1) Ueber die Geschichte seiner Wahl geben die Berichte des Cardinals Orsini die beste Auskunft, die Theiner I, 135—220 benutzt hat. 2) St. Priest S. 104 ff. 3) St. Priest S. 110/11. 4) S. u. a. den Bericht von Bernis an Choiseul, 26. Juli 1769 bei Theiner I, 343 ff.



FRANCISCO DE SOLIS FOLCH DE CARDONA S.R.E.
Basilicæ SS. XII. Apostolorum Presbytero Cardinali Archiep. Hispalen Viro magnifico optime que de Romanis bonis que artibus merito hanc EJUSDEM PONTIFICIS EFFIGIEM summo studio a se depictam Joh Dominicus Porta pictor immaginarius Pontificius. animo libens
D. D. D.

Verkleinertes Facsimile des Stiches von D. Cunego (1727—1794);
Originalgemälde von J. D. Porta.

„Wir halten es für Unsere eigentliche Pflicht, Ew. K. M. Nachricht zu geben von Unseren Absichten, die immer darauf gerichtet sind, Ihnen augenscheinliche Beweise für die Erfüllung Unserer Verbindlichkeiten zu geben. Wir haben Uns angelegen sein lassen, Urkunden zu sammeln, deren Wir uns bei Abfassung des verabredeten Motu proprio bedienen müssen, durch welches Wir vor der ganzen Welt das weise Benehmen Ew. Majestät bei Vertreibung der unruhigen und aufrührerischen Jesuiten rechtfertigen werden. Davon, daß Wir hieran allein arbeiten müssen und noch mit so viel andern Sorgen belastet sind, rührt keineswegs eine Vernachlässigung, sondern nur eine Verzögerung her, die nothwendig geworden ist für die gute Leitung einer so wichtigen Angelegenheit. Wir ersuchen Ew. M., kein Mißtrauen gegen Uns zu fassen, während Wir gesonnen und beschäftigt sind, dem Publikum unwiderlegbare Beweise Unserer Wahrhaftigkeit zu geben. Wir werden auch der weisen Erwägung Ew. M. Unsern Plan in Betreff der gänzlichen Aufhebung dieser Gesellschaft vorlegen, dessen Uebermittelung in kurzer Zeit stattfinden wird. Auch noch andere Geschäfte, mit denen Unser theurer Sohn, Monsignor Azpuru, bevollmächtigter Minister Ew. M. beauftragt ist, werden Wir zu Ende bringen. Kurz: Wir werden fort und fort aufrichtige Beweise Unserer Treue und Hochachtung liefern." [1])

Hatte das bisherige Zögern des Papstes wirklich seinen Hauptgrund in der Absicht gehabt, den Schein der Freiwilligkeit in Sachen der Jesuiten zu wahren, so war es mit diesem Schein zu Ende, als er diesen Brief schrieb und was noch schlimmer war, ihm die That nicht folgen ließ, die er darin als binnen Kurzem bevorstehend selber angekündigt hatte. Sein ganzes Verfahren von Anfang bis zu Ende entbehrt durchaus der Sicherheit, welche aus einer festen Ueberzeugung fließt, der Würde, welche kein Monarch verleugnen darf und selbst der ganz gewöhnlichen Weltklugheit, die italienischen Geistlichen sonst angeboren ist. In diesen Mängeln zeigte sich der Emporkömmling, der das ganz richtige Gefühl hatte, daß er für sein hohes Amt nicht geschaffen sei. Der Cardinal Bernis, der es gar nicht übers Herz brachte, gerade gegen diesen Mann hart zu sein, schrieb am 29. April 1770 über den Brief vom 30. November: „Die Frage ist nicht, ob der Papst nicht lieber die Unterdrückung der Jesuiten vermeiden möchte, sondern ob S. Heiligkeit nach den formellen Versprechungen, die er dem König von Spanien schriftlich gemacht hat, sich von deren Erfüllung noch entbinden kann. Diesen Brief, den ich ihn an den katholischen König schreiben ließ, bindet ihn so stark, daß wenn der spanische Hof seine Gesinnung nicht ändert, der Papst gezwungen ist, das Werk selbst gegen seinen Willen zu vollenden. Nur in Bezug auf die Zeit kann er noch etwas gewinnen: aber auch die Verzögerungen selbst sind begrenzt. S. H. ist zu einsichtsvoll, um nicht zu fühlen, daß, wenn

1) Theiner I, 387. Das Original in dessen Clementis P. XIV. Epist. et Brev. select. N. 40, p. 37.

der König von Spanien den Brief drucken ließe, den er ihm geschrieben hat, er entehrt sein würde, falls er sich weigerte, sein Wort zu halten und eine Gesellschaft zu unterdrücken, über deren Zerstörung er ihm seinen Plan mitzutheilen versprochen hat und deren Mitglieder er als gefährliche Unruhe- und Aufruhrstifter betrachtet."[1] Ueber die kaum glaubliche Unklugheit dieses Schrittes äußerte Bernis in einer Depesche vom 21. August desselben Jahres: „Man glaubt gewöhnlich, der Papst sei sehr fein und sehr geschickt: diese Meinung scheint mir durchaus unbegründet. Wäre er so fein und so geschickt gewesen, so hätte er sich nicht schriftlich zur Unterdrückung der Jesuiten verpflichtet; er hätte vermieden, in seinem Brief an den König von Spanien diese Geistlichen als ehrgeizig, aufrührerisch und gefährlich zu schildern. Nach diesem Urtheilsspruch kann man ihm beweisen, daß er in seinem Gewissen verpflichtet ist, den Orden zu unterdrücken. Wäre der Papst fein und geschickt gewesen, so hätte er, als er eine schriftliche Verpflichtung einging, sie abhängig gemacht von der Zurückstellung von Benevent und Avignon und man hätte nicht zu suchen brauchen nach einleuchtenden Gründen für Voranstellung dieser Bedingung. Welches war also seine Absicht, als er sich schriftlich band? Es war die, die Ungeduld der Höfe zu dämpfen, sich Ruhe zu schaffen, Zeit zu gewinnen durch seinen Briefwechsel mit dem Beichtvater Sr. katholischen Majestät und endlich ans Werk zu gehen, wenn die Souveräne des Hauses Frankreich auf der Forderung beständen. Die Aufhebung der Jesuiten hängt also wesentlich ab von dem Willen der drei Monarchen, und der Zeitpunkt wird beschleunigt oder verzögert werden, je nachdem ihr Andringen lebhaft ist oder nicht."[2])

Die Eintracht der drei Kronen war nicht so fest geschmiedet, als es nach Außen den Anschein hatte. Nach dem Sturze Choiseuls (December 1770) ward Frankreich nur durch die unerschütterliche Festigkeit des Königs von Spanien im Bündniß erhalten; die Dubarry und der Herzog von Aiguillon hätten von Herzen gern auch in diesem Stück mit der bisherigen Politik gebrochen und Bernis hätte ihnen dabei nicht die mindeste Schwierigkeit gemacht. Der König von Spanien aber gestattete nicht die geringste Abweichung von dem Familienpakt und als der Papst immer und immer wieder Aufschub verlangte, da sandte er ihm im Frühjahr 1772 den schneidigsten seiner Juristen, Joseph Moniño, später Graf Florida Blanca, der mit Aranda und Campomanes zusammen die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien besorgt hatte.[3]) Der drohte dem Papst ganz offen mit dem Abfall der spanischen Kirche von der Autorität des heiligen Stuhls, und als der Papst einwandte, unter dem Damoklesschwert der drohenden Aufhebung hätten die Jesuiten alle Gefährlichkeit verloren, mindestens der Tod des Generals Ricci müsse abgewartet werden, sagte er: „Nein, heiliger Vater: nur wenn man den kranken Zahn

1) Bernis an Choiseul 26. April 1770 bei St. Priest S. 131/32. 2) St. Priest S. 132/33. 3) S. S. 422.

mit der Wurzel ausreißt, hören die Schmerzen auf. Bei den Eingeweiden Jesu Christi beschwöre ich Ew. Heiligkeit in mir einen Mann zu sehen, der voll Liebe zum Frieden ist; aber fürchten Sie, daß der König, mein Herr, den schon von mehr als einem Hof angenommenen Plan annehme, alle geistlichen Orden zu unterdrücken. Wollen Sie sie retten, so vermengen Sie nicht ihre Sache mit der der Jesuiten." „Ah," lautete die Antwort, „seit lange sehe ich es kommen, dort will man hinaus! Man verlangt noch mehr: den Ruin der katholischen Religion, das Schisma, die Ketzerei vielleicht, das ist der Hintergedanke der Fürsten!" Der König von Spanien blieb unerbittlich, des Papstes letzte Hoffnung, die auf ein Eintreten Oesterreichs für die Jesuiten, ward zu Schanden an der tiefen Abneigung, die der Kaiser Joseph und der Fürst Kaunitz jederzeit gegen den Orden an den Tag gelegt: als der erstere während des Conclaves als Graf Falkenstein in Rom war, hatte er gegen den bestürzten General Ricci Aeußerungen gethan, die das Allerschlimmste befürchten ließen.[1]) Endlich im Februar 1773 ging Papst Clemens XIV. ans Werk. Nachdem er gegen die Jesuitencollegien des Kirchenstaates Visitationen angeordnet, die großes Aufsehen machten, nahm er am 28. Mai erstmals eine „geistliche Retraite", während deren er 14 Tage lang nur kirchlichen Verrichtungen oblag, aber Minister der Höfe nicht empfing, danach nahm er eine zweite, und nach Ablauf dieser begann er die üblichen Bäder, die er dieses Mal bis in den August hinein verlängerte.[2]) Während dieser ganzen Zeit, wo ihn keiner der Botschafter zu sehen bekam, arbeitete er mit dem Cardinal Zelada das Breve gegen die Jesuiten aus, das er am 21. Juli 1773 unterzeichnete, das aber für alle Welt noch ein Geheimniß blieb, bis es am 17. August Abends 9 Uhr dem General Ricci im Profeßhause al Gesù amtlich eröffnet und in Gegenwart der daselbst anwesenden Väter verlesen ward. Der Bekanntmachung folgte die Vollstreckung auf dem Fuße: der einst so mächtige Orden der Jesuiten bestand nicht mehr und der Kirchenstaat erhielt Avignon und Benevent sofort zurück.

In dem Absatz 25 des berühmten Breve, welches mit den Worten Dominus ac Redemptor noster anfing,[3]) erklärte der Papst, die Gesellschaft Jesu „könne die reichen Früchte nicht mehr bringen, den Nutzen nicht mehr schaffen, wozu sie gestiftet, von so vielen seiner Vorgänger gebilligt und mit so viel Vorrechten ausgestattet worden sei; ja, es sei kaum oder gar nicht möglich, so lange sie bestehe, der Kirche wahren und dauernden Frieden wiederzugeben". Demgemäß: „heben Wir mit reifer Ueberlegung aus gewisser Kenntniß und aus der Fülle der apostolischen Macht die genannte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus, schaffen sie ab mit all ihren Aemtern, Bedienungen und Verwaltungen, Häusern, Schulen, Collegien, Hospizien, ihren

1) St. Priest S. 98. 2) Theiner II, 331. 3) Der lateinische Urtext bei Theiner, Clementis XIV. Epist. etc. N. 317, p. 385—403. Französische Uebersetzung bei St. Priest S. 331—360. Deutsch bei Theiner, Pontificat Clemens XIV. II, 356—376.

Statuten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Dekreten und Constitutionen u. s. w. Und erklären, daß alle und jede Gewalt des Generals, der Provinzialen, der Visitatoren und andern Vorgesetzten sowohl im Geistlichen als Weltlichen aufgehoben und vernichtet bleiben soll für immer." Begründet wurde der Urtheilsspruch einzig und allein mit den Uebergriffen des Ordens in weltliche Dinge, gegen die bisher alle Klagen der Laien und alle Gebote der Päpste vergeblich gewesen seien; auf Lehren und Verfassung des Ordens war nirgends näher eingegangen.

Während der Jahre des Zögerns hatten die Jesuiten nichts unterlassen, den Papst zu ängstigen durch Drohungen mit der Rache des Himmels. Der General Ricci verschmähte es nicht, mit einer Hellseherin in Verkehr zu treten, welche geweissagt hatte, binnen Kurzem werde der heilige Stuhl erledigt werden[1]) und lediglich sich selbst hatten die Jesuiten es deßhalb zuzuschreiben, wenn die Plötzlichkeit und die Art der Erkrankung des bisher kerngesunden Greises wie sein jäher Tod am Abend des 21. Sept. 1774 mit ihren Drohungen in Verbindung gebracht ward. Laut ging in Rom das Gerede, der Papst sei durch schleichendes Gift (Acqua toffana) um Gesundheit, Verstand und Leben gebracht worden. Ein gewiß unverdächtiger Gewährsmann, der Cardinal Bernis, schrieb am 28. August 1774: „Die welche mit Unbedacht oder Bosheit urtheilen, erkennen im Zustand des Papstes nichts Natürliches: man erdreistet sich kühner Schlüsse und Verdächtigungen um so leichter, als gewisse Greuel in diesem Lande weniger selten sind, als in vielen andern." Am 28. September schrieb er: „Die Art der Krankheit des Papstes und ganz besonders die Umstände seines Todes lassen allgemein glauben (font croire communément), daß er kein natürlicher war. — Die Aerzte, die bei der Oeffnung des Leichnams waren, sprechen sich mit Vorsicht aus und die Chirurgen mit weniger Zurückhaltung. Besser ist es, man glaubt dem Bericht der ersteren, als daß man eine Wahrheit zu ergründen sucht, die zu schmerzlich und deren Entdeckung zu beklagenswerth wäre." Drei Jahre danach aber berichtete er aus intimem Umgang mit dem neuen Papst Pius VI. am 28. Okt. 1777: „Besser als irgendwer weiß ich, wie weit die Theilnahme Pius VI. für die Exjesuiten geht, aber er schont sie mehr als er sie liebt, weil die Furcht über sein Herz und seinen Geist mehr Macht hat als die Liebe ... Der Papst hat gewisse Zeiten der Offenheit, wo seine wahren Empfindungen durchbrechen: nie werde ich die drei oder vier Gelegenheiten vergessen, wo er sich Herzensergießungen entschlüpfen ließ, aus denen ich schließen konnte, daß er das unglückliche Ende seines Vorgängers sehr genau kannte und vorzog, sich nicht denselben Gefahren auszusetzen."[2])

Ausgetrieben aus allen Ländern der katholischen Welt, verurtheilt durch das Haupt der katholischen Kirche selbst fanden die Jesuiten Schutz bei König Friedrich von Preußen und offene Unterstützung sogar bei der Kaiserin

1) St. Priest S. 147/48. 2) St. Priest S. 168/170.

Die Fabel die zuve
Wird durch gehein



InCoMprehensIbILIa

Jzt hast du Frie
Glück zu, schr
Sie haben, was
Die Heerde,



Die Wölfe
Und sind
Man flickt
Ein tauber
Und Daph
Und Daph
Die Schaa
Vom droh
Der Hirte
Läßt ihnen
Fällt ihren
Heißt gut
Erst seine v
Durch alle
Den Jünha
So hast du
Den Eifer i
Sie in dem
Aus allen
Die sich ver
Stehn diese
Von deren
Die Leben,
Die ihren H
Von Seelen
Wach, sorgs
Die Stützen
Großmüthig

der Feinde Macht, und Anzahl ist zu groß,
t legten sie gewiß die Hände nicht in Schooß.
heißt sie die Vernunft, und Zeit, und Umstand schweigen,
Bestes, was sie thun, ist Mitleid zu bezeigen.
Blut der Märtyrer, so rede also du,
ß den Bedrängten noch des Trostes Balsam zu,
Wunden öffnet euch, und rieselt heute wieder,
cht ihr zerstümmelten, und halb verbrandten Glieder,
diese Helden-Schaar in China, und Japan,
in Amerika für Wunder hat gethan,
ht dieser Wächter Feind mit euer Sprach zu Schanden,
, wie sie dort gelehrt, und was sie ausgestanden!
ihnen ins Gesicht! Wer ist wohl unter euch?
n ein unbekannt, und weit entlegenes Reich,
halbe Menschen sind, sich darum wagen wollte,
hm ein Schatz von Gold zur Beute werden sollte,
n es den theursten Schatz! sein Leben kosten soll?
n! ihr Zärtlinge! bey Tische wißt ihr wohl:
Ruhm der Märtyrer erbärmlich durchzulassen,
aber will, wie sie, an Strick und Pfahl erblassen?
gen Hitz, und Frost, Durst, Hunger, Schand, und Spott
ndlich überstehn den jämmerlichsten Tod?
unter euch soll sich um eines Steines wegen
Henkerbeile weyhn, auf Kohlen niederlegen?
Kirchen redet ihr, und zeigt den Eifer an,
dieser Hirten Fleiß, für euren Schmuck gethan
sie für Gottes Lob, und Ehre unternommen,
aber auch, was sie für einen Dank bekommen.
schweigt nur insgesammt, Gott kennt die Hirten wohl,
nkt an sie, und weiß, wie er sie lohnen soll,
rd sie noch dereinst für ihre Müh, und Wachen,
hren Seelen Fleiß bekannt, und herrlich machen.

Katharina von Rußland. Der erstere dachte über ihre Gefährlichkeit ganz wie sein Freund Voltaire;[1]) um der Form zu genügen, ließ er sie das Ordenskleid ablegen und nachdem sie das gethan, waren sie für ihn nur noch Lehrer und Seelsorger seiner katholischen Schlesier, denen er sie nicht nehmen wollte, weil er sie nicht hätte ersetzen können. An d'Alembert schrieb er den 15. Mai 1774: „Ich habe die Jesuiten nicht beschützt, so lange sie mächtig waren; seit sie im Unglück sind, sehe ich in ihnen nur noch Gelehrte, die beim Unterricht der Jugend schwer zu ersetzen wären. Dieser nothwendige Zweck macht sie mir werth, denn von dem ganzen katholischen Clerus des Landes sind sie die einzigen, welche Wissenschaft treiben." Ganz ebenso äußerte er sich in Briefen an Voltaire am 10. December 1773 und am 18. November 1777; dem Papste aber, der sich so schwer zur Aufhebung der Jesuiten entschlossen, ließ er am 13. September 1773 durch seinen Agenten Colombini sagen, er habe im Vertrag zu Breslau der katholischen Religion den status quo verbürgt und da er nun einmal zur Classe der Ketzer gehöre, so könne ihn auch der Papst nicht entbinden, sein Wort zu halten und nicht lossprechen von der Pflicht eines anständigen Mannes und Königs.

In Preußen wenigstens geduldet, gewannen die Jesuiten in Rußland geradezu eine neue Heimath. Katharina II. hatte beschlossen zur Befestigung ihrer Herrschaft in Polen auch diesen Hebel zu verwerthen. Zur Zeit der Theilung hatten sie in Poloczk ein prachtvolles Collegium, umgeben von unermeßlichen Gütern mit 10,000 leibeignen Bauern theils auf dem linken theils auf dem rechten Dünaufer. Als der Breve erschien, zogen sie ganz auf das rechte Ufer hinüber, weil hier jetzt russischer Boden war, leisteten der Czarin den Eid der Treue und blieben nun unter ihrem öffentlichen Schutz im Besitz ihrer Tracht, ihres Namens, ihrer Güter und gesammten Stellung. Sie bewirkten, daß ein ihnen ganz ergebener Prälat, Siestrencewiecz, zum Erzbischof von Mohilew gewählt ward, gaben ihm einen Jesuiten Benislawski zum Coadjutor, wählten sich selbst einen Vicar, der zwei Jahre später ganz offen den Titel eines Generals der Gesellschaft annahm und Pius VI., der ihnen insgeheim hold war, während er öffentlich auf Ausführung des Breves dringen mußte, hatte seine stille Freude an dem Asyl, in dem ein Rest der Gesellschaft auf bessere Tage warten durfte.[2])

1) S. S. 375. 2) St. Priest S. 287/289.

VI. Die Anarchie in Polen.

Im Frühling des Jahres 1772, also eben in der Zeit, da die erste Theilung Polens bereits eingeleitet war, schrieb J. J. Rousseau in seinen „Betrachtungen über die Verfassung Polens" das Bekenntniß nieder: „Wer die Geschichte der Verfassung Polens liest, hat Mühe zu begreifen, wie ein so räthselhaft gebildeter Staat so lange Zeit hat bestehen können. Ein großer Körper, zusammengesetzt aus einer großen Anzahl todter und einer kleinen Anzahl zerrissener Glieder, deren sämmtliche Bewegungen durchaus unabhängig von einander, weit entfernt, ein gemeinsames Ziel zu haben, sich vielmehr wechselseitig vernichten, ein Körper, der sich gewaltig anstrengt, um nie etwas zu thun, der keinem Angreifer Widerstand leisten kann, der jedes Jahrhundert fünf oder sechs Mal auseinanderfällt, den ein Schlagfluß lähmt jedes Mal, wenn er einen Schritt thun, irgend einem Bedürfniß abhelfen will und der, trotz alldem, lebt und sich bei Kräften hält; — das scheint mir eines der sonderbarsten Schauspiele zu sein, über welche ein denkendes Wesen erstaunen kann."[1]) Wie Polen leben konnte, trotz seiner Anarchie, darüber zerbrachen nur Fremde sich den Kopf; für den polnischen Edelmann gab es solche Frage nicht. Sein Polen bestand durch die Anarchie und kraft der Anarchie;[2]) was andern Menschen vorkam wie Siechthum und Verfall, das war hier die letzte Blüthe urkräftiger, kerngesunder Entwickelung, es war nicht die Entartung, die Verwilderung eines durch Mißbrauch unkenntlich gewordenen Staatsgedankens, nein es war die vollständige Ausbildung angestammter Staatlosigkeit,[3]) denn die Welt von Einrichtungen und Vorstellungen, außerhalb

1) Considérations sur le gouvernement de Pologne et sur sa réformation projetée en avril 1772. Oeuvres X, 14. Vgl. im Allgemeinen: Hüppe, Verfassung der Republik Polen. Berlin 1867. 2) Dies bedeutet das polnische Sprichwort: Nierzadem Polska stoi. 3) So faßt es auch Friedrich der Große auf, wenn er in seiner Satire la guerre des confédérés von 1771 (Oeuvres XIV, 219) la Sottise in Polen ankommen läßt:

Avec plaisir elle vit la Pologne
La même encore qu'à la création,
Brute, stupide et sans instruction,
Staroste, juif, serf, palatin ivrogne,
Tous végétaux qui vivaient sans vergogne.
„Je reconnais mon peuple à son esprit"
S'écria-t-elle et sitôt le bénit.

deren dem polnischen Adel das Leben nicht lebenswerth erschien, schloß logisch und thatsächlich Alles aus, was wir Staat und staatliche Ordnung nennen.

In dem weiten Ländergebiet, das im 18. Jahrhundert der Republik Polen gehörte, hatte es niemals eine polnische Nation, sondern immer nur einen polnischen Adel gegeben, dessen Fanatismus für Freiheit und Gleichheit die Gestaltung eines polnischen Staates ganz unmöglich machte. Das Reich der Polen zählte damals in 34 Provinzen (Palatinaten oder Wojewodschaften) wenig mehr als 14 Millionen Seelen. Von den Ländern, die es umfaßte, konnten nur Großpolen an der Warte und der Pilica und Kleinpolen an der oberen Weichsel für altpolnisches Land gelten und die Vereinigung beider Fürstenthümer unter einem König — Wladislaw IV. Lokietek (Ellenlang), der sich 1320 zu Krakau krönen ließ — als der Anfang polnischer Machtbildung betrachtet werden. Mit dem königlichen Polen vereinigte 1386 Jagiello das stammverwandte Großherzogthum Litauen am Niemen und der Wilia und obwohl dieses bis 1569 immer noch eigene Großfürsten bekam, war seitdem doch der dreigliedrige Machtkern geschaffen, der nunmehr erobernd um sich griff. Von den Gebieten, welche die streitbare polnische Ritterschaft dem sinkenden deutschen Orden einerseits, den noch ohnmächtigen Russen andrerseits nach und nach entrissen hatte, waren ihrem Reiche schließlich noch geblieben: Rothrußland, Wolynien, Podolien, Kiew und Weißrußland von ehemals russischen und, außer Livland, seit dem Frieden von Thorn 1466 das Polnische Preußen (Pomerellen, das Kulmerland, Marienburg und Theile des Bisthums Ermeland) von ehemals deutschen Ländern. Von den 14 Millionen der Bevölkerung waren etwa vier Achtel Russen, drei Achtel Polen, ein Achtel Deutsche und von der ganzen polnischen Bevölkerung bildeten eine Million und einige Hunderttausend Edelleute die „Nation" im politischen Sinne, d. h. den Körper, der sich als Inhaber aller Macht und alles Rechts betrachtete.

Nur nach außen, nur als Waffe für Krieg und Eroberung, hatte das Königthum der Polen eine gewisse Geltung, nach innen war es die Ohnmacht selber und das unermüdliche, von Erfolg zu Erfolg fortschreitende Bestreben, diese thatsächliche Ohnmacht der Könige auch rechtlich festzulegen, die ausschließliche Machtvollkommenheit des Adels zum alleinigen Verfassungsrechte auszubilden, das ist der ganze Inhalt dessen, was man die innere Geschichte Polens nennen kann. Schon fünfunddreißig Jahre nach der Krönung des ersten Königs begann die planmäßige Plünderung der kaum geschaffenen Gewalt. Im Jahre 1355 errang sich der Adel in einer königlichen Verschreibung das Recht, keine Steuern zu zahlen, kein Quartier zu geben, keine Lieferungen zu machen und außer dem Reich auch keinen unentgeltlichen Kriegsdienst zu leisten. Das Recht der Steuerfreiheit hatte auch der Clerus. Im Jahre 1430 ließ sich der Adel das ausschließliche Recht auf alle geistlichen und weltlichen Würden und Aemter urkundlich zusprechen. Verwaltung und Rechtspflege war damit dem Königthum entrissen; die Gesetzgebung entriß ihm der Reichstag, der die in den Landtagen gewählten Landboten des Adels (nuntii) versammelte

und dem ein Gesetz von 1505 ein unbedingtes Veto gegen jede Neuerung verlieh; die Regierung aber lag in den Händen des Senats, der außer den höchsten Kronbeamten die Erzbischöfe und Bischöfe, die Wojewoden und Castellane in sich faßte. Diese ganze Herrlichkeit hat sich unter den Jagellonen (1386—1572) ausgebildet und viel mehr mit Rücksicht hierauf als auf ihren Waffenruhm betrachten die Polen deren Herrschaft als die Blüthezeit ihres Reichs. Daß auch diese Blüthe noch einer Steigerung fähig war, zeigte die Zeit, die nun kam, da jeder Bewerber um die Wahlkrone, mochte er ein Franzose, ein Schwede oder ein Pole sein, durch neue pacta conventa sich selbst entrechten mußte, da seit 1652 auf den Reichstagen der Brauch sich einbürgerte, daß das nie pozwalam (Ich will nicht) eines einzigen Landboten die Versammlung sprengte und alle ihre Beschlüsse, selbst die vorher einstimmig gefaßten, ungiltig machte, da unter dem Namen „Conföderation“ das nackte Faustrecht der Verschwörung und des Bürgerkriegs den Streit der Staatsgewalten entschied, und die Herbeirufung der Fremde, d. h. der Landesverrath für jede Minderheit die Waffe berechtigter Nothwehr ward.

Wie unnatürlich uns dies Alles erscheinen mag, es war nicht Ausartung, sondern selbstverständliche Folge eines öffentlichen Rechtes, das von den beiden Sätzen ausging: nur der Edelmann ist Bürger, und jeder Bürger ist souverän, einer wie der andere gleich frei von jeder Pflicht des Gehorsams und der Unterordnung. In einem Gemeinwesen, in welchem der Staat nichts, der Adel Alles war, war es nicht Mißbrauch, sondern berechtigte Eigenthümlichkeit, daß der Adel nicht blos selbst nicht steuerte, sondern auch von den Domänen der Krone und von den Steuern der Bürger und Bauern so viel an sich brachte, als irgend zu erraffen war; ebenso unabwendbar war hier die unbedingte Zuchtlosigkeit der Armee, in der der Pole entweder gar nicht, oder nur als gut bezahlter Offizier, nie als Gemeiner diente, nicht minder die Rechtlosigkeit der Städter, die überdies nicht Polen, sondern Deutsche oder Juden waren, und endlich die hoffnungslose Sclaverei der Bauern polnischen, litauischen und russischen Stammes, deren Elend wir uns gar nicht entsetzlich genug denken können. „Vor meinem Auge,“ schreibt Staszic, ein Pole dieser Tage, „stehen fünf Sechstheile des polnischen Volks. Ich sehe Millionen unglücklicher Geschöpfe, halbnackt, bedeckt mit Fellen und rauhem Tuche, von Schmutz und Rauch entstellt, mit tiefliegenden Augen, kurzathmig, mürrisch, verkommen, verdummt; sie empfinden wenig, denken wenig, kaum erkennt man in ihnen die vernünftige Seele. Sie sehen Thieren ähnlicher als Menschen. Ihre gewöhnliche Speise ist Brod mit Spreu gemischt, den vierten Theil des Jahres über nur Kräuter. Sie trinken Wasser und Branntwein, sie wohnen in Erdhütten oder Wohnungen, die mit dem Erdboden fast in gleicher Höhe stehen: dorthin dringt keine Sonne durch, Rauch und Ausdünstungen ersticken darin den Menschen und tödten ihn oft im kindlichen Alter. Erschöpft von der Tagesarbeit schläft dort der Hausvater zusammen mit seinen nackten Kindern auf faulem Stroh, auf demselben Lager, auf dem seine Kuh mit ihrem Kalbe

steht und das Schwein mit seinen Ferkeln liegt."[1]) Die souveräne Freiheit eines Standes hatte hier wie im classischen Alterthum zur unentbehrlichen Voraussetzung die unbedingte Sclaverei von Millionen menschlicher Arbeitsthiere. Um diese Nothwendigkeit einzusehen, brauchte man nicht einmal polnischer Edelmann zu sein. Selbst eines J. J. Rousseau radikaler Freiheitssinn fand dies Opfer nicht zu groß.[2])

Es lohnt sich, den Souverän dieser Republik etwas näher ins Auge zu fassen. Er hieß die „Schlachta" und dieser Name umfaßte im weitesten Sinne den gesammten Adel, der in sich selber vielfach abgestuft nach Besitz, Bildung und Rang im öffentlichen Leben, nach außen streng geschlossen war. Für jeden Edelmann hatte das Betreiben eines bürgerlichen Gewerbes den Verlust der Adelsrechte zur Folge und ein Erwerb derselben durch einen nicht adelig Geborenen, war so gut wie unmöglich. Die Schlachta war ursprünglich ein Waffenadel mit Grundbesitz und hörigen Bauern, und als Ritterschaft noch im 18. Jahrhundert daran kenntlich, daß Roß, Säbel und Sporn mindestens an einem Stiefel die unvermeidliche Ausstattung jedes Edelmanns bildete. Die Gleichberechtigung, die in dieser Kaste herrschte, drückte sich aus in der allgemeinen Anrede „Herr Bruder", in der Forderung der Einstimmigkeit für alle Beschlüsse, ihr Ursprung aber in dem unausrottbaren Gewohnheitsrecht bewaffneter Selbsthilfe, die alle Rechtspflege unmöglich machte. „Neminem captivabimus" hieß der goldene Rechtsspruch, der jede Verhaftung eines freigeborenen Edelmannes untersagte; war aber in Eigenthumsklagen ein Urtheil ergangen, so war es an dem glücklichen Sieger, sich durch „Einreiten", d. h. durch bewaffneten Ueberfall des Unterlegenen, in den Besitz des Streitobjekts zu setzen. Und das war kein Mißbrauch, sondern ein Recht, denn eine Staatshilfe, welche die Selbsthilfe ersetzt hätte, gab es nicht.

All ihrer äußeren Rechtsgleichheit zum Trotz wies die Schlachta in ihrer eigenen Mitte schreiende Ungleichheiten auf; sie begründete der Unterschied des Besitzes. Obenan standen die Magnaten (Pane) welche eine polnische Flugschrift von 1775 in drei Classen theilte. Der ersten gehörten die vier oder fünf herrschenden Familien von fürstlichem Reichthum an; einer zweiten etwa zwölf minder reiche, welche „durch ihre hohen Würden und bedeutenden Besitzungen gesichert wurden gegen die Strenge des Gesetzes und Mittel hatten ihre Nachbarn straflos zu bedrücken;" einer dritten etwa 100 Familien, welche durch Besitz, Aemter oder Geburt unter den Clienten der beiden ersten die vornehmste Rolle spielten. Von dem übrigen Adel, der Schlachta im engeren Sinne, sagt dieselbe Quelle: „die mittlere Schlachta kann man in zwei Classen scheiden. Die erste wird gebildet aus den Personen, welche nicht genug Vermögen haben, um Grundeigenthum zu erwerben, aber ansehnliche Stellungen

---

1) E. v. d. Brüggen, Polens Auflösung. Kulturgeschichtliche Skizze aus den letzten Jahrzehnten der polnischen Selbständigkeit. Leipzig 1878. S. 54. 2) S. oben S. 409.



einnehmen und ihre Advokaten haben. Solcher gibt es 200—300. Die zweite Classe, die eigentliche mittlere Schlachta, besteht aus 20—30,000 Leuten; sie sind alle ziemlich wohlhabend, leben in den Dörfern, sind nur bedacht auf das Sammeln der Groschen, vermehren die Zahl der Clienten bei den Panen, unterschreiben sich auf den Landtagen und bedrücken die Bauern. Die kleine Schlachta, deren es gewiß 1,300,000 gibt, eine Masse ohne Vermögen und ohne Bildung, beschränkt, geschaffen zum Dienst bei den Panen, glaubt an das liberum veto, die goldene Freiheit und die adeligen Rechte."[1]) In dieser dreifach gegliederten Aristokratie stellten also die Magnaten den Adel dar, die mittlere Schlachta entsprach dem Bürgerthum und die kleine Schlachta dem Volk in andern Ländern; das Verhängniß Polens war, daß der regierende Adel nicht im Stande war, den Staat, und die beiden Classen der Schlachta nicht fähig waren, Bürgerthum und Volk zu ersetzen.

Ein halbes Dutzend unermeßlich reicher Magnatenfamilien, die Radziwil, Potocki, Sapieha, Lubomirski, Branicki, zu denen neuerdings die Czartoryski hinzugetreten waren, bekleideten die Kronämter, welchen das Geschäft der Regierung oblag und besetzten mit ihrem Einfluß auch alle übrigen Stellen.

Solcher Kronämter gab es sieben, und da jedes derselben doppelt, mit je einem Träger für Polen und einem zweiten für Litauen besetzt war, so gab es 14 Ministerstellen: Großmarschall, Großkanzler, Unterkanzler, Großhetman und Feldhetman für Litauen und Krongroßmarschall, Krongroßkanzler, Kronunterkanzler u. s. w. für Polen. Diese Aemter verlieh der König, aber nur scheinbar nach eigner Wahl; der Inhaber war angestellt auf Lebenszeit, also unabsetzbar, und nicht dem König, sondern nur dem Reichstag, d. h. im Grunde Niemand verantwortlich. Gleichfalls dem höheren Adel, dem Stande der „Herren" gehörten die Wojewoden in den 34 Provinzen, die Castellane der Schlösser und Städte, die Starosten der Krongüter an, die alle lebenslänglich, unabsetzbar, und keinem Menschen verantwortlich, auf den armen „Schollenadel" der niederen Schlachta herunterschauten, „wie die Ceder des Libanon auf das niedere Gesträuch und Gestrüpp".[2])

Wie die Bauern die Heloten des ganzen Adels, so waren die Junker der niederen Schlachta die freiwilligen Heloten der vierzig oder fünfzig reichsten Panfamilien, die das Land regierten, d. h. ausbeuteten, und von deren Gunst und Ungunst das ganze Schicksal einer Menschenklasse abhing, die zu arm war, um unabhängig zu leben und zu adelig gesinnt, um bürgerlich zu arbeiten. Der Schollenjunker dieser Gattung, deren Kopfzahl wie wir gesehen, auf mehr als eine Million geschätzt ward, war der richtige Typus des unverfälschten, von keiner Cultur beleckten, von keinem Wandel der Zeiten sich selbst entfremdeten Polenthums. Die Nachkommen jener Ritterschaft, die einst gegen

1) v. d. Brüggen S. 110/11. 2) Röpell, Polen um die Mitte des 18. Jahrh. Gotha 1876. S. 9.



Tataren, Deutsche, Russen, Türken mit ungestümer Tapferkeit zu Felde gezogen, mit der zuletzt Johann Sobiesky dem bedrohten Wien zu Hilfe geeilt war, waren für den großen Krieg, in dem jetzt das Schnellfeuer der Grenadiere und die Kunst der Heerführung den Sieg entschied, vollständig unbrauchbar geworden, so unbrauchbar, wie die reisigen Mannen Franzens von Sickingen, als das „unglückliche Schießen" immer allgemeiner um sich griff; nur noch für den Kleinkrieg der Faktionen im eigenen Lande war ihre unbändige Rauflust zu verwerthen, für diesen aber waren die Schlachtizen in der That unschätzbar, unentbehrlich, er war ihr Handwerk, ihr Lebensberuf, er führte sie in den Dienst der vornehmen Herrn, die ohne sie nichts, mit ihnen nicht Alles, aber doch sehr viel vermochten. Die Stimme, die jeder abzugeben hatte, sei es um einen König zu wählen, sei es um einen Landtag zu sprengen und der Säbel, mit dem er dreinschlug, wenn die Parteien als „Conföderationen" über einander herfielen — das war das Capital, mit dem er wucherte, auch wenn er sonst nichts hatte; durch solche Gegendienste vergalt er dem „Patron" die Dienste, die sonst nichts weiter als Almosen gewesen wären, die Bettlern verabreicht wurden. Das Gütchen, auf dem er hauste, war meist so klein, daß, wie ein russisches Sprichwort sagte, ein Hund, der darauf lag, mit dem Schwanz auf den Grund des Nachbars reichte; er wohnte in einer ebenso elenden Hütte, wie der leibeigne Bauer, er aß und trank genau so schlecht, war ebenso dumm und unwissend und jedenfalls um nichts reinlicher als dieser. Nur sein Stimmrecht und sein Säbel erhob ihn unter die Menschen höherer Art und namentlich den letzteren vergaß er selbst bei den gewöhnlichsten Lebensverrichtungen nicht. Auch wenn er Unkraut jätete, und keine Stiefel anhatte, dann sah man doch die unvermeidlichen Sporen an den Fersen und an der Seite entweder einen alten Säbel ohne Scheide oder eine Scheide ohne Säbel. Für diese Schlachta bedeutete das uralte Faust- und Fehderecht, das in allen Theilen dieses Gemeinwesens lustig weiter wucherte, Leben, Freiheit, Vaterland; so wie sie im achtzehnten Jahrhundert war, lebte sie, solange es Polen in der Weichselebene gab. Verwildert nannte das fortgeschrittene Europa dieses steifbettelnde Stegreifritterthum; in Wahrheit war es nur wild geblieben, wie es seit Jahrhunderten wild gewesen war. Die Barbarei, welche den Nachbarn wie Entartung erschien, war nichts als treu bewahrte Eigenart. Die Schlachta mittleren Besitzes, deren Anzahl wie wir sahen auf 20—30,000 kleine Gutsbesitzer veranschlagt ward, saß meist in stiller Abgeschiedenheit auf ihren Gütern und führte hier schlecht und recht ein patriarchalisches Leben;[1]) die öffentliche Bühne der Republik gehörte dem Ehrgeiz der Magnaten und ihrem Heerbann von bezahlten Schlachtizen, die für jedes Verbrechen, Mord und Raub, Meineid und Diebstahl jeden Tag zu haben waren. Von ihnen sagte damals ein patriotischer Pole zu den Magnaten: „Was könnt ihr von dieser elenden Schlachta erwarten, die euren

1) v. d. Brüggen S. 155 ff.

Häusern nur ein schlechtes Gesinde bietet? Sie dient euch schlecht, ist nur bedacht, sich etwas zu erwerben, plündert euch und bereichert sich auf eure Kosten. Diese Edelleute haben kein Vaterland, rächen sich aber an den Bauern für die Würdelosigkeit, mit der sie euch zu Füßen fallen. Ihr Muth dient ihnen nur zum Rauben ... Zwischen dieser elenden Schlachta und den Panen — steht eine Schlachta, nicht verderbt durch Elend noch durch übermäßigen Besitz, die im Stande ist Freiheit und Vaterland zu lieben — aber eine schlechte Erziehung verdammt sie zur Fäulniß in Unwissenheit und Unkenntniß. Sie kann einen Staat nicht lieben, in dem sie Despoten, Anarchie und Unglück sieht."[1])

Nur kindische Befangenheit konnte solcher Fratze von Staat und staatlicher Ordnung die Kraft zu dauerndem Bestande zutrauen. Weit in die Glanzzeiten polnischen Waffenruhms reichen feierliche Aeußerungen zurück, in denen Polens eigne Könige die Zukunft dieses Reiches vorhergesagt haben. Derselbe Stephan Batori (1575—86), dem die Polen heut noch nicht vergessen können, daß er einst von der Ostsee bis zum schwarzen Meer gebot, hat einmal gesagt: „Polen, ihr verdankt eure Erhaltung nicht den Gesetzen — ihr kennt sie nicht; nicht der Regierung — ihr achtet sie nicht; ihr verdankt sie einzig und allein dem Zufall." Und der so sprach, hat ohne Zweifel für unmöglich gehalten, daß dieser Zufall nie ermüden werde in seiner Gnade. Und noch kein Jahrhundert später sagte 1661 König Johann Casimir im Reichstag: „O daß ich ein falscher Prophet erfunden würde, aber ich fürchte, uns steht eine Theilung bevor, Moskau wird sich Litauens bemächtigen, der Brandenburger sich nach Großpolen vergrößern und über Preußen sich mit den Schweden entweder gütlich oder gewaltsam auseinandersetzen und auch Oesterreich wird, wie rein seine Absichten sein mögen, sich selber nicht vergessen und nach Krakau und den benachbarten Palatinaten greifen."[2]) Bevor es so weit kam, hatte Polen in seinem eignen Innern alle Kräfte verbraucht, mit denen ein Volk das Recht seiner Persönlichkeit behauptet; der ersten Theilung seines Reichs durch fremde Gewalt war eine Selbstauflösung vorhergegangen, die allein erklärlich macht, wie hier ein „Völkermord" geschehen konnte, ohne daß dem polnischen Waffenadel auch nur eine einzige Schlacht geliefert ward. Als Vorboten der erklärten Fremdherrschaft hatten sich in dem anarchischen Körper der Republik fremde Elemente eingenistet, die ihr die Kraft der Umkehr und der Neubelebung raubten; schon das freie Polen ward unfrei gemacht durch fremde Herren: wirthschaftlich durch die Juden, geistig und geistlich durch die Jesuiten, und seit Poltawa politisch und militärisch durch die Russen.

Für die Blüthezeit der polnischen Adelsanarchie ist die Thatsache bezeichnend, daß ihr ein städtisches Bürgerthum nur noch von Hörensagen bekannt war. Einst hatten in angeblich 400 „königlichen Städten" deutsche Bürger nach kulmischem oder magdeburgischem Recht unter dem Schutz der

1) v. d. Brüggen S. 111. 2) Röpell S. 26.

Könige sich selbst verwaltet und gerichtet; die immer vollkommenere Ausbildung der Adelsherrschaft bedeutete für sie erst die Unsicherheit, schließlich den Untergang des Rechtsschutzes, ohne den keine Arbeit gedeiht, insbesondere der deutsche Bürger nicht leben kann noch leben mag. Der deutsche Bürger räumte den Platz dem Juden, der auch ohne Rechtsschutz sein Geschäft zu machen verstand, das arbeitende Bürgerthum starb aus oder wanderte fort, was übrig blieb waren im Wesentlichen arme Handwerker und jüdische Schacherer. Hierüber lassen wir polnische Stimmen reden. „Das Bürgerthum," sagt eine schon benutzte polnische Flugschrift, „ist in Polen ein Stand, der blos dem Namen nach besteht, wenn man damit nicht die 4—500 Kaufleute in den vier oder fünf gemauerten Städten (Krakau, Danzig, Warschau, Lemberg, Thorn[1]) der Republik und die 40—50,000 Handwerker, meist Schneider, Schuster, Weber, Schlosser so nennen will, die in Dörfern wohnen, welche in Polen Städte genannt werden. Diese Handwerker sind meist so arm wie die Bauern und den Bedrückungen der Pane preisgegeben." Eine andre Stimme führt den Polen zu Gemüth: „Was man anderwärts Bürgerthum nennt, der mittlere Stand, ist bei Euch eine unbekannte Sache. In den Städten der Krone führen wenige Bürger einen armseligen Handel. Alles was ein wenig Schönheit, ein wenig Betriebsamkeit verlangt, geht in die Hände von Fremden über. In den Städten des Adels sind die Bürger eine nichtsnutzige Masse, sie treiben die elendesten Gewerbe und hören auf zu arbeiten, wenn sie zum Schnaps, der leider sehr billig ist, genug verdient haben. Ohne die Juden würdet Ihr nichts haben. Von diesen, die keine bürgerlichen Rechte haben, laßt Ihr Euch besteuern." Und ein dritter Gewährsmann sagt: „Was sich in Polen Bürgerthum nennt, besteht ungefähr aus den Kaufleuten in Warschau und Krakau, denn in den Orten, welche die Polen Städte zu nennen belieben, begegnet man blos Juden, wenigen griechischen Kaufleuten, Armeniern, Italienern, Franzosen und Deutschen — lauter Leuten, die auf Kosten der Polen so rasch wie möglich ein kleines Vermögen zu sammeln und über die Grenze zu bringen, als ihr einziges Ziel betrachten."[2]) Unter solchen Umständen war die Lebensaufgabe des Juden ganz von selbst gestellt; er handelte mit Waaren und wucherte mit Geld, und trieb beides mit einem Erfolg, der alle Mitbewerbung, insbesondere der Deutschen, aus dem Felde schlug. Einem Lande, dessen Ackerbau und Handwerk nur für die heimische Nothdurft genügte, führte er im Großhandel, noch mehr aber im Kleingeschäft, Alles zu, was ihm von Erzeugnissen fremden Gewerbfleißes nothwendig oder begehrenswerth erschien und die üppige Verschwendung, der rohe, grobsinnliche Luxus, der in den langen Friedensjahren der sächsischen Könige im polnischen Adel einriß, eröffnete seinem Unternehmungsgeist ein weites, ergiebiges Feld.

---

1) Zu diesen fünf gemauerten Städten kamen fünf andere, die bis auf einzelne steinerne Adelspaläste und Klöster durchaus aus hölzernen Häuschen bestanden, wie Posen, Lublin, Grodno, Wilna, Kowno. v. d. Brüggen S. 58—60. 2) v. d. Brüggen S. 61/62.



Insbesondere der Schlachta mittlern Besitzes ward er für alle Geldgeschäfte, für Borg, Kauf und Verkauf der unentbehrliche „Factor", der findige Beirath, der immer ein Mittel wußte, Baargeld zu schaffen, der geduldige Hausknecht, der den Launen seines Herrn nichts, gar nichts übelnahm und in seiner Selbstlosigkeit sogar so weit ging, keinen Lohn zu fordern, — ihm genügten die Procente, die der Herr nicht nachrechnen konnte.[1])

Nahm der Jude dem Edelmann alle irdischen Sorgen um Haus, Hof und Wirthschaft ab, so sorgte der Jesuit für das Heil seiner Seele und die Erziehung seiner Kinder.

Von dem russischen Slaven, der der griechischen Kirche anhing, war der polnische Slave durch seinen römischen Katholicismus geschieden, dieser aber war noch im sechszehnten Jahrhundert sehr schwach gewurzelt; der Sturm der Reformation führte den Griechen, Hussiten, böhmischen Brüdern und Socinianern, die hier schon saßen, noch Lutheraner und bald auch Calvinisten hinzu und unter König Sigismund August, dem letzten Jagellonen, (1548—1572) hatte bereits die Hälfte der Senatoren und mehr als die Hälfte des Adels aufgehört, sich zum katholischen Glauben zu bekennen. Der Adel hob 1562 die Inquisition auf, eben da sie zum ersten Mal eine eingreifende Thätigkeit beginnen wollte, nannte sich amtlich dissidentes de religione und setzte fest, daß jeder König zur Anerkennung gleichen bürgerlichen Rechts für Katholiken und Dissidenten verpflichtet werden sollte. Kurz, es hatte den Anschein, als sollte Polen, wenn auch etwas langsamer, denselben Weg zu Ende gehen, auf dem ihm das Ordensland Preußen schon seit den ersten Tagen der Luther'schen Kirchenreform vorangegangen war.

Da trat, im Anfang der achtziger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts ein Umschwung ein. Bei König Stephan Batori erschien als päpstlicher Nuntius der Cardinal Bolognetto[2]) und dieser, ein höchst gewandter, unermüdlich bohrender Diplomat setzte durch, daß mit Unterstützung des Königs in Krakau, Grodno, Pultusk Jesuitencollegien errichtet wurden, daß mit dem neuen Kalender auch die wichtigsten Bestimmungen des Trienter Concils zur Ausführung kamen und Bisthümer nur noch an Katholiken vergeben wurden. Gleichzeitig begann der Jesuit Anton Possevin eine Propaganda, die mit wunderbaren Heilungen und Visionen auf den Aberglauben der Massen, mit Beichte, Predigt und Unterricht auf den Adel und seine Jugend wirkte. Unter dem Schweden Sigismund III. (1581—1632), der seine Erhebung auf den Thron der clerikal gesinnten Faktion des Jan Zamoyski dankte, ward die Gegenreformation von oben her machtvoll in Gang gesetzt, die Dissidenten aus allen geistlichen und weltlichen Aemtern, deren es gegen 20,000 gab, hinausgetrieben, alle einmal katholisch gewesenen Kirchen den Ketzern abgenommen und so ein System des Druckes und der Verfolgung eingeleitet, das am Ende zur völligen Entrechtung der Andersgläubigen führte. Im Jahre

---

1) v. d. Brüggen S. 123/24. 2) Ranke, Päpste II. (W. W. 38. S. 240ff.)

1719 wurden sie aus dem Reichstag verwiesen und 1733 so ziemlich aller bürgerlichen Rechte bis auf das des Aufenthalts im Lande beraubt.[1]) Protestanten und Griechen waren gleicherweise entrechtet worden.

Längst war der gesammte Unterricht des heranwachsenden Adels in die Hände der Jesuiten gefallen, die mit gewohntem Scharfblick sofort die Stelle fanden, wo ihnen nichts widerstand. Nur Edelleute nahmen sie in den Orden und in ihre Schulen auf und ein durch und durch aristokratisches Gepräge hielten sie in ihrem ganzen Gebahren fest. Ein ganz dürftiger Schliff äußerlicher Weltbildung, viel Religion, d. h. Werkheiligkeit, und etwas Latein war bei ihnen zu lernen: dies und eine lebenslängliche Abhängigkeit vom Beichtvater nahm die polnische Jugend aus ihren Schulen mit. Außerordentlich war hier die Entwicklung ihrer Macht. Als im Jahre nach der ersten Theilung Polens der Orden aufgehoben ward, da stellte sich heraus, daß er in Polen 138 Häuser mit weiten Güterstrecken, und reiche Schätze in Metall und Kirchengeräth besaß; an Ordensgliedern zählte er 2340, an Missionaren 203, an Lehrern in den Schulen 463.[2]) Von den Juden in seiner Wirthschaft, von den Jesuiten in seinem ganzen geistigen Leben bemeistert, war dieser Adel seiner Gliedmaßen schon nicht mehr Herr, als Rußland anfing, ihm den schweren Arm überlegener Waffenmacht auf den Nacken zu legen.

Nach dem blutigen Tage von Poltawa (8. Juli 1709) hatte König August II. den Altranstädter Frieden sammt seiner erzwungenen Abdankung zerrissen und war ohne neue Wahl einfach als rechtmäßiger König der Polen nach Warschau zurückgekehrt. Daß er das konnte, dankte er der nunmehr entschiedenen Uebermacht Peters des Großen; daß er aber auch nicht mehr könne, als der hohe Gönner seinem Schützling gestatten wolle, das erfuhr er im Jahre 1717, als der Czar, durch eine Conföderation herbeigerufen, als Schiedsrichter auftrat und die Freiheit der Polen unter den Schutz einer russischen Garnison und einer neuen Verfassung stellte, deren wesentlichste Neuerung die vollständige Entwaffnung des Königs war. Das polnische Heer sollte fernerhin nie mehr als 18,000 Mann stark sein — eine Ziffer, die es thatsächlich nie von fern erreichte —: der Oberbefehl über dasselbe aber sollte nicht dem König, sondern dem Krongroßhetman zustehen und dieser lediglich dem Reichstag, d. h. thatsächlich dem Kaiser von Rußland verantwortlich sein. Wie der erste, so war auch der zweite König aus dem sächsischen Hause, August III., ein Statthalter Rußlands in der polnischen Adelsrepublik.[3]) Durch russische Bajonete war 1733 seine Wahl erzwungen worden, durch russische Bajonete ward er aufrecht erhalten im Gewoge der Faktionen, nicht in Warschau, sondern in Petersburg lag die Entscheidung für alle polnische Politik, im Kriege gegen Preußen war der neutrale Boden der Republik Jahr für Jahr das Standquartier russischer Heere, deren Generale hier schalteten und walteten wie im eignen Lande und noch war

1) v. d. Brüggen S. 27—29. 2) ebendas. S. 95. 3) S. S. 5, vgl. I, 188/89.

August III. nicht todt, als die Czarin ihm schon seinen Nachfolger bestimmt hatte, der nachher mit ebenso brutaler Waffengewalt eingesetzt ward, wie jener dreißig Jahre früher.

Wenn man die Polen hört, so haben die sächsischen Könige ungemein viel zum Verderben des Landes beigetragen; aber das kann höchstens mit Bezug auf das üble Beispiel zugegeben werden, das die polnischen Magnaten aus den Lebensgewohnheiten des sächsischen Hofes für sich selbst entnahmen; jeder eigentliche Regierungseinfluß war durch die lächerliche Ohnmacht ausgeschlossen, die nun einmal thatsächlich und rechtlich das Loos dieser Wahlkönige war. Aller der Mittel beraubt, durch welche ein souveräner Wille sich geltend macht, hatte der König von Polen nur ein Recht, das ihm formell unumschränkt zustand: er war der „Quell aller Gnaden", er vertheilte, was bei den Polen panis bene merentium hieß, d. h. er vergab nicht blos die großen Kronämter oder Ministerstellen,[1]) die Erzbisthümer, Bisthümer und Abteien, sondern auch die Wojewodschaften, die Castellaneien, Starosteien und tausende von andern Aemtern, welche in der Regel mit Landgütern reichlich ausgestattet eine ungemein gesuchte und heiß begehrte Beute waren. Aber dies Ernennungsrecht war thatsächlich durchaus kein Quell der Macht, sondern eher das Gegentheil. All diese Aemter waren lebenslänglich und ihre Inhaber genossen folglich der ganzen Unabhängigkeit, welche unwiderrufliche Anstellung gewährt. Wer ein Amt haben wollte, mußte allerdings die Künste des Bewerbers erschöpfen, wer es aber hatte, der wurde eben dadurch frei vom Könige. Der König, der das Amt verliehen, machte sich den zum Feind, den er übergangen und hatte nichts von dem, den er beglückte. Nur durch den Tod des Inhabers erlosch die Bestallung, aber eine freie Verfügung über die erledigte Stelle gab es auch jetzt für den König nicht. Zunächst durfte er verfassungsmäßig nur Edelleute ernennen, also an ein bürgerliches Beamtenthum gar nicht denken, dann aber war die Macht der Magnaten derart festgewurzelt, daß in Wahrheit sie vergaben, was der König zu vergeben schien, wenn sie nicht schon vergeben hatten, bevor der König auch nur zugreifen konnte. Die großen Pane wußten ihre Söhne schon im Kindesalter mit reichen Pfründen zu versorgen. Der Vater des nachherigen Königs Stanislaus August Poniatowski hatte seinen ältesten Sohn Casimir so gut bedacht, daß dieser im Jahre 1759 aus drei Starosteien 220,000 polnische Gulden (= 110,000 Reichsmark) bezog; dazu kamen noch zwei weitere Starosteien, so daß sein jährliches Gesammteinkommen gewiß auf 300,000 polnische Gulden (= 150,000 Reichsmark) stieg. In gewissen Landschaften waren Wojewodschaften, Castellaneien, Starosteien geradezu erblich, wenn auch nicht vom Vater auf den Sohn. So wurden in der Wojewodschaft Lublin die genannten Aemter seit unvordenklicher Zeit immer nur von den Familien der Firley, Tarlo, Lubomirski, Zamoyski bekleidet. Sehr häufig ward gleich

1) S. S. 438.

bei der ersten Verleihung des jus communicativum, das Recht der Uebertragung auf Andre, mit verliehen und es kam vor, daß solche Aemter wie eine Aussteuer vom Schwiegervater auf den Schwiegersohn übergingen und selbst Wittwen und geschiedene Frauen solche dem zweiten Manne als Mitgift in die neue Ehe brachten.[1]) Der ganze Reichthum der Magnaten bestand in der Anhäufung von mit Güterbesitz verbundenen Aemtern und so war ihr beständiger Kampf um die Macht nichts anderes als ein Kampf ums Dasein für sich und ihre ganze Sippe. Diese Thatsache genügt, um den Kriegszustand zu erklären, der zwischen den Faktionen herrschte und herrschen mußte, und jeder Verwunderung über die Art ein Ende zu machen, wie diese Kriegführung von Statten ging. Die Kampfbühne der Faktionen bildeten einerseits die Landtage, andrerseits die Reichstage. Auf den Landtagen wurden die Landboten gewählt und ihnen die Abstimmungen für den Reichstag vorgeschrieben: auf denselben Landtagen erstatteten sie bei der Rückkehr Bericht über die Erfüllung ihres Mandats; in denselben Versammlungen, an denen auch Nichtbesitzende gesetzwidrig Theil zu nehmen pflegten, wurden die Beisitzer der Landgerichte und Reichsgerichte gewählt und alle sonstigen Wahlämter besetzt. Hierher kamen nun die Herren mit ihrem berittenen Gefolge von hundert, auch tausend bewaffneter Schlachtizen, um Wahlen zu machen, Beschlüsse, die ihnen nicht paßten, zu verhindern oder umzustoßen: wo das nie pozwalam nicht half, da half die Faust und der blanke Säbel: blutige Köpfe waren das ganz gewöhnliche Ende solcher Versammlungen und wo der Parteihaß nicht zu Ausschreitungen trieb, da reichte die allgemeine Trunkenheit aus, um Jedermanns Hand wider die andre zu kehren.[2]) Die Raufereien der Landtage waren nur die Vorübungen für die großen Aktionen der Reichstage, deren ganz regelmäßiges Loos war, durch das liberum veto — den „Augenstern" polnischer Feiheit — gesprengt, oder wie die Polen sagten, „zerrissen" zu werden. Von 1652—1704 sind unter 55 Reichstagen 48, in der Zeit von 1717—1733 von 18 Reichstagen 11 gesprengt worden, aber die, die nicht gesprengt wurden, waren einerseits so unfruchtbar und zeigten andrerseits ein so rohes, würdeloses Getümmel, daß es fast wie eine Erleichterung empfunden ward, als nach dem ersten Reichstag unter August III. dreißig Jahre lang gar keiner mehr zu Stande kam.

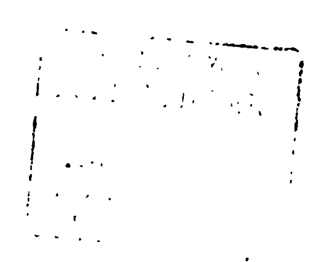
War das Königthum, wie wir gesehen haben, an sich völlig ohnmächtig, dieser grauenhaften Anarchie auch nur im Mindesten zu steuern, so war es selbstverständlich auch nicht verantwortlich dafür, daß sie ihrem eigenen Gefälle überlassen, dem Abgrund näher und näher kam. War aber unter den sächsischen Königen wirklich eine Veränderung des Gesammtzustandes eingetreten, in dem klarblickende Patrioten später eine Verschlimmerung erkannten, so konnte der Hauptgrund nur darin liegen, daß der Kriegeradel, der zum letzten Mal vor Wien um eine große Sache heldenhaft gekämpft, nach Schluß

1) Röpell S. 4—7. 2) Röpell S. 20—23.

des nordischen Krieges all den Versuchungen eines langen faulen Friedens widerstandlos erlag. Eines der treffendsten polnischen Sprichwörter sagt von den Schlachtizen: „Unter dem sächsischen König aßen sie, tranken sie und lockerten sich den Leibgurt.“[1]) Damit ist Alles gesagt. Ein Herrenstand, der nichts gelernt hat als das Handwerk des Stegreifritters, kann auch den Frieden nicht anders genießen als mit Saufen und Völlerei, und das richtet ihn innerlich zu Grunde. Es ist ein tiefwahres Wort, das Aristoteles an das Schicksal des Lagerstaates Sparta knüpft: Ein Volk, das keine Kunst des Friedens, nur die des Krieges versteht, geht am Frieden zu Grunde; es verliert die Stählung wie das Eisen, es rächt sich, daß ihm das *δύνασθαι σχολάζειν* fehlt.[2]) Der Masse des Polenadels fehlte das vollständig, weil er nicht arbeitete und ohne sich zu entadeln auch nicht arbeiten durfte; bei den Magnaten aber herrschte mit ganz seltenen Ausnahmen eine Ausgelassenheit taumelnder Genußsucht, der selbst der Kampf um die Macht kein genügendes Gegengewicht bot. Der Wojewode von Posen, Stephan Garczinsky, sagte in einer Schrift, die er 1751 unter dem Titel: „Anatomie der Republik Polen, zur Warnung und zur Besserung dessen, was aus den Fugen gegangen ist“ erscheinen ließ: „Wenn der allmächtige Gott solchen Regen auf uns niedersendete, daß ebensoviel Dukaten als Tropfen herunterfielen, und Polen bis an die Knöchel mit Gold bedeckt wäre, so würde all das Geld doch nicht lange bei uns bleiben, es würde, wie die Wasser von den Höhen nach den Strömen und Thälern ihr Gefälle haben, nach Breslau, Leipzig, Berlin, Frankfurt, Danzig, Riga und Königsberg abfließen für Silbergeschirr, Wagen, Möbel u. dergl.“[3])

Da der Polen Freiheit im Wesentlichen darin bestand, daß jedem Edelmann Alles, dem Könige so viel wie nichts erlaubt war, und der Schutz eben dieser Art von Freiheit die Hauptaufgabe der Minister bildete, so war ein beständiger Fehdezustand zwischen dem Hofe und den Inhabern der Kronämter ganz unvermeidlich. Unter diesen war das des Krongroßhetmans weitaus das bedeutendste, denn ihm unterstand die sogenannte Armee; diese wollte an sich freilich nicht viel besagen, zur Landesvertheidigung gegen andere Heere war sie ganz unbrauchbar, aber dem Könige gegenüber, der nicht mehr als seine 1200 Mann sächsischer Leibwache haben durfte,[4]) hatte der Minister, der sie allein aufzubieten und zu befehligen hatte, die Stellung eines Gewalthabers gegenüber einem Schattenkönig. Das Amt dieses Krongroßhetmans war sozusagen erblich in der Magnatenfamilie der Potocki,[5]) und deßhalb konnte diese als das eigentliche Haupt der souveränen Schlachta im Gegensatz zum Hofe und all seinen Machtgelüsten betrachtet werden. Die Familie der Potocki hatte in der Ukraine, Podolien, Rußland und Kleinpolen unermeßlichen Güter-

1) Röpell S. 14. 2) S. Oncken, die Staatslehre des Aristoteles. II, 180 ff. 3) Röpell S. 17. 4) S. 5. 5) Ueber die polnischen Adelsfamilien im Allgemeinen s. Notices sur les familles illustres et titrées de la Pologne. Paris. Bruxelles 1862.





Vera Delineatio
Comitiorum Polonicorum in campo prope pagum Wola ad Electionem Regis.

a Campus electionis
b Casa Senatorum Polonice Szopa
c Consessus publicus Senatorum et Nuntiorum terrestrium sub dio
d Fossa circumducta
e Turmae Nobilium secundum Palatinatus
f Warsauia
g Wola, pagus.

Polnische Reichsversammlung zur Königswahl bei Wola. De



Wahre Abbildung
einer Pohlnischen Reichs-versamlung auf dem Felde bey dem Dorffe Wola zur Königs-Wahl

a das Wahl-feld
b. der Schoppe, in welchen sich die Senatores versamlen.
c. öffentliche Versamlung der Senatorum und Landbothen unter freyen Himmel
d. der herumgeführte Graben
e. die Hauffen des Adels nach den Waywodschaften
f. die Statt Warschau
g das Dorf Wola.

kleinertes Facsimile eines anonymen Kupferstiches aus dem 18. Jahrhundert.

besitz, wohnte in fürstlichen Palästen und saß in ihren gebietenden Stellen wie eine Sippe von Gegenkönigen. Ein Joseph Potocki war seit 1736 Krongroßhetman, ein Michael Potocki war Wojewode von Wolynien, ein dritter war Wojewode von Kiew, ein vierter Starost von Grabowiec. In ihrem Hofhalt dienten ganze Schaaren edelgeborner Polen als Hofmarschälle, Jäger, Stallmeister, Kammerherrn; außer einer Leibgarde von Dragonern, Kosaken und Fußvolk verfügte sie über eine zahlreiche Miliz mit Geschützen, und ihre Offiziere hatten gleichen Rang mit denen des Heeres der Krone. In den weiten Landschaften, in denen sie geboten, bekam Niemand ein Amt, gewann Niemand einen Proceß, war keine Wahl zum Reichstag oder zum Reichsgericht, keine Bewerbung um eine Prälatur oder reiche Pfarrei möglich ohne ihre Gunst.[1])

Gegenüber dem ungeheuren Reichthum, dem altererbten Ansehen und der festbegründeten Amtsgewalt dieses Hauses erschienen die Czartoryski wie Emporkömmlinge von durchaus glanzloser Vergangenheit und sehr zweifelhafter Zukunft. Zwar war die Familie sehr alt und vornehm, sie stammte von den alten Fürsten Litauens her und rühmte sich eines unzweifelhaft echten Fürstentitels, aber in Polen kam sie nicht auf, so lange sie sich zur griechischen Kirche bekannte, und erst seit im Anfang des 17. Jahrhunderts ihr Uebertritt zur römischen Kirche erfolgte, war ihrem Fortkommen die Bahn geöffnet. Ein Florian Czartoryski, der Bischof von Posen war und es schließlich bis zum Erzbischof von Gnesen und Primas des Reiches brachte († 1674), war der erste seines Namens, der im polnischen Adel zu Ansehen kam; der zweite war sein Neffe Casimir, der als Gatte von Isabella Morstyn, einer ganz ungewöhnlich beanlagten Frau, das Haus begründete, welches sehr bald sprichwörtlich „die Familie" hieß. Von seinen drei Söhnen war den zwei ältesten Michael Friedrich (geb. 1696) und August Alexander (geb. 1697) eine glänzende Rolle in der Geschichte Polens vorbehalten und seine zweite Tochter Constantia heirathete den Grafen Stanislaus Poniatowski, dessen Sohn der letzte König von Polen werden sollte.

August Czartoryski hatte im österreichischen Kriegsdienst seine Schule gemacht, u. A. unter Prinz Eugen in der Schlacht bei Belgrad mitgefochten (1717) und bei einem Besuch in der Heimath eine vielumworbene Schönheit, die Wittwe des Wojewoden Dehnhof von Poloczk, die einzige Erbin des großen Vermögens der Sieniawa, kennen gelernt. Die Söhne der ersten Familien des Landes warben um ihre Hand, ein Potocki, ein Radziwil, ein Branicki und ein Tarlo waren unter den Freiern. Der junge Czartoryski schlug sie alle aus dem Felde (1731) und legte durch diese Heirath den Grund zu dem Reichthum seines Hauses. Sein älterer Bruder war inzwischen durch die Gunst des Feldmarschalls Flemming, der ihm auch die Gunst des Königs August II. gewonnen, zur Würde eines Unterkanzlers von Litauen und einige

1) Röpell S. 73/74.

Jahre später zu der eines Wojewoden von Rußland emporgestiegen, während sein Schwager Poniatowski, gleichfalls ein Günstling des Königs, es bis zum Wojewoden von Masovien und zum Mitglied des Senats gebracht hatte. Trotz der ganz erklärten Bevorzugung, welche die „Familie" zu ihrem großen Vortheil am Hofe des Wettiners genossen hatte, ging sie im Jahre 1733 einmüthig in das Lager Lesczinskis über und hielt bei diesem in Danzig ritterlich aus, bis Alles verloren war. Die letzten Hilferufe des von den Russen belagerten Polenkönigs überbrachte Poniatowski nach Berlin; für die Waffenhilfe der Preußen hatte er die Abtretung eines Landstrichs zu bieten, welcher Ostpreußen mit Pommern verbinden sollte, während fast zur selben Zeit russischerseits die Wojewodschaft Pomerellen und die Stadt Elbing angeboten ward. Als für Lesczinski Alles zu Ende war, machte die „Familie" ihren Frieden mit König Augnst III., ward von ihm zu Gnaden angenommen, in all ihren Aemtern und Würden bestätigt und spielte seitdem gegenüber dem Hof die Rolle treuer Vasallen, gegenüber Rußland die resignirter Patrioten, die eingesehen hatten, daß gegen seinen mächtigen Willen in Polen nichts ferner zu wollen noch zu machen sei. Insbesondere von allen Illusionen in Bezug auf Frankreichs Hilfe war die „Familie" seitdem endgiltig geheilt. Sie wußte, wo die Macht und wo die Ohnmacht war, und erhob diese Unterscheidung zur unverbrüchlichen Richtschnur ihrer gesammten Politik. Des Vaters und der Mutter waren die beiden Söhne durchaus würdig. Der jüngere war ein ausgezeichneter Wirth, der seine großen Güter mit glänzendem Erfolg verwaltete und ihren reichen Ertrag mit ungemeinem Geschick am rechten Orte zu verwerthen wußte. Der ältere war ein geborener Staatsmann, ein Meister der Rede und aller Künste, mit denen Menschen fortgerissen und regiert werden: beide an Geist, Bildung, Thatkraft Allem überlegen, was damals um Macht und Ansehen kämpfte, und persönlich ausgestattet mit dem ganzen Zauber polnischer Cavaliere besten Schlages.[1]) So stiegen sie in die Arena hinab, um im Kampf erst mit den Potockis, dann mit den Grafen Brühl und Broglie das Vaterland zu retten, und das Ergebniß dieses langen Kampfes war die Vollendung einer Anarchie, deren Gleichen die Welt selbst in Polen noch nicht gesehen hatte. Es lohnt nicht, von den gesprengten Versammlungen, den vergewaltigten Wahlen, bewaffneten Conföderationen im Einzelnen zu reden, die mit ihrem immer neu losbrechenden, und doch so eintönigen Getümmel die Regierungszeit Augusts III. in Polen erfüllen[2]) und bei denen das Schlagwort „Reform" eine mehr als zweideutige Rolle spielt. Aus dieser ganzen Epoche sind nur zwei Thatsachen bemerkenswerth, die eine ist das folgenreiche Erscheinen des jüngeren Poniatowski in Petersburg 1755, die andere der vollständige Untergang der französischen Partei zu Warschau im Jahre 1757.

---

1) Ihre Charakteristik bei Rulhière, Révolutions de Pologne ed. Ostrowski. Paris 1862. I, 147—150; vgl. Röpell S. 48 ff. 2) Ihre Darstellung bei Röpell S. 56 ff.



Der vierte Sohn des Senators Poniatowski, Stanislaus August, war am 17. Januar 1732 geboren und von seiner Mutter, der feurigen Constantia Czartoryska von Kindesbeinen an mit dem Ehrgeiz einer großen Zukunft und mit dem Glauben an eine Bestimmung zu außerordentlichen Dingen erfüllt worden. Nichts als Cäsarenköpfe hatte sie den bildschönen Knaben zeichnen lassen und ehe er verstand, wie weise das gemeint war, hatte er der Mutter schwören müssen, sich bis zum dreißigsten Jahre des Weibes zu enthalten, die Freuden der Tafel zu meiden und Gesellschafts- und Glücksspiele ganz zu unterlassen,[1]) d. h. sich einen Wandel anzugewöhnen, der der Weise polnischer Edelleute schnurstracks zuwiderlief. Der junge Graf hatte früh die Welt gesehen, in London und in Paris die gefährliche Schule des high life kennen gelernt und darin die strengen Lehren der Mutter ganz und gar vergessen. Als er 1755 in die Heimath zurückkehrte, war er mit seinen dreiundzwanzig Jahren ein vollendeter Cavalier von bestrickender Schönheit, der den Kopf zu tragen wußte wie ein geborner König, und hatte dabei den Ruf eines Wüstlings, an dessen unermüdlicher Genußkraft und immer heiterer Liebenswürdigkeit der Regent Philipp von Orleans seine Freude gehabt haben würde. Er glänzte in den drei Talenten des französischen Höflings jener Tage: im Verführen der Weiber, im Zweikampf und im Schuldenmachen; hatte sich auch auf der Oberfläche der Literatur soweit umgesehen, um jederzeit den Pfauenschweif geflügelter Worte zu entfalten, womit man ohne alle Anstrengung die Gimpel blendet. Die Schlagwörter der Aufklärungsphilosophie, Vernunft und Fortschritt, Freiheit und Gleichheit, Menschenliebe und Menschenrechte u. s. w. beherrschte er vollständig.[2]) Nie stockte der Redefluß des gewandtesten aller Plauderer und in der Gesellschaft, in der er sich bewegte, gab es wenige, die fähig gewesen wären, zwischen Redner und Schwätzer, zwischen Comödiant und Staatsmann zu unterscheiden. Diesen jungen Cavalier hatte ein Mann ins Herz geschlossen, den wir als Menschenkenner bereits zu bewundern Gelegenheit gehabt haben,[3]) Sir Hanbury Williams. Der nahm ihn im Sommer 1755 als Legationssekretär mit nach Petersburg, führte ihn am Hof der Kaiserin ein, brachte ihn mit der Großfürstin Katharina zusammen, die sofort in Liebe für ihn entbrannte und damit war eine Verbindung angeknüpft, die für Poniatowski und sein Vaterland unendlich folgenreich werden sollte. Dem erklärten Günstling der Großfürstin ward es nicht schwer, als er im August 1756 wieder nach Warschau kam, zu bewirken, daß er im Januar 1757 als Gesandter des Kurfürsten von Sachsen wieder nach Petersburg zurückgeschickt ward. Graf Brühl hoffte, den jungen Hof zu gewinnen, was bei dem Gesundheitszustand der Kaiserin äußerst wichtig war. Die „Familie" aber, welche das Geld hergeben mußte, da der Kurfürst von Sachsen ebenso mittellos war als der König von Polen, betrachtete den jungen Gesandten als ihren Botschafter am russischen Hofe und

1) Rulhière I, 177. 2) Broglie, Le secret du roi. I, 271/72. 3) S. S. 29 ff.

so betrachtete ihn auch der Graf Broglie, der in Warschau verzweifelte Anstrengungen machte, eine französische Partei wieder auf die Beine zu bringen, um durch sie die Czartoryskis zu stürzen und das Joch der Russen zu brechen.

Wenn das, was der Franzose vorhatte, überhaupt möglich gewesen wäre, so würde er es fertig gebracht haben; denn der Graf Karl von Broglie, jüngerer Bruder des Herzogs und nachherigen Marschalls, war ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten, ein Mann des Degens und der Feder, voll Geist, Muth und feuriger Thatkraft und seit Frühling 1752, wo er die Botschaft in Warschau angetreten hatte, mit Menschen und Dingen im polnischen Wirrwarr sehr genau vertraut. Hinter dem Rücken der Minister stand er durch den Prinzen Conti in geheimer Correspondenz mit dem König selbst, der ihm so standhaft gewogen war, daß er ihm Eigensinn, Freimuth und Ungehorsam sogar verzieh. An ihm, dessen Scharfblick und Ränkesucht keine Blöße entging und der dabei französisches Gold mit vollen Händen um sich warf, hatten die Czartoryski in der That einen viel furchtbareren Gegner als an den Potocki, Mokranowski, Branicki und wie sonst ihre einheimischen Gegner heißen mochten. Aber geschaffen, geleistet ward mit all dem nicht das Mindeste. Die Partei von „Patrioten" welche dereinst durch die Königswahl des Prinzen Conti das Vaterland retten sollte, blieb doch Chimäre, die Czartoryski wurden wohl geärgert und gelegentlich, wie bei der Ostrog'schen Erbschaft, die ihnen Graf Brühl im Dienste Broglies entriß, sogar schwer geschädigt, aber das Ergebniß war, daß sie nun, außer im engsten Anschluß an Rußland, gar kein Heil mehr sahen. Für Frankreich und Polen glaubte Broglie zu arbeiten, in Wahrheit arbeitete er nur für Rußland und daß er dies nicht einsah, zeigt, daß in ihm die Eitelkeit, die durchaus eine Rolle spielen will, doch stärker war als die Einsicht des Staatsmannes, der das Erreichbare vom Unerreichbaren unterscheidet. In einer meisterhaften Denkschrift hat er, so wird uns gemeldet, das unvermeidliche Schicksal der polnischen Adelsrepublik mit prophetischem Blick vorhergesagt: sein Verhängniß war, daß er sich einbildete, von Versailles aus könne dies Schicksal abgewendet, könne die Ohnmacht der Polen in Macht, und die Obmacht der Russen und ihrer Verbündeten in Ohnmacht verwandelt werden.[1]) Broglie war noch in der Blüthe seiner Selbsttäuschungen, als er einen Sturmlauf auf den

1) Ueber seine Mission, s. Boutaric, Correspondance secrète inédite de Louis XV. sur la politique étrangère avec le Comte de Broglie, Tercier, etc. Paris 1866, I. und das schon mehrfach erwähnte Werk des Duc de Broglie, Le secret du roi. Correspondence secrète de Louis XV. avec ses agents diplomatiques 1752—1774. Paris 1879. I. Die Briefe des Königs lassen eine Geistesunmündigkeit erkennen, die auf den Leser oft geradezu verblüffend wirkt. Einem Brief an Broglie vom 22. Januar 1757 entnehmen wir das Geständniß: „Je trouve très bon, comte de Broglie, que vous me fassies toutes les représentations que vous croires devoir me faire et à mes ministres, mais aies toujours en vue l'union intime avec Vienne; c'est mon ouvrage. Je le croy bon et je le veux soutenir.

Grafen Poniatowski eröffnete, weil er allerdings in Petersburg weder französische noch sächsische Politik trieb. Es gelang ihm auch durchzusetzen, daß die Abberufung des kaum ernannten Gesandten durch Bernis gefordert und durch Graf Brühl zugesagt ward. Aber Poniatowski blieb dennoch wo er war. Die Schlacht vom 5. November 1757 hatte unter anderen auch die Folge, daß die kaum wieder aufgelebte französische Partei in Polen auseinander fuhr, wie bei Roßbach die Kreistruppen vor Seydlitz' Husaren. Der Biograph Broglies sagt: „Seit diesem unseligen Tage war Alles verloren; jede Hoffnung, Polen der erobernden Uebermacht Rußlands zu entreißen, war nur noch eine Chimäre, an die er sich zu lange festgehalten, oder besser gesagt festgeklammert hatte. Poniatowski, dem die Abschiedsaudienz schon bewilligt war, zog sein Gesuch zurück und blieb in Petersburg. Die Zärtlichkeit des sächsischen Hofes für das Cabinet der Czarin Elisabeth kannte keine Grenzen mehr, ebenso wenig der Uebermuth der moskowitischen Truppen in den polnischen Provinzen, die sie besetzten. Vom König und seinem Minister kaum noch mit den Rücksichten der einfachsten Höflichkeit empfangen, sah der Graf Broglie alle seine Beschwerden ohne Antwort beseitigt, alle seine Freunde in Ungnade" u. s. w. Dieser völlig unhaltbaren Stellung entzog ihn ein Urlaub, der ihn schon im März 1758 nach Frankreich zurückführte, und als er endlich im Jahre 1760 wieder einen Nachfolger erhielt, da wurden diesem Weisungen mitgegeben, in welchen an der polnischen Geheimpolitik des Königs ein unerbittliches Gericht geübt ward. In diesen Weisungen für Paulmy war endlich rund herausgesagt, was kein französischer Diplomat je hätte verkennen dürfen: der König von Polen ist bisher behandelt worden wie eine Macht, von der andere zu fürchten oder zu hoffen haben, das ist aber ein politischer Irrthum, der König von Polen ist als solcher ohne alle Macht und für die Verfassung Polens gibt es keinen andern Namen als Anarchie. Das Interesse Frankreichs fordert, daß diese Anarchie fortbestehe; sein Gesandter hat für die „Freiheit der Polen" so viel Theilnahme zu zeigen, als nöthig ist, um die Anarchie aufrecht zu erhalten, aber sich in den Kampf der Faktionen selber nicht einzumischen und im übrigen nur dem vorzubeugen, daß eine fremde Macht sich auf Kosten Polens vergrößere.[1])

Das war der Rücktritt Frankreichs aus den polnischen Dingen und damit der Sieg der russischen Politik für immer entschieden. Die Leitung dieser aber nahm, seit Katharina II. ihren ganz unfähigen Gatten vom Thron gestoßen, eine Genialität des Planes und eine Verbindung von Umsicht und Kraft in der Durchführung an, die, was man auch von der Berechtigung der Ziele oder gar der Beschaffenheit der Mittel halten mag, die ganze Bewunderung herausfordert, die echter Meisterschaft gebührt.

1) Flassan, histoire de la diplomatie française VI, 134—141. Röpell hat auf Grund von Boutaric I, 253 angemerkt, daß diese Instruktion erst März oder April 1760 im Conseil verlesen worden sein kann.

Am 17. Juli 1762 war Peter III. ermordet worden. Am 20. Juli erließ der aus der Verbannung zurückgerufene Herzog Ernst Johann Biron von Kurland ein Manifest an die Stände dieses Herzogthums, worin er ankündigte, daß er die Regierung dieses Landes demnächst wieder antreten werde; am 8. August ließ Katharina dem König von Polen das Ansinnen stellen, daß er seinen Sohn, den Prinzen Karl, den er widerrechtlich zum Herzog von Kurland gemacht habe, zur Abdankung veranlassen möge, und 15,000 Russen, die sich demnächst in Kurland einlagerten, gaben diesem Ansinnen den nöthigen Nachdruck.[1]) Ein anderes Corps von 2000 Mann ließ sich in dem festen Graudenz nieder; als russischer Botschafter ging nach Warschau der alte Graf Keyserling, der, ehemals Professor in Königsberg, die polnischen Sachen mit deutscher Gründlichkeit studirt und außerdem schon zwei Mal bewiesen hatte, daß er sie auch mit russischer Durchtriebenheit zu behandeln verstehe. Ueber ihre Absicht bei dieser Sendung schrieb Katharina



Medaillen-Bildniß von Stanislaus August Poniatowski.

einen Brief an ihren Geliebten Poniatowski, der mit den Worten anfing: „Ich schicke Keyserling nach Polen mit dem Befehl, entweder Euch oder Euren Vetter, den Prinzen Adam Czartoryski zum König zu machen."[2]) Auf Rußland gestützt, bot die Familie Czartoryski einen Heerbann von 4000 Mann auf zum Sturze der sächsischen Dynastie. Prinz Karl wich aus Mietau, August III. wich aus Warschau, am 5. Oktober 1763 starb er, und während in Polen der Wirrwar aufs Höchste stieg, schloß Katharina mit Friedrich dem Großen einen Vertrag über gemeinsame Behandlung der polnischen Dinge. Dieser Vertrag, am 11. April 1764 zu Petersburg preußischerseits durch den Grafen Solms, russischerseits durch den Grafen Panin und den Vicekanzler Galitzyn unterzeichnet, verpflichtete beide Mächte, erstens die Wahlfreiheit der Polen, zweitens die Rechte der Dissidenten zu schützen. Die Wahl der Polen sollte auf einen Piasten gelenkt und jeder Eingriff in die überlieferte Verfassung der Polen mit vereinten Kräften abgewehrt werden.

1) Herrmann, Geschichte des russischen Staats. V, 345. 2) Rulhière I, 245.

Der Piast, den Katharina für die polnische Wahlkrone ausersehen hatte, war der junge Graf Poniatowski und ihn unterstützten die Oheime Czartoryski, weil sie annahmen, daß bei dieser Wahl dem König doch nur der Titel, ihnen aber die Macht zufallen werde. An der Spitze einer bewaffneten Conföderation, welche die Großmächte Rußland und Preußen hinter sich hatte, riefen sie den Wahlreichstag zusammen, der unter dem Druck russischer Bajonete nur Anhänger der guten Sache in Warschau vereinigte. Mit Hilfe von 3 Millionen Rubel[1]) wurde bei den — 4000 Edelleuten, welche erschienen waren — sonst pflegten 60—80,000 Königswähler zu kommen — am 7. September 1764 die einstimmige Wahl des Grafen Poniatowski zum König der Polen herbeigeführt. Zum dritten Mal sah das freie Polen unter dem Namen König einen russischen Statthalter an seiner Spitze. Nach einem Naturgesetz, das in der staatlichen Welt ebenso unerbittlich gilt, wie das Gesetz der Schwere in der physischen, mußte die Vorherrschaft Rußlands früher oder später in vollständige Einverleibung übergehen. Dieser sich zu erwehren war Polen selber gänzlich außer Stande. Sie abzuwenden gab es für die Nachbarmächte nur ein einziges Mittel, das war die Theilung auf Grund gemeinsamen Einverständnisses und wer sie zu Stande brachte, ohne daß es zum Kriege kam, der verrichtete ein Meisterstück ersten Ranges.

---

1) Berechnung des preußischen Geschäftsträgers Benoit, s. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. S. 134.

VII. Der reformirende Despotismus in Dänemark. Graf Struensee.

Zwei Reichstage zu Kopenhagen haben die moderne Gestaltung des dänischen Staats begründet: der Reichstag von 1536, der die Macht des alten Kirchenthums vernichtete und der von 1660, welcher die Alleinherrschaft des weltlichen Adels brach. Die Geschichte dieser beiden Reichstage und ihrer Folgen schließt uns das Verständniß der dänischen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert auf.

Nach siegreicher Beendigung des Grafenkriegs hielt Christian III. am 12. August 1536 mit den weltlichen Mitgliedern des Reichsraths eine geheime Zusammenkunft und auf seinen Antrag ward der Beschluß gefaßt, daß „das Reich nicht anders als durch weltliche Räthe könne regiert werden" und deßhalb „kein Bischof zum weltlichen oder geistlichen Regiment gelangen solle, es wäre denn, daß solches durch eine allgemeine Kirchenversammlung in der Christenheit erlaubt werde".[1]) Alsbald wurden sämmtliche Bischöfe verhaftet, um erst freigelassen zu werden, nachdem das Werk der Reformation vollendet war. Dieses aber geschah durch den Reichstag, welcher am 15. Oktober außer Abgeordneten der Städte und des Bauernstandes 400 Edelleute in Kopenhagen versammelte und gegen dessen Schluß am 30. Oktober auf dem Altmarkt (Gammeltorv) allem Volk verkündigt ward: Titel und Würde des Bischofs ist abgeschafft, die Kirche wird nach Luthers Lehre reformirt und durch Superintendenten ohne weltliche Gewalt regiert werden. Die bischöflichen Güter werden eingezogen zum Vortheil der Krone, um die steuerzahlenden Unterthanen zu entlasten und die Schulden des Reichs zu zahlen; der bischöfliche Zehnte, die Klostergüter und die andern geistlichen Besitzungen werden zu religiösen Zwecken, frommen Stiftungen, Pensionen für Gelehrte, Hebung der Universität und der Schulen verwendet. Das versammelte Volk, gefragt, ob es mit diesen Neuerungen einverstanden sei, brach in jubelnden Beifall aus und antwortete wie aus einem Munde: festhalten wolle es am heiligen Evangelium, Bischöfe solle es nicht mehr geben und die Güter der Kirche sollten der Krone übergeben werden, um die Lasten des Volkes zu erleichtern.[2])

---

1) Ludwig v. Holberg, Dänische Reichshistorie. Ins Deutsche übersetzt. Flensburg und Leipzig 1757. II, 346. 2) ebendas. S. 349.

Dies Plebiscit riß Dänemark für immer von der römischen Weltkirche los, vernichtete den dänischen Kirchenstaat und schuf eine lutherische Landeskirche, deren Aufrechterhaltung das gemeinsame Lebensinteresse der Monarchie, des Adels und des Volkes ward. Der Clerus aber, der im Streit um politische Macht und weltlichen Besitz nichts mehr zu verlieren hatte, ward ganz von selbst der Anwalt der Bürger und der Bauern, die bei der Vertheilung der Beute zu kurz gekommen waren und dies enthüllt uns die Kehrseite der großen Umwälzung. Derselbe „Receß", welcher den Dänen eine nationale Kirche gab, schloß das Königthum von dem Machterbe aus, das durch den Fall der alten Kirche erledigt worden war und setzte den weltlichen Adel als alleinigen Erben desselben ein.

Der Reichstagsreceß von 1536 machte den Adel zum Herrn erstens über die Bauern, zweitens über den König, drittens über die Kirchengüter und viertens über das Königreich Norwegen. Das früher stets bestrittene Recht, Gutsbauern und Gesinde mit Geld zu strafen bis zu vierzig Mark, Gericht über sie zu halten und die selbstgefällten Urtheile selber zu vollstrecken, ganz ebenso wie es dem König über seine Kronbauern zustand, gab der Monarch in seinem und seiner Nachkommen Namen ohne Vorbehalt und ohne Schranke den sämmtlichen Edelleuten des Landes hin. Die drei höchsten Staatsbeamten, den Majordomus des Reichs, den Kanzler und den Marschall stellte der Adel nach wie vor, aber mit wesentlich erweiterten Befugnissen. „Sie sollten," hieß es, „die Klagen aller derer annehmen, welche eine Unbill seitens des Königs erlitten, und dann den König vermahnen, dem Kläger Genugthuung zu geben. Verweigerte sie der König, so sollte die Sache vor den Reichsrath kommen, der unter Zuziehung einiger Edelleute den Richterspruch zu fällen habe." Da im Reichsrath kein Clerus mehr war, Bürger und Bauern aber gar keinen Antheil daran hatten, so ergab sich die Allmacht des Adels und die Ohnmacht des Königs schon hieraus ganz von selbst.

Die Kirchengüter waren der Krone zugesprochen, aber gleichzeitig war dem Adel das Recht eingeräumt, die Güter zurückzunehmen, welche seine Vorfahren den Kirchen und Klöstern, und wäre es auch in unvordenklicher Zeit, geschenkt hatten. Mit Hilfe dieser ausgezeichneten Handhabe eröffnete der Adel einen allgemeinen Raubzug auf Kirchen- und Klostergüter, deren er denn auch eine ungeheure Menge in seinen Besitz brachte. Der Bischofszehnte war abgeschafft und durch einen Kronzehnten ersetzt worden. Diesen zahlte der König selber von den Gütern und Domänen der Krone, um ein gutes Beispiel zu geben, der Adel aber zahlte ihn nicht, ließ sich vielmehr in einem Receß von 1558 ausdrücklich davon befreien, gleichwohl erhob er ihn von den Bauern und steckte ihn sammt dem Pfarrzehnten und dem Kirchenzehnten in die eigene Tasche, ohne irgend welche Leistungen für Kirchen und Schulen zu tragen. Noch in der Handfeste von 1536 wurde Norwegen seines eigenen Reichsrathes beraubt und dem Reichsrath zu Kopenhagen, d. h. dem dänischen Adel unterworfen, der durch Statthalter das Land regierte und sich auch dort

sofort an Domänen und Lehen vergriff.[1]) Was so durch den Reichstag von 1536 in Dänemark eröffnet ward, war die Einverleibung aller Macht- und Reichthumsquellen des Landes durch einen unersättlichen Adel, der, wessen er einmal habhaft geworden war, ebenso wenig wieder hergab, als ehedem die „todte Hand" der Kirche. Zu dem Recht der Fischerei außerhalb des eigenen Gutsbereichs und des Handels mit frischen und gesalzenen Fischen gewann er schon 1536 das Recht der Viehmast und des Handels mit gemästetem Hornvieh hinzu, aus dem allmählich ein ausschließliches Vorrecht des Adels ward. Den großen Grundherren, welche Kirchen- und Klostergüter massenhaft an sich gerissen hatten, that sich eine neue Quelle der Bereicherung auf, als ihnen unter dem schwachen König Friedrich II. umfassender als je vorher ermöglicht ward, ihre ausgesogenen Pachtgüter gegen ergiebige Krondomänen umzutauschen und deren Bauern gleichzeitig damit zu ihren Leibeigenen zu machen. Allein in den Jahren 1572—1588 haben blos im eigentlichen Dänemark 330 solcher Gütertausche zwischen Krone und Adel stattgefunden, und mit den Gütern ward in der Regel auch das Besteuerungsrecht dahin gegeben. Die bäuerlichen Freigüter (Allodien) schmolzen mit erschreckender Schnelligkeit zusammen und mit dem Hinschwinden der Bauern hielt die Enterbung und Entkräftung des Königthums gleichen Schritt. Der Adel, der von der Plünderung des Staates und der Unterdrückung der Bauern lebte, trug nicht einmal zur Landesvertheidigung bei: den alten „Roßdienst" leistete er längst nicht mehr, Geld zahlte er auch nicht und die Kutscher, Fischer, Hausknechte und Küchenjungen, die er als Rekruten stellte, waren nicht zu brauchen.

Wer Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Stände des dänischen Volks in ihrem Leben und Treiben wahrheitgemäß schilderte, der konnte nicht anders malen als grau in grau. So hat Cornelius Hamsfort († 1580) gethan, dessen Worte wir hier folgen lassen: „Der unterste Stand in Dänemark umfaßt die, welche in den Dörfern und den Weilern wohnen und die sammt Weib und Kind ihr Obdach mit dem Vieh theilen. Ihre Wohnungen sind Hütten mit Wänden aus Lehm und Dächern aus Stroh; ihre Nahrung besteht aus Schwarzbrod, Milchspeisen, Speck, Gerstengrütze und Kohl, ihr Getränk ist eine Mischung von etwas Milch und Bier, das aus Hafermalz gemacht ist; ihre Kleidung aus einer Jacke von grober Wolle oder Leinen, zwei Holzschuhen und einer schäbigen Mütze. Sie haben viel für ihren Herrn zu arbeiten, den sie Huusbonde nennen; ihre Arbeit heißt insgemein Frohne (Hovtjeneste); sie haben das Land zu bebauen, zu säen, zu mähen, die Ernte einzubringen, das Brennholz zu sägen, zu bauen, zu graben; kurz, es gibt nichts, was diese armen Sclaven nicht können müssen, nichts, was sie zu thun sich weigern dürfen, wenn es einmal befohlen ist, denn eine Weigerung würde streng be-

1) Allen, Histoire de Danemarc. Trad. p. Beauvois. Copenhague 1878. II, 3—9.

straft. Das Peinlichste für diese Menschenclasse ist, daß nur ein kleiner Theil derselben die Häuser zu eigen hat, in denen sie wohnen; sie müssen jedes Jahr einen gewissen Grundzins in Korn oder andern Lebensmitteln an den Herrn entrichten, und von ihm müssen, wenn der Vater stirbt, die Kinder die Pacht zu einem ihm gut dünkenden Preis erneuern oder durch eine kostspielige Ablösung sich befreien lassen. Einen höhern Rang nehmen die Städtebewohner ein, mögen sie nun Leute von Auszeichnung oder einfache Bürger sein. Jene leben von ihren Einkünften und genießen den Wohlstand von Edelleuten oder es sind Kaufleute, die ihr bestes Geschäft mit den Bauern machen, indem sie ihnen in aller Artigkeit das Fell über die Ohren ziehen; diese arbeiten in ihrer Werkstatt und gehen ihrem Handwerk nach. Ihre Kleider sind aus Wolle, aber verschieden in Farbe und Schnitt, denn jetzt trägt Niemand mehr die einfache Tracht der Alten. Ihre Häuser bauen die Reichen aus gemauerten Steinen, die minder Wohlhabenden aus gezimmertem Holz; aber sie sind immer mit Ziegeln gedeckt und die Straßen gepflastert. Die Edelleute sind Eigenthümer des Grundes und Bodens und beziehen daraus ihre Einkünfte. Als ein Flecken an ihrer Ehre würde ihnen erscheinen, eine Plebejerin zu heirathen oder sich wie Bürger in einer Stadt niederzulassen; aber so sehr sie das Leben der Städter verachten, treiben sie jetzt doch den Handel zum Schaden der Bürger. Sie liegen eifrig dem Waidwerk ob und beanspruchen, daß die Gesetze es ihnen als ausschließliches Vorrecht gewährleisten. Ueppig in Festen und Trinkgelagen, prachtvoll gekleidet, hinter sich ein zahlreiches Gefolge, suchen die Edelleute die Augen der Menge auf sich zu ziehen. Alles in Allem ist es eine hoffärtige Sippe, welche die Bauern mit endloser Arbeit überlastet und diese Unglücklichen peinigt, denen sie sogar das Leben nehmen kann, ohne Strafe fürchten zu müssen. — Was das tägliche Leben in Dänemark angeht, so ist es üblich, bei Tische sitzen zu bleiben und zu trinken Tag und Nacht, Glas auf Glas. Keine Hochzeit, kein Fest, kein Vereinsschmaus, wo man sich nicht dem Trunk ergibt; und ist dann einer der Gäste halb voll oder besinnungslos trunken, dann legt man ihn ins Bett, und treibt nach Herzenslust Scherz und Schabernack mit ihm. Namentlich der Adel liebt solches Treiben und vernachlässigt darüber die Vertheidigung des Landes. Als größten Kriegshelden betrachtet man den, der am meisten trinkt, während der Nüchterne verachtet wird und für einen Feigling gilt. Einst übte sich der Adel im Wurf, im Rennen, im Ringen, im Reiten; jetzt verabscheut er jede kriegerische Zucht und seine einzige Waffe ist der Becher."[1])

Die ersten Anzeichen nicht einer Wendung, wohl aber der Vorbereitung einer solchen traten unter König Christian IV. (1596—1648) ein. Im Jahre 1607 erließ ein Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen, Georg Dybvad, eine flammende Schrift wider die Tyrannei des dänischen Adels und ungeschreckt durch das Schicksal des Vaters, der aus dem

1) Allen II, 42/43.



Amt gejagt und dem tiefsten Elend preisgegeben worden war, erhob auch der Sohn, Christoph Dybvad, seine Stimme, um dem Königthum seine Ohnmacht, den Bürgern und Bauern ihre Rechtlosigkeit zu zeigen und sie zur Abwerfung des unwürdigen Joches aufzurufen, unter dem sie seufzten; auch ihm ward der Proceß gemacht; 1620 zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, starb er bald danach. Nach dem Frieden von Lübeck 1629 ergriffen die Städte von Jütland das Wort, um dem König das Elend vorzustellen, das der allmächtige Adel über das Land gebracht. Von den Bauern sagten sie in ihrer Beschwerdeschrift: „So sind die freien Bauergüter durch Tausch, Verpfändung und Abtretung der Herrenrechte in die Hände des Adels gekommen und dessen ewiges Eigenthum geworden; denn viele Bauern haben, um sich zu schwerer Belastung zu entziehen, auf ihre Rechte verzichtet und sind mit Weib und Kind davongezogen; dadurch ist eine Volksclasse vernichtet worden, welche von den öffentlichen Lasten ihren Theil in Treue trug und Niemand wagt sich auch nur darüber zu beklagen, wegen der schweren Ketten, welche den Mann des Volkes niederbeugen und deren Druck er täglich fühlen muß, bis sie ihm abgenommen werden vom allmächtigen Gott, der Alles sieht und Alles weiß." Der König selbst war längst als Beschützer der Bauern aufgetreten: im Jahre 1620 hatte er die Kronbauern des Amtes Antvorskov von der Leibeigenschaft befreit; drei Jahre später den Kronpächtern der Aemter Kopenhagen, Frederiksborg und Kronborg das erbliche Eigenthum ihrer Wirthschaftsgebäude eingeräumt und 1633 fing er an auf den Krondomänen die Frohnarbeit abzuschaffen und durch eine Geldzahlung zu ersetzen. Sein Versuch aber, im Jahre 1634 auf den Inseln Seeland, Laaland, Falster, Moen die Leibeigenschaft aufzuheben, scheiterte an dem Widerstand des Adels, der sich immer gleich blieb in der Gewohnheit, nichts Gutes zu thun und alles Gute zu hintertreiben. Diesem Adel schrieb der pflichttreue König im Jahr 1645, nachdem zu Brömsebro mit den Schweden Frieden geschlossen war: „Wollen sich die guten Herren vom Adel einbilden, mit dem Friedenmachen sei es gethan, und die Völker zu Roß und zu Fuß würden mit Worten sich abspeisen und abdanken lassen? Werden sie nicht bezahlt, so ist eine Meuterei zu fürchten, deren Stillung noch einmal so viel kostet. Will es der Adel darauf ankommen lassen, so bin ich vor Gott im Himmel und vor aller Welt entschuldigt, was darauf folgen mag. Die Liebe zwischen dem Adel und den Andern im Lande ist ohnehin nur sehr gering; kommt noch so etwas hinzu, so wird's wohl nicht gut ablaufen. Es scheint mir in der That sehr seltsam, daß der Adel nicht bei Mitteln ist, wenn er zur Vertheidigung des Vaterlandes seinem Herrn mit Geld beispringen soll; wenn sie aber Krongüter, wie gewöhnlich zum Pfande oder unter ihre Gewalt bekommen, so ist Geld im Ueberfluß vorhanden."[1])

Seinen Sohn und Nachfolger Friedrich III. schnürte der Adel noch einmal durch eine Handfeste ein, welche die Ohnmacht der Krone vollenden

1) Holberg, Dänische Reichshistorie. II, 855.

sollte, da kamen die beiden Schwedenkriege, in welchen Karl X. Gustav das Reich der Dänen dem Untergang nahe brachte und die fürchterliche Lage, welche der Kopenhagener Friede vom 27. Mai 1660 dem Lande hinterließ, brachte endlich den Umschwung. Nur durch die Tapferkeit der Bürgerschaft von Kopenhagen und die Hilfe der holländischen Seemacht hatte der König, von seinem Adel schmählich im Stich gelassen, sein Land behauptet; er selbst hatte, während die Schweden die Hauptstadt belagerten, mit seiner hochherzigen Gattin Sophie Amalie gewetteifert im Entfalten all der ritterlichen Tugenden, welche ein bedrängtes Volk für seine Hirten begeistern. Das Bündniß, das in diesen Tagen des Sturmes und Dranges die Feuertaufe empfangen, war nicht mehr zu lösen und seiner Wucht auch nicht zu widerstehen. Auf dem denkwürdigen Reichstag von 1660 trat es ans Licht.[1])

Dem Reichstag, welcher am 8. September die Abgeordneten des Adels, der Geistlichkeit und des städtischen Bürgerthums — Bauern waren nicht berufen — in Kopenhagen vereinigte, ward am 11. mit ein paar Zeilen bekannt gemacht, „der König sammt dem Reichsrath wünsche, daß eine leidliche allgemeine Consumtionsaccise bewilligt werden möchte". Während der Adel mit sich zu Rathe ging, wie er sich gleich allen andern auch dieser Belastung möglichst entziehen könne, traten Bürgerstand und Geistlichkeit zusammen, um sich über Entwürfe zu einigen, die weit über alle Geldfragen hinausgingen. An der Spitze des ersteren stand Hans Nansen, der Bürgermeister von Kopenhagen, an der Spitze der letztern stand Hans Suane, der Superintendent von Seeland; jener ein zwei und sechszigjähriger Ehrenmann, der sich während der Schwedenbelagerung so tapfer und heldenhaft gehalten hatte, daß der König ihm eines Tages auf dem Wall vor Aller Augen den eignen Degen, den er sich abgegürtet, übergab; dieser, sieben Jahre jünger, ein Mann von außerordentlicher Beredsamkeit und einem seltnen Geschick, abwechselnd die Salbung des Priesters, die Treuherzigkeit des Biedermannes und die Verschlagenheit des geschulten Diplomaten wirken zu lassen. Beide standen in geheimer Verbindung mit dem Hof durch den Kammerschreiber des Königs, Christoph Gabel, der dem König in hingebender Treue ergeben war und in seiner ganz untergeordneten Stellung schon die ausgezeichnetsten Dienste geleistet hatte, ohne einen andern Ehrgeiz zu kennen, als den erfüllter Pflicht. Im Jahre 1658 war er zufällig auf einer Reise in Hamburg, als er Nachricht bekam von dem Friedensbruch Karls X. Ohne Besinnen, ohne einen Auftrag abzuwarten, eilte er nach dem Haag, bestürmte die Generalstaaten um schleunige Hilfe und in vier Wochen war die Kriegsflotte segelfertig, die unter Admiral Opdam dem bedrängten Kopenhagen Hilfe brachte. Der Mann aber, der dies Rettungswerk erzielt, bezog noch im Jahre 1660 als Kammerschreiber halb soviel Gehalt, als der Leibbarbier des Königs. Dies Kleeblatt

1) Holberg III, 441 ff. — Spittler, Geschichte der dänischen Revolution im Jahr 1660. Berlin 1796.



wirkte zusammen bei einem politischen Feldzug, der ohne Gewalt, ohne die mindeste Störung der öffentlichen Ordnung, eine der größten Entscheidungen der dänischen Geschichte herbeiführte. „Dänemark ein Erbreich!“ so lautete die Loosung, über die Geistlichkeit und Bürgerthum sich schon am 8. Oktober verständigt hatten, um Bresche zu legen in die Herrschaft des Adels. Der Reichsrath widerstrebte, der Bescheid, den er am 10. Oktober gab, war eine Ablehnung ohne Umschweife und Vorbehalte. Da zogen Geistliche und Bürger in feierlichem Aufzug zum König selbst, der ihre Akte huldvoll empfing und die Volksstimmung sprach sich in der tief erregten Stadt so unzweideutig für sie und gegen den Adel aus, daß dieser sich schleunigst unterwarf und am 13. Oktober selber an der Spitze der Procession erschien, in der alle drei Stände dem Könige feierlich die Erbkrone überbrachten. Aus der Abschaffung des Wahlreichs folgte die Abschaffung der Wahlbedingungen, welche bisher in der Capitulation oder Handfeste dem Gewählten von seinen adeligen Wählern waren auferlegt worden. Noch am Abend des 14. Oktober ward dem König von einem Ausschuß der drei Stände eine Akte übergeben, in welcher er von seinem Eide losgesprochen und ihm vertrauensvoll anheimgegeben ward, selber einen Receß aufsetzen zu lassen, wie er ihn dem allgemeinen Wohl und dem Besten jedes Standes angemessen finden werde. Am 16. Oktober wurde dann die Capitulationsurkunde feierlich cassirt und am 18. fand unter großem Prunk der Huldigungsschwur statt, durch den die drei Stände die durch keinen Eid und keine Handfeste mehr beschränkte Machtvollkommenheit des Königs vor allem Volke anerkannten und als Grundlage des neuen dänischen Staatsrechts besiegelten.

Unter dem 24. Juni 1661 erließ der König in der That eine Akte, in der er aus „königlicher Gunst und Gnade“ dem Adel, dem Clerus und dem Bürgerthum eine Anzahl von Privilegien einräumte, ohne auf die Nothlage der Bauern Rücksicht zu nehmen. Wichtiger war die neue Einrichtung, die er der gesammten Staatsverwaltung gab, um den adeligen Reichsrath ganz bei Seite zu schieben und sich ein bürgerliches Beamtenthum zu erziehen. Er vertheilte die Staatsgeschäfte unter sechs Collegien, in deren jedem ebenso viel Bürgerliche als Edelleute saßen. Das Collegium des Staats verwaltete die Geschäfte des auswärtigen Amtes und wahrte die Interessen des königlichen Hauses; ihm trat ein Collegium des Schatzes für die Finanzen, ein Collegium des Kriegs für das Landheer, ein Collegium der Admiralität für die Flotte und die Kanzlei für die gesammte innere Verwaltung, einen Theil der Justiz, Polizei und geistliche Sachen zur Seite. Das Collegium der Justiz bildete unter Vorsitz des Königs den obersten Gerichtshof, der in letzter Instanz entschied. Die Vorsitzenden der fünf übrigen Collegien traten mit dem König zum Geheimen Staatsrath zusammen, der bei besonders wichtigen Gelegenheiten die Mitglieder aller Collegien zu einem „großen königlichen Hofrath“ berief und dessen Beschlüsse sollten dann „allen Ständen des Königreichs“ unterbreitet werden. Diese letzteren sollten also ursprünglich keines=

wegs von jeder Theilnahme am Regiment ausgeschlossen sein. Die Collegienverfassung der dänischen Verwaltung blieb im Wesentlichen unverändert bestehen bis zum Jahr 1848; für die Autorität des Königthums und die Wohlfahrt des Landes war sie praktisch weit wichtiger als die theoretischen Sätze über die rechtliche Unumschränktheit des königlichen Willens, welche das „Königsgesetz" vom 14. November 1665 enthielt.[1]) Eine der werthvollsten Unternehmungen dieses Königs, ein neues Gesetzbuch, zu dessen Abfassung er 1661 eine Commission ausgezeichneter Gelehrter berief, ward erst 1683 unter der Regierung seines Sohnes Christian V. (1670—1699) fertig. Dieser, anfangs berathen durch den geistvollen Sekretär Peter Schumacher, späteren Grafen Griffenfeld, schuf sogleich 1671 einen neuen Grafen- und Freiherrenstand, der seine weitreichenden Vorrechte ausschließlich dem König dankte und dafür diesem als Gegengewicht gegen den alten Adel diente; unter den 31 Grafen und Freiherren, die er ernannte, waren 20 deutsche und nur 11 dänische Edelleute. Der Danebrogorden, der um dieselbe Zeit gestiftet ward, sollte diejenigen belohnen, die im Dienste des Königthums sich besonders hervorgethan. Der äußere Machtumfang der Krone Dänemark erfuhr eine ansehnliche Erweiterung durch den Erwerb der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst im Jahre 1676.

Unter König Friedrich IV. (1700—1730), der Schleswig dauernd mit Dänemark vereinigte, ward es zur ausgesprochenen Regierungsmaxime, den dänischen Adel von den höchsten Staatsämtern unerbittlich auszuschließen;[2]) seine Macht über die Bauern blieb aber schrankenlos wie zuvor; an ihr wurde ein Gesetz zu Schanden, durch welches der König am 21. Februar 1702 das „Schollband", d. h. den Wohnsitzzwang der Bauern aufgehoben hatte, ohne daß sich thatsächlich an ihrer Lage das Mindeste veränderte.[3]) Seinen Sohn Christian VI. (1730—1746) trennte ein engherziger, finsterer Puritanismus von seinem Volk, das nie ein Herz zu ihm fassen konnte, während die verschwenderische Prachtliebe seiner Gattin, Sophie Magdalene, die Finanzen des Staates zerrüttete und in Folge eines Milizgesetzes von 1733 die Lage der Bauern noch trauriger ward, als sie unter dem fortdauernden Druck der Adelsherrschaft ohnehin schon war.[4]) Gleichwohl war auch diese Regierung durchaus nicht ohne Verdienste. Als solche sind namhaft zu machen die Neubelebung der ganz verfallenen Universität Kopenhagen, die Reform der gelehrten Schulen, die Gründung von Volks- und Bürgerschulen, die Errichtung einer Zettel-, Wechsel- und Leihbank, einer Feuerversicherungsgesellschaft, einer allgemeinen Wittwenkasse, die Einführung von Fabriken und Manufakturen, die Förderung von Handel und Wandel und insbesondere eine äußerst thätige Fürsorge für die Kriegsflotte, die durch den Grafen Danneskjold Samsoe

1) Allen II, 101—105. 2) Allen II, 116. 3) Sugenheim, Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa. Petersb. 1861. S. 513/14. 4) Allen II, 150 ff.

und den Admiral Suhm, den Vater des Historikers, unter Verdoppelung ihres bisherigen Bestandes, auf 30 Linienschiffe und 16 Fregatten gebracht ward.

Unter dem lebenslustigen und liebenswürdigen Friedrich V. (1746—1766) trat ein vollständiger Umschwung ein. Der Hof warf das Mönchsgewand ab, und gab dem Volk in Stadt und Land Tanz, Musik und althergebrachte Volksbelustigungen frei, die unter der vorigen Regierung verboten gewesen waren. Das Theater zu Kopenhagen griff die Lustspiele wieder auf, in denen Dänemarks erster Nationaldichter Ludwig Holberg (1684—1754) seinen Landsleuten ihr eigenes Abbild gezeigt. Ein ausgezeichneter Minister Graf Hartwig Ernst v. Bernstorff stellte mit Schweden ein gutes Einvernehmen her, steuerte sein Land durch die Gefahren und Versuchungen des siebenjährigen Krieges weise hindurch[1]) und hatte das Glück, einem Krieg mit Peter III., dem sonst nicht auszuweichen war, durch dessen plötzliche Entthronung zu entgehen.[2]) Als seine besondere Aufgabe betrachtete dieser Minister die Erziehung einer nationalen Industrie, die er denn auch durch Einfuhrverbote auf 150 Waarengattungen zu einer gewissen, freilich nur künstlichen Blüthe brachte. Folgenreicher wirkte eine Handelspolitik, welche durch Handelsverträge mit Algier, Marokko, Tunis, Tripolis, dem Sultan, Genua und Neapel der dänischen Flagge das bisher verschlossene Mittelmeer öffnete; eine ostindische Compagnie trieb einen sehr gewinnbringenden Handel mit Ostindien, während der mit Westindien erst aufblühte, nachdem das Monopol der Gesellschaft, welche die Zuckerplantagen auf St. Croix ausbeutete, abgelöst worden war. Glanzvoll that sich der König als Mäcenas der Wissenschaften und Künste hervor, hier neben Bernstorff berathen durch den Grafen Moltke und den gelehrten Vicekanzler der Universität Kopenhagen, Erich Pontoppidan. Aus Deutschland wurden berufen der Kanzelredner J. A. Cramer[3]) und dessen Freund, der Dichter Klopstock, die Naturforscher Oeder und Kratzenstein, der Pädagoge Basedow, der Historiker Johann Heinrich Schlegel. Auf Kosten der dänischen Regierung machte Karsten Niebuhr, der Vater des Historikers, die berühmte Forschungsreise durch Aegypten und Arabien. Mit Hilfe einer reichen Schenkung des Dichters Holberg ward die Adelsakademie von Soroe wieder eröffnet, die seit 1665 geschlossen war und an der jetzt eine ganze Reihe ausgezeichneter dänischer Gelehrter wirkte. In Kopenhagen erstand eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften, in Drontheim eine norwegische Gesellschaft der Wissenschaften. Der König stiftete ein Friedrichsspital in Kopenhagen, in dessen Nähe Oeder einen botanischen Garten gründete. In seinem „Erziehungshause" ließ der König 260 Knaben armer Eltern vom fünften bis zum sechszehnten Lebensjahre unentgeltlich aufziehen und unterrichten. Aus dem ökonomischen Magazin aber, das Pontoppidan in den Jahren 1757—1764

1) S. S. 152 ff. 2) S. S. 331 ff. 3) Der Herausgeber der Bremer Beiträge. I, 538.

censurfrei herausgeben durfte, ging jene Geisterbewegung hervor, die nicht eher ruhte, als bis gegen Ende des Jahrhunderts das Werk der Bauernbefreiung vollendet war, das auch Friedrich V. unmittelbar durch Reformgesetze nicht gefördert hatte.[1])

So hatte das dänische Königthum, seit mehr als hundert Jahren rechtlich unumschränkt, von seiner Machtvollkommenheit nur innerhalb ganz bestimmter Grenzen Gebrauch gemacht und gerade seiner heiligsten Pflicht, der des Schutzes der Schwachen und Entrechteten in keiner Weise genügt. Ein offener Kampf zwischen Adel und Königthum ward vermieden durch ein stillschweigendes Compromiß, dessen Opfer 800,000 leibeigene Bauern waren; Sclaven, die, wie ein sachkundiger Däne eben dieser Zeit sagte, nicht anders wußten, als daß sie geboren seien zu leiden ohne Schuld, zu arbeiten ohne Lohn, den Stein des Sisyphos zu wälzen, ins Faß der Danaiden zu schöpfen und den Durst des Tantalos zu ertragen. Und doch waren die Versuche, welche einzelne hochherzige Edelleute deutscher Abstammung mit Befreiung ihrer eigenen Bauern gemacht hatten, so glänzend gelungen, daß jeder denkende Gutsherr im eigenen Interesse dem Beispiel hätte folgen müssen. Unter diesen wenigen ragte Graf Hans von Rantzau hervor, der 1739 auf seinem herrlichen Gute Ascheberg am Ufer des Ploener Sees Leibeigenschaft und Frohndienste aufgehoben, die Bauern in Erbpächter verwandelt hatte und auf Grund seiner sieben- und zwanzigjährigen Erfahrungen im Jahre 1766 öffentlich nachweisen konnte, daß dabei die Bauern zu wohlhabenden, fleißigen, gesitteten Menschen geworden waren, er selbst aber trotz aller Vorschüsse für neue Häuser, Zugvieh u. s. w. jetzt weit größere Einnahmen hatte als früher.[2])

Für Bauernfreiheit theoretisch zu schwärmen war schon Modesache geworden in allen aufgeklärten Kreisen, als Friedrich V. nach langer Krankheit am 14. Januar 1766 starb und sein Sohn Christian VII., siebenzehn Jahre alt, die Regierung antrat, eines der sonderbarsten Menschenkinder, denen jemals eine Krone zu Theil geworden ist. Ein Prinz von auffallend schönen Zügen, kräftigem Körper und regem Geiste war er in frühen Knabenjahren ein Liebling derer, die aus glücklichen Einfällen auf geistige Reife, aus gewandter Rede zumal in einer oder gar zwei fremden Sprachen auf gediegene Kenntnisse und aus gewissen Fertigkeiten des Cavaliers auf vollkommene Weltbildung schließen. Aber schon an dem Zwölfjährigen entdeckte der beste seiner Lehrer, der Waadtländer Reverdil, ein unheimlich widerspruchsvolles Temperament; wie Aprilwetter wechselte bei ihm ausgelassene Laune und tiefe Verstimmung, ungestümes Begehren und schlaffe Willenlosigkeit. Geckenhaft eitel, wie halbe Talente sind, wollte er in allem Möglichen glänzen, aber über den Rang eines seines Beifalls sichern Schauspielers ging sein

1) Allen II, 170—186. 2) „Antwort eines alten Patrioten auf die Anfrage eines jungen Patrioten, wie der Bauernstand und die Wirthschaft der adeligen Güter im Holsteinischen zu verbessern sei." Ploen 1766. vgl. Sugenheim S. 517/18.



Ehrgeiz nicht hinaus; daß er einmal König werden sollte, war des Kronprinzen größter Schmerz; denn eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß ein König arbeiten müsse und jede Arbeit war ihm in den Tod zuwider. Als er dann König geworden war, gab sich Reverdil der Selbsttäuschung hin, die er in den Worten niedergelegt hat: „Ich war glücklich, zu sehen, wie sich mein siebenzehnjähriger Schüler für das Unglück, König zu sein, tröstete, mit der Hoffnung auf das Gute, das er thun könnte." Christian VII. that nichts von dem, was seine Pflicht verlangte und trieb Alles, was eines Königs unwürdig war. Ihn dem ganz würdelosen Wandel zu entreißen, dem er sich in Gesellschaft nichtsnutziger Günstlinge hingab, verheiratheten ihn die Minister, die er noch vom Vater überkommen hatte, mit der liebenswürdigen, geistvollen Prinzessin Caroline Mathilde, der Schwester Georgs III. von England, die ihm, fünfzehn Jahre alt, am 8. November 1766 die Hand reichte. Die Ehe besserte ihn nicht. Die Tollheiten, die er weiter trieb bei



Medaillen-Bildniß Christians VII. von Dänemark.

Tag und Nacht brachten die Minister auf den Gedanken, ihn durch eine Bildungsreise zu heilen. Mit seinem Busenfreund, dem Grafen Holck reiste der König im Mai 1768 ab und nachdem er in London und Paris eine Menge Geld zum Fenster hinausgeworfen, kam er im Januar 1769 zurück, ebenso krank an Geist und Seele, wie er gegangen war. Aber er brachte einen jungen Leibarzt mit, den Dr. med. Johann Friedrich Struensee,[1]) den er in Altona kennen gelernt hatte und kurz nach seiner Rückkehr zum Etatsrath ernannte. Und dieser führte sofort einen Umschwung herbei, der den ganzen Hof aufs Aeußerste überraschte: König und Königin wurden ein einträchtiges Paar, er ward mit einem Mal ebenso mild und fügsam, wie er vorher rauh und unbändig gewesen war, sie aber überwand den Abscheu, den ihr der Elende bisher eingeflößt, sie beherrschte ihren Mann und — liebte den, der sie das lehrte, um König und Land durch sie zu beherrschen. Der beiden Gatten Unentbehrliche ward im Frühjahr 1770 zum Vorleser beim

1) Geboren zu Halle a. d. S. 5. August 1737. Ueber ihn C. Wittich, Struensee. Leipzig 1879.

König, zum Cabinetssekretär bei der Königin und gleich darauf zum Conferenzrath ernannt. Er wohnte auf dem Schloß, folgte den Majestäten bei jedem Ausflug wie ihr Schatten, die Königin kannte keine Freude, kein Leben mehr ohne ihn und gab sich ihrer Leidenschaft mit einer Unbefangenheit hin, als ob den lachenden Himmel ihrer ersten Herzensliebe nie eine Wolke trüben könnte. Auf der Vergnügungsreise, welche das Kleeblatt im Sommer 1770 nach Holstein unternahm, geberdete sie sich wie eine Trunkene; daß sie Königin war, hatte sie schon oft vergessen; jetzt vergaß sie auch, daß sie Weib war, sie erschien öffentlich in Mannskleidern, zu Fuß und zu Roß immer ihren Struensee zur Seite und im Herbst des Jahres trat dieser plötzlich aus der Rolle des bevorzugten Höflings heraus, um das Ruder des Staats zu ergreifen. Durch Befehl vom 13. September ward der ehrwürdige Minister Graf Bernstorff urplötzlich verabschiedet und am Tag darauf ein Erlaß bekannt gemacht, der einen völligen Bruch mit allem Brauch und Herkommen verkündigte.[1]) Der königliche Erlaß vom 14. September 1770 hob die Censur für Drucksachen auf und gewährte uneingeschränkte Freiheit der Presse[2]) — ein noch nie erlebter Vorgang, der in Dänemark selbst mit verblüfftem Staunen, außerhalb aber in der Gemeinde der Freidenker mit wahrem Jubel begrüßt ward. Voltaire feierte ihn in einem poetischen Schreiben an S. M. den König von Dänemark. Dem Preßedikt folgte am 24. September die Aufhebung der drückenden Salzsteuer, dieser am 26. Oktober die Abschaffung der sogenannten dritten Feiertage zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, sowie weiterer sechs Kirchenfeste. An demselben Tage wurde gegen den Mißbrauch, der mit den Anwartschaften auf Aemter durch Anstellung ganz untauglicher Leute getrieben worden war, eine strenge Verordnung erlassen, am 10. November ward den regierenden Collegien eingeschärft, sich auf gründliche Vorberathung der Sachen zu beschränken, die Entscheidung aber ausschließlich dem König zu überlassen und für die Vorträge der Collegien am 13. December knappe Kürze und unbedingter Freimuth in Anträgen und Begründung zur Pflicht gemacht.[3]) Ein entscheidender Schlag wider das bisherige System geschah, als am 27. December das „Geheime Conseil" aufgehoben und durch die Regierung aus dem Cabinet des Königs ersetzt ward. An demselben Tage wurden eine ganze Reihe von Ehehindernissen, die bisher theils gar nicht, theils nur gegen Geldabgaben beseitigt werden konnten, einfach auf-

1) Ueber alles Folgende: J. K. Höst, Graf Johann Friedrich Struensee und sein Ministerium. 2 Bde. Kopenhagen 1826. 2) In dem Erlasse hieß es: „In Erwägung, daß es für die unparteiische Erforschung der Wahrheit ebenso schädlich als für die Prüfung alter Irrthümer und Vorurtheile hemmend ist, wenn redliche und eifrige Patrioten durch persönliche Rücksicht, Befehle oder herrschende Meinungen entmuthigt oder verhindert werden, nach Einsicht, Gewissen und Ueberzeugung frei zu schreiben, Mißbräuche anzugreifen und Vorurtheile zu zerstören, wird uneingeschränkte Freiheit der Presse in allen Staaten und Landen des Königs gewährt, derart, daß in Zukunft Niemand mehr verpflichtet ist, seine Bücher und seine Schriften der bisher geltenden Censur zu unterwerfen." 3) Höst I, 248—309.

gehoben und so endete die letzte Hälfte des denkwürdigen Jahres 1770 mit einer Fülle nützlicher Neuerungen, wie sie noch keine dänische Regierung in gleich kurzem Zeitraum dem Lande geschenkt hatte.

Der Urheber all dieser Maßregeln war Struensee, dem der König blindlings folgte, ein Mann, der mit dem unbefangenen Blick des Nichtdänen alle faulen Stellen des Staates Dänemark zu entdecken und mit dem sicheren Griff des geschulten Arztes an der rechten Stelle den heilenden Einschnitt zu machen wußte. Ein schöpferischer Genius war er nicht, seine Ideen waren weder weit umfassend noch besonders eigenartig: in Allem was er schreibt und thut ist bald das Vorbild des preußischen Absolutismus, bald die Schule der



Caroline Mathilde, Königin von Dänemark.

französischen Aufklärung und die Erziehungsweisheit Rousseaus zu erkennen. Auch seine Methode ist mit schweren Mängeln behaftet. Aus der oft unbesonnenen Hast, mit der er verfuhr, wird man dem drei und dreißigjährigen Reformer keinen zu harten Vorwurf machen dürfen, denn seine Macht lebte einzig und allein von der Liebe der schwachen Frau eines ganz mißlungenen Königs, für ihn that Eile noth, zu schaffen so lange es Tag war. Viel übler war, daß es ihm offenbar an einem einheitlichen Plane fehlte, daß er ganz unnützerweise die Empfindlichkeit der Dänen auch in solchen Dingen herausforderte, wo er sie ohne Schaden für die Sache schonen konnte, daß er auf dem Gipfel der Macht Alles that, was seinen Feinden Waffen gab und Alles unterließ, was ihn selber gegen Ueberrumpelung geschützt hätte. Im Abthun

alten Schlendrians, im Auffinden des Einfachen und Zweckmäßigen, im Benutzen der besten unter den erreichbaren Arbeitskräften, in der Fürsorge für Dinge, die gedankenlosem Schreiberthum immer entgehen, und in der Pflege alles dessen, was eine im guten Sinne bevormundende Monarchie als ihre Pflicht erachtet, entwickelte Struensee eine Schlagfertigkeit des Urtheils und eine Schneidigkeit des Durchgreifens, die in Dänemark noch nicht erlebt worden war, und für die ihm das Land heute noch dankbar ist. Ohne den unbekümmerten Optimismus, der sich in seinem ganzen Thun kundgab, würde



Johann Friedrich Struensee.

er nicht so rüstig und unerschrocken vorgegangen sein, aber eben dieser Optimismus machte ihn auch blind gegen die Gefahren, die er sich selbst bereitete und wurde ihm dadurch zum Verhängniß.

Das neue Jahr 1771 brachte nach einer Reihe von Entlassungen im Hof- und Verwaltungsdienst eine wohlthätige Ordnung der Frohnarbeit der Bauern, die auf eine bestimmte Anzahl von Tagen eingeschränkt ward, eine Einschärfung der Zahlungspflicht adeliger Schuldner, die Erhebung der dänischen und deutschen Justizkanzlei zu ordentlichen Collegien mit einem vortrefflichen Personal, eine neue Stadtverfassung für Kopenhagen unter Graf Holstein als Oberpräsident, bedeutende Ersparungen am Hof durch Abschaffung unnützer Stellen und Verminderung bezw. Einziehung von Gnadengehalten, eine Neu-

ordnung der Finanzen des Staates durch Bildung eines Finanzcollegiums, in das der Botaniker Oeder Einheit und Ordnung brachte, und dem in dem Justizrath Karl August Struensee, dem älteren Bruder des Ministers, eine ausgezeichnete Arbeitskraft zugeführt ward, die Einsetzung eines „Hof- und Stadtgerichts" in Kopenhagen, das der Rechtspflege der Hauptstadt eine lange entbehrte Einheit und Raschheit gab, die Gründung eines Findelhauses, die Abschaffung aller Strafen, welche bisher auf Erzeugung unehelicher Kinder gestanden und der Gesetze, welche die Ehe unter Ehebrechern verboten hatten, die Numerirung der Häuser von Kopenhagen, Sorge für Reinhaltung und Beleuchtung der Straßen u. s. w. Dies Alles hatte Struensee veranlaßt, theils aus eigner Eingebung, theils auf Antrag seiner Vertrauensmänner, ohne selbst einen andern Rang als den eines maître des requêtes einzunehmen. Da, am 14. Juli 1771, ließ er sich zum Geheimen Cabinetsminister ernennen mit der Befugniß, Cabinetsordres auch ohne Unterschrift des Königs auszufertigen, mit derselben Giltigkeit, wie die vom König eigenhändig erlassenen; ein Recht, das in Dänemark noch keinem Minister zugestanden hatte, und das mit dem alten Königsgesetz von 1665 sich nicht vereinbaren ließ.[1]) Eine Woche darauf wurden Struensee und sein Freund der Kammerherr Enevold Brandt, der den Wärter des unmündigen Königs machte, in den Grafenstand erhoben.

Sieht man ab von der Einführung des in Dänemark bisher unbekannten Zahlenlotto, so muß die neue Finanzverwaltung unbedingt als die Lichtseite der Regierung Struensees bezeichnet werden, aber eben sie schuf ihm, während sie den Staat von Schulden und Schmarozern befreite, die meisten Feinde. Hof- und Staatsbeamte hatten in großer Zahl Aemter und Anwartschaften, Gehalte und Pensionen verloren; hunderte von Arbeitern waren durch Aufhebung von Staatsfabriken um Beschäftigung und Lohn gekommen. Es fehlte nur noch, daß er sich mit der Armee überwarf und er hatte keine Waffe mehr gegen den Unmuth der Patricier von Kopenhagen, die durch die neue Stadtverwaltung gekränkt waren, gegen den Fanatismus der lutherischen Zeloten, die die Rache des Himmels herunterriefen auf den Freigeist und Sittenverderber, und den tiefen Groll des Adels, der sich durch landfremde Emporkömmlinge verdunkelt und zurückgesetzt sah. Undänisch, einer Fremdherrschaft ähnlich erschien eine Verwaltung, die sich nicht einmal die Mühe nahm, von den in deutscher Sprache abgefaßten Edikten dänische Uebersetzungen bekannt zu machen, und deren Chef lachend eingestand, er habe keine Zeit Dänisch zu lernen.

Ein Regiment, das gehaßt wird, ist verloren, sobald man es nicht mehr fürchtet. Für Struensee kam dieser Augenblick, als am 24. December die königliche Leibwache einen Befehl des Königs, der ihre Auflösung und Ver-

---

1) Gegen Höst I, 412/13 spricht der Wortlaut des Artikels VII: Omnia regni negotia literae atque acta nullius nisi regis nomine eiusque obsignato sigillo publicantur, ipseque ea semper manu propria subnotato, si modo legitimae aetatis annos compleverit.

theilung unter die übrigen Regimenter verfügte, mit einer bewaffneten Meuterei beantwortete, die nach grobem, öffentlichen Unfug damit endete, daß der entsetzte Hof die Leute mit Sack und Pack und einem Geldgeschenk von drei Rigsdalern nach Hause ziehen ließ. Nur mit Waffengewalt hätte sich der Sturm bändigen lassen, den die freie Presse gegen Struensee entfesselt und gegen den ein Warnungsedikt vom 7. Oktober[1]) sich ganz ohnmächtig erwiesen hatte. Die Verabschiedung der Leibwache bedeutete deßhalb die Entwaffnung des Hofes. Alsbald entstand eine Verschwörung; an ihrer Spitze stand die verwittwete Königin Juliane Marie, der Erbprinz Friedrich und dessen Cabinetssekretär, der Theologe Otto Guldberg; die ausführenden Werkzeuge waren der Generallieutenant Graf Ranzau-Ascheberg, der Generalkriegscommissar Beringskjold, der Generalmajor von Eickstedt und der Oberst Köller, d. h. die Spitzen eben der bewaffneten Macht, mit der der Despotismus noch lange nicht Alles, ohne die er gar nichts kann. In der Nacht vom 16./17. Januar 1772 hatte Köller mit dem Falster'schen Infanterieregiment und Eickstedt mit den seeländischen Dragonern die Schloßwache. Auf Schloß Christiansborg hatte ein großer Maskenball stattgefunden, der um 2 Uhr Morgens zu Ende war. Um 4 Uhr geschah der Aufbruch der Verschworenen. Der König ward aus dem Bette geklopft und zur Unterzeichnung von Haftbefehlen gegen die Königin, die Grafen Struensee und Brandt und 13 Anhänger gezwungen. All diese Verhaftungen waren in wenig Stunden ausgeführt, mit Jubel begrüßte das Volk die Kunde des Geschehenen, mit Orden, Geldgeschenken und Würden belohnte der König die treuen Diener, die den Staat gerettet und mit einer Fluth von Schmähungen fiel die freie Presse über das „Ungeheuer" her, das jetzt mit seinen Spießgesellen hinter Schloß und Riegel in Ketten und Banden saß.

In dem Proceß, den eine besondere Inquisitionscommission am 20. Februar begann, zeigte Struensee allem Anschein nach von Anfang an vollständige Gebrochenheit. Die Zeugenaussagen, welche sein Verhältniß zur Königin allerdings so schwer belasteten, daß Leugnen oder Schweigen kaum möglich war, bestätigte er durch Geständnisse, die eine erschreckende Gemeinheit der Gesinnung bekundeten.[2]) Wie hoch stand über diesem Elenden die unglückliche Königin, die, als ihr in der Haft auf Kronborg die Bekenntnisse Struensees gemeldet wurden, mit einer Selbstüberwindung ohne Gleichen erklärte, sie nehme alle Schuld auf sich, sie selbst sei die Verführerin gewesen.[3]) Am 28. April 1772 wurden Struensee und Brandt öffentlich enthauptet, Caroline Mathilde aber, von dem König geschieden, nach Celle verbannt, wo sie schon am 10. Mai 1775 ihr junges Leben beschloß.[4])

Die neue Verwaltung, deren Seele Guldberg war, beeilte sich, von dem was Struensee abgeschafft zum Heil des Landes, Alles wieder aufzurichten,

1) Höst II, 144. 2) Wittich S. 204—216. 3) Wittich S. 143.
4) Zu ihrer Charakteristik s. Memoirs of Caroline Matilde, Queen of Denmark in Memoirs and Corresp. of R. M. Keith, vol. I, 154 ff.

was der Wiederbelebung noch irgend fähig war, und zeigte sich zwölf Jahre lang eifrigst bedacht, nichts zu thun, was einer Reform von ferne ähnlich sah. Erst als der siebenzehnjährige Kronprinz Friedrich am 14. April 1784 mit einem herzhaften Entschluß sich zum Regenten an Stelle seines blödsinnigen Vaters aufwarf, Guldberg entließ und sofort den Grafen Andreas Peter Bernstorff, den Neffen des Grafen Hartwig B., an die Spitze des Ministeriums berief, gewann Dänemark ein Regiment, das sich fähig und würdig zeigte, die alte Schuld dieser Monarchie abzutragen und die Befreiung der Bauern in allen Landen der dänischen Krone durchzuführen. Die Aufhebung des Schollbandes und der Frohnarbeit, die Freigebung des Korn- und Viehhandels, die Verwandlung der Bauern in freie Menschen und Eigenthümer, erst im eigentlichen Dänemark, dann auch in Schleswig und Holstein war das Werk der Commission, welche Graf Bernstorff niedersetzte, deren thätigstes Mitglied Graf Christian Reventlow war und deren Edikte aus den Jahren 1787 und 1788[1]) für das dänische Landvolk bedeuteten, was die Beschlüsse des 4. August 1789 für das von Frankreich, und die Edikte vom 9. Oktober 1807 und 27. Juli 1808 für das von Preußen bedeuten sollten.

1) Allen II, 244 ff.

VIII. Der Sturz der Adelsherrschaft in Schweden: König Gustav III.

Das baltische Küstenreich, das Gustav Adolf und Oxenstjerna ihrem schwedischen Vaterlande geschaffen, hatte Karl XII. als Ruine zurückgelassen. Der Ausstreich der von mächtigen Nachbarn schon beschlagnahmten Außenlande war das eine Werk des regierenden Adels, der die Erbschaft des Königs an sich riß: das andre war die dauernde Verstümmelung der königlichen Gewalt, die dies menschenarme Land zur Großmacht des Nordens von Europa erhoben hatte. Für eine Million Thaler kaufte aus der schwedischen Masse König Georg I. die Lande Bremen und Verden für sein deutsches Stammland Hannover an (Stockholmer Vertrag vom 20. November 1719); für zwei Millionen Thaler erwarb Friedrich Wilhelm I. von Preußen Stettin und Vorpommern bis zur Peene, nebst den Inseln Usedom und Wollin (Stockholmer Vertrag vom 21. Januar 1721), und für gleichfalls zwei Millionen erstand Peter der Große die kostbaren Lande: Livland, Esthland, Ingermanland, Wiburgslehn und einen Theil von Karelien (Nystädter Vertrag vom (30. August) 10. September 1721). Was den dritthalb Millionen Schweden an Land und Macht hienach noch verblieb, das ward von einem Adel regiert, dessen „Recht und Freiheit" eine lächerliche Ohnmacht der Krone, eine tiefe Rechtlosigkeit der Bauern, und eine unwürdige Wehrlosigkeit des Landes bedeutete.

Den Tod Karls XII. (11. December 1718) erfuhr das Land nicht eher, als bis sein Minister Graf Görz verhaftet war und der Reichsrath zu Stockholm sich zum Landesherrn gemacht hatte. Die Schwester des ermordeten Königs, Ulrike Eleonore, ward zur Regentin gewählt und schaute zu, wie der Reichsrath mit dem neu berufenen Reichstag im Verein die königliche Gewalt vernichtete, das königliche Heer auflöste angesichts der Mordbrennereien der Russen, und den Grafen Görz am 13. März 1719 enthaupten ließ, nicht obgleich, sondern weil er nur gethan, was der König befohlen oder ausdrücklich gebilligt hatte.[1]) Gegen förmliche Unterwerfung unter die neue Verfassung, die ihn ganz und gar zu einem Spielzeug des Adels machte, ward dann Ulrikens Gemahl, der Erbprinz Friedrich von Hessen-Cassel, am 2. Mai 1720 zum König gewählt und gekrönt und damit ein Regiment aufgerichtet, das nur in Polen etwa seines Gleichen fand.

---

1) Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrh. I, 190 ff.

Das neue schwedische Staatsrecht kam zur vollständigen Ausbildung, als nach König Friedrichs Tode sein gewählter Nachfolger Adolf Friedrich (5. April 1751 bis 12. Februar 1771) aus dem Hause Holstein-Gottorp, Gemahl der Schwester Friedrichs des Großen Luise Ulrike eine neue „Versicherung" beschwören mußte, die der Rechtlosigkeit des Königs einen noch schärferen Ausdruck gab. Ein treues Bild von dieser Verfassung gewinnen wir aus dem Abriß, den der Reichsrath Baron Scheffer im Jahre 1761 für den ältesten Sohn des Königs zusammenstellte, als dieser — es ist der nachmalige Gustav III. — sein fünfzehntes Lebensjahr vollendet hatte.[1]) Dem Kronprinzen Gustav (geb. 24. Januar 1746) ward da mit der größten Unbefangenheit ins Gesicht gesagt, daß der „Endzweck aller Beschlüsse der Reichsstände, die den Namen der Grundgesetze führen", neben der Beibehaltung der reinen und wahren Religion, nur der sei, „der Souverainеté vorzubauen;" unter Karl XI. und Karl XII. habe Schweden mit dem unumschränkten Königthum so traurige Erfahrungen gemacht, daß man meinen möchte, „die Vorsehung habe diesen Einbruch in die uralten Sitten und Gerechtsame der schwedischen Nation blos deßwegen zugelassen, um ihr dieselben desto angenehmer zu machen und ihr die Lust zu erwecken, sie mit kräftigeren Schanzen und mächtigeren Vertheidigungen zu umringen". Zu leugnen sei nun einmal nicht, „daß die Könige leider (!) mehrentheils nach der Souverainеté streben;" einem Prinzen aber, den der Höchste mit „solchen Vernunftsgaben, mit solcher Einsicht und so einem Begriff begabet" habe wie Gustav, werde nicht schwer fallen, „die eingeschränkte Macht als einen Anlaß zur Freude und Vergnügen" zu erkennen, „weil leicht zu begreifen, daß eines Königs wahre Glückseligkeit weit eher durch Gesetze und Statuten, als durch eigenes Gutdünken und eigenes Wohlgefallen befördert werde".

Der Geist des schwedischen Staatsrechts wird dann mit der Formel angegeben: „der König besitzt die Hoheit, der Rath (Senat) die Mündigkeit, die Stände Recht und Freiheit" und die ganze Ausführung läuft auf den Satz hinaus: des Königs „vollkommenes Vergnügen" besteht darin, daß er zu Gunsten des regierenden Reichsraths und der gesetzgebenden Stände auf Alles verzichtet, was über rein äußerliche Hoheitsrechte hinausgeht und sich bescheidet, von dem Machtvermögen des Königthums nichts zu beanspruchen als den Namen und den Flitter. Der eigentliche Souverän des schwedischen Staates ist die Gesammtheit der Reichsstände. Sie haben die Grundgesetze gestiftet und abgefaßt, dem Könige die „Hoheit", dem Senat die „Mündigkeit", beigelegt, „sich selbst aber Recht und Freiheit, das ist Jus et Imperium vorbehalten". Das Jus oder die Gerechtsame ist unbestritten, die Freiheit oder das Imperium ist „gänzlich uneingeschränkt", das drückt sich schon in

1) „Das schwedische Jus publicum ins Kurze zusammengezogen durch den Herrn Reichsrath Baron Karl Scheffer und Sr. des Kronprinzen königl. Hoheit überreicht, als Höchstdieselben dero funfzehendes Jahr erfüllet hatten." Abgedruckt im J. 1778 in Büschings Magazin XII, 261—280.

der königlichen „Versicherung" aus, in welcher die Reichsstände „Machteigende" genannt werden. Stiftung und Abänderung der Gesetze steht einzig und allein den Ständen und diesen nur mit der einen Schranke zu, daß die Verfassung niemals zu Gunsten einer Erweiterung der königlichen Gerechtsame geändert werden darf, „dahingegen kann die Mündigkeit des Senates jederzeit vermehrt werden, ohne eine aristokratische Regierung zu befürchten, weil derselbe für die Ausübung dessen, was ihm anvertraut ist, einer höheren Macht Rechenschaft zu geben schuldig ist". Die Reichsstände treten der Regel nach nur alle drei Jahre zusammen, immer versammelt ist der Reichsrath, mit dem der König die Regierung führt, ohne den, oder gar wider den er gar nichts thun darf. Der Reichsrath tritt jeden Tag in der Rathskammer zusammen und entscheidet nach Mehrheitsbeschlüssen, wobei der König für seine Person zwei Stimmen hat. Die Reichsräthe werden durch den König aus einer Dreierliste ernannt, welche die Reichsstände entwerfen, wenn eine Stelle erledigt ist. In derselben Weise werden alle höheren Aemter nach Dreierlisten besetzt, welche der Senat dem König vorlegt. Durch diese ganze Verfassungslehre geht der Gedanke hindurch, daß Ohnmacht der Krone und Wohlfahrt des Reichs nur zwei verschiedene Worte für dieselbe Sache sind, und daß die Regierenden alle Pflichten gegenüber der Gesammtheit erfüllt haben, wenn sie nur dafür sorgen, daß der König nichts weiter sein will noch kann als eine Puppe. Demgemäß hat der König Adolf Friedrich in seiner „Versicherung" vom 2. Mai 1751 nicht etwa geschworen, ein Wahrer und Mehrer des Reichs, ein Hüter und Fürsorger des Volkes zu sein, sondern lediglich, die „unumschränkte königliche Gewalt oder sogenannte Souveränetät" zu hassen und zu verabscheuen, sich selber als des Thrones verlustig, alle Unterthanen ihres Eides der Treue ledig anzusehen, wenn er mit Wissen und Willen den Eid der Versicherung möchte übertreten haben, diejenigen, welche die unumschränkte Gewalt wieder einzuführen suchten, als „die ärgsten Verräther des Vaterlandes" abzustrafen und keinen zu einem Amte zuzulassen, der nicht vorher mit einem körperlichen Eide die Souveränetät verschworen habe.[1])

Das Unnatürliche dieses Systems lag nicht eigentlich in der Ohnmacht des Königs an und für sich; denn ebenso ohnmächtig war der König von Polen und nicht viel mächtiger war der König von England, wenn man den Kurfürsten von Hannover und das auswärtige Amt in Abzug brachte. Es lag vielmehr darin, daß dem König das eidliche Gelöbniß auferlegt ward, diesen Zustand unvergleichlich zu finden, jeden Gedanken an eine Besserung desselben wie einen Frevel zu verabscheuen und jeden Versuch dazu wie einen Hochverrath zu verfolgen, während eine Verschlechterung seiner Lage jederzeit erlaubt war. Solch ein Gelöbniß aufrichtig zu geben und ehrlich zu halten, war

1) Achenwall, „Staatsverfassung der heutigen vornehmsten europäischen Reiche und Völker im Grundriß". 5. Aufl. Göttingen 1768. S. 570/71.



Das neue schwedische Staatsrecht kam zur vollständigen Ausbildung, als nach König Friedrichs Tode sein gewählter Nachfolger Adolf Friedrich (5. April 1751 bis 12. Februar 1771) aus dem Hause Holstein-Gottorp, Gemahl der Schwester Friedrichs des Großen Luise Ulrike eine neue „Versicherung" beschwören mußte, die der Rechtlosigkeit des Königs einen noch schärferen Ausdruck gab. Ein treues Bild von dieser Verfassung gewinnen wir aus dem Abriß, den der Reichsrath Baron Scheffer im Jahre 1761 für den ältesten Sohn des Königs zusammenstellte, als dieser — es ist der nachmalige Gustav III. — sein fünfzehntes Lebensjahr vollendet hatte.[1]) Dem Kronprinzen Gustav (geb. 24. Januar 1746) ward da mit der größten Unbefangenheit ins Gesicht gesagt, daß der „Endzweck aller Beschlüsse der Reichsstände, die den Namen der Grundgesetze führen", neben der Beibehaltung der reinen und wahren Religion, nur der sei, „der Souverainetè vorzubauen;" unter Karl XI. und Karl XII. habe Schweden mit dem unumschränkten Königthum so traurige Erfahrungen gemacht, daß man meinen möchte, „die Vorsehung habe diesen Einbruch in die uralten Sitten und Gerechtsame der schwedischen Nation blos deßwegen zugelassen, um ihr dieselben desto angenehmer zu machen und ihr die Lust zu erwecken, sie mit kräftigeren Schanzen und mächtigeren Vertheidigungen zu umringen". Zu leugnen sei nun einmal nicht, „daß die Könige leider (!) mehrentheils nach der Souverainetè streben;" einem Prinzen aber, den der Höchste mit „solchen Vernunftsgaben, mit solcher Einsicht und so einem Begriff begabet" habe wie Gustav, werde nicht schwer fallen, „die eingeschränkte Macht als einen Anlaß zur Freude und Vergnügen" zu erkennen, „weil leicht zu begreifen, daß eines Königs wahre Glückseligkeit weit eher durch Gesetze und Statuten, als durch eigenes Gutdünken und eigenes Wohlgefallen befördert werde".

Der Geist des schwedischen Staatsrechts wird dann mit der Formel angegeben: „der König besitzt die Hoheit, der Rath (Senat) die Mündigkeit, die Stände Recht und Freiheit" und die ganze Ausführung läuft auf den Satz hinaus: des Königs „vollkommenes Vergnügen" besteht darin, daß er zu Gunsten des regierenden Reichsraths und der gesetzgebenden Stände auf Alles verzichtet, was über rein äußerliche Hoheitsrechte hinausgeht und sich bescheidet, von dem Machtvermögen des Königthums nichts zu beanspruchen als den Namen und den Flitter. Der eigentliche Souverän des schwedischen Staates ist die Gesammtheit der Reichsstände. Sie haben die Grundgesetze gestiftet und abgefaßt, dem Könige die „Hoheit", dem Senat die „Mündigkeit", beigelegt, „sich selbst aber Recht und Freiheit, das ist Jus et Imperium vorbehalten". Das Jus oder die Gerechtsame ist unbestritten, die Freiheit oder das Imperium ist „gänzlich uneingeschränkt", das drückt sich schon in

1) „Das schwedische Jus publicum ins Kurze zusammengezogen durch den Herrn Reichsrath Baron Karl Scheffer und Sr. des Kronprinzen königl. Hoheit überreicht, als Höchstdieselben dero funfzehendes Jahr erfüllet hatten." Abgedruckt im J. 1778 in Büschings Magazin XII, 261—280.

der königlichen „Versicherung" aus, in welcher die Reichsstände „Machteigende" genannt werden. Stiftung und Abänderung der Gesetze steht einzig und allein den Ständen und diesen nur mit der einen Schranke zu, daß die Verfassung niemals zu Gunsten einer Erweiterung der königlichen Gerechtsame geändert werden darf, „dahingegen kann die Mündigkeit des Senates jederzeit vermehrt werden, ohne eine aristokratische Regierung zu befürchten, weil derselbe für die Ausübung dessen, was ihm anvertraut ist, einer höheren Macht Rechenschaft zu geben schuldig ist". Die Reichsstände treten der Regel nach nur alle drei Jahre zusammen, immer versammelt ist der Reichsrath, mit dem der König die Regierung führt, ohne den, oder gar wider den er gar nichts thun darf. Der Reichsrath tritt jeden Tag in der Rathskammer zusammen und entscheidet nach Mehrheitsbeschlüssen, wobei der König für seine Person zwei Stimmen hat. Die Reichsräthe werden durch den König aus einer Dreierliste ernannt, welche die Reichsstände entwerfen, wenn eine Stelle erledigt ist. In derselben Weise werden alle höheren Aemter nach Dreierlisten besetzt, welche der Senat dem König vorlegt. Durch diese ganze Verfassungslehre geht der Gedanke hindurch, daß Ohnmacht der Krone und Wohlfahrt des Reichs nur zwei verschiedene Worte für dieselbe Sache sind, und daß die Regierenden alle Pflichten gegenüber der Gesammtheit erfüllt haben, wenn sie nur dafür sorgen, daß der König nichts weiter sein will noch kann als eine Puppe. Demgemäß hat der König Adolf Friedrich in seiner „Versicherung" vom 2. Mai 1751 nicht etwa geschworen, ein Wahrer und Mehrer des Reichs, ein Hüter und Fürsorger des Volkes zu sein, sondern lediglich, die „unumschränkte königliche Gewalt oder sogenannte Souveränetät" zu hassen und zu verabscheuen, sich selber als des Thrones verlustig, alle Unterthanen ihres Eides der Treue ledig anzusehen, wenn er mit Wissen und Willen den Eid der Versicherung möchte übertreten haben, diejenigen, welche die unumschränkte Gewalt wieder einzuführen suchten, als „die ärgsten Verräther des Vaterlandes" abzustrafen und keinen zu einem Amte zuzulassen, der nicht vorher mit einem körperlichen Eide die Souveränetät verschworen habe.[1])

Das Unnatürliche dieses Systems lag nicht eigentlich in der Ohnmacht des Königs an und für sich; denn ebenso ohnmächtig war der König von Polen und nicht viel mächtiger war der König von England, wenn man den Kurfürsten von Hannover und das auswärtige Amt in Abzug brachte. Es lag vielmehr darin, daß dem König das eidliche Gelöbniß auferlegt ward, diesen Zustand unvergleichlich zu finden, jeden Gedanken an eine Besserung desselben wie einen Frevel zu verabscheuen und jeden Versuch dazu wie einen Hochverrath zu verfolgen, während eine Verschlechterung seiner Lage jederzeit erlaubt war. Solch ein Gelöbniß aufrichtig zu geben und ehrlich zu halten, war

1) Achenwall, „Staatsverfassung der heutigen vornehmsten europäischen Reiche und Völker im Grundriß". 5. Aufl. Göttingen 1768. S. 570/71.



eine Gesinnung erforderlich, die kein Mensch mit auf die Welt brachte, am allerwenigsten ein aus fürstlichem Stamm geborener. Sie dem Kronprinzen Gustav in die Seele zu flößen, war die ängstliche Sorge des Reichsraths, der die Erziehung des Thronfolgers auf Grund der „Regierungsform von 1720" als sein ausschließliches Vorrecht in Anspruch nahm, und man muß ihm nachsagen, daß er nichts versäumt hat, um das Unmögliche möglich zu machen.

Vier Jahre war Gustav alt, als ihm der Reichsrath im Grafen Tessin einen französisch gebildeten Schöngeist als Hofmeister bestellte, der die Aufgabe hatte, seinem Zögling den Ernst seiner dereinstigen Pflichten spielend beizubringen. Was dieser in den „Briefen an einen jungen Prinzen von einem alten Manne"[1]) über seine Unterweisung selbst veröffentlicht hat, läßt erkennen, daß er's herzlich gut gemeint, aber nicht sehr geschickt noch sehr geschmackvoll angefangen hat. Die vier Stände Schwedens z. B. machte er dem Prinzen anschaulich durch Vergleich mit den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde. Unter dem Feuer sollte er sich den kriegsfrohen Adel, unter dem Wasser den Milde und Versöhnung predigenden Clerus, unter der Luft den fleißigen, nach allen Theilen der Welt Handel treibenden Bürgerstand, und unter der Erde die das Land beackernden Bauern denken.[2]) Den Reichsrath Scheffer, der den Prinzen vom zehnten bis zum sechszehnten Lebensjahre unterrichtete, kennen wir schon aus seinem Verfassungskatechismus. Beider Lehre kam nicht auf gegen den Anschauungsunterricht, den der hochbegabte, frühreife Prinz in der Schule der Erfahrung, d. h. in der Beobachtung der Leidensgeschichte seines Vaters und seiner Mutter genoß.

Der Prinz war zehn Jahre alt, als seine Mutter, die nie vergessen konnte, daß sie die Schwester Friedrichs des Großen war, am 6. April 1756 von einer ihrer Ehrendamen angeklagt ward, sie habe die werthvollsten Diamanten der Krone Schweden in Hamburg verpfändet, um sich im Reichstag durch Bestechung eine Partei zu werben. Der Reichstag beschloß eine Untersuchung, die sie als Königin und Frau gleich tief verletzte; auf ihre zornige Einsprache antwortete der Reichstag mit einer Vorstellung an den König, in welcher die Sätze vorkamen: „Die Königin ist in dies Reich gekommen, um die Gattin Ew. Majestät zu sein, nicht um die Schwierigkeiten der Regierung zu vermehren. — Wenn Personen an der Seite Ew. Majestät einen Weg einschlagen, welcher sich von den durch Sie vor Gott und dem Reich übernommenen Verpflichtungen und folglich von unseren Absichten und Ansichten entfernt, so trachten sie danach entweder zwei Regierungen einzurichten, von denen die eine den Gesetzen folgt, die andre sie mißachtet, oder den König der Verfassung zu entfremden und diese umzustürzen. — Die Stände wünschen nicht, daß Ew. Majestät Ihre Gesinnungen gegenüber der Königin ändere,

---

1) Aus dem Schwedischen übersetzt 1756; s. Posselt, Geschichte Gustavs III. Königs der Schweden und Gothen. Straßburg 1793. S. 40 ff. 2) Geffroy, Gustave III. et la cour de France. Revue des deux Mondes. 1864. II, 246 (1867 als besonderes Werk in zwei Bänden erschienen).

sondern daß die Königin ihre Gesinnungen in Bezug auf die Verfassung ändere. In diesem Punkt verlassen sie sich unterthänig auf die väterlichen Gesinnungen Ew. Majestat und freuen sich, die Zuflucht zu den Mitteln nicht nöthig zu haben, welche Gott und ihr Recht in ihre Hand gelegt. — Die Verfassung hat ihnen die gesetzgebende und die ausführende Gewalt verliehen; aber diese Rechte wären ohne Kraft, wenn ihnen irgend ein Widerstand oder Widerspruch entgegenwirken könnte. Deßhalb hat Ew. Majestät durch feierlichen Eidschwur sich verpflichtet, mit den versammelten Ständen immer einer Meinung zu sein, dergestalt, daß deren Handlungen jederzeit Ihr eigenes Gutfinden (bon plaisir) wirklich sind oder so aussehen, als ob sie's wären." Der König Adolf Friedrich war nicht der Mann, um solchem Tone gebührend zu begegnen; er entschuldigte sich, entschuldigte die Königin und nahm, wie die Vorstellung selber, einen Ständebeschluß hin, der einer Art von Absetzung gleich kam, denn er nahm ihm sein letztes Recht, das, durch seine Unterschrift den Beschlüssen der Stände erst ihre Gültigkeit zu verleihen. Da die einfache Abschaffung der königlichen Unterschrift unmöglich schien, so erfanden die Stände ein Mittel, um sie zu ersetzen, ohne daß der König dabei bemüht werden mußte. Sie führten einen Stempel ein, den sie selbst in Verwahrung nahmen „in der unterthänigen Ansicht, daß in allen Fällen ohne Ausnahme, in welchen bisher die Unterschrift des Königs erforderlich war, der Name Sr. Majestät künftig mit diesem Stempel beigedrückt werden solle, wenn der König auf eine erste oder zweite Anforderung nicht freiwillig unterzeichne".[1])

Von dem Reichstag, auf dem der Adel das Königthum so mißhandelte, waren verfassungswidrig die Bauern gänzlich ausgeschlossen. Bis zur Abschaffung der Monarchie selbst würde die Verblendung dieser Oligarchie sich verirrt haben, wenn nicht die Dalekarlier in Massen vor die Thore der Hauptstadt gerückt wären, um einen „König" zu verlangen. In der ganzen Bauerschaft regte sich eine dem Adel höchst gefährliche Stimmung, als die Königin insgeheim die Hände bot zu einem Complot, welches den König endlich zum König machen sollte. Durch Verrath eines Corporals der Garde wurde der Anschlag der Horn und Brahe[2]) vereitelt; beide fielen auf dem Schaffot und mehr als 50 Personen wurden mit Gefängniß, Pranger und Geld bestraft. Die Königin selbst mußte sich eine derbe Strafpredigt durch eine Abordnung der Geistlichkeit gefallen lassen und eine Erklärung unterschreiben, in welcher sie Alles verleugnete, was geschehen war und sich selbst durch den Ausgang für höchlich befriedigt erklärte. Im Jahre darauf aber mußte sie mit ansehen, wie Hüte und Mützen auf Frankreichs und Rußlands Befehl den Krieg wider ihren Bruder beschlossen. Daß Schweden ihrer Vermittelung nachher den Frieden mit Preußen zu danken hatte,[3]) besserte ihre Lage nicht. Fort dauerte die Anarchie im Lande, die Zerrüttung der Finanzen, die ein geheimer

---

1) Geffroy, Revue des deux Mondes. 1864. I, 340/41 ff. 2) S. S. 107. 3) S. S. 330/31.

Ausschuß ohne jede Controle verwaltete, der Kampf der Faktionen, die von allen Großmächten Geld nahmen und nur gegen den Hof immer zusammenhielten. Einzig insofern trat allmählich eine Aenderung ein, als das französische Geld nach und nach den Platz räumte vor der überlegenen Kaufkraft des englischen Capitals. Die jahrelange Herrschaft der „Hüte" hatte Frankreich unermeßliche Summen gekostet. Allein für den Reichstag, der im Juni 1766 zu Ende ging, hatte sein Botschafter in Stockholm, der Baron Breteuil, nahezu 2 Millionen Livres verausgabt und zwar, wie sich schließlich herausstellte, ganz umsonst. Ein paar Auszüge aus seiner Correspondenz malen die Zustände Schwedens so treffend als möglich. Anfang Januar 1766 schreibt Breteuil: „Meine beiden Hauptgegner, die Minister von England und Preußen, werfen mit Geldspenden um sich, gegen die meine Fonds nicht ausreichen. Doch bemühe ich mich, ihre Wirkung aufzuhalten. Ich bin in voller Unterhandlung mit den einflußreichsten Priestern und Bürgern des geheimen Ausschusses. Ich gehe aber keine andern Verpflichtungen als solche ein, die erst fällig werden nach fertigem Geschäft. — Seit dem Anfang dieses Reichstags bin ich zu oft betrogen worden, um fernerhin große Summen aufs Spiel zu setzen." Am 31. Januar: „Ich habe es mit Leuten zu thun, die jeder Scham bar sind und außerdem mit einer Geldverschwendung, die ich nicht überbieten kann. Ich flehe den König an, seinen Gutthaten für die Aufrechterhaltung der „patriotischen" Partei noch die Summe von 200,000 Livres hinzuzufügen, außer den obigen 100,000." — Am 28. Februar: „Die Mützen haben auf eine Denkschrift des Grafen Fersen, des Hauptes der Hüte, geantwortet. Dieser große Republikaner hat im Plenum vom 25. eine wüthende Diskussion ausgehalten; 150 seiner Freunde haben geschworen, auf dem Platz zu sterben, wenn die Mehrheit der Adelskammer nicht für sie sei. Am Vorabend hatte er mir ein Billet geschickt; ich habe ihm Geld zur Verfügung gestellt. — Die Leute vom Bürgerstand haben mich trotz all ihrer Versprechungen und trotz all meiner Spenden abermals im Stich gelassen mit einer Nichtswürdigkeit ohne Gleichen: die drei untersten Stände gebe ich ganz auf, um mich nur noch an den Adel zu halten."[1])

Nun erst kam dem Hofe zu Versailles mit Bezug auf Schweden dieselbe Einsicht, die ihm mit Bezug auf Polen schon sechs Jahre früher gekommen war;[2]) die Einsicht, daß er sein Geld nicht blos zum Fenster hinaus geworfen, sondern recht eigentlich gegen sein eigenes Interesse verschwendet habe. In einer langen Depesche vom 22. April 1766[3]) schickte der Herzog von Choiseul dem Baron Breteuil die Weisung zu, sein bisheriges Verhalten in Stockholm aufzugeben und fernerhin nach einem ganz andern Systeme zu arbeiten. Der Minister bekannte offen, daß Frankreich durchaus auf falscher Fährte gewesen sei, so lange es eine Partei in Schweden aufrecht hielt,

---

1) Geffroy, Rev. d. d. M. 1864. I, 843/44. 2) S. S. 451. 3) Flassan, Histoire de la diplomatie française. V, 463.

welche darauf ausging, die königliche Gewalt zu lähmen und eine „metaphysische Verwaltung" einzusetzen, für die den Schweden das nöthige Maß von „platonischer Weisheit und Tugend" durchaus abgehe. Zwei Mal habe Frankreich die Schweden in den Krieg gehetzt: 1741 gegen Rußland, 1757 gegen Preußen; beide Male ohne den geringsten Vortheil für sich selbst und zum großen Schaden für ein Land, das nur immer unfähiger geworden sei, als Verbündeter nützliche Dienste zu leisten. „Hienach," schrieb Choiseul, „befiehlt Ihnen der König, Ihre Kenntnisse und Ihre Talente für ein Verfahren aufzubieten, welches zum Zweck hat: 1) die monarchische Gewalt in Schweden durch den Einfluß Frankreichs wiederaufzurichten (ich nehme an, daß es Ihnen nicht schwer werden wird, sich darüber mit dem Könige, der Königin und ihren Vertrauten zu verständigen); 2) unsere Freunde dahin zu bringen, daß sie sich dieser Partei anschließen und in gutem Glauben mit ihr zusammen wirken." Also nicht mehr Vermehrung, sondern Eindämmung der Anarchie, nicht mehr Schwächung, sondern Stärkung der königlichen Gewalt ward fortan in Stockholm das Ziel der französischen Politik und für dieses fand sie in dem Kronprinzen Gustav einen Förderer, dessen Talent und Verschlagenheit alle Erwartungen übertreffen sollte.

In der Lehre des Grafen Tessin hatte Gustav Geschmack gewonnen an französischer Literatur und Schöngeisterei, das Leben am Hofe ekelte ihn an, zu ernster, ausdauernder Arbeit war seine flüchtige Natur nicht angelegt, andererseits war sein Geist zu rege, um im Alltagsleben Genüge zu finden; so bot ihm die Poesie der Franzosen einen leichten Genuß, ihre Philosophie eine bequeme Lebensweisheit dar. Ihre Sprache beherrschte er bald wie seine Muttersprache und schon dem Siebenzehnjährigen schrieb im Jahre 1763 der Graf Creutz, als er auf der Reise nach Madrid Voltaire besucht und gesprochen hatte: „Das Beispiel Voltaires zeigt, wie sehr Ihre Hoheit die Zuneigung der Schriftsteller zu gewinnen weiß. Der ehrwürdige Greis ist in Thränen ausgebrochen, als er hörte, daß E. k. H. die Henriade auswendig gelernt habe. Es ist wahr, sagte er, ich habe sie geschrieben, um Könige zu belehren; aber ich hoffte nicht, daß sie ihre Früchte bis in den Norden tragen würde. Ich habe mich getäuscht; der Norden hat jetzt Helden und große Männer erzeugt. Ich bin alt und blind; aber wenn Alles, was Sie mir sagen, wahr ist, so sterbe ich zufrieden, denn in fünfzig Jahren gibt es in Europa keine Vorurtheile mehr."

Graf Creutz ward im Jahre 1766 als schwedischer Gesandter nach Paris versetzt und unterhielt von hier aus einen äußerst regen Briefwechsel mit dem Prinzen, der seinerseits mit dem französischen Gesandten in Stockholm den intimsten Umgang pflog. Hier wie dort handelte sich's bald nicht mehr blos um die neuesten Bände der Encyklopädie und andere Weltereignisse der französischen Presse, sondern um sehr ernste politische Pläne, für die die machtvolle Unterstützung Frankreichs unerläßlich war.[1]) Nach einer Rund-

1) Geffroy sagt hierüber a. a. O. II, 220/21: „La collection de ses papiers, con-

reise, die er in Schweden gemacht, bewirkte er im December 1768 einen Staatsstreich im Kleinen, als er seinen Vater bestimmte, durch Niederlegung der Krone den Reichsrath zur Einberufung eines außerordentlichen Reichstages zu zwingen[1]) — ein Schritt, der überraschend wirkte; und um sich auf einen Staatsstreich im Großen vorzubereiten, reiste er im Jahre 1770 nach Paris. Den Entschluß zu dieser Reise hatte er gefaßt in Folge einer Einladung, welche ihm Graf Creutz in einer Depesche vom 9. Februar 1769 mit den Worten zugesandt: „Herr v. Choiseul beschwört E. k. H., nach Frankreich zu reisen, um den König zu sehen: ich gebe Ihnen die Versicherung, hat er gesagt, es lohnt der Mühe; Schweden wird die größten Vortheile davon haben. Wenn man sich sieht, wird man mit größter Leichtigkeit an einem Tage fertig bringen, was man aus der Entfernung nicht in einem Jahrhundert ausrichtet. Wir werden zusammen arbeiten an dem Glück und dem Ruhme der beiden Königreiche; wir werden Schweden das glänzendste Loos bereiten; aber es ist keine Zeit zu verlieren.“ Erst am 8. November 1770 konnte der Kronprinz die Reise antreten, der die Reichsstände mit unverhohlenem Mißtrauen entgegensahen. Als er die große Schloßtreppe herunterstieg, sagte er zum Grafen Bielke: „Nicht eher werde ich hier wieder hinaufsteigen, als bis dies Weiberregiment ein Ende genommen hat.“ Als er am 4. Febr. 1771 in Paris ankam, war Choiseul nicht mehr Minister; am 24. December 1770 hatte ihn die Dubarry gestürzt; aber die Pläne des Prinzen erlitten dadurch weder Abbruch noch Aufschub. Schon am 1. März brachte ihm — er war in der Oper und saß in der Loge der Gräfin Egmont — Graf Creutz die Nachricht von dem jähen Tode seines Vaters, und als er abreiste, um die Regierung anzutreten, hatte er einen Vertrag in der Tasche, der ihm die ausgiebigste Unterstützung Frankreichs verbürgte. Der Hof von Versailles nahm die seit 1766 eingestellten Subsidienzahlungen wieder auf, um mit französischem Gelde eine königliche Partei in Schweden zu schaffen. Von der in der Convention von 1764 festgesetzten Summe waren $10\frac{1}{2}$ Millionen rückständig; jetzt ward ausgemacht, diese Summe in Abschnitten von $1\frac{1}{2}$ Million jährlich vom 1. Januar 1772 an nachzuzahlen; eine Summe von 750,000 Livres ward sofort auf Abschlag ausgezahlt und eine Summe von 3 Millionen zum Stimmenankauf in dem bevorstehenden Reichstag bestimmt.[2]) Endlich

---

servés à la bibliothèque l'Upsal, le montre préoccupé de bonne heure de l'avenir politique et des intérêts de sa couronne. S'il écrit des plans d'opéra, ou de tragédies et une histoire de Gustave Vasa, il entretient aussi une vaste correspondance, consacrée surtout aux affaires; il rédige une sorte d'autobiographie où se retrouvent aujourd'hui la trace de ses émotions et la preuve de ses calculs —. Bientôt le ministre de France à Stockholm devient son confident et son conseiller; c'est avec lui que dès 1768 il médite des mesures hardies: il rédige des plans de coups d'état, des projets de constitution; il relit avec une fièvreuse ardeur les mémoires du Cardinal de Retz.“

1) „Journal, die Abdankung des Königs von Schweden betr.“ in Büschings Magazin XII, 80/83. 2) Geffroy a. a. O. S. 228.

ward als Minister Frankreichs einer seiner angesehensten Diplomaten, Graf Vergennes, nach Stockholm gesandt. Noch ein Anderes war geschehen, bevor Gustav am 18. März Paris verließ. Um nicht ohne Weiteres durch die Partei der Mützen seines Rechts auf die schwedische Wahlkrone verlustig erklärt zu werden, hatte er am 15. März eine Erklärung folgenden Wortlautes nach Stockholm schicken müssen: „In meiner Eigenschaft als Thronerbe zur Nachfolge in der königlichen Würde berufen und weit entfernt von jedem Trachten nach unumschränkter Gewalt, erkläre ich durch diesen feierlichen Act und auf mein königliches Wort, daß ich entschlossen bin, mein Reich zu regieren, unter Beobachtung alles dessen, was die Gesetze Schwedens vorschreiben und insbesondere der Verfassung von 1720, auf die ich bereits den Eid geleistet habe. Als erklärte Feinde meiner Person und als Verräther am Staate werde ich die betrachten, die offen oder geheim, unter welchem Vorwand es auch sei, darauf ausgehen würden, die Souveränetät wiederherzustellen."

Unter dem jubelnden Zuruf seines Volks hielt König Gustav III. am 30. Mai 1771 seinen Einzug in Stockholm, nach zwei deutschen Schattenkönigen der erste wieder, der, im Lande geboren, sich als Schwede fühlte und in der Muttersprache zu seinen Schweden sprach, leutselig und beredt, wie es seit Menschenaltern unerhört war in diesem Lande. Am 13. Juni trat der Reichstag zusammen. „Erster Bürger eines freien Volkes zu sein, das ist der stolze Ehrgeiz meines Lebens," so redete der König die Stände an. „Nicht Pomp noch unumschränkte Gewalt, sondern Eintracht und Liebe zum Vaterlande machen das Glück eines Volkes aus." Der Reichstag aber machte es wie all seine Vorgänger; ein widerwärtiger Zank zwischen den Hüten, die den Adel, und den Mützen, welche die drei anderen Stände beherrschten, wogte acht volle Monate lärmend und tobend hin und her; ein Schauspiel, das wie auf Bestellung die grauenhafte Zerrüttung des vom Parteigeist ganz zerfressenen Gemeinwesens noch einmal aller Welt vor Augen führte und das in der Presse von gewandten Federn benutzt ward, um Schweden das Schicksal Polens zu prophezeihen, wenn es nicht rechtzeitig die rettende Fahne der Monarchie ergreife. Zu Anfang 1772 rief ein verbreitetes Stockholmer Blatt: „Es ist Zeit, an unser Morgen zu denken. Von dem Loose der Polen sind wir bedroht, aber noch können wir einen Gustav Adolf wieder finden. Wer hat das Unheil Polens verschuldet? Die Wandelbarkeit der Gesetze, die beständige Erniedrigung der königlichen Gewalt, und folgeweise der unvermeidliche Eingriff mächtiger Nachbarn in die heimischen Dinge. Schweden ist sicher vor solchen Geschicken, so lange wir nicht König und Vaterland verleugnen; wir haben ein altes Vaterland zu vertheidigen und einen großen König zu retten. Mitbürger! Wenn das Andenken Gustav Adolfs noch in euren Herzen lebendig ist, so wendet euch zu seinem Grabe. Aus seiner Asche ertönt eine Stimme, die Jedem von euch zuruft: die Stunde hat endlich geschlagen."

Nach acht Monaten eklen Streites hatten die Stände endlich die neue

Versicherungsakte fertig, nach deren Unterzeichnung der König am 29. Mai gekrönt werden konnte. Während aber die Mützen schwelgten im Vollgefühle ihres Sieges über die Hüte, denen sie den Reichsrath entrissen hatten, füllte der König die Mine, die bestimmt war, sie beide in die Luft zu sprengen.[1])

Mit seinen Brüdern, den Prinzen Karl (geb. 26. Sept. 1748) und Friedrich Adolf (geb. 7. Juli 1750), und einigen unternehmenden Offizieren der Armee, worunter der Oberst Sprengporten und der Hauptmann Hellichius die namhaftesten waren, war der Plan verabredet, dessen Ausführung seinen Anfang nahm, als der letztere am 12. August 1772 die dreihundert Mann starke Besatzung der Festung Christianstadt in Schonen unter das Gewehr treten ließ und ihnen ein Manifest vorlas, in welchem den „sogenannten Reichsständen" der Gehorsam aufgesagt ward, weil sie Recht und Gesetz mit Füßen getreten, das Volk dem Elend und der Hungersnoth, die Majestät des Königs der Schande und Entehrung überliefert hätten: „Die Bahn ist gebrochen, brave Schweden!" schloß der Aufruf, „solange der König und das Vaterland nicht erhalten, was ihnen gebührt, wird Jeder von uns lieber sterben, als die Waffen niederlegen. Kommt zu uns, überzeugt euch von der Redlichkeit unsrer Absichten und dann macht mit uns gemeinsame Sache." Der erste, dem, wie verabredet, die Nachricht von dieser Schilderhebung zuging, war Prinz Karl, der etwa acht Meilen davon in Karlskrona war und sofort fünf Regimenter zusammenzog, um den König vor einer angeblichen Verschwörung zu retten, die ihn und die Verfassung bedrohte.

Während der geheime Ausschuß zu Stockholm mit verspäteten Befehlen den Aufruhr dämpfen wollte, spielte der König mit eisiger Kaltblütigkeit den Unbefangenen, zeichnete Stickmuster für die Damen seines Hofes, ging noch am Abend des 18. August zur Oper, empfing dann eine glänzende Gesellschaft im Schlosse, scherzte und spielte, wie der harmloseste aller Menschen, und am Morgen des 19. stieg er zu Pferde, ritt nach dem Zeughause, versammelte die zum Aufziehen bereite Wache seiner Leibgarde und führte diese selbst zum Schlosse. In der Wachstube hielt er den Offizieren der aufziehenden und abziehenden Wache eine herzbewegende Rede und fragte sie schließlich, „ob sie zur Unterstützung seiner zum Besten des Vaterlandes und seiner sowohl als aller redlichen Schweden Befreiung von fernerer fremden und einheimischen Unterdrückung beschlossenen Unternehmung und demnach zu Leistung eines an S. k. M. allein abzulegenden Eides bereit wären?"[2]) Alle bis auf

1) Quellen für die Geschichte des Staatsstreichs vom 19. Aug. 1772: C. F. Sheridan, history of the late revolution in Sweden. London 1778 (der Verfasser, damals englischer Gesandtschaftssekretär in Stockholm, erzählt als Augenzeuge) und Canzler, Nachrichten zur genaueren Kenntniß der Geschichte, Staatsverwaltung und ökonomischen Verfassung des Königreichs Schweden. I. Dresden 1778. Dies sind auch die Hauptgrundlagen der Darstellung von Posselt a. a. O. 2) „Kurze Geschichte der am 19. August 1772 erfolgten Regierungsveränderung in Schweden" bei Büsching XII, 124.

zwei der Versammelten leisteten den Eid; der König band sich ein weißes Tuch um den linken Arm, und die Offiziere folgten seinem Beispiel; sofort erging Befehl, das Garde- und Artillerieregiment aufmarschiren zu lassen und den Reichsrathssaal mit einer Wache zu umstellen, die Niemand herein noch heraus lassen durfte. Dann hielt der König eine Parade der versammelten Truppen ab, sprach zu den Mannschaften wie vorher zu den Offizieren und diese jubelten: Hoch lebe Gustav III. So war es vor dem Schlosse, so war es auch in der Stadt, die der König mit entblößtem Degen, huldvoll grüßend nach allen Seiten, durchritt; Truppen und Bürger grüßten ihn mit tausendstimmigem Zuruf. Der geheime Ausschuß lief auseinander, der Reichsrath rührte sich nicht, während der König Pulver und Blei unter die Soldaten austheilen und vor dem Schloß, den Brücken und den Stadtthoren Kanonen auffahren ließ, bei denen Artilleristen mit brennender Lunte standen. Die sämmtlichen Regierungscollegien wie die Admiralität hatten schon gehuldigt, als der König auf dem Rathhaus auch von dem versammelten Magistrat den neuen Eid der Treue entgegennahm und um Mittag die Glückwünsche der fremden Gesandten empfing, die er zur Tafel aufs Schloß gebeten hatte. In ein paar Stunden hatte er, ohne daß ein Tropfen Bluts vergossen ward, ein Regiment feiler Schreier und feiger Schwätzer zu Fall gebracht, die kein Wort der Widerrede wagten, als er am 20. die ganze Bürgerschaft von Stockholm versammelte, um seinem Volk den Eid der Herrschertreue zu leisten und von diesem den Eid der Bürgertreue entgegenzunehmen. Der Schlußakt der Staatsumwälzung erfolgte am Tage darauf, als der König in dem von Kanonen und Grenadieren umstellten Reichstagssaal die Stände empfing und ihnen nach einer sehr scharfen Rede über das Parteitreiben, das Schweden bisher zerrüttet und geschändet habe, eine neue Verfassung in 57 Artikeln vorlesen ließ, die allerdings mit der von ihm beschworenen Regierungsform von 1720 nicht die mindeste Aehnlichkeit hatte, aber doch auch mit seinem Versprechen, keinen Despotismus aufrichten zu wollen, wohl im Einklange stand. Denn eine Monarchie, die sich durch weise Gesetze selbst beschränkte, war der Inhalt des neuen Staatsgrundgesetzes, das von den Ständen ohne Erörterung mit rührender Einstimmigkeit angenommen ward.

Die wesentlichsten Bestimmungen der neuen Verfassung waren diese:

1) Die Reichsstände bleiben nach wie vor: ohne sie dürfen neue Gesetze nicht gemacht, alte nicht abgeschafft werden (Art. 40); aber wann und wo der Reichstag versammelt werden soll, bestimmt allein der König (Art. 38) und nur, was der König ihnen vorlegt, darf die Stände beschäftigen (Art. 49); länger als drei Monate darf kein Reichstag dauern (Art. 46).

2) Die Reichsräthe ernennt der König; ihm allein sind sie verpflichtet; sie rathen ihm in Dingen, über die er sie befragt (Art. 4), aber eine mehr als berathende Stimme haben sie nicht, die Entscheidung kommt allein dem König zu (Art. 8).

3) Der König hat das Recht, Waffenstillstand und Frieden, Schutz-

und Trutzbündnisse zu schließen (Art. 6). Einen Vertheidigungskrieg darf er aus eigner Machtvollkommenheit führen (Art. 45); einen Angriffskrieg nur mit Einwilligung der Stände (Art. 48).

4) Die alten Abgaben dauern so lange fort, bis man über neue einig geworden ist (Art. 46); im Falle eines Krieges darf der König alle zum Besten des Staates dienenden Maßregeln, insbesondere auch Geldauflagen, anordnen.

5) Alle höheren Militär- und Civilämter besetzt der König, im Reichsrath, aber ohne Umfrage, ganz nach seinem Gutfinden (Art. 10).

6) Der Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht zu Wasser und zu Land steht ihm allein zu (Art. 19).[1]

Der sechsundzwanzigjährige Neffe Friedrichs des Großen hatte eine nicht gewöhnliche Verbindung von Umsicht und Kraft des Handelns an den Tag gelegt und über Wortbruch und Doppelzüngigkeit durften sich mindestens die nicht beschweren, die gegen den König und seine Partei jederzeit selbst das Aergste für erlaubt gehalten. Mit Kerker, Folter und Henkerbeil hatten die Faktionen gegen Alle gewüthet, die durch Stärkung der Monarchie der heillosen Verderbniß des Gemeinwesens hatten ein Ende machen wollen, und der Monarch, der ihre Herrschaft brach, brauchte seine Waffe nur zu zeigen, zu entblößen: alles Uebrige besorgte die Feigheit, die jederzeit ein böses Gewissen eingibt. Ein paar Verhaftungen auf die Dauer weniger Stunden, das war der ganze Aufwand von Gewalt, den der Sieg des 19. August erforderte.

Die neue Verfassung aber braucht man nur z. B. mit der heute in Preußen geltenden zu vergleichen, um Achtung zu gewinnen vor dem staatsmännischen Geiste, der die unveräußerlichen Bestandtheile der monarchischen Gewalt so sicher zu treffen wußte, ohne Volk und Stände ihrer nothwendigsten Rechte zu berauben. Ein Zeitgenosse, der Engländer Coxe, hat in der Beschreibung seiner Reise durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark (II, 245 ff.) das Staatsgrundgesetz vom 21. August einer sachkundigen Prüfung unterzogen und denen, die es despotisch fanden, entgegengehalten: Was unterscheidet einen absoluten von einem constitutionellen Fürsten? Das willkürliche Recht, erstens Gesetze zu geben und abzuschaffen, zweitens Auflagen ohne Einwilligung der Staatsbürger zu machen, und diese beiden Rechte hat der König von Schweden nicht, folglich ist er kein absoluter Fürst. Das war die Anschauung eines Engländers des achtzehnten Jahrhunderts. Der wesentlichste Punkt, der die Verfassung Gustavs von jeder modernen unterscheidet, ist das Fehlen einer Zeitbestimmung für die Berufung der Stände. Daran aber nahm der Engländer keinen Anstoß, weil er wohl wußte, daß in dieser Frage die Dinge immer mächtiger sind als das Belieben eines Fürsten und der Buchstabe einer Verfassung.

Wie stellten sich nun Schwedens Nachbarmächte zu der Umwälzung von Stockholm? Für den Fall, der am 19. August mit offenkundiger Unter-

1) Zusammenstellung bei Posselt. S. 163—65.



Gustav III. von Schweden.
Nach dem Gemälde von Nicolaus Lafrensen (1737—1807) gestochen von C. G. Gaucher.

stützung Frankreichs herbeigeführt worden war, bestanden seit langen Jahren bindende Verpflichtungen zwischen Rußland und Preußen, und seit kurzem auch zwischen Rußland und Dänemark.

In dem russisch-preußischen Vertrag vom 11. April 1764, dessen Hauptartikel sich, wie wir wissen, auf Polen bezogen,[1]) gab es auch einen geheimen Nebenartikel, der Schweden anging und der bis vor zwanzig Jahren ganz unbekannt gewesen war.[2]) Derselbe lautet:

„Den beiden vertragschließenden Theilen ist wohlbekannt, daß die durch die Eide der vier Stände in Schweden errichtete und bestätigte Regierungsform in ihren wesentlichsten Theilen öfters durch allerlei Verletzungen durchbrochen wird, welche eine Faktion gegen das Gleichgewicht der zwischen König, Senat und Stände getheilten Staatgewalt begangen hat. Da die genannte Faktion von gewissen Mächten des Auslandes gebildet ist und unterhalten wird und sich mit deren Hilfe ein großes Uebergewicht in den Angelegenheiten des Landes verschafft hat, indem sie, nach wechselseitigem Belieben, ihre Mitbürger in beständiger Aufregung hält und sie aufreizt, sich in alle fremden Händel zu mischen, ohne nach den wahren Interessen Schwedens zu fragen, die ihm Ruhe zum Bedürfniß machen —: so vereinbaren und verpflichten sich S. M. der König und Ihre M. die Kaiserin durch diesen geheimen Artikel, ihre Minister in Stockholm von jetzt an dahin anzuweisen, daß sie in vertraulichem Einverständniß zusammen wirken, um sowohl jene Hetzpartei zu schwächen durch alle Mittel, die an Ort und Stelle als die geeignetsten erfunden werden, als denjenigen Schweden Schutz und Beistand zu leisten, welche mit der Schwere ihres Joches selbst bekannt noch den Muth haben sich dagegen aufzulehnen — — Sollte jedoch das Zusammenwirken dieser Minister nicht genügen, um den gewünschten Zweck zu erreichen, dann behalten sich nach Lage der Sache und namentlich dann, wenn man einen vollständigen Umsturz der Regierungsform Schwedens befürchten müßte, die genannten Majestäten vor, sich genauer über die Mittel zu verständigen zur Abwehr eines so gefährlichen Ereignisses und zur Aufrechterhaltung der genannten Regierungsform in ihrem ganzen Umfang (en son entier), damit dadurch die allgemeine Ruhe und namentlich die im Norden ungestört bleibe."

Eine wesentliche Verschärfung erfuhr die Vereinbarung durch den dritten Geheimartikel des am 12. Oktober 1769 zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Vertrags, den Baron Manderström im Jahre 1847 aus dem Staatsarchiv zu Stockholm bekannt gemacht hat.[3]) Hier heißt es nach einer abgekürzten

1) S. S. 452. 2) In einer schwedisch geschriebenen Abhandlung von Tengberg über Katharina II. und ihren Plan eines Bündnisses der Nordmächte Lund 1863. vgl. Geffroy, Gustave III. et la cour de France. Rev. d. d. M. 1864. I, 848. 3) Friedrich der Große hatte am 11. September 1772 eine Abschrift des ganzen Artikels einem eigenhändigen Briefe an seine Schwester Luise Ulrike beigelegt. Die Urkundensammlung, in welcher Manderström ihn veröffentlichte, ist nur in 40 Exemplaren gedruckt worden. Einen Abdruck hat Geffroy in der Revue d. d. M. 1855. II, 766/67 gegeben.

Wiederholung des eben mitgetheilten Artikels vom (31. März) 11. April 1764: „Sollte das Zusammenwirken dieser Minister nicht ausreichen zu dem gewünschten Zweck und sollte sich trotz aller Bemühungen der vertragsschließenden Theile der Fall ereignen, daß das russische Reich durch Schweden angegriffen oder daß eine in diesem Reich zur Herrschaft gelangte Faktion die Regierungsform von 1720 in ihren Fundamentalartikeln umstieße, indem sie dem König das unumschränkte Recht (pouvoir illimité) verliehe, Gesetze zu geben, den Krieg zu erklären, Steuern zu erheben, die Stände zu berufen und zu Aemtern zu ernennen ohne Zustimmung des Senats, sind Ihre Majestäten übereingekommen, daß der eine wie der andere Fall, nämlich der eines schwedischen Angriffs wie der eines vollständigen Umsturzes der gegenwärtigen Regierungsform, betrachtet werden soll als casus foederis. Und S. M. der König von Preußen verpflichtet sich, in den beiden genannten Fällen, auf Erfordern Ihrer M. der Kaiserin eine Diversion in das schwedische Pommern zu machen, indem er ein beträchtliches Corps seiner Truppen in dies Herzogthum einrücken läßt."

Der Artikel vom Jahre 1764 verordnete nur eine gemeinsame Ueberwachung der schwedischen Dinge und diplomatisches Zusammenwirken gegen die an Frankreich verkaufte Partei der Hüte; daraus ist fünf Jahre später schon ein bewaffnetes Einschreiten Preußens in Schwedisch-Pommern geworden. Wir werden die Lage kennen lernen, welche Katharina gerade in diesem Augenblick dringend wünschenswerth machte, Preußen in Schweden derart zu beschäftigen, daß es in Sachen der Polen wenig, in Sachen der Türkei gar nicht mitsprechen konnte. Hier weisen wir noch auf die Schlinge hin, die sie Friedrich dem Großen über den Kopf werfen wollte, und der sich dieser glücklich zu entziehen wußte. In dem Artikel, den sie dem Grafen Solms vorgelegt hatte, sollte Preußen verpflichtet werden, „bei allen Maßregeln mitzuwirken, welche Ihre Kaiserl. Majestät in Verbindung mit dem König von Dänemark ergreifen würde, um einer schwedischen Revolution zu Gunsten der Souveränetät vorzubeugen,"[1]) also auf russischen Befehl einen sofortigen Angriffskrieg wider Schweden zu beginnen, ohne daß auf einen Angriff schwedischerseits oder auf den Vollzug eines Umsturzes gewartet werden sollte, wenn nur Dänemark bereit war mitzumachen. Dieses war nun nicht so marschlustig wie Katharina wünschen mochte, immerhin aber bereit genug an einer demnächstigen Theilung Schwedens herzhaft mitzuwirken. In zwei geheimen Artikeln eines Vertrags, der am 13. December 1769 unterzeichnet ward und dessen Urschrift sich auf dem Archiv zu Kopenhagen befindet, verpflichtete sich der König von Dänemark, „einen Umsturz der Verfassung von 1720 im Ganzen oder auch nur in einem einzigen ihrer Theile, insofern er die Macht der Stände einschränken und die Vorrechte des Königs erhöhen sollte, als einen Angriff Schwedens und folgeweise als Bündnißfall zu be-

1) Geffroy, Rev. d. d. M. 1864. I, 851.

trachten," während Rußland sich verpflichtete, ihm alles Land zu eigen verschaffen, dessen er sich von Norwegen her in Schweden mit Waffengewalt bemächtigen werde.[1])

Also eine Theilung Schwedens unter die drei Nordmächte Rußland, Preußen, Dänemark war bei Katharina beschlossene Sache, falls sie oder ihre Verbündeten im entscheidenden Augenblick die Hände frei haben würden. Von seinen eigenen Verpflichtungen hatte Friedrich seiner Schwester Louise Ulrike durch den Prinzen Heinrich im Sommer 1770 Mittheilungen machen lassen; den Neffen selber hatte er im Frühling 1771 mündlich gewarnt, als dieser auf der Rückreise von Paris über Potsdam kam und als der Staatsstreich geschehen war, schrieb er in Beantwortung der Schreiben des Königs und seiner Mutter Briefe nach Stockholm, die sich sehr einfach aus der bei ihm unvermeidlichen Vorstellung erklären, daß der ganze Umsturz ein Werk Frankreichs und der unmittelbare Vorbote eines Angriffskrieges sei, welchen Schweden, mit einer französischen Flotte in der Ostsee zur Seite, auf Rußland unternehmen werde. Nach allen bisherigen Erfahrungen konnte er sich nur als Preis für solche Gegenleistung die Unterstützung denken, die der französische Hof dem waghalsigen Beginnen seines Neffen hatte zu Theil werden lassen. Ein solcher Krieg zur Rettung Polens unternommen, wäre zugleich ein Krieg gegen ihn selber gewesen. Auch ohne den Vertrag vom 12. Oktober gab es für ihn Neutralität in diesem Falle nicht, und wenn er überhaupt das Schwert zog, dann verstand sich auch von selbst, daß er's nicht ohne Entgelt wieder in die Scheide steckte, vielmehr sich an Schwedisch-Pommern erholte, während Rußland in Finnland und Dänemark im eigentlichen Schweden zugriff. Vollends aber wenn die Kaiserin den Vertrag anrief, dann mußte er handeln ohne Aufschub.

So schrieb er denn unter Mittheilung jenes Geheimartikels vom 12. Oktober 1769 seiner Schwester am 11. September 1772: „Glaube nicht, daß mein Ehrgeiz verlockt wird durch den kleinen Zipfel von Pommern, der höchstens die Gier eines nachgeborenen Prinzen reizen könnte; aber das Wohl dieses Staates fordert unbedingt, daß ich mit Rußland verbunden bleibe, und mit Recht würde mich die Nachwelt tadeln, wenn ich persönlicher Neigung das Wohl des Volkes nachsetzte, dem ich all mein Sorgen schuldig bin. Ich zeige Dir, meine liebe Schwester, die Dinge so wie sie sind und ich sehe nichts als Unheil kommen; denn wenn's zum Kriege kommt, wie ich nur zu sehr fürchte, wer steht Euch dafür, daß nicht ein Theil des schwedischen Heeres zu den Russen überläuft und wer verbürgt Euch, daß diese entwürdigte Nation ihnen nicht ihren König ausliefert?" — „Traut Euren Schweden nicht," fügte er am 21. September hinzu: „ich weiß, man murrt im Dunkeln, die Zahl der Miß-

1) Geffroy ebendas. S. 852: Beiläufig sei bemerkt, daß das sonst sehr vollständige Werk von Tétot: Répertoire des traités de paix, de commerce, d'alliance etc. Paris 1866, die Verträge vom 12. Okt. und 13. Dec. 1769 nicht erwähnt.

vergnügten ist groß und bei der ersten Schilderhebung einer Nachbarmacht würden die Schicksalsschläge, die ich vorhersehe, Euch zermalmen."[1])

Von den Voraussetzungen Friedrichs ging keine in Erfüllung. Der französisch-schwedische Angriffskrieg kam nicht, ebenso wenig gelangte ein Angriffsbefehl Rußlands an die Höfe von Kopenhagen und Berlin; durch die Theilung Polens ward nicht blos eine Theilung der Türkei, sondern auch eine Theilung Schwedens verhindert. Die Friedensjahre aber, die er dadurch gewann, verwendete der König Gustav zu einer Reform- und Verwaltungsthätigkeit, wie sie Schweden in dem ganzen Laufe seiner wirrenreichen Geschichte noch nie erlebt hatte. Die sechs Jahre, während deren kein Reichstag in Stockholm versammelt war, und von dem ehemaligen Treiben der Faktionen kein Laut mehr vernommen ward, sind durch die persönliche Regierung des jungen Monarchen zu einer Glanzepoche in der Entwickelung dieses Landes geworden. Mit gerechtem Stolze durfte der König dieser reichen Jahre gedenken, als er am 30. Oktober 1778 den zum ersten Mal wieder versammelten Ständen in einem Rechenschaftsbericht mit Thatsachen öffentlich nachwies, „wie er das von Gott und seinem Volke ihm anvertraute Regentenamt gewissenhaft und vertragstreu verwaltet habe".[2])

1) Die Briefe sind aus der dem Stockholmer Archiv entlehnten Urkundensammlung Manderströms bei Geffroy, R. d. d. M. 1855. II, 770—775 mitgetheilt.
2) In Uebersetzung abgedruckt unter dem Titel „Staatschronik von Schweden vom August 1772 bis Oktober 1778" in Schlözers Briefwechsel, IV. Th. (Göttingen 1780) S. 230—271.

IX. Friedrich der Große, Joseph II. und die Theilung Polens.

Die Politik, der Friedrich der Große nach dem Abschluß des Weltkrieges zu folgen hatte, war ihm durch die Lage seines Landes unerbittlich vorgeschrieben. „Preußen," sagt er, „glich einem Menschen, der von Wunden zerfetzt, durch Blutverlust erschöpft nahe daran ist, der Wucht seiner Leiden zu erliegen; es bedurfte der Pflege, um seine Glieder wieder in die Gewalt zu bekommen, der Muskelanspannung, um wieder Kraft zu sammeln, und des Balsams, um seine Wunden zu schließen. Die Aufgabe der Regierung war die eines weisen Arztes, der mit Hilfe der Zeit und schmerzstillender Mittel einem entkräfteten Körper seine Stärke wiedergibt."[1]) Eine Riesenarbeit war erforderlich, um Preußen von den Nachwehen des Krieges zu heilen; damit sie gelang, bedurfte es eines längeren ungestörten Friedens. Diesen sicher zu stellen gab es für Preußen nur ein Mittel: den Anschluß an diejenige der großen Mächte, mit der es die nächstliegenden Interessen gemein, von deren Feindschaft es am meisten zu fürchten, von deren Freundschaft es am meisten zu hoffen hatte, und diese Macht war ohne alle Frage Rußland, seit dort nicht mehr der fanatische Preußenhaß der Czarin Elisabeth und ihres Bestushew gebot. Peter III. hatte Preußen recht eigentlich gerettet vor der Verrätherei seines einzigen Verbündeten;[2]) Katharinas Festhalten an dem eben geschlossenen Sonderfrieden hatte die allgemeine Wendung zum Weltfrieden entschieden und seitdem hatte Friedrich Gelegenheit genug gefunden, solche Dienste durch Gegendienste zu vergelten, denn immer mehr zeigte sich, wie sehr Katharina ihrerseits eines Rückhalts an Preußen bedurfte, um in Rußland ihren Thron, in Polen und Schweden ihren Einfluß gegen den Frankreichs zu befestigen. Der Vertrag vom 11. April 1764, dessen wir wiederholt Erwähnung gethan haben,[3]) enthält das Programm des Zusammenwirkens beider Mächte in Polen und Schweden, als den beiden Ländern, deren ebenbürtige Anarchie von Frankreich planmäßig ausgebeutet worden war.

An der Fortdauer einer Verfassung, die seiner Schwester in Stockholm ein so unwürdiges Loos bereitete, hatte Friedrich an sich nicht das allermindeste Interesse; ein desto größeres daran, daß Schweden nicht vollständig der Landsknecht Frankreichs ward und in dessen Dienst einen neuen nordischen Krieg entzündete. Deßhalb ward er der Genosse Katharinas bei der Bekämpfung

1) Oeuvres VI, 4. 2) S. 328 ff. 3) S. S. 452. 484.

der Hüte und blieb ihr zur Seite, um im Nothfall selbst an einem Länderraub theilzunehmen, der, wenn er überhaupt eintrat, nicht blos zum Vortheil Rußlands und Dänemarks geschehen durfte. Ueber das im eignen Landesinteresse schlechthin Nothwendige, die leichte Erwerbung von Schwedisch-Pommern, ging er aber auch in diesem Falle nicht hinaus.[1]) Welchen ihrer Geliebten Katharina den Polen als König aufdrängte, war ihm vollständig gleichgiltig; eine Lebensfrage aber war für ihn, daß sie in Polen nichts that außer mit seinem Wissen und seiner Zustimmung, daß hier auf diesem alten Tummelplatz internationaler Ränke das preußisch-russische Bündniß sich als gebietende Thatsache geltend machte, daß sein Land nicht zu kurz kam, wenn es ans Theilen ging, daß er bis zum Augenblick der Entscheidung all seine Kraft zusammenhielt und dann sie herbeiführte ohne Krieg, ohne Opfer und Gefahr.

In dem Vertrag vom 11. April 1764 befand sich ein Artikel, von dem man ohne Uebertreibung sagen kann, daß sich an ihm die Republik Polen verblutet hat und zwar mit ihrer eigenen Schuld. Er betraf die Dissidenten, d. h. die Calvinisten und Lutheraner im Westen, die griechischen Katholiken im Osten des Reichs; er berührte einen Punkt, in dem Adel, Clerus und Volk der Polen unerbittlich war seit der Alleinherrschaft der Jesuiten über ihr Gewissen, und stellte eine Forderung, die der König und die Czartoryskis wohl versprechen, aber nimmermehr durchsetzen konnten, denn hier begegneten sie einem Fanatismus, der jeder Belehrung und Bekehrung spottete.

Die Forderung selbst war nicht neu; schon in dem preußisch-russischen Vertrag vom (19.) 30. September 1730 verlangte ein Geheimartikel Wiederherstellung der Dissidenten protestantischer und griechischer Religion „zu denen Privilegien, Freiheiten, Rechten und Gerechtigkeiten, welche ihnen von Alters her so in geistlichen als weltlichen Sachen competirt und zugestanden, nachgehends aber größesten Theils geschmälert, auch wohl gänzlich und zwar zur höchsten Ungebühr entzogen worden sind".[2]) Die Forderung war auch unanfechtbar gerecht. Im sechszehnten Jahrhundert hatten Protestanten und Griechen mit den Katholiken unbedingte Rechtsgleichheit genossen, wie das einer Zeit entsprach, in der der Adel mehr als zur Hälfte nicht mehr katholisch war[3]) und diese Gleichberechtigung hatten, nachdem sie unter dem Druck der Jesuiten und des päpstlichen Nuntius später wieder aufgehört, in dem Frieden von Oliva 1660 England, Brandenburg, Dänemark den Dissidenten von neuem gewährleistet. Die Ausschließung der Nichtkatholiken von allen Aemtern, Gerichten und Wahlen, welche der Reichstag 1733 und 1736 aussprach, war genau ebenso rechtlose Gewalt, als die Hinrichtung des Bürgermeisters von Thorn mit zwölf seiner Glaubensgenossen im Jahre 1724 und die beständigen brutalen Verfolgungen der griechischen Katholiken, denen nach und

1) S. S. 485. 2) Martens, Recueil des traités et conventions, V (Petersb. 1880). 290/91. 3) S. oben S. 442.

nach 150 Kirchen abgenommen worden waren und die vor keinem Gericht Schutz und Genugthuung erlangen konnten.[1])

Neu war in der Sache nur der eiserne Nachdruck, mit dem Rußland die alte Forderung aufnahm und durchführte, augenscheinlich um mit ihrer Hilfe die Unterwerfung des Landes auf dem Wege Rechtens zu vollenden. Daß das freie Polen lieber untergehen, als von der gerechten Forderung Rußlands auch nur das Minimum gewähren werde, zeigte sich sofort beim ersten Anlauf. Noch auf seinem Krönungsreichstag im November 1764 ließ König Stanislaus gemäß der Zusage, die er den Ministern Rußlands und Preußens, Repnin und Benoit gegeben, eine Vorlage über die Dissidenten einbringen. Sie sprach nur von der Freiheit ihrer Religionsübung, nicht von ihrem Recht auf Staatsämter und Zutritt zu Landtagen und Reichstag. Kaum hatte der Primas die ersten Worte von den Dissidenten fallen lassen, als ein Tumult losbrach, der sogar die Verlesung des Entwurfs unmöglich machte. „Fast," schrieb der König an Katharina, „hätten sie den Primas vor meinen Augen getödtet."[2]) Ganz ähnlich ging es auf dem ersten ordentlichen Reichstag der neuen Regierung im Jahr 1766. Mit derselben Einstimmigkeit, mit der jede Reform des liberum veto abgelehnt ward, wurden die Beschlüsse von 1717, 1733, 1736 und 1764 gegen die Dissidenten einfach aufrecht erhalten. Jetzt schritt Katharina zur offenen Gewalt. Repnin bewirkte die Bildung von Conföderationen: die Protestanten thaten sich zu Thorn, die Griechen zu Sluz zusammen, das war die Vorhut einer großen Conföderation, die zu Radom alle politischen Gegner der Czartoryski — angeblich 80,000 Edelleute — versammelte und im Juni 1767 Karl Radzivil zum Generalmarschall wählte. Diese Conföderation, der der König selbst auf Katharinas Befehl beitrat, mußte sich in dem „Instrument von Radom" auf eine neue Verfassung für Polen verpflichten, welche den Dissidenten die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung zusprach. Ein außerordentlicher Reichstag ward berufen, um dies Programm einer Partei zum Grundgesetz der Republik zu erklären. Die Bischöfe, die sich dagegen auflehnten, wurden verhaftet und abgeführt, eine Delegation des Reichstags unterschrieb Alles, was Repnin verlangte, der Reichstag selber genehmigte das Werk seiner Delegation und am 24. Februar 1768 unterzeichneten für Rußland Repnin, für Polen der Primas Podoski einen ewigen Vertrag, welcher Polens neue Verfassung unter den Schutz Rußlands stellte und folglich die Kaiserin Katharina zur Herrin über die Republik erhob. Durch die Dissidenten, denen Reichstag und Senat, sämmtliche Stellen im Heer und in der Verwaltung zugänglich waren, und die mit Allem, was sie hatten, von ihr abhingen, hatte sie die Hand in allen Kammern dieses Gemeinwesens; Polen war zu einer russischen Provinz geworden, das sah Jeder, der Thatsachen von Phrasen zu unterscheiden wußte.

1) Ssolowioff, Geschichte des Falles von Polen (nach russischen Quellen). Deutsch von Spörer. Gotha 1865. S. 25. 2) Duncker, Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. u. Fr. W. III. S. 143.

Die ganze Ereignißreihe, die in dem ewigen Vertrag vom 24. Februar zum Abschluß gekommen war, war Katharinas eigenstes Werk. König Friedrich war dabei nicht anders betheiligt, denn als ein Bundesgenosse, dessen Meinung zwar eingeholt, aber nicht befolgt wird und der nur mitgeht, weil er um solcher Dinge willen nicht brechen will. Friedrich wäre mit der freien Religionsübung der Dissidenten zufrieden gewesen, und hatte widerrathen, auf ihrer Theilnahme an Gesetzgebung und Regiment zu bestehen; er hatte die Vergewaltigung der Bischöfe mißbilligt und die Mitbürgschaft für die Verfassung abgelehnt.[1]) Eine Unterwerfung Polens, die einer Einverleibung in Rußland gleichkam, konnte er nicht wünschen und deßhalb hat er sich auch wohl gehütet, sie unmittelbar zu fördern. Aber wenn es bei der Lage vom 24. Februar 1768 sein Bewenden hatte, dann war doch mit seiner mittelbaren Hilfe ein Verhältniß geschaffen, das ihn mit den allerschwersten Gefahren bedrohte. Dringend mußte er wünschen, daß dies neue Gebäude von innen heraus baldigst ins Wanken kam, daß äußere Verwickelungen sich bildeten, die ihm die Ellenbogen wieder frei machten und Katharina zwangen, nach den Wünschen und Interessen Preußens mehr zu fragen, als sie bisher für gut befunden hatte.

Und was Friedrich wünschen mußte, trat ein in überraschendem Umfang und noch überraschenderer Weise. Der Unterwerfungsreichstag war am 5. März kaum auseinandergegangen, als zu Bar in Podolien die Fahne des heiligen Krieges für Religion und Freiheit der Polen entfaltet ward. Auf das Zeichen, das Michael Krasinski und Joseph Pulawski gegeben, erhob sich der Clerus wie ein einziger Mann; einzelne Magnaten der russischen Partei schlossen sich an; unter dem Namen Conföderation zogen zahlreiche Banden raubend, mordend, plündernd durch das Land;[2]) die Kronarmee rührte sich nicht; die 12,000 Russen, schon auf dem Rückmarsch begriffen, waren im Einzelnen immer siegreich, sie nahmen Bar und Krakau, aber Ruhe und Ordnung herzustellen vermochten sie nicht und ihre Verlegenheit stieg aufs Höchste, als in Folge einer Grenzverletzung in Podolien die Pforte die Sache der Conföderirten zu ihrer eignen machte und nachdem der Minister Rußlands Obreskow in das Schloß der sieben Thürme abgeführt worden war, am 30. Oktober Rußland den Krieg erklärte, weil es in Polen Recht, Vertrag und Gesetz gebrochen und innerhalb der türkischen Grenzen (in Balta) mehr als tausend Muslim, Männer, Weiber und Kinder habe niederhauen lassen.[3]) Im Gefühl einer völlig verwandelten Stellung schrieb Friedrich am 3. December 1768 seinem Bruder Heinrich: „Die Nachricht von dem Krieg (mit der Türkei) hat die Russen überrascht und verblüfft, weil sie sich dessen nicht im Geringsten versahen; niemals haben sie eine höflichere Sprache geführt, als in diesem Augenblick. Immerhin verlangen sie viel und ich bin fest entschlossen, mich in

1) Duncker S. 162. 2) Ssolowioff S. 77 ff. 3) Näheres s. Beer, Die erste Theilung Polens. I. Wien 1873. S. 226 ff.

keinen Krieg einzuschiffen, der uns nichts angeht und dessen Frucht einem Andern zu Theil würde. — Die Polen fangen an die Augen zu öffnen über den Abgrund, der sich vor ihnen aufthut; sie sind sicher, daß ihr Land von den beiden Parteien verwüstet wird, die sich ihre Freunde nennen."[1]) Schon hatten Choiseul und Kaunitz in Potsdam Eröffnungen thun lassen, die deutlich enthüllten, wie ärgerlich ihren Höfen das russisch-preußische Bündniß war; jener bot zunächst einen Handelsvertrag mit der Erlaubniß, die Hafenplätze Danzig und Hamburg zu nehmen;[2]) dieser ließ durch den Gesandten, Grafen Nugent, den König wissen, daß der Kaiser Joseph II. ein „wahres Verlangen trage, ihn und seine großen Eigenschaften persönlich kennen zu lernen," und zur Aufrechterhaltung des Friedens in Deutschland ein gutes Vernehmen mit ihm herzustellen, dem fernerhin jedes Mißtrauen fern bleiben solle.[3]) Der Kaiserin Katharina, die seine Hilfe gegen Polen und Türken anrief, unentbehrlicher als je, gleichzeitig von Frankreich und Oesterreich umworben, von England, das in schweren inneren Wirren lag, nirgends gehemmt, konnte Friedrich einen alten Plan wieder aufnehmen, der ihn schon in seinen Träumen zu Küstrin beschäftigt,[4]) und den er eben noch, als er am 7. November 1768 ein politisches Testament für seinen Nachfolger niederschrieb, unter der Ueberschrift: „Träume und chimärische Entwürfe" behandelt hatte. Am 3. Februar 1769 schrieb er dem Grafen Solms in Petersburg am Schlusse eines Erlasses: „Der Graf Lynar ist nach Berlin gekommen, um seinen Sohn mit der Tochter des Grafen Kamecke zu vermählen. Es ist derselbe, der den Frieden von Kloster Seeven (Zeven[5]) geschlossen hat. Er ist ein großer Politiker und regiert Europa noch von dem Winkel des Dorfes aus, wohin er sich zurückgezogen hat. Dieser Graf Lynar hat eine sehr sonderbare Idee, um alle Interessen der Fürsten zu Gunsten Rußlands zu vereinigen und den europäischen Dingen mit einem Schlage ein andres Ansehen zu geben. Er will, daß Rußland dem Hofe zu Wien für dessen Beistand gegen die Pforte die Stadt Lemberg mit Umgebung und die Zips anbiete, daß es uns das polnische Preußen mit Ermeland und das Schutzrecht über Danzig gebe, für sich selbst aber den Theil Polens nehme, der ihm ansteht und daß, da somit zwischen Preußen und Oesterreich keine Eifersucht bestehe, diese wetteifern, Rußland gegen die Pforte Hilfe zu leisten. Dieser Plan hat einigen Schimmer; er sieht verführerisch aus. Ich habe geglaubt, ihn Ihnen mittheilen zu sollen. Da Sie die Denkart des Grafen Panin kennen, werden Sie entweder dies Alles unterdrücken, oder den Gebrauch davon machen, den Sie für angemessen halten, obwohl mir scheint, daß mehr Glänzendes als Gediegenes darin steckt."[6]) In einer Gestalt, die ihn persönlich nicht verpflichtete, in einem Ton, als berichte er nur über die akademische Plauderei eines Andern,

1) Oeuvres XXVI, 356/57. 2) Duncker S. 167. 3) Arneth, Maria Theresia. VIII. (Wien 1877.) S. 155 ff. 4) S. I, 250. 5) S. S. 153 ff. 6) Duncker, S. 178 nach der Urschrift im G. St. A.

ließ er so den ersten Anwurf wegen eines Plans nach Petersburg gelangen, der in Wahrheit Wort für Wort sein Eigenthum[1]) und das reife Ergebniß sehr ernsten Nachdenkens war. Ohne Angabe über die Herkunft des Plans brachte ihn Graf Solms beiläufig beim Grafen Panin zur Sprache; dieser bestritt nicht, daß die Zips für Oesterreich eine sehr passende Erwerbung sein würde, meinte aber, das Beste was Oesterreich thun könnte, wäre, Rußland bei der Niederwerfung der Türken zu helfen und in Theilen der Türkei sich für Schlesien Ersatz zu suchen. Eine Dreitheilung Polens, nur um der Türken Herr zu werden, schien ihm nicht der Mühe werth.[2]) Augenblicklich ließ Friedrich den Plan fallen, d. h. er ließ kein Wort mehr darüber reden noch schreiben, bis er von andrer Seite thätlich aufgegriffen und durch die Logik der Ereignisse zu einem Programm gestempelt ward, in dem schließlich alle Theile mit Einschluß der Polen selber den einzigen Ausweg erkannten, um einem allgemeinen Kriege zu entgehen. Wer aber gab den Anstoß zur Ausführung dessen, was Friedrich nur geträumt? Wer zwang die Kaiserin Katharina zuzugeben, was ihr Friedrich niemals vorgeschlagen hätte? Der das that war kein anderer als der Kaiser Joseph II., der mit dieser That die politische Vormundschaft seiner Mutter endgiltig von sich warf.

In der Nacht vom 17./18. August 1765 war Kaiser Franz I. gestorben und gefolgt war ihm in seiner doppelten Eigenschaft als römischer Kaiser und Mitregent Maria Theresias der nunmehr vier und zwanzigjährige Joseph II., der sich vom ersten Tage seiner Thätigkeit an, offen oder nicht offen, im Widerspruch mit Anschauungen und Verfahrensweise seiner Mutter befand. Aus den frühesten Denkschriften, die wir von ihm kennen, geht hervor, daß der junge Erzherzog durchaus anders dachte und empfand, als das auf der Hofburg üblich war. Den grundtiefen Gegensatz, der ihn von dieser Hofwelt trennte, hat er zur Verzweiflung seiner Mutter in den Worten gezeichnet: „Die guten Seelen glauben, Alles erreicht und einen großen Mann für den Staat gebildet zu haben, wenn ihr Sohn in der Messe ministrirt, seinen Rosenkranz betet, alle vierzehn Tage beichtet und nichts anderes liest, als was der beschränkte Verstand seines Beichtvaters gestattet. Versteht er dann sittsam die Augen an den Boden zu heften, roth zu werden in der Gesellschaft, eine Hand im Gürtel, die andre in der Weste zu tragen, eine artige Verbeugung zu machen und höflich zu fragen: Wie viel Uhr ist es? Wie befinden Sie sich? — wer wäre dann tollkühn genug, nicht zu sagen: das ist ein sehr netter Junge, sehr gut erzogen. Allerdings, würde ich antworten, wenn unser Staat ein Kloster und unsere Nachbarn Carthäuser wären."[3]) Aus Büchern

---

1) In den Mémoires de 1763 jusqu'à 1775 (Oeuvres VI, 26) bekennt er sich selbst als Urheber: Le roi n'avait rien négligé à cet égard: il avait envoyé à Pétersbourg un projet politique qu'il attribuait à un comte de Lynar. Ce projet contenait une esquisse d'un partage à faire de quelques provinces de la Pologne entre la Russie, l'Autriche et la Prusse. 2) Duncker S. 179/80. 3) Denkschrift von 1765. Briefwechsel III, 348 f. unten.

und von Lehrern hatte er erschreckend wenig gelernt, denn nur „spielend" wie Rousseaus Emil war er unterrichtet worden, aber mit offenem Auge hatte er gesehen, was sich rings um ihn und Oesterreich her begab: eine alte Welt war in Trümmer gegangen, eine neue Welt war siegreich heraufgezogen; ihr Held war Friedrich der Große und verloren schien ihm gegenüber jeder Nachbar, der mit verbrauchten Waffen weiter kämpfen wollte gegen ungeahnte Kräfte von unwiderstehlicher Gewalt. „Ehedem," schrieb der Zwanzigjährige am 3. April 1761, „war man von dem Uebergewicht der heute verbündeten Monarchien Frankreich, Rußland, Schweden, Reich und Oesterreich so überzeugt, daß man meinte, sie brauchten, ohne Waffengewalt, nur zu drohen, um sich bei ihren Nachbarn Recht zu verschaffen. Heute aber, da der König von Preußen dem ganzen Europa bewiesen hat, was er selbst nicht glaubte, daß er allein im Stande sei, nicht blos ihren vereinten Streitkräften zu widerstehen, sondern sie sogar zur Werbung um einen ungünstigen Frieden zu zwingen, heute ist nicht mehr zu hoffen, daß die Macht eben dieser Monarchien ferner geachtet werde. — Wir sind noch im heißen Fieber, wir fühlen unsere Schwäche noch nicht, aber wenn die Ruhe zurückgekehrt sein wird, werden wir sehen, daß es uns an Allem fehlt und dann erst werden wir den jammervollen Zustand kennen lernen, in dem wir uns befinden, dem mit Ehren zu entrinnen Gott uns beistehen möge. —"[1]) Kein Mensch in der ganzen Monarchie hat ein so tiefes Gefühl ihrer inneren Zerrüttung, eine so feste Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der Regierenden und ihrer gepriesenen Unfehlbarkeit gehabt, als dieser Erzherzog, der in der Schule Friedrichs des Großen gelernt hatte, das Eine, was Noth thue, sei „die unumschränkte Macht, die Alles kann, was das Wohl des Staates verlangt und die Mittel findet, um diesen Staat ohne fremde Hilfe aufrecht zu erhalten".[2])

Zu Staatsgeschäften zeigte er nicht die mindeste Lust, so lange er blos hören sollte, was Andre sagten und zusehen dem, was Andre thaten. Da rächte er sich für die Langeweile, die er ausstehen mußte, durch ein Tagebuch, in dem er die Orakelsprüche der „Solone und Lykurge" des Staatsraths mit ihrer „sublimen" Weisheit grausam verhöhnte, und das Oesterreich, das er einst zu schaffen gedachte, malte er sich in seinen „Träumereien" aus. Daß er Lust und Liebe zur Arbeit, daß er Kraft zum Schaffen habe, das kam ihm selber erst zum Bewußtsein, als das Amt des Mitregenten den Ehrgeiz der Pflicht und der Fürsorge für den Staat in ihm entband. Wie ein Neugeborener kam er sich vor, als er am 12. September 1765 seinem Bruder Leopold von Toskana schreiben konnte: von Morgens $6\frac{1}{2}$ Uhr an lebe er im Drange der Geschäfte bis zum Mittag und dann „kaum den Löffel

1) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihr Briefwechsel. I. (Wien 1867.) S. 3 u. S. 11. 2) In seinen Rêveries kommt der Ausdruck vor: le pouvoir absolu de pouvoir faire tout le bien à l'Etat et le moyen de soutenir cet Etat sans secours étranger. — Arneth VII. S. 65/66 u. 505.



Joseph II. von Oesterreich.
Nach dem Kupferstich von Joh. Friedr. Bause (1738—1814).

aus dem Munde" gehe er von neuem an die Arbeit bis zum Abend.[1]) Noch fleißiger als im Erledigen laufender Geschäfte war Joseph im Entwerfen von Reformplänen, die er in umfassenden Denkschriften niederlegte und hier zeigte er nun eine Geringschätzung alles Brauchs, einen Eigensinn des Besserwissens und einen Ungestüm des Neuerungsdranges, der seine Mutter im tiefsten Innern erschreckte und empörte. In einer ihrer vielen Strafpredigten hat sie ihm am 14. September 1766 geschrieben: „Nachahmung ist nichts Schmeichelhaftes; jener Held, der so viel von sich hat reden machen, jener Eroberer, hat er denn einen einzigen Freund? Muß er nicht Mißtrauen haben gegen alle Welt? Was ist das Leben, aus dem die Menschlichkeit verbannt ist? — Du bist eine Coquette des Geistes, wo du Geist zu finden glaubst, läufst du ihm ohne Ueberlegung nach. Ein Wortspiel, ein treffender Satz fesselt dich, magst du ihn in einem Buch oder bei einem Menschen finden; bei erster Gelegenheit wendest du ihn an, ohne zu erwägen, ob er paßt oder nicht, fast wie Elisabeth mit ihrer Schönheit, mag sie einem Schweizer oder einem Fürsten gefallen, einerlei sie ist zufrieden und verlangt nichts weiter."[2])

Die Kaiserin hat es gut gemeint mit ihrem Sohn und die Unarten, die sie ihm bei jeder Gelegenheit rücksichtslos verwies, waren ihm wirklich eigen, aber ergründet hat sie nicht, was am letzten Ende sie von ihrem Mitregenten schied. Wo sie nur Nachäfferei und geistreiches Spiel mit Redensarten entdeckte, lag in Wirklichkeit eine andre Anschauung von Welt und Glauben, Staat und Leben vor, und wo sie sich verwundet fühlte durch pietätlose Kritik von Menschen und Dingen, die ihr theuer waren, da trat ihr eben eine Wahrheit entgegen, die darum nichts von ihrem Werth verlor, weil sie ihrem Naturell ganz unverständlich war, die Wahrheit, daß der Staatsmann von Gemüthlichkeit nichts wissen darf, wo seine Pflicht und Verantwortung als Träger großer Interessen im Spiele ist. Joseph II. hat viel geirrt in der inneren, noch mehr in der äußeren Politik, aber seine Pflicht als Regent hat er aufgefaßt wie ein Priester, dem die Heiligkeit seines Amtes über Alles geht und bei Erfüllung seiner Pflicht sich nie beirren lassen in dem männlichen Wahlspruch: Geschrei wird's geben, aber den Guten schadet's nicht und nach den Schurken frag ich nicht.[3])

Sein politisches Glaubensbekenntniß hat der junge Mitregent noch vor Ende 1765 in einer ungemein beredten Denkschrift niedergelegt, die für die Erkenntniß seiner Eigenart eine wahre Fundgrube bildet.[4]) Gegen den Schluß des Aufsatzes finden wir die Worte: „Jedes Ding in der Welt kann gut sein, wenn man seine Fehler entfernt und seine Vortheile steigert. Das größte und unverzeihlichste aller Vorurtheile ist Scheu haben, sie anzufassen oder zu ver-

1) Maria Theresia und Joseph II. Briefw. I, 129. 2) Briefwechsel I, 202/3. 3) Je crains de faire un peu crier — cela ne peut pas nuir aux honnêtes et je me moque des fripons. An Leopold, 12. Sept. 1765. Briefw. I, 131. 4) Denkschrift des Kaisers Joseph über den Zustand der österr. Monarchie (Ende 1765) im dritten Bande des Briefwechsels zwischen Maria Theresia und Joseph II. S. 335—361.

letzen. Viel Muth und noch mehr Liebe zum Vaterlande muß man haben, um in diesem Jahrhundert als Neuerer aufzutreten. Nichts ist bequemer und einem irre geleiteten Gewissen leichter einzuprägen und lieb zu machen, als gedankenlos die Dinge gehen zu lassen, wie man sie gefunden hat. Wir haben eines Tages Rede zu stehen wegen des Guten, das wir hätten suchen und ergreifen müssen."[1]) Was Oesterreich fehlte, war die Einheit der Macht, des Willens und der That an der Spitze des Ganzen; den vielen Körpern von Behörden und Provinzen fehlte ein Kopf, der Kopf des aufgeklärten Despoten, den Joseph auf seinen Schultern wußte. Einen vollständigen Umbau der Verfassung und Verwaltung des österreichischen Völkerstaates hatte er entworfen; dieser Umbau hätte ganz oben beginnen müssen, damit, daß Maria Theresia ihm alle wirkliche Macht abtrat und sich nur Ehrenrechte vorbehielt. „Ich schlage nichts vor," schrieb ihr Joseph, „als was ich nicht thun würde, was ich mich getraue durchzuführen und zu vollenden, versehen mit Ihren Befehlen." Aber diese Befehle erfolgten nicht. Maria Theresia trat ihm nicht das Mindeste von ihren Herrscherrechten ab und ging auch darauf nicht ein, seine Vorschläge selber auszuführen. Abgesehen von einigen Ersparungen im Hofhalt, z. B. durch Aufhebung der Schweizergarde und einer sehr wohlthätigen Finanzoperation, für deren Gelingen Joseph sein ganzes väterliches Baarvermögen von 22 Millionen Gulden dem Staate zum Geschenk machte,[2]) blieb im Wesentlichen Alles beim Alten und darüber war Joseph so unglücklich, daß er sich weigerte die Erlasse seiner Mutter, auf die er ja doch keinen Einfluß hatte, fortan einfach zu unterzeichnen und die Erlaubniß verlangte, ein E. C. (ex consilio) oder Q. C. (qua corregens) vor seinen Namen zu setzen, womit er — was er seiner Mutter freilich nicht eingestand — jede sachliche Verantwortlichkeit für die Maßregeln der Kaiserin von sich ablehnen wollte.[3]) Der Conflikt endete mit der Unterwerfung Josephs unter den Willen der Kaiserin, aber der innere Widerstreit blieb nicht nur, er verschärfte sich noch, als der Mitregent im Innern völlig lahm gelegt, sich in der auswärtigen Politik ein Feld selbständigen Handelns zu schaffen wußte, auf dem die Kaiserin ihn nicht nach Willkür zügeln und gängeln konnte.

Die Zusammenkunft Josephs mit dem „bösen Manne", den sie nie vergessen noch vergeben konnte, was er ihr angethan, war das erste Glied einer ganzen Kette von Ereignissen, denen sie erst mit banger Sorge, dann mit wahrer Seelenangst folgte, und deren Fortgang sie mit all ihren Thränen nicht Halt gebieten konnte. Ihre liebreizende Tochter Antonie[4]) war die Verlobte des Dauphins; sie wurde eben vom Abbé Vermond zur künftigen Königin von Frankreich ausgebildet und sollte dereinst den Schutz des Bundeswerks von 1756 übernehmen, das gegen Friedrich von Preußen, den Erbfeind

---

1) a. a. O. S. 360. 2) Arneth, Maria Theresia. VII, 206 ff. 3) Der peinliche Briefwechsel, der hierüber im Januar 1769 begonnen hat, ist von Arneth mitgetheilt. I, 233—242. 4) Geboren den 2. November 1755. Ueber ihre Anfänge s. Arneth, M. Th. VII, 417 ff.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Ce jeune prince affectait une [illegible] son caractère [illegible] de la [illegible] beaucoup de vivacité. Avec le [illegible] d'apprendre il n'avait la

Daß es nicht die Liebe zu seinen schönen Augen, sondern sein Bündniß mit Rußland war, was Oesterreich mit einem Mal so freundlich stimmte, war für Friedrich von vornherein klar. „Ist es nicht," schrieb er am 26. November an seinen Bruder Heinrich, „die Allianz, die wir mit Rußland haben, die die Oesterreicher zwingt, sich gut mit uns zu stellen? So lange sie besteht, sind sie außer Stande, etwas zu unternehmen."[1]) Andererseits hatte er von der Annäherung Oesterreichs wieder den Gewinn, daß Katharina bescheidener in ihren Forderungen ward. Sie ließ sich gefallen, daß Friedrich seine Hilfe gegen die Türken, wie der Vertrag zuließ, in Geldzahlungen, nicht in Truppen leistete, und übernahm in einem Vertrag vom 12. Oktober 1769, der den vom 11. April 1764 erneuerte, ohne Vorbehalt die Gewähr für den Anfall von Bayreuth und Anspach an Preußen, während dieses die uns schon bekannte Verpflichtung gegenüber Schweden einging.[2]) Viel mehr als Friedrich hier zugestand, hatte Katharina ihm zugemuthet, um ihn in jedem ihr geeignet scheinenden Augenblick in einen Krieg mit Schweden zu verwickeln, der ihn von Polen abgezogen hätte. Auch daß sie hierin nachgab und mit Geringerem zufrieden war, dankte Friedrich der neuen Stellung, die er durch das Abkommen zu Neisse gewonnen hatte.

Inzwischen waren die Türken mit den Russen handgemein geworden und ihr Kampf hatte einen Verlauf genommen, der die kühnsten Erwartungen Katharinas übertraf, an den Höfen von Berlin und Wien aber die allerernstesten Besorgnisse weckte.

Militärisch betrachtet machte der ganze Krieg auf Friedrich den Großen einen mitleiderregenden Eindruck. Kopflos hatte die Pforte den Krieg erklärt, sechs Monate bevor sie ihn wirklich beginnen konnte. Die Festnahme Obreskows war eine ganz unüberlegte Mahnung an die Russen, die ganz verwahrloste Armee schleunigst auf den Krieg des nächsten Jahres vorzubereiten, und als er im Sommer 1769 endlich in Gang kam, da zeigte sich ein Verhältniß, das Friedrich nur mit den Worten schildern konnte: „Den Generalen Katharinas fehlte die elementarste Kenntniß der Lagerkunst und der Taktik, noch unwissender waren die Generale des Sultans, derart, daß man, um sich eine Vorstellung von dem Kriege zu machen, an Einäugige denken muß, die, nachdem sie Blinde tüchtig geschlagen haben, am Ende ein vollständiges Uebergewicht über sie erlangen."[3]) So mittelmäßig die russische Armee geführt war, über die lockeren Massen der Türken, die weder Verpflegung noch Offiziere hatten, wurden sie dennoch Meister. Ein längerer Kampf um Khotin endete damit, daß die Türken am 16. September einen Angriff auf das russische Lager machten, bei dem sie mit großem Verlust und

---

patience de s'instruire: sa grandeur le rendait superficiel: mais ce qui dénotait son caractère plus que tout ce que nous venons de dire, c'étaient des traits qui lui échappaient malgré lui et qui dévoilaient l'ambition démesurée dont il brûlait.

1) Duncker S. 189. 2) S. S. 485. 3) Oeuvres VI, 24.

in vollständiger Auflösung zurückgeschlagen wurden. Sie flohen bis zur Donau zurück; die Russen waren Herren der Moldau und die Walachei lag offen vor ihnen da. „Allah! Katharina!" schrieb Voltaire der Kaiserin. „Ich hatte also doch Recht, ich war ein besserer Prophet als Mahomet. Gott und Ihre siegreichen Truppen hatten mich erhört, als ich sang: Te Catharinam laudamus, te dominam confitemur!"[1]) Die griechischen Christen der Donauländer begrüßten die Russen als Befreier. In Jassy und Bucharest huldigten ihnen die Bojaren und Archimandriten mit der gesammten Geistlichkeit, und um auch die Griechen von Morea, die sich schon im Sommer hilfesuchend an sie gewendet hatten, vom Joche der Ungläubigen zu befreien, sandte Katharina zwei Geschwader ab, das eine unter Admiral Spiritow, das andere unter dem Engländer Elphinston. Hätte zwischen England, Frankreich und Spanien ein Einvernehmen bestanden, so würde die baltische Flotte der Russen niemals ins Mittelmeer gekommen sein. Aber in England war man sich eines Gegensatzes zu der Orientpolitik der Russen noch nicht bewußt; man nahm sie als Freunde auf, ließ ihre Schiffe, die noch dazu ein Landsmann befehligte, in die englischen Häfen einlaufen, um ihre Ausrüstung zu vollenden und ließ dem Herzog von Choiseul, der mit ganz richtigem Instinkt einen Ueberfall der Russen plante, erklären, jede Feindseligkeit gegen die russische Flotte werde als eine solche gegen England selber angesehen werden.[2]) Unter dem Schutz Englands kamen die Flotten Katharinas Frühjahr 1770 ins Mittelmeer, um die Griechen von den Türken zu befreien, aber das Ende war Enttäuschung auf beiden Seiten. „Die Griechen, die Spartiaten," schrieb Katharina, „sind ganz aus der Art geschlagen; sie lieben den Raub mehr als die Freiheit." Die spärlichen Griechenbanden zerstoben vor den Türken und Albanesen, ehe die Russen ihnen die Hand reichen konnten. Die Russen, welche Alexis Orlow gelandet, mußten unverrichteter Sache wieder zu Schiffe steigen, um sich der Türkenflotte zu erwehren. Dies gelang aber auch und zwar vollständig. Am 5. Juli ward die Flotte der Türken bei Chios geschlagen und die Schiffe, die der Niederlage entkommen waren, in der Bucht von Tschesme Tags darauf verbrannt. Das kleine Landheer unter Rumänzow aber schlug am Larga den Tatarenchan der Krim und am 1. August den Großvezier selbst am Kaghul aufs Haupt.

Seitens der Türken war die flehentliche Bitte um Friedensvermittelung, seitens der Russen ein Programm möglichst ausschweifender Friedensbedingungen zu erwarten, als König Friedrich am 3. September 1770 zu Mährisch-Neustadt bei Brünn eintraf, um Kaiser Joseph für dessen Besuch in Neisse seinen Gegenbesuch abzustatten. In Neisse hatte Friedrich nur mit dem Kaiser verhandelt, in Neustadt verhandelte er jetzt nur mit dem Fürsten Kaunitz, wäh-

1) An Katharina 30. Oktober 1769, vgl. Sorel, La question d'Orient au XVIII. siècle. Les origines de la triple alliance. Paris 1879. S. 59 ff. 2) Sorel S. 91, vgl. die Denkschrift von Favier und Graf Broglie von 1773 bei Boutaric, Corresp. secrète de Louis XV. II. 176. Anm.

rend Joseph sich auf die Leitung der militärischen Manöver beschränkte. In einem Gedanken trafen die beiden Unterredner sofort zusammen, es war der, daß die baldigste Herstellung eines billigen Friedens zwischen Rußland und der Pforte dringend erwünscht sein würde. Noch in der Nacht kam der Courier mit den Schreiben, in welchen der Kaimakam den Vertretern Oesterreichs und Preußens, Thugut und Zegelin, die Bitte des Divans um Vermittelung beider Mächte ausgesprochen hatte. Kaunitz bat den König, zunächst nur in seinem eigenen Namen in Petersburg wegen Friedensvermittelung anzupochen, seine Anfrage aber mit so nachdrücklichen Vorstellungen zu begleiten, daß „seine Kaiserin", wie er sich mehrmals ausdrückte, nicht umhin können werde, ebenso wie die Pforte, die Vermittelung beider Mächte anzunehmen bezw. zu begehren. Aus seinen sonstigen Ausführungen gewann Friedrich die erwünschten Waffen, um Katharina durch den Hinweis auf Oesterreichs drohende Haltung die Nothwendigkeit maßvoller Bedingungen einleuchtend zu machen; er gab deßhalb die erbetene Zusage und als Kaunitz am 7. September seiner Monarchin Bericht erstattete, wußte er nicht genug zu melden von dem „lebhaften Eindruck", den er gemacht, von der „Folgsamkeit" und der „Gelehrigkeit", womit der König von Preußen sich die Berichtigung seiner „unklaren", „verworrenen", „unüberlegten", ja „kindischen" Ideen durch ihn hätte gefallen lassen. Er ging mit der glücklichen Gewißheit, daß, wenn sich jetzt wegen der Vermittelungsfrage Jemand mit Rußland überwerfe, dies jedenfalls der König von Preußen und nicht seine eigene Gebieterin sein werde. Die Politik Oesterreichs aber lenkte alsbald offener und offener in Bahnen ein, deren eigentliches Ziel der Kaiserin Maria Theresia wohl nicht klar gewesen ist, als sie zu den ersten Schritten ihre Zustimmung gab.

Schon im Februar 1769, also Monatelang vor dem ersten Waffengang zwischen Russen und Türken, hatten österreichische Truppen in aller Stille einen Grenzcordon gegen Polen gezogen, und überall, wo es der Deutlichkeit wegen nöthig war, durch Aufpflanzen der kaiserlichen Adler die Grenze genau kenntlich gemacht.[1]) Mit denselben kaiserlichen Adlern war auch ein Stück polnischen Gebietes umzogen worden: das Gebiet der 13 Städte der Zips. Dieses, ehedem zu Ungarn gehörig, im Jahre 1412 an die Krone Polen verpfändet und niemals eingelöst, gebietlich durch die hohe Tatra von Polen abgeschnitten und fast ganz von Ungarn eingeschlossen, ward jetzt von polnischen Conföderirten unsicher gemacht. König Stanislaus hatte selber um einstweilige österreichische Besetzung dieses Außenpostens seiner Lande nachgesucht und auf Kaunitzens Vortrag war diesem Ansinnen gewillfahrt worden, aber nicht unter Berufung auf das Ansuchen des Königs, was ja wie eine Parteinahme in dem bedauerlichen Conföderationsstreit ausgesehen hätte, sondern lediglich im Namen der Sicherheit der Grenzen, durch deren Wahrung dem Pfandrechte Polens in keiner Weise zu nahe getreten werden sollte. So

1) Arneth VIII, 170/71.

wurde in den Zipser Städten öffentlich verkündigt und den fremden Botschaftern zu Wien, insbesondere dem Polens, amtlich mitgetheilt;[1]) die Absichten Oesterreichs bei diesem Verfahren schienen also rein und untadelhaft. Das zeigte sich, als der Agent der Conföderirten von Bar, General Mokronowsky, in Paris gegen den Grafen Mercy äußerte, die conföderirte Republik brauche Geld und werde gern bereit sein, dies Zipser Land dem durchlauchtigstem Erzhause „gegen ein geringbilliges Quantum zurückabzutreten". Mercy antwortete, „sein Allerhöchster Hof sei gemäß seiner weltkundigen großmüthigen Gedenkensart nicht gewohnt im Trüben zu fischen"[2]) und Kaunitz war damit höchlich einverstanden. Gegen das bisher Geschehene war von keiner Seite Einspruch erhoben worden: da begab es sich im Februar 1770, daß der Oberstlieutenant Seeger, welcher den Grenzzug zwischen Polen und der Zips auszustecken hatte, auf die Vermuthung kam, zur Zeit ihrer vor drei und einem halben Jahrhundert erfolgten Verpfändung an Polen müsse die Zips ein viel größeres Gebiet umfaßt haben, als man nachmals unter dem der dreizehn Zipser Städte verstand.[3]) Augenblicklich erging, vermuthlich auf Andringen des Kaisers, ein Handbillet der Kaiserin, welches Nachforschungen nach der Richtigkeit dieser Vermuthung befahl; dem ersten vom 27. Februar folgte ein zweites am 27. April, diesem ein drittes am 6. Juni 1770.[4]) Wirklich wurden Urkunden ausgemittelt, aus welchen Maria Theresia entnahm, daß der Oberstlieutenant Seeger ganz richtig geschlossen habe und am 19. Juli schrieb sie dem Präsidenten des Hofkriegsrathes, Graf Lacy: „Ich habe geschlossen die Gränzen des zur Crone Hungarn gehörigen Zipser Gezirkes gegen Pohlen nach ihrem vormaligen Bestand, wie solche die eingesehenen ältern Urkunden ausweisen, nunmehro auszeichnen, mithin in dieser Maaß von dortiger Seite die ausgesetzten Adler vorrücken zu lassen."[5]) Demgemäß wurden nun auch die südlichen Theile der Starosteien Sandecz, Neumarkt und Czorsztyn durch Ausstecken von kaiserlichen Adlern als Bestandtheile der Krone Ungarns kenntlich gemacht.

Dies war denn doch selbst für die Langmuth des Königs Stanislaus zu viel. Sein Großkanzler, Bischof Mlodzieiowsky erhob am 28. August Beschwerde und verlangte die Zurückziehung der kaiserlichen Adler. Fürst Kaunitz rieth der Kaiserin, dies Ansinnen mit aller Höflichkeit abzulehnen und auf einen künftigen gütlichen Ausgleich dieses Grenzstreites zu vertrösten. So geschah es denn auch, aber wohl war ihm bei der Sache nicht. Eine neuerliche Beschwerdeschrift aus Warschau veranlaßte ihn, der Kaiserin zu schreiben: „Ich habe die Ehre Ew. M. den unterthänig beigeschlossenen Brief zu überreichen und nach dem, was mir von allen Seiten über den Werth unserer Rechtstitel zugeht, besorge ich sehr, daß dieser Mann sehr im Recht ist, wenn

1) Arneth VIII, 172. 2) Mercy an Kaunitz 16. Sept. 1769. Arneth VIII, 572. 3) Arneth VIII, 296. 4) Arneth VIII, 586. Anm. 381. 5) Arneth VIII, 587.

er Eroberung nennt, was man geglaubt hat unternehmen zu können.“ An den Rand schrieb die Kaiserin die bezeichnenden Worte: J'ai très-mince opinion de nos titres.[1]) Aus diesem Doppelbekenntniß ist mit Recht geschlossen worden,[2]) daß in dieser Sache Kaiser Joseph der vorwärts treibende Geist gewesen ist, der, um alte Urkunden unbekümmert, Kaiserin und Staatskanzler hinter sich hergezogen hat.

Er muß es denn auch gewesen sein, der den Hofrath Joseph Török von Szendrö, welcher die einstweilige Verwaltung der neu besetzten Gebiete unter sich hatte, veranlaßte, die Maske abzuwerfen, indem er sich plötzlich „Administrator der wieder einverleibten Provinz“ nannte, ein Siegel annahm, auf welchem die Worte standen: Sigillum administrationis terrarum recuperatarum und am 20. November an den in Sandecz versammelten polnischen Adel schriftlich die Frage richtete: ob er Ihre Majestät die Kaiserin-Königin als erbliche Souveränin anerkennen wolle, indem er gleichzeitig Lieferungen ausschrieb für bedeutenden Nachschub österreichischer Truppen und empfahl, künftig anstatt polnischer Münzen nur noch österreichische in Gebrauch zu nehmen.[3])

Dies war aber nur der kleine Anfang zu weit größeren Aktionen, mit denen Kaiser Joseph sich in diesen Tagen trug. Am 18. December 1770 schrieb er seinem Bruder Leopold:

„Wenn die Russen mit Macht über die Donau gehen und auf Adrianopel marschieren, so werden wir uns mit einem Corps auf die Donau werfen, ihnen ihre rückwärtigen Verbindungen durchschneiden und sie so zu einem überstürzten Rückzug zwingen, bei dem ihre Armee vernichtet werden könnte, dann würden die Türken, durch deren Untergang gerettet, leichter bestimmt werden, uns für unsere baren Auslagen zu entschädigen. Dazu würde der Theil der Walachei dienen, der im Frieden von Belgrad abgetreten worden ist und der zwischen dem Banat, Siebenbürgen, der Donau und der Aluta liegt. Wenn sie zur See die Dardanellen forciren und Constantinopel durch eine Revolution oder sonstwie, und mit ihm das ganze Reich, den Einsturz droht, dann müßten wir nothwendig die uns anstehenden Provinzen besetzen, um sie nicht den Russen zu lassen. Und für diese beiden Fälle hat Ihre Majestät beschlossen, die Versammlung von 50,000 Mann vorzubereiten und eine Anleihe von vier Millionen in den Niederlanden aufzunehmen. — Doch das Alles wird für nichts sein, weil die Russen niemals die Donau überschreiten und sich darauf beschränken werden, die Donau zu bewachen und dadurch ihre Operationen gegen Otzakow und die Krim zu decken, die die wahren Ziele ihres nächsten Feldzugs sein werden.“[4])

Bewaffneter Widerstand also gegen eine Fortsetzung des Kriegs, die nur die Zertrümmerung der Türkei zum Zweck haben konnte und im schlimmsten

1) Arneth VIII, 588. Anm. 388. 2) Von Arneth VIII, 299. 3) Beschwerde des Großkanzlers vom 19. Dec. 1770. Beer II, 49. 4) Briefwechsel I. 317/18.

Fall bewaffnete Theilnahme an der Ausbeutung einer Katastrophe, die sich nicht verhindern ließ: das schien der Entschluß Oesterreichs, mit dem fernerhin Rußland zu rechnen hatte. Zusammen mit dem Zugriff in Polen, dessen Ernst durch keinerlei Rhetorik der Diplomaten abgeschwächt werden konnte, begründete dies eine Lage, die einerseits dem Ehrgeiz Katharinas bestimmte Grenzen zog, andrerseits der Mittlerthätigkeit Friedrichs sichre Ziele steckte.

Auf besonderen Wunsch der Kaiserin hatte er seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, der sich in Stockholm befand, von dort nach Petersburg reisen lassen, wo er am 12. Oktober 1770 eingetroffen war. Dieser hatte mehr als zwei Monate hindurch unermüdlich Frieden und Mäßigung gepredigt und schließlich nichts erreicht, als die Vorlage des Friedens-Programms der Russen; dessen Inhalt aber kam Friedrich vor wie eine Kriegserklärung an Oesterreich. Das Programm vom 20. December forderte nämlich: Abtretung Asows und der beiden Kabardeien, Unabhängigkeit der Tataren der Krim, des Dniestr, Bug und Dniepr, der Besitz der Moldau und Walachei als Entschädigung für die Kriegskosten auf 25 Jahre oder Verwandlung derselben in unabhängige Staaten, sowie Handel und freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere und Abtretung einer Insel im Archipel.[1]) „Die Haare sind mir zu Berge gestiegen," schrieb Friedrich am 3. Januar 1771, „als ich die Friedensanträge sah, welche die Russen machen. Nie werde ich mich dazu hergeben, sie den Türken oder den Oesterreichern vorzuschlagen, sie sind in Wahrheit unannehmbar. Was die Walachei betrifft, kann in keiner Weise mit dem System Oesterreichs vereinbart werden: erstens weil sie nie dem Bündniß Frankreichs entsagen, zweitens weil sie nie die Russen in ihrer Nachbarschaft dulden werden. Dies Stück können Sie als eine Kriegserklärung betrachten. Man verhöhnt uns, indem man uns solche Schlingen legt. Was mich angeht, so kann ich mich aus Gefälligkeit gegen Rußland schlechterdings nicht kompromittiren; ich werde ihnen einige Bemerkungen machen über die Folgen ihrer Anträge, und wenn sie die nicht ändern, so werde ich sie bitten, sich an eine andere Macht zu wenden, und trete meinerseits von dem Spiel zurück. Denn darauf können Sie zählen, daß die Oesterreicher ihnen den Krieg machen werden: das ist zu stark, ist unerträglich für alle Mächte Europas."[2])

König Friedrich kämpfte mit den schwersten Sorgen. Daß Oesterreich ein Bestehen auf Vorschlägen solcher Art durch ein Bündniß mit der Pforte, durch Eröffnung eines Krieges gegen Rußland beantworten werde, hielt er für gewiß; daß er sie empfahl, um darauf hin mit Türken und Oesterreichern in Krieg zu gerathen, war unmöglich; daß er aber, wenn er sie nicht empfahl, jede Stütze an dem Bündniß Rußlands verlieren werde, war dringend zu fürchten. Eben in den Tagen jenes qualvollen Seelenkampfes begab sich in Petersburg ein merkwürdiger Vorgang, über welchen Prinz Heinrich am 8. Januar 1771 folgendermaßen berichtete: „Nachdem ich diesen Brief voll-

---

1) Duncker 220. 2) An Heinrich. Oeuvres XXVI, 392.

endet hatte, war ich Abends bei der Kaiserin, die mir in schäkerndem Ton (en badinant) sagte, die Oesterreicher hätten sich in Polen zweier Starosteien bemächtigt und an den Grenzen dieser Starosteien die kaiserlichen Wappen angebracht. Sie fügte hinzu: ‚Aber warum sollte nicht jeder Andere auch zugreifen?‘ Ich antwortete, Du, mein theurer Bruder, hättest wohl einen Cordon in Polen gezogen, aber keine Starosteien besetzt. ‚Aber,‘ sagte die Kaiserin lachend, ‚warum keine besetzen?‘ Einen Augenblick danach trat der Graf Czernichew auf mich zu, sprach mit mir über denselben Gegenstand und setzte hinzu: ‚Aber warum nehmt Ihr nicht das Bisthum Ermeland? Schließlich muß doch Jeder etwas haben.‘ Obgleich das nur ein Scherzgespräch war, so ist doch gewiß, daß Ernst dahinter steckt, und ich zweifle nicht, es ist sehr möglich, daß Du von dieser Gelegenheit Vortheil ziehen kannst.“[1])

Friedrichs Antwort auf die Lockung der Kaiserin findet sich in seinem Briefe vom 31. Januar 1771 an Prinz Heinrich: „Was die Besitznahme des Herzogthums Warmien (Ermeland) angeht, so habe ich davon abgesehen, weil das Spiel nicht die Kerze werth ist. Das ist ein so winziges Stück, daß es das Geschrei nicht lohnt, das darüber entstehen würde: wohl aber wäre das mit Polnisch-Preußen der Fall, auch wenn Danzig nicht mit inbegriffen wäre, denn wir bekämen die Weichsel und den freien Verkehr mit Ostpreußen, was schwer ins Gewicht fallen würde. Handelte sich's nur um Geld, so würde sich's lohnen, es reichlich auszugeben. Aber wenn man nach Almosen zu gierig die Hand ausstreckt, so weckt das einen Anschein von Habsucht und Unersättlichkeit, den ich nicht in noch höherem Maße auf mich nehmen möchte, als dies ohnehin schon der Fall ist.“[2])

So war in überraschender Weise der sogenannte Lynar'sche Plan wieder aufgetaucht. In seiner Gesammtheit bildete er ein wohl überlegtes Programm und als Friedrich dafür kein Gehör fand, hatte er es fallen lassen.[3]) Der Drang der Dinge führte es nun bei Preußens Nachbarn in einzelnen Stücken wieder herauf. Oesterreich griff nach der Zips und benachbarten polnischen Starosteien. Rußland hatte dagegen nichts einzuwenden und rieth Preußen, mit Ermeland es ebenso zu machen. Aber mit solchem Stückwerk war nichts geleistet, so lange Rußland auf einer Verstümmelung der Türkei beharrte, die Oesterreich mit Waffengewalt zu hindern entschlossen schien. Hierüber waren die Erklärungen Oesterreichs, selbst nachdem Rußland seine Forderungen ermäßigt hatte, von einer Bestimmtheit, die jeden Zweifel ausschloß; seinen Erklärungen fügte es die Kriegsbereitschaft von 50,000 Mann hinzu und dieser ein geheimes Schutzbündniß mit der Pforte, dessen Abschluß dem gewandten Unterhändler Thugut in der Nacht des 6./7. Juli 1771 gelang.[4]) Was alles Zureden Friedrichs nicht bewirkt hatte, das wirkte in Petersburg die immer drohendere Aussicht auf einen Krieg mit Oesterreich, für den Preußen nur

1) Oeuvres XXVI, 393/94. 2) Oeuvres XXVI, 398. 3) S. S. 492.
4) Arneth VIII. 291.

aus dem Munde" gehe er von neuem an die Arbeit bis zum Abend.[1]) Noch fleißiger als im Erledigen laufender Geschäfte war Joseph im Entwerfen von Reformplänen, die er in umfassenden Denkschriften niederlegte und hier zeigte er nun eine Geringschätzung alles Brauchs, einen Eigensinn des Besserwissens und einen Ungestüm des Neuerungsdranges, der seine Mutter im tiefsten Innern erschreckte und empörte. In einer ihrer vielen Strafpredigten hat sie ihm am 14. September 1766 geschrieben: „Nachahmung ist nichts Schmeichelhaftes; jener Held, der so viel von sich hat reden machen, jener Eroberer, hat er denn einen einzigen Freund? Muß er nicht Mißtrauen haben gegen alle Welt? Was ist das Leben, aus dem die Menschlichkeit verbannt ist? — Du bist eine Coquette des Geistes, wo du Geist zu finden glaubst, läufst du ihm ohne Ueberlegung nach. Ein Wortspiel, ein treffender Satz fesselt dich, magst du ihn in einem Buch oder bei einem Menschen finden; bei erster Gelegenheit wendest du ihn an, ohne zu erwägen, ob er paßt oder nicht, fast wie Elisabeth mit ihrer Schönheit, mag sie einem Schweizer oder einem Fürsten gefallen, einerlei sie ist zufrieden und verlangt nichts weiter."[2])

Die Kaiserin hat es gut gemeint mit ihrem Sohn und die Unarten, die sie ihm bei jeder Gelegenheit rücksichtslos verwies, waren ihm wirklich eigen, aber ergründet hat sie nicht, was am letzten Ende sie von ihrem Mitregenten schied. Wo sie nur Nachäfferei und geistreiches Spiel mit Redensarten entdeckte, lag in Wirklichkeit eine andre Anschauung von Welt und Glauben, Staat und Leben vor, und wo sie sich verwundet fühlte durch pietätlose Kritik von Menschen und Dingen, die ihr theuer waren, da trat ihr eben eine Wahrheit entgegen, die darum nichts von ihrem Werth verlor, weil sie ihrem Naturell ganz unverständlich war, die Wahrheit, daß der Staatsmann von Gemüthlichkeit nichts wissen darf, wo seine Pflicht und Verantwortung als Träger großer Interessen im Spiele ist. Joseph II. hat viel geirrt in der inneren, noch mehr in der äußeren Politik, aber seine Pflicht als Regent hat er aufgefaßt wie ein Priester, dem die Heiligkeit seines Amtes über Alles geht und bei Erfüllung seiner Pflicht sich nie beirren lassen in dem männlichen Wahlspruch: Geschrei wird's geben, aber den Guten schadet's nicht und nach den Schurken frag ich nicht.[3])

Sein politisches Glaubensbekenntniß hat der junge Mitregent noch vor Ende 1765 in einer ungemein beredten Denkschrift niedergelegt, die für die Erkenntniß seiner Eigenart eine wahre Fundgrube bildet.[4]) Gegen den Schluß des Aufsatzes finden wir die Worte: „Jedes Ding in der Welt kann gut sein, wenn man seine Fehler entfernt und seine Vortheile steigert. Das größte und unverzeihlichste aller Vorurtheile ist Scheu haben, sie anzufassen oder zu ver-

1) Maria Theresia und Joseph II. Briefw. I, 129. 2) Briefwechsel I, 202 3. 3) Je crains de faire un peu crier — cela ne peut pas nuir aux honnêtes et je me moque des fripons. An Leopold, 12. Sept. 1765. Briefw. I, 131. 4) Denkschrift des Kaisers Joseph über den Zustand der österr. Monarchie (Ende 1765) im dritten Bande des Briefwechsels zwischen Maria Theresia und Joseph II. S. 335—361.

letzen. Viel Muth und noch mehr Liebe zum Vaterlande muß man haben, um in diesem Jahrhundert als Neuerer aufzutreten. Nichts ist bequemer und einem irre geleiteten Gewissen leichter einzuprägen und lieb zu machen, als gedankenlos die Dinge gehen zu lassen, wie man sie gefunden hat. Wir haben eines Tages Rede zu stehen wegen des Guten, das wir hätten suchen und ergreifen müssen."[1]) Was Oesterreich fehlte, war die Einheit der Macht, des Willens und der That an der Spitze des Ganzen; den vielen Körpern von Behörden und Provinzen fehlte ein Kopf, der Kopf des aufgeklärten Despoten, den Joseph auf seinen Schultern wußte. Einen vollständigen Umbau der Verfassung und Verwaltung des österreichischen Völkerstaates hatte er entworfen; dieser Umbau hätte ganz oben beginnen müssen, damit, daß Maria Theresia ihm alle wirkliche Macht abtrat und sich nur Ehrenrechte vorbehielt. „Ich schlage nichts vor," schrieb ihr Joseph, „als was ich nicht thun würde, was ich mich getraue durchzuführen und zu vollenden, versehen mit Ihren Befehlen." Aber diese Befehle erfolgten nicht. Maria Theresia trat ihm nicht das Mindeste von ihren Herrscherrechten ab und ging auch darauf nicht ein, seine Vorschläge selber auszuführen. Abgesehen von einigen Ersparungen im Hofhalt, z. B. durch Aufhebung der Schweizergarde und einer sehr wohlthätigen Finanzoperation, für deren Gelingen Joseph sein ganzes väterliches Baarvermögen von 22 Millionen Gulden dem Staate zum Geschenk machte,[2]) blieb im Wesentlichen Alles beim Alten und darüber war Joseph so unglücklich, daß er sich weigerte die Erlasse seiner Mutter, auf die er ja doch keinen Einfluß hatte, fortan einfach zu unterzeichnen und die Erlaubniß verlangte, ein E. C. (ex consilio) oder Q. C. (qua corregens) vor seinen Namen zu setzen, womit er — was er seiner Mutter freilich nicht eingestand — jede sachliche Verantwortlichkeit für die Maßregeln der Kaiserin von sich ablehnen wollte.[3]) Der Conflikt endete mit der Unterwerfung Josephs unter den Willen der Kaiserin, aber der innere Widerstreit blieb nicht nur, er verschärfte sich noch, als der Mitregent im Innern völlig lahm gelegt, sich in der auswärtigen Politik ein Feld selbständigen Handelns zu schaffen wußte, auf dem die Kaiserin ihn nicht nach Willkür zügeln und gängeln konnte.

Die Zusammenkunft Josephs mit dem „bösen Manne", den sie nie vergessen noch vergeben konnte, was er ihr angethan, war das erste Glied einer ganzen Kette von Ereignissen, denen sie erst mit banger Sorge, dann mit wahrer Seelenangst folgte, und deren Fortgang sie mit all ihren Thränen nicht Halt gebieten konnte. Ihre liebreizende Tochter Antonie[4]) war die Verlobte des Dauphins; sie wurde eben vom Abbé Vermond zur künftigen Königin von Frankreich ausgebildet und sollte dereinst den Schutz des Bundeswerks von 1756 übernehmen, das gegen Friedrich von Preußen, den Erbfeind

---

1) a. a. O. S. 360. 2) Arneth, Maria Theresia. VII, 206 ff. 3) Der peinliche Briefwechsel, der hierüber im Januar 1769 begonnen hat, ist von Arneth mitgetheilt. I, 233—242. 4) Geboren den 2. November 1755. Ueber ihre Anfänge s. Arneth, M. Th. VII, 417 ff.

aus dem Munde" gehe er von neuem an die Arbeit bis zum Abend.[1]) Noch fleißiger als im Erledigen laufender Geschäfte war Joseph im Entwerfen von Reformplänen, die er in umfassenden Denkschriften niederlegte und hier zeigte er nun eine Geringschätzung alles Brauchs, einen Eigensinn des Besserwissens und einen Ungestüm des Neuerungsdranges, der seine Mutter im tiefsten Innern erschreckte und empörte. In einer ihrer vielen Strafpredigten hat sie ihm am 14. September 1766 geschrieben: „Nachahmung ist nichts Schmeichelhaftes; jener Held, der so viel von sich hat reden machen, jener Eroberer, hat er denn einen einzigen Freund? Muß er nicht Mißtrauen haben gegen alle Welt? Was ist das Leben, aus dem die Menschlichkeit verbannt ist? — Du bist eine Coquette des Geistes, wo du Geist zu finden glaubst, läufst du ihm ohne Ueberlegung nach. Ein Wortspiel, ein treffender Satz fesselt dich, magst du ihn in einem Buch oder bei einem Menschen finden; bei erster Gelegenheit wendest du ihn an, ohne zu erwägen, ob er paßt oder nicht, fast wie Elisabeth mit ihrer Schönheit, mag sie einem Schweizer oder einem Fürsten gefallen, einerlei sie ist zufrieden und verlangt nichts weiter."[2])

Die Kaiserin hat es gut gemeint mit ihrem Sohn und die Unarten, die sie ihm bei jeder Gelegenheit rücksichtslos verwies, waren ihm wirklich eigen, aber ergründet hat sie nicht, was am letzten Ende sie von ihrem Mitregenten schied. Wo sie nur Nachäfferei und geistreiches Spiel mit Redensarten entdeckte, lag in Wirklichkeit eine andre Anschauung von Welt und Glauben, Staat und Leben vor, und wo sie sich verwundet fühlte durch pietätlose Kritik von Menschen und Dingen, die ihr theuer waren, da trat ihr eben eine Wahrheit entgegen, die darum nichts von ihrem Werth verlor, weil sie ihrem Naturell ganz unverständlich war, die Wahrheit, daß der Staatsmann von Gemüthlichkeit nichts wissen darf, wo seine Pflicht und Verantwortung als Träger großer Interessen im Spiele ist. Joseph II. hat viel geirrt in der inneren, noch mehr in der äußeren Politik, aber seine Pflicht als Regent hat er aufgefaßt wie ein Priester, dem die Heiligkeit seines Amtes über Alles geht und bei Erfüllung seiner Pflicht sich nie beirren lassen in dem männlichen Wahlspruch: Geschrei wird's geben, aber den Guten schadet's nicht und nach den Schurken frag ich nicht.[3])

Sein politisches Glaubensbekenntniß hat der junge Mitregent noch vor Ende 1765 in einer ungemein beredten Denkschrift niedergelegt, die für die Erkenntniß seiner Eigenart eine wahre Fundgrube bildet.[4]) Gegen den Schluß des Aufsatzes finden wir die Worte: „Jedes Ding in der Welt kann gut sein, wenn man seine Fehler entfernt und seine Vortheile steigert. Das größte und unverzeihlichste aller Vorurtheile ist Scheu haben, sie anzufassen oder zu ver-

1) Maria Theresia und Joseph II. Briefw. I, 129. 2) Briefwechsel I, 202/3. 3) Je crains de faire un peu crier — cela ne peut pas nuir aux honnêtes et je me moque des fripons. An Leopold, 12. Sept. 1765. Briefw. I, 131. 4) Denkschrift des Kaisers Joseph über den Zustand der österr. Monarchie (Ende 1765) im dritten Bande des Briefwechsels zwischen Maria Theresia und Joseph II. S. 335—361.

letzen. Viel Muth und noch mehr Liebe zum Vaterlande muß man haben, um in diesem Jahrhundert als Neuerer aufzutreten. Nichts ist bequemer und einem irre geleiteten Gewissen leichter einzuprägen und lieb zu machen, als gedankenlos die Dinge gehen zu lassen, wie man sie gefunden hat. Wir haben eines Tages Rede zu stehen wegen des Guten, das wir hätten suchen und ergreifen müssen."[1]) Was Oesterreich fehlte, war die Einheit der Macht, des Willens und der That an der Spitze des Ganzen; den vielen Körpern von Behörden und Provinzen fehlte ein Kopf, der Kopf des aufgeklärten Despoten, den Joseph auf seinen Schultern wußte. Einen vollständigen Umbau der Verfassung und Verwaltung des österreichischen Völkerstaates hatte er entworfen; dieser Umbau hätte ganz oben beginnen müssen, damit, daß Maria Theresia ihm alle wirkliche Macht abtrat und sich nur Ehrenrechte vorbehielt. „Ich schlage nichts vor," schrieb ihr Joseph, „als was ich nicht thun würde, was ich mich getraue durchzuführen und zu vollenden, versehen mit Ihren Befehlen." Aber diese Befehle erfolgten nicht. Maria Theresia trat ihm nicht das Mindeste von ihren Herrscherrechten ab und ging auch darauf nicht ein, seine Vorschläge selber auszuführen. Abgesehen von einigen Ersparungen im Hofhalt, z. B. durch Aufhebung der Schweizergarde und einer sehr wohlthätigen Finanzoperation, für deren Gelingen Joseph sein ganzes väterliches Baarvermögen von 22 Millionen Gulden dem Staate zum Geschenk machte,[2]) blieb im Wesentlichen Alles beim Alten und darüber war Joseph so unglücklich, daß er sich weigerte die Erlasse seiner Mutter, auf die er ja doch keinen Einfluß hatte, fortan einfach zu unterzeichnen und die Erlaubniß verlangte, ein E. C. (ex consilio) oder Q. C. (qua corregens) vor seinen Namen zu setzen, womit er — was er seiner Mutter freilich nicht eingestand — jede sachliche Verantwortlichkeit für die Maßregeln der Kaiserin von sich ablehnen wollte.[3]) Der Conflikt endete mit der Unterwerfung Josephs unter den Willen der Kaiserin, aber der innere Widerstreit blieb nicht nur, er verschärfte sich noch, als der Mitregent im Innern völlig lahm gelegt, sich in der auswärtigen Politik ein Feld selbständigen Handelns zu schaffen wußte, auf dem die Kaiserin ihn nicht nach Willkür zügeln und gängeln konnte.

Die Zusammenkunft Josephs mit dem „bösen Manne", den sie nie vergessen noch vergeben konnte, was er ihr angethan, war das erste Glied einer ganzen Kette von Ereignissen, denen sie erst mit banger Sorge, dann mit wahrer Seelenangst folgte, und deren Fortgang sie mit all ihren Thränen nicht Halt gebieten konnte. Ihre liebreizende Tochter Antonie[4]) war die Verlobte des Dauphins; sie wurde eben vom Abbé Vermond zur künftigen Königin von Frankreich ausgebildet und sollte dereinst den Schutz des Bundeswerks von 1756 übernehmen, das gegen Friedrich von Preußen, den Erbfeind

1) a. a. O. S. 360. 2) Arneth, Maria Theresia. VII, 206 ff. 3) Der peinliche Briefwechsel, der hierüber im Januar 1769 begonnen hat, ist von Arneth mitgetheilt. I, 233—242. 4) Geboren den 2. November 1755. Ueber ihre Anfänge s. Arneth, M. Th. VII, 417 ff.

des Hauses Oesterreich, gestiftet worden war und jetzt mußte sich der Kaiser, mußte sie sich selbst, aus unabweisbaren Gründen, mit eben diesem Manne in Unterhandlungen einlassen, die vielleicht den Bruch mit Frankreich, das Scheitern ihrer besten Lebensarbeit zur Folge hatten. In diese Stimmung ihres besorgten Mutterherzens muß man sich hineinversetzen, um den Eindruck zu begreifen, den Joseph hervorbrachte, als er ihr am 29. August 1769 in den ersten Worten seines ersten Briefes aus Neisse schrieb: „Der König hat uns mit Höflichkeit und Freundschaft überhäuft. Er ist ein Genie und ein Mann, der wunderbar zu sprechen weiß; aber jede seiner Aeußerungen zeigt: — ein Schelm (fourbe) ist er doch.“[1])

Die berühmte Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Neisse führte zu einem Austausch von Briefen, die für die Erhaltung des Friedens in Deutschland gegenüber dem polnisch-türkischen Krieg die Bürgschaft wirklich gaben, die einst der Westminstervertrag vom 16. Januar 1756 gegenüber dem englisch-französischen Seekrieg hatten geben sollen.[2]) Beide Monarchen versprachen sich bei ihrer Fürsten- und Mannesehre den Hubertusburger Frieden wechselseitig unverbrüchlich aufrecht zu erhalten, und sich unter keinen Umständen feindlich anzugreifen, weder für den Fall eines Wiederausbruchs der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England, noch für den Fall eines andern Krieges, dessen Anlaß sich augenblicklich noch nicht vorhersehen lasse, d. h. für den Fall, der eintrat, als der Krieg der Türken wider die Russen einen für die letzteren so günstigen Verlauf nahm.[3]) Durch diese Zusagen war Deutschland neutralisirt und gegen jeden neuen Krieg gesichert; außerhalb Deutschlands aber waren die beiden Theile frei und ungebunden, und daß der junge Kaiser von dieser Freiheit ausgiebigen Gebrauch machen werde, das durfte Friedrich ohne Weiteres dem Eindruck entnehmen, den er aus den vielen, stundenlangen Unterredungen mit ihm gewonnen. Diesen Eindruck gab er dem Minister von Finckenstein am 2. September in den Worten wieder: „Der Kaiser ist ein Mann von lebhaftem Geist und liebenswürdigem, gewinnendem Wesen. Er hat ernsthaften Sinn für das Militär. Er hat mir versichert, daß er Schlesien vergessen habe, was ich nach Gebühr zu würdigen weiß. Er hat mir dann eine gegenseitige Verminderung der Armee vorgeschlagen, was ich so höflich als möglich abgelehnt habe. Er ist von Ehrgeiz verzehrt. Ich kann im Augenblicke noch nicht sagen, ob er es auf Venetien, Baiern oder Lothringen abgesehen hat; aber sicher ist, Europa wird in Flammen stehen, sobald er zur Herrschaft gelangt.“[4])

---

1) Briefwechsel I, 300. 2) S. S. 65 ff. 3) Duncker S. 184–86, vgl. mit Beer, Theilung Polens I, 282 ff. und dessen Abhandlung im Archiv für österr. Geschichte. Bd. 47. II, 385 ff. 4) Duncker S. 187/88. In den Mém. de 1763—1775 (Oeuvres VI, 25) sagt Friedrich weiter: Ce jeune prince affectait une franchise qui lui semblait naturelle: son caractère aimable marquait de la gaieté jointe à beaucoup de vivacité. Avec le désir d'apprendre il n'avait la

Daß es nicht die Liebe zu seinen schönen Augen, sondern sein Bündniß mit Rußland war, was Oesterreich mit einem Mal so freundlich stimmte, war für Friedrich von vornherein klar. „Ist es nicht," schrieb er am 26. November an seinen Bruder Heinrich, „die Allianz, die wir mit Rußland haben, die die Oesterreicher zwingt, sich gut mit uns zu stellen? So lange sie besteht, sind sie außer Stande, etwas zu unternehmen."[1]) Andererseits hatte er von der Annäherung Oesterreichs wieder den Gewinn, daß Katharina bescheidener in ihren Forderungen ward. Sie ließ sich gefallen, daß Friedrich seine Hilfe gegen die Türken, wie der Vertrag zuließ, in Geldzahlungen, nicht in Truppen leistete, und übernahm in einem Vertrag vom 12. Oktober 1769, der den vom 11. April 1764 erneuerte, ohne Vorbehalt die Gewähr für den Anfall von Bayreuth und Anspach an Preußen, während dieses die uns schon bekannte Verpflichtung gegenüber Schweden einging.[2]) Viel mehr als Friedrich hier zugestand, hatte Katharina ihm zugemuthet, um ihn in jedem ihr geeignet scheinenden Augenblick in einen Krieg mit Schweden zu verwickeln, der ihn von Polen abgezogen hätte. Auch daß sie hierin nachgab und mit Geringerem zufrieden war, dankte Friedrich der neuen Stellung, die er durch das Abkommen zu Neisse gewonnen hatte.

Inzwischen waren die Türken mit den Russen handgemein geworden und ihr Kampf hatte einen Verlauf genommen, der die kühnsten Erwartungen Katharinas übertraf, an den Höfen von Berlin und Wien aber die allerernstesten Besorgnisse weckte.

Militärisch betrachtet machte der ganze Krieg auf Friedrich den Großen einen mitleiderregenden Eindruck. Kopflos hatte die Pforte den Krieg erklärt, sechs Monate bevor sie ihn wirklich beginnen konnte. Die Festnahme Obreskows war eine ganz unüberlegte Mahnung an die Russen, die ganz verwahrloste Armee schleunigst auf den Krieg des nächsten Jahres vorzubereiten, und als er im Sommer 1769 endlich in Gang kam, da zeigte sich ein Verhältniß, das Friedrich nur mit den Worten schildern konnte: „Den Generalen Katharinas fehlte die elementarste Kenntniß der Lagerkunst und der Taktik, noch unwissender waren die Generale des Sultans, derart, daß man, um sich eine Vorstellung von dem Kriege zu machen, an Einäugige denken muß, die, nachdem sie Blinde tüchtig geschlagen haben, am Ende ein vollständiges Uebergewicht über sie erlangen."[3]) So mittelmäßig die russische Armee geführt war, über die lockeren Massen der Türken, die weder Verpflegung noch Offiziere hatten, wurden sie dennoch Meister. Ein längerer Kampf um Khotin endete damit, daß die Türken am 16. September einen Angriff auf das russische Lager machten, bei dem sie mit großem Verlust und

---

patience de s'instruire: sa grandeur le rendait superficiel: mais ce qui dénotait son caractère plus que tout ce que nous venons de dire, c'étaient des traits qui lui échappaient malgré lui et qui dévoilaient l'ambition démesurée dont il brûlait.

1) Duncker S. 189. 2) S. S. 485. 3) Oeuvres VI, 24.

in vollständiger Auflösung zurückgeschlagen wurden. Sie flohen bis zur Donau zurück; die Russen waren Herren der Moldau und die Walachei lag offen vor ihnen da. „Allah! Katharina!" schrieb Voltaire der Kaiserin. „Ich hatte also doch Recht, ich war ein besserer Prophet als Mahomet. Gott und Ihre siegreichen Truppen hatten mich erhört, als ich sang: Te Catharinam laudamus, te dominam confitemur!"[1]) Die griechischen Christen der Donauländer begrüßten die Russen als Befreier. In Jassy und Bucharest huldigten ihnen die Bojaren und Archimandriten mit der gesammten Geistlichkeit, und um auch die Griechen von Morea, die sich schon im Sommer hilfesuchend an sie gewendet hatten, vom Joche der Ungläubigen zu befreien, sandte Katharina zwei Geschwader ab, das eine unter Admiral Spiritow, das andere unter dem Engländer Elphinston. Hätte zwischen England, Frankreich und Spanien ein Einvernehmen bestanden, so würde die baltische Flotte der Russen niemals ins Mittelmeer gekommen sein. Aber in England war man sich eines Gegensatzes zu der Orientpolitik der Russen noch nicht bewußt; man nahm sie als Freunde auf, ließ ihre Schiffe, die noch dazu ein Landsmann befehligte, in die englischen Häfen einlaufen, um ihre Ausrüstung zu vollenden und ließ dem Herzog von Choiseul, der mit ganz richtigem Instinkt einen Ueberfall der Russen plante, erklären, jede Feindseligkeit gegen die russische Flotte werde als eine solche gegen England selber angesehen werden.[2]) Unter dem Schutz Englands kamen die Flotten Katharinas Frühjahr 1770 ins Mittelmeer, um die Griechen von den Türken zu befreien, aber das Ende war Enttäuschung auf beiden Seiten. „Die Griechen, die Spartiaten," schrieb Katharina, „sind ganz aus der Art geschlagen; sie lieben den Raub mehr als die Freiheit." Die spärlichen Griechenbanden zerstoben vor den Türken und Albanesen, ehe die Russen ihnen die Hand reichen konnten. Die Russen, welche Alexis Orlow gelandet, mußten unverrichteter Sache wieder zu Schiffe steigen, um sich der Türkenflotte zu erwehren. Dies gelang aber auch und zwar vollständig. Am 5. Juli ward die Flotte der Türken bei Chios geschlagen und die Schiffe, die der Niederlage entkommen waren, in der Bucht von Tschesme Tags darauf verbrannt. Das kleine Landheer unter Rumäntzow aber schlug am Larga den Tatarenchan der Krim und am 1. August den Großvezier selbst am Kaghul aufs Haupt.

Seitens der Türken war die flehentliche Bitte um Friedensvermittelung, seitens der Russen ein Programm möglichst ausschweifender Friedensbedingungen zu erwarten, als König Friedrich am 3. September 1770 zu Mährisch-Neustadt bei Brünn eintraf, um Kaiser Joseph für dessen Besuch in Neisse seinen Gegenbesuch abzustatten. In Neisse hatte Friedrich nur mit dem Kaiser verhandelt, in Neustadt verhandelte er jetzt nur mit dem Fürsten Kaunitz, wäh-

1) An Katharina 30. Oktober 1769, vgl. Sorel, La question d'Orient au XVIII. siècle. Les origines de la triple alliance. Paris 1879. S. 59 ff. 2) Sorel S. 91, vgl. die Denkschrift von Favier und Graf Broglie von 1773 bei Boutaric, Corresp. secrète de Louis XV. II. 176. Anm.

rend Joseph sich auf die Leitung der militärischen Manöver beschränkte. In einem Gedanken trafen die beiden Unterredner sofort zusammen, es war der, daß die baldigste Herstellung eines billigen Friedens zwischen Rußland und der Pforte dringend erwünscht sein würde. Noch in der Nacht kam der Courier mit den Schreiben, in welchen der Kaimakam den Vertretern Oesterreichs und Preußens, Thugut und Zegelin, die Bitte des Divans um Vermittelung beider Mächte ausgesprochen hatte. Kaunitz bat den König, zunächst nur in seinem eigenen Namen in Petersburg wegen Friedensvermittelung anzupochen, seine Anfrage aber mit so nachdrücklichen Vorstellungen zu begleiten, daß „seine Kaiserin", wie er sich mehrmals ausdrückte, nicht umhin können werde, ebenso wie die Pforte, die Vermittelung beider Mächte anzunehmen bezw. zu begehren. Aus seinen sonstigen Ausführungen gewann Friedrich die erwünschten Waffen, um Katharina durch den Hinweis auf Oesterreichs drohende Haltung die Nothwendigkeit maßvoller Bedingungen einleuchtend zu machen; er gab deßhalb die erbetene Zusage und als Kaunitz am 7. September seiner Monarchin Bericht erstattete, wußte er nicht genug zu melden von dem „lebhaften Eindruck", den er gemacht, von der „Folgsamkeit" und der „Gelehrigkeit", womit der König von Preußen sich die Berichtigung seiner „unklaren", „verworrenen", „unüberlegten", ja „kindischen" Ideen durch ihn hätte gefallen lassen. Er ging mit der glücklichen Gewißheit, daß, wenn sich jetzt wegen der Vermittelungsfrage Jemand mit Rußland überwerfe, dies jedenfalls der König von Preußen und nicht seine eigene Gebieterin sein werde. Die Politik Oesterreichs aber lenkte alsbald offener und offener in Bahnen ein, deren eigentliches Ziel der Kaiserin Maria Theresia wohl nicht klar gewesen ist, als sie zu den ersten Schritten ihre Zustimmung gab.

Schon im Februar 1769, also Monatelang vor dem ersten Waffengang zwischen Russen und Türken, hatten österreichische Truppen in aller Stille einen Grenzcordon gegen Polen gezogen, und überall, wo es der Deutlichkeit wegen nöthig war, durch Aufpflanzen der kaiserlichen Adler die Grenze genau kenntlich gemacht.[1]) Mit denselben kaiserlichen Adlern war auch ein Stück polnischen Gebietes umzogen worden: das Gebiet der 13 Städte der Zips. Dieses, ehedem zu Ungarn gehörig, im Jahre 1412 an die Krone Polen verpfändet und niemals eingelöst, gebietlich durch die hohe Tatra von Polen abgeschnitten und fast ganz von Ungarn eingeschlossen, ward jetzt von polnischen Conföderirten unsicher gemacht. König Stanislaus hatte selber um einstweilige österreichische Besetzung dieses Außenpostens seiner Lande nachgesucht und auf Kaunitzens Vortrag war diesem Ansinnen gewillfahrt worden, aber nicht unter Berufung auf das Ansuchen des Königs, was ja wie eine Parteinahme in dem bedauerlichen Conföderationsstreit ausgesehen hätte, sondern lediglich im Namen der Sicherheit der Grenzen, durch deren Wahrung dem Pfandrechte Polens in keiner Weise zu nahe getreten werden sollte. So

1) Arneth VIII, 170/71.

wurde in den Zipser Städten öffentlich verkündigt und den fremden Botschaftern zu Wien, insbesondere dem Polens, amtlich mitgetheilt;[1]) die Absichten Oesterreichs bei diesem Verfahren schienen also rein und untadelhaft. Das zeigte sich, als der Agent der Conföderirten von Bar, General Mokronowsky, in Paris gegen den Grafen Mercy äußerte, die conföderirte Republik brauche Geld und werde gern bereit sein, dies Zipser Land dem durchlauchtigstem Erzhause „gegen ein geringbilliges Quantum zurückabzutreten". Mercy antwortete, „sein Allerhöchster Hof sei gemäß seiner weltkundigen großmüthigen Gedenkensart nicht gewohnt im Trüben zu fischen"[2]) und Kaunitz war damit höchlich einverstanden. Gegen das bisher Geschehene war von keiner Seite Einspruch erhoben worden: da begab es sich im Februar 1770, daß der Oberstlieutenant Seeger, welcher den Grenzzug zwischen Polen und der Zips auszustecken hatte, auf die Vermuthung kam, zur Zeit ihrer vor drei und einem halben Jahrhundert erfolgten Verpfändung an Polen müsse die Zips ein viel größeres Gebiet umfaßt haben, als man nachmals unter dem der dreizehn Zipser Städte verstand.[3]) Augenblicklich erging, vermuthlich auf Andringen des Kaisers, ein Handbillet der Kaiserin, welches Nachforschungen nach der Richtigkeit dieser Vermuthung befahl; dem ersten vom 27. Februar folgte ein zweites am 27. April, diesem ein drittes am 6. Juni 1770.[4]) Wirklich wurden Urkunden ausgemittelt, aus welchen Maria Theresia entnahm, daß der Oberstlieutenant Seeger ganz richtig geschlossen habe und am 19. Juli schrieb sie dem Präsidenten des Hofkriegsrathes, Graf Lacy: „Ich habe geschlossen die Gränzen des zur Crone Hungarn gehörigen Zipser Gezirkes gegen Pohlen nach ihrem vormaligen Bestand, wie solche die eingesehenen ältern Urkunden ausweisen, nunmehro auszeichnen, mithin in dieser Maaß von dortiger Seite die ausgesetzten Adler vorrücken zu lassen."[5]) Demgemäß wurden nun auch die südlichen Theile der Starosteien Sandecz, Neumarkt und Czorsztyn durch Ausstecken von kaiserlichen Adlern als Bestandtheile der Krone Ungarns kenntlich gemacht.

Dies war denn doch selbst für die Langmuth des Königs Stanislaus zu viel. Sein Großkanzler, Bischof Mlodzieiowsky erhob am 28. August Beschwerde und verlangte die Zurückziehung der kaiserlichen Adler. Fürst Kaunitz rieth der Kaiserin, dies Ansinnen mit aller Höflichkeit abzulehnen und auf einen künftigen gütlichen Ausgleich dieses Grenzstreites zu vertrösten. So geschah es denn auch, aber wohl war ihm bei der Sache nicht. Eine neuerliche Beschwerdeschrift aus Warschau veranlaßte ihn, der Kaiserin zu schreiben: „Ich habe die Ehre Ew. M. den unterthänig beigeschlossenen Brief zu überreichen und nach dem, was mir von allen Seiten über den Werth unserer Rechtstitel zugeht, besorge ich sehr, daß dieser Mann sehr im Recht ist, wenn

---

1) Arneth VIII, 172. 2) Mercy an Kaunitz 16. Sept. 1769. Arneth VIII, 572. 3) Arneth VIII, 296. 4) Arneth VIII, 586. Anm. 381. 5) Arneth VIII, 587.

er Eroberung nennt, was man geglaubt hat unternehmen zu können." An den Rand schrieb die Kaiserin die bezeichnenden Worte: J'ai très-mince opinion de nos titres.[1]) Aus diesem Doppelbekenntniß ist mit Recht geschlossen worden,[2]) daß in dieser Sache Kaiser Joseph der vorwärts treibende Geist gewesen ist, der, um alte Urkunden unbekümmert, Kaiserin und Staatskanzler hinter sich hergezogen hat.

Er muß es denn auch gewesen sein, der den Hofrath Joseph Török von Szendrö, welcher die einstweilige Verwaltung der neu besetzten Gebiete unter sich hatte, veranlaßte, die Maske abzuwerfen, indem er sich plötzlich „Administrator der wieder einverleibten Provinz" nannte, ein Siegel annahm, auf welchem die Worte standen: Sigillum administrationis terrarum recuperatarum und am 20. November an den in Sandecz versammelten polnischen Adel schriftlich die Frage richtete: ob er Ihre Majestät die Kaiserin-Königin als erbliche Souveränin anerkennen wolle, indem er gleichzeitig Lieferungen ausschrieb für bedeutenden Nachschub österreichischer Truppen und empfahl, künftig anstatt polnischer Münzen nur noch österreichische in Gebrauch zu nehmen.[3])

Dies war aber nur der kleine Anfang zu weit größeren Aktionen, mit denen Kaiser Joseph sich in diesen Tagen trug. Am 18. December 1770 schrieb er seinem Bruder Leopold:

„Wenn die Russen mit Macht über die Donau gehen und auf Adrianopel marschieren, so werden wir uns mit einem Corps auf die Donau werfen, ihnen ihre rückwärtigen Verbindungen durchschneiden und sie so zu einem überstürzten Rückzug zwingen, bei dem ihre Armee vernichtet werden könnte, dann würden die Türken, durch deren Untergang gerettet, leichter bestimmt werden, uns für unsere baren Auslagen zu entschädigen. Dazu würde der Theil der Walachei dienen, der im Frieden von Belgrad abgetreten worden ist und der zwischen dem Banat, Siebenbürgen, der Donau und der Aluta liegt. Wenn sie zur See die Dardanellen forciren und Constantinopel durch eine Revolution oder sonstwie, und mit ihm das ganze Reich, den Einsturz droht, dann müßten wir nothwendig die uns anstehenden Provinzen besetzen, um sie nicht den Russen zu lassen. Und für diese beiden Fälle hat Ihre Majestät beschlossen, die Versammlung von 50,000 Mann vorzubereiten und eine Anleihe von vier Millionen in den Niederlanden aufzunehmen. — Doch das Alles wird für nichts sein, weil die Russen niemals die Donau überschreiten und sich darauf beschränken werden, die Donau zu bewachen und dadurch ihre Operationen gegen Otzakow und die Krim zu decken, die die wahren Ziele ihres nächsten Feldzugs sein werden."[4])

Bewaffneter Widerstand also gegen eine Fortsetzung des Kriegs, die nur die Zertrümmerung der Türkei zum Zweck haben konnte und im schlimmsten

---

1) Arneth VIII, 588. Anm. 388. 2) Von Arneth VIII, 299. 3) Beschwerde des Großkanzlers vom 19. Dec. 1770. Beer II, 49. 4) Briefwechsel I. 317/18.



Fall bewaffnete Theilnahme an der Ausbeutung einer Katastrophe, die sich nicht verhindern ließ: das schien der Entschluß Oesterreichs, mit dem fernerhin Rußland zu rechnen hatte. Zusammen mit dem Zugriff in Polen, dessen Ernst durch keinerlei Rhetorik der Diplomaten abgeschwächt werden konnte, begründete dies eine Lage, die einerseits dem Ehrgeiz Katharinas bestimmte Grenzen zog, andrerseits der Mittlerthätigkeit Friedrichs sichre Ziele steckte.

Auf besonderen Wunsch der Kaiserin hatte er seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, der sich in Stockholm befand, von dort nach Petersburg reisen lassen, wo er am 12. Oktober 1770 eingetroffen war. Dieser hatte mehr als zwei Monate hindurch unermüdlich Frieden und Mäßigung gepredigt und schließlich nichts erreicht, als die Vorlage des Friedens-Programms der Russen; dessen Inhalt aber kam Friedrich vor wie eine Kriegserklärung an Oesterreich. Das Programm vom 20. December forderte nämlich: Abtretung Asows und der beiden Kabardeien, Unabhängigkeit der Tataren der Krim, des Dniestr, Bug und Dniepr, der Besitz der Moldau und Walachei als Entschädigung für die Kriegskosten auf 25 Jahre oder Verwandlung derselben in unabhängige Staaten, sowie Handel und freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere und Abtretung einer Insel im Archipel.[1] „Die Haare sind mir zu Berge gestiegen," schrieb Friedrich am 3. Januar 1771, „als ich die Friedensanträge sah, welche die Russen machen. Nie werde ich mich dazu hergeben, sie den Türken oder den Oesterreichern vorzuschlagen, sie sind in Wahrheit unannehmbar. Was die Walachei betrifft, kann in keiner Weise mit dem System Oesterreichs vereinbart werden: erstens weil sie nie dem Bündniß Frankreichs entsagen, zweitens weil sie nie die Russen in ihrer Nachbarschaft dulden werden. Dies Stück können Sie als eine Kriegserklärung betrachten. Man verhöhnt uns, indem man uns solche Schlingen legt. Was mich angeht, so kann ich mich aus Gefälligkeit gegen Rußland schlechterdings nicht kompromittiren; ich werde ihnen einige Bemerkungen machen über die Folgen ihrer Anträge, und wenn sie die nicht ändern, so werde ich sie bitten, sich an eine andere Macht zu wenden, und trete meinerseits von dem Spiel zurück. Denn darauf können Sie zählen, daß die Oesterreicher ihnen den Krieg machen werden: das ist zu stark, ist unerträglich für alle Mächte Europas."[2])

König Friedrich kämpfte mit den schwersten Sorgen. Daß Oesterreich ein Bestehen auf Vorschlägen solcher Art durch ein Bündniß mit der Pforte, durch Eröffnung eines Krieges gegen Rußland beantworten werde, hielt er für gewiß; daß er sie empfahl, um darauf hin mit Türken und Oesterreichern in Krieg zu gerathen, war unmöglich; daß er aber, wenn er sie nicht empfahl, jede Stütze an dem Bündniß Rußlands verlieren werde, war dringend zu fürchten. Eben in den Tagen jenes qualvollen Seelenkampfes begab sich in Petersburg ein merkwürdiger Vorgang, über welchen Prinz Heinrich am 8. Januar 1771 folgendermaßen berichtete: „Nachdem ich diesen Brief voll-

1) Duncker 220. 2) An Heinrich. Oeuvres XXVI, 392.

endet hatte, war ich Abends bei der Kaiserin, die mir in schäkerndem Ton (en badinant) sagte, die Oesterreicher hätten sich in Polen zweier Starosteien bemächtigt und an den Grenzen dieser Starosteien die kaiserlichen Wappen angebracht. Sie fügte hinzu: ‚Aber warum sollte nicht jeder Andere auch zugreifen?‘ Ich antwortete, Du, mein theurer Bruder, hättest wohl einen Cordon in Polen gezogen, aber keine Starosteien besetzt. ‚Aber,‘ sagte die Kaiserin lachend, ‚warum keine besetzen?‘ Einen Augenblick danach trat der Graf Czernichew auf mich zu, sprach mit mir über denselben Gegenstand und setzte hinzu: ‚Aber warum nehmt Ihr nicht das Bisthum Ermeland? Schließlich muß doch Jeder etwas haben.‘ Obgleich das nur ein Scherzgespräch war, so ist doch gewiß, daß Ernst dahinter steckt, und ich zweifle nicht, es ist sehr möglich, daß Du von dieser Gelegenheit Vortheil ziehen kannst.“[1])

Friedrichs Antwort auf die Lockung der Kaiserin findet sich in seinem Briefe vom 31. Januar 1771 an Prinz Heinrich: „Was die Besitznahme des Herzogthums Warmien (Ermeland) angeht, so habe ich davon abgesehen, weil das Spiel nicht die Kerze werth ist. Das ist ein so winziges Stück, daß es das Geschrei nicht lohnt, das darüber entstehen würde: wohl aber wäre das mit Polnisch-Preußen der Fall, auch wenn Danzig nicht mit inbegriffen wäre, denn wir bekämen die Weichsel und den freien Verkehr mit Ostpreußen, was schwer ins Gewicht fallen würde. Handelte sich's nur um Geld, so würde sich's lohnen, es reichlich auszugeben. Aber wenn man nach Almosen zu gierig die Hand ausstreckt, so weckt das einen Anschein von Habsucht und Unersättlichkeit, den ich nicht in noch höherem Maße auf mich nehmen möchte, als dies ohnehin schon der Fall ist.“[2])

So war in überraschender Weise der sogenannte Lynar'sche Plan wieder aufgetaucht. In seiner Gesammtheit bildete er ein wohl überlegtes Programm und als Friedrich dafür kein Gehör fand, hatte er es fallen lassen.[3]) Der Drang der Dinge führte es nun bei Preußens Nachbarn in einzelnen Stücken wieder herauf. Oesterreich griff nach der Zips und benachbarten polnischen Starosteien. Rußland hatte dagegen nichts einzuwenden und rieth Preußen, mit Ermeland es ebenso zu machen. Aber mit solchem Stückwerk war nichts geleistet, so lange Rußland auf einer Verstümmelung der Türkei beharrte, die Oesterreich mit Waffengewalt zu hindern entschlossen schien. Hierüber waren die Erklärungen Oesterreichs, selbst nachdem Rußland seine Forderungen ermäßigt hatte, von einer Bestimmtheit, die jeden Zweifel ausschloß; seinen Erklärungen fügte es die Kriegsbereitschaft von 50,000 Mann hinzu und dieser ein geheimes Schutzbündniß mit der Pforte, dessen Abschluß dem gewandten Unterhändler Thugut in der Nacht des 6./7. Juli 1771 gelang.[4]) Was alles Zureden Friedrichs nicht bewirkt hatte, das wirkte in Petersburg die immer drohendere Aussicht auf einen Krieg mit Oesterreich, für den Preußen nur

1) Oeuvres XXVI, 393/94. 2) Oeuvres XXVI, 398. 3) S. S. 492.
4) Arneth VIII. 291.

in Polen und auch hier nur gegen sofortige Abtretung von Polnisch-Preußen und Ermeland Hilfe leisten wollte. „Dies sind meine letzten Bedingungen," schrieb Friedrich am 4. Januar 1772 an seinen Gesandten in Petersburg, Graf Solms.

Die vollständige Einigung Rußlands mit Preußen stand unmittelbar bevor; noch ehe sie am 17. Februar förmlich geschlossen war, wirkte sie schon in Wien als eine Thatsache von zwingender Kraft. Hätte man sich hier sofort entschließen können, die unabweisbaren Folgen des eignen Thuns in der Zips und ihrer Nachbarschaft offen und ehrlich anzunehmen, so würde die Einigung der drei Mächte und damit die Abwendung eines großen Kriegs auf der Stelle entschieden gewesen sein, aber das vermochte man hier nicht und daran war, es muß betont werden, zärtliche Rücksicht auf die Pforte und das kaum mit ihr geschlossene Bündniß ganz und gar unschuldig.

Mitte December 1771 war durch den Grafen Panin der russische Gesandte in Wien, Fürst Galitzyn, beauftragt worden, dem Fürsten Kaunitz mit Entschiedenheit die Wahl zu stellen: entweder Anschluß an die von Rußland und Preußen beschlossene, von Oesterreich selbst begonnene Theilung Polens oder sofortiger Krieg mit beiden verbündeten Mächten.[1]) Die Bestimmtheit dieser Forderung bewirkte, daß alle Kriegsgedanken bei Kaunitz und Joseph sofort zu Boden fielen, aber mehr auch nicht, und es ist einigermaßen lächerlich zu sehen, wie man in Wien sich sträubte, von einer Theilung Polens auch nur zu reden, während man sie durch die That zu allererst selbst eröffnet hatte. Am 22. Januar 1772 schrieb Kaiser Joseph seiner Mutter: „So erwünschlich als meines Erachtens auch wäre, den Krieg länger fortdauern zu lassen, so überzeugend, muß ich doch frei gestehen, sind die Ursachen, so in jetzigen Umständen es mißrathen und welche Fürst Kaunitz mathematisch beweiset. Es bleibt also nur die Frage, welcher von den mehreren Vorschlägen auszuwählen ist; militariter, politice und cameraliter kann uns nichts mehr conveniren, als — das Glatzische und Neissische, Bayreuth und Anspach aber keineswegs. Sollte dies nicht für möglich erachtet werden, wie ich es leider ohne Zweifel vorsehe, so wäre — Belgrad mit dem Theil von Bosnien bis an den Golf della Drina das Allernutzbarste."[2]) — Also Plünderung Preußens oder Plünderung der Türkei lieber als eine Fortsetzung der von ihm selbst schon begonnenen Plünderung Polens; das war selbst jetzt noch der Standpunkt des Kaisers, die Kaiserin aber sah sich verstrickt in einem Labyrinth von Begehungs- und Unterlassungssünden, aus dem sie nirgends mehr einen Ausweg sah. Zu rathen wußte sie nicht mehr, nur noch zu schelten und zu klagen und das hat sie denn auch zur Entlastung ihres Gewissens und zur Erleichterung ihres Herzens mit wahrhaft strömender Bered-

---

1) Ueber die beiden Depeschen Panins vom 5. December s. Martens, Recueil des traités et conventions. II. Traités avec l'Autriche (Petersb. 1875). S. 16/18.
2) Briefwechsel I, 361.

samkeit gethan, ohne an dem Gange der Dinge das Mindeste zu ändern. Am 25. Januar 1772 schrieb sie dem Kaiser: „Ich fühle mich durch unsere kritische Lage zu sehr gepreßt, um sie nicht noch einmal in ihrer ganzen Klarheit darzulegen und zu versuchen, ob ich nicht ein Heilmittel finde, das wenn nicht gut, doch wenigstens nicht ganz schlecht ist. Vor Allem müssen wir so schleunig als möglich auf beiden Seiten Frieden stiften; verzögern wir ihn, so wird unsere Lage nur immer schlechter werden. Es ist jetzt nicht mehr möglich die Schritte zurückzuthun, die ich immer als falsche Schritte betrachtet habe, seit dem November 1770, wo der Marsch der Truppen aus Italien und den Niederlanden beschlossen und seit der unglücklichen Convention, die mit den Türken gezeichnet worden ist. Der zu drohende Ton gegen die Russen, unser hinterhaltiges Verfahren gegen Verbündete wie Gegner, das Alles ist davon hergekommen, daß man den Grundsatz aufgestellt hat, wir müßten den Krieg zwischen Rußland und der Pforte benutzen, um unsere Grenzen auszudehnen und Vortheile zu erlangen, an die wir vor dem Kriege nicht dachten. In preußischer Manier (à la prussienne) wollte man verfahren und gleichzeitig den Schein der Rechtschaffenheit retten. Unter diesem Gesichtspunkt hat man sich über die Mittel getäuscht und täuscht sich noch jetzt über den äußern Schein und über die Ereignisse. Es kann sein, daß ich mich irre und daß diese Ereignisse günstiger ausschlagen als ich das übersehen kann, aber wenn sie uns auch den Distrikt der Walachei und Belgrad selbst verschaffen, so würde ich sie immer als zu theuer erkauft erachten, denn sie wären es auf Kosten der Ehre, des Ruhms der Monarchie, auf Kosten unseres Gewissens und unseres Rechtes auf Vertrauen. Seit dem Beginn meiner unglückvollen Regierung haben wir wenigstens gesucht in allen Stücken wahr und gerecht, in gutem Glauben, mit Mäßigung und Treue gegen unsere Verpflichtungen zu handeln. Das erwarb uns das Vertrauen, ich darf sogar sagen, die Bewunderung Europas, die Achtung und Verehrung selbst unserer Feinde; seit einem Jahr ist Alles verloren. Ich gestehe, ich habe Mühe das zu ertragen und nichts auf der Welt hat mich tiefer bekümmert, als der Verlust unseres guten Rufs. Leider muß ich Dir gegenüber bekennen, wir haben das verdient und hier wünsche ich Abhilfe dadurch, daß man jeden Versuch, aus diesen Wirren Nutzen zu ziehen, als falsch und schädlich verwerfe und überlege, wie man am schnellsten und glimpflichsten aus dieser unseligen Lage herauskommt, ohne Gedanken an Vergrößerungen für uns, nur bedacht auf Wiederherstellung unseres Credits und des guten Glaubens und soviel es angeht, des politischen Gleichgewichts."[1]) Die Klagen der Kaiserin waren so ohnmächtig gegen den Lauf der Dinge als die zähen Illusionen des Kaisers und des Staatskanzlers. Kein Mensch wird begreifen, wie Fürst Kaunitz dazu gekommen ist, bevor er das doch Unvermeidliche endlich that, König Friedrich die tiefe Unredlichkeit des Doppelspieles zu enthüllen, das er bisher mit Preußen und der Pforte

1) Briefwechsel I, 363/64.

getrieben hatte. Am 4. Februar 1772 stand der Vertreter Oesterreichs, der jüngere van Swieten, vor König Friedrich, um diesem die frohe Kunde zu bestätigen, daß sein Hof den Frieden dem Kriege vorziehe und bereit sei sich mit Preußen und Rußland über deren und seine Ansprüche auf Polen gütlich zu verständigen, vorausgesetzt daß dabei der Grundsatz vollständigster Gleichheit gewahrt werde. Nachdem Friedrich dem zugestimmt, meinte van Swieten, bei dieser Gleichheit komme es nicht blos auf Größe und Ertrag eines Landes, sondern auch auf dessen politische Bedeutung an und da sei man denn in Wien der Meinung, wenn Friedrich von Polen nicht blos das ihm schon zuerkannte Loos, sondern auch noch den ganzen künftigen Antheil Oesterreichs hinzunehme — und Oesterreich biete ihm diese förmlich an — so gebe es zur Entschädigung Oesterreichs auf dem Wege der Gleichheit nur ein Mittel — die Abtretung von Schlesien mit Glatz. Es ist überflüssig die Entrüstung zu malen, mit der Friedrich dieses Ansinnen zurückwies, das mit den Betheuerungen von Neisse und Neustadt in so empörendem Widerspruch stand. Er sagte, nachdem er diesen Widerspruch hervorgehoben: so etwas könnte man mir vorschlagen, wenn ich die Gicht im Gehirn hätte, aber ich habe sie nur in den Beinen. Noch größer als seine Entrüstung mag sein Staunen über die Naivetät gewesen sein, mit welcher van Swieten seinen zweiten Anwurf wagte und die Abtretung von Serbien mit Belgrad und einem Theil von Bosnien seitens der Pforte forderte, der Pforte, deren Gebiet vor Zerstückelung zu wahren Oesterreich seit Monaten mit gezücktem Schwert dastand und die sich ihm in dem Vertrag vom 6. Juli vertrauensvoll hingegeben hatte.[1]) Daß Kaunitz mit all solchen Ausflüchten nur beabsichtigte, die Gehässigkeit einer Theilung Polens auf Preußen und Rußland allein zu werfen, war klar, aber wie konnte er annehmen, daß Friedrich im einen Fall nachgeben, im andern ihn nicht durchschauen werde?

Mit unendlichem Widerstreben fügten sich Joseph und Kaunitz endlich der Einsicht, daß Oesterreich sich bescheiden, und entweder in Polen ohne Zögern zugreifen müsse oder gar nichts erhalten werde. Maria Theresia blieb dabei, jede Theilung fremden Landes sei höchst ungerecht, ganz unerträglich aber fand sie eine solche, bei welcher Oesterreich leer ausgehen oder um einer Kleinigkeit willen „Ehre und Reputation" verlieren würde. Am 19. Februar unterzeichnete sie endlich in Gemeinschaft mit Joseph, eine Erklärung, in welcher den schon geeinigten Theilungsmächten Rußland und Preußen unter Voraussetzung vollkommener Gleichheit der drei Loose die Mitwirkung Oesterreichs unumwunden zugesichert ward[2]) und nun, da das Eis einmal gebrochen war, gab es bald kein Innehalten mehr. Bei den ersten Eröffnungen, welche van Swieten über den Umfang der Ansprüche seines Hofes in Berlin zu machen

1) Swietens Bericht vom 5. November 1772 bei Beer II, 154 ff. Friedrichs Brief an Heinrich 8. Februar bei Duncker S. 249/50. 2) Der Wortlaut bei Martens II, 20/21.

hatte, meinte König Friedrich: „In der That, Kostverächter sind Sie nicht, Sie haben einen guten Appetit. Was Sie beanspruchen, ist etwa so viel als mein Loos und das Loos Rußlands zusammen genommen."[1]) In der Stunde, da diese Worte fielen, setzten sich bereits 30—40,000 Mann Oesterreicher in drei Colonnen unter Esterhazy, d'Alton und Hadik in Bewegung, um durch rechtzeitige Besitzergreifung der künftigen Feststellung der Grenze eine gediegene Grundlage zu geben. Zur großen Ueberraschung des Fürsten Kaunitz ließen Preußen und Rußland allen anfänglichen Widerspruch gegen seine nichts weniger als bescheidenen Forderungen fallen und am (25. Juli) 5. August 1772 kam in Petersburg der erste Vertrag über eine Dreitheilung Polens zu Stande,[2]) bei dem in der That Oesterreich weitaus das bedeutendste Loos gezogen hatte. Mit einem heitern, einem nassen Auge schrieb die Kaiserin dem Feldmarschall Graf Lacy, der das ganze Geschäft der Besitznahme geleitet hatte, am 23. August die wunderlichen Zeilen: „Der Petersburger Courier hat den unglücklichen Theilungsvertrag unterschrieben überbracht. Auch diesen großen Vortheil, wenn es einer ist, habe ich Ihnen zu danken. Gewiß ist, Sie haben den Plan gemacht und den Muth gehabt, so viel zu fordern und dadurch dem Staat diese Wohlthat verschafft, ohne nach Recht und Unrecht zu fragen."[3])

Entgegen der feierlichen Akte vom 19. Februar, welche unbedingte Gleichheit der Antheile vorgeschrieben, waren die drei Loose so ungleich wie nur möglich ausgefallen. Das kleinste hatte Preußen gezogen: die Palatinate Pomerellen (außer Danzig), Kulm (außer Thorn), Marienburg mit der Stadt Elbing = 644 □Meilen mit höchstens 600,000 Seelen. Dann kam Rußland mit ganz Weißrußland an der Düna und dem Dniepr = 1975 □Meilen mit 1,800,000 Seelen. Endlich Oesterreich mit den fruchtbaren Landschaften Galizien und Lodomerien, den reichen Salzwerken von Wieliczka und Bochnia = 1280 □Meilen mit fast drei Millionen Einwohnern. Zufrieden aber war man damit in Wien noch nicht. Während einer Reise, welche Kaiser Joseph durch Galizien machte, entdeckte er jenseits des Sereth noch eine überaus schöne und fruchtbare Landschaft, welche östlich durch den Sbrucz eingegrenzt ward. Unter Berufung auf einen Irrthum, den die schlechten Karten verschuldet haben sollten, ward nun behauptet, nicht der Sereth, sondern der Sbrucz[4]) sei von Anfang an als Ostgrenze gemeint gewesen und Kaiser Joseph setzte auch bei der Republik Polen, deren Reichstagsdelegation das Theilungsgeschäft schon am 21. August 1773 gutgeheißen hatte, wie bei den Theilungsmächten seinen Willen durch, nur daß nun auch Preußen ein erheblicher Zuschlag im Netzegebiete nicht verweigert werden konnte (Frühjahr 1774). Die Pforte aber hatte sich für die guten Dienste, welche ihr Oesterreich nach wie vor dem nie ratificirten, am Ende förmlich

1) Beer II, 173. 2) Martens S. 21 ff. 3) Arneth VIII, 605. Anm. 494.
4) Arneth VIII, 424 ff.

aufgehobenen Vertrag vom 6. Juli 1771 weder militärisch noch politisch geleistet, dadurch dankbar zu erweisen, daß sie nach all den schmerzlichen Opfern, welche der Friedensschluß mit Rußland zu Kainardsche (16. Juli 1774) gekostet, auch noch die Bukowina an Oesterreich abtreten mußte (7. Mai 1775).[1]

Eine Politik so rücksichtsloser Vergrößerung auf fremde Kosten hatte alle Ursache sich Glück zu wünschen zu ihren eben so großen als wohlfeilen Erfolgen, aber nimmermehr ein Recht, sich ihrer Tugend zu rühmen und die Ländergier Anderer anzuklagen. Wer Farben sucht, um ihre sittliche Beschaffenheit recht grell zu malen, braucht nur die Ergießungen Maria Theresias nachzulesen, die sie selbst „Jeremiaden" nannte, und wer ihre Thränen verehrungswürdiger findet als Friedrich der Große, der möge sich erinnern, daß sie geweint worden sind nicht über Friedrich oder Katharina, sondern über Joseph und Kaunitz, für deren Handeln Niemand verantwortlich war, als eben diese selbst.

---

1) Arneth VIII, 488.

X. Der Kulturstaat Friedrichs des Großen.

Der aufgeklärte Despotismus hat sich seine Staatsanschauung selbst gebildet. Aus dem klassischen Alterthum konnte er sie nicht entlehnen, denn dessen Staat und Lehre vom Staat war republikanisch und ruhte auf der Sclaverei; diese aber aufzuheben, jede Gestalt persönlicher Unfreiheit auszurotten, betrachtete der aufgeklärte Despot als die erste und heiligste seiner Pflichten. Nicht anders stand er zum Mittelalter; selbst der Begriff der Vasallentreue war für ihn nicht brauchbar, bevor er in den des Unterthanengehorsams völlig umgebildet war; der herrschenden Macht des Mittelalters aber, der Kirche, stellte er die Rechts- und Machtvollkommenheit des weltlichen Staates gegenüber und in allen Kulturaufgaben, die ihr früher ausschließlich zugestanden, ließ er ihr höchstens das Amt des Gehilfen, des Mitarbeiters mit begrenztem Auftrag übrig. Gleichwohl hat er aus beiden Epochen der Geschichte sehr wichtige Elemente aufgenommen; aus dem Alterthum den Begriff der Staatsgesinnung und der Liebe zum Vaterlande, aus dem Mittelalter den Begriff patriarchaler Vormundschaft, den er nur seines kirchlichen Gewandes entkleidete. Seinen eigentlichen Adel aber verdankte er einer Persönlichkeit, die ihr Recht auf die Macht nachwies durch männliches Pflichtgefühl und aufopfernde Arbeit im Dienste des Staates. In dieser Gestalt hat den aufgeklärten Despotismus Friedrich der Große gelehrt durch seine Schriften,[1]) geschaffen und geadelt durch sein Beispiel; und die Zeit, da er jeden Nerv seiner Geistes- und Willenskraft anspannte, sein Gemeinwesen auszubauen im Schutze bewaffneten Friedens und unparteiischer Rechtspflege,[2]) ist die, in welcher wir ihn jetzt beobachten wollen.

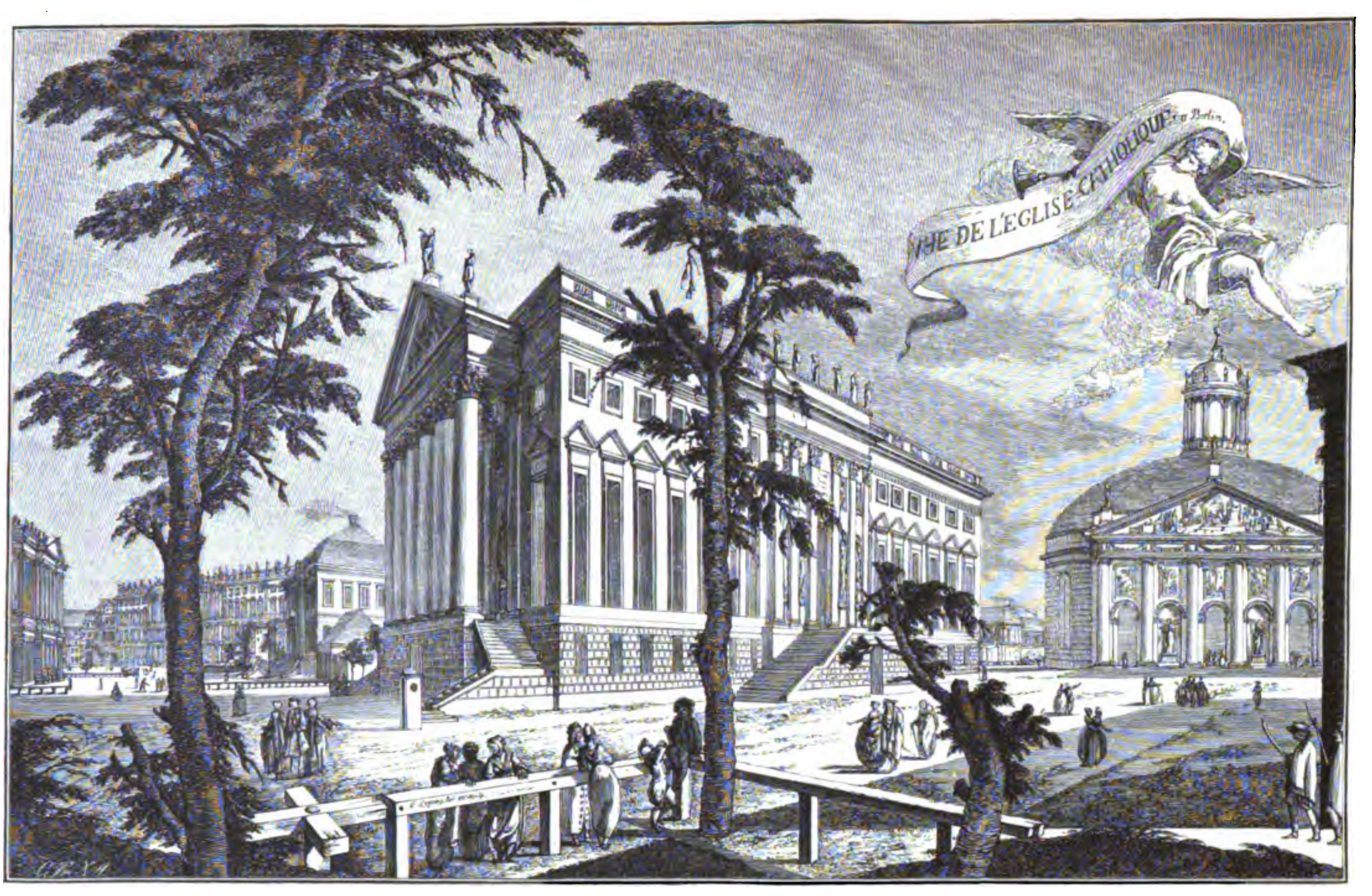
Der Staat des aufgeklärten Despotismus erscheint uns heute unter dem Bilde einer Maschine, in der nichts Leben und Seele hat außer der einen Kraft, die sie in Bewegung setzt; die Staatsauffassung, die diesem Bilde entspricht, nennen wir die mechanische, weil sie die Unterthanen betrachtet wie die Räder eines Uhrwerkes, ihrer Unmündigkeit ein Recht auf Selbsthilfe, auf Theilnahme an der Gesetzgebung, auf eigene Ansicht und eignen Willen gegenüber der Obrigkeit nicht zuerkennt. Ihr setzt die Epoche des mündigen Bürgerthums, der freien Presse, der beschworenen Verfassungen und der parlamentarischen Körperschaften eine organische Staatsauffassung entgegen,

1) I, 275 ff. 2) I, 544 ff.

die allzuhäufig übersieht, wo ihre Wiege gestanden hat. Womit rechtfertigt die heutige Gesellschaft ihren Anspruch auf politische Mündigkeit? Sie rechtfertigt ihn mit der Macht, die sie durch ihre Bildung und durch ihren Wohlstand thatsächlich erlangt hat. Wer aber hat die Volksbildung erzwungen und die wirthschaftliche Arbeit erzogen, die den Wohlstand schafft? Das ist der aufgeklärte Despotismus gewesen. Beurtheilt nach den Mitteln, die er anwendet, wie nach denen, deren Anwendung er nicht gestattet, kann sein Staat ein Polizeistaat genannt werden. Beurtheilt nach dem Unterschied zwischen dem Zustand, den er vorfand und demjenigen, den er theils schaffen wollte, theils wirklich schuf, darf er ein Kulturstaat heißen, und als den verordneten Schöpfer eines Kulturstaats (état policé, civilisé) im weitesten Umfang und im edelsten Sinne hat Friedrich der Große sich selber betrachtet und jederzeit bekannt.

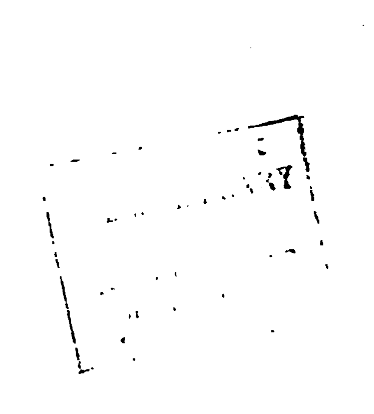
Der Friede zu Hubertsburg war noch nicht gezeichnet, als Friedrich am 12. Februar 1763 aus Leipzig seinem Staatsminister Freiherrn v. Danckelmann schrieb, er habe acht sächsische „Schulhalter" angeworben, um sie zur Besserung der „Landschulen" in der Kurmark und in Hinterpommern zu verwenden,[1] und sein erstes größeres Werk nach dem Friedensschluß war das „General-Land-Schul-Reglement", das er unter dem 12. August 1763 in Berlin vollzog. In dem Vorwort dieses Gesetzes hieß es: „Demnach Wir zu Unserem höchsten Mißfallen selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der mehresten Küster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen: so ist Unser so wohlbedachter als ernster Wille: daß das Schulwesen auf dem Lande in all Unseren Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzet und verfasset werden soll. Denn so angelegentlich Wir nach wiederhergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das wahre Wohlseyn Unserer Länder in allen Ständen Uns zum Augenmerk machen; so nöthig und heilsam erachten Wir es auch zu seyn, den guten Grund dazu durch eine vernünftige so wohl als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht und andern nützlichen Dingen in der Schule legen zu lassen. Diesemnach befehlen Wir hierdurch und kraft dieses aus Höchsteigener Bewegung, Vorsorge und landesväterlicher Gesinnung, zum Besten Unserer gesamten Unterthanen, allen Regierungen, Consistoriis und übrigen Collegiis Unseres Landes, welche dazu ihres Orts alles mögliche beytragen sollen, allergnädigst und ernstlichst, auf nachstehendes General-Land-Schul-Reglement veste zu halten, und alles inskünftige danach einzurichten, damit der so höchst schädlichen und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit vorgebeuget und abgeholfen werde, um auf die

1) Novum corpus constitutionum Prussico-Brandenburgensium praecipue Marchicarum III. Berlin 1766. S. 196.



Ansicht aus Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen: Katholische Kirche, Opernhaus, königl. Palais und Schloß, Zeughaus.

Gleichzeitiger Stich nach seiner eigenen Zeichnung von J. Legeay.



folgende Zeit in den Schulen geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können."[1]) In diesen wenigen Sätzen haben wir beisammen, was den aufgeklärten Despotismus unterscheidet von seinem Gegentheil und was ihn gleichzeitig der Staatsauffassung unserer Tage verwandt macht. Arm und unwissend müssen die Völker sein, denen der höfische Despotismus ohne Angst gebieten will. Er kennt den Zusammenhang zwischen Wohlstand und Bildung sehr wohl, aber eben dieser erschreckt ihn und das Mindeste, was er dem Gebot der Selbsterhaltung schuldet, ist, daß er nichts thut beide zu fördern. So ist das Fürstenthum gesonnen, das nicht der Diener, sondern der Ausbeuter des Gemeinwesens sein will. Anders dasjenige, das sich als Organ der höchsten Staatszwecke betrachtet und den weiten Umfang seiner Rechte durch ein noch weiteres Ausmaß seiner Pflichten begründet. Nicht der Genuß der Macht, sondern ihre Verwendung für Andere, nicht das Loswerden der Sorgen des Augenblicks, sondern die Arbeit für die Zukunft,[2]) nicht das Erzeugen trügerischen Glanzes, sondern die Pflanzung gediegener Wohlfahrt von unten auf macht seines Lebens Zweck und Aufgabe aus. Der Verfall der Landschulen, die Unwissenheit der bäuerlichen Bevölkerung erscheint ihm wie uns als ein öffentlicher Nothstand, seine Heilung als ein Interesse Aller, insbesondere der Regierung selbst, die davon „geschicktere und bessere Unterthanen" erwartet, und daß es einen Unterschied zwischen dem Interesse des Landes und dem des Königs nicht gebe, war Friedrichs des Großen Ueberzeugung von Hause aus.[3])

Aus den 26 Paragraphen der neuen Landschulordnung verdienen diejenigen hervorgehoben zu werden, welche bestimmt sind, den Besuch der Schulen zu erzwingen, also den Schulzwang zum Gegenstande haben. Eltern, Vormünder, Herrschaften werden verpflichtet, die ihnen anvertrauten Kinder „wo nicht eher doch höchstens vom fünften Jahre an" in die Schule zu schicken und bis ins dreizehnte und vierzehnte Jahr darin zu lassen, „bis sie nicht nur das Nöthigste vom Christenthum gefasset haben und fertig lesen und schreiben, sondern auch von demjenigen Red und Antwort geben können, was ihnen nach den von Unseren Consistoriis verordneten und approbirten Lehrbüchern beygebracht werden soll" (§ 1). Herrschaften, welchen in Folge des Dienstzwanges und des in Preußen sogenannten Schaarwerks die Kinder der Unterthanen auf gewisse Jahre zu dienen haben, dürfen die Kinder nicht

1) Ebendas. S. 265. Der ganze Text füllt daselbst zehn gespaltene Folioseiten.
2) Oeuvres VI, 87. Le gouvernement ne doit pas se borner à un seul objet: l'intérêt ne doit pas être l'unique mobile de ses actions: le bien public qui a tant de branches diverses, lui offre une foule de matières dont il peut s'occuper, et l'éducation de la jeunesse doit être considérée comme une des principales: elle influe sur tout; elle ne crée pas, mais elle peut corriger des défauts. Dann kommt einiges über seine Schulordnung, und im Anschluß hieran: De tels arrangements sont de nature qu'on n'en jouit pas d'abord, et que le temps seul fait qu'on en recueille des fruits. 3) I, 281.

eher den Schulen entziehen, als bis ihnen der Erwerb der nöthigsten Schulkenntnisse bescheinigt werden kann (§ 2). Zuwiderhandlungen von Eltern und Vormündern werden bestraft. Die, welche unterlassen, die Kinder zur Schule zu schicken, haben gleichwohl das gesetzliche Schulgeld an den Schulmeister zu entrichten und wenn die Vermahnung des Predigers nicht ausreicht, sie zur Besserung zu bestimmen, so soll Exekution durch die Gerichtsobrigkeit jedes Ortes eintreten. „Wenn überdem bey der Schul-Visitation der Visitator in Erfahrung bringen sollte, daß Eltern ihre Kinder in dem vergangenen Jahre nicht fleißig zur Schule gehalten, so sollen sie dahin sehen, daß deßhalb sechszehen Groschen Strafgelder zur Schul-Cassa gegeben werden. Wir befehlen demnach hiedurch allen Unseren Beamten und Gerichts-Obrigkeiten ernstlich, auf die erste Anzeige des Schulmeisters, die Eltern, Vormünder oder welchen die Kinder zugehören und in deren Brod sie stehen, sofort vorzufordern und zu vernehmen, warum die Kinder vom Schulgehen zurückgehalten worden? Sollte sich nun nicht finden, daß dieselben durch Krankheiten daran behindert worden, so müssen sie durch gehörige Zwangs-Mittel, wie vorhin gedacht, die nöthige Remedur förderſamst verschaffen" (§ 10).

Der Volksschulzwang gehört mit der allgemeinen Wehrpflicht zu den Einrichtungen, welche der Verfassungsstaat in Deutschland von dem verfassungslosen Despotismus überkommen und trotz vielfacher Anfechtung nicht blos behauptet, sondern sogar erweitert hat. Ob ihn irgend eine parlamentarische Versammlung aus eigenem Antrieb jemals eingeführt haben würde, darf füglich bezweifelt werden; die nothgedrungene Nachahmung, zu der sich Frankreich in unseren Tagen endlich entschlossen hat, ist jedenfalls nicht geeignet, solchen Zweifel zu heben. Nun ist aber nichts bezeichnender für die Eigenart unseres Despotismus, als daß er die Aufklärungsarbeit bei der Wurzel beginnt: er fängt nicht an mit Aufhebung der Censur,[1]) mit prahlerischer Verkündigung freier Presse, sondern mit dem Zwangsunterricht derer, die sonst ohne Unterricht aufwachsen würden, mit zwangsweiser Beibringung derjenigen Kenntnisse, die die Anfangsgründe alles Wissens darstellen.

Wie enge Friedrichs Sorge für die Landschule zusammenhing mit seinem Streben nach Förderung der Landeskultur auch im wirthschaftlichen Sinne, zeigt schon die eine Verordnung im §. 14 unseres Reglements: „daß keine zu Schulmeister und Küster angenommen werden sollen, als welche in dem Churmärkischen Küster- und Schul-Seminario zu Berlin eine Zeitlang ge-

1) Wieweit Friedrich davon entfernt war, zeigt sein „Circulare wegen verbotenen Drucks und Verkaufs derer Bücher, welche in die Publica einschlagen". d. d. Berlin 28. Januar 1763, a. a. O. S. 183. Das neue Rundschreiben schärfte nur ein älteres vom 7. Juni 1746 wieder ein. Unbefugtes Drucken und Verbreiten von Schriften „welche in die Publica einschlagen oder sonst Unsere und Unseres k. Hauses Gerechtsame und Angelegenheiten betreffen" wurde mit einer Geldstrafe von 100 Species-Ducaten geahndet.



Friedrich II.

Nach einem Gemälde von Daniel Chodowiecki: eins der wenigen, zu denen der König selbst gesessen haben soll. Jetzt im Besitz des Herrn Rudolf von der Leyen in Crefeld, dessen Familie von Friedrich dem Großen das Bild geschenkt wurde.

wesen und darinnen den Seydenbau sowol, als die vortheilhafte und bey den teutschen Schulen der Dreyfaltigkeitskirche eingeführte Methode des Schulhaltens gefasset haben." Auf den Seidenbau als Nebenbeschäftigung der Prediger, Küster und Schulmeister hatte Friedrich seit Jahren sein Augenmerk gerichtet. Einen Erlaß an den Minister Danckelmann vom 23. Januar 1750 beginnt er mit den Worten: „Da unter allen den Geschäften, mit welchen Ich Mich zur Aufnahme Meiner hiesigen Lande und um die Nahrung derer Unterthanen zu verbessern bemühe, eines der hauptsächlichsten ist, daß die Cultur der Maulbeer-Bäume und mithin des Seyden-Baues mehr und mehr befördert, auch auf dem platten Lande im Gange gebracht werden möge: So habe ich zwar gehoffet, daß die Geistlichkeit auf dem Lande, insonderheit an denen Orthen, woselbst denen vorhin schon gemachten Anordnungen gemäß, die Kirchhöfe p. p. mit Maulbeer-Bäumen besetzet werden müssen, den wahren Nutzen von dieser Sache zu ihrem eignen Besten und profit einsehen und sich die Beförderung des Seyden-Baues, welchen sie gar leichtlich und allenfalls durch ihre Frauens und Kinder unterhalten können, angelegen seyn lassen würde; Ich komme aber zu Meiner Befremdung in Erfahrung, wie an den mehresten Orthen die Prediger sowohl als Schulmeister auf dem Lande, sehr weit davon entfernt gewesen und aus Faulheit lieber gar keinen Gebrauch von den Blättern der auf den Kirchhöfen vorhandenen vielen Maulbeer-Bäumen machen, als sie zu ihrem eignen Gewinn und besserer Subsistence zu dem Seyden-Bau appliciren wollen."[1]) Um diesem Uebelstand abzuhelfen und Prediger, Küster, Schulmeister zur eifrigsten Förderung der Seidenzucht anzuspornen, gibt er nun eine Reihe von Vorschriften, auf die er später wiederholt zurückkommt, auf die aber hier nicht näher eingegangen werden kann.[2])

Die Seide gehörte zu den zahlreichen Bedarfsgegenständen, welche das industriearme Preußen bisher aus der Fremde beziehen mußte und deren Herstellung im Lande selber heimisch zu machen Friedrich der Große beschlossen hatte. Das Geld soll nicht aus dem Lande gehen, außer für Rohstoffe, deren Verarbeitung im Lande möglich ist, so lautete sein uns wohlbekannter Wahlspruch.[3])

„Wenn ein Land," sagt er, „wenig Erzeugnisse auszuführen hat, und auf den Gewerbfleiß seiner Nachbarn angewiesen ist, so muß ihm die Handelsbilanz ungünstig sein: es zahlt dem Ausland mehr Geld, als es von diesem empfängt; dauert das fort, so muß es nach einer gewissen Anzahl von Jahren von Geld entblößt sein; nimm jeden Tag Geld aus einer Börse und thue kein neues hinein, so wird sie bald leer sein. Dafür kann Schweden als Beispiel dienen. Um diesem Uebelstande zu begegnen, gibt es kein anderes

1) Abgedruckt bei Stadelmann, Preußens Könige in ihrer Thätigkeit für die Landeskultur. Leipzig 1882. II, 290—292. 2) Näheres bei Stadelmann S. 214 ff. 3) I, 552. Vgl. die Anordnungen Friedrich Wilhelms I. in demselben Sinne. I, 226—227.

Mittel, als die Manufaktur zu vermehren: an der Verarbeitung eigner Rohstoffe ist Alles Gewinn, bei der von Fremden gewinnt man mindestens den Arbeitslohn. Diese ebenso wahren als einleuchtenden Sätze dienten der Regierung als Leitstern: nach ihnen lenkte sie all ihr Thun in wirthschaftlichen Dingen. Demgemäß ergab sich im Jahre 1773 ein Zuwachs von 264 neuen Fabriken in den Provinzen. Unter Anderen gründete man eine Porzellanfabrik in Berlin, von der 500 Personen lebten und die bald die sächsische übertraf. Man gründete eine Tabakfabrik, deren Betrieb eine Gesellschaft übernahm: sie hatte Zweiggeschäfte in allen Provinzen für deren inneren Verbrauch und gewann an dem, was sie dem Auslande verkaufte, den Preis, den sie für den Ankauf der Blätter aus Virginien gezahlt hatte. Dabei wuchsen die Einkünfte der Krone und die Aktionäre verdienten 10% Zinsen auf ihr Capital."[1]) Ein Volk, dessen Gewerbfleiß bereits so stark entwickelt ist, daß es mit seinen im Lande gefertigten Waaren auf dem Weltmarkt einen rühmlichen Platz einnimmt, kann sich in eine Zeit nicht mehr zurückversetzen, da es noch weit davon entfernt war, auch nur einen bescheidenen Theil des eignen Bedarfs aus seiner Arbeit zu decken. Ihm leuchtet deßhalb die Nothwendigkeit der künstlichen Mittel nicht mehr ein, mit denen erst der Boden urbar gemacht und die unentbehrlichsten Lebensbedingungen für einheimischen Gewerbetrieb geschaffen werden mußten. Unsere Zeit kennt einen Gegensatz von Selbsthilfe und Staatshilfe, der dem Preußen jener Tage ganz fremd war und was die letztere damals bedeutete, können wir uns nur noch an Beispielen klar machen, die den Unterschied der Zeiten grell beleuchten. Ein solches Beispiel bietet die Geschichte der ersten Sammetfabrik Berlins dar, deren Gründer der uns bereits bekannte[2]) J. E. Gotzkowsky war, den der Kronprinz Friedrich auf Rheinsberg schon als ganz jungen Mann hatte kennen lernen.

Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung hatte Friedrich am 27. Juni 1740 den „Minister für Manufakturen und Fabriken" angewiesen, die im Lande bereits vorhandenen Manufakturen zu verbessern, die noch fehlenden einzuführen, so viel Fremde von allerhand Conditionen, Charakter und Gattung in das Land zu ziehen, als sich immer thun lassen wolle.[3]) In demselben Gedanken beschied er zur selben Zeit den Kaufmann Gotzkowsky nach Charlottenburg und forderte ihn auf, daß er sich sollte angelegen sein lassen, „viele nützliche und geschickte Künstler und Ouvriers in das Land zu ziehen;" er werde ihn dabei nicht allein kräftig unterstützen, sondern auch selbst „ein fleißiger Abnehmer der allhier verfertigten Waaren sein". Gotzkowsky ging ans Werk und errichtete mit Hilfe einer Menge „geschickter Künstler und Ouvriers" eine Fabrik, die soviel Bijouterien verfertigte, daß er „beinahe halb Deutschland damit versorgte" und „viele Tonnen Goldes frem-

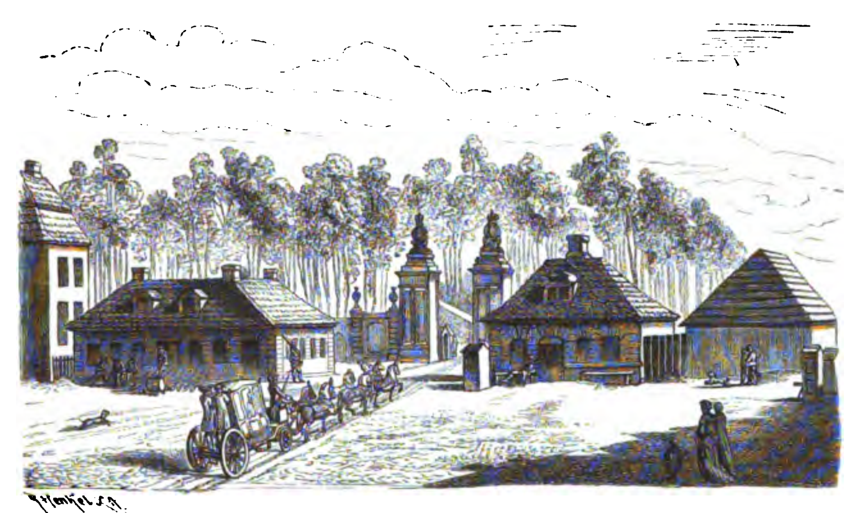
1) Oeuvres VI, 77/8. 2) S. S. 304ff. 3) Oeures XXIII, 360. Vgl. Stadelmann S. 146.

den Geldes anhero zog". Danach gründete Gotzkowsky „nach Genueser Art" eine Sammetfabrik, ließ auf eigne Kosten ganze Familien geschickter Arbeiter aus weiter Ferne herankommen und hoffte, nachdem er mit einem Aufwand von 30,000 Thalern die Fabrik in Betrieb gesetzt hatte, aus dem Ertrag des Geschäfts die Kosten der Anlage zurückzugewinnen, aber er fand an dem Vorurtheil des Publikums gegen alle inländischen Waaren einen so entschiedenen Widerstand, daß er sich endlich genöthigt sah, dem König vorzustellen, wenn ihm wie bisher der Absatz fehle, so müsse er das ganze Geschäft aufgeben. Der König ließ untersuchen, wie viel fremde Sammete ins Land gebracht würden, und als sich da eine sehr ansehnliche Summe ergab, ließ er „aus höchst eigener Bewegung die fernere Einfuhr aller fremden Sammete untersagen". Dies hatte den Erfolg, daß Gotzkowsky sein bisheriges Geschäft auf 120 Stühle erweitern, eine zweite Fabrik dazu übernehmen konnte und vom Jahre 1754 an zusammen 250 Stühle im Gange hatte, bei denen 1500 Menschen ihren Unterhalt fanden. „Die Waaren," erzählt Gotzkowsky weiter, „die ich anfertigen ließ, waren gut, so daß ich es wagen konnte, solche gleich den auswärtigen auf die Leipziger Messen zu führen und da ich hiernächst sehr ansehnliche Commissiones aus Rußland sowohl als aus Pohlen und von vielen Orten Deutschlands erhielte, so erstreckte sich mein auswärtiger Debit jährlich auf 100,000 Rthlr., wovon, daß dieses Angeben in der Wahrheit sich gegründet befindet, die hiesigen Accisebücher, in welchen die Waaren vor deren Absendung Stück vor Stück bemerket wurden, beweisen müssen, und so bekräftiget sich auch hier das alte Sprichwort: daß ein Prophet nirgend weniger als in seinem Vaterlande geachtet wird."[1])

Mit diesem einen Beispiel sei die Lage veranschaulicht, die der Wirthschaftspolitik Friedrichs des Großen das Gesetz gab. Er selbst hat sich in all diesen Dingen wie einen Erzieher, seine Mittel nur als Krücken betrachtet, die wegfallen sollten, sobald der Pflegling auf eigenen Beinen gehen konnte. Vernehmen wir, was er darüber dem Direktor der Regie, de Launay, gesagt hat, als der Verminderung der Einfuhrverbote und freiere Bewegung des Handels empfohlen hatte:[2]) „Sie haben große Absichten, aber Sie eilen der Zeit voraus. Ist diese gekommen, werde ich schon thun was Sie mir rathen; aber ich würde Alles verderben, wenn ich dem rechten Zeitpunkt vorgreifen wollte. Sie kennen meine Staaten. Meist ist der Boden sandig, trocken und undankbar, er bringt nicht genug Korn hervor, um alle seine Bewohner damit zu versorgen und die besseren Provinzen können für die schlechteren nicht ganz aufkommen. Ich muß alle Jahre Korn in Polen aufkaufen und Magazine anlegen lassen, die ich im Nothfalle öffnen kann. Aus gleichen Ur-

1) Geschichte eines patriotischen Kaufmanns S. 7—11. 2) Das Nachstehende ist ein Auszug der Aeußerungen des Königs, die in ihrem ganzen Wortlaut verdienen nachgelesen zu werden. Sie stehen u. A. abgedruckt in dem inhaltreichen Werke von Rödenbeck, „Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen." Berlin 1838. II, 28—32.

sachen ist auch die Weide nicht ganz zureichend. Das Vieh ist klein, mager und nicht zahlreich, meine Unterthanen müssen es sich zum Theil aus Polen holen. Oel, Specerei, Zucker, Cafee und hundert andere Dinge wachsen in meinen Landen nicht; sie müssen aus der Fremde eingeführt werden und ziehen alle Jahr ein ansehnliches Geld aus dem Lande. Wollte ich nun meinen Unterthanen gestatten, fremde Fabrikwaaren, die freilich sehr nach ihrem Geschmack sein würden, einzuführen, was würde binnen Kurzem aus ihnen werden, da der Luxus in allen Ländern die Oberhand gewonnen hat? Sie würden bald alles baare Geld ausgegeben haben, das sie für Wolle, Leinwand und Holz, unsere einzigen Ausfuhrartikel, eingenommen haben. Ich muß also genau auf die Handelswage Achtung geben und meine Hand auf-



Das Brandenburger Thor in Berlin um 1760.
Radirung von Daniel Chodowiecki.

thun, nicht um an die Ausländer zu geben, sondern um von ihnen zu empfangen. Was Sie mir sagen von Handel und Industrie, ist ganz gut; die Industrie ist in der That die Nähramme des Landes und der Handel die lebendige Seele eines Staates; allein dies gilt nur von Ländern, wo die Industrie die Grundfeste des Handels und der Handel der Geschäftsmann der Industrie ist; alsdann ist der Wettbewerb das beste Mittel zur Vervollkommnung der Kunstfertigkeit. Aber in meinen Ländern sind all diese schönen Phrasen gestickte Röcke, die mich an den Bettelstab bringen würden. Die Industrie liegt hier noch in der Wiege, und der Handel ist nichts weiter als der Handlanger fremden Handels. — — Ich sperre ab, so viel ich kann, weil dies das einzige Mittel ist, daß meine Unterthanen sich dasjenige selber machen, was sie von anderswoher nicht beziehen können. Ich gebe zu, im Anfang machen sie

es schlecht; aber durch Zeit und Gewohnheit, zumal wenn das Interesse dazu kommt es besser zu machen, wird Alles vollkommener werden und mit den ersten Versuchen müssen wir Geduld haben. Ich ertheile Monopolien (Privilegien, Patente), weil mehrere Personen sich nicht mit einem Gegenstande hinreichend beschäftigen können und weil man die Kosten des Etablissements vergüten und das Etablissement selbst unterstützen und blühend machen muß, um Mehreren Lust zu machen, die Früchte desselben zu theilen; sonst würde man nichts unternehmen oder sich unfehlbar ruiniren. Ich habe viele Vorschüsse zu Etablissements gemacht, die sich, die Accisebefreiungen nicht gerechnet, füglich auf über eine Million Thaler belaufen und ich schätze mich dabei noch glücklich, wenn ich sie aufrecht erhalten kann: ich lasse sie nicht aus den Augen und wenn ich finde, daß ihr Gewinn zu groß wird, so hebe ich das Privilegium auf, damit Concurrenz entsteht. — Ich habe einen schlechten Boden, also muß ich den Bäumen, die ich pflanze, Zeit lassen, um Wurzel zu schlagen und stark zu werden, ehe ich Früchte von ihnen verlangen kann. Lassen Sie das Volk über meine Einfuhrverbote schreien und sorgen Sie nur, daß kein Schmuggel getrieben wird. Mein Volk muß arbeiten und würde faul werden, wenn die Industrie keinen sicheren Absatz hätte. Ueberdies muß man das Geld nicht aus dem Lande lassen, wenn man wenig Mittel hat, es wieder herbeizuschaffen. — Sie wissen, daß ich von diesen Einkünften nichts sammele und weit lieber ist es mir, meinen Unterthanen zu zeigen, wie sie ihr Geld behalten können, als es ihnen zu nehmen und wieder zu geben." Dies waren die Ansichten, denen Friedrich der Große gefolgt sein würde, auch wenn seine Staaten unter nichts gelitten hätten, als unter den unvermeidlichen Mängeln eines unergiebigen Bodens und einer spärlichen, in Gewerbe und Handel noch nicht geschulten Bevölkerung. Aber er hatte außerdem mit den ganz ausnahmsweisen Verhältnissen zu rechnen, welche der siebenjährige Krieg zurückgelassen und die denselben wie ein allgemeines Nationalunglück empfinden ließen.

Eine jener Prachtstellen seiner Denkwürdigkeiten, an denen wir nicht einen Text zu lesen, sondern einen großen Redner zu hören glauben, ist die, wo er schildert, wie er beim Friedensschluß sein Land wiedergefunden und was er gethan habe, um diesem Lazarus wieder zum Leben zu helfen. Es lohnt sich diese ganze Stelle hierherzusetzen. Sie lautet: „Um sich ein Bild zu machen von der allgemeinen Zerrüttung, in welche sich das Land gestürzt sah, von der Verzweiflung und Muthlosigkeit der Unterthanen, muß man sich vorstellen: ganze Gegenden in einem Zustande der Verheerung, in dem man kaum mehr die Spuren menschlicher Wohnsitze entdeckte, ganze Städte in Schutt und Trümmern liegend, andere von Feuersbrünsten halb verzehrt, 3000 Häuser spurlos verschwunden, keine Saaten mehr bestellt, kein Getreide vorhanden, um die Bewohner zu ernähren, 60,000 Pferde verloren, die den Bauern zur Arbeit nöthig gewesen wären und in den Provinzen ein Rückgang der Bevölkerung um 500,000 Menschen, im Vergleich mit der von

1756, eine beträchtliche Ziffer bei einer Bevölkerung von 4,500,000 Seelen. Edelleute und Bauern waren geplündert, gebrandschatzt, ausgezehrt worden von soviel verschiedenen Heeren, derart, daß ihnen nur das nackte Leben und elende Lumpen geblieben waren, um ihre Blöße zu bedecken. Kein Credit, um auch nur für die täglichen Bedürfnisse aufzukommen, die die Natur erheischt; keine Polizei mehr in den Städten: an Stelle des Geistes der Billigkeit und der Ordnung war niedrige Selbstsucht und anarchische Selbsthilfe getreten; Gerichte und Finanzkammern hatten die Arbeit einstellen müssen bei dem häufigen Einbruch so vieler Feinde; das Schweigen der Gesetze hatte im Volk die Lust an der Ausschweifung entfesselt und daraus war eine allgemeine Jagd nach Gewinn um jeden Preis entstanden: der Edelmann, der Kaufmann, der Pächter, der Bauer, der Fabrikant, Alle steigerten den Preis ihrer Werthe und Waaren nach Belieben und schienen nur zu arbeiten auf ihren gegenseitigen Ruin. Dies war das schreckenvolle Bild, das soviele bisher blühende Provinzen darboten, als der Krieg beendigt war: wie pathetisch diese Schilderung auch erscheinen mag, sie wird nie den ergreifenden und schmerzlichen Eindruck erreichen, den der Anblick desselben auf den Beschauer machte.

In einer so beklagenswerthen Lage der Dinge mußte man mit Muth dem widrigen Schicksal die Stirne bieten, nicht verzweifeln am Staat, sondern sich vornehmen, ihn eher besser zu machen als wieder herzustellen: einen Neubau galt es zu unternehmen. In den Kassen [1]) fanden sich die Fonds, um Städte und Dörfer wieder aufzubauen; aus den Magazinen zog man Massen von Getreide, um das Volk zu nähren und die Saaten zu bestellen. Man nahm die für Bespannung der Geschütze, der Pack- und Proviantwagen bestimmten Pferde, um sie zum Ackerbau zu verwenden. Schlesien wurde auf sechs Monate, Pommern und die Neumark auf zwei Jahre von der Contribution befreit. Eine Summe von 20,389,000 Thlrn. wurde hergegeben, um die Provinzen zu entlasten und die Schulden zu tilgen, die sie gemacht hatten, um die Auflagen der Feinde zu bezahlen. Wie groß diese Ausgabe auch war, sie war nothwendig und unabweisbar. Die Lage dieser Provinzen nach dem Frieden von Hubertusburg ähnelte derjenigen, in welcher sich Brandenburg am Ende des dreißigjährigen Krieges befand. Damals war der Staat hilflos, weil dem großen Kurfürsten die Mittel fehlten, seinen Völkern beizustehen; und was geschah? Ein ganzes Jahrhundert mußte vergehen, bis seinen Nachfolgern gelang, die verwüsteten Städte und Lande wieder herzustellen. Dies grelle Beispiel der Leiden, welche der Staat ertragen mußte, weil ihm im

1) Seine Bereitschaft für einen neuen Feldzug im Jahre 1763 schildert Friedrich mit den Worten: Les caisses étaient en fonds, les magazins formés pour la campagne étaient remplis et les chevaux pour l'armée, l'artillerie et le train des vivres, tout était complet et en bon état. Ces ressources, destinées pour la continuation de la guerre, devinrent encore plus utiles pour le rétablissement des provinces. Oeuvres VI, 74.

rechten Augenblick nicht geholfen worden war, bestimmte den König, unter so traurigen Verhältnissen nicht einen Augenblick zu versäumen und mit raschen und zureichenden Gaben dem allgemeinen Nothstande abzuhelfen. Wiederholte Spenden gaben den armen Einwohnern, die schon verzweifeln wollten an ihrem Schicksal, den Muth zurück; mit den Mitteln, die man ihnen gab, kehrte die Hoffnung wieder; über die Bürger kam ein neues Leben, über die Arbeit ein frischer Eifer; die Liebe zum Vaterlande gewann neue Kraft und seitdem wurden alle Felder frisch bebaut, die Manufakturen kamen wieder in Gang und die wiederhergestellte polizeiliche Ordnung heilte nach und nach die Laster, welche sich während der Anarchie eingewurzelt hatten."[1])

Ausnahmsweise wie bei ihrem Beginn blieb Friedrichs Wirthschaftsthätigkeit auch in der Folge, als den ärgsten Kriegsschäden gesteuert war. Wir kennen die großen Schwierigkeiten, unter denen er über den Frieden seiner Grenzen wachen mußte, um das Schwert ruhen lassen zu können, das gleichwohl nicht rosten durfte. Die Friedensarbeit der ersten Jahre wurde gespeist durch die Kriegsmittel, die er für 1763 angehäuft. In keinem Jahre konnte er wissen, ob er seine Baarvorräthe für den Krieg oder für den Frieden würde zu verwenden haben. Folglich war der ausreichende Besitz immer bereiter Baarmittel, sei es zur Abwehr des Feindes, sei es zur Förderung der Wirthschaft seines Volkes, das erste Gebot seiner Regentenpflicht, und diese Zwangslage, über die nun einmal mit keiner Gemüthlichkeit hinwegzukommen war, darf nie außer Acht gelassen werden, wenn man von den allerdings harten Mitteln spricht, die Friedrich der Große anwandte, um allzeit derjenige zu sein, der, wenn es Ernst ward, den ersten Schuß und den letzten Thaler hatte. Als eine unverhoffte Gnade der Vorsehung betrachtete er jedes Jahr, in dem er wie 1763 das für den Krieg Gesammelte den Werken des Friedens widmen konnte. Dem Staatswirth Friedrich thut man Unrecht, wenn man bei Abwägung dessen, was er mit der einen Hand nehmen mußte, um mit der andern geben zu können, den schweren, kostspieligen Harnisch vergißt, den er nun einmal nicht ablegen durfte. Der bewaffnete Friede, in dem er lebte, gab nicht nur seiner Diplomatie und seiner Sorge für das Heer, sondern auch dem gesammten Haushalt seines Staates das Gesetz. Das Ideal von freiem Handel und freier Wirthschaft, das ein Land mit unangreifbaren Grenzen und ohne gefährliche Nachbarn voraussetzt, war ein Traumbild, das Friedrich selbst dann nicht hätte beirren dürfen, wenn er der Selbsthilfe seiner Unterthanen die Wunderkräfte zugetraut hätte, die sie bisher in seinem Lande noch nicht bewährt. Sicherlich hat er der Staatshilfe weit mehr zugetraut, als sie zu leisten vermochte; aber wenn er darin auch geirrt hat, die Staatspflicht, der seine Finanzen genügen mußten, blieb ganz dieselbe und die Besteuerungsmittel, die er anwandte, waren zu jener Zeit in ganz allgemeinem Gebrauch; ein Unterschied lag nur in der größeren

1) Oeuvres VI, 74/75.

Strenge und Stetigkeit der Durchführung auf der einen und in der Art der Verwendung ihrer Erträge auf der andern Seite. Anderwärts verschlang der Hof den Staat, hier ging der Hof im Staate auf. Wie Friedrich der Große dazu kam, den Geldquellen, die schon sein Vater geschaffen, neue hinzuzufügen, hat er selbst angegeben. Die vorhandenen Mittel waren für die Wiederherstellung der Provinzen daraufgegangen; für die Anlage neuer Festungswerke, für den Umguß der Geschütze und für die dauernd ausgiebige Förderung von Ackerbau und Industrie bedurfte es neuer Mittel. „Die Einkünfte aus Zöllen und Accisen waren bisher schlecht verwaltet worden, weil es an gehöriger Ueberwachung der Einnehmer fehlte; um diesen wichtigen Theil der Einnahmen der Krone auf einen festen Fuß zu bringen, fehlten dem König die einheimischen Kräfte, da die, welche bisher an der Spitze dieses Verwaltungszweigs gestanden hatten, während des Kriegs gestorben waren; deßhalb mußte er Fremde berufen und nahm einige mit diesen Dingen von langer Hand her vertraute Franzosen in seinen Dienst. Man führte nicht Pachtverträge, sondern eine Regie ein, als das geeignetste Mittel, um die Völker gegen die Tyrannei der Einnehmer zu schützen, deren Mißbräuche man in Frankreich nur zu sehr beobachtet. Die Abgaben vom Getreide wurden ermäßigt, und des Ausgleichs halber der Preis des Bieres etwas erhöht. Durch diese neue Einrichtung wuchsen die Erträge insbesondre aus den Zöllen, welche fremdes Geld ins Land brachten; aber der größte Vortheil dabei war der, daß der Schmuggel sich verminderte, der den Ländern, in welchen Manufakturen errichtet sind, so verderblich ist."[1]) Diese Worte beziehen sich auf die großen tief einschneidenden Neuerungen, welche Friedrich seit dem Jahre 1766 im Haushalt des preußischen Staates vornahm.

Unter dem 14. April 1766 erließ Friedrich ein Patent über Neuordnung des Zoll- und Accisewesens,[2]) um, wie er in dem Vorwort sagte, den Ungleichheiten und Mißbräuchen abzuhelfen, welche sich bei einer Untersuchung der bisherigen Erhebungsweise von Abgaben und Accisen in den Städten der Monarchie herausgestellt hatten. Seit Beendigung des letzten Krieges sei sein Augenmerk beständig darauf gerichtet, „sowohl durch Wiederaufbauung der verheerten Dörfer und Gegenden die Zahl der Einwohner zu ersetzen, als auch den Handwerken und Fabriken durch alle möglichen Wohlthaten und Encouragements wiederum aufzuhelfen," ganz besonders aber dafür zu sorgen, daß alle Lasten und Abgaben an den Staat „durchgehends mit gleichen Schultern und nach Vermögen der Contribuenten getragen werden mögen"; es habe sich nun eine so ungebührliche Höhe der Abgaben vom Getreide, eine so unzweckmäßige und schädliche Besteuerung von Schlachtvieh, Wein, Bier und Branntwein herausgestellt, daß er beschlossen habe, „eine

1) Oeuvres VI, 77. 2) „Vorläufiges Deklarations-Patent wegen einer für sämmtliche K. Pr. Provinzen, wo bisher die Accise eingeführt gewesen, vom 1. Juni 1766 an allergnädigst gut gefundenen neuen Einrichtung der Accise- und Zoll-Sachen. De dato Berlin den 14. April 1766." Novum corpus c. pr. Br. IV, 294—307.



Gleichheit der Abgaben nach der Maaße des Vermögens Unserer Unterthanen einzuführen, den Dürftigen der Billigkeit nach die Last zu erleichtern, den Handel und Absatz des Getreides von aller Beschwerlichkeit zu befreien, und dadurch den Ackerbau aufzumuntern, die Verfälschung des Weines, Bieres und Branntweines zu behindern und endlich besonders der Gewinnsucht der Wein-, Bier- und Branntweinschenker Einhalt zu thun, damit sie sich nicht des Vorwandes der Accise bedienen und den Consumenten übermäßige Preise auflegen". Bevor eine zum Zwecke der Neubildung der ganzen Zoll- und Acciseverfassung niedergesetzte Commission ihre Arbeit fertig gestellt habe, erlasse er einige vorläufige Anordnungen, unter denen die wegen des Getreides und des Schlachtviehs bemerkenswerth sind. Gleich im ersten Artikel heißt es: „Alle Auflagen auf das Getreide und einländisches Mehl, ingleichen das Malz- und Branntwein-Schroot sollen vom 1. Juni 1766 an gänzlich aufhören und verbieten Wir fernerhin solche zu erheben. Hingegen bleibt Unseren Unterthanen verstattet, solche in den Städten frei einzuführen und damit eine willkührliche Handlung zu treiben, ohne weder Handlungs-Accise noch sonst einige Abgaben zu entrichten." — Und im zweiten Artikel heißt es: „Um aber den Ausfall, welcher durch die gänzliche Befreiung des Getreides entstehen wird, in etwas zu decken, so soll vorerst von jedem Pfund Fleisch sonder Unterschied 1 Pfennig entrichtet werden, jedoch wird hievon das Schweinefleisch, als die gewöhnlichste Nahrung der Armen, gänzlich ausgenommen und bleibt es dieserhalb einzig bei den vorigen Sätzen." Aus der nachfolgenden „allgemeinen Verordnung die Accise-Sätze betreffend" heben wir noch die Bestimmung hervor, wonach an allen geeigneten Grenzorten Comptoirs errichtet werden sollten, wo alle eingehenden Waaren und Kaufmannsgüter angegeben, und ob sie zum Verbrauch im Lande, oder bloß zur Durchfuhr bestimmt waren, mit einem Passirschein versehen werden mußten, bei Strafe der Confiscation der Waaren, Wagen, Pferde und Schiffe.

Die Ausführung der Reform ward einer eigenen Behörde übertragen, welche unter dem amtlichen Namen „Generaladministration der königlichen Gefälle" im Mai des Jahres neu errichtet ward und zwar durchaus unabhängig vom Generaldirektorium.[1]) Da Friedrich in die höheren Stellen dieser neuen Behörde lauter Franzosen berief, so hieß sie im Volksmunde die französische Regie, und da dem Chef derselben auf kurze Zeit auch die Oberleitung der Tabaksregie und seit 1781 die des Cafeemonopols übertragen ward, so floß der volksthümlichen Auffassung in dem Namen Regie Alles zusammen, was Monopolwesen und Franzosenthum nur irgend Gehässiges haben konnte. Auch der Nachwelt ist es so gegangen, auch sie hat das Zufällige für das Wesentliche, und das Nebenwerk für die Hauptsache genommen. An sich hatte die Regie mit irgendwelchem staatlichen Gewerbebetrieb nicht das Mindeste zu schaffen. Sie war bestimmt, einen Zweig der

1) S. den Cabinetsbefehl vom 9. April 1766 bei Preuß III, 11.

Staatsfinanzen, den das Generaldirektorium nicht zur Zufriedenheit des Königs besorgt hatte, besser zu besorgen als dieses; sie hatte mit diesem gemein, daß sie im Auftrag des Staates vereinnahmte und an die Kassen des Staates abführte, und war von ihm nur dadurch verschieden, daß ihre oberen Bediensteten nicht Preußen, sondern Franzosen waren, und ihre vier Direktoren, unter denen La Haye de Launay der bedeutendste war, nicht bloß je 15,000 Thlr. Gehalt, d. h. mehr als drei Mal soviel als ein Minister, sondern auch bedeutende Antheile an dem Ueberschuß der Accisengefälle (über den Etat von 1765/66 hinaus) zu beziehen und mithin an der Steigerung derselben ein persönliches Interesse hatten. Als ein Verdienst weiser Staatskunst rechnete sich's Friedrich an, daß er ein Mittel gefunden hatte, das französische System der Verpachtung von Staatsgefällen an Privatunternehmer zu vermeiden und doch die Geschäftsgewandtheit französischer fermiers sich zu Nutze zu machen; aber es ist mindestens zweifelhaft, ob die Ordnung und Strenge, die nun wirklich in das Gefällwesen kam, nicht auch durch preußische Beamte zu erzielen gewesen wäre und unzweifelhaft, daß das Treiben dieser Franzosen,[1]) die Friedrich selber schließlich als lauter „Schurkenzeug" bezeichnete,[2]) die ganze Einrichtung mit einem Volkshaß beladen hat, der der Sache selbst überaus schädlich geworden ist und später die Regierung Friedrich Wilhelms II. zu einer Reihe der ärgsten Mißgriffe verleitet hat. Seinen Abschluß erhielt das neue Finanzsystem durch den umfassenden Accisetarif, der unter dem 1. Juli 1769[3]) bekannt gemacht


Einwanderung in Berlin der zur Errichtung der Regie kommenden Franzosen. Radirung von Daniel Chodowiecki.

1) Ihre Zahl ist vielfach übertrieben angegeben worden. Nach Beguelin waren es 500, nach Launay nie mehr als etwa 200, und noch dazu nur eine gewisse Zeitlang, die Hälfte davon habe er alsbald nach Frankreich zurückgesandt (Justification S. 77) Preuß III, 19. 2) Erlaß an den Minister v. Werder 1. Dec. 1784, bei Preuß III, 19. 3) Novum corpus IV. 2. Abth. S. 5965—6180.

ward. Die Regie mit diesem neuen Tarif war eines jener Experimente, über deren Werth und Unwerth nur der Erfolg vieljähriger Anwendung entscheiden kann. Erst aus den letzten Regierungsjahren Friedrichs liegen uns amtliche Angaben vor, die uns gestatten, diesen Erfolg zu beurtheilen, und die wir an der geeigneten Stelle besprechen werden. Hier sei nur noch gesagt, daß sich der König, trotz aller Mängel und Härten des Systems, des Gesammtergebnisses desselben wahrlich nicht zu schämen hatte.

Eine unbedingt segensreiche und zugleich eigenartig schöpferische That des großen Königs war die Gründung der Bank zu Berlin und der Zweigbanken zu Breslau, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Elbing, Frankfurt a/O., Emden und Kleve.[1])

Mit gerechtem Stolze spricht er sich über dieses Werk, das ganz und voll das seine war, folgendermaßen aus: „Der letzte Krieg hatte dem preußischen Handel einen ungünstigen Wechselcours eingetragen, obgleich sofort nach dem Friedensschluß die schlechte Münze eingeschmolzen und auf den alten Fuß gebracht worden war: diesem Uebelstand konnte nur durch Errichtung einer Bank abgeholfen werden. Leute, die aus Mangel an gründlicher Sachkenntniß von Vorurtheilen erfüllt waren, behaupteten, eine Bank könne sich nur in einem republikanischen Staat halten, auf eine in einer Monarchie bestehende werde niemals Jemand Vertrauen haben. Dies war falsch; denn es gab eine Bank in Kopenhagen, eine in Rom und eine in Wien.[2]) Man ließ deßhalb das Publikum schwatzen und schritt zur That. Nachdem man die verschiedenen Arten solcher Bankinstitute verglichen und nach ihrer Anwendbarkeit auf Preußen geprüft, fand man, daß die Girobank, verbunden mit Lombardgeschäft, die geeignetste sein würde. Um sie zu gründen, gab der Hof einen Vorschuß von 8 Millionen Thaler, der ihren Operationen als Grundstock dienen sollte. Anfangs erfuhr die Bank einige Verluste und sie litt unter Unwissenheit oder Schurkerei ihrer Verwaltung. Aber seit Herr v. Hagen die Leitung übernahm, stellte sich strenge Ordnung ein. Man gab nur so viel Billete aus, als mit vorhandenen Baarmitteln gedeckt werden konnten. Zu dem Vortheil, den die Erleichterung des Handels davon hatte, kam ein anderer von besonderer Art dazu. Früher mußten die Mündelgelder auf dem Gericht hinterlegt werden, und so lange der Proceß dauerte, bezogen die Mündel nicht blos keinen Zins von ihren Capitalien, sie mußten sogar 1% jährlich Gebühr entrichten. Jetzt wurden diese Gelder auf der Bank hinterlegt, welche sie mit 3% jährlich verzinste, so daß die Mündel das, was sie früher hatten zahlen müssen, aufgerechnet, jetzt 4% gewannen. Als der Bankrot von Neuville und andern fremden Häusern den Sturz einiger preußischer Geschäfte herbeiführte, würde der Credit selber zusammengebrochen sein, wenn er nicht durch Eingreifen der Bank gehalten und wieder auf-

1) Preuß III, 70. 2) Die in London wird hier nicht genannt, weil Friedrich England zu den republikanischen Staaten rechnet. Vgl. Oeuvres VI, 85.

gerichtet worden wäre. Bald kam auch der Wechselcours ins Gleichgewicht und jetzt sahen die Geschäftsleute aus dem Erfolg, daß diese Einrichtung nützlich und nothwendig für ihren Handel war. Schon hatte die Bank Comptoire in allen großen Städten des Königreichs: aber sie hatte ihre Häuser auch in allen Handelsplätzen Europas; das erleichterte den Umlauf des Geldes, die Zahlungen der Provinzen, während gleichzeitig die Lombardbeleihung die Wucherer hinderte, die armen Handwerker zu ruiniren, die ihre Arbeit nicht schnell genug absetzen konnten. Außer dem Vortheil, den das Publikum davon hatte, schuf sich auch der Hof durch den Credit der Bank Hilfsquellen für die großen Bedürfnisse des Staates."[1])

Friedrichs des Großen Wirthschaftspolitik wird gemeinhin nicht aus ihren Quellen studirt und historisch erklärt, sondern mit Schlagwörtern abgefertigt, die auf den Mann und seine Zeit passen, wie die Faust aufs Auge. Ganze, wichtige Theile derselben entgehen selbst dem Auge ernsterer Betrachter, weil auch sie zu häufig gewohnt sind, nur das zu sehen, was den Gegensatz seiner und unserer Wirthschaftspolitik am Schärfsten zeichnet.[2]) Nun läßt sich aber kaum an einem andern Beispiel die Nothwendigkeit monarchischer Initiative, die Unentbehrlichkeit bevormundender Staatsfürsorge für jene Zeit deutlicher nachweisen als an diesem. Wenn es irgend etwas gab, was dem Handelsstande der preußischen Städte von selber einleuchten mußte, so war es der unendliche Vortheil einheimischer Banken. Und wenn in diesen Kreisen nur ein Funke von Willen und Kraft zur Selbsthilfe vorhanden gewesen wäre, so hätte sich das hier bethätigen müssen. Wie sah es aber damit in Wirklichkeit aus? Friedrich der Große sagt es uns in einem seiner Bankedikte, deren Studium Laien und Fachmännern nicht genug empfohlen werden kann.[3]) In dem Vorwort des Königsberger Ediktes vom 19. September 1765 spricht er von dem Erfolge, den seine ersten öffentlichen Avertissements vom 5. und 13. November 1764 in Bezug auf die Errichtung einer Zettel- und Handelsbank gehabt. Sein Plan habe bei verschiedenen „Particuliers", besonders vom Adel, Bereitwilligkeit zum Zeichnen der nöthigen Fonds gefunden, keineswegs aber bei denen, wo wir es am ehesten erwarten sollten, nämlich bei den Kaufleuten. Von diesen heißt es, sie hätten, da sie „einigen alten hergebrachten Gewohnheiten und Gebräuchen, sie mögen gegründet sein oder nicht, noch zu sehr anhängen und ohne Unterschied sich vor Allem fürchten, was nicht schlechterdings damit übereinstimmt, oder ihrer Denkungsart und Begriffen gemäß ist" — dem König vorstellen lassen, sein Bankplan sei sehr schön und gut, aber sie selber könnten zu seiner Ausführung keine ansehnlichen Summen aus ihren

---

1) Oeuvres VI, 78/79. 2) So hat selbst Roscher in seiner „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland" (München 1874) für Friedrichs Bankengründung nur eine ganz kurze Erwähnung; die Landschulordnung von 1763 aber hätte auf S. 381, Anm. 3 nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. 3) Edict und Reglement der Königl. Giro- und Lehn-Banco zu Königsberg in Preußen. De dato Königsberg, d. 19. Sept. 1765. Novum corpus III, 1050—1062.

Geschäften herausziehen, deßhalb würde es das Beste sein, wenn er ihn mit seinen eigenen Mitteln ins Leben rufe. Hiernach sei er dann selber ans Werk gegangen, habe die Einrichtungen und Gesetze der Banken von London, Amsterdam und Hamburg genau untersuchen lassen und sei so zu dem nunmehr fertigen Plan einer „Wirbel- oder Girobank" verbunden mit einer Diskonto- und Lehn-Bank gekommen. Für die Sicherheit derselben und der darin angelegten Gelder bürge er für sich und alle Thronfolger „aufs Bündigste, ohne Ausnahme der Zeit und Person". Als Fonds bestimme er ihr acht Millionen Thaler zum Umlauf in sämmtlichen Banken aus dem königlichen Schatze. Dann heißt es: „Wir hoffen durch dieses Mittel und bei den sehr mäßigen Interessen den Umlauf der Gelder merklich zu vermehren und zu erleichtern, den Fleiß unserer Unterthanen aufzumuntern und endlich dadurch den übermäßigen und unerhörten Wucher zu verhindern, welcher bisher der scharfen Gesetze ohngeachtet, sich in aller Art von Handel eingeschlichen und sowohl Unsern Adel als übrige Unterthanen, welche baares Geld benöthigt gewesen, in einem grausamen und unerträglichen Joche gehalten und auf das Empfindlichste gedrückt und erschöpft hat. Alle Unkosten der Errichtung und Verwaltung der Banque und der davon abhängigen Disconto- und Lehn-Banque sollen aus Unseren eigenen Mitteln bestritten werden. Wir behalten Uns dahero lediglich und allein vor, von dem innerlichen Zustand der Banque und der damit verknüpften Diskonto- und Lehn-Banque nach Unseren hohen Gefallen und Belieben, Wissenschaft einzuziehen, deswegen Wir selbige von allen und jeden Departements hiedurch unabhängig erklären, so daß keines unter ihnen, es führe Namen, welchen es immer wolle, weder mittelbar noch unmittelbar mit bemeldeten Einrichtungen das mindeste zu thun haben soll." Für die neue Schöpfung hat Friedrich also nicht weniger als Alles selber thun müssen: sein war der Plan, von ihm kam der Fonds und die Bürgschaft, er bezahlte die Kosten der Einrichtung und Verwaltung und doch behielt er sich nur die Oberaufsicht vor: seine „Departements" hatten nichts damit zu schaffen. Fürwahr die preußischen Kaufleute wußten was sie thaten, als sie das ganze Geschäft der Gründung diesem König überließen und sich nur die Nutznießung des fertigen Werkes vorbehielten: sie dachten eben über Staatshilfe anders, als die Epigonen, die meinen, dergleichen wüchse von selber wie das Unkraut in der Mauerritze.

König Friedrich hatte wirklich ein Volk vor sich, dessen bürgerliche Kreise zu Allem, was über die Kleinwirthschaft hinausging, erst erzogen werden mußten. Je mehr aber der Zögling selber that, desto lieber war es dem König. Das zeigte sich bei der Gründung und Ausbreitung der landschaftlichen Creditvereine. Den Plan einer „Leihbank auf liegende Gründe" hatte ein Kaufmann Namens Büring gemacht; und diesen Plan hatte der König mit besonderer Rücksicht auf den Nothstand des schlesischen Grundbesitzes umarbeiten lassen. Die Ausführung aber erfolgte durch einen

Verband, den unter Vorsitz des schlesischen Justizministers v. Carmer die gesammte schlesische Ritterschaft selber stiftete, der durch seine Bevollmächtigten auch das Reglement ausarbeiten ließ und für dieses am 15. Juli 1770 die Bestätigung des Königs erhielt. Für die Sicherung der schlesischen Pfandbriefe, deren Curs sehr bald über den Nennwerth stieg, war ein vom König gewährter Zuschuß allerdings nicht gleichgiltig: ihre eigentliche Grundlage aber war die Gesammtbürgschaft, welche der Adel für die von ihm ausgestellten Schuldurkunden übernahm und diese war eben das Werk eines Vereins, den der König wohl anregen, stärken und stützen, aber nicht befehlen konnte. Nach denselben musterhaften Anordnungen wie in Schlesien sind in Kurmark, Neumark und Pommern ähnliche Creditbanken mit Pfandbriefen errichtet worden und bei all diesen Anlagen zeigte der König für das, was in solchen Fällen der Befehl kann und nicht kann, ein viel feineres Gefühl, als man ihm zutrauen wird. Einer der Landschaften, die eine Herabsetzung des Zinsfußes verlangte, schrieb er: „Das mus von Selber geschehen, denn wenn es befohlen wird, So fället das Vertrauen wek."[1])

Aus der Riesenarbeit, welche Friedrich der Große auf dem Gebiete der Landes-Culturpflege im weitesten Umfang verrichtete, heben wir hier nur noch einen Abschnitt heraus, der ihn uns in seiner ganzen Größe zeigt. Der Anblick der Neuschöpfung, die sein Vater in Litauen vorgenommen, hatte einst auf den Kronprinzen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht;[2]) darauf, dies Beispiel in Westpreußen noch zu überbieten war seit dem Erwerb dieser Provinz all sein Dichten und Trachten gerichtet. Wildnisse zu roden, Sümpfe zu trocknen, Sandwüsten in Saatfelder, Brüche in fruchtbares Ackerland zu verwandeln, auf neugeschaffenem Erdreich fleißige Menschen anzusiedeln, und armen Leuten Arbeit und Wohlstand zu verschaffen, das, wissen wir, war seine Lieblingsbeschäftigung[3]) in den Friedensjahren gewesen, die dem siebenjährigen Krieg vorangegangen waren. Eben diese Thätigkeit hatte er 1763 mit gesteigertem Eifer wieder aufgenommen[4]) und im Jahre 1772 war ihr nun ein Arbeitsfeld eröffnet, das mit der Fülle seiner Aufgaben und dem Chaos seiner Schwierigkeiten wohl geeignet war, selbst seinem Schöpferdrang genug zu thun.

Eine ausgezeichnete Kraft, die er seit Jahren in seinem Dienste erprobt hatte, fand hier denkwürdige Verwendung: es war sein Geh. Ober-Finanzrath von Brenkenhof,[5]) in dem sich Talent und Sachkunde, Geistes- und Charaktervorzüge in seltenster Weise für eben diese Aufgabe vereinigten. Als der Sohn eines ehemaligen kurpfälzischen Reiteroffiziers war er am 15. April 1723 zu Reideburg bei Halle geboren und in früher Jugend vom Fürsten

1) Ausführliches hierüber bei Stadelmann II, 124—131. 2) I, 259. 3) S. S. 53. 4) Oeuvres VI, 79/80. 5) Leben Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhofs, K. Preuß. Geheim. Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainenraths. Von M(eißner). Leipzig 1782. (Nach Brenkenhofs eigenen Aufzeichnungen und amtlichen Akten.)

Leopold von Dessau als Page angenommen worden. In dessen Zucht wuchs er auf, während seine beiden jüngeren Brüder preußische Offiziere wurden und der Vater aus Verzweiflung über den Verlust seines Vermögens in kaiserliche Dienste trat, wo er während des Türkenkrieges spurlos verscholl. In dem Pagen Brenkenhof pochte ganz dasselbe Soldatenblut wie in dem Vater und den Brüdern und daß ihm sein fürstlicher Erzieher eine unmilitärische Richtung nicht gab, leuchtet von selbst ein. Im zweiten schlesischen Krieg hat er ihn sogar als seinen Adjutanten mit ins Feld genommen, aber die Pagenuniform durfte er nicht ablegen, Offizier ließ er den feurigen jungen Mann nicht werden, so sehr diesen danach verlangte, denn dann hätte er ihn an Preußen abtreten müssen und nicht mehr jederzeit um sich haben können. So war der Page Brenkenhof des alten Fürsten intimster Vertrauter, in allen Verwaltungsgeschäften, denen Leopold mit Meisterschaft oblag, dessen rechte Hand geworden; unter dem Fürsten Maximilian (1747—1751) ward er zum Kammerdirektor erhoben, in dieser Stellung behauptete er sich unter dessen Sohn, dem Fürsten Franz und im siebenjährigen Kriege leistete er der Verpflegung des preußischen Heeres, insbesondere in den Vortagen der Schlacht von Torgau so ausgezeichnete Dienste, daß ihm Friedrich im Jahr 1762 eine Anstellung anbot mit freier Wahl des Postens und des Gehalts. Brenkenhof wählte die eines Wirkl. Geh. Oberfinanz-, Kriegs- und Domainenraths mit Sitz und Stimme im Generaldirektorium und forderte nicht mehr als 2000 Thlr. Gehalt. Ein ausgezeichneter Finanzmann war er in Dessauschen Diensten zum reichen Manne geworden und konnte in seinem neuen Amte Vorschüsse machen und Opfer bringen, die für das Gelingen seiner Unternehmungen oft nicht weniger wichtig waren, als die Geldanweisungen des Königs. Mit der rüstigen Beginnkraft des Soldaten, der neun Zehntheile aller Hindernisse als Einbildung betrachtet, griff Brenkenhof jede Sache an und mit der Findigkeit des Meisters in allen wirthschaftlichen Dingen wußte er sein Werk zu speisen bis es fertig war: in seiner Weise war er also zugleich ein Wirth und ein Soldat, wie nach Friedrich Wilhelms Ansicht Einer sein mußte, der große Dinge vollbringen wollte.

Brenkenhofs erstes Arbeitsfeld war die grausige Brandstatt, welche die Russen in der Neumark und in Hinterpommern zurückgelassen. In der Neumark hatte die Bevölkerung um 57,028 Seelen abgenommen, Küstrin lag in Schutt und Trümmern, auf dem flachen Lande waren 1974 Häuser eingeäschert, und was hier noch lebte, war dem Hungertode verfallen, wenn nicht sofort mit außerordentlicher Hilfeleistung eingeschritten ward. Auf Brenkenhofs Bericht wies der König für Brod und Aussaat 768,149 Thlr. an, bewilligte 6342 Stück Zugpferde und 68,866 Stück Schafe; sofort begann die Ansiedelung neuer Bewohner, einem ersten Einschub von 4593, folgte im nächsten Jahre ein solcher von 6235 Menschen und so ging es fort, bis im Jahr 1775 der ganze Abgang nicht nur ersetzt, sondern mit einem Zuwachs von 23,700 Seelen überboten war. Ende 1763 war Küstrin

fast vollständig wieder aufgebaut und hier wie in den Landstädten Handwerker, „Professionisten" aller Art in großer Anzahl angesiedelt, der zerrüttete Domainenetat aber war schon 1763 nicht nur wieder hergestellt, sondern schloß sogar mit einem Ueberschuß von 4089 Thlr. ab. In Hinterpommern



Nach dem Kupferstiche von C. G. Rasp; Originalgemälde von C. F. R. Liscewsky; 1725—1794.

fand Brenkenhof in der Umgegend von Kolberg eine Wüstenei, ohne Haus, ohne Menschen, ohne Vieh, ohne Baum; auf dem platten Lande allein waren 1286 Gebäude zerstört, die Einwohnerzahl um 59,179 Seelen zurückgegangen und alle königlichen Cassen in der kläglichsten Entblößung: der König be-

willigte Brenkenhof 1,363,129 Thaler 5 Groschen 4 Pfennige zum Wiederaufbau des Landes und binnen Jahresfrist waren auch hier Wunder geschehen: fast alle verbrannten Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude wieder hergestellt, der Domainenetat um einen Ueberschuß von 6100 Thaler bereichert, 5883 neue Einwohner angesiedelt; zwölf Jahre später aber war die Colonisation derart fortgeschritten, daß die Bevölkerung von 1756 bereits um 30,584 Seelen überholt war; es waren mithin seit 1762 nicht weniger als 89,763 Menschen neu ins Land gekommen. Mit unentgeltlicher Beschaffung von 12,327 Stück Zugpferden, mit reichen Spenden von Mehl, Roggen, Gerste, Hafer ward den Bauern unter die Arme gegriffen, in den Städten hier wie in der Neumark Wollspinnereien massenhaft angelegt und mit Meistern und Gesellen bevölkert, dergestalt, daß in den letzteren noch 1763 nicht weniger als 78,324 Steine Wolle mit einem Ertrag von $5^1/_2$ Tonnen Goldes verarbeitet werden konnten.

Auf Brenkenhofs Rath half Friedrich dem verarmten Adel in der Neumark und in Pommern durch Capitalzuwendungen auf, die anfangs ohne jeden Zins, nachher zu 2% gewährt wurden und die im Ganzen den Betrag von drei Millionen Thlr. erreichten. Auf Brenkenhofs Eingebung ließ der König in den wohlfeilen Jahren 1767/68 große Getreidevorräthe in Polen ankaufen und in Magazinen niederlegen, die in den fürchterlichen Mißjahren 1770—72 unschätzbare Dienste leisteten.

In der Stadt Driesen an der Netze, ganz nahe der polnischen Grenze, schaute Brenkenhof dem Bürgerkriege zu, der die erste Theilung Polens herbeiführen sollte. Polnische Kavaliere kamen in Menge herüber, um ihre fahrende Habe in Sicherheit zu bringen und fanden bei Brenkenhof freundliches Entgegenkommen. Unter den vielen Bekanntschaften, die er dabei machte, erwies sich die mit einer Gräfin Skorzewska besonders werthvoll, als das Geschäft der Theilung begann.

Brenkenhof war mitten in der Arbeit an der Ueberwachung der Netze- und Wartebrüche, und er plante schon die Anlage des Bromberger Canals, die ihm nachher wirklich übertragen ward, als er den Auftrag erhielt, die Südgrenze des westlichen „Neupreußen" abzustecken. Im September 1772 brach er mit einem Fähnrich und 12 Dragonern auf, um die Netze mit ihren beiden Ufern und das Land von Rynarczewo südwärts Bromberg bis Szulitz einzugrenzen. Ueberall wurden die Preußen als Freunde begrüßt. Nur eine Schwierigkeit ergab sich. Der Freundin Brenkenhofs, der Gräfin Skorzewska, ging die preußische Grenze nicht weit genug: sie flehte Brenkenhof an, ihren ganzen Gütercomplex mit aufzunehmen, der ihr sonst, ihrer preußischen Gesinnung wegen, von den Polen geraubt werden würde. Und Brenkenhof war kein Unmensch, er ließ sich erweichen und nahm ein beträchtliches Gebiet, mit nahe an 2000 fast durchweg deutschen Familien, in die Grenze von Neupreußen auf, eine Eigenmacht, an der Friedrich der Große nicht das Mindeste auszusetzen fand. Denn dieser betrachtete auch die neue Grenze

noch nicht als abgeschlossen. Noch zwei Mal, 1773 und 1774, bekam Brenkenhof den Auftrag, die preußischen Adler südwärts weiter zu rücken, bis das ganze Gebiet der oberen Netze von ihrem Ursprung beim Kloster Komodollen an einverleibt war, was zusammen einen Zuwachs von 28 Städten, 866 Dörfern mit 68,000 Seelen bedeutete.

Lange bevor das Abgrenzungsgeschäft bereinigt war, hatte Friedrich die Einverleibung und Colonisirung von „Westpreußen", wie er seine Erwerbung seit 1773 amtlich nannte, schwunghaft in Gang gesetzt. Wie auf irgend einen Feldzug hatte er sich auf dies Stück Friedensarbeit vorbereitet. Plan, Mittel, Mannschaften, Alles war fertig gestellt, noch ehe er eine Scholle des polnischen Preußen sein eigen nennen durfte. Schon am 2. März 1772 schrieb er dem Kammerpräsidenten von Domhardt mit Bezug auf die neu zu erwerbende Provinz: „Die geistlichen Güter lasse ich gleich in Administration nehmen und die jetzigen Inhaber in Geld bezahlen, damit sie sich in weltlichen Sachen gar nicht zu meliren haben; die Unterthanen werden vor freie Leute declariret und die Leibeigenschaft aufgehoben, auch dergestalt gesetzet, daß kein Bauer die Woche mehr als drei Tage Hoffdienst thut und dieserhalb müssen auch alle die zu denen Starosteien gehörigen Vorwerke, wo keine Brauereien sind, zu Dörffer verwandelt werden." Deutsche sollen unter Polen angesetzt werden, deutsche Schulmeister sofort ans Werk gehen, um den gemeinen Mann der „polnischen Sklaverei" zu entreißen und zu „preußischer Landesart" zu gewöhnen.[1]) Die Landräthe, Richter und Förster, die Beamten der Accise und der Post — einer hier zu Lande ganz neuen Einrichtung — hatten sofort mit dem 13. September — dem Tag des Herrschaftsantritts — ihre Thätigkeit eröffnet, während Brenkenhof angewiesen ward, den verfallenen Städten und Dörfern Handwerker, Fabrikanten, nützliche Arbeitskräfte jeder Art aus der Nähe und Ferne zuzuführen, für den Neubau der Häuser, für Viehzucht und Ackerbestellung zu sorgen.[2])

Von dem Zustand, in welchem Friedrich dies Land überkam, können wir uns heute keine Vorstellung mehr machen. Ueber den Netzedistrikt berichtete die Regierung in Bromberg im Jahr 1773: „Das Land ist wüst und leer, die Viehracen sind schlecht und entartet, das Ackergeräthe höchst unvollkommen, bis auf die Pflugschaar ohne alles Eisen, die Aecker ausgesogen, voller Unkraut und Steine, die Wiesen versumpft, die Wälder, nur um das Holz zu verkaufen, unordentlich ausgehauen und gelichtet. — Die alten festen Städte, Schlösser genannt, liegen in Schutt und Trümmern, ebenso die meisten kleinen Städte und Dörfer. Die meisten der vorhandenen Wohnungen scheinen kaum geeignet, menschlichen Wesen zum Aufenthalt zu dienen, die roheste Kunst, der ungebildetste Geschmack, die ärmlichsten Mittel haben aus Lehm und Stroh elende Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und Fehden

1) S. die Cabinetsordres bei Preuß IV. Urkundenbuch S. 3. 4 ff. 2) Vgl. Reimann, Neuere Geschichte des preußischen Staates. Gotha 1882. I, 535 ff.

der vergangenen Jahrhunderte, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch die mangelhafteste Verwaltung ist das Land entvölkert und entsittlicht. — Die Justizpflege liegt ebenso im Argen wie die Verwaltung. — Der Bauernstand ist ganz verkommen. Ein Bürgerstand existirt gar nicht. Wald und Sumpf nehmen die Stätten ein, wo vordem, nach den noch jetzt vorhandenen, altgermanischen Begräbnißplätzen zu urtheilen, eine zahlreiche Bevölkerung Platz gefunden hatte."[1])

Dieser Wüstenei dauernd zu helfen, gab es nur ein Mittel, das war die umfassende Ansiedelung deutscher Arbeitskräfte, die das aus Ordenszeiten her noch vorhandene Deutschthum zu neuem Leben erweckten und die Polen in die Schule ihres Beispiels nahmen. Den Anfang machten die Tausende von fremden Arbeitern, die Brenkenhof am Bromberger Canal beschäftigte und in besondern Dörfern angesiedelt hatte; die neue Wasserstraße, die, seit Vollendung desselben noch im Jahr 1773, die Brahe und Weichsel mit der Netze, Warte, Oder und Elbe verband, schuf den bequemsten Weg für den Anzug von Colonisten in die Lande, die polnischer Barbarei entrissen werden sollten und aus gediegener Erfahrung kannte Brenkenhof die Mittel, um solche, denen die alte Heimath zu enge ward, zum Aufsuchen einer neuen zu bestimmen. Zu der Verleihung von Haus und Acker, Geräthen, Vieh und Saatfrucht mußte jahrelange Befreiung von Accise und Dienstpflicht hinzukommen und als der König ihm das zugesagt, konnte er getrost ans Werk gehen. Ein deutsches Land war ihm bekannt, das ihm schon nach Pommern und der Neumark ausgezeichnete Colonisten geliefert hatte und jetzt neuen Nachschub hoffen ließ. Mancher war darunter, der sich auf der Reise etwas „wüscht" benahm, aber der Kern der Schwaben, die aus dem Herzogthum Württemberg kamen, war vortrefflich. Wie seine Vorfahren nahm Friedrich der Große seine Neubürger, wo er sie finden konnte, ohne Unterschied der Herkunft und des Bekenntnisses. Wie der große Kurfürst Friedrich Wilhelm und Friedrich I. Hugenotten, Socinianer, Waldenser, Pfälzer (Wallonen), Schweizer und Mennoniten aufgenommen, wie Friedrich Wilhelm I. die Salzburger in Ostpreußen, die Böhmen in der Mark angesiedelt, so öffnete auch Friedrich seine Staaten Allen, die heimischem Druck und Nothstand jeglicher Art entfliehen wollten. Unter den 50,000 Neupreußen, die er allein 1740—1756 in der Kurmark angesiedelt, waren Pfälzer, Schweizer, Sachsen, und ganz besonders Mecklenburger; in Pommern wogen die Pfälzer, in der Neumark die Deutsch-Polen, im Magdeburgischen die Kursachsen und Braunschweiger vor.[2]) In Westpreußen und im Netzedistrikt aber bildete damals und bilden noch heute die Schwaben ein weniger durch Zahl als durch Eigenart hervorragendes Element. — In der Zeit von 1772—1786 sind hier nachweisbar im

1) Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Colonisationen. Leipzig 1874. S. 414/15. 2) Ebenda S. 376/77.

Ganzen 2207 Familien mit etwa 11,000 Seelen neu eingewandert. Diese Zuwanderer kamen durchaus nicht mit leeren Händen. Sie brachten an Geld und Geldeswerth ein Gesammtvermögen von 223,836 Thalern, 150 Dukaten, 1662 1/12 Groschen und 22,440 Gulden mit.[1]) Den weitaus größten Antheil zu dieser Ziffer hatten die Deutschpolen, insbesondere aus den polnisch gebliebenen Städten Danzig und Thorn, mit 716 Familien gestellt: 668 Familien aber kamen aus Schwaben, und da diese meist in eignen Dörfern angesiedelt wurden, so konnten sich von ihnen „Schwabeninseln" erhalten, an denen sich ihre Besonderheit noch heute nachweisen läßt, während sie den meisten übrigen Colonisten verloren gegangen ist. Der Hauptstock dieser Schwaben ist erst nach Brenkenhofs Tode († 1780) gekommen. Die Jahre 1781 und 1782 weisen allein 427 Familien auf. In Halle wurden die süddeutschen Ankömmlinge in Empfang genommen, von da wurden sie auf preußische Kosten über Berlin nach Küstrin gebracht. Hier wurden sie eingeschifft und auf der Warte und Netze aufwärts nach Filehne, von da über den Bromberger Kanal nach Bromberg gefahren und von hier aus theils im Netzedistrikt, theils weiterhin über Culm, Graudenz und Marienwerder in ihre künftigen Wohnsitze gewiesen. Am Orte ihrer Bestimmung angelangt bekamen sie drei Viertel der Reisekosten zurückbezahlt, Brod und Getreide „bis zum frischen Einschnitt" von den Aemtern vorgeschossen und Geld zum Viehankauf eingehändigt.[2]) Waren fertige Häuser genug vorhanden, so erhielt jede Familie ein eigenes Haus; reichten sie nicht, so wurden je zwei Familien in die zwei Gelasse eines Hauses gesetzt, das nun den Namen „Paartopf" führte und noch heute führt. Die Ansiedler in Westpreußen erfreuten sich der ganz besondern Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen. Er dachte hier jährlich etwa 1000 neue Familien anzusetzen nnd verordnete am 2. Mai 1781 mit Bezug auf die letzten Ankömmlinge aus dem Württemberg'schen und Baden'schen: „Diese sollen alle auf denen Aemtern wie freie Leute, nemlich, daß sie keine Sklaven sind, angesetzt und jedem der gehörige Acker und Wiesen (gewöhnlich 15 Morgen Land) angewiesen werden. Und wenn sie Dienste thun müssen, so muß das nicht mehr als höchstens 2 Mal in der Woche geschehen. Und dieses ist meine Intention bei allen den neu anzusetzenden Leuten, denn da können wir es halten, wie wir wollen." Ein beträchtliches Capital von Schulbildung kam mit diesen Württembergern ins Land, das zeigen die Verträge, durch welche die Colonisten seit 1798 gegen erbliche und eigenthümliche Ueberlassung von Haus und Hof in gleiche Rechte und Pflichten mit allen Preußen eintraten: von 10 Württembergern können immer 8—9 ihren Namen sauber schreiben, während unter den einheimischen deutschen Bauern immer 7, die Polen aber sämmtlich ein

1) Tabelle bei Beheim-Schwarzbach, Friedrich der Große als Gründer deutscher Kolonien in den im Jahre 1772 neu erworbenen Landen. Berlin 1864. S. 113.
2) Dies und das Folgende nach Beheim-Schwarzbach a. a. O.

Kreuz machen. Gut evangelisch, wie sie gekommen, sind sie noch heute, und dem eisernen Fleiß, der den süddeutschen Bauer von jeher ausgezeichnet hat, verdanken sie es allein, daß ein Boden, mit dem sie Anfangs trotz aller Mühe kaum fertig zu werden verstanden, jetzt das Vier- und Fünffache des frühern Ertrages liefert. Die schwäbische Tracht hat sich bis auf die Schnallenschuhe und langen, weißen Strümpfe der Männer, die rothen Strümpfe und kurzen Röcke der Frauen, die an Festtagen noch hin und wieder vorkommen, fast ganz verloren: auch die Gewohnheit der Frauen und Mädchen, Krüge und Körbe auf dem Kopf nach dem Markt zu tragen, fängt neuerdings an, selten zu werden; aber das „Kürbi"-fest (Kirchweih) wird noch heute namentlich bei Kulm und Gniewkowo in altheimischer Weise mit dem Liede gefeiert: „Heut isch Kürbi, morgen isch Kürbi Bis zu Mittwoch Abend" u. s. w. Erhalten hat sich ein stattlicher Bestand von Tanz-, Trink-, Liebes- und Schelmenliedern, so das altbekannte: „Fahr mi net über mei Aeckerle, Fahr mi net über mei Wies'. Oder i prügle di wetterle, oder i prügle di g'wieß" oder: „Jetz gang i nit mehr heim, bis daß der Kuckuck Kuckuck schreit". Erhalten haben sich noch viele mundartliche Ausdrücke, so: „ßeller" für jener, „ßelt" für dort, „Häfeläh" für Töpfchen, „Gauntsche" für Schaukeln, „Cluf" für Stecknadel, „Grumbier" für Kartoffel, „verzwatzln" für Bersten vor Lachen u. s. w.

Diese Schwaben in Neupreußen durfte Friedrich als seine persönliche Eroberung betrachten. In keinem Lande des deutschen Reichs war der Anschluß des Landesherrn an die Feinde Preußens aufrichtiger und einmüthiger verwünscht, waren seine Siege bei Roßbach und Leuthen herzlicher begrüßt und bejubelt worden als in dem protestantischen Württemberg, das nachher in seinem langen Rechtskampf wider die Tyrannei des Herzogs Karl wiederum an Friedrich dem Großen seinen mächtigsten Anwalt fand. Das Vertrauen, mit dem diese Schwaben seinem Ruf folgten, die treue Staatsgesinnung, die sie dem neuen preußischen Vaterland bethätigten, war auch ein Denkmal des siebenjährigen Krieges und des überwältigenden Eindrucks, den Friedrichs Heldenthum auf das Seelenleben unsres Volks gemacht. War's doch auch ein Schwabe, Daniel Schubart, der seine Jugendbegeisterung in den Worten ausgeströmt:

„Als ich ein Knabe noch war
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis scholl:
Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.
Als ich ein Jüngling ward
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis mächtiger scholl:
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe
Drein zu stürmen Friedrichs Lob."

Neuntes Buch.

Die Vorboten der Revolution.



Das Grabmal des Marschalls von Sachsen. In der St. Thomaskirche zu Straßburg.

Von Jean Baptiste Pigalle (1714—1785).

I. Der Ausgang Ludwigs XV.

Der siebenjährige Krieg hatte eine völlig neue Weltlage geschaffen und die Kosten der geschehenen Umwälzung hatte Frankreich getragen. Bei Beginn des Kriegs galt Frankreich noch immer für eine Großmacht ersten Ranges, die über gewaltige Heere und Flotten, über unerschöpfliche Geldmittel und eine an allen Höfen thätige, in allen Künsten geschulte Diplomatie gebot: der Krieg selber vernichtete den alten Ruhm seiner Waffen, stürzte die Macht seiner Flotte und seiner Colonieen, schlug seinen Finanzen tödtliche Wunden, und legte an höchster Stelle eine militärische und politische Unfähigkeit bloß, die fernerhin für Niemand mehr ein Geheimniß war.[1]) In den Friedensjahren aber, die dann folgten, stellte sich heraus, daß Frankreich zu einer Macht dritten oder vierten Ranges geworden war, der bei jedem Versuch sich wieder zu erheben, die Kraft versagte. Sein Bündniß mit Schweden half König Gustav III. gegen den heimischen Adel, sein Bündniß mit Spanien half Karl III. gegen die Jesuiten, sein Bündniß mit Oesterreich half Joseph II. bei der Theilung Polens und der Plünderung der Türkei. Wo Frankreich noch Einfluß hatte, da folgte er fremden Im-

---

1) Mit die schärfste Kritik, die in der französischen Presse an dieser Politik geübt worden ist, findet sich in den Versen eines Mannes, der nur in tiefster Gemüthserregung zu dichten pflegte. Von keinem Geringeren als Turgot stammen die Verse her, die das Werk des Abbé Bernis von 1756/57 mit den Worten geißeln:

Nos plus chers intérêts, nos alliés vendus;
  Pour cimenter la tyrannie
Nos trésors, notre sang vainement répandus;
Les droits des nations incertains, confondus,
L'Empire déplorant sa liberté trahie;
  Sans but, sans succès, sans honneur
Contre le Brandebourg l'Europe réunie,
De l'Elbe jusqu' au Rhin les Français en horreur,
Nos rivaux triomphants, notre gloire flétrie,
  Notre marine anéantie,
Nos îles sans défenses et nos ports saccagés;
Voilà les dignes fruits de vos conseils sublimes!
  Trois cents mille hommes égorgés;
  Bernis est-ce assez de victimes?
Et les mépris d'un roi pour vos petites rimes,
  Vous semblent ils assez vengés?

pulsen, und diente er fremden Zwecken. Andre Bündnisse aber als solche, die ihm entweder keinen Nutzen oder geradezu Schaden brachten, hatte Frankreich nicht mehr. Und als nun im Jahre 1773 der Graf Broglie dem König die Lage Frankreichs vorstellte[1]), wie sie geworden war, da bezeichnete er mit gewohntem Freimuth das Bündniß mit Oesterreich als den Urquell alles Unglücks, das Bündniß, dessen Stiftung Ludwig als sein persönliches Werk betrachtete und das der Herzog von Choiseul im Jahre 1758 auf veränderter Grundlage neu befestigt hatte.[2]) Im Dienste dieses Bündnisses ging Frankreichs europäische Politik auch nach dem Frieden von 1763 auf. 33—34 Millionen hatte es an rückständigen Kriegsgeldern noch nachzuzahlen: Maria Theresia leisteten diese Summen ausgezeichnete Dienste; für die französischen Finanzminister aber, in ihrer beständigen Geldnoth, war die Pflicht, sechs Jahre lang alle Vierteljahre 875,000 Livres nach Wien zu zahlen eine schwere Last.[3]) Und nachdem die letzte Zahlung im Jahre 1769 geschehen war, da ward im April 1770 der französische Botschafter Marquis Durfort nach Wien geschickt, um für den ältesten Sohn des verstorbenen Dauphin die Erzherzogin Maria Antonie zur Gattin zu freien, die ihre Mutter dahingab, um künftig durch die eigene Tochter unmittelbar zu besorgen, was früher durch Minister nur mittelbar hatte geschehen können. Das Festhalten an dem Bündniß mit Oesterreich brachte den französischen Hof um allen Einfluß, den er früher in Deutschland, Polen und der Türkei gehabt, hob jede Möglichkeit eines Widerstandes auf gegen den Dreimächtebund, der seit 1772 dem Osten von Europa das Gesetz diktirte, und nur dort, wo Oesterreich schlechterdings gar kein Interesse hatte, war Frankreich noch gestattet, einen bescheidenen Lorber für sich selbst zu pflücken. So geschah es im Jahr 1768, als der Herzog von Choiseul am 15. Mai einen Vertrag unterzeichnete, in welchem die Republik Genua all ihre Rechte auf die Insel Corsica für 2 Millionen an die Krone Frankreich verkaufte.

Unter ihrem Diktator Pasquale Paoli hatte sich diese Insel in jahrelangem blutigem Ringen von der Herrschaft der Genuesen nahezu frei gemacht. Als diese daran verzweifeln mußten, je wieder der Rebellen Herr zu werden, traten sie ihre Rechte an Frankreich ab und dieses brachte die Insel durch einen kurzen, schneidig geführten Feldzug noch im Sommer 1769 zur Unterwerfung. Paoli entfloh mit der Auslese seiner Freunde nach England (13. Juni). Die übrigen, unter ihnen die Familie Buonaparte, machten ihren Frieden mit Frankreich und dieses that was es konnte, um den wilden, fanatischen Patriotismus der Corsen durch Gutthaten zu versöhnen. Von

---

1) In den conjectures raisonnées sur la situation actuelle de la France, die er durch Favier mit Hilfe der geheimen Correspondenz des Königs verfassen ließ. Boutaric, corresp. secrète inédite de Louis XV. I, 447 ff. 2) S. S. 241 ff. 3) S. das Verzeichniß der Zahlungen nach dem rothen Buch bei Boutaric II, 107/8. Im Ganzen hat Oesterreich zwischen dem 15. Juli 1757 und Ende 1769 nicht weniger als 74,968,350 Livres von Frankreich empfangen.

dieser einzigen Gebietserwerbung abgesehen, verzeichnet die zwölfjährige Ministerthätigkeit des Herzogs von Choiseul nichts als Niederlagen und Verluste, Enttäuschungen und Aufopferungen, die ohne Ausnahme ihren Grund hatten in dem blindhartnäckigen Anschluß an die österreichische Politik.

Mit dem reißenden Niedergange seines Ansehens in Europa hatte der innere Verfall des Hofes von Versailles gleichen Schritt gehalten. In der Umgebung des Königs hatte der Tod erschreckend aufgeräumt. Am 15. April 1764 war die Pompadour gestorben; am 20. December 1765 starb der Dauphin; am 23. Februar 1766 starb der unglückliche König Stanislaus Lesczinski; am 13. März 1767 die Dauphine und am 25. Juni 1768 die Königin Marie Lesczinska. Ihr Sohn hatte wie ein Mönch in seiner Klause, sie selbst wie eine Nonne nur noch der Andacht gelebt, während ihr königlicher Gatte mit dem Skandal seines Wandels die Welt entsetzte und jetzt, nachdem ihr Tod die letzte äußere Anstandspflicht entfernt, zeigte sich, daß man das Aergste noch nicht erlebt hatte.

Der ehemalige Kammerdiener Lebel, der sich als Direktor des Hirschparks ebenso erfinderisch als vertrauenswürdig erwiesen hatte, führte noch im Juli 1768 dem vereinsamten König ein vierundzwanzigjähriges bildschönes Freudenmädchen zu, das ihn schon beim ersten Anblick bezauberte. Es war Jeanne Vaubernier; bisher die Maitresse eines Grafen Dubarry, dessen Haus zugleich eine Spielhölle und ein Bordell war, wurde sie jetzt am 1. September 1768 mit dessen Bruder dem „dicken" Dubarry verheirathet, um mit Anstand das Kebsweib des Königs werden zu können und am 22. April 1769 ward sie in einem prachtvollen Staatswagen von einer Frau von Béarn abgeholt, nach Versailles ins Schloß gefahren, vom Könige im Beisein der Prinzessinnen empfangen und in die alten Gemächer der Pompadour eingewiesen. Seit Monaten war der Hof mit der Frage beschäftigt, ob die Gräfin wohl „vorgestellt" werden würde oder nicht. Dem Herzog von Choiseul, der sich mit Gewalt dagegen stemmte, hatte der König geschrieben: „Sie ist hübsch, sie gefällt mir, das genügt, sobald ich es will, liegt ihr Alles zu Füßen". Und so war es auch. Ihre Herrschaft über den König war vollständig. Alles was gegen Choiseul war, huldigte ihr sofort wie einer Königin und so beschämend das für Frankreich ist, die Thatsache muß zugestanden werden: das Regiment, das durch ihren Einfluß allmächtig ward, zeigte in der Verwaltung Frankreichs eine Kraft und Entschlossenheit, die diesem schmachbedeckten Hofe kein Mensch mehr zugetraut hätte.

Die beiden Männer, die der neuen Verwaltung das Gepräge gaben, waren aus dem pariser Parlament hervorgegangen und noch unter Choiseul zur Gewalt berufen worden: Maupeou, seit 1768 zum Kanzler von Frankreich ernannt und sein Freund Abbé Terrai, seit December 1769 General-Controleur der Finanzen, einer wie der andere frei von Vorurtheilen und Rücksichten irgend welcher Art, nicht unterthan der Phrase, die in Frankreich so mächtig ist, und erfüllt von einem Ungestüm der Willenskraft, mit

dem vielleicht nur derjenige der späteren Jakobiner verglichen werden kann. Der Name des Abbé Terrai ist fast sprichwörtlich geworden für einen Finanzmann ohne Scham und ohne Gewissen. Aber die Franzosen selber geben offen zu, daß dieser Verruf viel mehr verschuldet war durch den Cynismus seiner Worte als durch die allbekannte Brutalität seiner Thaten,[1]) während die Beschaffenheit seines persönlichen Wandels vermuthlich nicht schlimmer war als die aller übrigen Höflinge auch. Sicher ist, daß er, als er die Finanzen übernahm, nur die Wahl hatte zwischen einem ganzen und einem halben Staatsbankrott, daß der halbe Staatsbankrott, den er durch massenhafte Rentenabzüge in seinen Edikten vom Januar und Februar 1770 vornahm, wirklich die Jahresausgabe des Staates um 36 Millionen vermindert, die Einnahme um 15 Millionen gesteigert und daß das pariser Parlament, dessen Mitglieder von seinen Edikten nicht betroffen wurden, an der Gesetzmäßigkeit seiner offenbaren Willkürakte nichts zu beanstanden gefunden hat.[2]) Hielt man diese Thatsache zusammen mit dem Jammer der Betroffenen, der Masse der Privatbankrotte und der Selbstmorde, die den Zahlungseinstellungen der Staatskassen folgten, so erschien die alte Phrase von dem Wächteramt des Parlaments über Recht, Freiheit und Eigenthum der Franzosen in einem mehr als zweifelhaften Lichte.

Da der Abbé Terrai fast durchaus als ein Mensch dargestellt wird, der das Handwerk des Vermögensraubes mit einer Art von Wollust treibt, so dürfen hier die sehr beweglichen Mahnungen nicht unerwähnt bleiben, die er an Ludwig XV. gerichtet hat, um ihm Mitleid mit seinem überlasteten Volk einzuflößen und ihn zu Ersparungen im Haushalte des Hofes wie des Staates zu bestimmen. Wenn der König, sagte er ihm im Jahr 1770, an seinen Ausgaben nur einige Millionen streichen wollte, welch ein Glück für den Staat. Nur zwei oder drei Jahre ohne neue Anlehen und der öffentliche Credit würde ebenso blühend werden wie er jetzt elend ist. — Man kann die Steuern auf ihrer Höhe nicht halten. Man muß sich in Stand setzen, das Volk nach und nach zu entlasten. — Vergeblich mühe ich mich ab, die Einnahmen zu vermehren, wenn nicht bloß die Hoffnung auf Verminderung der Ausgaben schwindet, sondern diese Jahr für Jahr zunehmen an Größe und Mannichfaltigkeit. — Wenn die Ausgabe jedes Jahr die Einnahme übersteigt, sagte er ein ander Mal, so wächst auch die Schuld und

---

1) Bresson (Histoire financière de la France. Paris 1857. I, 410) sagt: On lui reprochait sur une de ses opérations „que c'était prendre de l'argent dans les poches“: il répondit: „Et où voulez-vous que j'en prenne?“ Il répéta plusieurs fois cette réponse et croyait avoir dit un bon mot: ce propos a couru comme sa devise et lui a fait plus de tort qu'il n'aurait du lui en faire s'il eût été bien évalué. Il ignorait que les gens en place se font plus de mal par les sottises qu'ils disent que par celles qu'ils font, parcè qu'il est plus d'hommes en état de juger leurs paroles que leurs institutions. 2) H. Martin, Hist. de France XVI, 276/77.

mit ihr die Steuerlast der Bevölkerung. Wenn dagegen die Einnahme der Ausgabe gleich kommt, so wird sich die Schuld alljährlich vermindern theils durch das Erlöschen der Leibrenten, theils durch die regelmäßigen Tilgungen. So könnte Ew. Maj. in wenig Jahren ihre Völker eines Theils der Lasten erledigen, die sie tragen. Vollenden Sie, Sire, ein Werk, das Ihrer Herzensgüte und Ihres Ruhms so würdig ist. Der Einnahme, die ich um 60 Millionen gesteigert habe, kann ich nichts hinzufügen und von der Schuld, die ich um 20 Millionen vermindert habe, kann ich nichts weiter hinwegthun.[1]) Solche Mahnungen waren für Ludwig XV. immer unzeitgemäß zumal in Tagen, da die Vermählung des nunmehrigen Dauphins mit der Erzherzogin Marie Antonie eine ganze Reihe von Festen veranlaßte, deren Gesammtkosten — wohl übertrieben — auf 20 Millionen veranschlagt wurden, das Parlament aber aller Finanzpolitik abgesagt zu haben schien und dafür aus Gründen andrer Art sich Dinge erlaubte, die der Regierung die längst erwünschte Handhabe boten, sich seiner für immer zu entledigen.

In der Bretagne hatte der Herzog von Aiguillon als Gouverneur mit dem Parlament zu Rennes, dessen unerschrockenste Sprecher La Chalotais und sein Sohn waren, jahrelang in einem Kriege gelebt, der schließlich zu förmlicher Anarchie geführt hatte. Die nothgedrungene Abberufung des Herzogs hatte den Frieden nicht hergestellt. Die erbitterten Parlamentsräthe zu Rennes einerseits, die Stände der Bretagne andrerseits verfolgten den ehemaligen Statthalter bis an den Hof, der ihn schützend aufgenommen und klagten ihn aller möglichen Missethaten an. Das Parlament zu Paris machte gemeinsame Sache mit den Anklägern, und als der König durch einen Machtspruch den ganzen Proceß niederschlagen wollte, da gab es durch seine flammenden Proteste das Zeichen zu einer fast allgemeinen Erhebung der Gerichte gegen den Hof, der „ganz augenscheinlich darauf ausgehe nach vorbedachtem Plane die Verfassung des Königreichs umzustürzen und die immer gleiche Kraft der Gesetze zu verdrängen durch die rechtlosen Uebergriffe willkürlicher Gewalt." So sprach das Pariser Parlament am 6. September 1770, darauf ging es in die Ferien, um erst am 3. December seine Arbeit wieder aufzunehmen; bevor es zurückkehrte, führte der Kanzler Maupeou den ersten seiner allerdings schon lange geplanten Streiche aus.

Am 24. November 1770 ging dem Parlament ein königliches Edikt zur Eintragung zu, welches in sehr scharfen Worten Beschwerde führte über den Geist der Unbotmäßigkeit, der Auflehnung, der Neuerung mit einem Wort, der sich in den Gerichten zeige und in jüngster Zeit einen offenbar staatsgefährlichen Charakter angenommen habe. Da hieß es u. A.: „Schon haben einige Parlamente, in dem Glauben mächtiger und unabhängiger geworden zu sein, Grundsätze aufgestellt, die bisher ganz unbekannt waren: sie haben sich genannt die Stellvertreter der Nation, die nothwendigen Ausleger

---

1) Jobez VI, 539/40.

des öffentlichen Willens des Königs, die Wächter über die Handhabung der Staatsgewalt und über die Einlösung der Schulden der Souveränetät. Dem Wohl Unserer Unterthanen, dem Interesse des Richterstandes selber sind Wir schuldig, die Keime so gefährlicher Neuerungen zu ersticken. Wir haben Unsere Gewalt einzig von Gott: das Recht die Gesetze zu geben, nach dem Unsere Unterthanen geleitet werden sollen, steht Uns allein zu, ohne Abhängigkeit und ohne Theilung." Schließlich wird den Parlamenten unter Androhung der Absetzung und der gerichtlichen Bestrafung Alles verboten, was bisher in einer ganzen Reihe von Fällen straflos geschehen war, nämlich: die Anwendung der Worte „Einheit, Untheilbarkeit, Classe" welche aufgebracht worden waren, um sämmtliche Gerichte als einen Körper hinzustellen, dessen Haupt das zu Paris sein wollte; die gesetzwidrige Versendung von Edikten und Proceßakten, durch welche wiederholt ein gemeinsames Vorgehen erzielt worden war; endlich das Einstellen der Rechtsprechung mit oder ohne Verabredung, die gemeinsame Aufkündigung des Dienstes — dies so beliebte Mittel, auf Kosten der Rechtsuchenden die Regierung zum Nachgeben zu zwingen.[1])

Das Parlament protestirte gegen dies Edikt, weil es „gegen die Grundgesetze des Staates" sei, und antwortete auf die wiederholten Befehle des Königs mit Wiederholung seiner Proteste; am 10. December stellten die Richter in Masse dem König ihre Aemter zur Verfügung; die Rechtsprechung hörte auf und nachdem ein ausdrücklicher Befehl des Königs, sofort die Richterthätigkeit wieder aufzunehmen, erfolglos geblieben war, sah der Kanzler Maupeou die Lage gegeben, deren er für seinen großen Plan bedurfte. Noch ein Hinderniß war zu besiegen, der Herzog von Choiseul, auf den die Meuterer hofften. Maupeou bewies dem König, daß Choiseul darauf ausgehe, mit Spanien im Bunde Frankreich in einen neuen Krieg mit England zu verwickeln. Das brach ihm den Hals. Am 24. December hatte er seinen Abschied in den ungnädigsten Formen und in der Nacht vom 19./20. Januar 1771 fiel Maupeous Schlag wider das Parlament. Jedem der Magistrate wurden zwei Musketiere ins Haus geschickt, um ein schriftliches Ja oder Nein zu verlangen, ob er den Dienst wieder aufnehmen wollte oder nicht, die große Mehrheit antwortete sofort mit Nein und in der darauf folgenden Nacht hatten 120 Richter den Befehl in die Verbannung zu ziehen. 38 Richtern war die Sommation des Königs — angeblich — nicht zugegangen. Diese schlossen sich am 21. Januar dem Nein der Anderen an und wurden gleich diesen in der darauf folgenden Nacht verbannt. Ihre Richterstellen wurden für erledigt erklärt und die Mitglieder des Staatsraths am 24. Januar vorläufig mit Versehung des Dienstes beauftragt.[2])

---

1) Jobez VI, 492/93. 2) Journal historique de la révolution opérée dans la constitution de la Monarchie française pur M. de Maupeou chancelier de France. (Motto: Quis talia fando Temperet a lacrymis?) Londres 1774. I, 38 ff. S. 47—58 steht die Liste sämmtlicher Verbannten.

Verbannungen widerspenstiger Richter waren schon oft erlebt worden, wenn auch nicht in diesem Umfang. Immer war der Zweck gewesen, sie mürbe zu machen durch die Langeweile der Provinz und den Verlust ihrer Einkünfte: und regelmäßig hatte irgend ein Compromiß, bei dem alle Redensarten von Volksrecht und Verfassung mit Füßen getreten wurden, den Zwischenfall zu Ende gebracht. Dies Mal war es ganz anders. Am 23. Februar 1771 verkündigte Maupeou den Staatsräthen, die er am 24. Januar in den Justizpalast eingeführt, daß der König beschlossen habe, in dem bisherigen Sprengel des Pariser Parlaments sechs neue Obergerichte (conseils supérieurs) einzusetzen und zwar zu Arras, Blois, Chalons, Clermont-Ferrand, Laon, Poitiers und bezeichnete diese Maßregel als den Anfang einer allgemeinen Reform der Rechtspflege, deren Nothwendigkeit er durch Aufführung einer Reihe allbekannter und längst schwer empfundener Uebelstände nachwies. Die Käuflichkeit des Richteramtes sollte ganz abgestellt, die vom König ernannten und aus dem Staatsschatz bezahlten Richter sollten kein Geld mehr von den Parteien empfangen und die neuen Obergerichte dem rechtsuchenden Volke den Gang zum Richter erleichtern: das Verfahren sollte schneller, einfacher und wohlfeiler werden[1]), lauter Dinge, die sich leichter versprechen als erfüllen ließen, von denen aber jeder gesunde Mensch einsehen mußte, daß sie ohne vollständigen Bruch mit der bisherigen Gerichtsverfassung, also ohne einen Gewaltstreich wie den eben geschehenen, unter keinen Umständen zu erreichen waren. Wäre die Reform nicht dargeboten worden durch einen Despotismus, dem man auch dann nicht traute, wenn er im Rechte war, hätte man vergessen können, daß, die Parlamente einmal entfernt, eben dieser Despotismus gar keinen Zügel mehr hatte, so würde die öffentliche Meinung sich sehr schnell abgewöhnt haben in dem Sturme, den die Besiegten jetzt in den Provinzen und in der Presse entfesselten, bloß den Aufschrei „der Freiheit und der Vaterlandsliebe" zu hören und in dem Sturz der alten Parlamente den Untergang aller Heiligthümer der Nation zu betrauern.[2]) Und mehr als es geschehen ist, würde Voltaire Gehör gefunden haben, der sich beeilte, die Nation daran zu erinnern, daß es eben doch die Richter der Calas, Sirven, La Barre und Lally waren, welche der Blitzstrahl des Kanzlers Maupeou getroffen hatte.

In dem „Brief eines jungen Abbé" sagte er von den Pamphleten gegen Maupeou, was ihm Jeder bezeugen kann, der sich die Mühe nimmt, sie anzusehen: „Es regnet Rechtsverwahrungen (remontrances). Man liest die erste, durchfliegt die zweite, gähnt bei der dritten und die letzten rührt man nicht mehr an." Auf die Rechtsverwahrung des Steuerhofes (cour des aides), welche dessen Präsident Lamoignon de Malesherbes verfaßt, schrieb er eine

1) Jobez VI, 505, 6. 2) Eine Sammlung solcher Schriften gibt das Werk: Les efforts de la liberté et du patriotisme contre le despotisme du Sr de Maupeou Chancelier de France ou Recueil des écrits patriotiques publiés pour maintenir l'ancien gouvernement français. Vol. I—IV. Londres 1772—1773.

öffentliche „Antwort", in der er nachwies, daß sie den Kern der Frage gar nicht berührt habe: „Um was handelt es sich? fragte er. Um die Erleichterung von sechs sehr umfangreichen Provinzen, um die Befreiung von beinahe 4 Millionen Bürgern von der grausamen Nothwendigkeit, hundert Meilen von ihrem Wohnort entfernt, ihr Recht zu suchen. Vom Untergang sollen sie gerettet werden. Seit Jahrhunderten schmachtete die Nation nach dieser Reform. Leichthin sagt man, wer in den neuen Obergerichten eine Stelle angenommen, der habe sich entehrt. Nein, ich bin nicht entehrt, wenn ich die Gesetze meines Landes studirt und mich vielleicht der Wahl zum Richter würdig gemacht habe. Ich bin weder feige noch pflichtvergessen, wenn ich meiner Provinz Dienste leiste." — Den pathetischen Protesten des Parlamentsadels setzte er höhnisch „Rechtsverwahrungen des Salzspeichers" entgegen: „Ja, Sire, durch Einsetzung der Obergerichte schreitet man unvermerkt der Aufhebung der Salzsteuer und des Salzmonopols zu. — Wie viel Landplagen sind nicht aus dieser Giftquelle aufgestiegen, wie viel „Grundgesetze" sind jetzt mit einem Schlage vernichtet worden. Das „Grundgesetz" von der Käuflichkeit der Richterstellen, das „Grundgesetz" der Sporteln und der Trinkgelder (épices et vacations), das „Grundgesetz" der Verweisungsbriefe (committimus), die dem Glöckner eurer Kapelle und dem Wärter eurer Hunde das Recht gaben, eine ganze Provinz zu ruiniren." Und während die Parlamente im Namen des Volkes über Rechtsbruch und Gewaltthat schrieen, ließ Voltaire „die Völker zu den Parlamenten" reden: „Endlich ein Gericht, das über die Richter richtet, das unberührt ist von Standesinteressen und Vorurtheilen, die so oft ein Provinzgericht irre leiten. — Wie oft hat der Parteigeist, der die Menschen immer trennen wird, sich in die erleuchtetsten und rechtlichsten Gerichte eingeschlichen. Muß ich hier an den schauderhaften Fall Calas erinnern? Die klugen, sonst so klar blickenden Richter wurden geblendet durch die fliegende Hitze eines blinden Haufens und noch heute ist nicht das ganze Parlament von Toulouse enttäuscht."[1])

Maupeou kannte die Richterkaste des Parlamentes ganz genau und nur weil er sie so genau kannte, konnte er mit jener Entschiedenheit vorgehen, die aus der Gewißheit des Erfolges entspringt. Was ihm durch die Presse gesagt worden ist, grenzt ans Unglaubliche. Gleich das erste der uns erhaltenen Pamphlete heißt „der Hausmeier" (le maire du palais) und fängt mit den Worten an: „Ich spreche von dem, der seinen Herrn belagert hält; der den Rath aller andern Minister von ihm entfernt; der ihm selbst die Prinzen seines Geblütes entführt; der allein seine Seele vergewaltigt, indem er sie zu Schritten der Härte verleitet; der der ganzen Magistratur den Zutritt zum Throne verschlossen hat. Ich spreche vom Feind der Nation."[2]) Der Kanzler ließ sie schreiben und schreien nach Belieben und handelte. Während die Parlamente in den Provinzen alles Geschehene für null und nichtig, alle

1) Die Stellen sind angeführt bei Jobez VI, 507—510. 2) Les efforts etc. I, 1.

Richter, die eine Bestallung annehmen würden für „meineidige Eindringlinge" erklärten, traten noch im März die sechs neuen Obergerichte in Blois, Clermont u. s. w. mit vollem Personal in Thätigkeit und ließen sich auch in dieser nicht stören durch Pamphlete, in denen gesagt war, jedem dieser neugebackenen Richter sehe man das Brandmal der Entehrung auf der Stirn, keiner wage den Andern anzusehen im Gefühl seiner Schande. Den Protesten des Steuerhofs, des Rechnungshofs, der Prinzen und der Pairs zum Trotz, ward am 14. April das neue „Parlament Maupeou" zu Paris endgültig eingerichtet und während die den alten Parlamenten ergebene Presse versicherte, das Werk des Kanzlers werde an seiner moralischen Unmöglichkeit zu Schanden werden, meldeten 130 Anwälte ihre Unterwerfung an, weit mehr als man nöthig hatte.[1]) Der Abfall der Männer hatte begonnen und der Fanatismus der Weiber hielt ihn nur wenig auf. Mit Bezug auf sie sei aus den Tagen der ersten Aufregung ein Stimmungsbild hier eingeschaltet. Unter dem 23. April 1771 wird geschrieben: „Paris ist heute wie die Bretagne oder Rennes: es herrscht eine Art von Bürgerkrieg, alle Familien sind gespalten. Den Mitgliedern des neuen Gerichts weist man die Thür, die Frauen verachten ihre Männer, die Söhne fliehen die Väter, die Väter fluchen den Söhnen, der Bruder verabscheut den Bruder, mit einem Wort, es ist ein Treiben der Verfeindung und Verhetzung, das vielleicht noch in Menschenaltern andauert. — Das Merkwürdigste in all dem ist der Eifer und die Festigkeit der Frauen, die Theilnahme, mit der sie ohne Unterschied diese Fragen der Politik besprechen, die seit vier Monaten in aller Munde sind. Sie haben so manchen Zittrer befeuert, der unschlüssig war und vielleicht umgefallen wäre; mehrere haben dabei beträchtliche Opfer an ihrem Vermögen gebracht. Die Aeußerung aber, die Frau Negre gegen ihren Sohn, den Staatsrath gethan, ist ewig denkwürdig, und kann der einer Spartanerin verglichen werden. Als der sich auf die Ladung des Königs nach Versailles begab, sagte ihm die heldenmüthige Mutter: „Mein Sohn, laß dem Hof, wenn es sein muß, Talar und Amt, und bringe deine Ehre zurück."[2]) Diese Mutter empfand, wie eine Frau empfinden mußte, die in der ganzen Sache Nichts sah, als die fleckenvolle Hand der Dubarry. Sie war ja der Schutzgeist des Kanzlers, sie hatte Choiseul gestürzt und hielt jetzt den König auf der Bahn des Staatsstreichs fest. Und von ihr sang man damals auf den Gassen:

France! tel est donc ton destin,
D'être soumise à la femelle:
Ton salut vint de la Pucelle;
Tu périras par la Catin.[3])

In all dem Getöse ging Maupeou ruhig seinen Gang und ehe das Jahr 1771 zu Ende war, hatte er die neue Gerichtsverfassung auch in den Provinzen vollständig durchgeführt. Von dem Augenblicke an, da sich gezeigt

1) Journal historique I, 142. 182. 280.81. 2) Journal historique I, 270/71.
3) Journal historique I, 269.

hatte, daß die Mittel der Drohung und Einschüchterung, die früher so oft geholfen, dies Mal nicht helfen würden, war die Sache der alten Parlamente rettungslos verloren. Dem Kanzler fehlte es nirgends an Räthen und Anwälten für seine neuen, vielverschrieenen Gerichte, in Grenoble und Dijon unterwarfen sie sich insgesammt, anderwärts zum großen Theil und wer das nicht über sich gewann, der mußte schon sehr reich und unabhängig gestellt sein, wenn er schließlich nicht sehr artig um Rückerstattung der für sein Amt einst hinterlegten Summe bat.[1]) Die Volksstimmung schien wie umgewandelt. Gerade in den Städten, in welchen vorher die heftigsten Proteste gegen den Staatsstreich erschollen woren, hatte die Bevölkerung die neuen Gerichte mit Beifall begrüßt; so war es in Rennes und sogar in Lyon geschehen: in Rouen aber und Besançon wurden die Mitglieder des alten Parlaments vom Volke öffentlich beschimpft. Gleichwohl ist Maupeou über den passiven Widerstand derer, die weder zum Dienst zurückkehren noch liquidiren wollten, selbst nachdem es ihnen wiederholt angeboten war, nicht Herr geworden, ein Mißerfolg, für den er sich zu trösten wußte. Als am 1. April 1773 der letzte Termin für die Rückzahlungen abgelaufen war, sagte er: der Gesammtbetrag aller seit December 1770 angeordneten Liquidationen belief sich auf 120 Millionen: die wirklich geschlossenen aber betragen nur 39 Millionen: folglich gewinnt der König bei dem Geschäft 81 Millionen.[2])

Je besser das Geldgeschäft der Krone war, desto geringer war die Aussicht, daß die Wunde heilen werde, die offen zu halten eine rücksichtslose Parteipresse unermüdlich thätig blieb. Die Heftigkeit ihrer Sprache focht Maupeou nicht an, denn Macht war hinter all den großen Worten nicht und Symptome, die wirklich bedenklich darin waren, erscheinen uns doch nur deßhalb so, weil wir die Folgen kennen, die Maupeou gar nicht mehr erleben sollte. In den Flugschriften dieser Jahre zeigen sich die ersten Spuren eines politischen Radikalismus, der aus der Schule Rousseaus stammt und die Schlagwörter des Contrat social verwerthet. Im Oktober 1772 flog ein Blättchen von zwei Druckseiten aus, das überschrieben war Le propos indiscret. Es knüpfte an die Aeußerung an, welche der Minister Herzog de la Brillière gegen eine Abordnung der Stände der Bretagne gethan: „S. Majestät will keinen Widerstand; wenn sich die Stände mit dem Parlament befassen, so werden sie in drei Tagen cassirt.“ Welchen Eindruck, fragt sich der Verfasser, müssen solche Worte auf „freie Männer“ machen? „Denken wir uns in die Versammlung der Stände, d. h. in einen Verein von freien Männern, die sich einen König gegeben haben, damit er in ihrem Namen handle und die Staatsgewalt ausübe, die sie vorher für sich allein hatten. Erinnern wir uns, daß sie den Monarchen an Bedingungen gebunden haben, deren Aufhebung unmittelbar die Lösung des Vertrags und damit die Abschaffung der Souveränetät bedeutet; daß sie außerdem das Recht sich aus-

1) Journal historique III, 108. 2) Journal hist. IV, 139.

bedungen haben, zu bestimmten Zeiten zusammenzutreten, um Steuern zuzustimmen, die Verwaltung aufzuklären und Rechenschaft zu fordern wegen Verletzungen des Gesellschaftsvertrags (contrat social).

Hören wir nun, wie der Monarch, d. h. der Agent der Nation, zu diesen Männern sagt, denen er seine Autorität verdankt: Ich will keinen Widerstand d. h. ich will nicht, daß ihr denkt, ich will nicht, daß ihr wollt: ich will, daß ihr entsagt eurem Selbst, eurem Dasein, verleugnet die Gaben, die euch die Natur verliehen, die Rechte, die ihr als Bürger habt, die Freiheiten, die euch die Verfassung gibt: ich will nicht daß ihr Menschen, geschweige denn daß ihr Bürger seied; Sklaven sollt ihr sein, nichts andres; mein Wille sei der eure, leben sollt ihr nur für mich und durch mich.

Wenn ihr euch mit dem Parlament befaßt, d. h. wenn ihr nachdenkt über eure Rechte, denkt an eure Privilegien, wenn ihr euch untersteht an die Verträge zu denken, die euch die Freiheit verbürgen, die ihr mit mir auf all euren Versammlungen erneuert habt, an die, die ich vor zwei Jahren unterschrieben habe, so werdet ihr cassirt am dritten Tage: d. h. ich verbiete euch, ferner zu wachen über eure Freiheiten, Gerechtsame und Güter.

Wenn aber inmitten der allgemeinen Bestürzung Einer sich Muth genug bewahrt, seine Stimme zu erheben, so wird er dem Souverain sagen: Ihre Drohung schreckt uns nicht. Sie versichern, daß wir Sklaven sein werden, wenn wir es wollen, daß wir es sein werden, auch wenn wir nicht wollen: dann würde es am besten sein, es nicht zu wollen. Wenn aber zu wetten ist, daß Sie es nicht fertig bringen werden, uns dazu zu machen, so ist der beste Rath, den wir Ihnen geben können, der: den Minister aufzuhängen, der Sie eine Sprache hat führen lassen, so sinnlos an sich, so beleidigend für die Nation und so gefährlich für Sie. Dann ist nur zweierlei möglich: entweder es siegt das gute Recht, der Minister wird bestraft und Alles ist gesagt; oder man versucht den Minister zu halten, man wendet Gewalt an und dann wird auch Alles gesagt sein: denn das ist gewiß, 20 Millionen Menschen sind nicht für Einen da, sie sind stärker als er."[1])

Das war im Jahr 1772 noch eine ganz vereinzelte Stimme, aber Niemand wird verkennen, wie bedeutungsvoll sie war, weniger wegen der Heftigkeit der Empfindung, die daraus sprach, als wegen der Logik, mit der hier gefolgert ward. Die despotische Monarchie war hier in die Beleuchtung gerückt, die sie schlechterdings nicht vertrug. Auf sie die Lehre vom Gesellschaftsvertrage anwenden, hieß die Geschichte Frankreichs auf den Kopf stellen; und was die alten Parlamente die „Grundgesetze" der Monarchie nannten, mit Volksrechten und Bürgerfreiheit zusammenwerfen, hieß sich der ärgsten Begriffsverwirrung schuldig machen. Ward aber was aller Geschichte und aller Logik entgegen war von der öffentlichen Meinung angenommen, ging es in den Idealismus aller freisinnigen Patrioten über, ward es am Ende

1) Journal hist. III, 330—32.

gar das Bekenntniß der berufenen Vertheidiger des alten Königthums, dann hatte dieses kein Recht aufs Dasein mehr, es war gerichtet, vogelfrei erklärt. Nicht bloß ein Recht der Nothwehr gegen seine Uebergriffe, nein, eine Pflicht, Wort- und Vertragsbruch an ihm zu rächen, war ausgesprochen. Hier zeigte sich die Furchtbarkeit von Rousseaus Lehre; aber vergessen wir nie, die Lehre, die den Begriff der Monarchie vernichtete, war nur die Frucht einer Praxis, die den Sinn für Monarchie in den Völkern todt geschlagen hatte.

Die Ersparungen, um die Terrai den König angefleht, traten nicht ein; die Feste bei der Vermählung des Grafen von Provence im Jahre 1771, wie die Einrichtung seines Hofhaltes verschlangen neue ungeheure Summen; das Budget des königlichen Hauses stieg von 28 auf 31 Millionen, um im Jahre 1774 die Höhe von 42,471,000 Livres zu erreichen, d. h. ein Siebentel etwa der für dieses Jahr vorgesehenen Staatseinnahmen von 303,588,569 Livres.[1]) Den gewaltsamen Mitteln, die Terrai angewendet, die Ausgaben des Schatzes zu vermindern, ließ er andre, nicht minder gewaltsame folgen, um seine Einnahmen zu erhöhen und ein Parlament, das die Eintragung verweigert, einen Steuerhof, der Einsprache gethan hätte, gab es nicht mehr. Das neue „Parlament Maupeou" bewilligte ohne ein Wort der Widerrede, was ihm vorgelegt ward. Die Taille, der Zwanzigste, die Salzsteuer, die sogenannten dons gratuits wurden erhöht; alte Kaufämter ohne Entschädigung abgeschafft und neue gegen baares Geld verkauft; alle Domainenpachtverträge gekündigt, alle Befreiungen von Gefällen, Trankſteuer u. s. w. zurückgenommen, alle Besoldungen und Renten vermindert, alle Aemter besteuert und die Zahl der Kaufämter ins Ungeheure vermehrt. Unter dem Vorwand, die durch die Edikte von 1764 und 1765 gewährte freie Wahl der städtischen Gemeindeämter hätte sich erstens dem Bürgerfrieden, zweitens den Geschäften der Verwaltung höchst schädlich erwiesen, ward die Einsetzung von Gemeindebediensteten verordnet, die unabhängig von ihren Wählern und unabsetzbar in ihrem Amt in voller Unbefangenheit einzig dem Wohl der Gemeinde leben könnten, d. h. die Krone sprach sich das Recht zu, viele tausende von Amtsstellen zum Vortheil des Schatzes zu verkaufen. Denselben fiskalischen Zweck hatte das Edikt, welches erbliche Meisterrechte (maîtrises) schuf und niemanden Meister werden ließ, der sich ein solches nicht mit baarem Gelde erkauft hatte. Die Gebühr für einen Tuchmacher, Apotheker, Goldschläger oder Golddrahtzieher betrug 3000 Livres, für einen Sattler, Zimmermann oder Maurer 1500 Livres und so ging es weiter durch etwa 90 Gewerbe hindurch bis herunter auf die Tanzmeister mit 75, die Weber und Gärtner mit 50 Livres.[2]) Nehmen wir dazu noch ein Anlehen in Leibrenten zu 10 %, welches 50 Millionen eintrug, so haben wir die bezeichnendsten der Geldquellen genannt, mittelst deren Terrai, wenn

1) Jobez VI, 535. 2) Journal historique III, 356—59.

man ihn hörte, wirklich ein leidliches Gleichgewicht in den Finanzen hergestellt hatte. Die Anspannung der bestehenden Steuern, die Ausbeutung und Vervielfältigung der hergebrachten Finanzkünste noch weiter zu treiben, schien unmöglich: das fühlte Terrai selbst. Ihm schwebte als Ideal eine ganz andre Besteuerungsweise vor, als die, welche in Frankreich bisher üblich war und die Abweichungen, die er sich selbst davon gestattet, kommen uns vor, als sollten sie den Uebergang zu einem neuen Abgabensystem bilden, in dem wir unschwer das Nachbild des englischen und den Vorläufer des napoleonischen erkennen. Die empfindlichsten und zugleich ergiebigsten seiner Maßregeln hatten die Bevölkerungen der Städte getroffen und durch das beständige weithin vernehmbare Geschrei dieser war seine ganze Verwaltung eine so verschrieene geworden. In den Städten lebten die, denen er die Renten verkürzte, die Ersparnisse unterschlug, die Abgabenbefreiungen raubte, die Aemter besteuerte, die Stellen und die Meisterrechte neu verkaufte, und daß dies nicht Laune, sondern System war, läßt sich aus einem Vortrag an den König herauslesen, der allerdings keinen unmittelbaren Neuerungsantrag stellt, vielmehr vor schroffen Aenderungen sogar warnt, aber doch deutlich erkennen läßt, was dem Verfasser eigentlich im Sinne lag. „Die Landleute," heißt es da, „muß man schonen, das Getreide gar nicht, das Vieh und die groben Tücher, die sie brauchen, möglichst gering belasten, denn die Bauern sind die ärmsten Unterthanen des Königs, und die Einziehung solcher Abgaben wäre auf dem Lande zu theuer, ja fast unmöglich. Ganz anders ist es mit den Städten. Hier wohnen Reiche, Bürger, Gewerbtreibende, Kaufleute. Die Reichen und die Bourgeois sind Müssiggänger, Faullenzer; sie leben dort zum Vergnügen und sollen die Vortheile des behaglichen Lebens, das sie dorthin zieht, auch bezahlen. Wird ihnen das zu schwer, so können sie ja aufs Land ziehen. Gewerbtreibende, Künstler, Kaufleute lassen sich für ihre Arbeiten einen Preis zahlen, der mit der Theuerung der Lebensmittel immer im Verhältniß steht. Aus der Accise vom Verbrauch gewinnt England den größten Theil seiner Einkünfte. Durch Ausbreitung der Accise über alle Gegenstände des Verbrauchs ist England dazu gelangt, eine Summe Geldes zu erzielen, die beinahe soviel beträgt, als die Erzeugnisse des ganzen Königreichs eintragen."[1]) An einer andern Stelle werden die Vorzüge der indirekten Besteuerung mit ganz denselben Gründen empfohlen, die ihre Anhänger heute noch anführen. Mit diesem ganzen Gedankengang aber lief Terrai schnurstracks der Ideenströmung zuwider, welche eben damals die wirthschaftlichen Denker Frankreichs beherrschte und für die ihn zu bekehren deren feurigster Apostel Turgot als Intendant von Limoges all seine Beredsamkeit erschöpfte, ohne Ahnung davon, daß er schon nach wenig Jahren sein Nachfolger sein werde.

1) Ein Auszug dieses Aufsatzes bei Jobez, La France sous Louis XVI. I, 136—47; eine deutsche Uebersetzung des ganzen Textes findet sich in den „Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik und der Gesetzgebung". I. 1780. S. 641—670 abgedruckt.

Nach dem Tode Gournays[1]) hatte Turgot im Jahre 1760 eine Reise durch die Schweiz gemacht und auf Schloß Ferney Voltaire besucht, der von dem ganzen Wesen des dreiunddreißigjährigen Mannes einen unauslöschlichen Eindruck empfing. Ganz kurz nach seiner Rückkehr schrieb ihm Turgot am 24. August 1761: „Eine Veränderung ist mit mir vorgegangen. Ich habe das Unglück Intendant zu sein. Ich sage, das Unglück, denn in diesem Jahrhundert der Zänkerei gibt es nur ein Glück: als Philosoph unter Freunden und Studien zu leben. Man schickt mich nach Limoges, weit lieber wäre ich nach Grenoble gegangen, denn dort hätte ich Gelegenheit gehabt, kleine Pilgerfahrten zur Kapelle des Confucius zu machen und mich durch den Oberpriester belehren zu lassen. Aber Ihr Freund, Herr Choiseul, meint, für einen so wichtigen Posten müßte ich erst ein paar Jahre Schulzeit durchmachen."[2]) Voltaire antwortete sogleich: „Einer Ihrer Amtsbrüder schreibt mir, ein Intendant könne nur Böses thun; ich hoffe, Sie werden beweisen, daß er viel Gutes thun kann."

Was ein Intendant eigentlich bedeutete, das war im alten Frankreich aus keinem Buch und aus keiner Zeitung zu erfahren. Als Law von dem jüngeren d'Argenson, der Intendant zu Valenciennes war, auf seiner Flucht angehalten ward, sagte er zu diesem: „Nie hätte ich geglaubt, was ich erlebt habe, als ich die Finanzen verwaltete. Wissen Sie, dies Königreich Frankreich wird regiert von dreißig Intendanten. Sie haben keine Parlamente, keine Ausschüsse, keine Stände und keine Statthalter, fast möchte ich hinzufügen, sie haben auch keinen König und keine Minister. Von dreißig Requetenmeistern, die in die Provinzen abgeordnet sind, hängt Glück und Unglück dieser Provinzen ab, ihr Wohlstand wie ihr Elend. Wie wichtig ist also die Frage, ob diese Männer gut oder schlecht sind! Wie muß man darauf bedacht sein, sie gut zu wählen, sie zu belohnen oder zu bestrafen."[3])

Die Amtspflicht der Intendanten war, für den richtigen Eingang der Taille[4]) mit Zubehör von Zwanzigstem und Kopfgeld zu sorgen, Rekruten auszuheben und die Bauern zur Frohnarbeit am Wegbau anzuhalten, d. h., die dreifache Geißel zu schwingen, die das französische Landvolk elend machte. Sein Recht aber war, für keine Amtshandlung vor irgend einem Richter Rede stehen zu müssen, außer vor dem Generalcontroleur der Finanzen, der keinen Untergebenen im Stiche ließ. Nimmt man das zusammen, so begreift sich das Urtheil jenes Intendanten, den Voltaire in seinem Brief an Turgot sprechen ließ. Die Natur seiner Geschäfte machte ihn zum Feind der armen „unvertheidigten" Klasse der Gesellschaft und wen dies nicht abschreckte, Intendant zu werden, der war entweder ein Streber ohne Herz oder ein Fanatiker des Wohlthuns, wie Turgot einer war.

Die Generalität Limoges, welche in den fünf Bezirken (élections) Limoges,

1) S. I, 495 ff. 2) Daire II, 794. 3) d'Argenson, Mémoires I, 165.
4) S. I, 6 ff.



Brives, Angoulême, Bourgeneuf und Tulle fast das ganze Gebiet der drei heutigen Departements Charente, Corrèze, Haute Vienne umfaßte, war eine der ärmsten und unglücklichsten Provinzen des alten Frankreichs; die willkürliche Taille hatte sie zu Grunde gerichtet; um ihr aufzuhelfen, hatte mans mit der tarifirten Taille[1]) versucht, aber die dazu nöthige Landvermessung war nicht fertig geworden und von den fertigen Theilen besaß man keine Karte, sondern nur Skizzen und fliegende Blätter: kurz der Reformversuch hatte die Verwirrung und folglich auch den Druck nicht vermindert, sondern gesteigert. Das ganze Steuerwesen war ein Chaos, als Turgot mit seinem Feuereifer Hand anlegte, um es zu lichten. Ein Erstes war ein königliches Edikt vom 30. December 1761, welches die vollständige Durchführung der tarifirten Taille befahl und angab, wie es bis zur Vollendung des Katasters und der Güteraufnahme gehalten werden sollte.[2]) Zugleich mit diesem Edikt erging ein langes überaus gründliches Rundschreiben des Intendanten an die Taillecommissäre, an dessen Schluß es hieß: „Aufklärungen werde ich mit Vergnügen entgegen nehmen, nicht bloß von Ihnen, sondern von allen einsichtigen Männern, welche die Liebe zum Gemeinwohl bestimmen wird sich mit dieser Sache zu beschäftigen. Sie können wahrnehmen, daß ich aus keiner meiner Ansichten ein Hehl mache; ich hänge daran nur in soweit sie mir nützlich erscheinen: je mehr auch das Publikum von dieser Nützlichkeit überzeugt werden kann, desto geneigter wird es sein, dabei mitzuwirken und desto gesicherter wird der Erfolg sein. Deßhalb ist mein Vorsatz, allen meinen Operationen die größte Oeffentlichkeit zu geben, um bei dem Volke wenn möglich alles Mißtrauen zu entfernen. Nicht dringend genug kann ich Sie bitten, ihm im Verein mit mir jenes Vertrauen einzuflößen, nicht nur durch strenge Gerechtigkeit in Ausübung Ihrer Pflichten, sondern auch durch milde Behandlung der Bauern, indem Sie auf deren Interesse und Bedürfnisse eingehen und mich in Stand setzen, sie zu entlasten."[3]) Denselben Taillecommissären, in denen der gemeine Mann sonst nichts sah noch sehen konnte als die Werkzeuge eines unerbittlichen Verhängnisses, schärft er in einem andern Schreiben ein: „Betrachten Sie sich als ebensoviel wandernde Unterintendanten (subdélégués). Richten Sie Ihr Augenmerk auf den Zustand des Ackerbaus in jedem Kirchspiel, auf die Zahl der Brachen, die Meliorationen, die vorgenommen werden könnten, die Haupterzeugnisse des Bodens, die Gegenstände des Gewerbefleißes der Bewohner und die, welche man ihnen neu zuführen könnte, den Hauptmarkt ihres Absatzes, die Beschaffenheit der Wege und ob sie für Wagen oder bloß für Saumthiere gangbar sind. Die Lage des Orts, die Gesundheit der Luft, die häufigsten Krankheiten der Menschen und Thiere, die Ursachen, denen man sie zuschreibt, sind nicht minder Ihrer Untersuchung würdig. Sie werden sich befleißigen, soviel als möglich die Mißbräuche aller Art aufzudecken, unter denen das

1) S. I, 9. 2) Daire I, 486—492. 3) Daire I, 510.

Volk leiden kann: Unordnungen in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, Plackereien größeren oder geringeren Grades, volksthümliche Vorurtheile, die der Ruhe oder Gesundheit des Menschen schädlich werden können. — Obgleich dieser Theil Ihrer Geschäfte mit dem unmittelbaren Zweck Ihrer Reise nur entfernt zusammenhängt, bin ich überzeugt, daß er Ihnen mehr und mehr theuer werden und ich zweifle nicht, daß er Ihnen auch die Liebe und das Vertrauen der Einwohner erwerben wird."[1])

Eine Verwaltung, deren oberstes Ziel nicht Ausbeutung, sondern Pflanzung und Pflege war, kam nicht aus mit den Arbeitskräften ihrer Beamten; sie bedurfte der freiwilligen Mitarbeit aller Gebildeten. So dachte Turgot als er am 3. Mai 1762 auch an die Pfarrer seiner Generalität das erste einer Reihe von Rundschreiben richtete, um sie mit der ganz besonderen Ueberwachung aller bäuerlichen Leiden zu betrauen; sie sollen die Beschwerden der Landleute anhören, den Inhalt, wenn die Klagenden selbst es nicht können, schriftlich aufsetzen und dann direkt an sein Bureau nach Limoges schicken, damit den Bauern die Kosten der Reise dahin erspart werden. Er schickt ihnen Formulare zu, um Buch zu führen über den Viehstand ihres Kirchspiels und eingetretene Verluste, für die Entschädigung zu gewähren ist, authentisch zu bezeugen. Von dieser Mitarbeit, die ihm in der That ausgiebig gewährt worden ist, versprach er sich gleich große Vortheile für Volkswohl, Verwaltung und Wissenschaft: drei Dinge, die er niemals getrennt sehen wollte. „Niemand, schrieb er, ist mehr als die Herrn Pfarrer durch ihren Stand, ihre Bildung und das Vertrauen, das ihr Amt dem Volke einflößt, berufen, die Lage desselben und die Mittel ihrer Besserung zu kennen. Da die Verwaltung ein anderes Ziel als dieses nicht haben darf, so ist gewiß, daß sie ihr viele Hilfe leisten und sehr werthvolle Aufklärung schaffen könnten. Große Dienste könnten sie auch den Wissenschaften, den Künsten, dem Handel und ganz besonders dem Ackerbau leisten, weil ihnen allein eine Menge von Beobachtungen zugänglich ist, die den Städtebewohnern nothwendig entgehen: sie brauchten sich nur der Mühe zu unterziehen, den Beamten der Verwaltung oder den wissenschaftlichen Körperschaften Mittheilung zu machen von den bemerkenswerthen Thatsachen, die der Zufall ihnen darböte. Die Unterweisungen, welche sie dann den Bauern zu Theil werden ließen, indem sie sie mit neuen Entdeckungen und Handgriffen von erprobter Nützlichkeit bekannt machten, würden dann auch dem Fortschritt der ökonomischen Wissenschaft zu Gute kommen."[2])

Turgot war noch in den ersten Mühen der Roharbeit begriffen, als ihm die Versetzung auf den Intendantenposten zu Lyon angetragen ward, die seine Mutter für ihn erbeten hatte, ohne ihn zu fragen. Da schrieb er am 10. August 1762 dem Generalcontroleur Bertin einen Brief, der ihn als

1) Daire I, 510/11. Anm. 2) Daire I, 633.

Menschen und Staatsmann mit ergreifender Treue malt. Für die Annahme sprach Alles, was jeden Andern bestimmt haben würde, mit der nächsten Post nach dem neuen Wirkungskreise abzugehen: bedeutend höhere Einkünfte, ein weit angenehmerer Aufenthalt und eine große Verminderung der Arbeitslast. Gegen sie sprach einzig die Rücksicht auf das Wohl der Provinz und den Vortheil des Staates. Turgot stellte dem Minister vor, das große Werk der Taillereform, das er hier begonnen, sei noch weit von seiner Vollendung entfernt; frühestens für die Steuerrollen von 1764 könne er einzustehen sich getrauen. Ihn jetzt versetzen, käme einem Aufgeben des ganzen Werkes gleich, da kein Nachfolger sich in dem jetzigen Wirrwarr zurechtfinden könne. Wolle der Minister, daß es aufgegeben werde, dann würde er allerdings eine Versetzung nicht bloß annehmen, sondern sogar darum bitten müssen, denn ohne Erfolg wenigstens dürfe eine Arbeit nicht bleiben, die selbst seine nicht gewöhnliche Arbeitskraft zu übersteigen drohe. Er bitte aber dringend ihn dabei zu belassen und ihm dadurch auch die Bürgschaft der Vollendung zu geben, einmal um der Provinz willen, die in diesem Zwischenzustand schlechterdings nicht bleiben könne, dann aber um des Staates willen, für den hier eine seiner Lebensfragen entschieden werden müsse. Denn was, wie er nicht zweifle, hier endlich einmal geglückt sein und allen Widerspruch und Zweifel besiegt haben werde, das würde dann auch mit der vollen Gewißheit des Gelingens auf alle andern Provinzen ausgedehnt werden können. „Gewiß ist, die Regierung wird niemals eine Gelegenheit finden, die günstiger wäre für diesen Versuch, als sie heute im Limousin gegeben ist. Die Vertheilung der Auflagen ist hier in einem Zustande der Ungewißheit, in dem sie nicht bleiben kann. Die willkürliche Taille ist abgeschafft und man wünscht ihre Rückkehr nicht; sie wäre sogar sehr gefährlich für den Eingang der Gelder. Andererseits ist das jetzige System unfertig: man fühlt es, klagt darüber, wünscht eine Reform und wer sie unternimmt hat den so schmerzlichen Vorwurf, er sei ein „Neurer" (novateur), nicht zu fürchten, dem ihn dieselben Operationen überall sonst aussetzen würden. Mehr als das, der König hat in einer Verordnung den Plan dieser Reform angekündigt: die Steuerhöfe zu Paris und Clermont, weit entfernt ihr zu widersprechen, haben gefordert, daß sie schleunig durchgeführt werde und sie nur unter dieser Bedingung eingetragen. Dadurch haben sie sich gewissermaßen verpflichtet, dem geplanten Unternehmen beizuspringen und ich habe Ursache zu dem Glauben, daß sie beide sehr gut gesinnt sind. Auch die Arbeit, die ich schon gethan habe, kann für einen Vorschuß gelten und obgleich Sie in jedem Andern mehr Talente finden könnten, so wage ich doch anzunehmen, bei keinem Andern würden Sie mehr Eifer, noch mehr Geduld der Hingabe an eine Arbeit finden, die so undankbar ist und an die mich nur der Hinblick auf den Nutzen fesselt, der daraus hervorgehen soll. — Alles was mich angeht, gebe ich Ihrer Theilnahme an der Provinz anheim, in der ich bin und das Ergebniß dieses langen Briefes ist die Bitte, mich hier das

Gute stiften zu lassen, für das sie empfänglich ist und das allein mich an sie knüpft."[1])

Turgot blieb in Limoges und harrte aus bei seinem Werke. Jahr für Jahr berichtete er dem Könige über den Druck der Taille und die Nothwendigkeit ausgiebiger Herabsetzung. Schon im ersten Jahre wies er nach, daß seine Generalität im Vergleich mit andern um 600,000 Livres überlastet sei, er forderte für 1762 eine Ermäßigung des Taillesatzes um 400,000 Livres und[2]) nachdem ihm nur 190,000 Livres nachgelassen worden waren, für 1763 eine neue Herabminderung von 200,000 Livres. Nachdem ihm erst für 1764 nachträglich 180,000 Livres nachgelassen worden waren, beantragte er für 1765 eine Erleichterung um 300,000 oder wenigstens 280,000 Livres. Die letzte wurde ihm gewährt und zum mindesten diese in der That nicht unbedeutende Entlastung seiner von Mißwachs und Krankheiten schwer heimgesuchten Provinz jedes Jahr von Neuem zu erwirken, war der Zweck aller nun folgenden Berichte, die denn auch im Wesentlichen erhört worden sind. Andre schwere Lasten bestanden in den Wegfrohnen und Zwangsfuhren, die Turgot beide abschaffte, indem er Mittel fand, den Straßenbau wie die Wagenstellung für den Truppentransport besorgen zu lassen. 160 Meilen neuer Straßen und alle alten im besten Stande, beides ohne unentgeltliche Zwangsarbeit armer Bauern: das war eine Leistung, auf die der Intendant von Limoges stolz sein durfte.

Das Theurungsjahr 1770 stellte die Umsicht und Thatkraft des rastlosen Mannes auf eine schwere Probe. Die erste seiner Aufgaben war die Freiheit des Getreidehandels aufrecht zu erhalten, welche ein königliches Edikt vom Juli 1764 verfügt hatte, sie gegen all jenen Unverstand zu schützen, der, in dem Wahn, der Hungersnoth zu entgehen, Alles that, was sie erst recht herbeiführte. Hier stellte ihm die Lehre der physiokratischen Schule, die Schriften von Letrosne und Morellet ein ganzes Rüstzeug einleuchtendster Gründe zur Verfügung, in deren schneidiger Verwerthung er seine Proben längst bestanden.[3]) Es bedurfte nur des entschlossenen Auftretens in jedem Fall des Zuwiderhandels und die schlimmsten Folgen jener Panik, die sonst im Volke zu entstehen und dann die Verwaltung zu unterwerfen pflegte, blieben abgewendet. Anders war es mit den sehr ernsten Aufgaben der Armen- und der Wohlfahrtspflege, die mit einem Mal von allen Seiten auf ihn einstürmten, denen sein Herz sich nicht hätte entziehen können, selbst wenn sein Kopf das gewollt hätte. Dafür gab es kein System, keine Bücher, keinen Leitfaden weder der Lehre noch des Beispiels; hier mußte Alles aus dem Stegreif angegeben und im Drang des Augenblicks geschaffen werden. Ja ein Denker, der weniger im Leben stand, und dem die Arbeit um der Arbeit

1) Daire I, 511—16. 2) Daire I, 523. 3) Vgl. sein Rundschreiben an die Polizeioffiziere der mit Getreidemärkten versehenen Städte seiner Generalität d. d. Limoges, 15. Febr. 1765. Daire I, 664—672.

willen weniger Bedürfniß war, würde sich in den Schlingen jenes Gehen- und Geschehenlassens verstrickt haben, das aus der Lehre der Schule so leicht zu folgern war und später auch bis zum Widersinn gefolgert worden ist.

Mit den Eingangsworten: „die Erleichterung derer, welche leiden, ist die Pflicht Aller und das Geschäft Aller" ließ er Anfang 1770 einen Plan ausgehen zur Bildung von „Armenvereinen" oder „Armenämtern" (assemblées ou bureaux de charité), der ein wahres Meisterstück umsichtiger Liebesthätigkeit genannt werden kann. Alle Männer von Rang, Bildung und Vermögen treten zu Vereinen zusammen, deren Zweck die Linderung des Nothstandes durch vereinigte Selbsthilfe ist. Sie zeichnen nach Selbsteinschätzung monatlich zu entrichtende Beiträge, die ein gewählter Schatzmeister bucht und verrechnet. Die Liebesgaben sind für die Ortsarmen bestimmt, sie gehen als Almosen an die, die nicht arbeiten können und als Tagelohn an die, welche bei besonders zu veranstaltenden Arbeiten beschäftigt werden können; für die Männer werden Straßen- und Erdarbeiten in Angriff genommen, für Frauen und Mädchen werden Spinnräder angeschafft, und wo diese noch nicht bekannt sind für Unterricht im Spinnen gesorgt.[1]) Um das Werk in Gang zu setzen, hatte Turgot sich aus dem königlichen Schatz einen Vorschuß von 300000 Livres verschafft, der für Ankauf von Getreide, Reis, Bohnen und Errichtung von „Armenwerkstätten" (ateliers de charité) an öffentlichen Straßen verwendet wurde. Mit solchen Mitteln eines fürsorgenden Socialismus hat Turgot der Bevölkerung durch einen schrecklichen Winter und einen schlechten Sommer hindurchgeholfen und wie viel Noth auch ungelindert blieb, den Ausbruch einer wirklichen Hungersnoth in der That verhindert. Wie er dabei zu Werke gegangen ist, wie er gesorgt und eingegriffen hat an jeder Stelle, trotz aller Enttäuschungen, die ihm die Ungunst der Zeit und die Hartherzigkeit der Menschen bereitete, das hat er in seinem Schlußbericht an den Minister am 15. November 1771 mit Zahlen und Thatsachen ebenso anschaulich als ergreifend gezeigt.[2])

Gerade ein Jahr vorher hatte er, als er seine Provinz durchreiste, um an Ort und Stelle die Umlegung der Taille festzustellen, nebenher Zeit gefunden, seinem Minister sieben lange Abhandlungen zu schreiben, in welchen er ihm nachwies, daß dem Geschrei der Menge zum Trotz die einmal eingeführte Freiheit des Getreidehandels unter keinen Umständen irgend welcher Beschränkung unterworfen werden dürfe. In dem fünften seiner Aufsätze, d. d. Saint-Angel 14. November 1770, nahm er Bezug auf eine Aeußerung, welche der Minister zu Compiegne mündlich gegen ihn gethan hatte, um daran die Hauptsätze der neuen Wirthschaftslehre zu erläutern. Dort hatte der Minister zugestanden, der freie Getreidehandel sei dem Grundbesitzer (propriétaire) ungemein vortheilhaft, denn er vermehre dessen Einkünfte (revenu). Wohlan, sagte Turgot, dieses Einkommen des Grundeigenthümers

1) Daire II, 4 ff. 2) Daire II, 72—98.

ist das Pfand aller Renten, die vom Grund und Boden bezogen werden, der Grundquell aller Volks- und Staatswirthschaft.

Dies Einkommen, führt Turgot aus,[1]) ist die Quelle des größten Theils aller Löhne (salaires), von denen das Volk lebt, denn das Volk, der Tagarbeiter (journalier), der Handwerker (artisan) hat von sich aus nichts: er lebt von den Erzeugnissen des Bodens: er erlangt sie nur dadurch, daß er sie mit seiner Arbeit erkauft, und er kann sie nicht kaufen außer bei denen, die sie ernten und seine Arbeit mit diesen Erzeugnissen oder mit ihrem Stellvertreter, dem Geld, bezahlen. Also, die Summe der Unterhaltsmittel (subsistance) oder vielmehr der jährlich von der Erde erzeugten Werthe bildet die Summe der Löhne, welche allen Classen der Gesellschaft zugetheilt werden können. Der Bauer (cultivateur) verzehrt unmittelbar, was er zum Leben braucht; der Rest theilt sich zwischen ihm und dem Grundeigenthümer und durch ihre Ausgaben — mögen sie nun der Fortsetzung oder Verbesserung des Anbaus oder nur dem unmittelbaren Bedürfniß dienen — vertheilen beide jenen Rest in Gestalt von Löhnen an alle übrigen Glieder der Gesellschaft als Preis für deren Arbeit. Die Werthe, welche die letzteren empfangen haben, kehren dann als Preis für die Lebensmittel, die sie verzehren, in die Hände der Bauern zurück und beginnen von hier aus den Kreislauf von Neuem, dessen Beständigkeit das Leben des Staatskörpers ebenso bedingt, wie der Blutumlauf das Leben des animalischen. Alles was die Summe der von der Erde erzeugten Werthe vermehrt, vermehrt also auch die Summe der Löhne, welche unter die andern Classen der Gesellschaft zu theilen sind. Schließlich sind die Einkünfte des Grundeigenthümers die einzige Quelle, aus welcher der Staat seine Einkünfte ziehen kann. Wie die Steuern auch aufgelegt werden mögen, in welcher Weise sie erhoben werden, an letzter Stelle werden sie immer von den Grundeigenthümern bezahlt, sei es durch Vermehrung ihrer Ausgabe, sei es durch Verminderung ihrer Einnahme.

Von dem Rohertrag der Bodenerzeugnisse ist zu unterscheiden der Reinertrag (produit net), d. h. was von jenem übrig bleibt, wenn die Erzeugungskosten abgezogen sind.[2]) Nur von diesem Reinertrag dürfen genommen werden der Zehnte des Pfarrers, die Rente des Grundherrn und die Steuer, die der König erhebt. Er allein ist verfügbar (disponible); der Rest gehört dem Bauer, ist seine part sacrée und kann nicht angegriffen werden, ohne daß die ganze Maschine ins Stocken kommt. Der Bauer ist wohl zu unterscheiden vom Grundeigenthümer. Hat der Bauer Capital, so wird er Pächter (fermier), hat er keines, so bleibt er Meier (métayer), Tagelöhner (journalier). Die Pachtwirthschaft ist weitaus die vortheilhafteste für Eigenthümer, Bauern und Ackerbau. Sie besteht in der Picardie, in der Normandie, in der Umgegend von Paris und in den meisten Provinzen des nördlichen Frankreich und diese sind deßhalb die reichsten und best bebauten. Die

1) Daire I, 183/84. 2) Ebendas. S. 190.

Meierwirthschaft herrscht im Süden Frankreichs, der deßhalb weitaus ärmere und schlechter angebaute Provinzen zählt.[1]) Die Freiheit des Getreidehandels nun hat den unschätzbaren Vorzug, daß Grundeigenthümer und Bauern, seien sie Pächter oder Meier, dabei gewinnen, ohne daß die nicht ländliche Bevölkerung dabei verliert, denn es ist nicht wahr, daß der freie Getreidehandel den Durchschnittspreis des Getreides erhöht.

Turgot weilte zu seiner Erholung in Paris, als Ludwig XV. Anfang Mai 1774 an den Blattern erkrankte und am 10. d. M. starb. Eine der ersten Thaten des jungen Hofs war die Ernennung Turgots zum Minister und nun war dem jungen Frankreich zu Muthe, als wäre der Vorhang, der dies Land von seinem Glücke trennte, von oben bis unten zerrissen. Was unsere Leser bis hierher von Turgot erfahren haben, wird ausreichen, dies zu erklären.

1) Sur la formation et la distribution des richesses § 24. Daire I, 21.

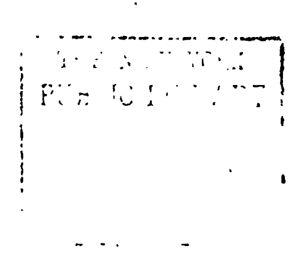
II. Ludwigs XVI. Anfänge.

Seit dem Abend des 9. Mai 1774 lag Ludwig XV. im Todeskampf. Jeden Augenblick seines Hinscheidens gewärtig versammelte sich am nächsten Morgen der ganze Hof in dem Schlosse von Versailles, d. h. in den Räumen, die von den Krankenzimmern mit ihrem todbringenden Dunstkreis möglichst weit entfernt waren. Der große Saal des Oeil de Boeuf wimmelte von Höflingen, das Palais von Neugierigen. Der Dauphin hatte verfügt, daß er im Augenblick, wo der König seinen letzten Seufzer aushauche, mit der ganzen königlichen Familie abreisen werde. Nach einer Verabredung mit den Stallmeistern hatte einer der Leute, die im Zimmer des Königs waren, ein brennendes Licht an das Fenster zu stellen und dieses zu löschen, sobald der Sterbende zu leben aufgehört. Nach 3 Uhr erlosch dieses Licht. Die Gardes-du-Corps, die Pagen, die Stallmeister stiegen zu Pferde, Alles war zur Abfahrt bereit. Der Dauphin war bei der Dauphine, in unbeschreiblicher Spannung des Rufes gewärtig, der ihn als König grüßte. Mit Donnergepolter kam der Schwarm der Höflinge aus den Vorzimmern des alten Königs herangestürmt, um dem neuen Monarchen die erste Huldigung zu bringen. Dieser aber kniete nieder mit seinem jungen Weib und unter strömenden Thränen betete das Paar: „Herr Gott, leite und beschütze uns, wir kommen zu jung auf den Thron.“[1]) Nur die ersten Begrüßungen wurden angenommen; die Dubarry erhielt Befehl, sich sofort in die Abtei von Pont-aux-Dames bei Meaux zurückzuziehen; um 4 Uhr schon war der ganze Hof nach Schloß Choisy unterwegs und hier verrichtete am nächsten Morgen der zwanzigjährige Ludwig XVI. seine erste königliche That: er schrieb einen Brief, dessen Inhalt und Geschichte zeigt, wie aufrichtig sein Schrecken, wie tief das Gefühl der Hilflosigkeit war, mit dem er sich urplötzlich auf dem Throne der Bourbonen entdeckte.

Mit dem Datum: Choisy d. 11. Mai 1774 schrieb der König: „In dem gerechten Schmerz, der mich darniederbeugt, und den ich theile mit dem ganzen Königreich, habe ich große Pflichten zu erfüllen. Ich bin König und dieser Name schließt all meine Obliegenheiten in sich ein: aber ich bin erst zwanzig Jahre alt und habe nicht alle Kenntnisse, die mir nöthig sind. Noch

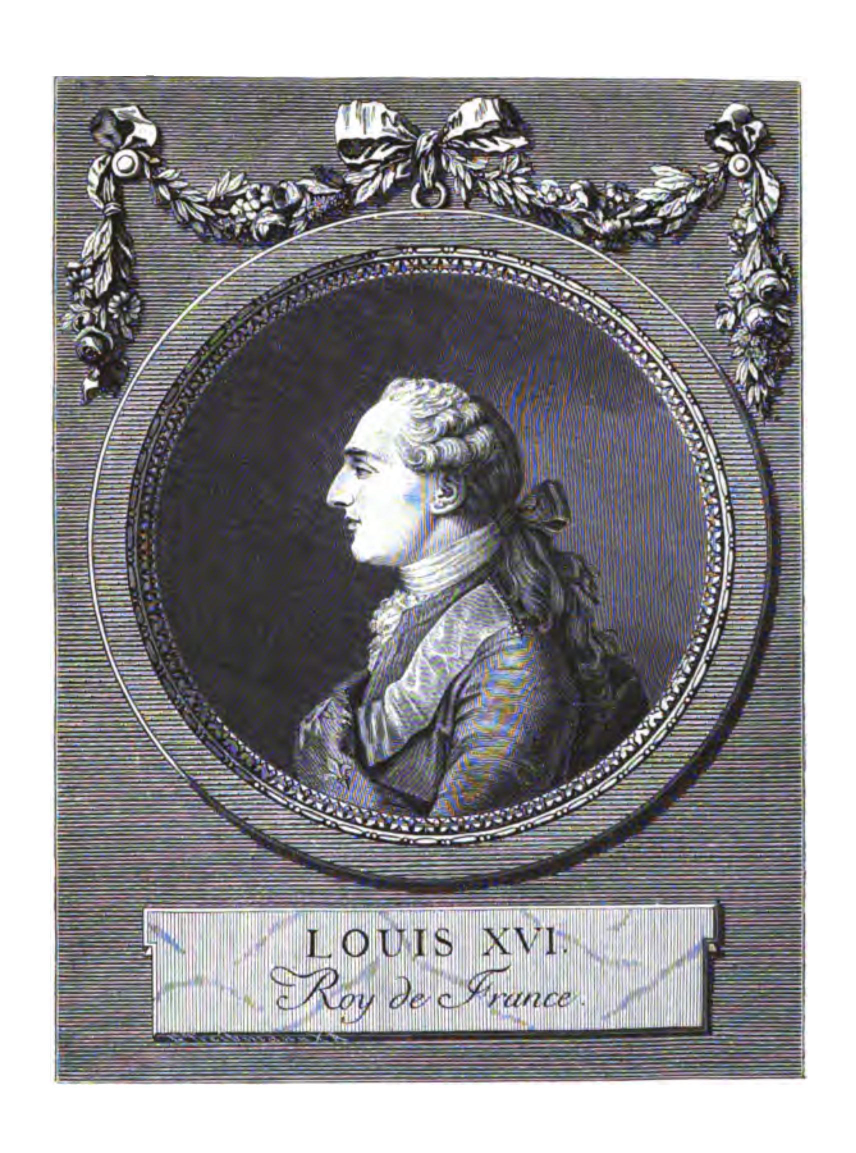
1) Mme. Campan, Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette. 3. éd. Paris 1823. I, 77—78.







Gezeichnet von L. S. Boizot und



[Ge]stochen von Marie Boizot 1775.

mehr, ich kann keinen der Minister sprechen, da sie alle den König während seiner letzten Krankheit gesehen haben. Die Gewißheit die ich habe von Ihrer Redlichkeit und tiefen Kenntniß der Geschäfte, bestimmt mich zu der Bitte, daß Sie mir mit Ihrem Rathe helfen möchten. Kommen Sie deßhalb so bald es Ihnen möglich ist und Sie werden mir große Freude machen."[1])

Dieser Brief gelangte an den Grafen Maurepas und ward von diesem als ein Ruf betrachtet, dem ohne Besinnen Folge zu leisten war. Außer ihm selbst begriff diesen Ruf kein Mensch. Seit Mai 1749 lebte er in der Verbannung, fern vom Hof und von allen Geschäften[2]); jetzt war er drei und siebenzig Jahre alt, hatte mit dem Dauphin und der Dauphine nie in irgend welcher Verbindung gestanden und wer da behaupten wollte, zur Zeit, da er Staatssekretär gewesen, habe er sich durch irgend welchen Ernst und gründliche Geschäftskenntniß hervorgethan, der mußte entweder sehr boshaft oder sehr unwissend sein. Daß er aber mit seinen Lästerversen sich die Ungnade der Pompadour verdient, konnte aus dem „alten Papagei der Regentschaft", wie der ältere Mirabeau ihn nannte, doch keinen Staatsmann machen. Seine Berufung war ein Räthsel für alle Welt, nur in Choisy wußte man, wie die Sache gekommen war. Der junge König hatte seinen Brief gar nicht dem Grafen Maurepas, sondern dem ehemaligen Minister Machault zugedacht, der, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, in den Jahren 1745 — 1754 als Generalcontroleur der Finanzen und danach bis zum 1. Februar 1757 als Minister der Marine[3]) dem Staat ausgezeichnete mit schnödem Undank vergoltene Dienste geleistet hatte. Er war zwar ebenso alt wie Maurepas (geboren wie dieser im Jahr 1701), aber von seiner „Redlichkeit und gründlichen Kenntniß der Geschichte" durfte der blutjunge König allerdings werthvollen Rath noch genug erwarten. Wohlan, an diesen Machault hatte der König seinen Brief gerichtet und auch schon abgegeben, als die älteste seiner vier Tanten, Madame Adelaide, herrisch, entschlossen wie sie war, ihn beredete, durch Frau Campan den Pagen zurückzurufen und den Brief in ein anderes Couvert mit der Adresse Maurepas zu legen. So erzählt aus eigner Kenntniß die Frau Campan und so hat der Hergang in den Hofkreisen Glauben gefunden und behalten. War der Hergang dieser, dann erklärt sich auch die Art, wie Maurepas vom König empfangen ward. Am Schlusse der ersten Unterredung soll Maurepas gesagt haben: Ew. Maj. ernennt mich also zum ersten Minister? Nein, lautete die Antwort, das ist

1) Wenn irgend ein königliches Schreiben für die Oeffentlichkeit nicht bestimmt sein konnte, und folglich von jedem, der darum wußte, streng vertraulich behandelt werden mußte, so war es dieses. Gleichwohl ist dasselbe sofort in die Zeitungen gebracht worden. Schon unter dem 15. Mai 1779 findet es sich abgedruckt in dem Journal historique du rétablissement de la magistrature pour servir de suite à celui de la révolution opérée dans la constit. de la Monarchie française par M. Maupeou Chancelier de France. VI (Londres 1776). S. 10. 2) S. I, 445. 3) S. S. 111.

ganz und gar nicht meine Absicht. Ah, ich verstehe, sagte Maurepas, ich soll Ew. Maj. lehren einen solchen zu entbehren.[1]) Der Wortlaut des Briefes deutete ganz offenbar auf die Absicht, einen ersten Minister zu ernennen; die Veränderung der Adresse scheint diese Absicht vereitelt zu haben. Das Eingreifen der Madame Adelaide aber läßt sich recht wohl aus der Vorstellung erklären, die ihr der Exjesuit Abbé Radonvillers zur guten Stunde eingeflüstert haben soll: Machault sei ein Jansenist, ein Priesterfeind und deßhalb dem Hofe wie dem Staate gleich wenig zu empfehlen.[2])

Die Fortweisung der Dubarry bedeutete den Bruch mit dem Lasterleben, das den Hof des alten Königs zum Gegenstand des Abscheus für alle anständigen Menschen gemacht, aber eine politische Entscheidung lag darin nicht. Dagegen schien die Berufung des alten Grafen Maurepas die Neigung zu enthüllen, die Dinge weiter gehen zu lassen, wie sie bisher gegangen waren, nur mit etwas mehr Anstand und etwas besseren Witzen. So wenigstens meinte Voltaire, der damals schrieb: „Herr v. Maurepas war der erste Mann der Welt für alle Paradepossen und berühmt um seiner Bonmots willen. Das Alles ist angenehmer, als sich die Ohren zu zerzausen wegen der Frage, ob die Mörder der Calas und La Barre das Recht zurückkaufen werden, über uns zu richten.“ Ein wirklicher Umschwung, den Viele erwarteten, wäre die Rückberufung Choiseuls gewesen, der alsbald wieder in Paris auftauchte und von dem man sich in weiten Kreisen erzählte, daß die Königin seine Wiederanstellung mit Nachdruck, aber ohne Erfolg gefordert habe;[3]) wie ihr denn die Rücksichtnahme auf die Interessen dieses Mannes, der der Stifter ihrer Heirath war, von ihrer Mutter bei jeder Gelegenheit eingeschärft ward. Aber der junge König war in diesem Punkte unerbittlich. Er wußte wie sein verstorbener Vater über das Bündniß mit Oesterreich gedacht,[4]) wie er in allem Unglück das daraus folgte nur das Eintreffen seiner eigenen Vorhersagungen gesehen. Frieden und Freundschaft mit Oesterreich zu halten, beides durch seine Ehe unmittelbar verbürgt zu sehen, war ihm ganz recht, aber ein Bündniß zu gemeinsamen Abenteuern,

1) Campan, Mém. I, 81. Anm. 2) Soulavie, Mémoires hist. et politiques du règne de Louis XVI. Paris 1801. II, 146. Das Eingreifen der Tanten des Königs zu Gunsten Maurepas' meldet Graf Mercy unter dem 17. Mai an Maria Theresia: Arneth-Geffroy, Marie Antoinette. Corresp. secrète entre Marie Thérèse et le Cte. Mercy-Argenteau. Paris 1874. II, 146. 3) Journal hist. VI, 23 (25. Mai 1774). 4) S. die Denkschrift des Dauphins vom Juli 1756 bei Soulavie I, 229—279, vgl. insbesondere mit unserem Text S. 49 die Worte des Dauphins S. 274: S'il est vrai que le roi ait déclaré au comte Starenberg qu'il assisterait l'impératrice non seulement avec les 24,000 hommes promis par le traité, mais même avec toutes ses forces, s'il en était besoin; cette parole est encore un engagement sacré, sur lequel il n'est plus possible de revenir. Cela posé, le roi n'est plus maître de la guerre ni de la paix. Il dépend de l'impératrice de l'engager dans une guerre qui dès lors deviendra générale et qui peut être très-longue. Das war die ganz richtige Auslegung der schriftlichen Erklärung Ludwigs XV. vom 1. Mai 1756.

deren Kosten wie immer Frankreich bezahlt hätte, sollte daraus nicht werden. Nach dem Falle der Dubarry konnte der Herzog von Aiguillon, der ihr Werkzeug gewesen, nicht an der Spitze zweier Ministerien bleiben; sein Nachfolger im auswärtigen Amte ward am 4. Juni der Graf Gravier de Vergennes, der erstens ein rechtschaffener Mann und zweitens ein farbloser Politiker war, so wie es Ludwig XVI. von allen Ministern, insbesondere dem für die auswärtigen Geschäfte, verlangte. Aiguillons Nachfolger im Kriegsministerium ward der Graf du Muy. Beide Ernennungen ließen die öffentliche Meinung kalt; ganz anders war es, als am 19. Juli der Staatssekretär der Marine, der unfähige de Boynes entlassen und an seine Stelle Turgot, der bisherige Intendant von Limoges berufen ward. Da gerieth die ganze Gelehrtenrepublik Frankreichs in die lebhafteste Bewegung und Condorcet schrieb jubelnd an Voltaire: „Kein größeres Glück konnte Frankreich und dem Menschenverstand begegnen. Nie ist in den Rath irgend eines Monarchen ein Mann eingetreten, der in solchem Maße Tugend, Muth, Uneigennützigkeit, Liebe zum Gemeinwohl, Aufklärung und Eifer sie auszubreiten, in sich vereinigt hätte. Seit diesem Ereigniß bin ich beim Schlafengehn wie beim Aufwachen so ruhig, als stände ich unter dem Schutze aller Gesetze Englands. Fast entschlage ich mich der Theilnahme an den öffentlichen Dingen, so sicher bin ich, daß sie nicht verfehlen können gut zu gehen.“[1]) Nur wenig Wochen später ward Turgot an die Spitze der Finanzen gesetzt, am 24. August hatte er mit dem König zu Compiegne eine denkwürdige Unterredung, und als er den Verlauf derselben seiner Freundin, dem Fräulein Lespinasse erzählt hatte, da schrieb diese tief ergriffen: Die Freude ist allgemein. Man muß nachgerade den Athem anhalten, um sich auf sich selber zu besinnen und all' das Glück zu überdenken, das uns erwartet.[2])

Die rasche Erhebung des Intendanten von Limoges war wahrscheinlich nicht das Verdienst des Grafen Maurepas. Wohl wissen wir, daß der Abbé de Véri, ein Jugendfreund Turgots, der mit dem Grafen und seiner Gattin in der ersten Zeit ihrer Verbannung zu Bourges bekannt geworden war, damals auch in Paris lebte und auf beide einen Einfluß übte, den er gewiß zu Gunsten Turgots geltend machte. Aber mir ist sehr zweifelhaft, ob Maurepas' Einfluß, falls er für Turgot wirklich gewonnen war, auf den König groß genug gewesen wäre, um ihn zur Wahl gerade dieses Mannes zu bestimmen, der bei all seiner fleckenfreien Rechtschaffenheit doch nichts weniger als farblos, vielmehr ein allbekanntes Haupt jener Philosophensekte war, die Ludwig XVI. in der Schule seines Vaters, wie in der seines Erziehers hatte hassen und fürchten lernen. Um bei diesem Monarchen trotzdem zu gelten, was er ihm, wie wir sehen werden, wirklich galt, mußte er Gelegenheit gehabt haben, ihm das Herz zu rühren, das bei diesem königlichen Jüngling

1) Oeuvres de Condorcet, ed. Arago. I, 36. 2) Lettres de Mademoiselle de Lespinasse 1773—1776. Paris 1809. I, 183.

Alles entschied, und wenn wir eine Meldung finden, die eben dies bezeugt, so werden wir ihr aus inneren Gründen den Vorzug geben müssen vor jeder andern. Eine Meldung solcher Art giebt die sehr wohl unterrichtete Correspondenz Metra, in der es heißt: Wenn die Intendanten in die Provinzen abgehen, ist es üblich, ihnen im Conseil ihre Weisungen zu ertheilen. Die welche Terrai dem Intendanten Turgot gab, ordneten neue Belastungen an; Turgot widersprach mit Festigkeit und bat Se. Maj. ihn lieber zu entlassen, als ihn zu verpflichten ein unglückliches Volk zu erdrücken. Der König sagte kein Wort und kurze Zeit nachher ernannte er ihn zum Minister der Marine, indem er ihm sagen ließ, das sei nur für den Augenblick, er habe ihm einen seinen Fähigkeiten mehr entsprechenden Posten vorbehalten.[1]) Diese Erzählung stimmt sprechend zu der Herzenswärme, die Turgot bei dem jungen König fand, als er am 24. August im Schloß zu Compiegne vor ihm stand, um ihm sein Programm für die Verwaltung der Finanzen zu entwickeln.

Was sich hier begab hat er sofort nach seiner Rückkehr dem Abbé de Véri erzählt und die Aufzeichnung, die sich in dessen Nachlaß hierüber gefunden hat,[2]) stimmt mit dem nachher zu besprechenden Briefe Turgots an den König so genau überein, daß wir sie mit voller Zuversicht als durchaus wahr ansehen dürfen. Die Unterredung zwischen dem König und seinem neuen Finanzminister war nur kurz, aber sehr bezeichnend für beide Theile. Turgot versuchte seine Ideen in zusammenhängendem Vortrage darzulegen und das gelang ihm nicht; der Faden entfiel ihm, er verwickelte sich, stockte und rief endlich: „Meine Worte sind etwas verworren, Sire, ich bin zu befangen." — „Ich weiß, daß Sie schüchtern sind, unterbrach ihn der König, aber ich weiß auch, daß Sie fest und rechtschaffen sind und daß ich besser nicht wählen konnte. Um Sie kennen zu lernen, hatte ich Sie eine Weile mit der Marine betraut." Diese Anrede gab Turgot Muth und Selbstvertrauen zurück, er sagte: „Sire, Sie müssen mir erlauben, meine allgemeinen Ansichten zu Papier zu bringen, und ich wage es zu sagen, meine Bedingungen über die Art, in der Sie mich bei dieser Finanzverwaltung unterstützen müssen;[3]) denn ich gestehe Ihnen, ich zittre bei dem Gedanken an die oberflächlichen Kenntnisse, die ich davon habe." — „Ja, ja, erwiderte der König, wie Sie wollen; aber — und dabei faßte er seine beiden Hände — ich gebe Ihnen im Voraus mein Ehrenwort, auf alle Ihre Ansichten einzugehen und Sie jeder-

---

1) Correspondance secrète politique et littéraire, ou mémoires pour servir à l'histoire des cours, des sociétés et de la littérature en France, depuis la mort de Louis XV. Londres 1787. I, 67. 68. 2) Familieneigenthum des Marquis des Isnard-Suze, benutzt von de Larcy in dessen noch mehrfach anzuziehendem Schriftchen: Louis XVI. et Turgot d'après des documents inédits. Paris 186[illegible]. S. 6. 3) Il faut, Sire, que vous me donniez la permission de mettre par écrit mes vues générales et j'ose dire mes conditions sur la manière dont vous devez me seconder dans cette administration des finances.

zeit zu unterstützen bei den muthigen Entschlüssen, die Sie zu fassen haben werden.“ [1])

Mit brennendem Kopfe setzte sich Turgot hin und mit fliegender Feder schrieb er den herrlichen Vortrag nieder, dessen Anfangs- und Schlußsätze nun erst verständlich werden.[2])

„Sire, hob er an, beim Heraustreten aus dem Cabinet Ew. Majestät noch ganz erfüllt von der Bestürzung über die Unermeßlichkeit der Bürde, die Sie mir auflegten und im Innersten ergriffen von der rührenden Güte, mit der Sie mich beruhigt haben, eile ich, meinen ehrfurchtsvollen Dank und das Opferangebot meines ganzen Lebens zu Ihren Füßen niederzulegen. Ew. Majestät hat mich huldvoll ermächtigt, Ihr schriftlich die Verpflichtung zu unterbreiten, die Sie gegen sich selbst übernommen hat,[3]) mich bei Ausführung der Ersparungspläne zu unterstützen, welche zu allen Zeiten unabweisbar waren und es heute mehr als je geworden sind. — Ich beschränke mich in diesem Augenblick darauf, Ihnen die drei Worte ins Gedächtniß zurückzurufen:

Kein Bankrott;

Keine Steuererhöhung;

Keine Anlehen.

Kein Bankrott, weder zugestanden noch verkleidet durch gewaltthätige Zahlungsweigerung. Keine Steuererhöhung: der Grund liegt in der Lage Ihrer Völker und noch mehr in dem Herzen Ew. Majestät.

Keine Anlehen, denn jedes Anlehen vermindert das verfügbare Einkommen; es führt nach einer gewissen Zeit entweder zum Bankrott oder zur Vermehrung der Steuern. In Friedenszeiten darf man nur leihen, um alte Schulden abzutragen oder andere Anlehen einzulösen, die zu höherem Zinsfuß gemacht worden sind.

Um diese drei Sätze auszuführen, gibt es nur ein Mittel. Das ist, die Ausgabe unter die Einnahme zu erniedrigen und zwar in dem Maße, daß jedes Jahr einige zwanzig Millionen (une vingtaine de millions) erspart werden für die Tilgung der alten Schulden. Sonst würde der erste Kanonenschuß den Staat zwingen, Bankrott zu erklären.“

Diese Ersparungen sollen herbeigeführt werden durch Unterwerfung aller Zahlungscommissare (ordonnateurs) unter den Minister und den von ihm unüberschreitbar festgestellten Etat, durch Einschränkung der Gnaden und Pensionen, mit deren Gewährung so viel Unfug getrieben worden ist, durch Abschaffung der Gewinnantheile an dem Steuerertrag, der Mißbräuche bei Umlegung und Erhebung der Abgaben, trotz alles Geschreies derer, die von den Mißbräuchen leben. Schließlich sagt Turgot: „Das sind die Punkte, die

1) — mais je vous donne ma parole d'honneur d'avance — d'entrer dans toutes vos vues et de vous soutenir toujours dans les partis courageux que vous aurez à prendre. 2) Lettre de Turgot au roi, contenant ses idées sur le ministère des finances (A Compiègne 24 Août 1774). Daire II, 165—169. 3) à remettre sous ses yeux l'engagement qu'elle a pris avec elle-même.



mir Ew. M. gestattet hat, Ihr ins Gedächtniß zurückzurufen. Sie wird nicht vergessen, daß ich bei Uebernahme der Stelle des Controleur-general den ganzen Werth des Vertrauens empfunden habe, mit dem Sie mich beehrt; ich habe gefühlt, daß Sie mir das Glück Ihrer Völker anvertrauten, und wenn ich so sagen darf, die Sorge, ihnen Ihre Person und Ihre Autorität werth zu machen. Aber gleichzeitig habe ich auch die ganze Gefahr gefühlt, der ich mich aussetzte. Ich habe vorausgesehen, daß ich allein zu kämpfen haben würde gegen die Mißbräuche jeder Art und gegen die, die bei diesen Mißbräuchen gewinnen: gegen die Fluth von Vorurtheilen, die sich jeder Reform widersetzen und die eine so mächtige Waffe sind in den Händen derer, die ein Interesse daran haben, die Unordnung zu verewigen. Ich werde zu ringen haben gegen die natürliche Güte, gegen die Hochherzigkeit Ew. M. und der Personen, die Ihnen am theuersten sind. Ich werde gefürchtet, sogar gehaßt werden von dem größten Theil des Hofes, von Allem, was um Gnadengehalte bettelt. Mir wird man jede Abweisung schuld geben; als einen hartherzigen Menschen wird man mich verschreien, weil ich Ew. M. vorgestellt haben werde, daß Sie selbst die, die Sie lieben, nicht bereichern dürfen auf Kosten der Nothdurft Ihres Volkes. Dies Volk, dem ich mich werde geopfert haben, ist so leicht zu täuschen, daß ich vielleicht seinen Haß errege durch eben die Maßregeln, die ich ergreifen werde, um es gegen Quälerei zu schützen. Ich werde verleumdet werden und vielleicht mit hinreichendem Anschein von Wahrheit, um mir selbst das Vertrauen Ew. M. zu rauben. Ich werde ohne Schmerz einen Platz aufgeben, auf den ich mir niemals Rechnung gemacht hatte. Ich bin bereit, ihn Ew. M. zurückzugeben, sobald ich nicht mehr hoffen darf, ihm nützlich zu sein; aber Ihre Achtung, der Glaube an meine Rechtschaffenheit, das öffentliche Wohlwollen, das Ihre Wahl auf mich gelenkt hat, sind mir theurer als das Leben und ich laufe Gefahr sie zu verlieren, selbst wenn ich in meinen Augen von jedem Vorwurf frei bin. Ew. M. wird sich erinnern, daß ich im Vertrauen auf Ihre Zusagen mich einer Bürde unterziehe, die vielleicht meine Kräfte übersteigt, und daß ich Ihr persönlich, dem Ehrenmann, dem Mann von Rechtssinn und von Güte mehr, als dem König mich anvertraue. Ich wage Ihnen hier zu wiederholen, was Sie die Gnade hatten anzuhören und zu billigen. Die rührende Güte, mit der Ew. M. geruht hat, meine Hände in die Ihrigen zu drücken, wie um meine Hingabe anzunehmen, wird nie aus meiner Erinnerung verschwinden. Sie werden meinen Muth aufrecht halten. Sie haben für immer mein persönliches Glück verknüpft mit den Interessen, dem Ruhm und dem Heile Ew. Majestät."[1])

---

1) Bei Feuillet de Conches I, 42/43 findet sich ein Brief, den der König auf Schloß Compiegne am 24. August 1774 an den Herzog von La Brilliere geschrieben haben soll. Gegen die Echtheit desselben sprechen zwei falsche Daten. Nach diesem Brief hätte der König erstens den neuen Finanzminister erst auf den 25. zu sich bestellt, während er ihn schon am 24. empfangen hatte und er hätte sich zweitens von ihm le second mémoire qu'il a composé sur les grains ausgebeten, während

Der junge König war kein großer Geist. Wie viel ihm gefehlt hat, um entweder sein eigner Minister zu sein oder auszuharren bei dem, den er gewählt, werden wir noch mit Schrecken sehen. Aber Eines wissen wir schon jetzt: er war ein seelenguter Mensch, der's als Königspflicht erachtete, alle Menschen glücklich zu machen, dessen jugendlicher Glaube, daß das möglich sei, wenn er nur wolle, noch nicht geknickt war durch Enttäuschung und dem das Herz überfließen mußte vor Freude, als er mitten unter den Zöllnern und Sündern, den Pharisäern und Schmarotzern, die seinen Hof bevölkerten, endlich die Stimme eines Menschen vernahm, der so gar nicht war wie die Andern, so ganz fühlte und empfand wie er selbst. Das Zwiegespräch zu Compiegne erklärt, was ihn zu Turgot hingezogen hat und der Brief Turgots bezeugt, daß wir über jenes Gespräch durchaus treu unterrichtet sind; denn seine Worte am Anfang und am Schluß spiegeln den Vorgang wieder, gerade so wie wir ihn erzählen konnten.

Daß die Berufung Turgots an die Stelle, in der Terrai sich so allgemein verhaßt gemacht, einen Systemwechsel zu bedeuten habe, ahnten Alle, die Einen mit Furcht und Zittern, die Andern mit frohem Hoffen und zu den letztern gehörte Alles, was noch glaubte an die Monarchie und die Kraft der Waffen, die die Aufklärung ihr zur Verfügung stellte. Aber eine Thatsache, die der allgemeinen Ahnung Gewißheit gab, erschien nicht vor dem 21. September, als ein Staatsrathsbeschluß (arrêt du conseil d'état) vom 13. September 1774 bekannt gemacht ward[1], welcher die Freiheit des Handels mit Getreide und Mehl im Inlande aussprach und die Freiheit der Ausfuhr für den Eintritt eines günstigeren Zeitpunktes vorbehielt.[2])

Den vier Artikeln des Gesetzes ging eine lange Einleitung über ihre Nothwendigkeit voraus. Gesetz und Einleitung enthalten lauter Dinge, die uns so selbstverständlich vorkommen, daß wir Mühe haben, beim Lesen derselben auszudauern; denn was kann es in unsern Augen Einfacheres geben als freien Kauf und Verkauf der unentbehrlichsten Lebensmittel und was muß das für ein Staat sein, in welchem jede Fesselung desselben erst noch ausdrücklich verboten werden muß? Was uns so einfach vorkommt, war das ganz und gar nicht im alten Regime, in dem wirklich Alles auf den Kopf gestellt und in der Finsterniß, die Mißverwaltung und Vorurtheil geschaffen, am hellen Tag kein Sonnenstrahl zu sehen war. Das Edikt vom 13. September 1774 war ein Machtspruch, welcher von den letzten Thaten der vorigen Regierung die gehässigste vernichtete und dessen Nothwendigkeit oder auch nur Nützlichkeit außerhalb der Schule der Physiokraten theils geradezu geleugnet, theils sehr nachdrücklich bestritten ward. Mit seinen Briefen an Terrai, die

---

von der Frage des Getreidehandels bei der ganzen Unterredung, wie wir wissen, noch mit keinem Worte die Rede gewesen war.

1) Daß erst der 21. September der Tag des Erscheinens dieser wichtigen Kundmachung war, zeigt u. A. das Journal historique VI, 208—210. 2) Daire II, 169—177.

wir kennen,[1]) hatte Turgot so gut wie nichts erreicht. Dessen Edikt vom 23. December 1770 hatte allerdings einen förmlichen Widerruf des Edikts von 1764 und der vorausgegangenen Erklärung des Königs vom 25. Mai 1763 nicht ausgesprochen, vielmehr die Freiheit des Getreidehandels von Provinz zu Provinz noch einmal ausdrücklich eingeschärft, aber es hatte den Betrieb des Getreidehandels an Bedingungen geknüpft, die seine Ausübung so erschwerten, daß man von einem Verbot offenbar nicht weit entfernt war. Daß die Getreidehändler der Polizei, die mit Recht verrufen war wegen ihrer Willkür, ihren vollen Namen, den Ort ihrer Wohnung und ihrer Magazine mittheilen und sogar Kenntniß von ihren Geschäftsbüchern geben mußten, warf auf das ganze Gewerbe einen Verruf, der jeden anständigen Kaufmann abschreckte; noch schlimmer war der Marktzwang, der den Verkäufern auferlegt ward. Ueber diese Erfindung Terrais schrieb Voltaire in seiner kleinen Schrift über den Staatsrathsbeschluß vom 13. Sept. 1774: „Seit einigen Jahren seufzten wir unter der Nothwendigkeit, die uns zwang, unser Getreide auf den Markt des winzigen Nestes zu schicken, welches Hauptort (cheflieu) genannt wird. In zwanzig Dörfern mußten die Grundherrn, die Pfarrer, die Bauern, die Handwerker nach dieser „Hauptstadt" gehen oder mit großen Kosten schicken: verkaufte man zu Hause an den Nachbar einen Scheffel Korn, so mußte man eine Geldstrafe von 500 Livres zahlen: und Korn, Wagen, Pferde wurden weggenommen zum Vortheil derer, die diesen Raub mit Hilfe eines Wehrgehänges ausgeführt hatten. Jeder Grundherr, der in seinem Dorfe einem seiner Vasallen Weizen oder Hafer abgab, mußte sich darauf gefaßt machen, wie ein Verbrecher bestraft zu werden: er mußte sein Korn vier Stunden auf den Markt schicken und der Vasall mußte vier Stunden zurücklegen, um es zu holen und abermals vier Stunden, um es nach Hause zu bringen, wo er es ohne Kosten und ohne Mühe hätte haben können: man sieht, solche Quälerei ist gegen den Menschenverstand, gegen das Recht und gegen die Natur."[2])

Dem gegenüber bestimmte nun der erste Artikel des Ediktes: „Allen Personen, von welchem Rang und Stand sie seien, wird freigestellt ganz nach Gutdünken mit Getreide und Mehl zu handeln, beides zu kaufen und zu verkaufen, an welchem Ort sie wollen, selbst außerhalb der Hallen und der Märkte; sie aufzuspeichern und zu verfrachten nach Belieben, ohne daß sie zu irgend einer Förmlichkeit oder Einschreibung angehalten, irgend welchen Sperr- oder Zwangsmaßregeln unterworfen werden dürfen, unter keinem Vorwand, in keinem Fall und an keinem Ort des Reichs."

Eine Handelspolizei, welche den selbständigen Kaufmann abschreckte und den kleinen Verkäufer schädigte, kam natürlich den Gesellschaften zugut, welche auf den Märkten große Ankäufe machten und auf den Hunger speculirten.

1) S. oben S. 558 59. 2) Vgl. Foucin, Essai sur le ministère de Turgot. Paris 1877. S. 102/3.



Bei der Gesellschaft Malisset war Ludwig XV. Hauptaktionär und in dem königlichen Almanach für das Jahr 1774 stand sogar ein trésorier des grains au compte de Sa Majesté mit Namen aufgeführt. Seit dieser Enthüllung war der Glaube nicht mehr zu bannen, daß es einen pacte de famine gebe und daß der König selber an dessen Spitze stehe.[1]) Ludwig XV. und sein gottvergessener Hof stand eben zu seinem Volke nicht wie Friedrich der Große, der für seine Getreidemagazine den Ueberfluß guter Jahre aufkaufte, um in schlechten sein Volk vor Hungersnoth zu bewahren. Was in Frankreich ursprünglich vielleicht in derselben guten Absicht geschah, lief thatsächlich doch immer auf eine neue Plünderung des Volkes durch den Hof hinaus. Um nun jeden Verdacht abzuwehren, als könne die neue Regierung ähnlicher Versuchung unterliegen, verordnete der dritte Artikel des neuen Ediktes: „S. M. will, daß in Zukunft kein Ankauf von Getreide oder Mehl auf Ihre Rechnung gemacht werde und verbietet hierdurch ganz ausdrücklich, daß sich irgend Jemand für beauftragt ausgebe, für Sie und auf Ihre Befehle solche Käufe zu machen, behält sich jedoch vor, in Fällen der Theuerung dem dürftigen Theile Ihrer Unterthanen die Hilfe zu gewähren, welche die Umstände gebieten können."

In der Gesetzgebung des alten Frankreich wird nicht leicht ein Satz gefunden werden, der in so knapper Fassung wie dieser das ganze Elend dieses Königthums vor Augen führte. Durch den Vorbehalt im letzten Theil des Satzes wird ihm die Pflicht fürsorgenden Eingreifens in Fällen des Mißwachses zugesprochen, aber eben vorher ist ihm das einzige Mittel untersagt worden, durch dessen Anwendung die Hilfe geschehen könnte. Ohne Aufkaufen und Aufspeichern von Getreide ging es nun einmal nicht in einer Zeit, die weder Telegraphen noch Eisenbahnen und Dampfschiffe kannte, in der folglich die Staatsgewalt auf ebensoviel Jahre vorausrechnen mußte, als in unseren Tagen die Privatspekulation Wochen oder Tage braucht. Dies Geschäft war ein für alle Theile schlechtes, für die Bedürftigen ganz insbesondere, wenn es aufgeschoben ward bis dahin, wo die Noth schon begonnen hatte, es konnte aber ganz fehlschlagen, wenn es, wie hier offenbar beabsichtigt war, auf Ankauf und Einfuhr fremden Getreides sich beschränken sollte; denn wenn die Noth im Inlande groß war, konnte sie im Auslande unter Umständen noch größer sein, schließlich konnte ein Krieg oder auch nur Kriegszustand alle Land- und Seestraßen zu fremden Märkten unbenutzbar machen. Kurz, es gab hier nur eine Wahl, entweder der König von Frankreich mußte es machen, wie der König von Preußen that und zwar gerade bei der letzten Theuerung von 1770 mit glänzendem Erfolg[2]), d. h. er mußte in guten Jahren einheimisches und fremdes Getreide in königliche Scheunen sammeln, um der Hungersnoth nach schlechten Ernten vorzubeugen, oder er mußte auf jedes Getreidegeschäft verzichten, ein Gesetz aber, in dem er versprach, was er sich

1) H. Martin XVI, 293 ff. 2) S. S. 532.

eben vorher selbst verboten hatte, durfte er nicht hinausgehen lassen. Dieser Artikel III. vom 13. September 1774 war ein Widerspruch in sich selbst. Woher aber kam er? Von dem unwillkürlichen Durchbruch des Gefühles einer Pflicht, zu deren Erfüllung sich das Königthum gleichwohl außer Stande sah, weil sein Träger nicht die Verkörperung eines für Alle sorgenden Staates, sondern bloß die eines Alles verschlingenden Hofes war.

Weßhalb Turgot diesen Widerspruch nicht durchschaute, offenbart uns sein dritter Brief an den Abbé Terrai, von dem wir allerdings nur auszugsweise die Hauptsätze kennen.[1]) Ganz richtig sagt er da zu Anfang: „Bei der Ungleichheit der Jahreszeiten können auch die Ernten nicht anders als ungleich ausfallen; und das einzige Mittel, um den Ueberschuß guter Ernten aufzuheben für schlechte Jahre ist das, ihn in Magazinen aufzuspeichern." Diese Magazine aber sollen durchaus nur von privaten Unternehmern, niemals von Gemeinden oder gar vom Staat errichtet werden, denn Staat und Gemeinde wirthschaften viel zu theuer und ihr Erscheinen auf dem Markt verscheucht die Händler, die ihrer Concurrenz nicht gewachsen sind und deren Thätigkeit doch nicht zu entbehren ist. War das richtig, dann mußte der freie Handel der Privaten für alle, auch die schlimmsten Nothfälle ausreichende Hilfe bieten; aber dies glaubte Turgot doch wieder nicht, wie der Schlußsatz des Artikels III in dem von ihm verfaßten Gesetze zeigt. Hier finden wir also dasselbe Mißtrauen in das Vermögen der Staatshilfe auf der einen und dasselbe unbesiegbare Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit auf der andern Seite. Ueber diesen Widerspruch kam man mit theoretischen Betrachtungen nicht hinaus. Die ganze Streitfrage, die in Frankreich so viel Federn beschäftigt und so viel Staub aufgewirbelt, war für das Preußen Friedrichs des Großen gar nicht vorhanden und in den schlichten Worten, mit denen er erzählt, wie er handelte, während anderwärts der Verstand der Verständigen sich den Kopf zerbrach, ist mehr und echtere Weisheit enthalten, als in der ganzen Sintfluth der französischen Literatur über die Getreidefrage. In seinen Denkwürdigkeiten von 1763—1775 sagt er ganz trocken zum Jahr 1770: „Im darauf folgenden Jahr trat in ganz Nordeuropa ein allgemeiner Mißwachs ein in Folge später Fröste, welche alle Erzeugnisse des Bodens vernichteten: neues Elend war für das Volk zu fürchten, eine neue Nothwendigkeit ihnen zu helfen war gegeben. Man gab den Armen unentgeltlich Korn: da aber der Verbrauch der Lebensmittel abnahm, so entstand im Ertrag der Accise ein Ausfall von 500,000 Thlrn. Der König hatte große Magazine in Schlesien, wie in seinen Erblanden errichtet: 76,000 Wispel waren aufgespeichert um die Armee 12 Monate lang zu ernähren, 9000 Wispel waren bei Seite gelegt mit der einzigen Bestimmung für die Bedürfnisse der Hauptstadt aufzukommen. So weise Vorsichtsmaßregeln bewahrten (im Jahr 1771) das Volk vor der Hungersnoth,

1) Daire I, 168—170.

von der es bedroht war: das Heer ward ernährt aus den Magazinen: auch dem Volk ward daraus gegeben, außer den besondern Kornspenden, welche für die Einsaat gegeben wurden. Auch im darauffolgenden Jahr versagte die Ernte: aber wenn in Preußen der Scheffel Roggen 2 Thlr. und einige Groschen kostete, so war bei den Nachbarn die Theuerung noch weit größer. In Sachsen und Böhmen kostete der Scheffel 5 Thlr. Sachsen verlor mehr als 100,000 Menschen durch Hungertod oder Auswanderung. Böhmen verlor 180,000 Seelen wenigstens; mehr als 20,000 böhmische und ebensoviel sächsische Bauern suchten Zuflucht vor dem Elend in den Staaten des Königs; sie wurden mit offenen Armen aufgenommen und verwendet, um die neuerrichteten Ansiedlungen zu bevölkern. Das Unglück, unter dem die Unterthanen anderer Mächte litten, kam davon her, daß es in keinem Lande, außer in Preußen, gefüllte Magazine gab."[1])

Bevor das Getreideedikt vom 13. Sept. sich in seinen Wirkungen fühlbar machte, fand eine andre brennende Frage ihren Abschluß, an der sich König Ludwig von Anfang an in höchst persönlicher Weise betheiligt hatte. Die Wiederherstellung der alten Parlamente ward widerrathen von seinen Ministern, widerrathen von seinem eigenen Bruder, verboten durch die einleuchtendsten Gründe der Politik, zurückgewiesen von den Philosophen, ebenso sehr wie von dem Clerus, gefordert aber von Niemand auf der Welt als eben den Betheiligten und ihrem Anhang selbst und der König setzte sie durch auf eigne Hand, verleitet durch den kindischen Wahn, daß er den einmüthigen Wunsch der öffentlichen Meinung erfülle, und die Liebe seines Volks, die ihm über Alles ging, für immer an sich fesseln werde.

An demselben 23. August 1774, an welchem der Abbé de Terrai durch Turgot ersetzt ward, war auch der Kanzler Maupeou entlassen und Huc de Miromesnil an seiner Statt zum Siegelbewahrer ernannt worden. Dies war der Vorbote der Rückberufung der alten Parlamente, die der König wie eine Art Herzenssache persönlich betrieb. Ueber die Gründe, die ihn bewogen, liegt ein merkwürdiges Zeugniß vor.

Im Nov. 1774 sprach sich von ihm in Paris eine Aeußerung herum, die alsbald auch in die Blätter kam und an deren Echtheit kein Zweifel sein kann. Auf die politischen Einwendungen, die ihm Monate lang von allen Seiten und immer von Neuem gemacht wurden, lautete seine Antwort: „das mag wahr sein, es ist politisch vielleicht ein Mißgriff, aber es schien mir, als wär' es der allgemeinste Wunsch, und ich will geliebt sein." Für das Wesen des Königs, das wir von dieser Seite noch mehrfach kennen lernen werden, ist dieses Wort ebenso bezeichnend, als für die Quelle, der wir die Kenntniß desselben verdanken, der Beisatz: „diese Aeußerung und dies Verhalten kann an einem zwanzigjährigen König nicht genug bewundert werden."[2])

1) Oeuvres VI, 83/84. 2) Journal historique VI, 301. 8. Nov. 1774: Sur les

Von den Verhandlungen des Ministerrathes über diese Frage ist uns wenig mehr bekannt, als was damals schon in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Das Journal historique hat über jeden Lichtstrahl Buch geführt, der seinen Herausgebern das Nahen ihres Sonnenaufgangs verkündigte. Da lesen wir unter dem 12. August 1774:[1]) Graf Vergennes habe im Conseil drei Fragen gestellt:

1. Hat das alte Parlament die Züchtigung verdient, welche ihm der verstorbene König ertheilt, und hat es seine Rechte in der Sache und in der Form überschritten?

2. War der König berechtigt, es aufzuheben?

3. Wäre es im einen wie im andern Fall nicht gefährlicher, das alte Parlament wieder herzustellen, als das neue bestehen zu lassen, selbst mit den Mängeln, die man ihm zum Vorwurf macht?

Auf diese drei Fragen habe Vergennes mit Ja geantwortet; dem alten Parlament sei nur geschehen, was es verdient, der König habe nur innerhalb seines Rechts und seiner Pflicht gehandelt und es wäre höchst gefährlich, jetzt die alten Magistrate zurückzurufen und die neuen abzudanken. Der Vortrag des Ministers sei höchst kraftvoll nnd überzeugend gewesen in Bezug auf die erste und die dritte Frage, wo man ihm gar nichts habe erwidern können. In Bezug auf die zweite aber sei er die Beweise schuldig geblieben und hier habe ihm Graf Maurepas mit Erfolg widersprochen.

Ende September übergab der Bruder des Königs, der Graf von Provence, gegen die Rückkehr des Parlaments eine umfangreiche Denkschrift, überschrieben Mes Idées, die unter dem 6. Nov. 1774 ihrem vollen Wortlaut nach im Journal historique mitgetheilt ist.[2]) Darin kam die berühmte Weissagung vor: Könnte man die Parlamente etwa durch Bedingungen unschädlich machen? Wo wären dann die Bürgschaften dafür, daß sie sie halten würden? Als Lämmer wären sie hereingekommen und als Löwen würden sie sich geben. Das Volkswohl würden sie zum Vorwand nehmen und ihrem Grundsatz gemäß im offenen Ungehorsam behaupten, sie gehorchten dem Gesetz; das Volk oder vielmehr der Pöbel würde ihnen zu Hilfe eilen und vor der Wucht ihres Widerstandes würde die königliche Autorität zu Schanden werden. Die Denkschrift bot in breiter Ausführung mit historischen Belegen und politischen Beweisgründen, was ein kleines Flugblatt offenbar aus derselben

diverses représentations faites au Roi concernant le danger pour son autorité de rétablir le Parlement, S. M. a répondu: cela peut être vrai, c'est peut-être mal vu en politique, mais il m'a paru que c'étoit le voeu le plus général et je veux être aimé. On ne peut trop admirer ce propos et cette conduite dans un Roi de vingt ans. Ich nehme an, daß mit Hilfe dieser Meldung der angebliche Brief des Königs an Brilliere gefälscht ist, welchen Feuillet de Conches, Louis XVI, Marie Antoinette et Mad. Elisabeth. Lettres et documents inédits. Paris 1864. I, 40/41, veröffentlicht hat.

1) VI, 144/45. 2) VI, 281—298. Als Verfasser sind auf S. 256 die zwei höchsten Beamten des Prinzen Cromot und Fontette genannt.

Quelle in 10 „Fragen gerichtet an Herrn von Miromesnil" knapp und gemeinverständlich zusammenfaßte[1]):

1. Wird die Unterdrückung des gegenwärtigen Parlaments nicht ein schreiendes Unrecht sein?

2. Wird dieses Beispiel nicht zeigen, daß es ein Wahnwitz ist, sich für die Autorität des Königs zu erklären?

3. Wird die Nation nicht mit Recht glauben, daß sie eher dem Parlament als dem König zu gehorchen hat?

4. Wenn eine mächtige Partei, die oft genug den Thron hat zittern machen, niedergeworfen ist, ist es dann klug, sie wieder zu erheben?

5. Ist das alte Parlament einmal zurückgekehrt, wird dann der König noch Herr in Frankreich sein?

6. Werden die Gouverneure und Commandanten in den Provinzen, werden die Intendanten, die Truppenchefs und Regierungscommissare die Befehle des Königs zur Ausführung bringen, wenn sie den Wünschen des Parlaments entgegen sind?

7. Wenn das Parlament die Bedingungen nicht halten will, die ihm sollen vorgeschrieben werden, wird der König irgend ein Mittel haben, sie dazu zu zwingen?

8. Wird das Parlament nicht Alles können gegen den König?

9. Wird der König irgend etwas können gegen das Parlament?

10. Wenn diese Fragen ohne Antwort bleiben, wird dann nicht klar sein, daß wir ein Parlament, aber keinen König haben?

Den Proceß gegen die alten Parlamente hatte, wie wir sahen,[2]) der Kanzler Maupeou gewonnen, in so weit er ihn überhaupt gewinnen konnte, während alle Welt ihm eine schmähliche Niederlage vorausgesagt. Was er gethan, war allerdings ein Staatsstreich gewesen, für den er keinen Vorgang und keinen Artikel eines Gesetzbuchs anrufen konnte. Nachdem er aber einmal geschehen war, fragte sichs, hatte er dem Staate den Frieden, dem Volke die Rechtspflege gebracht, hatte er geleistet, was er leisten sollte, oder nicht? Die Vertheidiger der alten Parlamente haben diese Frage gar nicht aufzuwerfen gewagt und wider das unbedingte Lob, das die oben erwähnte Denkschrift des Grafen von Provence der Rechtspflege der neuen Gerichte ertheilt,[3]) hat das Journal historique nicht eine Gegenstimme zu verzeichnen. Es wird deßhalb wohl anzunehmen sein, daß die neuen Gerichte ihres Amtes mindestens nicht schlechter, wahrscheinlich aber viel besser gewaltet haben als die alten, schon deßhalb, weil sie bloß Recht sprachen und die Zeit, die den Rechtsuchenden gehörte, nicht mit Politik verloren. Wurde also das Interesse des Volkes an einer guten Rechtspflege, das Interesse des Staates am öffentlichen Frieden befragt, so konnte gar nicht zweifelhaft sein, daß Frankreich sich bei dem jetzigen Zustand besser befand als bei dem

---

1) Journal hist. VI, 277/78. 2) S. S. 545 ff. 3) S. 294.

früheren und zu einem Umsturz der neuen Ordnung, die überraschend schnell die Stürme ihres Ursprungs überwunden, nicht der mindeste sachliche Grund vorlag. Je weniger nun von einem Bedürfniß des Volkes die Rede sein konnte, desto empfindlicher und offenkundiger wurde die politische Niederlage, welche die Monarchie sich selbst bereitete, wenn sie vor der hochmüthigen Richterkaste die Kniee beugte, und die Richter, die sie selbst geschaffen und die ihr treu gedient, dem Hasse ihrer Todfeinde überlieferte[1]), beides im Vertrauen auf die Zauberkraft einiger Clauseln, welche das Parlament beschränken sollten, aber sowie es wieder beisammen war, zerrissen wurden wie Spinngewebe.

Genau dies aber und nichts anders geschah in der Thronsitzung vom 12. November 1774, in welcher Ludwig XVI. die Wiederherstellung des alten Parlaments verkündigte. Der ganz trockene Bericht, den das Journal historique über den Verlauf dieser verhängnißvollen Sitzung erstattet, liefert die beste Kritik dieses Meisterstückes politischer Kinderei. Kaum hatte der König die Wiedereinsetzung des ganzen Personals des vor vier Jahren aufgehobenen Parlaments ausgesprochen, als der Generalanwalt Seguier das Wort ergriff um im Tone gerechten Triumphs den Sieg der guten Sache zu feiern; jetzt sei der wahre Hof der Pairs wieder erstanden. Der König habe nur gethan, was sein Großvater schließlich selbst gethan haben würde, wenn er Zeit gehabt hätte, in sich zu gehen, die Wahrheit zu erkennen und die Stimme seines Herzens zu hören. Zu Ende sei ein Regiment schmählicher Verfolgung und Vergewaltigung, und wieder anerkannt seien die beiden heiligen und nothwendigen Gesetze: Eigenthum und Unabsetzbarkeit. Und wie um dieser dreisten Rede Recht zu geben, ward nun die Aufhebung der vor vier Jahren geschaffenen Obergerichte zu Blois, Poitiers, Clermont, Lyon, Chalons, Rouen und Bayeux verkündigt, deren ganzes Verbrechen eben nur darin bestand, daß sie der vorige König eingesetzt hatte, um dringenden Nothständen abzuhelfen.

Darauf folgten dann freilich mehrere Edikte, die aus einem ganz andern Tone sprachen, und die auf den Beifall dieser Versammlung keinen Anspruch hatten, denn sie waren bestimmt, die Niederlage der Regierung wett zu machen durch Schutzvorschriften gegen neue Uebergriffe des Parlaments. Nur mit großem Wiederstreben kann Ludwig diesen Edikten seine Zustimmung gegeben haben, denn seinem Siegelbewahrer Miromesnil hatte er mit Bezug auf dessen Entwurf der Vorrede zu den Edikten geschrieben: „Er ist gehalten in einem Geist der Würde und strengen Festigkeit: aber er hat den Fehler, daß er nicht genug von der Milde und Väterlichkeit (paternité) an sich hat, die sich in dem Munde eines Königs so gut ausnehmen, der eine Handlung der Milde und souveräner Güte verrichtet. Meine Absicht wird

1) Was dies bedeutete, hat das Parlament der Bretagne in einer Vorstellung an den König im Sept. 1774 höchst beweglich ausgeführt. Journ. hist. VI, 304—310.



zu allen Zeiten sein, durch den Geist der Vernunft, der Umsicht und der Klugheit zu regieren, aber ich will auch Vertrauen zeigen. Auch schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß meine Autorität niemals nöthig haben wird, sich in ihrer ganzen Stärke zu entfalten; und um mir die Liebe meiner Völker zu erwerben, werde ich jede Gelegenheit aufsuchen, ihnen die meinige zu zeigen."

Den eben noch triumphirenden Magistraten war zu Muthe, als hörten sie die Zuchtmeisterstimme des Kanzlers Maupeou, als nun die ordonnances de discipline verlesen wurden, denn diese besagten klar und deutlich, daß die Regierung das Parlament nicht als politischen, sondern nur als rechtsprechenden Körper anerkenne. Das Recht der Gegenvorstellung (remontraces) war ihnen nicht abgesprochen, wohl aber die einzige Waffe entwunden, die dies Recht furchtbar machte; ganz wie unter Maupeou ward die Einstellung der Richterthätigkeit, der Massenrücktritt als Amtsverrath (forfaiture) bezeichnet und dies Verbrechen zu richten und zu strafen ein Ausnahmegericht neu eingeführt, das unter dem Namen Cour plénière den König, die Prinzen, die Pairs, den Staatsrath u. s. w. vereinigen sollte. Als diese Bestimmungen verlesen wurden, gab es lautes Murren unter denen, die eben noch Beifall gerufen hatten, und das Murren dehnte sich auf die ganze Versammlung aus, als noch ein viertes Edikt zur Verlesung kam, welches das „Parlament Maupeou" als eine Art Reservegerichtshof dem König zur unbedingten Verfügung stellte, um, sowie das wiederhergestellte alte Parlament seine Dienste versagen sollte, auf den ersten Befehl des Monarchen seinerseits in die Lücke zu treten und für die ungestörte Fortdauer der Rechtspflege zu sorgen. Mit diesem geistreichen Auskunftsmittel hatte man die beiden Parlamente versöhnen wollen, in Wahrheit erbitterte man das eine wie das andere und belohnte insbesondere die Loyalität der bisherigen Richter durch Zuertheilung einer Rolle, die für diese unerträglich und in den Augen jedes anständigen Menschen unter aller Würde war.

So war in unsern Augen der 12. November 1774 ein Unglückstag für eine Monarchie, die den Verruf der Unzucht und Gemeinheit nur getilgt zu haben schien, um alsbald Beweise nie erlebter Schwäche und knabenhafter Kurzsichtigkeit zu geben. Wie stand Turgot zu dieser unheilvollen Wendung? In die Oeffentlichkeit ist von seiner Haltung nichts gedrungen. Sonst würden die Fanatiker des alten Parlaments in ihrem Journal historique davon ebenso gut zu erzählen wissen, wie von dem Vortrag des Grafen Vergennes und der Denkschrift des Grafen von Provence; wäre ihnen von einem Widerspruch dieses Ministers gegen ihre, wie sie meinten, geheiligte Sache nur das Mindeste bekannt geworden, so würden sie bald aufgehört haben von seiner Vortrefflichkeit zu reden, wie sies thun, als hätten sie in ihm einen Bundesgenossen zu unterstützen. Hat also Turgot Widerspruch eingelegt, so kann er ein sehr nachdrücklicher, irgend wie Aufsehen erregender nicht gewesen sein. Daß er aber mit der Wiederherstellung der alten Parlamente nicht einverstanden war,

wird uns übereinstimmend berichtet, ist auch schon deßhalb anzunehmen, weil ihm unmöglich in den Sinn kommen konnte, den Reformen, die er plante, selber Schwierigkeiten zu machen durch Wiederbelebung von Körperschaften, deren Fanatismus im Festhalten hergebrachter Mißbräuche ihm aus eigner Erfahrung wohl bekannt war. Es wird erzählt, der König habe ihn beruhigt mit den Worten: „Fürchten Sie nichts, ich werde Sie stützen."[1]) Und dies Wort konnte ihn auch beruhigen, wenn die Sache selbst nun einmal nicht abzuwenden war; denn blieb der König fest, so halfen dem Parlament all seine Vorstellungen nichts und blieb er nicht fest, dann war er doch verloren, mit oder ohne Parlament. Er baute aber auf die Festigkeit des Königs und traute ihr sogar die Zustimmung zu einem Umbau des ganzen französischen Staates zu, nach dessen Gelingen für irgend welche Uebergriffe des Parlaments nirgends mehr eine Stelle war.[2])

Indessen gaben die Pariser sich einem so ausgelassenen Jubel hin, daß der König wirklich meinen mußte, er habe dem öffentlichen Gewissen eine zu lang vorenthaltene Sühne bereitet. „Niemals, schrieb Beaumarchais am 14. November, war eine Freudenstimmung lebhafter, stärker, allgemeiner. Das französische Volk ist fast toll geworden vor Enthusiasmus und mich überrascht das nicht. Es ist unerhört, daß ein König von 20 Jahren, dem man Vorliebe für seine kaum geborene Autorität zutrauen kann, sein Volk so sehr liebt, um ihm in einem so wesentlichen Punkte Genugthuung zu geben." Als ein Volkssieg erschien, was zum Schaden des Volkes der Sieg einer bevorrechteten Kaste war. So unnatürlich war die Lage dadurch verschroben, daß der erste entschlossene Justizminister, den Frankreich gesehen hat, einem verachteten Despoten diente und durch ein verabscheutes Buhlweib gestützt ward. Nur der Clerus trauerte in Sack und Asche über den Triumph der Jansenisten, die einst die Jesuiten ausgetrieben. Dies hatte noch gefehlt, um die allgemeine Freude zu erhöhen: der König, der dem Groll des Clerus muthig trotzte, schien jeglichen Vertrauens werth zu sein.

Auch am Hofe zu Versailles war Alles in gehobener Festesstimmung. Marie Antoinette schrieb am 16. November ihrer Mutter: „ich bin voll Freude, daß jetzt Niemand mehr in der Verbannung und im Unglück ist."[3]) Aber die Mutter nahm nichts zurück von dem harten Urtheil, das sie ihr schon am 11. November ausgesprochen: „es ist unbegreiflich, daß der König oder seine Minister das Werk Maupeous in Trümmer schlagen."[4])

1) Daire I, 87 der Notice historique. 2) S. unten Abschnitt V. 3) Arneth-Geffroy, Corresp. II, 253. 4) Ebendas. S. 252.

III. Turgots Reformkampf.

Mit einem persönlichen Ruf, der jede Verleumdung entwaffnete, mit einem festbegründeten Ansehen als Denker, Schriftsteller und Verwaltungschef, wie es noch nie ein Minister dieses Landes ins Amt gebracht, war Turgot an die Spitze der Finanzen getreten und außerordentlich waren deßhalb auch die Erwartungen, mit denen die Nation seinen Thaten entgegensah. Diese Erwartungen sprachen sich in Gerüchten aus, die mit überraschender Sicherheit die Stelle trafen, an der der Knoten der ganzen Verwicklung des Finanzsystems befestigt war. Ein solches Gerücht meldete die Correspondenz Metra mit den Worten: „Man sagt, sein Plan sei, zunächst eine volle Jahreseinnahme in die Koffer des Königs zu schaffen, um sich der Generalpächter zu entledigen, sodann eine einzige Abgabe (impôt unique) auf die Einfuhr und Ausfuhr des Reichs zu legen und durch die Provinzen die Abgabenerträge unmittelbar in den königlichen Schatz abführen zu lassen. Amen.“[1])

Aehnliches wußte das Journal historique am 3. Oktober zu erzählen: „Seit lange spricht man davon, den Generalpächtern ihre Vorschüsse heimzuzahlen. Er scheint, daß Herr Turgot sich ernstlich mit diesem Plan beschäftigt. Man sagt, daß er dem Ministerrath ein einfaches Mittel vorschlage: es wäre ein Leibrentenanlehen, welches selbst zu 10 vom Hundert angeschlagen, doch nur dem Zins gleich kommen würde, den man diesen Finanzleuten gibt und der mit dem Tode der Darleiher erlöschen würde. Auch soll diesem Minister sehr am Herzen liegen, die Generaleinnehmer der Finanzen abzuschaffen, die doch keinen andern Nutzen haben, als daß sie ihren Credit dem König leihen. Ein verhängnißvoller Nutzen, denn er macht es so leicht, die Einnahmen der Zukunft im Voraus zu verzehren und kostet schwere Zinsen. Aber derselbe Geist der Billigkeit gestattet ihm nicht, die Operation anders vorzunehmen als durch Ablösung dieser Stellen: man findet, auch hier würde ein Leibrentenanlehen das beste Auskunftsmittel sein.“[2]) Man sieht, das Eine, was Frankreich noth that, war nicht schwer zu durchschauen und wurde auch von der öffentlichen Meinung leicht ermittelt. Das Verpachten der Staatsgefälle, ihre Vereinnahmung durch Leute, deren ganze

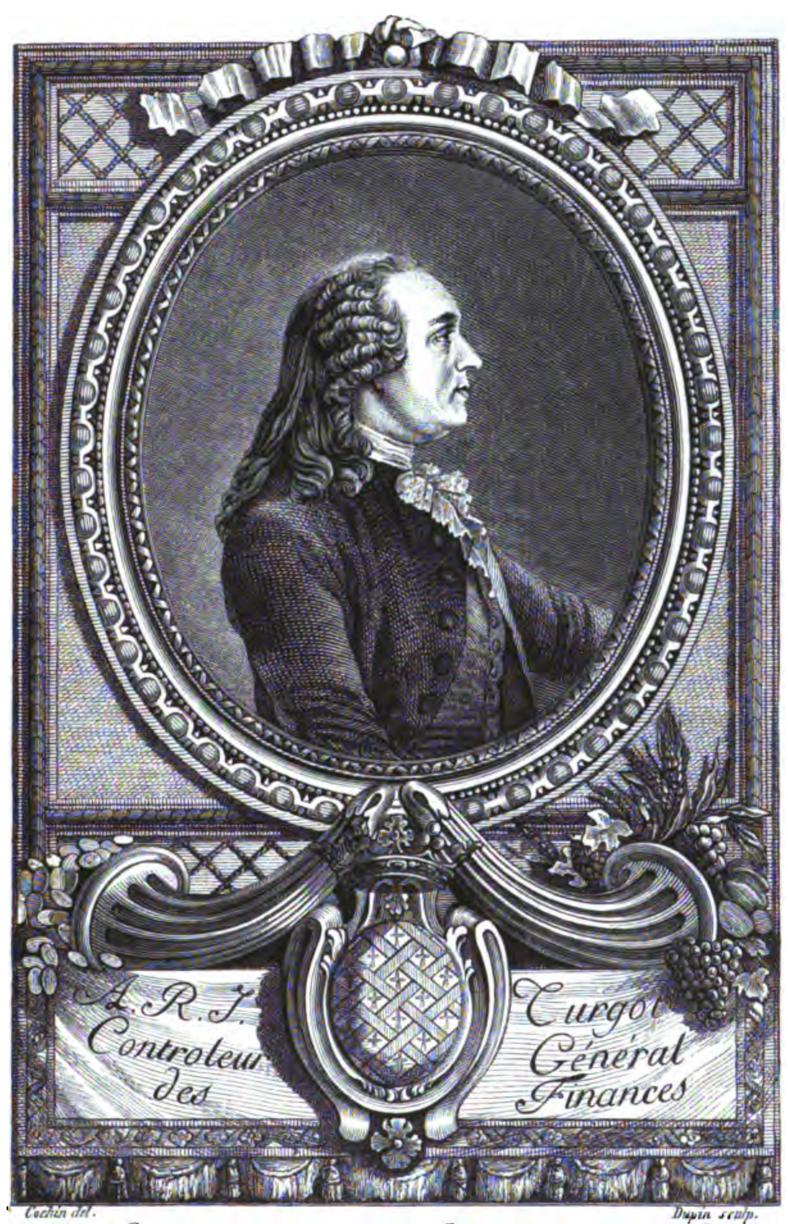
1) Corresp. I, 68. 2) VI, 229.

Empfehlung ihr leicht erworbener Reichthum war, das Wucher- und Borggeschäft auf Kosten des Staates und des steuerzahlenden Volks mußte ein Ende nehmen. Dies und nichts Anderes mußte die Absicht eines guten Finanzministers sein, wie man jetzt endlich einen hatte und wenn es überhaupt möglich war, dann war Turgot der Mann, das berühmte Huhn Heinrichs IV. endlich in den Topf zu bringen, das wie der Volkswitz sagte, schon seit zwei Jahrhunderten so emsig gerupft ward.[1])

Die Pläne, die Turgot wirklich hegte, werden wir kennen lernen. Fürs Erste hatte er mit einer Thatsache zu rechnen, die durch einen einfachen Federstrich nicht fort zu bringen war. Der Pachtvertrag der ferme générale für die mit dem 1. October 1774 beginnende Rechnungsperiode war schon von seinem Amtsvorgänger am 1. Januar d. J. abgeschlossen worden und damit war der wichtigste Theil der ganzen hergebrachten Finanzwirthschaft auf weitere sechs Jahre hinaus festgelegt. Die einseitige Aufhebung dieses Vertrags wäre ein Gewaltakt gewesen, der sich durch eine unabsehbare Erschütterung des ganzen öffentlichen Credits gerächt haben würde. Eine Ablösung jenes Vertrages aber setzte immerhin die baare Rückzahlung der schon aufgezehrten Vorschüsse im Betrag von 72 Millionen voraus und diese waren eben nicht vorhanden und auch nicht von Heut auf Morgen zu beschaffen. In solcher Lage mußte auch ein ungeduldiger Reformer sich zu bescheiden lernen und Turgot war in diesen Dingen weit geduldiger als die öffentliche Meinung ahnte.

Am 11. September 1774 erstattete er dem König einen Bericht, der mit den wenig tröstlichen Worten begann: „die Pacht der fermes générales, welche mit dem 1. Oktober d. J. in Geltung tritt, ist auf den Namen Laurent David um den Preis von 162 Millionen jährlich abgeschlossen worden. Von dieser Summe haben die Pächter 93 Millionen voraus zu erlegen. Von diesem Vorschuß sind aber schon 72 Millionen in frühern Pachtjahren nach und nach dem königlichen Schatze zugeflossen und wie sie eingingen auch verausgabt worden: diese Summe kommt nur für die neuen Pächter in Betracht, die sie den alten zurückzuzahlen haben. Die andern zwanzig Millionen sind für die Kosten der Ausbeutung bestimmt. Die bedeutende Höhe dieser Pachtsumme, auf welche der größte Theil der Staatsausgaben angewiesen ist und die enorme Größe der Vorlage, welche man heimzahlen müßte, wenn man den zwischen Sr. Maj. und den Generalpächtern geschlossenen Vertrag rückgängig machen wollte, fordern die Regierung zu sehr ernsten Betrachtungen über die Handhabung dieser Pacht auf, um diese von aller Unordnung zu befreien und den Pächtern

1) Enfin la poule au pot sera donc bientôt mise!
On doit du moins le présumer:
Car depuis deux cents ans qu'on nous l'avoit promise,
On n'a cessé de la plumer. Journal hist. VI, 209.



Cochin del. Dupin sculp.

Il aime a faire des heureux :
Du sort la faveur le seconde.

Il ne doit plus former de vœux,
Il fait le bien de tout le monde.

A Paris chés Esnauts et Rapilly, rue St. Jacques à la Ville de Coutances. A.P.D.R.

all die Gerechtigkeit zu sichern, ohne die sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen könnten.“[1])

Nun gibt Turgot eine Schilderung der höchst schädlichen Mißbräuche, welche die Steuerpachtgesellschaft mit Vergebung ihrer Titelstellen und Aemter treibt, der argen Schäden, welche dem Staat aus dem Unfug der Gewinnbetheiligungen (croupe) an den Gefällerträgen und der Pensionen erwachsen, kommt aber immer zu dem Ergebniß: ändern läßt sich daran nichts, denn Mittel zur Ablösung der überkommenen Geldansprüche sind nicht vorhanden und jeder Angriff auf den Credit und Dienst der Pachtgesellschaft würde den richtigen Eingang der zum 1. Oktober fälligen Summen gefährden. So blieb nichts übrig, als für die Zukunft einige der dringendsten Besserungen vorzubereiten. Solche machte denn auch Turgot namhaft in einem sehr streng gehaltenen Schreiben, das er am 14. September an die Generalpächter erließ,[2]) aber von diesen hieß wie von den Jesuiten: sie bleiben wie sie sind oder sie hören auf zu sein. Lächelnd werden sie das gut gemeinte Schreiben des Ministers zu ihren Akten gelegt haben, wie sie denn auch nur mit Lächeln können vernommen haben, was aus dem pot-de-vin geworden war, den der Abbé Terrai eben noch geschluckt hatte oder vielmehr geschluckt zu haben glaubte. Der Finanzminister, der so glücklich gewesen war, mit den „Säulen des Staates“, wie Fleury diese Blutsauger der Steuerzahler nannte, einen Pachtvertrag (bail) abzuschließen, bekam einen pot-de-vin d. h. ein Trinkgeld von ihnen, das 100 000 Thaler = 300 000 Livres betrug; diese Summe hatte auch der Abbé Terrai empfangen; jetzt wurde sie ihm wieder abgenommen, aber Turgot nahm keinen Pfennig von dem Gelde, sondern gab es den Pfarrern von Paris zur Verwendung für mildthätige Zwecke.[3])

Da hiernach die Verwaltung der indirekten Steuern im System nicht geändert ward, so waren der Reformthätigkeit Turgots, soweit sie auf Entlastung der Steuerzahler gerichtet war, ganz bestimmte Grenzen gezogen; er mußte sich zu dem Behufe an die direkten Steuern halten und hier war eine irgend ergiebige Entlastung nicht möglich ohne Verminderung der Einnahmen der Krone. Dies schreckte ihn aber um so weniger ab, als er sich durch kein Vorurtheil der Schule verbieten ließ, auf rechtmäßigen, wenn auch in Frankreich ungewöhnlichen Wegen für neue Einnahmequellen zu sorgen. So hob er ohne jede Rücksicht auf den Schatz am 3. Januar 1775 die Zwangsbürgschaft (contrainte solidaire) auf,[4]) welche bisher von den Intendanten den Notabeln der taillepflichtigen Gemeinden für den Eingang der ganzen Taille-

1) Dieser sehr merkwürdige Bericht ist erst neuerdings in der Bibliothèque des Finances Ms. Ordres du Roy aufgefunden und im Anhang der schon öfter erwähnten Schrift: Clement-Lemoine, M. de Silhouette. Bouret. Les derniers fermiers généraux. Paris 1872. S. 317—323 veröffentlicht worden. 2) Daire II, 432/33. 3) Foncin S. 95. 4) Daire II, 372—381. In der Denkschrift Turgots hierüber ist eine sehr anschauliche Schilderung der damals üblichen Tailleerhebung enthalten.

quote auferlegt zu werden pflegte,[1]) die für die Betroffenen eine entsetzliche Härte, für den Staat aber eine kaum zu ersetzende Sicherheit war. Am Tage, da er dieses Edikt erließ, ward er zu Versailles von dem Erbübel seiner Familie, der Gicht befallen, und zwar so heftig, daß man ein paar Tage lang an seinem Aufkommen zweifelte.[2]) Er erholte sich wieder, blieb aber vier Monate lang erst an das Bett, dann an das Zimmer gefesselt. Auch als kranker Mann arbeitete er weiter bei Tag und Nacht; die Geschäfte einer Verwaltung, der keine Mühe zu groß und kein Gegenstand zu klein war, wurden nicht unterbrochen, nur die umfassenderen Reformentwürfe, mit denen er sich trug, mußten zurückgelegt werden, und von allerlei Vorgängen, die draußen das Heraufziehen eines Sturmes verkündigten, drang zu spät sichere Kunde in das Krankenzimmer des Ministers. Einem plündernden Ueberfall, den die Bauern der Umgegend von Dijon am 18. April auf die Mehlmagazine in dieser Stadt unternommen hatten, folgte Anfang Mai eine größere Meuterei, die unter dem Namen „der Mehlkrieg" (la guerre des farines) bekannt geworden ist. Am Tage des 1. Mai 1775, da Turgot ein Edikt über Veranstaltung öffentlicher Arbeiten zur Beschäftigung der Nothleidenden von Paris unterzeichnete,[3]) brach der Mehlkrieg aus.[4])

Banden von allerlei unheimlichem Gesindel, das schon in den letzten Tagen des April sich in verschiedenen Orten der unteren Seine gezeigt hatte, setzten sich am Morgen des genannten Tags in Pontoise nach Versailles in Marsch. Die Brodpreise waren in vielen Theilen Frankreichs höher als gewöhnlich, aber gerade in der Normandie war der Aufschlag am geringsten.

Mit dem Ruf: Hunger! Brod! Monopol! stürzten sich diese Haufen auf Mehlmagazine und Getreideschiffe und was sie da erbeuteten, warfen sie auf die Straße oder in den Fluß. Ein Verfahren, das weder Hunger zu stillen noch Theuerung zu verhüten geeignet war. Turgot war in Paris, um gegen einen Ueberfall der Hauptstadt Vorsorge zu treffen, als die Aufrührer in Versailles ankamen und in den Schloßhof eindrangen, vor den Augen der 10,000 Mann Infanterie der Maison du Roi, deren Befehlshaber für gut fanden, nichts zu befehlen und ruhig zuzusehen, wie die tobende Masse die Stimme des Königs, der sie vom Balcon herab beruhigen wollte, mit drohendem Geheul überschrie. Um sie los zu werden hatte der König die Schwäche, schleunigst bekannt machen zu lassen, der Brodpreis sei auf 2 Sous das Pfund herabgesetzt. Auf einen flehentlichen Brief des Königs eilte Turgot nach Versailles, während die Meuterer am 3. Mai durch verschiedene Thore zugleich in Paris eindrangen und ungehindert durch die Polizei eine Menge von Bäckerläden plünderten und zerstörten. Inzwischen aber hatte Turgot in Versailles das Nöthige gethan, um den Aufruhr zu dämpfen und jeder Erneuerung desselben vorzubeugen. Der König widerrief auf sein Andringen

1) S. I, 7 ff. 2) Foncin S. 158/59. 3) Daire II, 451—62. 4) Foncin S. 194 ff.

die übereilte Verordnung vom Tage vorher, bewilligte die Absetzung des säumigen Polizeichefs Le Noir in Paris und seine Ersetzung durch einen schneidigen Oekonomisten Albert, ernannte Turgot selbst zum Kriegsminister für die Zeit der Unruhen und den Marschall Biron zum Befehlshaber der Armee des Innern. „Gehen Sie, sagte er zu Turgot, indem er ihn umarmte, gehen Sie mein Freund. Wenn man wie Sie und ich ein gutes Gewissen hat, fürchtet man die Menschen nicht." Als die Empörer am 4. Mai wieder kamen, um die Plünderung von vorn zu beginnen, stießen sie überall auf dichte Hecken von Bajonneten: 200 von ihnen wurden festgenommen, die Uebrigen zerstreuten sich und am 11. Mai wurden zwei der Rädelsführer, nach der Strenge des Gesetzes verurtheilt, öffentlich am Galgen aufgeknüpft. Die eigentlich Schuldigen freilich erreichte man nicht, die waren nicht auf der Gasse aufzugreifen, und dort wo sie waren, entzogen sie sich der strafenden Hand des Ministers. Von ihnen sagte der Bailli Mirabeau später: „Nichts erstaunt mich mehr, als die Ruchlosigkeit und Dummheit derer, die es wagen, dem Pöbel das Geheimniß seiner Stärke zu enthüllen: ich weiß nicht, wo man das Vertrauen hernimmt, daß man über die Gährung der Geister wieder Herr werden könne; aber wenn ich mich nicht täusche, sind solche Emeuten immer die Vorboten der Revolutionen gewesen." Aus der Fülle von Reformedikten, die der unermüdliche Turgot im Jahre 1775 erließ, heben wir hier nur drei heraus, um zu zeigen, wie wenig der bedeutendste Kopf der physiokratischen Schule Schutzzoll, Monopol und staatlichen Gewerbebetrieb, wo sie der Gesammtheit nützten, mit dem Sinne seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung im Widerspruche fand. Am 28. April veranlaßte er einen Staatsrathsbeschluß, welcher lautete: „In der Absicht, den Bau des Krapp im Königreich zu begünstigen und ihm einen Vorzug einzuräumen vor dem, welcher aus dem Ausland eingeführt wird, befiehlt der König: daß vom Tage des Erscheinens dieses Beschlusses an der aus der Fremde kommende Krapp an allen Eingangsstellen des Reiches 25 Sous für den Centner zahlen soll; will der König, daß der Krapp, welcher in den verschiedenen Provinzen umläuft, frei sei von allen Gefällen, ebenso wie der, welcher auf Corsica wächst, welcher als einheimisch betrachtet werden und dieselbe Freiheit genießen soll, vorausgesetzt daß sein Ursprung richtig dargethan wird."[1]) Noch viel merkwürdiger aber, und in der Geschichte der Finanzen des alten Frankreich ohne Beispiel ist der Staatsrathsbeschluß vom 28. Mai 1775,[2]) welcher lautete:

„Nachdem sich der König den Beschluß seines Conseils vom 16. Juni 1772 hat vorlegen lassen, durch welchen der verstorbene König dem Alexis Demont auf sechs Jahre die Fabrikation von Pulver und Salpeter verpachtet und ihm die Siedereien, Magazine, Mühlen und andre Baulichkeiten überlassen hat, hat S. M. erkannt, daß die Bedingungen des genannten

1) Daire II, 226. 2) Daire II, 418/19.

Pachtvertrags seinen Finanzen nicht all den Vortheil bringen, der aus der Ausbeutung dieses Privilegs entspringen müßte; daß der dafür bedungene Preis nicht klar festgestellt und sein Eingang nicht hinreichend gesichert ist; daß die damals zugestandenen Bedingungen im Widerspruch stehen mit dem Wunsche des Königs, seine Unterthanen den Mißbräuchen zu entziehen, welche oft daraus entstehen, daß die Salpetersieder das Recht haben, in den Häusern und allen bewohnten Plätzen nach salpeterhaltigen Stoffen zu graben und sich die zum Brennen ihres Salpeters nöthigen Hölzer und Wohnungen zu einem wohlfeileren Preise liefern zu lassen: daß wenn jener Pachtvertrag bestehen bliebe, Sr. M. unmöglich wäre, den inneren Betrieb seiner Ausbeutung kennen zu lernen, sowie die Mittel zu entdecken und zu würdigen, welche nöthig wären, um die Vorrechte der Salpetersieder in die rechten Schranken einzuschließen, ohne einen für die Vertheidigung des Staates so wesentlichen Dienst zu gefährden; daß um den Erfolg der hiezu erforderlichen Maßnahmen zu sichern und aus diesem Theil seiner Einkünfte all den Vortheil zu ziehen, welcher daraus für seinen Dienst wie das Interesse seiner Völker entspringen müßte, es unerläßlich wäre, die genannte Pacht des Demont in eine Regie zu verwandeln, welche auf Rechnung S. M. zu betreiben sein würde. Zu dem Behuf, nach Anhörung des Herrn Turgot hat der König in seinem Conseil befohlen und befiehlt hiemit:

Daß vom nächsten 1. Juli an die Verwaltung und Ausbeutung der Herstellung, des Groß- und Kleinverkaufs von Pulver und Salpeter im ganzen Umfang des Königreichs auf Rechnung und zum Vortheil Sr. M. betrieben werde in der Weise, die zu dem Zwecke vorgeschrieben werden wird. Demgemäß widerruft S. M. den dem Demont zugestandenen Pacht und vernichtet den Beschluß, welcher ihn in Besitz gesetzt hat."

Unter ausdrücklichem Vorbehalt einer Entschädigung des bisherigen Pächters ward die Pulver- und Salpeterregie am 24. Juni wirklich eingerichtet; unter den vier Administratoren, die ernannt wurden, war der berühmte Lavoisier und das Ergebniß war über alles Erwarten glänzend. Diese Regie lieferte das beste Pulver in immer wachsenden Mengen und trug dem Staat statt der bisherigen Pachtsumme von 300,000 nicht weniger als 8—900,000 Livres jährlich ein.[1]) Ganz unbefangen war in diesem Edikt zweierlei vorausgesetzt, einmal, daß das Interesse des Königs als Vertreter des Staates mit dem Interesse aller Unterthanen durchaus zusammenfalle, was nur den Physiokraten geläufig war, und sodann, was selbst unter diesen noch kein Mensch ausgesprochen hatte, ja was durch den Hauptgrundsatz ihrer ganzen Lehre direkt verurtheilt schien: daß es Fälle gebe, in denen der Staat selber zum Gewerbtreibenden werden müsse, daß es gewerbliche Betriebe gebe, deren Uebernahme durch den Staat Alles verbürge, was man von einem guten Geschäft verlangt, nämlich gute und wohlfeile Waare und dennoch reichen

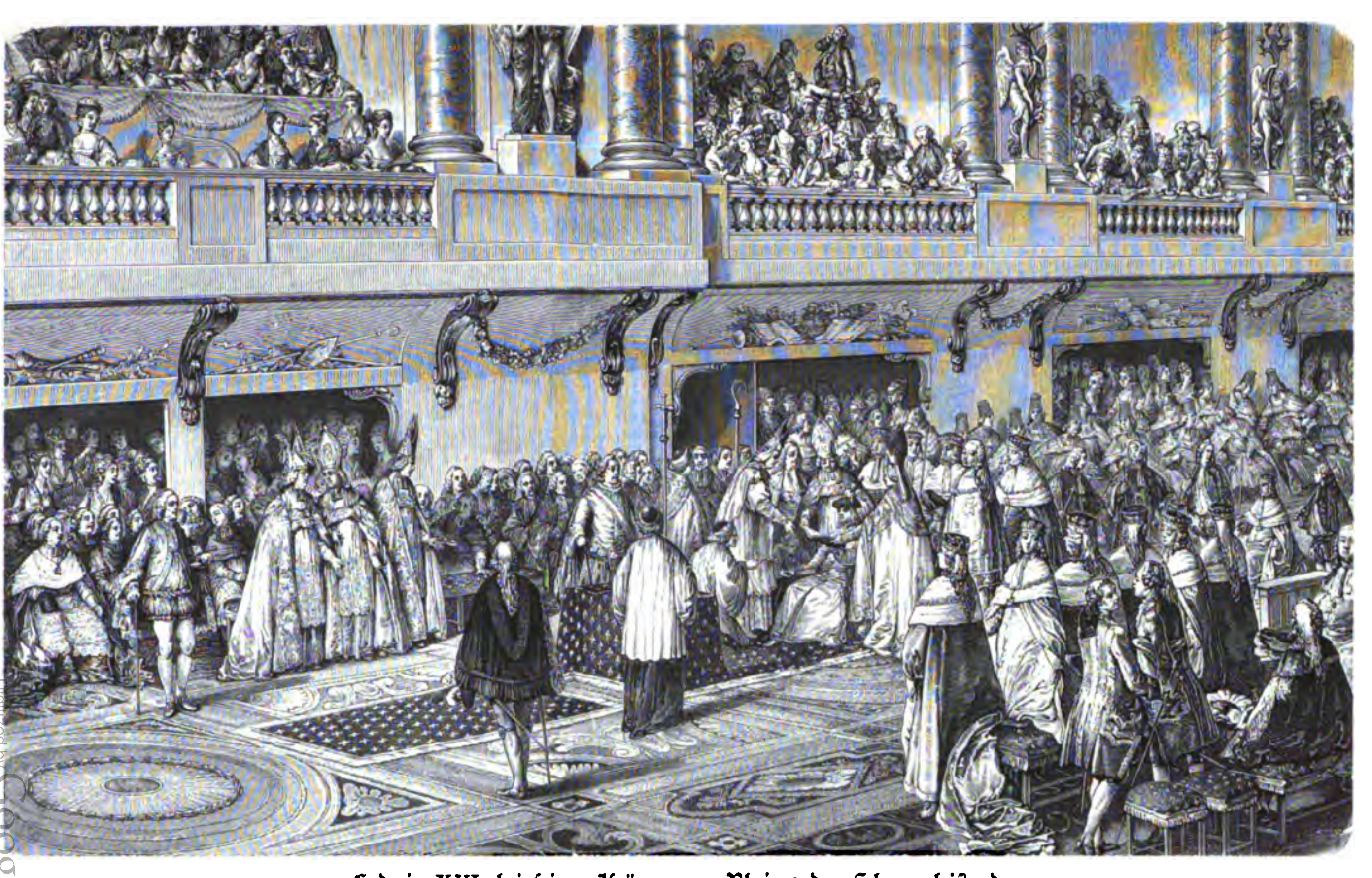
1) Foncin 240.

Gewinn im Gesammtertrag. In der Frage des Getreidehandels blieb Turgot der Lehre von der liberté entière et absolue unverbrüchlich treu, derart, daß er, obwohl von der Unentbehrlichkeit der Magazine überzeugt, zur Anlage königlicher Magazine sich durchaus nicht verstehen wollte. Aber den Gründen, die ihn dazu bestimmten, setzt er in andern Fällen ihr gerades Gegentheil ganz unvermittelt gegenüber. So in Sachen der Salpeter- und Pulverfabrikation, die allerdings für die Landesvertheidigung ein zwingendes Bedürfniß war, so auch in einem andern Fall, der weder die äußere Sicherheit des Staates noch die Lebensnothdurft der Bevölkerung unmittelbar berührte und doch ein nationales Interesse allerersten Ranges in sich schloß.

Bevor wir zu diesem übergehn, gedenken wir eines Zwischenfalles, welcher Turgot viel Sorgen gemacht und noch mehr als er wußte Gefahren bereitet; wir meinen die Feier der Salbung des Königs zu Reims in den Tagen vom 11.—15. Juni 1775. Die Salbungsceremonie war das Fest des Clerus, der bei dieser Gelegenheit mit mittelalterlichem Schaugepränge in Erinnerung brachte, daß er den Franken den ersten christlichen König, den Franzosen die nationale Monarchie und den Gottesfrieden gegeben und der von dem jeweiligen Träger der französischen Krone den Eid entgegennahm: „Ich schwöre, die Hände auf das Evangelium gelegt, in der Kirche Gottes dem christlichen Volk allezeit den Frieden zu bewahren, alle Räubereien und Ungerechtigkeiten hintanzuhalten, über Recht und Barmherzigkeit in den Urtheilen zu wachen, in meinen Staaten alle Ketzer gänzlich auszurotten, die von der Kirche als solche namentlich verdammt sind." Turgot konnte nicht hindern, daß der König zur Salbung nach Reims sich begab, auch nicht, daß er diesen gräßlichen Verfolgungseid leistete, er mußte zufrieden sein, wenn er ihm keine Folge gab, eingedenk der ernsten Rathschläge, die er ihm in seiner „Denkschrift über die Duldung" ertheilte, daß die Feier selbst überhaupt keine jener Folgen hatte, wie sie nicht bloß von geistlicher Seite daran geknüpft waren. In Reims erschien der Herzog von Choiseul, und drängte sich an die Königin, um durch sie das Ministerium zu sprengen und das Steuerruder wieder in die Hand zu bekommen. Wirklich empfing die Königin den ehemaligen Minister, den ihr Gatte aus Herzensgrunde verabscheute, sie hörte ihm 3/4 Stunde zu, wie er den Ministern alles erdenkliche Böse nachsagte und ihr klar machte, sie müsse den König entweder „durch Sanftmuth gewinnen, oder durch Furcht unterjochen". Aber er richtete nichts aus. Dem Grafen Mercy gelang es dies Mal noch, die junge Königin von unbedachten Schritten abzuhalten,[1]) und der König stand zu Turgot fester als je.

In denselben Julitagen, da dieser den Triumph erlebte, daß sein Freund Malesherbes allen Ränken am Hof zum Trotz Minister des Königlichen Hauses ward, hatte er sich auch die Oberintendanz der Posten übertragen lassen, unter Verzicht auf die 25,000 Livres jährlich, die der Herzog von

1) Bericht Mercys vom 17. Juli. Arneth-Geffroy II, 356—358.



Ludwig XVI. bei seiner Krönung zu Rheims den Schwur leistend.

Radirung nach dem eigenen Gemälde von Jean Michel Moreau der Jüngere (1741—1814).

Choiseul von den Pächtern dafür bekommen hatte, und schon am 7. August vollzog er kühnen Griffes eine Reform von unberechenbaren Folgen. Ein Staatsrathsbeschluß von diesem Tage[1]) sprach aus, die Einrichtung des Postwagendienstes (messageries) sei durchaus mangelhaft; der Bau der Wagen, das den Pächtern auferlegte Gesetz, sie nur in bestimmten Tagesfahrten von 10—11 Stunden fahren zu lassen, sei sehr unbequem für weniger bemittelte Reisende, unter der Langsamkeit des Transportes von Geld und Waaren leide der Handelsverkehr; das Privileg der Pächter schließe jede Concurrenz Anderer aus und doch sei der Ertrag ihrer Pachten für den Schatz gleich Null. Se. Maj. habe gedacht, es werde „für Sie und Ihre Völker gleich ersprießlich“ sein, einen Plan anzunehmen, welcher, indem er dem Publikum einen rascheren und bequemeren Dienst sichere, die Einnahme Ihrer Finanzen erhöhe und gleichzeitig die Mittel darbieten werde, ein dem Verkehr schädliches Privileg abzuschaffen. Zu dem Behufe habe der König unerläßlich gefunden, von der Pacht der Posten den Boten- und Eilwagendienst (les messageries et diligences) abzulösen, das Recht des Postkutschenhaltens seinen bisherigen Besitzern zu nehmen und unter Zusicherung gebührender Entschädigung alle darüber geschlossenen Pachtverträge aufzuheben. Der gesammte Postkutschen- und Eilwagendienst werde von einer Königlichen Verwaltung übernommen werden und deren Erstes werde sein, an Stelle der plumpen Carrossen leichte, bequeme, gut schwebende Reisewagen herzustellen, die Fahrpreise mäßig anzusetzen und die Postmeister zur pünktlichsten Lieferung der nöthigen Pferde anzuhalten. Diese neue Verwaltung wurde noch an demselben Tage eingerichtet und mit allen nöthigen Weisungen versehen.[2]) Und so trat auf allen großen Straßen Frankreichs der Postdienst der neuen Eilwagen mit 8, 6 oder 4 Sitzen in Thätigkeit, die an bestimmten Tagen und Stunden abgingen, ob Reisende da waren oder nicht, die von einem Schutzcommissar begleitet, an jedem Postamt ihren frischen Vorspann fanden und durch keinen Schlagbaum aufgehalten werden durften. Mit diesen „Turgotines“, wie der Volksmund alsbald die neuen Wagen nannte, kam man in fünf und einem halben Tag von Paris nach Bordeaux, während man bisher 14 Tage gebraucht hatte; es war eine Umwälzung im öffentlichen Verkehr für das damalige Frankreich vergleichbar der, die in unsern Tagen die Eisenbahnen bewirken sollten; sie hätte folglich den allgemeinsten Beifall finden müssen, denn verloren hatten nur die abgedankten Pächter und die Schaar ihrer Kostgänger. Aber diese erhoben, trotzdem sie reichlich abgefunden waren, ein ohrzerreißendes Geschrei. „Sie glauben nicht,“ sagt eine Correspondenz jener Tage, „wie viel Feinde der neue Eilwagendienst hier am Orte hat. Aber das wird Sie nicht überraschen, wenn Sie erfahren, daß die Pächter der Posten auf dem größten Fuße lebten, viel Gesellschaft empfingen, oft glänzende Feste gaben und folglich einen großen Anhang gewonnen hatten. Eine Unzahl

1) Daire II, 424 ff. 2) Daire II, 426—428.

Menschen fürchtet die guten Diners zu verlieren, die sie bei Frau Herbert, bei Herrn Chanteclair u. s. w. fanden; sie schreien 20,000 Menschen seien ruinirt, während in Wahrheit, wenn man die Schmarozer nicht mit rechnet, höchstens 50 Pächter und Commis darunter leiden." In Frankreich war die Postregie neu; in Preußen bestand sie schon seit bald 10 Jahren und einer der französischen Postdirektoren Friedrichs des Großen, Bernard, hat die Organisation der „Turgotines" im Einzelnen entworfen und eingerichtet. Auch auf die Wasserstraßen dehnte Turgot das Verkehrsmonopol des Staates aus; auch den Pächtern der Marktschiffe (Wasserkutschen coches d'eau), welche Flüsse und Canäle befuhren, wurden die Pachten gekündigt und ihr gesammtes Material für die königliche Verwaltung angekauft, in der ausdrücklichen Erwägung, daß der Privatbetrieb schlechterdings nicht im Stande sei, die im öffentlichen Interesse gebotene Wohlfeilheit und Pünktlichkeit des Verkehrs auf den Wasserstraßen zu erzielen, welche der Staatsbetrieb ohne alle Schwierigkeit herbeiführen werde.[1])

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß es nicht Abneigung gegen staatliche Verwaltung an sich gewesen sein kann, was Turgot abhielt, die Verpachtung der indirekten Steuern ohne Weiteres abzustellen und die Vereinnahmung derselben königlichen Beamten in die Hand zu legen. Wie ein Legist betrachtete er die ausbeutbaren Privilegien als Bestandtheile des Hausvermögens (domaine) der Krone Frankreich, jede Verpachtung eines solchen als einen auf Widerruf ertheilten Auftrag, der nicht länger gelten sollte, als das öffentliche Wohl gestattete; und wie ein Staatsmann erwog er im einzelnen Fall, ob es besser sei, das zurückgenommene Vorrecht eines Einzelnen zu ersetzen durch Gleichberechtigung Aller, also durch freie Concurrenz, oder durch eine neue Verwaltung auf Rechnung und Gefahr des Staates. Unerschütterlich aber war sein Glaube an den Beruf des Staates, jedes öffentliche Interesse aus eigner Kraft zu verwalten, zu dessen Wahrnehmung der Einzelne zu schwach, Vergesellschaftungen von Einzelnen zu selbstsüchtig waren, und feuriger als je sein Drang, diesen Beruf zu bethätigen in allen Eingeweiden dieses durch und durch kranken Reichs. Kaum hatte er Malesherbes angestellt, um dem kostspieligen Pensionenunfug im Haushalt des Hofes ein Ende zu machen, als er bereits den Intendanten befahl, nirgends mehr die Bauern zur Wegfrohne aufzubieten, weil der Straßenbau künftig aus einer Abgabe bestritten werden sollte, welche alle Grundeigenthümer, privilegirte oder nicht privilegirte, ohne irgend welche Ausnahme zu tragen hätten.[2]) Im November 1775 aber berief er als Staatssekretär des Kriegs den alten Grafen St. Germain, von dessen Reformen in der Armee er sich gleich im ersten Jahr Ersparungen von etwa 20 Millionen Livres versprach.[3]) Und im Januar und Februar 1776 traten dann die sechs Reformedikte

1) Staasrathsbeschluß vom 11. Dec. 1775. Daire II, 428. 2) Foncin S. 272/73. 3) Foncin S. 351.

ans Licht, denen er seit mehr als Jahresfrist die Arbeit so mancher Nacht gewidmet, während der Tag der laufenden Verwaltung gehört hatte und mit deren Erscheinen der offene Kampf zwischen dem alten und dem neuen Frankreich entbrennen sollte.

Durch diese sechs Edikte wurde die Aufhebung 1) der Wegfrohnen (corvées); 2) der Getreidepolizei in Paris; 3) der Gefällämter an den Quais, Hallen und Häfen derselben Stadt; 4) der Zünfte (jurandes) und Meisterrechte (maîtrises); 5) der Casse von Poissy und 6) die Abänderung der Besteuerungsweise des Talgs verfügt. Zwei von diesen Edikten waren principiell von ungeheurer Bedeutung und an sie hat sich denn auch der ganze Kampf geknüpft. Der Vortrag, mit welchem Turgot sie dem König empfohlen, die Antworten, durch welche er die Angriffe des Siegelbewahrers zurückgeschlagen hat, und die Vorreden, mit welchem die Edikte erschienen sind, geben uns ein vollständiges Bild seiner Anschauung vom alten Frankreich, den tieferen Gründen seines Siechthums und den dringlichsten Mitteln seiner Heilung. Was Turgot über die Nothwendigkeit seiner Edikte sagt, ist in seiner Gesammtheit eine ergreifende Schutzrede für den kleinen Mann in Stadt und Land, für die Freigebung seiner gefesselten Arbeit, für die Entlastung seiner überbürdeten Schultern, eine Bitte um Recht für Alle, die in diesem Staate wehrlos und darum rechtlos waren: zugleich aber auch, trotz aller Mäßigung im Ton, eine furchtbare Anklage gegen ein System, in dem Gesetzgebung und Verwaltung sich verschworen hatten wider den gemeinen Mann. Seine Art, diese Dinge zu behandeln, erinnert lebhaft an die schönen Worte, mit denen er vor manchem Jahr sich gegen Helvetius' Buch „vom Geist" erklärte und sein hohles Schelten, sein gedankenloses Sturmglockenläuten wider Mißbräuche und Despotismus verwarf: „Ich hasse den Despotismus so sehr als irgend Einer, aber nicht mit Deklamationen muß man ihn angreifen, sondern indem man die Rechte des Menschen anschaulich klar stellt. Und dann muß man im Despotismus Grade unterscheiden: es gibt eine Menge Mißbräuche des Despotismus, an denen die Fürsten gar kein Interesse haben; es gibt andere, die sie sich nur gestatten, weil die öffentliche Meinung über ihr Unrecht und ihre bösen Folgen nicht im Reinen ist. Um die Nationen wird man sich wohl verdient machen, wenn man diese Mißbräuche mit Klarheit, mit Unerschrockenheit angreift und insbesondere die Menschlichkeit erwärmt, statt daß man schimpft und poltert. Es gibt in jeder Verfassungsart Gebrechen, denen die Regierungen selber abhelfen möchten oder Mißbräuche, die sie fast alle wenigstens zu einer anderen Zeit zu reformiren vorhaben. Man thut ihnen also allen einen Dienst, wenn man Fragen des öffentlichen Wohles mit Gründlichkeit und Ruhe behandelt: nicht kalt und auch nicht mit fliegender Hitze, wohl aber mit jener ergreifenden Wärme (chaleur intéressante), die aus einem tiefen Gefühl des Rechts und der Liebe zur Ordnung entspringt. Man muß nicht glauben, daß Verfolgen ein Vergnügen wäre. — Mit dem Ton der Rechtschaffenheit kann man Alles

sagen und noch Einiges mehr, wenn man das Gewicht der Vernunft auf seiner Seite hat und einige leichte Mittel der Vorsicht anwendet."[1]) Die ganze Beredsamkeit, die nur irgend durch gründliche Kenntniß der Sache und durch ein tiefes Gefühl für Recht und Wahrheit erzeugt werden kann, zeichnet die Ausführungen Turgots von der ersten bis zur letzten Zeile aus. Alle die aber, die etwa versucht waren, Vaubans und Boisguilleberts Schilderungen[2]) für übertrieben zu halten, mögen durch Turgots wörtlich übereinstimmende Angaben sich von ihren Zweifeln heilen lassen.

Durch Turgots sechs Edikte ward den Privilegien und Privilegirten Frankreichs die erste große Schlacht geliefert. Dem angemaßten Recht auf Steuerfreiheit sollte der erste Stoß ins Herz versetzt werden. Das war's, was Turgot gleich mit seiner Straßensteuer als Ersatz der Wegfrohne erreichen wollte; sie sollte vom Adel und Clerus nach Maßgabe ihres Grundeigenthums mitgetragen und um den Grundsatz gleicher Steuerpflicht einzuschärfen, insbesondere dem letzteren eine Abfindung (abonnement) versagt werden, die er höchst wahrscheinlich gleich bewilligt haben würde, um der wirklichen Besteuerung zu entgehen; daß er sich dieser aufs Aeußerste widersetzen werde, sah und sagte Turgot voraus, aber pour maintenir le principe durfte dieser Kampf nicht gescheut, er mußte geradezu herbeigeführt werden.[3]) Wohin die Steuerbefreiungen des Adels und Clerus geführt haben, welche ganz ungeheuerlichen Bevorzugungen auch mittelbar daraus hervorgegangen sind, setzt Turgot ihrem Vertheidiger, dem Siegelbewahrer Miromesnil unter acht verschiedenen Gesichtspunkten auseinander,[4]) um dann den Knoten des ganzen Streites in einer Ausführung bloßzulegen, die hier wörtlich mitgetheilt werden muß; sie enthält das Glaubensbekenntniß des weisesten Gesetzgebers, den das alte Frankreich hervorgebracht hat, über die nothwendigste Vorbedingung der Wiedergeburt seines Landes.

„Der Herr Siegelbewahrer, sagt Turgot,[5]) scheint hier den Grundsatz anzunehmen, daß nach der Verfassung des Staates der Adel frei sein müsse von jeder Steuer. Er scheint sogar zu glauben, daß das eine allgemeine Annahme sei, die anzugreifen gefährlich wäre. Wenn dies Vorurtheil allgemein ist, so muß ich mich sehr getäuscht haben über die Denkart aller unterrichteten Menschen, die mir in meinem Leben begegnet sind: denn ich erinnere mich keiner Gesellschaft, in der diese Meinung nicht betrachtet worden wäre als ein veralteter Anspruch, den alle Aufgeklärten, selbst im Stande des Adels, preisgegeben haben.

Diese Meinung scheint mir vielmehr im offenen Widerspruch mit der des größten Theils der Nation, dessen Interessen dadurch empfindlich verletzt werden. Die Nichtadeligen (roturiers) sind sicherlich die größere Zahl und wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen ihre Stimmen nicht gezählt wurden.

---

1) Daire II, 797/98. 2) I, 1 ff. 3) Daire II, 241. 4) Daire II, 257—260. 5) Daire II, 269—71.

Uebrigens muß die Behauptung als solche geprüft werden.

Betrachtet man sie von Seite des natürlichen Rechtes und der allgemeinen Grundlagen des Baus der Gesellschaften, so stellt sie die schreiendste aller Ungerechtigkeiten dar.

Was ist eine Steuer? Ist sie eine Last, welche der Schwäche durch die Stärke aufgelegt wird? Diese Auffassung würde passen zu einer Regierung, die lediglich auf das Recht der Eroberung begründet wäre. Dann würde der Fürst betrachtet werden als der gemeinsame Feind der Gesellschaft; die Stärksten würden sich seiner nach Kräften erwehren, die Schwächsten würden sich zertreten lassen. Dann wäre es ganz einfach, daß die Reichen und Mächtigen die ganze Last auf die Schwachen und Armen wälzten und sehr eifersüchtig über dies Vorrecht wachten.

Diese Vorstellung paßt nicht zu einem väterlichen Regiment, das auf einer nationalen Verfassung ruht, kraft deren der Fürst über Alle erhaben ist, um das Glück Aller sicher zu stellen; wo er der Pfandinhaber der öffentlichen Gewalt ist, um nach Innen durch das Recht jeden in seinem Eigenthum zu schützen und durch die militärische Gewalt Angriffe von Außen abzuwehren. Da die Ausgaben der Regierung das Interesse Aller zum Zweck haben, so müssen auch Alle dazu beitragen; und je mehr man von den Vortheilen der Gesellschaft genießt, desto mehr muß man auf die Ehre halten, auch an ihren Lasten Theil zu nehmen. Unter diesem Gesichtspunkt wird das Steuerprivileg des Adels schwerlich als gerecht erscheinen. Wenn man die Frage von der Seite der Menschlichkeit ansieht, so ist es sehr schwer sich als Edelmann seiner Steuerfreiheit zu freuen, wenn man sieht, wie dem Bauer sein Kochtopf abgepfändet wird.

Prüft man sie von Seiten des öffentlichen Nutzens und der Kraft der Nation, so sieht man gleich, daß, wenn die Privilegirten zahlreich sind und einen großen Theil des Reichthums haben, während die Staatsausgaben eine sehr große Summe fordern, diese Summe sehr leicht die Kräfte derer übersteigen kann, welche der Steuer unterworfen bleiben. Dann muß entweder der Staat der nöthigen Vertheidigungsmittel entbehren oder das nicht privilegirte Volk muß über sein Vermögen belastet werden, was den Staat sicherlich schwach und arm macht. Eine große Anzahl von reichen Privilegirten ist also eine wirkliche Kraftverminderung für das Reich.

Die Steuerprivilegien haben für die Nationen noch einen besonderen Nachtheil deßhalb, weil sich dieselben gezwungen sehen, schlechte Besteuerungsweisen einzuführen, um jene Privilegien zu umgehen und die Privilegirten zahlen zu machen, ohne daß sie es merken. Da man Edelleute und Geistliche nicht zum Zahlen bringen konnte, hat man ihre Pächter und ihre bettelarmen Meier zum Zahlen angehalten. Daher alle die Schäden in der Umlegung der Taille und der Art ihrer Erhebung, die sich fortpflanzen, obgleich Jedermann ihre traurigen Wirkungen kennt. Um die Privilegien zu umgehen, hat man die Abgaben von Verzehrungsgegenständen und von Waaren ver-

vielfältigt, hat man die Monopole von Salz und Tabak errichtet, die dem Volke ungeheure Summen kosten und dem Könige nur verschwindend kleine Beträge verschaffen, die noch verderblicher werden durch eine eigne Armee von Schmugglern und Commis, die sich gegenseitig schlachten und durch all das Unheil, das einerseits der Reiz des Verbrechens und andrerseits die Nothwendigkeit es zu ahnden erzeugt.

Diese Uebel kommen von den Privilegien. Die schonende Rücksicht auf die Privilegirten würde sie für alle Zeiten unheilbar machen: denn wie soll man die Salzsteuer (gabelle), wie soll man das Tabakmonopol aufheben, wenn Clerus und Adel, welche die Abgaben auf diese Gegenstände des Verbrauchs mitzahlen, nicht derjenigen unterworfen werden können, die man an ihrer Stelle einführen müßte? Dies Alles ist von einleuchtender Wahrheit und wird auch von Keinem bestritten, der darüber nachgedacht hat, wenn ihn nicht eigenes Interesse befangen macht."

Nach einem Rückblick auf die Geschichte der Taille und ihr Verhältniß zum stehenden Heere heißt es am Schlusse: „Das Privileg ist ursprünglich darauf begründet gewesen, daß der Adel allein den Kriegsdienst besorgte, den er in Person und auf eigne Kosten leistete. Dieser persönliche Dienst ist ganz in Abgang gekommen und die Wehrkraft des Staates ruht heute ganz auf einer zahlreichen, stehenden und vom Staate besoldeten Armee. Der Adel, der in dieser Armee dient, wird vom Staate bezahlt und zwar nicht geringer als der Bürgerliche von demselben Range. Die Edelleute haben nicht nur keine Verpflichtung zu dienen, diese Pflicht lastet vielmehr ausschließlich auf den Nichtadeligen seit Einführung der Miliz, von der die Edelleute und sogar ihre Knechte entbunden sind. — Was die Steuerfreiheit des Adels vollends ungerecht und zugleich unedel macht, ist, daß man sich den Adel so leicht mit Geld erkaufen kann. Es gibt keinen reichen Mann, der nicht sofort adelig würde; sodaß die Körperschaft des Adels die ganze Körperschaft der Reichen umfaßt und somit die Sache der Privilegirten nicht mehr die ausgezeichneter Familien gegen bürgerliche, sondern die Sache des Reichen gegen den Armen ist. Die Gründe, die man haben könnte, das Vorrecht zu achten, wenn es auf die Race der alten Vaterlandsvertheidiger beschränkt geblieben wäre, können nicht mit demselben Auge betrachtet werden, seit es auch der Race der Traitans zugefallen ist, welche den Staat geplündert haben. Was wäre das schließlich für eine Verwaltung, welche alle öffentlichen Lasten durch die Armen tragen ließe, um die Reichen davon frei zu halten?"[1])

Dies waren die grundsätzlichen Erwägungen, von denen Turgot ausging, als er sich anschickte, in das Privilegiensystem Frankreichs die erste Bresche zu legen. Wie einfach, klar und unwidersprechlich sie uns erscheinen mögen, die allerdings erschreckende Thatsache steht darum nicht minder fest: Turgot war der erste Minister Frankreichs, der den Muth hatte, sie amtlich auszu-

---

1) Daire S. 275/76.

sprechen, nachdem er dargethan, daß es Lug und Trug war, wenn man sagte: Mit diesen Privilegien stehe und falle die Monarchie.

Noch geschah es nur im Rath des Königs, nicht öffentlich vor allem Volk; noch lag auch die entschiedene Absicht nicht vor, all diesen Vorrechten ein Ende zu machen, ein solches Vorhaben lehnte Turgot vielmehr mit sehr behutsamen Worten ab:[1]) aber zu jenem, wie zu diesem war die Bahn beschritten, sobald die Einsicht nicht länger verhehlt ward, daß sie ohne Ausnahme weder im Recht begründet noch durch irgend einen Nutzen empfohlen, vielmehr jedem öffentlichen Interesse unversöhnbar entgegen waren. Der Monarchie aber war der Weg gezeigt, durch Sühnung alten Unrechts und unverzeihlicher Unterlassungssünden das Herz des Volks zurückzuerobern, das jetzt zum ersten Mal wieder hoffend und glaubend aufblickte zum nationalen Königthum. Die Fülle der Aufgaben und Früchte, die seiner auf diesem Felde harrten, war so groß, daß selbst Maria Theresia meinte: „Die Mißbräuche sind enorm, aber gerade das ist jetzt ein Glück; wer sie abschafft, erwirbt sich den Segen der Völker.“[2]) Dem Glauben an den Retterberuf der Monarchie sollte in jedem Gesetz ein neues Pfand gegeben werden und kein Vorwort (préambule) war zu lang, wenn es dazu beitrug, den Ernst der Reformgesinnung zu bezeugen und die Dauer der Reformthat zu verbürgen. Von seinem langen Vorwort zu dem Frohnedikt sagte er dem König: „Ew. M. regiert durch Ihre Macht über den gegenwärtigen Augenblick. Ueber die Zukunft kann Sie nur regieren durch die Vernunft, die der Leitstern Ihrer Gesetze, durch die Gerechtigkeit, die ihre Grundlage ist und durch das dankbare Andenken der Völker; da Ew. M. nur regieren will, um Gutes zu thun, warum sollte Sie nicht den Ehrgeiz haben, in diesem Guten sich selbst zu überleben? Das Vorwort, das ich Ew. M. vorschlage, wird sehr scharf angegriffen werden als mein Werk und man wird es nach allen Seiten drehen und wenden, um Blößen für den Angriff zu erspähen; aber wenn man an mich nicht mehr denken wird, wenn von Ew. M. nichts mehr auf der Erde lebt als die Erinnerung des Guten, das Sie gestiftet, dann — so wage ich zu glauben — wird eben dies Vorwort angeführt werden und die feierliche Erklärung Ew. M., daß Sie die Frohne unterdrücke, weil sie dem Recht entgegen sei, wird einen unbesiegbaren Damm bilden für jeden Minister, der wagen sollte, ihre Wiederherstellung anzurathen, diese Zeit hatte ich im Auge, als ich daran schrieb und aus diesem Grunde halte ich daran fest.“[3])

In dieser, wie in den anderen Vorreden ist dann auch mit ganz außerordentlicher Kraft die Pflicht des Königthums betont, jedes bestehende Unrecht abzustellen und jede unbillige Belastung des gemeinen Mannes aufzuheben, der im alten Regime bisher nur Verächter und Verfolger, aber nie-

1) S. 271/72. 2) An Maria Antoinette 30. Mai 1774. Arneth-Geffroy, Corresp. II, 155. 3) S. 242/43.



eigentliche Herzensmeinung auszusprechen und dies hat auch offenbar dem Generalanwalt Seguier vorgeschwebt bei seinen überaus geschickten Reden in der Thronsitzung des 12. März. Ebensogut konnte das Parlament die bestehende Ordnung, lediglich weil sie bestand, als ein unwandelbares Vermächtniß der Geschichte Frankreichs principiell in Schutz nehmen: dann blieb es nur einfach seiner hergebrachten Stellung und Rolle getreu; da es selber aus lauter Privilegirten bestand, konnte ihm billigerweise kein Mensch zumuthen, den Rechtsboden seines eignen Daseins mit eigner Hand zertrümmern zu helfen. Eines aber konnte das Parlament nicht: es konnte die Reformen nicht verwerfen unter Anrufung der „Menschlichkeit, der Wohlthätigkeit und der Gerechtigkeit" des Königs und gerade dies hat es in seinen Gegenvorstellungen vom 2. bezw. 8. März gethan. Es war ein handgreiflicher Widersinn und bezeugte eine erschreckende Sprach- und Begriffsverwirrung, wenn das Parlament im Namen der Menschlichkeit und Wohlthätigkeit die Fortdauer der Frohnen forderte, im Namen der Gerechtigkeit den Grundsatz gleicher Pflicht als „unzulässig" und jede Maßregel, welche Gleichheit der Pflichten im Staat zur Voraussetzung hatte, als Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung bezeichnete. Für diejenigen, die im Besitze und deßhalb im Rechte wohnten, war es ja eine sehr bequeme Weisheit, sich die Ständeordnung Frankreichs als eine göttliche Ordnung zu denken, kraft deren die Rollen so vertheilt waren: die Kirche betet für den Staat, der Adel ficht für den Staat, das Volk aber zahlt und arbeitet für den Staat, es ist zinsbar und frohnbar nach Belieben (le peuple est taillable et corvéable à volonté). Fühlte das Parlament das Bedürfniß, diese herrliche „Verfassung" von Neuem als ein Noli me tangere zu bezeichnen, so that es nur was es bisher stets gethan; aber unerlaubt, eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes war es, dabei die Lieblingsworte Ludwigs und Turgots: humanité, bienfaisance, justice zu mißbrauchen.

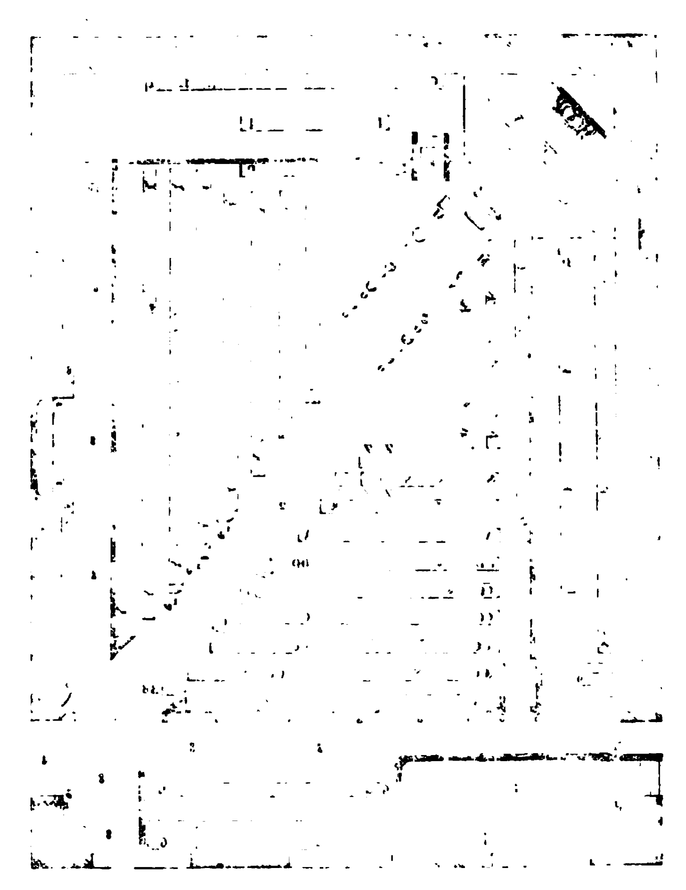
Die Gegenvorstellungen seines Parlaments wies der König am 7. März mit den Worten zurück, er habe nach aufmerksamer Prüfung nichts darin gefunden, was nicht vorgesehen und reiflich geprüft worden wäre. Und da nun das Parlament auf seinem Widerspruch beharrte, so blieb nichts übrig, als eine Thron- oder Kissensitzung (lit de justice), in welcher der König in voller Versammlung der Prinzen, der Pairs und des Parlaments nach Anhörung der letzten Proteste die Eintragung der Edikte befahl.

Diese Thronsitzung fand am 12. März 1776 mit dem üblichen Gepränge statt und endete mit dem hergebrachten Erfolg.[1]) Die Rede des ersten Präsidenten d'Aligre zeichnete so treffend als unwillkürlich die absonderliche Welt des Beharrens, in der dieser erlauchte Körper unbekümmert weiter lebte, während rings umher Alles verwandelt oder in Verwandlung begriffen war.

---

1) Das ganze Protokoll derselben ist aus dem 23. Band der Collection des lois anciennes abgedruckt bei Daire II, 323–338.





Plan einer [illegible] im großen Saale der Garten im Schloß zu Versailles.

Choiseul von den Pächtern dafür bekommen hatte, und schon am 7. August vollzog er kühnen Griffes eine Reform von unberechenbaren Folgen. Ein Staatsrathsbeschluß von diesem Tage[1]) sprach aus, die Einrichtung des Postwagendienstes (messageries) sei durchaus mangelhaft; der Bau der Wagen, das den Pächtern auferlegte Gesetz, sie nur in bestimmten Tagesfahrten von 10—11 Stunden fahren zu lassen, sei sehr unbequem für weniger bemittelte Reisende, unter der Langsamkeit des Transportes von Geld und Waaren leide der Handelsverkehr; das Privileg der Pächter schließe jede Concurrenz Anderer aus und doch sei der Ertrag ihrer Pachten für den Schatz gleich Null. Se. Maj. habe gedacht, es werde „für Sie und Ihre Völker gleich ersprießlich“ sein, einen Plan anzunehmen, welcher, indem er dem Publikum einen rascheren und bequemeren Dienst sichere, die Einnahme Ihrer Finanzen erhöhe und gleichzeitig die Mittel darbieten werde, ein dem Verkehr schädliches Privileg abzuschaffen. Zu dem Behufe habe der König unerläßlich gefunden, von der Pacht der Posten den Boten- und Eilwagendienst (les messageries et diligences) abzulösen, das Recht des Postkutschenhaltens seinen bisherigen Besitzern zu nehmen und unter Zusicherung gebührender Entschädigung alle darüber geschlossenen Pachtverträge aufzuheben. Der gesammte Postkutschen- und Eilwagendienst werde von einer Königlichen Verwaltung übernommen werden und deren Erstes werde sein, an Stelle der plumpen Carrossen leichte, bequeme, gut schwebende Reisewagen herzustellen, die Fahrpreise mäßig anzusetzen und die Postmeister zur pünktlichsten Lieferung der nöthigen Pferde anzuhalten. Diese neue Verwaltung wurde noch an demselben Tage eingerichtet und mit allen nöthigen Weisungen versehen.[2]) Und so trat auf allen großen Straßen Frankreichs der Postdienst der neuen Eilwagen mit 8, 6 oder 4 Sitzen in Thätigkeit, die an bestimmten Tagen und Stunden abgingen, ob Reisende da waren oder nicht, die von einem Schutzcommissar begleitet, an jedem Postamt ihren frischen Vorspann fanden und durch keinen Schlagbaum aufgehalten werden durften. Mit diesen „Turgotines“, wie der Volksmund alsbald die neuen Wagen nannte, kam man in fünf und einem halben Tag von Paris nach Bordeaux, während man bisher 14 Tage gebraucht hatte; es war eine Umwälzung im öffentlichen Verkehr für das damalige Frankreich vergleichbar der, die in unsern Tagen die Eisenbahnen bewirken sollten; sie hätte folglich den allgemeinsten Beifall finden müssen, denn verloren hatten nur die abgedankten Pächter und die Schaar ihrer Kostgänger. Aber diese erhoben, trotzdem sie reichlich abgefunden waren, ein ohrzerreißendes Geschrei. „Sie glauben nicht,“ sagt eine Correspondenz jener Tage, „wie viel Feinde der neue Eilwagendienst hier am Orte hat. Aber das wird Sie nicht überraschen, wenn Sie erfahren, daß die Pächter der Posten auf dem größten Fuße lebten, viel Gesellschaft empfingen, oft glänzende Feste gaben und folglich einen großen Anhang gewonnen hatten. Eine Unzahl

1) Daire II, 424 ff. 2) Daire II, 426—428.

Menschen fürchtet die guten Diners zu verlieren, die sie bei Frau Herbert, bei Herrn Chanteclair u. s. w. fanden; sie schreien 20,000 Menschen seien ruinirt, während in Wahrheit, wenn man die Schmarozer nicht mit rechnet, höchstens 50 Pächter und Commis darunter leiden." In Frankreich war die Postregie neu; in Preußen bestand sie schon seit bald 10 Jahren und einer der französischen Postdirektoren Friedrichs des Großen, Bernard, hat die Organisation der „Turgotines" im Einzelnen entworfen und eingerichtet. Auch auf die Wasserstraßen dehnte Turgot das Verkehrsmonopol des Staates aus; auch den Pächtern der Marktschiffe (Wasserkutschen coches d'eau), welche Flüsse und Canäle befuhren, wurden die Pachten gekündigt und ihr gesammtes Material für die königliche Verwaltung angekauft, in der ausdrücklichen Erwägung, daß der Privatbetrieb schlechterdings nicht im Stande sei, die im öffentlichen Interesse gebotene Wohlfeilheit und Pünktlichkeit des Verkehrs auf den Wasserstraßen zu erzielen, welche der Staatsbetrieb ohne alle Schwierigkeit herbeiführen werde.[1])

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß es nicht Abneigung gegen staatliche Verwaltung an sich gewesen sein kann, was Turgot abhielt, die Verpachtung der indirekten Steuern ohne Weiteres abzustellen und die Vereinnahmung derselben königlichen Beamten in die Hand zu legen. Wie ein Legist betrachtete er die ausbeutbaren Privilegien als Bestandtheile des Hausvermögens (domaine) der Krone Frankreich, jede Verpachtung eines solchen als einen auf Widerruf ertheilten Auftrag, der nicht länger gelten sollte, als das öffentliche Wohl gestattete; und wie ein Staatsmann erwog er im einzelnen Fall, ob es besser sei, das zurückgenommene Vorrecht eines Einzelnen zu ersetzen durch Gleichberechtigung Aller, also durch freie Concurrenz, oder durch eine neue Verwaltung auf Rechnung und Gefahr des Staates. Unerschütterlich aber war sein Glaube an den Beruf des Staates, jedes öffentliche Interesse aus eigner Kraft zu verwalten, zu dessen Wahrnehmung der Einzelne zu schwach, Vergesellschaftungen von Einzelnen zu selbstsüchtig waren, und feuriger als je sein Drang, diesen Beruf zu bethätigen in allen Eingeweiden dieses durch und durch kranken Reichs. Kaum hatte er Malesherbes angestellt, um dem kostspieligen Pensionenunfug im Haushalt des Hofes ein Ende zu machen, als er bereits den Intendanten befahl, nirgends mehr die Bauern zur Wegfrohne aufzubieten, weil der Straßenbau künftig aus einer Abgabe bestritten werden sollte, welche alle Grundeigenthümer, privilegirte oder nicht privilegirte, ohne irgend welche Ausnahme zu tragen hätten.[2]) Im November 1775 aber berief er als Staatssekretär des Kriegs den alten Grafen St. Germain, von dessen Reformen in der Armee er sich gleich im ersten Jahr Ersparungen von etwa 20 Millionen Livres versprach.[3]) Und im Januar und Februar 1776 traten dann die sechs Reformedikte

1) Staatsrathsbeschluß vom 11. Dec. 1775. Daire II, 428. 2) Foncin
73. 3) Foncin S. 351.

ans Licht, denen er seit mehr als Jahresfrist die Arbeit so mancher Nacht gewidmet, während der Tag der laufenden Verwaltung gehört hatte und mit deren Erscheinen der offene Kampf zwischen dem alten und dem neuen Frankreich entbrennen sollte.

Durch diese sechs Edikte wurde die Aufhebung 1) der **Wegfrohnen** (corvées); 2) der Getreidepolizei in Paris; 3) der Gefällämter an den Quais, Hallen und Häfen derselben Stadt; 4) der **Zünfte** (jurandes) und Meisterrechte (maîtrises); 5) der Casse von Poissy und 6) die Abänderung der Besteuerungsweise des Talgs verfügt. Zwei von diesen Edikten waren principiell von ungeheurer Bedeutung und an sie hat sich denn auch der ganze Kampf geknüpft. Der Vortrag, mit welchem Turgot sie dem König empfohlen, die Antworten, durch welche er die Angriffe des Siegelbewahrers zurückgeschlagen hat, und die Vorreden, mit welchem die Edikte erschienen sind, geben uns ein vollständiges Bild seiner Anschauung vom alten Frankreich, den tieferen Gründen seines Siechthums und den dringlichsten Mitteln seiner Heilung. Was Turgot über die Nothwendigkeit seiner Edikte sagt, ist in seiner Gesammtheit eine ergreifende Schutzrede für den kleinen Mann in Stadt und Land, für die Freigebung seiner gefesselten Arbeit, für die Entlastung seiner überbürdeten Schultern, eine Bitte um Recht für Alle, die in diesem Staate wehrlos und darum rechtlos waren: zugleich aber auch, trotz aller Mäßigung im Ton, eine furchtbare Anklage gegen ein System, in dem Gesetzgebung und Verwaltung sich verschworen hatten wider den gemeinen Mann. Seine Art, diese Dinge zu behandeln, erinnert lebhaft an die schönen Worte, mit denen er vor manchem Jahr sich gegen Helvetius' Buch „vom Geist" erklärte und sein hohles Schelten, sein gedankenloses Sturmglockenläuten wider Mißbräuche und Despotismus verwarf: „Ich hasse den Despotismus so sehr als irgend Einer, aber nicht mit Deklamationen muß man ihn angreifen, sondern indem man die Rechte des Menschen anschaulich klar stellt. Und dann muß man im Despotismus Grade unterscheiden: es gibt eine Menge Mißbräuche des Despotismus, an denen die Fürsten gar kein Interesse haben; es gibt andere, die sie sich nur gestatten, weil die öffentliche Meinung über ihr Unrecht und ihre bösen Folgen nicht im Reinen ist. Um die Nationen wird man sich wohl verdient machen, wenn man diese Mißbräuche mit Klarheit, mit Unerschrockenheit angreift und insbesondere die Menschlichkeit erwärmt, statt daß man schimpft und poltert. Es gibt in jeder Verfassungsart Gebrechen, denen die Regierungen selber abhelfen möchten oder Mißbräuche, die sie fast alle wenigstens zu einer anderen Zeit zu reformiren vorhaben. Man thut ihnen also allen einen Dienst, wenn man Fragen des öffentlichen Wohles mit Gründlichkeit und Ruhe behandelt: nicht kalt und auch nicht mit fliegender Hitze, wohl aber mit jener ergreifenden Wärme (chaleur intéressante), die aus einem tiefen Gefühl des Rechts und der Liebe zur Ordnung entspringt. Man muß nicht glauben, daß Verfolgen ein Vergnügen wäre. — Mit dem Ton der Rechtschaffenheit kann man Alles

sagen und noch Einiges mehr, wenn man das Gewicht der Vernunft auf seiner Seite hat und einige leichte Mittel der Vorsicht anwendet."[1]) Die ganze Beredsamkeit, die nur irgend durch gründliche Kenntniß der Sache und durch ein tiefes Gefühl für Recht und Wahrheit erzeugt werden kann, zeichnet die Ausführungen Turgots von der ersten bis zur letzten Zeile aus. Alle die aber, die etwa versucht waren, Vaubans und Boisguilleberts Schilderungen[2]) für übertrieben zu halten, mögen durch Turgots wörtlich übereinstimmende Angaben sich von ihren Zweifeln heilen lassen.

Durch Turgots sechs Edikte ward den Privilegien und Privilegirten Frankreichs die erste große Schlacht geliefert. Dem angemaßten Recht auf Steuerfreiheit sollte der erste Stoß ins Herz versetzt werden. Das war's, was Turgot gleich mit seiner Straßensteuer als Ersatz der Wegfrohne erreichen wollte; sie sollte vom Adel und Clerus nach Maßgabe ihres Grundeigenthums mitgetragen und um den Grundsatz gleicher Steuerpflicht einzuschärfen, insbesondere dem letzteren eine Abfindung (abonnement) versagt werden, die er höchst wahrscheinlich gleich bewilligt haben würde, um der wirklichen Besteuerung zu entgehen; daß er sich dieser aufs Aeußerste widersetzen werde, sah und sagte Turgot voraus, aber pour maintenir le principe durfte dieser Kampf nicht gescheut, er mußte geradezu herbeigeführt werden.[3]) Wohin die Steuerbefreiungen des Adels und Clerus geführt haben, welche ganz ungeheuerlichen Bevorzugungen auch mittelbar daraus hervorgegangen sind, setzt Turgot ihrem Vertheidiger, dem Siegelbewahrer Miromesnil unter acht verschiedenen Gesichtspunkten auseinander,[4]) um dann den Knoten des ganzen Streites in einer Ausführung bloßzulegen, die hier wörtlich mitgetheilt werden muß; sie enthält das Glaubensbekenntniß des weisesten Gesetzgebers, den das alte Frankreich hervorgebracht hat, über die nothwendigste Vorbedingung der Wiedergeburt seines Landes.

„Der Herr Siegelbewahrer, sagt Turgot,[5]) scheint hier den Grundsatz anzunehmen, daß nach der Verfassung des Staates der Adel frei sein müsse von jeder Steuer. Er scheint sogar zu glauben, daß das eine allgemeine Annahme sei, die anzugreifen gefährlich wäre. Wenn dies Vorurtheil allgemein ist, so muß ich mich sehr getäuscht haben über die Denkart aller unterrichteten Menschen, die mir in meinem Leben begegnet sind: denn ich erinnere mich keiner Gesellschaft, in der diese Meinung nicht betrachtet worden wäre als ein veralteter Anspruch, den alle Aufgeklärten, selbst im Stande des Adels, preisgegeben haben.

Diese Meinung scheint mir vielmehr im offenen Widerspruch mit der des größten Theils der Nation, dessen Interessen dadurch empfindlich verletzt werden. Die Nichtadeligen (roturiers) sind sicherlich die größere Zahl und wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen ihre Stimmen nicht gezählt wurden.

---

1) Daire II, 797/98. 2) I, 1 ff. 3) Daire II, 241. 4) Daire II, 257—260. 5) Daire II, 269—71.

Uebrigens muß die Behauptung als solche geprüft werden.

Betrachtet man sie von Seite des natürlichen Rechtes und der allgemeinen Grundlagen des Baus der Gesellschaften, so stellt sie die schreiendste aller Ungerechtigkeiten dar.

Was ist eine Steuer? Ist sie eine Last, welche der Schwäche durch die Stärke aufgelegt wird? Diese Auffassung würde passen zu einer Regierung, die lediglich auf das Recht der Eroberung begründet wäre. Dann würde der Fürst betrachtet werden als der gemeinsame Feind der Gesellschaft; die Stärksten würden sich seiner nach Kräften erwehren, die Schwächsten würden sich zertreten lassen. Dann wäre es ganz einfach, daß die Reichen und Mächtigen die ganze Last auf die Schwachen und Armen wälzten und sehr eifersüchtig über dies Vorrecht wachten.

Diese Vorstellung paßt nicht zu einem väterlichen Regiment, das auf einer nationalen Verfassung ruht, kraft deren der Fürst über Alle erhaben ist, um das Glück Aller sicher zu stellen; wo er der Pfandinhaber der öffentlichen Gewalt ist, um nach Innen durch das Recht jeden in seinem Eigenthum zu schützen und durch die militärische Gewalt Angriffe von Außen abzuwehren. Da die Ausgaben der Regierung das Interesse Aller zum Zweck haben, so müssen auch Alle dazu beitragen; und je mehr man von den Vortheilen der Gesellschaft genießt, desto mehr muß man auf die Ehre halten, auch an ihren Lasten Theil zu nehmen. Unter diesem Gesichtspunkt wird das Steuerprivileg des Adels schwerlich als gerecht erscheinen. Wenn man die Frage von der Seite der Menschlichkeit ansieht, so ist es sehr schwer sich als Edelmann seiner Steuerfreiheit zu freuen, wenn man sieht, wie dem Bauer sein Kochtopf abgepfändet wird.

Prüft man sie von Seiten des öffentlichen Nutzens und der Kraft der Nation, so sieht man gleich, daß, wenn die Privilegirten zahlreich sind und einen großen Theil des Reichthums haben, während die Staatsausgaben eine sehr große Summe fordern, diese Summe sehr leicht die Kräfte derer übersteigen kann, welche der Steuer unterworfen bleiben. Dann muß entweder der Staat der nöthigen Vertheidigungsmittel entbehren oder das nicht privilegirte Volk muß über sein Vermögen belastet werden, was den Staat sicherlich schwach und arm macht. Eine große Anzahl von reichen Privilegirten ist also eine wirkliche Kraftverminderung für das Reich.

Die Steuerprivilegien haben für die Nationen noch einen besonderen Nachtheil deßhalb, weil sich dieselben gezwungen sehen, schlechte Besteuerungsweisen einzuführen, um jene Privilegien zu umgehen und die Privilegirten zahlen zu machen, ohne daß sie es merken. Da man Edelleute und Geistliche nicht zum Zahlen bringen konnte, hat man ihre Pächter und ihre bettelarmen Meier zum Zahlen angehalten. Daher alle die Schäden in der Umlegung der Taille und der Art ihrer Erhebung, die sich fortpflanzen, obgleich Jedermann ihre traurigen Wirkungen kennt. Um die Privilegien zu umgehen, hat man die Abgaben von Verzehrungsgegenständen und von Waaren ver-

vielfältigt, hat man die Monopole von Salz und Tabak errichtet, die dem Volke ungeheure Summen kosten und dem Könige nur verschwindend kleine Beträge verschaffen, die noch verderblicher werden durch eine eigne Armee von Schmugglern und Commis, die sich gegenseitig schlachten und durch all das Unheil, das einerseits der Reiz des Verbrechens und andrerseits die Nothwendigkeit es zu ahnden erzeugt.

Diese Uebel kommen von den Privilegien. Die schonende Rücksicht auf die Privilegirten würde sie für alle Zeiten unheilbar machen: denn wie soll man die Salzsteuer (gabelle), wie soll man das Tabakmonopol aufheben, wenn Clerus und Adel, welche die Abgaben auf diese Gegenstände des Verbrauchs mitzahlen, nicht derjenigen unterworfen werden können, die man an ihrer Stelle einführen müßte? Dies Alles ist von einleuchtender Wahrheit und wird auch von Keinem bestritten, der darüber nachgedacht hat, wenn ihn nicht eigenes Interesse befangen macht."

Nach einem Rückblick auf die Geschichte der Taille und ihr Verhältniß zum stehenden Heere heißt es am Schlusse: „Das Privileg ist ursprünglich darauf begründet gewesen, daß der Adel allein den Kriegsdienst besorgte, den er in Person und auf eigne Kosten leistete. Dieser persönliche Dienst ist ganz in Abgang gekommen und die Wehrkraft des Staates ruht heute ganz auf einer zahlreichen, stehenden und vom Staate besoldeten Armee. Der Adel, der in dieser Armee dient, wird vom Staate bezahlt und zwar nicht geringer als der Bürgerliche von demselben Range. Die Edelleute haben nicht nur keine Verpflichtung zu dienen, diese Pflicht lastet vielmehr ausschließlich auf den Nichtadeligen seit Einführung der Miliz, von der die Edelleute und sogar ihre Knechte entbunden sind. — Was die Steuerfreiheit des Adels vollends ungerecht und zugleich unedel macht, ist, daß man sich den Adel so leicht mit Geld erkaufen kann. Es gibt keinen reichen Mann, der nicht sofort adelig würde; sodaß die Körperschaft des Adels die ganze Körperschaft der Reichen umfaßt und somit die Sache der Privilegirten nicht mehr die ausgezeichneter Familien gegen bürgerliche, sondern die Sache des Reichen gegen den Armen ist. Die Gründe, die man haben könnte, das Vorrecht zu achten, wenn es auf die Race der alten Vaterlandsvertheidiger beschränkt geblieben wäre, können nicht mit demselben Auge betrachtet werden, seit es auch der Race der Traitans zugefallen ist, welche den Staat geplündert haben. Was wäre das schließlich für eine Verwaltung, welche alle öffentlichen Lasten durch die Armen tragen ließe, um die Reichen davon frei zu halten?"[1])

Dies waren die grundsätzlichen Erwägungen, von denen Turgot ausging, als er sich anschickte, in das Privilegiensystem Frankreichs die erste Bresche zu legen. Wie einfach, klar und unwidersprechlich sie uns erscheinen mögen, die allerdings erschreckende Thatsache steht darum nicht minder fest: Turgot war der erste Minister Frankreichs, der den Muth hatte, sie amtlich auszu-

1) Daire S. 275/76.

sprechen, nachdem er dargethan, daß es Lug und Trug war, wenn man sagte: Mit diesen Privilegien stehe und falle die Monarchie.

Noch geschah es nur im Rath des Königs, nicht öffentlich vor allem Volk; noch lag auch die entschiedene Absicht nicht vor, all diesen Vorrechten ein Ende zu machen, ein solches Vorhaben lehnte Turgot vielmehr mit sehr behutsamen Worten ab:[1]) aber zu jenem, wie zu diesem war die Bahn beschritten, sobald die Einsicht nicht länger verhehlt ward, daß sie ohne Ausnahme weder im Recht begründet noch durch irgend einen Nutzen empfohlen, vielmehr jedem öffentlichen Interesse unversöhnbar entgegen waren. Der Monarchie aber war der Weg gezeigt, durch Sühnung alten Unrechts und unverzeihlicher Unterlassungssünden das Herz des Volks zurückzuerobern, das jetzt zum ersten Mal wieder hoffend und glaubend aufblickte zum nationalen Königthum. Die Fülle der Aufgaben und Früchte, die seiner auf diesem Felde harrten, war so groß, daß selbst Maria Theresia meinte: „Die Mißbräuche sind enorm, aber gerade das ist jetzt ein Glück; wer sie abschafft, erwirbt sich den Segen der Völker."[2]) Dem Glauben an den Retterberuf der Monarchie sollte in jedem Gesetz ein neues Pfand gegeben werden und kein Vorwort (préambule) war zu lang, wenn es dazu beitrug, den Ernst der Reformgesinnung zu bezeugen und die Dauer der Reformthat zu verbürgen. Von seinem langen Vorwort zu dem Frohnedikt sagte er dem König: „Ew. M. regiert durch Ihre Macht über den gegenwärtigen Augenblick. Ueber die Zukunft kann Sie nur regieren durch die Vernunft, die der Leitstern Ihrer Gesetze, durch die Gerechtigkeit, die ihre Grundlage ist und durch das dankbare Andenken der Völker; da Ew. M. nur regieren will, um Gutes zu thun, warum sollte Sie nicht den Ehrgeiz haben, in diesem Guten sich selbst zu überleben? Das Vorwort, das ich Ew. M. vorschlage, wird sehr scharf angegriffen werden als mein Werk und man wird es nach allen Seiten drehen und wenden, um Blößen für den Angriff zu erspähen; aber wenn man an mich nicht mehr denken wird, wenn von Ew. M. nichts mehr auf der Erde lebt als die Erinnerung des Guten, das Sie gestiftet, dann — so wage ich zu glauben — wird eben dies Vorwort angeführt werden und die feierliche Erklärung Ew. M., daß Sie die Frohne unterdrücke, weil sie dem Recht entgegen sei, wird einen unbesiegbaren Damm bilden für jeden Minister, der wagen sollte, ihre Wiederherstellung anzurathen, diese Zeit hatte ich im Auge, als ich daran schrieb und aus diesem Grunde halte ich daran fest."[3])

In dieser, wie in den anderen Vorreden ist dann auch mit ganz außerordentlicher Kraft die Pflicht des Königthums betont, jedes bestehende Unrecht abzustellen und jede unbillige Belastung des gemeinen Mannes aufzuheben, der im alten Regime bisher nur Verächter und Verfolger, aber nie-

1) S. 271/72. 2) An Maria Antoinette 30. Mai 1774. Arneth-Geffroy, Corresp. II, 155. 3) S. 242/43.



Choiseul von den Pächtern dafür bekommen hatte, und schon am 7. August vollzog er kühnen Griffes eine Reform von unberechenbaren Folgen. Ein Staatsrathsbeschluß von diesem Tage[1]) sprach aus, die Einrichtung des Postwagendienstes (messageries) sei durchaus mangelhaft; der Bau der Wagen, das den Pächtern auferlegte Gesetz, sie nur in bestimmten Tagesfahrten von 10—11 Stunden fahren zu lassen, sei sehr unbequem für weniger bemittelte Reisende, unter der Langsamkeit des Transportes von Geld und Waaren leide der Handelsverkehr; das Privileg der Pächter schließe jede Concurrenz Anderer aus und doch sei der Ertrag ihrer Pachten für den Schatz gleich Null. Se. Maj. habe gedacht, es werde „für Sie und Ihre Völker gleich ersprießlich" sein, einen Plan anzunehmen, welcher, indem er dem Publikum einen rascheren und bequemeren Dienst sichere, die Einnahme Ihrer Finanzen erhöhe und gleichzeitig die Mittel darbieten werde, ein dem Verkehr schädliches Privileg abzuschaffen. Zu dem Behufe habe der König unerläßlich gefunden, von der Pacht der Posten den Boten- und Eilwagendienst (les messageries et diligences) abzulösen, das Recht des Postkutschenhaltens seinen bisherigen Besitzern zu nehmen und unter Zusicherung gebührender Entschädigung alle darüber geschlossenen Pachtverträge aufzuheben. Der gesammte Postkutschen- und Eilwagendienst werde von einer Königlichen Verwaltung übernommen werden und deren Erstes werde sein, an Stelle der plumpen Carrossen leichte, bequeme, gut schwebende Reisewagen herzustellen, die Fahrpreise mäßig anzusetzen und die Postmeister zur pünktlichsten Lieferung der nöthigen Pferde anzuhalten. Diese neue Verwaltung wurde noch an demselben Tage eingerichtet und mit allen nöthigen Weisungen versehen.[2]) Und so trat auf allen großen Straßen Frankreichs der Postdienst der neuen Eilwagen mit 8, 6 oder 4 Sitzen in Thätigkeit, die an bestimmten Tagen und Stunden abgingen, ob Reisende da waren oder nicht, die von einem Schutzcommissar begleitet, an jedem Postamt ihren frischen Vorspann fanden und durch keinen Schlagbaum aufgehalten werden durften. Mit diesen „Turgotines", wie der Volksmund alsbald die neuen Wagen nannte, kam man in fünf und einem halben Tag von Paris nach Bordeaux, während man bisher 14 Tage gebraucht hatte; es war eine Umwälzung im öffentlichen Verkehr für das damalige Frankreich vergleichbar der, die in unsern Tagen die Eisenbahnen bewirken sollten; sie hätte folglich den allgemeinsten Beifall finden müssen, denn verloren hatten nur die abgedankten Pächter und die Schaar ihrer Kostgänger. Aber diese erhoben, trotzdem sie reichlich abgefunden waren, ein ohrzerreißendes Geschrei. „Sie glauben nicht," sagt eine Correspondenz jener Tage, „wie viel Feinde der neue Eilwagendienst hier am Orte hat. Aber das wird Sie nicht überraschen, wenn Sie erfahren, daß die Pächter der Posten auf dem größten Fuße lebten, viel Gesellschaft empfingen, oft glänzende Feste gaben und folglich einen großen Anhang gewonnen hatten. Eine Unzahl

---

1) Daire II, 424 ff. 2) Daire II, 426—428.

Menschen fürchtet die guten Diners zu verlieren, die sie bei Frau Herbert, bei Herrn Chanteclair u. s. w. fanden; sie schreien 20,000 Menschen seien ruinirt, während in Wahrheit, wenn man die Schmarozer nicht mit rechnet, höchstens 50 Pächter und Commis darunter leiden." In Frankreich war die Postregie neu; in Preußen bestand sie schon seit bald 10 Jahren und einer der französischen Postdirektoren Friedrichs des Großen, Bernard, hat die Organisation der „Turgotines" im Einzelnen entworfen und eingerichtet. Auch auf die Wasserstraßen dehnte Turgot das Verkehrsmonopol des Staates aus; auch den Pächtern der Marktschiffe (Wasserkutschen coches d'eau), welche Flüsse und Canäle befuhren, wurden die Pachten gekündigt und ihr gesammtes Material für die königliche Verwaltung angekauft, in der ausdrücklichen Erwägung, daß der Privatbetrieb schlechterdings nicht im Stande sei, die im öffentlichen Interesse gebotene Wohlfeilheit und Pünktlichkeit des Verkehrs auf den Wasserstraßen zu erzielen, welche der Staatsbetrieb ohne alle Schwierigkeit herbeiführen werde.[1])

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß es nicht Abneigung gegen staatliche Verwaltung an sich gewesen sein kann, was Turgot abhielt, die Verpachtung der indirekten Steuern ohne Weiteres abzustellen und die Vereinnahmung derselben königlichen Beamten in die Hand zu legen. Wie ein Legist betrachtete er die ausbeutbaren Privilegien als Bestandtheile des Hausvermögens (domaine) der Krone Frankreich, jede Verpachtung eines solchen als einen auf Widerruf ertheilten Auftrag, der nicht länger gelten sollte, als das öffentliche Wohl gestattete; und wie ein Staatsmann erwog er im einzelnen Fall, ob es besser sei, das zurückgenommene Vorrecht eines Einzelnen zu ersetzen durch Gleichberechtigung Aller, also durch freie Concurrenz, oder durch eine neue Verwaltung auf Rechnung und Gefahr des Staates. Unerschütterlich aber war sein Glaube an den Beruf des Staates, jedes öffentliche Interesse aus eigner Kraft zu verwalten, zu dessen Wahrnehmung der Einzelne zu schwach, Vergesellschaftungen von Einzelnen zu selbstsüchtig waren, und feuriger als je sein Drang, diesen Beruf zu bethätigen in allen Eingeweiden dieses durch und durch kranken Reichs. Kaum hatte er Malesherbes angestellt, um dem kostspieligen Pensionenunfug im Haushalt des Hofes ein Ende zu machen, als er bereits den Intendanten befahl, nirgends mehr die Bauern zur Wegfrohne aufzubieten, weil der Straßenbau künftig aus einer Abgabe bestritten werden sollte, welche alle Grundeigenthümer, privilegirte oder nicht privilegirte, ohne irgend welche Ausnahme zu tragen hätten.[2]) Im November 1775 aber berief er als Staatssekretär des Kriegs den alten Grafen St. Germain, von dessen Reformen in der Armee er sich gleich im ersten Jahr Ersparungen von etwa 20 Millionen Livres versprach.[3]) Und im Januar und Februar 1776 traten dann die sechs Reformedikte

1) Staasrathsbeschluß vom 11. Dec. 1775. Daire II, 428. 2) Foncin S. 272/73. 3) Foncin S. 351.

ans Licht, denen er seit mehr als Jahresfrist die Arbeit so mancher Nacht gewidmet, während der Tag der laufenden Verwaltung gehört hatte und mit deren Erscheinen der offene Kampf zwischen dem alten und dem neuen Frankreich entbrennen sollte.

Durch diese sechs Edikte wurde die Aufhebung 1) der Wegfrohnen (corvées); 2) der Getreidepolizei in Paris; 3) der Gefällämter an den Quais, Hallen und Häfen derselben Stadt; 4) der Zünfte (jurandes) und Meisterrechte (maîtrises); 5) der Casse von Poissy und 6) die Abänderung der Besteuerungsweise des Talgs verfügt. Zwei von diesen Edikten waren principiell von ungeheurer Bedeutung und an sie hat sich denn auch der ganze Kampf geknüpft. Der Vortrag, mit welchem Turgot sie dem König empfohlen, die Antworten, durch welche er die Angriffe des Siegelbewahrers zurückgeschlagen hat, und die Vorreden, mit welchem die Edikte erschienen sind, geben uns ein vollständiges Bild seiner Anschauung vom alten Frankreich, den tieferen Gründen seines Siechthums und den dringlichsten Mitteln seiner Heilung. Was Turgot über die Nothwendigkeit seiner Edikte sagt, ist in seiner Gesammtheit eine ergreifende Schutzrede für den kleinen Mann in Stadt und Land, für die Freigebung seiner gefesselten Arbeit, für die Entlastung seiner überbürdeten Schultern, eine Bitte um Recht für Alle, die in diesem Staate wehrlos und darum rechtlos waren: zugleich aber auch, trotz aller Mäßigung im Ton, eine furchtbare Anklage gegen ein System, in dem Gesetzgebung und Verwaltung sich verschworen hatten wider den gemeinen Mann. Seine Art, diese Dinge zu behandeln, erinnert lebhaft an die schönen Worte, mit denen er vor manchem Jahr sich gegen Helvetius' Buch „vom Geist" erklärte und sein hohles Schelten, sein gedankenloses Sturmglockenläuten wider Mißbräuche und Despotismus verwarf: „Ich hasse den Despotismus so sehr als irgend Einer, aber nicht mit Deklamationen muß man ihn angreifen, sondern indem man die Rechte des Menschen anschaulich klar stellt. Und dann muß man im Despotismus Grade unterscheiden: es gibt eine Menge Mißbräuche des Despotismus, an denen die Fürsten gar kein Interesse haben; es gibt andere, die sie sich nur gestatten, weil die öffentliche Meinung über ihr Unrecht und ihre bösen Folgen nicht im Reinen ist. Um die Nationen wird man sich wohl verdient machen, wenn man diese Mißbräuche mit Klarheit, mit Unerschrockenheit angreift und insbesondere die Menschlichkeit erwärmt, statt daß man schimpft und poltert. Es gibt in jeder Verfassungsart Gebrechen, denen die Regierungen selber abhelfen möchten oder Mißbräuche, die sie fast alle wenigstens zu einer anderen Zeit zu reformiren vorhaben. Man thut ihnen also allen einen Dienst, wenn man Fragen des öffentlichen Wohles mit Gründlichkeit und Ruhe behandelt: nicht kalt und auch nicht mit fliegender Hitze, wohl aber mit jener ergreifenden Wärme (chaleur intéressante), die aus einem tiefen Gefühl des Rechts und der Liebe zur Ordnung entspringt. Man muß nicht glauben, daß Verfolgen ein Vergnügen wäre. — Mit dem Ton der Rechtschaffenheit kann man Alles

sagen und noch Einiges mehr, wenn man das Gewicht der Vernunft auf seiner Seite hat und einige leichte Mittel der Vorsicht anwendet."[1]) Die ganze Beredsamkeit, die nur irgend durch gründliche Kenntniß der Sache und durch ein tiefes Gefühl für Recht und Wahrheit erzeugt werden kann, zeichnet die Ausführungen Turgots von der ersten bis zur letzten Zeile aus. Alle die aber, die etwa versucht waren, Vaubans und Boisguilleberts Schilderungen[2]) für übertrieben zu halten, mögen durch Turgots wörtlich übereinstimmende Angaben sich von ihren Zweifeln heilen lassen.

Durch Turgots sechs Edikte ward den Privilegien und Privilegirten Frankreichs die erste große Schlacht geliefert. Dem angemaßten Recht auf Steuerfreiheit sollte der erste Stoß ins Herz versetzt werden. Das war's, was Turgot gleich mit seiner Straßensteuer als Ersatz der Wegfrohne erreichen wollte; sie sollte vom Adel und Clerus nach Maßgabe ihres Grundeigenthums mitgetragen und um den Grundsatz gleicher Steuerpflicht einzuschärfen, insbesondere dem letzteren eine Abfindung (abonnement) versagt werden, die er höchst wahrscheinlich gleich bewilligt haben würde, um der wirklichen Besteuerung zu entgehen; daß er sich dieser aufs Aeußerste widersetzen werde, sah und sagte Turgot voraus, aber pour maintenir le principe durfte dieser Kampf nicht gescheut, er mußte geradezu herbeigeführt werden.[3]) Wohin die Steuerbefreiungen des Adels und Clerus geführt haben, welche ganz ungeheuerlichen Bevorzugungen auch mittelbar daraus hervorgegangen sind, setzt Turgot ihrem Vertheidiger, dem Siegelbewahrer Miromesnil unter acht verschiedenen Gesichtspunkten auseinander,[4]) um dann den Knoten des ganzen Streites in einer Ausführung bloßzulegen, die hier wörtlich mitgetheilt werden muß; sie enthält das Glaubensbekenntniß des weisesten Gesetzgebers, den das alte Frankreich hervorgebracht hat, über die nothwendigste Vorbedingung der Wiedergeburt seines Landes.

„Der Herr Siegelbewahrer, sagt Turgot,[5]) scheint hier den Grundsatz anzunehmen, daß nach der Verfassung des Staates der Adel frei sein müsse von jeder Steuer. Er scheint sogar zu glauben, daß das eine allgemeine Annahme sei, die anzugreifen gefährlich wäre. Wenn dies Vorurtheil allgemein ist, so muß ich mich sehr getäuscht haben über die Denkart aller unterrichteten Menschen, die mir in meinem Leben begegnet sind: denn ich erinnere mich keiner Gesellschaft, in der diese Meinung nicht betrachtet worden wäre als ein veralteter Anspruch, den alle Aufgeklärten, selbst im Stande des Adels, preisgegeben haben.

Diese Meinung scheint mir vielmehr im offenen Widerspruch mit der des größten Theils der Nation, dessen Interessen dadurch empfindlich verletzt werden. Die Nichtadeligen (roturiers) sind sicherlich die größere Zahl und wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen ihre Stimmen nicht gezählt wurden.

---

1) Daire II, 797/98. 2) I, 1 ff. 3) Daire II, 241. 4) Daire II, 257—260. 5) Daire II, 269—71.

Uebrigens muß die Behauptung als solche geprüft werden.

Betrachtet man sie von Seite des natürlichen Rechtes und der allgemeinen Grundlagen des Baus der Gesellschaften, so stellt sie die schreiendste aller Ungerechtigkeiten dar.

Was ist eine Steuer? Ist sie eine Last, welche der Schwäche durch die Stärke aufgelegt wird? Diese Auffassung würde passen zu einer Regierung, die lediglich auf das Recht der Eroberung begründet wäre. Dann würde der Fürst betrachtet werden als der gemeinsame Feind der Gesellschaft; die Stärksten würden sich seiner nach Kräften erwehren, die Schwächsten würden sich zertreten lassen. Dann wäre es ganz einfach, daß die Reichen und Mächtigen die ganze Last auf die Schwachen und Armen wälzten und sehr eifersüchtig über dies Vorrecht wachten.

Diese Vorstellung paßt nicht zu einem väterlichen Regiment, das auf einer nationalen Verfassung ruht, kraft deren der Fürst über Alle erhaben ist, um das Glück Aller sicher zu stellen; wo er der Pfandinhaber der öffentlichen Gewalt ist, um nach Innen durch das Recht jeden in seinem Eigenthum zu schützen und durch die militärische Gewalt Angriffe von Außen abzuwehren. Da die Ausgaben der Regierung das Interesse Aller zum Zweck haben, so müssen auch Alle dazu beitragen; und je mehr man von den Vortheilen der Gesellschaft genießt, desto mehr muß man auf die Ehre halten, auch an ihren Lasten Theil zu nehmen. Unter diesem Gesichtspunkt wird das Steuerprivileg des Adels schwerlich als gerecht erscheinen. Wenn man die Frage von der Seite der Menschlichkeit ansieht, so ist es sehr schwer sich als Edelmann seiner Steuerfreiheit zu freuen, wenn man sieht, wie dem Bauer sein Kochtopf abgepfändet wird.

Prüft man sie von Seiten des öffentlichen Nutzens und der Kraft der Nation, so sieht man gleich, daß, wenn die Privilegirten zahlreich sind und einen großen Theil des Reichthums haben, während die Staatsausgaben eine sehr große Summe fordern, diese Summe sehr leicht die Kräfte derer übersteigen kann, welche der Steuer unterworfen bleiben. Dann muß entweder der Staat der nöthigen Vertheidigungsmittel entbehren oder das nicht privilegirte Volk muß über sein Vermögen belastet werden, was den Staat sicherlich schwach und arm macht. Eine große Anzahl von reichen Privilegirten ist also eine wirkliche Kraftverminderung für das Reich.

Die Steuerprivilegien haben für die Nationen noch einen besonderen Nachtheil deßhalb, weil sich dieselben gezwungen sehen, schlechte Besteuerungsweisen einzuführen, um jene Privilegien zu umgehen und die Privilegirten zahlen zu machen, ohne daß sie es merken. Da man Edelleute und Geistliche nicht zum Zahlen bringen konnte, hat man ihre Pächter und ihre bettelarmen Meier zum Zahlen angehalten. Daher alle die Schäden in der Umlegung der Taille und der Art ihrer Erhebung, die sich fortpflanzen, obgleich Jedermann ihre traurigen Wirkungen kennt. Um die Privilegien zu umgehen, hat man die Abgaben von Verzehrungsgegenständen und von Waaren ver-

vielfältigt, hat man die Monopole von Salz und Tabak errichtet, die dem Volke ungeheure Summen kosten und dem Könige nur verschwindend kleine Beträge verschaffen, die noch verderblicher werden durch eine eigne Armee von Schmugglern und Commis, die sich gegenseitig schlachten und durch all das Unheil, das einerseits der Reiz des Verbrechens und andrerseits die Nothwendigkeit es zu ahnden erzeugt.

Diese Uebel kommen von den Privilegien. Die schonende Rücksicht auf die Privilegirten würde sie für alle Zeiten unheilbar machen: denn wie soll man die Salzsteuer (gabelle), wie soll man das Tabakmonopol aufheben, wenn Clerus und Adel, welche die Abgaben auf diese Gegenstände des Verbrauchs mitzahlen, nicht derjenigen unterworfen werden können, die man an ihrer Stelle einführen müßte? Dies Alles ist von einleuchtender Wahrheit und wird auch von Keinem bestritten, der darüber nachgedacht hat, wenn ihn nicht eigenes Interesse befangen macht."

Nach einem Rückblick auf die Geschichte der Taille und ihr Verhältniß zum stehenden Heere heißt es am Schlusse: „Das Privileg ist ursprünglich darauf begründet gewesen, daß der Adel allein den Kriegsdienst besorgte, den er in Person und auf eigne Kosten leistete. Dieser persönliche Dienst ist ganz in Abgang gekommen und die Wehrkraft des Staates ruht heute ganz auf einer zahlreichen, stehenden und vom Staate besoldeten Armee. Der Adel, der in dieser Armee dient, wird vom Staate bezahlt und zwar nicht geringer als der Bürgerliche von demselben Range. Die Edelleute haben nicht nur keine Verpflichtung zu dienen, diese Pflicht lastet vielmehr ausschließlich auf den Nichtadeligen seit Einführung der Miliz, von der die Edelleute und sogar ihre Knechte entbunden sind. — Was die Steuerfreiheit des Adels vollends ungerecht und zugleich unedel macht, ist, daß man sich den Adel so leicht mit Geld erkaufen kann. Es gibt keinen reichen Mann, der nicht sofort adelig würde; sodaß die Körperschaft des Adels die ganze Körperschaft der Reichen umfaßt und somit die Sache der Privilegirten nicht mehr die ausgezeichneter Familien gegen bürgerliche, sondern die Sache des Reichen gegen den Armen ist. Die Gründe, die man haben könnte, das Vorrecht zu achten, wenn es auf die Race der alten Vaterlandsvertheidiger beschränkt geblieben wäre, können nicht mit demselben Auge betrachtet werden, seit es auch der Race der Traitans zugefallen ist, welche den Staat geplündert haben. Was wäre das schließlich für eine Verwaltung, welche alle öffentlichen Lasten durch die Armen tragen ließe, um die Reichen davon frei zu halten?"[1])

Dies waren die grundsätzlichen Erwägungen, von denen Turgot ausging, als er sich anschickte, in das Privilegiensystem Frankreichs die erste Bresche zu legen. Wie einfach, klar und unwidersprechlich sie uns erscheinen mögen, die allerdings erschreckende Thatsache steht darum nicht minder fest: Turgot war der erste Minister Frankreichs, der den Muth hatte, sie amtlich auszu-

1) Daire S. 275/76.

sprechen, nachdem er dargethan, daß es Lug und Trug war, wenn man sagte: Mit diesen Privilegien stehe und falle die Monarchie.

Noch geschah es nur im Rath des Königs, nicht öffentlich vor allem Volk; noch lag auch die entschiedene Absicht nicht vor, all diesen Vorrechten ein Ende zu machen, ein solches Vorhaben lehnte Turgot vielmehr mit sehr behutsamen Worten ab:[1]) aber zu jenem, wie zu diesem war die Bahn beschritten, sobald die Einsicht nicht länger verhehlt ward, daß sie ohne Ausnahme weder im Recht begründet noch durch irgend einen Nutzen empfohlen, vielmehr jedem öffentlichen Interesse unversöhnbar entgegen waren. Der Monarchie aber war der Weg gezeigt, durch Sühnung alten Unrechts und unverzeihlicher Unterlassungssünden das Herz des Volks zurückzuerobern, das jetzt zum ersten Mal wieder hoffend und glaubend aufblickte zum nationalen Königthum. Die Fülle der Aufgaben und Früchte, die seiner auf diesem Felde harrten, war so groß, daß selbst Maria Theresia meinte: „Die Mißbräuche sind enorm, aber gerade das ist jetzt ein Glück; wer sie abschafft, erwirbt sich den Segen der Völker."[2]) Dem Glauben an den Retterberuf der Monarchie sollte in jedem Gesetz ein neues Pfand gegeben werden und kein Vorwort (préambule) war zu lang, wenn es dazu beitrug, den Ernst der Reformgesinnung zu bezeugen und die Dauer der Reformthat zu verbürgen. Von seinem langen Vorwort zu dem Frohnedikt sagte er dem König: „Ew. M. regiert durch Ihre Macht über den gegenwärtigen Augenblick. Ueber die Zukunft kann Sie nur regieren durch die Vernunft, die der Leitstern Ihrer Gesetze, durch die Gerechtigkeit, die ihre Grundlage ist und durch das dankbare Andenken der Völker; da Ew. M. nur regieren will, um Gutes zu thun, warum sollte Sie nicht den Ehrgeiz haben, in diesem Guten sich selbst zu überleben? Das Vorwort, das ich Ew. M. vorschlage, wird sehr scharf angegriffen werden als mein Werk und man wird es nach allen Seiten drehen und wenden, um Blößen für den Angriff zu erspähen; aber wenn man an mich nicht mehr denken wird, wenn von Ew. M. nichts mehr auf der Erde lebt als die Erinnerung des Guten, das Sie gestiftet, dann — so wage ich zu glauben — wird eben dies Vorwort angeführt werden und die feierliche Erklärung Ew. M., daß Sie die Frohne unterdrücke, weil sie dem Recht entgegen sei, wird einen unbesiegbaren Damm bilden für jeden Minister, der wagen sollte, ihre Wiederherstellung anzurathen, diese Zeit hatte ich im Auge, als ich daran schrieb und aus diesem Grunde halte ich daran fest."[3])

In dieser, wie in den anderen Vorreden ist dann auch mit ganz außerordentlicher Kraft die Pflicht des Königthums betont, jedes bestehende Unrecht abzustellen und jede unbillige Belastung des gemeinen Mannes aufzuheben, der im alten Regime bisher nur Verächter und Verfolger, aber nie-

1) S. 271/72. 2) An Maria Antoinette 30. Mai 1774. Arneth-Geffroy, Corresp. II, 155. 3) S. 242/43.



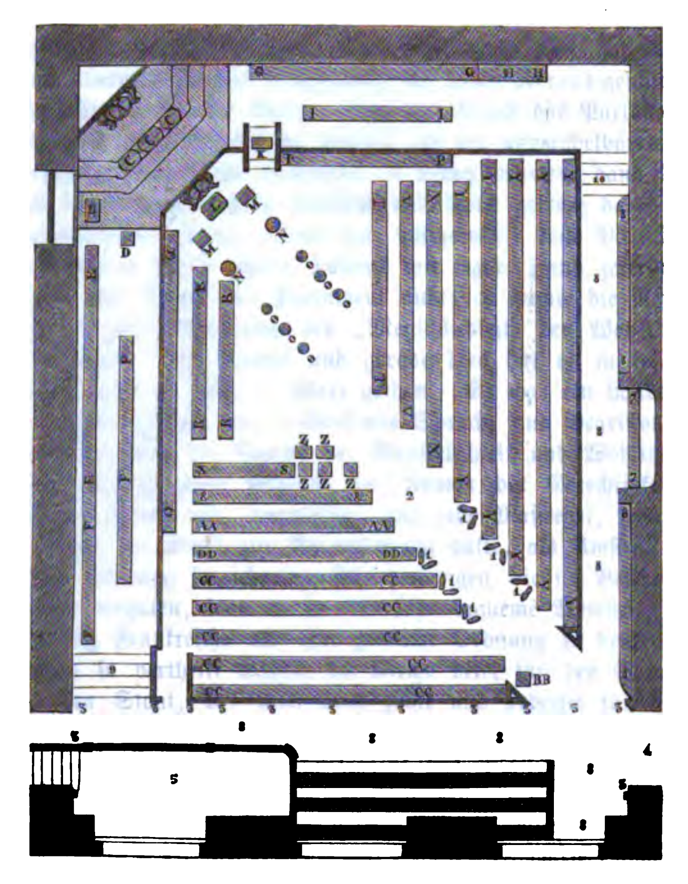
eigentliche Herzensmeinung auszusprechen und dies hat auch offenbar dem Generalanwalt Seguier vorgeschwebt bei seinen überaus geschickten Reden in der Thronsitzung des 12. März. Ebensogut konnte das Parlament die bestehende Ordnung, lediglich weil sie bestand, als ein unwandelbares Vermächtniß der Geschichte Frankreichs principiell in Schutz nehmen: dann blieb es nur einfach seiner hergebrachten Stellung und Rolle getreu; da es selber aus lauter Privilegirten bestand, konnte ihm billigerweise kein Mensch zumuthen, den Rechtsboden seines eignen Daseins mit eigner Hand zertrümmern zu helfen. Eines aber konnte das Parlament nicht: es konnte die Reformen nicht verwerfen unter Anrufung der „Menschlichkeit, der Wohlthätigkeit und der Gerechtigkeit" des Königs und gerade dies hat es in seinen Gegenvorstellungen vom 2. bezw. 8. März gethan. Es war ein handgreiflicher Widersinn und bezeugte eine erschreckende Sprach- und Begriffsverwirrung, wenn das Parlament im Namen der Menschlichkeit und Wohlthätigkeit die Fortdauer der Frohnen forderte, im Namen der Gerechtigkeit den Grundsatz gleicher Pflicht als „unzulässig" und jede Maßregel, welche Gleichheit der Pflichten im Staat zur Voraussetzung hatte, als Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung bezeichnete. Für diejenigen, die im Besitze und deßhalb im Rechte wohnten, war es ja eine sehr bequeme Weisheit, sich die Ständeordnung Frankreichs als eine göttliche Ordnung zu denken, kraft deren die Rollen so vertheilt waren: die Kirche betet für den Staat, der Adel ficht für den Staat, das Volk aber zahlt und arbeitet für den Staat, es ist zinsbar und frohnbar nach Belieben (le peuple est taillable et corvéable à volonté). Fühlte das Parlament das Bedürfniß, diese herrliche „Verfassung" von Neuem als ein Noli me tangere zu bezeichnen, so that es nur was es bisher stets gethan; aber unerlaubt, eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes war es, dabei die Lieblingsworte Ludwigs und Turgots: humanité, bienfaisance, justice zu mißbrauchen.

Die Gegenvorstellungen seines Parlaments wies der König am 7. März mit den Worten zurück, er habe nach aufmerksamer Prüfung nichts darin gefunden, was nicht vorgesehen und reiflich geprüft worden wäre. Und da nun das Parlament auf seinem Widerspruch beharrte, so blieb nichts übrig, als eine Thron- oder Kissensitzung (lit de justice), in welcher der König in voller Versammlung der Prinzen, der Pairs und des Parlaments nach Anhörung der letzten Proteste die Eintragung der Edikte befahl.

Diese Thronsitzung fand am 12. März 1776 mit dem üblichen Gepränge statt und endete mit dem hergebrachten Erfolg.[1]) Die Rede des ersten Präsidenten d'Aligre zeichnete so treffend als unwillkürlich die absonderliche Welt des Beharrens, in der dieser erlauchte Körper unbekümmert weiter lebte, während rings umher Alles verwandelt oder in Verwandlung begriffen war.

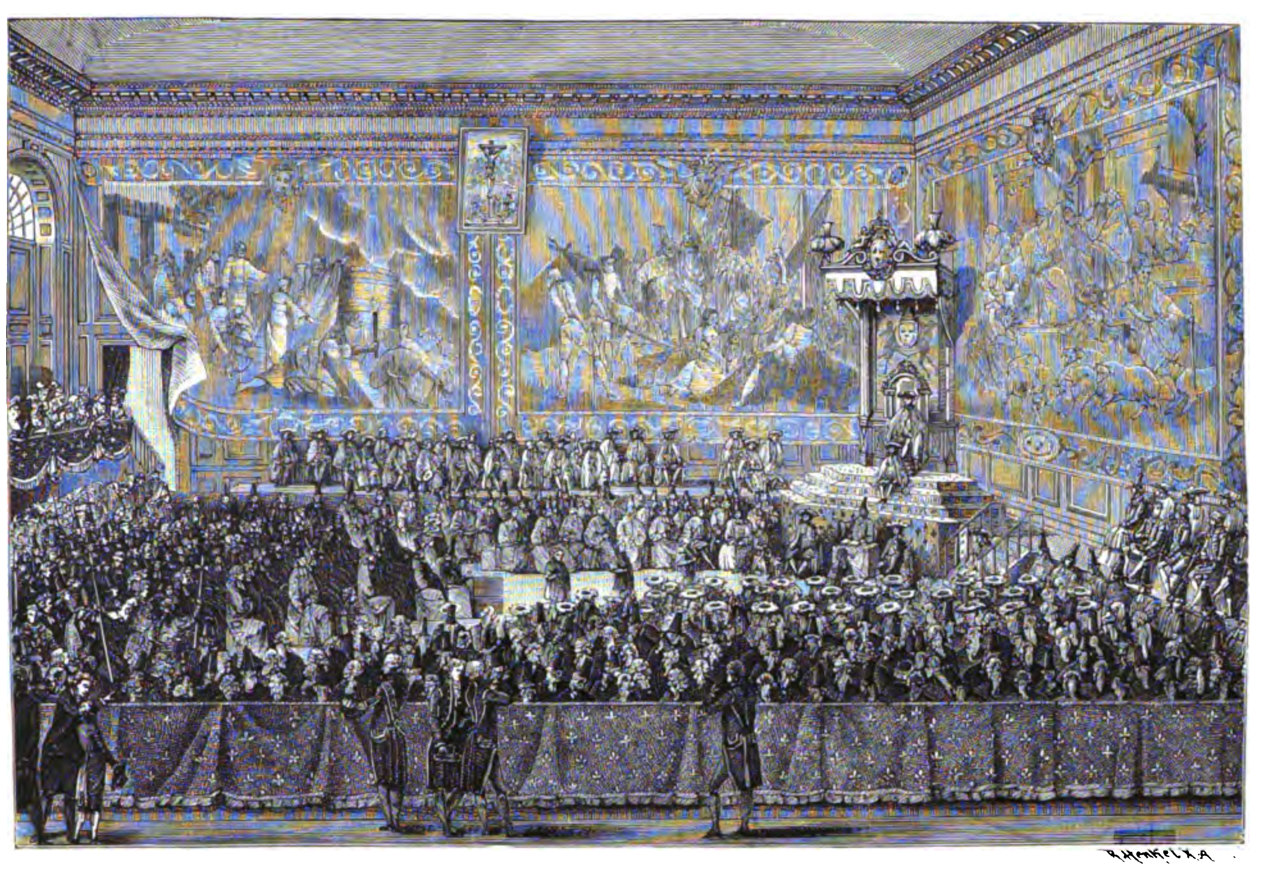
---

1) Das ganze Protokoll derselben ist aus dem 23. Band der Collection des lois anciennes abgedruckt bei Daire II, 323–338.



Plan einer Thronsitzung im großen Saale der Garden im Schloß zu Versailles.

A. Der König. — B. Der Dauphin. — C. Der Oberkammerherr. — D. Der Oberstallmeister. — E. Die Prinzen von Geblüt. — F. Die Herzoge und weltlichen Pairs. — G. Die geistlichen Pairs. — H. Die Marschälle von Frankreich. — I. Die vier Capitaine der Leibgarden des Königs und der Commandeur der königlichen Garde der hundert Schweizer. — K. Der Oberrichter von Paris, einen weißen Stab haltend, auf der kleinen Treppe, welche zum Thron des Königs hinaufführt. — L. Der Kanzler von Frankreich in einem Lehnsessel. — M. Der Großmeister und der Ceremonienmeister. — N. Die beiden Stabträger des Königs, knieend. — O. Die sechs Wappenherolde, knieend. — P. Der erste Präsident und die Parlamentspräsidenten. — Q. Die Präsidenten der Untersuchungs- und der Bittschriftenkammern. — R. Die Staatsräthe und die Berichterstatter über die Bittschriften. — S. Die Staatssecretaire. — T. Die Ritter des Heiligengeistordens. — V. Die Gouverneure der Provinzen. — X. Die Statthalter der Provinzen. — Y. Die Räthe der großen Kammer. — Z. Der Kanzleivorsteher und die ersten Gehülfen der großen Kammer vor zwei kleinen Schreibtischen. — &. Die Hofsecretaire und die Ehrenräthe. — AA. Der Obercastellan des Palastes und die königlichen Bediensteten. — BB. Der erste Thürhüter der großen Kammer. — CC. Die Räthe der Untersuchungs- und der Bittschriftenkammern. — DD. Die Anwälte des Königs. — 1. Die sechs „gardes de la manche“ (Edelleute, welche dem Könige bei Feierlichkeiten zur Seite standen) im Waffenrock und mit der Partisane. — 2. Der Oberstwachtmeister der königlichen Leibwache. — 3. Die königlichen Leibwachen, die Musketen auf der Schulter. — 4. Die Eingangsthür für den König. — 5. Kleines Kabinet für die Königin, die Dauphine und die Prinzessinnen. — 6. Stufen für das Publikum. — 7. Bank für niedere Hofbeamte. — 8. Für das Publikum. — 9. Treppe, welche zum Platze der weltlichen Pairs führt. — 10. Zum Platze der geistlichen Pairs führende Treppe.



Thronsitzung (lit de justice) zu Versailles im Jahre 1776.
Nach dem Originalgemälde von Jean Girardet (1709—1778).

Er fing mit einer Jeremiade an, die zwar ein getreuer Ausdruck der Stimmung dieser Versammlung war, mit der Stimmung außerhalb des Palastes aber in dem denkbar schroffsten Widerspruche stand. Er sagte mehr, als er zu sagen berechtigt war, wenn er von dem „tiefen Schrecken" sprach, welcher „alle Unterthanen" des Königs befalle, im Augenblick da er dem Parlament mit dem Gepränge einer Kissensitzung einen „beklagenswerthen Zwang" ankündige. Und es war ein seltsames Durcheinander von wahren und falschen Behauptungen, wenn er fortfuhr:

„Warum muß heute den erhabnen Blicken Ew. M. überall das Schauspiel düstrer Traurigkeit (morne tristesse) begegnen?

Geruhen Sie sie auf das Volk zu richten, so sehen Sie es in Bestürzung (consterné).

Lenken Sie das Auge auf die Hauptstadt, so sehen Sie sie in Aufregung (en alarmes).

Und wenden Sie es dem Adel zu, so sehen Sie ihn in Kümmerniß versenkt (plongée dans l'affliction)."

In Aufregung war die Hauptstadt allerdings, aber so weit sie sichtbar ward, zeigte sie von Bestürzung, Kummer, Trauer keine Spur. Eine gleichzeitige Correspondenz sagt geradezu: „Im Augenblick, da der Präsident die Bestürzung der Pariser malte, wimmelte es vor allen Schenken von Altgesellen, die ihre Meister verlassen hatten, mit Miethkutschen durch die Straßen fuhren und sich vor Jubel nicht zu fassen wußten." In diesen Tagen der „allgemeinen Traurigkeit" kam ein Volkslied auf, das in sechs Strophen mit: „Hoch Ludwig, hoch, Juchhe!" die Erlösung der Fröhner und die Befreiung des Handwerks durch den „König Wohlthäter", den „edlen Vater der Gemeinen" (le beau fichu père) pries.[1]) Die Edikte sammt den Vorreden wanderten nach England, wurden dort übersetzt und rasch in 4—5 Auflagen vergriffen. Voltaire schrieb all seinen Freunden, jetzt sei das goldne Zeitalter mit dem neuen Himmel und der neuen Erde, die er habe kommen sehen, wirklich und wahrhaftig angebrochen. Sein Bericht an Friedrich den Großen lautete: „Wir haben jetzt in Frankreich einen jungen König, der zwar keine Verse, aber dafür ausgezeichnete Prosa macht. Letzthin hat er sieben schöne Werke herausgegeben, die alle dem Volke günstig sind. Die Vorreden dieser Edikte sind Meisterstücke der Beredsamkeit, denn sie sind Meisterstücke der Vernunft und Güte. Das Parlament zu Paris hat ihm irreleitende Vorstellungen gemacht: es war ein Kampf des Geistes: wäre ein Preis zu ertheilen gewesen für die beste Rede, so hätten ihn die Kenner ohne Frage dem König verliehen." Für das Parlament aber war's ein Donnerschlag, als jetzt aus seinen alten Registern die Thatsache ans Licht gezogen ward, daß Heinrich III. im Jahre 1581, nur um Geld zu machen in einer großen Anzahl von Städten Zünfte und Meisterrechte neu eingeführt und

1) Foncin S. 506/7.

daß das Parlament damals diesem Unfug zwei Jahre lang widerstanden hatte, um schließlich nur einem lit de justice nachzugeben.[1])

Muthig schritt Turgot weiter auf seiner Bahn; am 24. März ermächtigte er die Stiftung einer Discontokasse, am 6. April entschied er im Ministerrath die Freigebung des Weinhandels, und an demselben Tage hielt er im Verein mit Vergennes seinen Hof von einer übereilten Theilnahme an den englisch-amerikanischen Wirren zurück. Die Discontokasse, die nachher bis zur Revolution in Thätigkeit blieb, ist nicht ganz in der Weise zu Stande gekommen, wie sie in dem Edikt vom 24. März[2]) der Aktiengesellschaft des J. B. Gabriel Besnard aufgegeben war; denn diese Verordnung setzte ein Vertrauen auf den Staat voraus, das durch die Entlassung Turgots vom 12. Mai vernichtet ward, bevor der 1. Juni kam, an dem das Institut ins Leben zu treten hatte. Aber für Turgots staatswirthschaftlichen Standpunkt ist dies Edikt äußerst bezeichnend. Die Warnungen, die Laws System durch seinen Zusammenbruch ertheilt, hatten bewirkt, daß bis 1776 von irgend welcher Bankgründung in Frankreich nicht mehr mit einem Worte die Rede gewesen war. Auch jetzt sollte keine „Bank“ begründet werden, so sehr Frankreich einer Creditanstalt gleich der Bank von England benöthigt gewesen wäre. Nur eine „Casse“ sollte die neue Gesellschaft eröffnen, um die handel- und gewerbtreibenden Kreise den Wucherern zu entreißen; ihre Aufgabe sollte sein, Wechsel vor der Verfallzeit einzulösen unter Anrechnung von nicht mehr als 4 vom Hundert, Ersparnisse von Privaten aufzubewahren und unentgeltlich in Einnahme und Ausgabe zu verrechnen: ausdrücklich war der Gesellschaft untersagt, Geld auf Zinsen anzuleihen und, außer mit ungemünztem Gold und Silber, irgend welchen Handel zu treiben. Nicht gestattet war ihr die Ausgabe von Bankbillets, noch das Eingehen von Verpflichtungen, die nicht nach Sicht zahlbar waren.

Die Freigebung des Weinhandels gleich der des Getreidehandels hatte Turgot von Anfang an vorgeschwebt. Die Weine, sagte er nachher in seinem Edikt,[3]) sind der Reichthum unseres Landes: sie sind fast die einzige Wohlstandsquelle mehrerer unserer Provinzen, welche kein anderes Mittel haben dafür Getreide einzutauschen und eine ungeheure Winzerbevölkerung zu ernähren, welche ihrerseits unseren ackerbautreibenden Unterthanen den Absatz ihrer Erzeugnisse sichern. Mit dem Vertrieb dieses Schatzes der Südprovinzen Frankreichs sah es nun aber schlimm genug aus, die Weinbergbesitzer des Gerichtssprengels von Bordeaux hatten das Recht, in Bordeaux den Kauf und Verkauf jedes Weines zu verbieten, der nicht auf ihren Weinbergen gewachsen war; es durfte nicht einmal jeder Weinbergbesitzer sein eigenes Gewächs im Kleinen verkaufen, wenn er nicht Bürger von Bordeaux war und mindestens 6 Monate jedes Jahres mit seiner Familie in der Stadt wohnte.

---

1) H. Martin, Hist. de Fr. XVI, 374. 2) Daire II, 341–344. 3) Daire II, 344—357.



Den weinreichen Landschaften von Languedoc, Perigord, Agenois, Querci, deren Wasserstraßen unter den Mauern von Bordeaux zusammenflossen, wurde der Absatz ihrer Weine hier geradezu versperrt, denn sie durften sie im Hafen von Bordeaux nicht vor den Wintermonaten November und December anfahren, und dann waren die fremden Kaufleute fort und die fremden Häfen meist durch Eis geschlossen. Eine ähnliche Handelssperre übte im Süden die Stadtgemeinde von Marseille aus, im Kleinen wiederholten sich solche Handelsinterdikte noch in anderen Städten, und so lag auch hier einer jener zahllosen Fälle vor, wo das Nationalinteresse von Vorrechten überwuchert war und des Eingriffs einer Staatsgewalt bedurfte, die sich sagte: „Das Wohl des ganzen Reichs haben wir zu wahren; die Interessen und Rechte aller unserer Unterthanen, die als Verkäufer wie als Käufer gleichen Anspruch haben, so vortheilhaft als möglich ihre Waaren abzusetzen und ihren Bedarf einzukaufen; das Interesse des Staatskörpers, dessen Reichthum abhängt von dem ausgedehntesten Absatz aller Erzeugnisse seines Bodens und seines Gewerbfleißes und von der Vermehrung seiner Einnahmen, die davon die Folge ist."[1])

Diesem Gedanken entsprang das Edikt, das alle Weinbannrechte (banvin) ohne irgend welche Ausnahme aufhob und dem Handel mit Wein und gebrannten Wassern unbeschränkte Freiheit gab, dessen Vollzug aber durch Turgots Sturz erst ins Stocken gerieth, und schließlich an dem energischen Widerstand der Gemeinde von Bordeaux völlig zum Scheitern kam.[2]) Was aber in der Presse auch gegen diese heilsame Reform gesagt ward, erschien Voltaire so unsinnig, daß er sagte: Mir ist, als hörte ich die Doctoren der Zeit Molières gegen den Umlauf des Blutes deklamiren. Die guten Weine Turgots geben neue Lebenskraft. Schade, daß ich nicht mehr viel davon trinken kann.

Turgot war noch in den Anfängen seines Werkes; es zu krönen war ein Plan bestimmt, dessen Entwurf eben seiner Reife entgegenging. In solcher Lage konnte ihm nichts unwillkommener sein als die Kriegslust, die sich des Hofadels und der Jugend zu bemächtigen begann, als die Spannung zwischen England und Amerika immer ernster wurde und am spanischen Hofe das Gelüst erwachte, Frankreich zu einem Angriffskriege gegen England fortzuziehen. Dagegen hatte sich schon Graf Vergennes mit Entschiedenheit ausgesprochen, als der König auch Turgots Rath verlangte. Das Gutachten das er am 6. April übergab, bildete ein kleines Buch,[3]) in dem ausführlich erörtert war, was Turgot seit lange über Colonialpolitik im Allgemeinen und Besondern auf dem Herzen hatte. Was aber für den zu treffenden Entschluß in die Wagschale fiel, das können wir in wenig Sätzen zusammenfassen.

Von zwei maßgebenden Erwägungen ging Turgot aus; erstens: Frank-

1) Daire II, 355. 2) Foncin, S. 501 Note 2. 3) Daire II, 551—585.

reich kann keinen Krieg gebrauchen und zweitens: Amerika ist aller Voraussicht nach für England doch verloren.

Turgot stellte dem König die Lage der Finanzen vor: trotz mancher Ersparungen und Verbesserungen welche seit seinem Regierungsantritt gemacht seien, sei noch immer ein Gleichgewicht der Einnahmen und der Ausgaben nicht erreicht; die letztern überwögen noch mit 20 Millionen, darin seien allerdings die angewiesenen Tilgungen inbegriffen, aber ohne Treu und Glauben zu brechen, könnten diese Anweisungen nicht zurückgenommen werden. Dabei sei Heer und Marine in einem Zustande, der vor einem übereilten Krieg dringend warnen müsse. In solcher Lage wäre der Krieg das größte Unheil, das sich denken lasse, „denn er würde auf lange hinaus und vielleicht für immer eine Reform unmöglich machen, die für das Wohlergehen des Staates wie für die Erleichterung der Völker unbedingt nöthig sei."[1])

Daß Amerika früher oder später wie eine reife Frucht vom Baume England abfallen werde, hatte er schon vor 26 Jahren als ganz junger Mann vorausgesagt.[2]) Jetzt, glaubte er, der Augenblick der Entscheidung stehe bevor. „Die Annahme der vollständigen Trennung der Colonien vom Mutterland kommt mir unendlich wahrscheinlich vor. Daraus wird eine gänzliche Umwälzung aller Staats- und Handelsverhältnisse zwischen Europa und Amerika hervorgehen: alle Mutterländer werden sich gezwungen sehen, jede Herrschaft über ihre Colonien aufzugeben, ihnen volle Freiheit des Handels mit allen Völkern einzuräumen, sich mit der Theilung dieser Freiheit mit den Andern zu begnügen und mit ihren Colonien gute Freundschaft und Brüderlichkeit zu halten. Ist das ein Unglück, so sehe ich kein Mittel es zu hindern: man muß sich in das Unabänderliche zu fügen und zu trösten wissen."[3])

Aus all dem folgt: Frankreich darf an keinen Angriffskrieg denken, der höchstens England und Amerika wieder versöhnen und so ihre doch unvermeidliche Trennung wieder vertagen könnte. Um gegen einen Angriff Englands gesichert zu sein, muß es in aller Stille seine Schiffe rüsten und seine Magazine füllen; im Uebrigen aber aufmerksame Wache halten und „den Amerikanern auf dem Weg des Handels die Beschaffung von Schießbedarf und Geld sogar erleichtern, aber ohne aus der Neutralität herauszutreten und ohne unmittelbaren Beistand zu leisten."[4])

Der Gedanke an Krieg ward aufgegeben. König Ludwig sagte: „Hätte ich Krieg, so könnte ich meinem Volk nicht all das Gute thun, das ich ihm thun will." Zu dem Vielen, das sich der König nach Turgots Sturz entreißen ließ, gehört auch dieser Vorsatz, sammt Allem, was ihn seinem Herzen wie seiner Einsicht gleich eindringlich nahe legte.

1) S. 571. 2) I, 486. 3) S. 581. 4) S. 584.

IV. Malesherbes, Marie Antoinette und Turgots Sturz.

An seinem Freund Malesherbes hatte Turgot die Stütze nicht gefunden, die er durch ihn zu gewinnen hoffte. Der Staatssekretär Malesherbes war überhaupt eine Enttäuschung für alle die, die aus dem Auftreten des Präsidenten des Steuerhofes voreilig auf große staatsmännische Gaben geschlossen hatten. In Wandel und Sinnesart durchaus Turgot ebenbürtig, als Mensch ein Muster von antiker Sitteneinfalt und Seelenreinheit, ließ er als Minister jenen Nerv kräftigen Wollens und Handelns vermissen, der zum einen Theil Naturanlage des Charakters ist, zum andern aber sich aus der Liebe zum Staat und aus dem Glauben an den Staat erst entwickeln muß. Mit der Seelenruhe eines Sokrates ist er für seinen König später in den Tod gegangen: für den Staat zu sterben ward ihm leichter, als mit schlichter Beamtentreue seinem Dienst zu leben.

Der Sprößling einer der glänzendsten Familien des alten Richteradels, der Sohn des reichbegüterten, hochangesehenen Kanzlers Wilhelm de Lamoignon v. M. hatte eine Laufbahn vor sich, die ohne Mühe und Anstrengung schon in jungen Jahren zu Rang und Ehren führte. Der im Jahre 1721 geborene Christian Wilhelm de Lamoignon de Malesherbes war schon mit 23 Jahren Parlamentsrath und mit 29 Jahren erster Präsident des Steuerhofes (cour des aides) einfach dadurch geworden, daß sein Vater ihm diese Stelle abtrat, als er selber im Jahre 1750 zum Kanzler von Frankreich ernannt ward. Mit dem Vorsitz des Steuerhofes hatte ihm der Vater auch die Leitung des Bücherwesens (librairie) übergeben und in diesem Doppelamt hatte sich nun der junge Malesherbes jenen Ruf erworben, der seinem Namen eine bleibende Stelle in der Geschichte Frankreichs verschafft hat. Der Präsident des Steuerhofes war ein unerbittlicher Censor der Finanzpolitik der Regierung und der unerschrockene Anwalt des steuerzahlenden Volkes gegen Intendanten und Minister. Der Chef der Bücherpolizei aber war der Freund und Beschützer aller Denker und Schriftsteller und machte sich's geradezu zur Aufgabe, die Censur, die er üben sollte, entweder zu entwaffnen oder ganz zu unterlassen, so daß die Presse, die er beschränken sollte, thatsächlich einer Freiheit genoß, wie sie derselben in Frankreich noch nie theilhaftig geworden war. Die Jahre 1750—1763, während deren Malesherbes das Bücherwesen unter sich hatte, sind den Voltaire, Rousseau, Diderot unvergeßlich geblieben. „Wir waren halbwegs schon Engländer geworden," schrieb Voltaire bei seinem

Rücktritt; Rousseau vertraute ihm wie ein Bruder dem Bruder vertraut; Diderot aber konnte nur mit Rührung der Tage gedenken, da er im Kampfe um seine Encyclopädie an ihm den standhaftesten Vertheidiger gehabt. Als Malesherbes beauftragt wurde, auf Diderots Papiere Beschlag zu legen, da ließ er's diesen insgeheim vorher wissen. „Ich habe nicht die Zeit sie zu sichten," antwortete Diderot. „Schicken Sie sie zu mir," rieth dann der Freund. Durch den Chef der Censoren ward Diderot gegen die Censur geschützt. Malesherbes glaubte an die Freiheit der Presse: deßhalb leistete er ihr jeglichen Vorschub und forderte sie öffentlich in Reden und Schriften. Er glaubte an den Beruf der alten Parlamente, gegen den Despotismus der Minister einen Damm zu bilden: deßhalb widersetzte er sich ihrer Aufhebung im Jahre 1771 und folgte ihnen in die Verbannung, nachdem er in einer berühmten Vorstellung die Befragung der Nation gefordert. Er war überzeugt von der tiefen Verderbniß der Steuerverfassung Frankreichs und entwarf von ihr in einer noch berühmteren Vorstellung am 6. Mai 1775 dem König ein herzerschütterndes Bild.[1]) Aber er glaubte nicht an sein eigenes Vermögen, selbst an der Seite eines Turgot in diesem Chaos Wandel zu schaffen und war auch nicht durchdrungen von dem Gefühl der Pflicht, bei erster Gelegenheit dem Jugendfreunde beizuspringen, der die Wiedergeburt Frankreichs in die Hand genommen. Mit großer Mühe hatte Turgot den Grafen Maurepas dahin gebracht, daß er für die Aemter des Herzogs von La Brilliere dem König die Berufung von Malesherbes vorschlug, während die Partei Choiseuls Alles daran setzte, mit Hilfe der Königin einen der Ihrigen an die Stelle zu bringen. Endlich war auch der König für Malesherbes gewonnen. Als aber an diesen der Ruf erging, da lehnte er ohne Zögern ab. Drei Boten jagten hinter einander nach dem Landgut, auf dem er in stiller Beschauung so vergnügt und glücklich lebte. Die beiden ersten kehrten unverrichteter Sache heim, und erst die Mittheilung, welche der dritte brachte, änderte seinen Entschluß: wenn die Königin siege in dieser Sache, hieß es, dann sei auch der Rücktritt seiner Freunde entschieden, und diesen mit all seinen Folgen würde er durch seinen Trotz verschuldet haben. Nun erst gab er nach. Wie wenn er zur Galeere verurtheilt wäre, kam sich Malesherbes vor, als er am 21. Juli 1775 das Amt des Staatssekretärs und des Ministers des königlichen Hauses übernehmen mußte, während die ganze Gelehrtenrepublik das Bündniß ihrer beiden besten Männer mit dem Ruf begrüßte: „ein schönerer Tag ist angebrochen."

Zum Amtsbereich des Hausministers gehörten auch die lettres de cachet, die gedruckten königlichen Haftbefehle, auf denen nur die für den Namen leer gelassene Stelle ausgefüllt zu werden brauchte, um einen beliebigen Menschen ohne Untersuchung und Urtelspruch in irgend einem Staatsgefängniß vielleicht lebenslänglich zu begraben. Malesherbes besuchte diese Gefängnisse

1) Auszüge daraus bei Jobez, Louis XVI. I, 236 ff.

mit ihren scheußlichen Zellen; er besuchte auch die Bastille, auf der ein Mann von Stand sich noch am erträglichsten befinden konnte; er gab mehreren Unglücklichen, deren Unschuld klar war, sofort die Freiheit wieder und nahm den Entschluß mit heim, dem greuelvollen Unfug der willkürlichen Verhaftungen, wenn ihm kein Ende zu machen war, wenigstens Schranken zu setzen. Er schrieb darüber einen Bericht an den König, in dem er vorschlug, eine Commission von vier Mitgliedern des Steuerhofs mit Ueberwachung der lettres de cachet zu betrauen, nachdem ihm vorher schon der König versprochen hatte, ihn keinen Haftbefehl unterzeichnen zu lassen, um den er nicht selber bitten werde;[1]) aber diese Commission trat nie zusammen. Das alte Regime konnte dieses unheimlichsten aller Sicherheitsmittel nicht entbehren.

Noch in den ersten Tagen seiner Verwaltung ward Malesherbes eine Denkschrift übergeben, die sein Amtsvorgänger auf Grund fünfzigjähriger Beobachtungen über Ersparungen im Haushalt Sr. M. entworfen hatte. Der König war sehr davon erbaut und mag einigermaßen erstaunt gewesen sein, als sein neuer Hausminister ihm sagte: „Aber, Majestät, warum hat man sich fünfzig Jahre lang gescheut, einen so nützlichen Plan in Ausführung zu bringen? Wenn ich, der ich eben erst ins Amt trete, auch nur an den Versuch die Hand lege, so werde ich alle Welt gegen mich bewaffnen und ich habe schon der Feinde so viele!" In diesem Augenblicke trat Turgot ins Cabinet; kaum unterrichtet von dem was vorgefallen war, rief er mit gewohnter Entschiedenheit: „Wohlan, Herr v. Malesherbes, alle Gehässigkeit dieser nöthigen Reform nehme ich auf mich: die Zahl der Leute, die mir übel wollen, kann doch nicht mehr wachsen; der Haß der Buben und der Schurken ist meine Ehre."[2])

Aber auch im Haushalte des Hofes änderte sich nichts, wie sehr auch Malesherbes sich die Kraft zu solcher Aenderung wünschte.[3]) Hier war jeder Versuch des Eingreifens doppelt gefährlich wegen der äußerst reizbaren Empfindlichkeit der Königin, die schon durch die Ernennung dieses Ministers sich verletzt fühlte. Hierüber haben wir einen sehr belehrenden Bericht, den der österreichische Botschafter Graf Mercy schon am 17. Juli 1775 an die Kaiserin richtete, als Malesherbes eben erst angekommen und noch gar nicht förmlich angestellt war. Er schrieb nämlich: „Trotz allem Vorgefallenen sind Graf Maurepas, Herr von Malesherbes, der durch seine Talente und seinen Charakter eine wichtige Rolle im Ministerium spielen wird, ebenso wie der Generalcontroleur alle drei fest entschlossen, nichts zu unterlassen, was ihnen die Stütze und das Wohlwollen der Königin gewinnen könnte. Sie haben sich hierüber gegen mich in der freimüthigsten und bestimmtesten Weise ausgesprochen; sie haben mich um meinen Beistand bei Ausführung dieses Vor-

1) Soulavie, Mémoires hist. et pol. du règne de Louis XVI. II, 321. (Eigene Mittheilung von Malesherbes.) 2) Métra, Corresp. II, 108/9. D. d. Versailles 10. Aug. 1775. 3) S. den Auszug aus einer seiner Denkschriften bei Soulavie II, 337 ff.



satzes gebeten und wenn die Königin sich dazu geneigt zeigen wollte, würde daraus für mich eine Stellung erwachsen, die mir ungemein erleichtern würde, für den Dienst dieser erhabenen Fürstin wie den Ew. M. das Beste zu leisten."[1]) In der That hat sich die Königin mit dem ihr aufgedrungenen Minister sehr bald ausgesöhnt und nachdem sie ihn bei der Vorstellung sehr kühl behandelt hatte, ihn das nächste Mal äußerst gnädig empfangen.[2]) Graf Mercy war mit Herz und Seele den beiden Ministern ergeben, über die er am 16. August schrieb: „Der neue Minister des königlichen Hauses und von Paris, Herr von Malesherbes, macht Glück in seiner Stelle: er füllt sie mit einer Schlichtheit aus, an die man hier nicht eben gewöhnt ist. Er kündigt einen Rechtssinn an, der die Höflinge aus der Fassung bringt und eine Menschenliebe, die den gemeinen Mann bezaubert; die Einheit seiner Absichten mit denen des Herrn Turgot wird in den Mißbräuchen eine große Reform hervorbringen, wenn man die beiden Minister nur machen läßt, was allerdings sehr zweifelhaft ist. Ich sehe kommen, daß es nicht leicht sein wird, Herrn Malesherbes lange in seiner Stellung festzuhalten; länger wird Herr Turgot in der seinen ausharren."[3]) Ein Ministerium, dem der König unbedingt vertraute, die Königin aber in wohlwollender Neutralität gegenüberstand, während ihr Vertrauter, Mercy, ihm jeden Vorschub leistete, war, wenn es nur selbst zusammenhielt, dem Anschein nach von keiner Gefahr bedroht.

In der That hören wir bis Ende April 1776 von keiner Störung seines eigenen Einvernehmens noch weniger von einer äußeren Erschütterung seiner Stellung. Kleine Verstimmungen, wie sie in der besten Ehe unvermeidlich sind, blieben auch zwischen den beiden Jugendfreunden nicht aus; sie waren eben grundverschiedene Naturen diese beiden Philosophen, von denen dem einen das Regieren so gar kein Vergnügen machte, während der andre jeden Tag für einen verlornen hielt, der nicht durch ein Reformgesetz bezeichnet war. Belauschen wir noch ein zweites ihrer Gespräche, das der Abbé de Veri aufgezeichnet hat. Malesherbes sagt: „Sie haben es zu eilig: Warum müssen Sie denn alles auf einmal wollen? Sie bilden sich ein, Sie hätten Liebe zum öffentlichen Wohl: nein, Ihre Liebe geht bis zur Raserei (vous en avez la rage): denn rasend muß man sein, um zu gleicher Zeit dem König, dem Herrn v. Maurepas, dem ganzen Hof und dem Parlament den Daumen aufs Auge zu drücken." Und Turgot antwortet: „Darf ich bei dem Familienübel, das in meinem Blute liegt, mir erlauben Geduld zu haben? Dies Uebel verschlimmert sich bei der Arbeit Tag für Tag. Indem ich jede Stunde nütze, werde ich wenigstens gethan haben was ich konnte und es werden immerhin ebenso viel Qualen sein, von denen ich das Volk erlöst habe."[4]) Turgot gehörte zu den Menschen, mit denen sich schwer verkehren läßt, weil sie so oft die Pflicht haben, unliebenswürdig zu sein und

1) Arneth-Geffroy II, 355. 2. Ebendas. S. 366. 3) Ebendas. S. 358.
4) Larcy, Louis XVI. et Turgot. S. 22.

so selten in der Lage sind, bevor es zu spät ist, zu unterscheiden, wo es mit Recht und wo es mit Unrecht d. h. mit vermeidbarem Nachtheil geschieht. Selbst der Abbé de Veri sah sich manchmal genöthigt, dem Freunde freundschaftlichen Vorhalt zu machen wegen ganz unnützer Schwierigkeiten, die er durch seine Art mit Menschen umzugehen sich selbst bereitet hatte. Schließlich aber sah er ein, daß ein Mensch, der so aus einem Gusse war wie dieser, eben auch als ein Ganzes genommen und ertragen werden müsse. Als er ihn im Frühjahr 1776 verlassen hatte, um aufs Land zu gehen, schrieb er ihm: „Wir dürfen Sie nicht länger quälen mit Vorwürfen wegen tadelnswerther Aeußerlichkeiten in der Art Ihrer Ansprache und Ihrer Haltung. Ueberlassen Sie sich den Antrieben Ihrer Seele: weder Sie noch wir werden Ihre Fehler heilen. Thun Sie das Gute wie Sie es verstehen; schreiben Sie dem König oft über Ihre Ansichten, denn Sie schreiben ausgezeichnet, aber Sie reden nicht mit derselben Meisterschaft. Ueberreden Sie, wirken Sie im öffentlichen Interesse und stürzen Sie, wenn es sein muß, dafür daß Sie mit Muth ihm dienen wollten: dann werden wir uns auf unsern Gütern wieder sehen." Turgot antwortete: „Das ist die Empfehlung jener gothischen Devise, die ich auf einem alten Familienwappen sah: Thu deine Pflicht und laß kommen was da will. Ich will nichts, als was ich für das Wohl des Königs halte. — Wenn man die Kunst der Rücksichtnahme nicht versteht, dann ist Wahrheit immer das beste Mittel: schlägt sie nicht durch, dann gehe ich mit ihr von dannen."[1])

Zwischen einem Hof, dem er leicht zu viel und einem befreundeten Minister, dem er nie genug thun konnte, war die Stellung von Malesherbes eine erquickliche sicher nicht zu nennen, aber für seine Pflicht als Patriot kam sein persönliches Wohlbefinden gar nicht in Betracht. Als ihn Maurepas dem König vorstellte, nannte er ihn „das Band des Ministeriums, weil er die Ueberredungskraft des Mundes und des Herzens habe". In der That, wenn Malesherbes weiter nichts leistete, als daß er seinen wichtigen Platz einem Feinde seines Freundes versperrte und das Einvernehmen unter denen aufrecht hielt, die zusammen bleiben mußten, um den Staat zu retten, wenn er also unbekümmert um sein liebes Ich einfach aushielt auf seinem Posten, bis er abgelöst ward durch höhere Gewalt, dann hatte er vollauf genug gethan für sein Land und seinen Ruhm; denn Größeres zu leisten war ihm nun einmal versagt. Aber dazu nicht einmal konnte er sich entschließen. Die erste Erschütterung der Stellung Turgots kam von ihm, als er im April 1776 ohne einen erkennbaren Grund um seinen Abschied bat und allen Beschwörungen zum Trotz auf seinem Verlangen bestand. Allerdings hatte er dem Könige gesagt, nur als Lückenbüßer trete er ins Amt und das Recht behalte er sich vor, jederzeit seine Freiheit zurückzuverlangen.[2]) Aber im

1) Ebendas. S. 23. Dieser letzte Satz ist einer mündlichen Aeußerung Turgots entnommen. 2) Que je ne serais ministre que par intérim, avec la faculté de reprendre ma liberté sans réclamation de Sa Majesté. Soulavie II, 321.

Amte selbst, inmitten all der Ränke, gegen die er Turgot mit zum Schilde diente, hätte ihm das Pflichtgefühl kommen müssen, das ihn abhielt, von diesem Vorbehalt gerade jetzt Gebrauch zu machen, da die ganze „Liga für die Mißbräuche" durch den großen Schlag des 12. März aufs Aeußerste erbittert war und jedermann voraussehen mußte, daß der Streit um die Wiederbesetzung seiner Stelle zu einem Kampf um Sein und Nichtsein des ganzen Ministeriums führen werde.

Irgend ein sachlicher Grund für den Entschluß Malesherbes' wird uns nicht überliefert. Sein Verhältniß zum König wie zur Königin war bis zu seinem Rücktritt durchaus ungetrübt. Mit dem ersteren hatte er, vermuthlich Anfang April, noch ein sehr unbefangenes Gespräch. Ludwig wünschte ihm Glück, daß er wenigstens in dem allgemeinen Geschrei wider die Regierung noch so gut weggekommen sei. Da meinte Malesherbes: „das ist ohne Zweifel ein Beweis dafür, daß ich den Platz schlecht ausfülle, den Ew. M. mir gegeben hat; denn wäre das Gegentheil der Fall, so würde ich mir Mißvergnügte in Menge schaffen"; und der König antwortete, „dann würde es Ihnen also gehen wie dem Generalcontroleur, der niemals beliebt sein kann."[1]) Von irgend welchem Zerwürfniß mit der Königin oder dem Grafen Maurepas würde Mercy ganz bestimmt erfahren und dann auch sicher berichtet haben. In seinem Berichte findet sich aber davon keine Spur und doch hat er wie wir sahen und noch sehen werden, auf den Gang dieses Ministeriums mit gespannter theilnahmvoller Aufmerksamkeit geachtet. Ueber die Bedeutung, welche der Rücktritt Malesherbes' für Turgot hatte, bevor Anderes hinzukam, das ihn ganz unmittelbar bedrohte, wüßten wir gar nichts, hätten sich nicht einige kostbare Zeilen von Turgots Hand erhalten, die aus dem Nachlaß des Abbés de Veri auf uns gekommen, aber allerdings von den Historikern bis jetzt so gut wie gar nicht verwerthet worden sind.[2])

Am 30. April 1776 schreibt Turgot seinem Freunde dem Abbé:[3]) „Werden Sie glauben, was ich Ihnen melde, glauben, bis zu welchem Grade Ihre Freunde (Maurepas und Frau) sich in der öffentlichen Meinung schaden wollen? Ihr Augenmerk ist auf Herrn Amelot[4]) gerichtet, um Herrn von Malesherbes zu ersetzen. Noch ist die Sache geheim, aber sie dringt durch, derart, daß ich selbst sie erst durch das Publikum erfahren habe. Sie können sich wohl denken, daß man sich gehütet hat, mir Derartiges anzuvertrauen.

1) Larcy S. 24. 2) Selbst dem Fleiße Foncins sind sie entgangen. 3) Larcy S. 24/25. 4) Ueber diese Wahl soll Maurepas gesagt haben: „Von dem wird man wenigstens nicht sagen, daß ich ihn wegen seines Geistes genommen habe." Als Erfinder dieser Candidatur bekennt sich Augeard (Mémoires secrets, Paris 1866, S. 90/91 der zu Maurepas gesagt haben will: Prenez-y garde, si vous mettez à ce département un intrigant ou un être systématique comme M. Turgot, il vous fera enrager; il faut mettre là un homme, absolument à vos ordres et qui soit comme votre premier commis. Je sais que M. Amelot n'est pas bien fort, mais vous le guiderez et ce département-là n'est pas la mer à boire; donnez-lui un bon premier commis.

Ihr Freund, der anfangs von Herrn v. Malesherbes verlangen ließ, daß er bis zu Pfingsten bleibe, um den König für sein Vorhaben mit Muße gewinnen zu können, dringt jetzt auf Beschleunigung seines Rücktritts. Ich selbst habe nur noch eine Waffe, das ist, daß ich das Unmögliche unternehme, um Herrn v. Malesherbes zum Bleiben bis Pfingsten zu bestimmen, damit das Geheimniß ruchbar werde und sich so verbreite, daß der öffentliche Unwille bis zu Ihren Freunden dringt und ihnen jene heilsame Scham einflößt, die zur Buße führt. O! Wenn Sie hier wären, so würden Sie sie wenigstens zu einer vernünftigen Wahl, wie zu der des Herrn de Fourqueux bestimmen. Ich wage Ihnen nicht zu sagen: Geben Sie all Ihre Reisepläne auf und kommen Sie; aber ich sage Ihnen: es handelt sich um die Ehre Ihrer Freunde, um die Ruhe und den Ruhm des Königs, um das Wohl von mehr als 20 Millionen Menschen während seiner ganzen Regierung und vielleicht auf Jahrhunderte hinaus, denn wir wissen, wie tiefe Wurzeln das Unheil in diesem unglücklichen Lande schlägt und wie viel es kostet, sie herauszureißen. Ich umarme Sie, mein Freund, in dem Kummer meines Herzens, ich wage nicht in Sie zu dringen; aber ich sehne Sie herbei wie der Ackersmann jetzt sich nach Regen sehnt, und verlasse mich auf Ihre Freundschaft und Ihre Liebe zum Guten."

Diesem Hilferuf an den fernen Freund war um wenige Tage ein Auftritt mit dem König vorhergegangen, der wohl geeignet war den treuen Mann aufs Tiefste zu erschüttern, und ihm seine ganze Verlassenheit mit Schrecken klar zu machen. Wie gewöhnlich hatte er dem König Vortrag gehalten, aber mit nicht gewöhnlicher Ungeduld hatte der König zugehört. Turgot schloß mit den Worten: Diese Fragen verdienen die Aufmerksamkeit Ew. Majestät. „Ist das Alles?" sagte der König. — „Ja, Sire," lautete die Antwort. „Um so besser," gab der König zurück und drehte dem Minister den Rücken.

Daß dieser oft erzählte Auftritt wenige Tage vor dem 30. April stattgefunden, daß er veranlaßt war durch einen Vortrag, welchen Turgot über den Nachfolger von Malesherbes gehalten hat, das geht unwidersprechlich hervor aus dem merkwürdigen Briefe, den Turgot an eben jenem 30. April dem König geschrieben hat und von dem früher nur eine einzige Phrase bekannt war. Eine vollständige Abschrift desselben hat der Abbé de Veri von Turgot selbst erhalten und aus dessen Nachlaß ist uns dies überaus werthvolle Schriftstück in seinem ganzen Wortlaut überliefert.[1])

Schon bei flüchtigem Lesen wird Jedermann sehen, wie würdig er ist, hier wörtlich mitgetheilt zu werden.

„Sire, ich kann Ew. M. nicht verhehlen, wie tief mein Herz verwundet ist durch das grausame Schweigen, welches Sie mir gegenüber am letzten Sonntag beobachtet haben, nach all dem, was ich Ihnen in meinen vorhergehenden Briefen so eingehend vorgetragen hatte über meine Stellung, über

1) Larcy S. 27—31.

die Ihrige, über die Gefahr, in der Ihre Autorität und der Ruhm Ihrer Regierung schwebt, über mein Unvermögen Ihnen zu dienen, wenn Sie mir nicht Beistand gäben. Ew. M. hat nicht geruht, mir zu antworten.

Ich kann mir nicht denken, Sire, daß Sie leichten Herzens darein willigen sollten, Ihre ganze Regierung und das Glück Ihrer Völker aufzuopfern. Folglich muß Ew. M. von all dem, was ich Ihnen gesagt und geschrieben, nicht ein Wort geglaubt haben. Sie müssen mich für einen Schurken oder einen Schwachkopf halten, der nicht gesehen hat, was er zu sehen glaubte. Sie müssen keinen Werth mehr legen auf meine Dienste und auf die Treue, die ich Ihnen geweiht habe.

Ja, Sire, so muß es sein, denn ein Mann, dem man einen vor seinen Füßen gähnenden Abgrund zeigt, stürzt sich nicht freiwillig hinab, wenn er sich nicht überredet, daß man ihn täuscht. Wenn Ew. M. glaubte an die Gefahren, die, wie ich gezeigt habe, herdrohen von Seiten der Parlamente und all der Ränke, welche durch den Siegelbewahrer und Andre geschürt werden, so würden Sie nicht glauben, daß es anginge, sich ihnen preiszugeben und den einzigen Mann zu verlassen, der Sie vertheidigen und Ihnen jedes persönliche Interesse opfern will.

Sire, es gibt Leute, die an ihren Stellen hängen um ihrer Ehren und ihrer Vortheile willen. Solche Menschen können die Kälte ertragen, womit Ew. M. mich gestraft hat. Aber ein Minister, der seinen Gebieter liebt, hat das Bedürfniß, auch von ihm geliebt zu werden. Ah, Sire, wie wären Sie zu beklagen, wenn Sie glaubten, daß ein Souverain nicht nöthig hätte, von denen geliebt zu werden, die ihm dienen! Glaubten Sie, Sire, auf diejenigen ebenso sicher zählen zu können, die Ihnen nur aus Interesse dienten? Wissen Sie nicht, daß in tausend Fällen das Interesse Ihrer Umgebung und Ihrer Minister sogar dem Ihrigen schnurstracks entgegen sein kann? Wissen Sie nicht, daß sie, so oft sie Sie zu täuschen hoffen, sich gar nicht besinnen, Sie schlecht zu bedienen und sehr viel dabei gewinnen können, wenn sie Ihre Interessen den Interessen derer hintansetzen, die ihnen schaden oder helfen können? Wissen Sie nicht, daß sie tausend Mittel haben, Sie zu täuschen und sogar sich um so angenehmer zu machen, je besser sie sich darauf verstehen? Der Ehrenmann dient Ihnen immer noch aus Pflichtgefühl; aber, Sire, wenn eine rechtschaffene und empfindliche Seele für ihre Aufopferung nichts als kalte Gleichgiltigkeit erntet, dann zieht sie sich zusammen und wird welk. Die Häufung der Schwierigkeiten entmuthigt den reinsten Eifer und bald ergreift Lähmung alle ihre Kräfte.

Sire, ich habe geglaubt, Ew. M. verdiente mit dem Rechtssinn und der Güte, die Ihr tief ins Herz geschrieben sind, mit Liebe bedient zu werden. Diesem Gefühl habe ich mich hingegeben. Meinen Lohn habe ich in Ihrem Glück und dem Glück Ihrer Völker erblickt. Ich habe dem Hasse aller derer getrotzt, die bei einigen Mißbräuchen gewinnen. So lange ich hoffen durfte, von Ew. M. geschätzt zu werden und das Gute wirklich zu stiften, hat mich

nichts irre gemacht. Welches ist heute mein Lohn? Ew. M. sieht, daß ich außer Stande bin, denen zu widerstehen, die mir schaden durch das Unheil, das sie anrichten, und durch das Gute, das zu thun sie mich verhindern, indem sie alle meine Maßnahmen kreuzen, und Ew. M. gibt mir nicht Trost noch Beistand. Wie kann ich glauben, daß Sie mich noch achten oder lieben? Sire, das hatte ich nicht verdient, ich wage es zu sagen. Ich spreche Ihnen, Sire, von meiner Empfindlichkeit, und der Gegenstand ist wohl geeignet, Sie schmerzlich zu berühren: viel ernster ist für Sie die Rücksicht auf Ihre Regierung, Ihre Autorität, Ihren Ruhm, Ihr und Frankreichs Glück. Ich wiederhole immer dieselbe Sache, was kann ich Ihnen Klareres noch sagen? Welche Mittel soll ich ergreifen, Ihnen die Wahrheit kenntlich zu machen? Ew. M. hat mir gesagt, Sie bedürften noch der Ueberlegung und ermangelten der Erfahrung.

Es fehlt Ihnen an Erfahrung, Sire; ich weiß, mit zwei und zwanzig Jahren und in Ihrer Stellung hat man nicht, was die Gewohnheit mit seinesgleichen zu leben den Privaten an Menschenkenntniß gibt, aber werden Sie mehr Erfahrung haben in acht Tagen, in einem Monat? Muß Ihre Entscheidung ausgesetzt bleiben, bis diese Erfahrung sich verspätet einstellt? Persönliche Erfahrung haben Sie nicht, aber haben Sie nicht die noch so frische Erfahrung Ihres Großvaters, um die vorhandenen Gefahren Ihrer Stellung zu fühlen?

Ich habe Ihnen all die Uebel geschildert, welche die Schwäche des verstorbenen Königs verschuldet hat. Ich habe Ihnen den Gang der Ränke gezeigt, die seine Autorität Stufe um Stufe untergraben haben. Ich wage zu bitten, daß Sie jenen Brief wieder lesen mögen, und zu fragen, ob Sie dieselben, nein noch größere Gefahren laufen wollen.

Ludwig XV. stand mit vierzig Jahren in der Vollkraft seiner Autorität und damals war noch keine Gährung in den Geistern. Noch keine Körperschaft hatte ihre Kräfte versucht und Sie, Sire, sind zwei und zwanzig Jahre alt und die Parlamente sind erregter, kühner, mit den Hofkabalen mehr verflochten, als sie es 1770 waren, nach zehn Jahren der Proben und der Erfolge. Die Geister sind weit mehr erhitzt über Fragen aller Art, und Ihr Ministerium ist fast ebenso gespalten, fast ebenso schwach, als das Ihres Vorgängers. Denken Sie, Sire, daß Sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur fünfzig Jahre zu regieren haben und berechnen Sie den Fortschritt eines Durcheinanders, das in zwanzig Jahren dahin gekommen ist, wo wir es gesehen haben. Oh, Sire, warten Sie nicht ab, daß solche Erfahrung Ihnen begegne, lassen Sie sich die Andrer genügen . . .

Sire, ich danke Herrn v. Maurepas die Stelle, die Ew. M. mir anvertraut hat:[1]) nie werde ich das vergessen. Nie werde ich die Rücksicht außer

1) Dies war die Auffassung, die Maurepas und de Veri bei Turgot erzeugt und genährt haben werden. An unserer Auffassung S. 563 ändert sie nichts.

Augen setzen, die ich ihm schulde: aber tausend Mal mehr schulde ich dem Staat und Ew. M. Ohne zum Verbrecher zu werden, könnte ich die Interessen weder des einen noch des andern opfern. Es kostet mir unendliche Ueberwindung Ew. M. zu sagen, daß Herr v. Maurepas sträflich handelt, wenn er Herrn Amelot vorschlägt, oder daß seine Schwäche Ihnen ebenso unheilvoll würde als ein Verbrechen mit Vorbedacht. Herr Amelot kann mit Fleiß und guter Leitung einer Proceßverhandlung folgen; aber er ist unfähig zu irgend einer höheren Auffassung; zu allen Zeiten seines Lebens hat er für einen Menschen ohne Talent gegolten.

Das ist, Sire, der Minister, den man Ihnen geben will und dem der Siegelbewahrer sicherlich den Vorzug gegeben haben wird vor dem Abbé de Veri,[1]) den ich vorschlug, weil er über Alles einen Mann fürchtet, der seinen Einfluß auf Herrn und Frau von Maurepas vermindern und ihnen seine Schliche aufdecken könnte. . . .

Wie dem sei, Sire, daß ich nicht so allein und hilflos bleiben kann wie ich bin, steht mir so fest, daß, wenn meine Pflicht mir nicht auferlegte, Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen, ich kein Interesse haben könnte, sie Ihnen zu verschweigen. Mißfällt es Ihnen, daß ich sie Ihnen sage, so bitte ich Ew. M. mir das zu sagen oder zu schreiben. Ich will Ihr Vertrauen auf Herrn v. Maurepas nicht erschüttern, er verdient es in vieler Beziehung durch seine Erfahrung, seinen Verstand, seine große Gewandtheit in den Geschäften, sein bewunderungswürdiges Gedächtniß, seine Liebenswürdigkeit, seine wirkliche Liebe zum Guten und zu Ihrer Person.

Aber, Sire, können Sie auch wissen, wie schwach Herr v. Maurepas von Charakter ist, in welchem Maße er beherrscht wird, von den Gedanken derer, die ihn sprechen? Alle Welt weiß, daß Frau v. Maurepas, die unendlich viel weniger Geist, aber viel mehr Charakter hat, ihm beständig all ihre Wünsche einflößt. Auch die Stimmen der öffentlichen Meinung machen auf ihn einen Eindruck, der unglaublich ist bei einem geistvollen Mann, den sein Verstand zu einer eignen Meinung befähigen sollte. Zehn Mal habe ich ihn seine Ansicht wechseln sehen über das lit de justice, je nachdem er den Herrn Siegelbewahrer, oder den Polizeichef Albert, oder mich gesprochen hatte. Von dieser unseligen Unsicherheit war das Parlament sehr wohl unterrichtet und das hat seinen Widerstand so sehr verlängert. Hätte der Abbé de Veri nicht mitgewirkt, seinem Freunde Haltung beizubringen, so würde ich nicht erstaunt gewesen sein, wenn er Alles preisgegeben und Ew. M. gerathen hätte, dem Parlament nachzugeben. Diese Schwäche macht ihn so zugänglich für alles Geschrei der Höflinge wider mich; sie ist es, die mir in meinem Departement fast alle Kräfte raubt.

---

1) In seinem Briefe an de Veri kam davon nichts vor, vermuthlich weil T. eine Einsprache des Freundes fürchtete, von der er hoffte, daß sie ein ausdrücklicher Ruf des Königs wie bei Malesherbes doch besiegen werde.

Diese Schwäche hat in mein Verhältniß zu Herrn v. Maurepas eine sehr eigenthümliche Wandelung gebracht. Mein Charakter, schneidiger als der seine, muß ihm Unbehagen wecken. Anfangs hat das vielleicht meine äußerliche Schüchternheit aufgewogen; aber ich habe Grund zu glauben, daß er bald zu fürchten begonnen hat, ich könnte bei Ew. M. ein persönliches Vertrauen mir gewinnen, das unabhängig wäre von dem seinen.... Dies war immer meine Lage und viel habe ich darunter gelitten. Davon habe ich Ihnen nie gesprochen, und auch jetzt würde ich es nicht thun, wenn ich ohne Verrath zu üben, Ihnen die Gefahr verschweigen könnte, in die Sie diese Hingabe an einen ganz schätzbaren Minister bringt, der aber bei seiner unglücklichen Schwäche Ihnen nur nützen kann, in soweit er selbst gestützt werden wird. Ich bin weit davon entfernt, ihm Ihr Vertrauen entziehen und Ministerium gegen Ministerium aufrichten zu wollen. Ich will nie aufhören, ihn über Alles zu fragen und in Allem ihm untergeordnet zu sein. Ich will sein Freund werden, mich bei ihm stärken durch die Verwendung eines gemeinsamen Freundes, ihn dadurch selber stärken, den Ruhm seines Ministeriums sicher stellen und alle seine Gaben so nützlich machen, als sie es sein können. Das, Sire, ist der Plan, den ich Ihnen vorschlage; er ist ehrenhaft für ihn, nothwendig für Sie, denn für Ihre Regierung gibt es nichts Nöthigeres als Charakterstärke.

Vergessen Sie nicht, Sire, daß die Schwäche es war, die Karls I. Haupt aufs Schaffot gebracht; daß die Schwäche Karl IX. grausam werden ließ, unter Heinrich III. die Liga gebildet, aus Ludwig XIII. wie jetzt aus dem König von Portugal einen gekrönten Sklaven gemacht hat; die Schwäche hat auch alles Unglück der letzten Regierung verschuldet.

Man hält Sie für schwach, Sire, und es sind Fälle vorgekommen, wo ich glaubte, Ihr Charakter hätte diesen Fehler, und doch wieder habe ich Sie in anderen heikleren Lagen einen wahren Muth an den Tag legen sehen. Sie haben es gesagt, Sire, die Erfahrung fehlt Ihnen, Sie brauchen einen Führer; und dieser Führer braucht Einsicht und Kraft. Die erste Eigenschaft hat Herr v. Maurepas, die zweite kann er nicht haben, wenn er selbst nicht eine Stütze hat; das fühlt er aber nicht, das fürchtet er vielmehr. Ich sehe das aus der Wahl, die er getroffen, und aus der geringen Mühe, die er sich gegeben hat, um Ew. Maj. zu Gunsten des Abbé de Veri zu stimmen. Er fürchtet gerade das, was ihm Kraft geben würde. Er fühlt nicht, daß, nachdem er mich vereinsamt, Ew. Maj. meiner überdrüssig gemacht und mich gezwungen hat, Sie zu verlassen, der ganze Sturm, der jetzt gegen mich sich richtet, dann wider ihn losbrechen, und daß er schließlich unterliegen wird, indem er Ihre, vielleicht vorher schon vernichtete Autorität mit hinabzieht in seinen Sturz.

Ich kann Ew. Maj. nicht genug wiederholen, was ich kommen sehe und was alle Welt kommen sieht als Folge einer Verkettung von Mißgriffen und Mißgeschicken, wenn einmal angefangene Pläne fallen gelassen werden, und

der Minister, der sie aufgenommen hat, überwältigt wird durch den Widerstand derer, die sich gegen ihn verbünden.

Und was wird erst geschehen, Sire, wenn zu den inneren Wirren die Verlegenheiten eines Krieges kommen, den tausend unbesonnene Streiche herbeiführen oder die Umstände geradezu gebieten können? Wie soll die Hand das Steuer, das sie nicht einmal im stillen Wasser halten konnte, in Sturm und Wogen führen können? Wie soll ein Krieg auszuhalten sein mit diesem beständigen Schwanken im Denken und Wollen, mit dieser gewohnheitsmäßigen Unverschwiegenheit, von der die Schwäche immer begleitet ist?

Dahin sind wir gekommen, Sire: ein Ministerium ohne Kraft und Einheit; alle Geister in Gährung, die Parlamente verschworen mit allen Cabalen, ermuthigt durch eine offenkundige Schwäche (Ew. Maj. hat in einem Briefe, den ich Ihr anvertraut, den sehr naiven Ausdruck ihrer Gesinnungen kennen gelernt); die Einnahmen unter den Ausgaben; der heftigste Widerstand gegen eine unabweisbare Sparsamkeit; kein Zusammenwirken; keine Festigkeit in den Plänen; kein Geheimniß in den Entschließungen Ihres Raths; und unter solchen Umständen schlägt man Ew. Maj. einen Mann ohne Begabung vor, dessen ganzes Verdienst in seiner Gelehrigkeit besteht, aber gegen wen? nicht gegen den Ihrer Minister, der einige Kraft in Ihrem Rathe zeigt, sondern gegen den Herrn Siegelbewahrer, der durch seine Einflüsterungen die Neigungen zur Schwäche nur erhöht. Unter solchen Umständen gelingt es, Ew. Maj. über die Gefahren nicht zu erschrecken, die ich Ihr so anschaulich geschildert habe.

In Wahrheit, Sire, ich begreife Sie nicht. Mag man Ihnen immer sagen, ich sei ein Brausekopf oder ein Träumer: mir scheint doch, als ob, was ich Ihnen Alles sage, nicht den Einfällen eines Narren gliche. Mir scheint sogar, als ob die Maßnahmen, die ich durchgesetzt habe, allem Geschrei und allem Widerstreben zum Trotz, genau so gelungen wären, wie ich sie angekündigt hatte: und wenn ich kein Narr bin, wenn in den Gefahren, die ich Ihnen gezeigt, einige Wirklichkeit ist, dann kann Ew. Maj., ohne sich selber aufzugeben, nicht aus Gefälligkeit für Herrn v. Maurepas sich dahin treiben lassen.

Ich muß doch wohl von einer sehr starken Ueberzeugung durchdrungen sein, da ich mir erlaubt habe zu sagen, was ich von der Schwäche des Herrn v. Maurepas halte, auf die Gefahr, Ew. M. zu mißfallen, und Ihr vielleicht eine ungünstige Meinung über mich selbst zu erwecken wegen der persönlichen Verpflichtungen, die ich gegen ihn habe; denn ich habe Ihnen schon gesagt, die Dankbarkeit darf nicht bis zum Verrath gehen und Verrath würde ich an Ihnen zu verüben glauben, wenn ich Sie unterliegen ließe, ohne Sie nach Kräften gewarnt zu haben.

Ich bitte flehentlich noch einmal zu überlegen, ehe Sie sich für eine Wahl entscheiden, die schlecht ist an sich selbst und unheilvoll durch ihre Folgen.

Wenn ich schließlich das Unglück haben sollte, daß dieses Schreiben mir

die Ungnade Ew. M. zuzieht, so flehe ich Ew. M. an, mir das selber kund zu geben. In allen Fällen rechne ich auf Geheimhaltung desselben."

Wie der Wortlaut des Schreibens sagt, waren diesem Briefe mehrere andere vorausgegangen, die alle denselben Gegenstand behandelt hatten. Sie so wenig als den einmaligen Vortrag Turgots hatte der König einer Antwort gewürdigt. Und diese Behandlung seitens eines Fürsten, der ihm bisher die Herzlichkeit und Güte selber gewesen war, hatte den Minister, der überhaupt nie eine andere Logik als seine eigene begriff, schließlich so tief empört, daß er die ihm schuldige Gegenliebe in einem Tone forderte, der einer Steigerung nicht mehr fähig war. Keine fremde Feder würde die Naturwahrheit erreichen, mit der hier Turgot selber seine und seines Königs Lage schildert, und kein Kunstwerk historischer Charakteristik eine Vorstellung geben können von dem heiligen Ernst und der heldenhaften Unerschrockenheit, von der jede Zeile dieses Briefes Kunde gibt.

Wie aber war diese Lage entstanden so kurze Zeit nach Turgots größtem Sieg? Was war vorgefallen seit dem 6. April, da der König mit seinen Warnungen vor jedem Kriegsgelüste [1]) noch so von Herzen einverstanden gewesen war? Turgot selbst fehlte, wie sein Schreiben zeigt, jeder Schlüssel zu dem Geheimniß, das die Gründe der plötzlichen Umstimmung seines Fürsten verborgen hielt. Er nennt nur die Namen Maurepas, Veri, Amelot; was er über diese zum so und so vielten Male schriftlich und mündlich sagt, das Alles ist so einfach und selbstverständlich, daß er gar nicht begreift, weßhalb es keinen Eindruck macht. Offenbar weiß er nichts von anderen Personen, die hier schon eingegriffen hatten hinter seinem Rücken und deren eine weit mächtiger war als der armselige Maurepas mit seinem noch armseligerem Amelot.

In den letzten Apriltagen, wie es scheint, war aus London ein Diplomat zurückgekehrt, von dem man früher wohl wußte, daß er seiner Regierung mehr Noth gemacht hat, als der ganze herzlich unbedeutende Mensch werth war, aber nicht welch unheilvollen Einfluß sein Geschick auf das Turgots ausgeübt hat.

Dieser Diplomat war der Graf Guines, früher einmal Gesandter in Berlin, zuletzt Botschafter in London, wo er sich erstens durch ein scandalöses Ehebruchsverhältniß und sodann durch einen noch weit scandalöseren Proceß mit einem Attaché seiner Gesandtschaft Tort de la Sonde bekannt gemacht hatte.[2]) Durch diesen Attaché war die bevorzugte Stellung der französischen Botschaft zu Schmuggelgeschäften und Börsenspiel mißbraucht worden: die Frage war nur, ob er das auf eigne Hand oder im Auftrag seines Vorgesetzten gethan. Auf Anklage des letztern kam Tort auf die Bastille; kaum aber aus dieser entlassen, strengte er gegen den Botschafter einen Kriminalproceß an, in dem er behauptete, er sei nur in dessen Auftrag als sein Stroh-

1) S. S. 598. 2) Jobez, Louis XVI. I, 262 ff

mann thätig gewesen. Und in diesem Proceß, der sich für ihn sehr gefährlich anließ, fand Graf Guines einen freiwilligen Anwalt, der bei Hofe für ihn stritt, wie wenn das eigne Leben auf dem Spiele stände. Der Anwalt war die Königin Marie Antoinette. Graf Guines war der Augapfel des Herzogs von Choiseul, der Liebling seines gesammten weiblichen Anhangs, der nie einen geistreicheren, bezaubernderen Cavalier gesehen haben wollte als ihn und folglich auch der Günstling der Königin, für die die öffentliche Meinung der Clique Choiseuls jederzeit Gesetz war. Sie setzte beim König durch, daß dem Angeklagten gegen allen Brauch, einem förmlichen Staatsrathsbeschluß zum Trotz gestattet ward, Auszüge aus seinen amtlichen Depeschen zum Zweck seiner Vertheidigung drucken zu lassen, sie ließ sich nicht warnen durch das Erkenntniß des Chatelet vom 30. Mai 1775, das den Grafen in einer Weise frei sprach, die jedem Unbefangenen höchst verdächtig vorkommen mußte, und mit wahrer Leidenschaft nahm sie seine Sache auf, als er im Februar 1776 abberufen werden mußte, weil er gegen den englischen Minister wie gegen den spanischen Botschafter Aeußerungen gethan hatte, die das gute Einvernehmen Frankreichs mit Spanien aufs Aergste kompromittirten, und das in einem Augenblick, wo eben auf die Pflege dieses dem Familienvertrag von 1761 [1]) gemäßen Verhältnisses den englisch-amerikanischen Händeln gegenüber in Versailles der allergrößte Werth gelegt ward. [2])

Vergennes und Turgot setzten durch, daß Graf Guines abberufen und der Herzog von Noailles an seiner Statt zum Botschafter ernannt ward, aber weiter kamen sie nicht, als nun die Königin mit aller Macht sich gegen sie erhob. Sie forderte vom König Genugthuung für den Schimpf, der dem ausgezeichnetsten aller Menschen widerfahren war. Sie verlangte, daß Vergennes und Turgot entlassen, der letztere außerdem auf die Bastille gesetzt, der Graf Guines aber zum Herzog ernannt werden sollte. Alles Zureden des Grafen Mercy und ihres Beichtvaters des Abbé Vermond war umsonst. Sie blieb bei ihrer Forderung, wiederholte sie stürmisch immer und immer wieder, so lange bis le pauvre homme — wie sie ihren Gatten zu nennen pflegte — wirklich breit geschlagen war und sich entschloß, ihr wenigstens theilweise nachzugeben. Dieser Entschluß muß bereits gefaßt gewesen sein, vor jenem „letzten Sonntag", an welchem Turgot den bisher so leutseligen und offenherzigen König mit einem Mal so ganz verändert fand.

Mit seinem Brief vom 30. April hatte er, wie sich leicht denken läßt, nichts gebessert. Schon gab es Ministerialsitzungen, zu denen er nicht mehr zugezogen ward. Und so schrieb er am 10. Mai seinem Freunde, dem Abbé: „Wohlan, mein Freund, Alles ist gesagt: Ihr alter Freund hat seine Sache so kräftig und geschickt betrieben, daß er den König heute Morgen zum Entschluß gebracht hat. Unserem Freund Malesherbes hat er eben angekündigt, daß ihn der König heute Abend oder Morgen kommen lassen werde, um ab-

1) S. S. 323. 2) Jobez S. 496 ff. (Nach den Akten der Correspondenz von Vergennes in den Archives nationales.)

zuschließen und hat ihm Herrn Amelot als seinen Nachfolger angekündigt. Ich habe Ursach zu glauben, daß er seit lange daran gearbeitet hat, Ihre beiden Freunde im Geiste des Herrn zu vernichten. Mit Recht zählt er auf meinen Rücktritt und ich weiß, daß er schon von Herrn von Clugny gesprochen hat. Ich brauche nur noch wenige Tage, um dem König den Plan der Reform in seinem Haushalt vorzulegen. Er wird gewiß nicht angenommen werden und dann werde ich meine Freiheit zurückverlangen. Ich werde gehen mit dem Schmerz, daß ich einen schönen Traum verschwinden, einen jungen König, der ein besseres Loos verdiente, und ein ganzes Reich zu Grunde richten sah durch den, der sie retten sollte; aber ich werde gehen ohne Schande und ohne Gewissensbisse."[1])

Am 10. Mai schrieb der König dem Grafen Guines einen Brief, in dem er ihm erlaubte, sich künftig Herzog zu nennen, am 11. wurde Malesherbes entlassen, und am 12. bekam Turgot seinen Abschied, bevor er darum bitten konnte. Auf die Entlassung des unentbehrlichen Vergennes, sowie auf die Einkerkerung Turgots hatte die Königin schließlich doch verzichtet. Gräfin Maurepas kündigte noch am 12. dem Abbé de Veri das ihr so schmerzliche Ereigniß mit dem Bemerken an, „seit einem Monat" habe dieses Ungewitter über Turgots Haupt gedroht, er habe es aber, trotz ihrer Warnungen, nicht glauben wollen.[2]) Der Graf selber schrieb an Turgot: „Wäre ich frei gewesen, meiner ersten Bewegung zu folgen, so würde ich zu Ihnen gekommen sein. Höhere Befehle haben mich daran gehindert. Ich bitte Sie überzeugt zu sein von dem ganzen Antheil, den ich an Ihrer Lage nehme." Turgot antwortete sofort am 13. Mai: „Ich zweifle nicht an dem Antheil, den Sie an dem Ereigniß des Tages genommen haben und widme Ihnen dafür die Erkenntlichkeit, die ich Ihnen schulde. Die Hemmnisse, die ich in den dringendsten und unabweisbarsten Sachen fand, hatten mich schon seit längerer Zeit von der Unmöglichkeit überzeugt, dem König mit Erfolg zu dienen und ich war entschlossen, ihn um meine Freilassung zu bitten. Aber meine persönliche Anhänglichkeit an ihn hätte mir solchen Schritt schmerzlich gemacht. Ich hätte gefürchtet, daß ich mir eines Tages vorwerfen würde, ihn verlassen zu haben. Der König hat mich dieses Schmerzes überhoben und der einzige, den ich dabei empfand, war der, daß er nicht die Güte gehabt hat, mir seine Willensmeinung selbst zu sagen. Was meine Lage angeht, mit der Sie sich beschäftigen wollen, so kann ich an ihr nichts beklagen, als den Verlust der Hoffnungen, die ich gehegt hatte, dem König in seinen Absichten für die Wohlfahrt seiner Völker beizustehen. Ich wünsche daß ein Anderer sie verwirkliche. Aber wenn man in Ehren und mit freiem Gewissen geht, wenn man kein anderes Interesse als das des Staates gekannt und seinem Herrn keine Wahrheit verheimlicht oder verschwiegen hat, dann kann man nicht unglücklich sein."[3])

1) Larcy S. 25. 2) Larcy S. 26. 3) Daire I, CXII.

V. Turgots Zukunftsträume und Frankreichs Verhängniß.

Die Art, wie der König Turgot fallen ließ, deutet auf eine Verstimmung hin, die sich aus fremder Einwirkung und wäre es selbst die der Königin, keineswegs erklären läßt. Malesherbes hatte ihm nie so nahe gestanden wie Turgot, dennoch empfing er ihn zum Abschied und sagte ihm sogar mit wehmüthigem Scherz: Sie Glücklicher, Sie können gehen, könnte ich das doch auch. Turgot aber war nach jenem Sonntag, auf den sein Brief vom 30. April sich bezog, gar nicht mehr empfangen worden. Durch den Minister Bertin ward ihm am 12. Mai die Entlassung angekündigt, um die er nicht gebeten hatte, mit dem Beifügen allerdings, der König beabsichtige ihm mehr als das Ruhegehalt des Ministers anzuweisen; seine Wünsche in dieser Beziehung möge er ihm schriftlich mittheilen. So schrieb Turgot am 18. Mai zum letzten Mal an den König und diesem Schreiben entnehmen wir, daß er den entscheidenden Grund seiner ungnädigen Entlassung in jenem Brief vom 30. April erblickt hat. Jede Gnadenbewilligung über das hinaus, was ihm als gewesenem Minister mit Recht zukomme, lehnt er ab: wolle der König mehr thun, so bitte er ihn, die Männer bedenken zu wollen, die dem nunmehr entlassenen Minister mit eigenen Opfern gedient hätten und deren Ansprüche er seinem Nachfolger, Clugny, im Einzelnen nachgewiesen habe: er selber begehre nicht mehr als er habe und wolle unter keinen Umständen dem Staate zur Last sein. Dann sagt er: „Was mich angeht, Sire, so denke ich mit Schmerz an Ihr Vertrauen und an die Hoffnung, die Sie mir gaben, dem Staate nützlich zu sein. Der Schritt, den ich gethan habe, und der Ihnen mißfallen zu haben scheint, hat Ihnen bewiesen, daß mich kein anderer Beweggrund an meine Stelle fesseln konnte, denn ich durfte die Gefahr nicht übersehen, die ich lief und hätte mich ihr nicht ausgesetzt, wenn mir mein Glück theurer gewesen wäre als meine Pflicht. Sie haben auch aus meinen Briefen entnommen, wie unmöglich es mir war, in diesem Amte Nutzen zu stiften und folglich darin zu bleiben, wenn Sie mich allein und ohne Beistand ließen. Ew. Maj. wußte, daß mich nur treue Anhänglichkeit an Ihre Person darin festhalten konnte. Ich hoffte, Sie würden geruhen, mir selber Ihre Willensmeinung kund zu geben. — Ich habe gethan, Sire, was ich für meine Pflicht hielt, als ich Ihnen mit einem Freimuth ohne Rückhalt und ohne Beispiel die Schwierigkeiten der

Lage darlegte, in welcher ich mich befand und aussprach, was ich von der Ihrigen dachte. Hätte ich es nicht gethan, so hätte ich mich einer sträflichen Unterlassung Ihnen gegenüber schuldig geglaubt. Sie haben darüber ohne Zweifel anders geurtheilt, denn Sie haben mir Ihr Vertrauen entzogen; aber, wenn ich mich getäuscht haben sollte, so werden Sie doch, Sire, nicht umhin können, der Empfindung, die mich geleitet hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."[1])

So lange der Wortlaut des Schreibens vom 30. April mit seinen Hinweisen auf frühere Eingaben in demselben Betreff nicht bekannt war, konnte Niemand errathen, wie bedeutungsvoll der Rücktritt von Malesherbes und der Streit um die Wiederbesetzung seiner Stelle auf das Verhältniß des Königs zu Turgot eingewirkt hat. Die Berufung eines Freundes, auf den er sich unbedingt verlassen könne, die Ablehnung des Candidaten Maurepas' hatte er gewissermaßen zur Cabinetsfrage gemacht und bei der Schilderung der Lage, die in dieser Sache jeden Mißgriff verbot, ohne Zweifel von vorn herein schriftlich und mündlich seinem gewohnten Freimuth keinen Zwang auferlegt, bis er endlich, über das beharrliche Schweigen des Königs empört, in seinem Brief vom 30. April eine an diesem Hofe unerhörte Sprache zu führen sich erlaubte. Dies Alles war ein „Auftreten" (démarche) „ohne Rückhalt und ohne Beispiel," wie er's in dem Brief vom 18. Mai selbst bezeichnet und nun fällt jeder Anlaß hinweg, für diese Worte noch andere Erklärungsgründe zu suchen, wie das früher wohl geschehen ist.

Unaufgeklärt aber bleibt dabei immer das Schweigen des Königs selbst bei jenem letzten Empfang, der dem Brief vom 30. April voranging. Warum sagte er kein Wort über die Eingaben, die Turgot vorher an ihn gerichtet? Warum erwiderte er auch nichts auf den mündlichen Vortrag des Ministers, der bisher sein unbedingtes Vertrauen genossen als der einzige Mensch, der nächst ihm sein Volk liebte von ganzem Herzen? Warum gab er nicht einmal andeutungsweise zu erkennen, was er eigentlich gegen ihn hatte, während er gerade diesem Manne gegenüber die Offenherzigkeit selber gewesen war? Warum ließ er den treuesten seiner Diener so verletzend eine Ungnade fühlen, die diesen traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel? Der Proceß der Ränke, den die Königin in Sachen des Grafen Guines gegen Turgot und Vergennes angestrengt, war allerdings schon anhängig, aber entschieden war er noch nicht und wenn der König stark genug war, Vergennes zu halten, der ja als Minister des Auswärtigen hier der zunächst Betheiligte war, warum wurde es ihm so leicht, Turgot fallen zu lassen, dessen Schuldantheil selbst in den Augen der Königin kaum als der größere erscheinen konnte?

Auf diese Fragen geben die bisher erzählten Vorgänge keine Antwort. Bevor sie eintraten, muß etwas geschehen sein, was diesen König diesem

1) Der ganze Brief bei Daire I, CXIII—IV.

Minister innerlich entfremdet hatte und zwar derart, daß ihm jeder Versuch einer Verständigung aussichtslos erschien. Etwas mußte sich ereignet haben, was ihm Turgot plötzlich in einem ganz andern Lichte zeigte, als das war, in dem er ihn bisher vertrauensvoll betrachtet hatte. Eine jener Enttäuschungen mußte eingetreten sein, die weichen Naturen, wie der König eine war, vorkommen, wie die jähe Enthüllung eines Abgrunds, dem sie ahnungslos zugesteuert sind und eine solche hat nachweisbar stattgefunden, als er eine von Turgot eingereichte Denkschrift las, welche sich verbreitete „über die Municipalitäten, über die Hierarchie, die man unter ihnen errichten, und über die Dienste, welche sie der Regierung leisten könnten.“[1])

Die Denkschrift Turgots ist durch einen Ungenannten im Jahre 1788 als Flugschrift zum ersten Mal dem Druck übergeben[2]) und nachher in der ersten Gesammtausgabe der Werke des Ministers von Dupont de Nemours wieder abgedruckt worden mit dem Bemerken, dieselbe enthalte durchaus nur Turgots Ideen, aber in einer Fassung, die nicht von ihm selbst, sondern von seinem vertrautesten Freund, d. h. Dupont selbst herrühre. Den vorliegenden Text habe er durchaus gutgeheißen, und nur sich vorbehalten, ihn zu berichtigen und ganz mit eigner Hand ins Reine zu schreiben; eine Absicht, die nicht zur Ausführung gelangt ist. Aus dieser Bemerkung könnte man, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, den Zweifel herleiten, ob Turgot für dieses Schriftstück jene volle Verantwortung zuzuschreiben sei, welche man sonst nur mit der nachgewiesenen Thatsache eigner Abfassung und Unterzeichnung verknüpft, hätte Turgot die Denkschrift nicht als Minister dem König übergeben und wäre uns diese Thatsache nicht unzweifelhaft bezeugt durch die höchst merkwürdigen Randbemerkungen, mit welchen Ludwig XVI. den uns vorliegenden Text versehen hat.[3]) Diese Bemerkungen des Königs zusammengehalten mit den Behauptungen des Ministers, gegen die sie gerichtet sind, bilden eine Art schriftlichen Zwiegesprächs, dessen Verlauf uns vollständig erklärt, weßhalb der Erstere ein mündliches Gespräch mit seinem Minister nicht mehr wünschte, ja sich von ihm abkehrte wie der Wanderer sich von einem Führer abwendet, der ihm plötzlich in unbekannter Gegend einen Sprung ins Dunkle zumuthet.

Der Plan Turgots beabsichtigte dem alten Bau der französischen Monarchie einen neuen Anbau von volksvertretenden Körpern zu geben, für die er die

---

1) Abgedruckt bei Daire II, 502—550. 2) Des administrations provinciales; mémoire présenté au Roi, par feu M. Turgot. Lausanne 1788. Als Motto steht auf dem Titel: Ex audaciâ veritas. Im Vorwort sagt der Herausgeber, er veröffentliche eine Abschrift, die er mit Erlaubniß eines achtbaren Mannes von der durch diesen in den Papieren des Ministers gefundenen Urschrift genommen habe. 3) Veröffentlicht von Soulavie, Mémoires h. et p. III, 147—154, der sie den am 10. August 1792 in den Tuilerieen erbeuteten und noch am Abend dieses Tages dem comité de surveillance übergebenen Geheimpapieren des Königs entnommen hat. Diese Gattung Papiere ist zu unterscheiden von denen des eisernen Schrankes, welche sich bloß auf die Zeit seit Beginn der Revolution bezogen. Soulavie, préface, S. 89 ff.

Bezeichnung „Municipalitäten" gewählt hatte. In den einleitenden Sätzen war ganz wie das die Weise der physiokratischen Aufklärer verlangte, von vornherein jede Erörterung der Frage abgelehnt, wie sich die neuen Municipalitäten etwa an alt bestehende Einrichtungen derselben Art anknüpfen und aus der Beschaffenheit dieser letzteren rechtfertigen ließen. „Zu lange, hieß es, hat man den Brauch beobachtet, die Richtschnur des eigenen Handelns aus der Prüfung und dem Beispiel dessen zu entnehmen, was unsere Vorfahren in Zeiten gethan haben, die wir ja selbst als Zeiten der Unwissenheit und Barbarei anzusehen übereingekommen sind. Dieses Verfahren kann nur irre leiten durch die verwirrende Buntheit der Thatsachen, die man als maßgebend darstellt. Es führt dahin, daß den Fürsten ihre wichtigsten Verrichtungen verleidet werden, indem es ihnen einredet, um sich ihrer mit Ehren und Erfolg zu entledigen, müßten sie ungeheuer gelehrt (prodigieusement savant) sein. Und doch braucht man dazu nur die Rechte und Interessen des Menschen gut zu kennen und richtig zu wägen. Diese Rechte und Interessen sind gar nicht sehr verwickelt, so daß die Wissenschaft, die sie umfaßt, gestützt wie sie ist auf die Grundsätze der Gerechtigkeit, die jeder in der Brust trägt und auf das tiefe Bewußtsein unserer eigenen Empfindungen einen sehr hohen Grad von Gewißheit und doch nur geringen Umfang hat. Sie fordert durchaus kein langes Studium und geht über die Fähigkeiten keines verständigen Menschen hinaus."

Auf diese kurz angebundene Belehrung antwortet der König höchst empfindlich berührt: „Man braucht nicht sehr gelehrt zu sein, um zu urtheilen, daß diese Denkschrift gemacht ist, um in Frankreich eine ganz neue Art von Regierung einzuführen und die alten Einrichtungen zu verschreien, in denen der Verfasser das Werk unwissender und barbarischer Jahrhunderte erblickt; als ob die Regierungen meiner drei letzten Vorgänger von irgend einem gerechten und verständigen Kopf mit denen barbarischer Jahrhunderte auf dieselbe Stufe gesetzt werden könnten; als ob nicht vielmehr mein Reich eben diesen drei Regierungen den Ton und den Platz verdankte, den es in Europa hat und behauptet. Europa wird man nicht einreden, daß diese drei Regierungen der Barbarei und der Unwissenheit gehörten; eher wird man ihm glaublich machen, daß es eben diesen drei Regierungen zum Theil die Civilisation verdankt, deren es in diesem Augenblicke genießt."

Das unbeschränkte Gesetzgebungsrecht der Monarchie, das kein Einspruch der Parlamente hemmen darf, wenn es mit gutem Gewissen zum Heil der Völker gebraucht wird, ruft Turgot auf zu einer schöpferischen That, die Frankreich eine Art von Verfassung geben würde: denn die Ursache all seiner Leiden ist eben, daß es keine Verfassung hat. „Ja, ruft hier der König, das ist die große Beschwerde des Herrn Turgot. Die Liebhaber der Neuerungen brauchen ein Frankreich, das mehr als englisch ist (une France plus qu'anglaise)." Eine Verfassung, meint Turgot, würde dem ewigen Kampfe der ständischen und der persönlichen Interessen ein Ende machen und die Krone der leidigen

Pflicht entbinden, in diesen Streit durch eine Unzahl von Einzelverfügungen einzugreifen. „Ew. Maj. muß Alles entscheiden entweder selbst oder durch Ihre Beamten. Auf Ihre Specialbefehle wartet man, um zum öffentlichen Wohle beizutragen, um die Rechte Anderer zu achten, manchmal sogar um von den eigenen Rechten Gebrauch zu machen. Sie sind gezwungen über Alles Bestimmungen zu treffen und meist durch ganz besondere Entschließung, während Sie wie Gott durch allgemeine Gesetze regieren könnten, wenn die wesentlichen Theile Ihres Reichs eine regelmäßige Organisation und anerkannte Beziehungen unter einander hätten." Dies leuchtet dem König durchaus nicht ein; „sehr wahrscheinlich, erwidert er, würde das Gegentheil eintreten: wäre die Organisation meiner Provinzen gleichartig, so würde mir gar nicht oder schlecht gehorsamt werden; es wäre schwieriger eine ganze Masse auf einmal zu heben, als sie, wie meine Vorfahren gewollt haben, zu bewegen durch Intendanten und Landstände."

Von den Ständen, welche Frankreich in seinen pays d'état besitzt, hält Turgot sehr wenig, denn sie vertreten das, was die Bevölkerungen dieser Lande innerlich trennt, aber nichts von dem, was sie verbinden könnte; sie haben den besonderen Nachtheil, daß der Besitz einer Scheinverfassung sie unempfindlich macht gegen die Schäden des Bestehenden und verblendet gegen die Nothwendigkeit einer Reform. Zu dieser würden sie auf die „sanfteste Weise" hingeführt werden, wenn der König den anderen Provinzen, die keine Stände haben, eine neue, bessere Verfassung gäbe, eine solche, welche geeignet wäre, „die Einzelnen an die Familie, die Familien an die Gemeinde, die ländliche und städtische Gemeinde an den Kreis, die Kreise an die Provinz und die Provinzen an den Staat zu knüpfen." Davon will nun der König gar nichts wissen: „Hier sieht man wieder," schreibt er, „daß Herr Turgot der Feind der ständischen Gliederung in den Ständeländern ist, sowie der Hierarchie ihrer Versammlungen, welche in Frankreich die Rechte und Ehren der verschiedenen Individuen aufrecht hält und die Hierarchie meiner Unterthanen bildet, ohne welche nichts bestehen kann, was einer Monarchie ähnlich ist. Herr Turgot beantragt eine Hierarchie der Gewalten; diese aber ist chimärisch, wenn ihr nicht eine Hierarchie der Geburt zur Grundlage dient, wie das in allen Monarchieen alter und neuer Zeit und in fast allen Republiken der Fall ist."

Turgot will in jeder ländlichen wie städtischen Gemeinde eine Vertretung (Municipalität) ins Leben rufen, welche mit Umlegung der Steuern, mit den öffentlichen Bauten, insbesondere dem Straßenbau und der Armenpflege befaßt werden soll. Das Recht auf Vertretung soll ganz unabhängig sein von jedem Unterschied der Geburt, desto abhängiger aber von dem Umfang des Grundeigenthums der Eingesessenen: nur das Grundeigenthum soll der Steuerpflicht unterliegen und folglich auch nur der Grundeigenthümer wahlberechtigt und wählbar sein. Dazu bemerkt der König: „Das wäre das Mittel, um unter den nichtgrundbesitzenden Gliedern der Gemeinde Unzufriedene zu schaffen.

Und wenn man ihnen Versammlungsrecht gewährt, so ist das eine Quelle der Zwietracht."

Turgot will das Stimmrecht abstufen nach der Größe des Reinertrags aus dem Grundeigenthum. Vollbürger (citoyen entier) soll nur sein, wer einen Reinertrag von 600 Livres jährlich einnimmt. Wer nur 300 Livres hat, gilt auch nur als Halbbürger (demi-citoyen) und wer nicht mehr als 100 Livres hat, ist ein Sechstel von einem Bürger (un sixième de citoyen). Nur der Vollbürger würde für sich reden und stimmen, die minder Begüterten würden sich je nach dem Einkommen zu zweien, zu drei, vier, fünf oder sechs einen Vertreter als Sprecher wählen müssen. Dazu meint der König: „In einer politischen Versammlung die Rechte eines Mannes in Hälften, oder Viertel spalten, je nach der Größe seines Vermögens, ist ein Einfall so neu und unserer Denkweise so widersprechend, daß die Würde des Staates nicht erlauben würde, ihn ernsthaft vorzuschlagen."

Nach Turgots Plan sollen aus den Gemeindeversammlungen die Abgeordneten zu der Municipalität der Provinz hervorgehen und diese soll die Steuerbeträge auf die Kreise ausschlagen, eine Verrichtung, zu der sich nach seiner Meinung einerseits die Intendanten, andererseits die ständischen Versammlungen durchaus ungeeignet erwiesen haben. Der König ist auch hier entgegengesetzter Ansicht: „Diese Operation," sagt er, „geschieht (in den pays d'élection) durch die vom König gesandten Intendanten, und in den ständischen Ländern durch die drei Stände. Diese Zusammensetzung aus drei Ständen hängt zu eng mit den Privilegien der Franzosen zusammen und die Absendung der Intendanten zu eng mit der Autorität des Königs, um ihre Verwandlung in Abgeordnete des Volks zu gestatten: das läuft hinaus auf einen vollständigen Umsturz der ganzen bestehenden Ordnung und mit einigen Ausnahmen der gesammten Verwaltung in den ständischen Ländern. Die Verwaltung der Intendanten ist aber, von einigen Mißbräuchen abgesehen, das Allerbeste in meinem ganzen Königreich; nicht hier liegt der Hauptfehler des Staates."

Der Bau der Gemeinde- und Provinzialvertretungen soll nun nach Turgots Plan gipfeln in einer Reichsvertretung, welche er la grande municipalité, oder Municipalité royale oder Municipalité générale du royaume nennt. Von ihr sagt die Denkschrift: „Dieser Körper, Sire, würde den Bau der Municipalitäten krönen. Er würde, wie in einem Bündel von Pfeilen, mühelos in den Händen Ew. M. alle Fäden des Gewebes vereinigen, welches die fernsten und die kleinsten Punkte Ihres Reiches umfaßt. Die Generalmunicipalität würde aus jeder Provinzialversammlung von einem Abgeordneten beschickt werden, dem man gestatten würde einen Beigeordneten zu haben, um in Krankheitsfällen ihn zu vertreten und in seinen häuslichen Arbeiten zu unterstützen. Die Beigeordneten könnten den Versammlungen als Zuschauer beiwohnen, würden aber weder Sitz noch Stimme haben.

Dagegen hätten Ihre Minister, Sire, sowohl Sitz als Stimme in der

Versammlung; und manchmal könnte Ew. M. selbst sie mit Ihrer Gegenwart beehren, den Berathungen beiwohnen, oder Ihren Willen kundgeben.

In dieser Versammlung würde man die Steuern unter die verschiedenen Provinzen vertheilen, würde über die Ausgaben Beschlüsse fassen, sei es für große öffentliche Anlagen, sei es für Unterstützung der Provinzen, welche Schaden gelitten, oder Unternehmungen vorschlügen, die zu vollenden sie nicht reich genug wären.

Mit Bezug auf diese verschiedenen Gegenstände würde Ew. M. bei Eröffnung der Versammlung erklären oder durch Ihren Minister der Finanzen erklären lassen, wie groß die benöthigten Summen seien, die nun auf die Gesammtheit der Provinzen zur Bestreitung der Staatsausgaben ausgeschlagen werden müßten. Darin wäre der Kostenbetrag der angeordneten öffentlichen Arbeiten aufgenommen, dann aber der Versammlung überlassen, in voller Freiheit nach Mehrheit der Stimmen beliebige andre öffentliche Arbeiten zu beschließen, die sie nöthig fände, und den Provinzen, die darum nachsuchten, beliebige Unterstützungen oder Beihilfen zu gewähren. — In diesem Punkte aber müßte ein Grundsatz aufgestellt werden, um die Zahl solcher Hilfsgesuche einzuschränken und Ihre Völker und Municipalität nicht an beständiges Betteln zu gewöhnen. Das Nothwendige darf niemals verweigert, das Unnöthige niemals verlangt werden."

So lautet der erste traumhafte Entwurf, den ein Minister des alten Frankreich über Einführung einer Art von Volksvertretung gemacht hat. Durchaus neu und eigenartig ist der ganze Plan. Er hat nichts zu schaffen mit den alten Ständen, ist vielmehr bestimmt, diese aufzulösen und in der Gemeinschaft der Grundeigenthümer untergehen zu lassen. Er hat ebenso wenig gemein mit dem Parlamentarismus nach englischem Muster, denn er gibt der Volksvertretung keinerlei politische Rechte, sondern nur administrative Pflichten. Aus demselben Grunde ist er der Lehre Montesquieus von der Theilung der Gewalten vollständig fremd. Gesetzgebung, Regierung, Rechtspflege bleibt uneingeschränktes Eigenthum der Krone. Die Volksvertretung hat Steuern, welche die Krone fordert, nicht zu bewilligen, sondern nur umzulegen, wird also über die Begründung der Forderung als solcher nicht befragt, was ein Verweigerungsrecht von selbst ausschließt: nur über Bewilligungen, welche nicht von der Krone, sondern aus ihrer eignen Mitte beantragt werden, steht ihr freie Verhandlung und Abstimmung zu. Im Uebrigen geht sie nicht aus Volkswahlen, sondern aus den Provinzialversammlungen, wie diese ihrerseits aus Gemeindeversammlungen hervor und zeichnet sich als ein einfaches Organ der königlichen Verwaltung schon dadurch ab, daß die Minister, ohne Abgeordnete zu sein, in ihrer Versammlung Sitz und Stimme haben. Die Grundvoraussetzung des ganzen Entwurfs ist aber die Annahme, daß die Abgeordneten der Steuerzahler sich niemals weigern werden zu beschließen, was der König für den Staat von ihnen verlangt und gerade diese Annahme erscheint dem König als durchaus verfehlt.

„Das wäre vielleicht," schreibt er, „das Mittel, gar nichts zu erlangen. Meine Parlamente sind gewohnt, Alles zu bewilligen, was man von ihnen auf Kosten der Völker verlangt. Sie sind gewohnt, Alles zu verweigern und sich verbannen zu lassen, wenn man eine Steuer fordert, die sie selbst zahlen sollen. Wenn man die Grundeigenthümer versammelt, um von ihnen die Umlegung der Steuer zu fordern, so heißt das sie zum Widerstande gegen die geforderte Steuer aufrufen. Der Abbé Terrai hat klar bewiesen, daß man des Einganges der Steuer nur sicher ist, wenn sie erhoben wird auf Beschluß dessen, der entweder gar nichts oder nur das wenigste dazu zahlt. Der Gedanke, ständige Reichstage zu bilden ist grundstürzend für die Monarchie, die nur deßhalb unumschränkt ist, weil ihre Machtvollkommenheit keine Theilung zuläßt. Von dem Augenblicke ihrer Eröffnung an besteht zwischen dem Könige und seiner Nation kein Mittleres mehr als eine Armee; und es ist beklagenswerth und schmerzlich, dieser die Vertheidigung der Autorität des Staates gegen die Versammlung der Franzosen anzuvertrauen. Das System des Herrn Turgot ist ein schöner Traum. Eine neue absonderliche Utopie eines Mannes der es gut meint, aber die bestehende Ordnung umstürzen würde. Die Ideen des Herrn Turgot sind ungemein gefährlich und ihre Neuheit muß Widersetzung wecken."

Binnen Jahresfrist, meint Turgot, kann dies ganze System aufgerichtet, im nächsten Oktober, wenn die Ernte eingethan ist, können alle Versammlungen in Thätigkeit sein und im Januar der Reichstag berufen werden. Das kann der König nicht glauben: „Das wäre ja," bemerkt er, „eine sehr prompte Wiedergeburt und Versammlung eines neuen Frankreich; aber was würde inzwischen das alte Frankreich thun? Die Großen des Reichs, die Parlamente, die Stände der pays d'état, die Schöffen (échevins), die städtischen Bürgermeister (prévôts des marchands), die Gemeinderäthe (capitouls), würden ihrerseits Sitzungen halten und sich vielleicht auflehnen, um zu erfahren, durch welche Verbrechen sie ihre Absetzung verdient hätten."

In Verbindung mit seinen Vertretungskörpern, welche das französische Volk auf allen Stufen in die Schule freiwilligen Staatsdienstes nehmen sollten, hatte sich Turgot die Thätigkeit eines „nationalen Erziehungsrathes" (conseil de l'éducation nationale) gedacht, welcher alle Akademien, Universitäten, Collegien, Volksschulen unter sich haben und neben der Pflege des Unterrichts im eigentlichen Sinne, insbesondere die Pflanzung der Vaterlandsliebe und jeglicher Bürgertugend zur Aufgabe haben sollte.

Aus dieser doppelten Schule hoffte er binnen höchstens zehn Jahren ein neues Volk, einen neuen Staat hervorgehen zu sehen. „Die Bürgererziehung (éducation civique), welche der Unterrichtsrath im ganzen Reiche geben, die vernunftgemäßen Bücher, die er erscheinen und nach denen er alle Lehrer unterrichten lassen würde, würden noch mehr dazu beitragen ein gebildetes und tugendhaftes Volk zu schaffen. Sie würden in das Herz der Kindheit

den Keim der Menschlichkeit, des Rechtssinns, des Wohlthuns und der Liebe zum Staate säen, und diese Eigenschaften würden, mit zunehmendem Alter zunehmend geübt, unablässig wachsen. Sie würden die Vaterlandsliebe auf jene hohe Stufe des Enthusiasmus führen, von dem nur die Völker des Alterthums einige Proben abgelegt haben und dieser Enthusiasmus würde weiser und gediegener sein, weil er sich auf den Besitz eines größeren wahrhaften Glückes stützte. Kurz, nach Ablauf einiger Jahre, hätte Ew. Maj. ein neues Volk und das erste aller Völker." „Neu, wirft hier der König ein, würden diese Versammlungen in Frankreich allerdings sein; denn das Recht des Eigenthums in Verbindung mit dem Recht der Geburt und des Standes, sammt den alterthümlichen Formen der Monarchie würden abgeschafft, um den Vereinigungen eines neuen Volkes Platz zu machen."

Turgot schließt seinen Vortrag mit den Worten: „An Stelle der Schlechtigkeit, der Feigheit, der Ränkesucht und der Habgier, die Sie überall gefunden haben, würden Sie allerwärts Tugend, Uneigennützigkeit, Ehre und Eifer finden. Es wäre gemeiner Brauch, ein Ehrenmann zu sein. Ihr Reich, innerlich verknüpft in all seinen sich wechselseitig tragenden Theilen, würde seine Kräfte dem Anschein nach verzehnfacht und in Wirklichkeit sehr bedeutend gestärkt haben. Jeden Tag würde es herrlicher blühen gleich einem fruchtbaren Garten. Mit Bewunderung und Hochachtung würde Europa, mit aufrichtiger Anbetung würde Ihr liebendes Volk zu Ihnen aufblicken."

Die Schlußbemerkung des Königs aber lautet: „Ich weiß nicht, ob Frankreich von den Erwählten des Volks und den reichsten Bürgern verwaltet, tugendhafter sein würde, als es ist, da es verwaltet wird nach dem Rechte der Geburt und durch Ernannte des Königs. In der Reihenfolge der Verwalter, welche meine Vorfahren ernannt haben, in den ersten Familien der Robe und selbst der Finanzkreise meines Reichs finde ich Franzosen, die jeder der bekannten Nationen zur Ehre gereicht hätten. Der Uebergang von dem bestehenden Regime zu dem, welches Herr Turgot augenblicklich vorschlägt, gibt zu denken; denn man sieht wohl was ist, aber man sieht nur in der Einbildung was nicht ist, und man soll keine gefährlichen Experimente machen, wenn man das Ende nicht absieht."

Da der König in all seinen Bemerkungen von dem Plane Turgots als dem eines im Amt befindlichen Ministers redet,[1]) so versteht sich von selbst, daß er sie niedergeschrieben hat, bevor dieser entlassen war. Und da der Verfasser des Entwurfs sich darüber nicht täuschen konnte, daß derselbe das Stärkste enthalte, was er diesem Monarchen überhaupt bieten konnte, so ist klar, daß die Ueberreichung desselben zu einer Zeit stattgefunden haben muß,

1) Schlagend sind insbesondere die Worte que M. Turgot propose actuellement. Folglich ist in dem Datum ce 15 février 1788, das Soulavie am Schlusse seines Abdrucks (S. 154) folgen läßt, die Jahreszahl jedenfalls falsch. Woher sie rührt, kann ich nicht angeben. Aber auch der Monatstag ist aus naheliegenden Gründen als unrichtig zu verwerfen.

wo der König noch unbedingt mit seinem Minister einig ging, oder wenigstens einig schien. Die Blüthezeit von Turgots Einfluß war die Epoche vom lit de justice des 12. März bis zur Staatsrathsitzung vom 6. April, wo er mit Vergennes für die Einhaltung streng friedlicher Politik den Ausschlag gab[1]) und allen Anlaß hatte, durch Hinweis auf das Ganze des Reformwerks, das er plante, die Macht der Gründe zu verstärken, die gegen jeden Krieg und für den Frieden sprachen. Denken wir uns, daß er seine Denkschrift etwa in der zweiten Woche des April eingereicht hat, so würden auch die vier Wochen herauskommen, seit deren Anfang schon der König — wie die Gräfin Maurepas bezeugt[2]) — seinem Minister innerlich entfremdet war, und sich mit dem Gedanken beschäftigte, ihm bei erster Gelegenheit den Abschied zn geben.[3])

So lange Turgot gegen Mißbräuche zu Felde zog, die fallen konnten, ohne daß der Bau des Staates geändert ward, so lange hielt Ludwig XVI. in Treue bei ihm aus; den Handel mit Brod und Wein befreien, dem Bauer die Last der Frohne abnehmen, dem Handwerker Arbeit und Verdienst, und Allem, was nicht an den Fleischtöpfen der Privilegien saß, die Wege öffnen, die zum Wohlstand führten; das waren Dinge, zu denen dieser junge König immer willig war und in deren Verfolgung er sogar eine Festigkeit bewähren konnte, die sonst seinem Wesen so fern wie möglich lag. Wo aber diese Willigkeit aufhörte, wo sie einem höchst entschiedenen Widerstreben Platz machen werde, das wußte Turgot nicht, als er diesen Entwurf ihm übergab, und das hat er auch nie erfahren, denn die Bemerkungen des Königs haben für Niemanden sichtbar in den Mappen seiner Geheimpapiere geruht bis zum 10. August 1792.

Der sachliche Inhalt seiner Einwände gegen Turgots Plan bekundet, daß seine gesammte Staatsanschauung von der seines Ministers durch einen Abgrund geschieden war und die Schärfe mit der er sie äußert, läßt erkennen, daß er auf so unversöhnlichen Widerspruch der Ansichten nimmermehr gerechnet hatte. Der Mann, den er bisher wie einen älteren Bruder geliebt, weil er sich eins mit ihm wußte in der Liebe zu seinem Volk, erschien ihm plötzlich wie eine öffentliche Gefahr, wie ein Brandstifter, der im Begriff war, die lodernde Fackel in seine Speicher zu schleudern, in der ehrlichen Meinung, daß er dadurch Krone und Land vor dem Verderben rette.

In der That, was Turgot als einen Anbau an die bestehende Monarchie ansah, war in Wirklichkeit ein Umbau des ganzen Staates: was er wie eine einfache Verwaltungsmaßregel hinstellte, die nur befohlen zu werden brauchte, um sofort eitel Segen und Herrlichkeit zu erzeugen, bedingte einen vollständigen Umsturz aller bestehenden Ordnung, den die bevorrechteten Träger

1) S. S. 598. 2) S. S. 613. 3) Ganz richtig sagt Soulavie III, 155: Le roi, dès le moment qu'il connut son projet de révolution démocratique, lui ôta sa confiance et chercha les moyens de le renvoyer sans bruit.

dieser letzteren nimmermehr in ergebenem Gehorsam hingenommen hätten. Mit dieser Voraussicht war Ludwig XVI. durchaus in seinem Recht. So glatt und kampflos, wie Turgot sich das vorstellte, konnte der Uebergang vom Staat der Privilegirten und der Intendanten zu dem der Municipalitäten nimmermehr verlaufen und von der Schwierigkeit des Uebergangs ganz abgesehen, in dem Entwurf war nirgends gesagt, wie denn die Thätigkeit der neuen Gemeinde-, Provinz- und Reichsvertreter sich zu den Intendanten verhalten, ob diese einzigen Glieder monarchischer Verwaltung wirklich ersetzt werden sollten durch vielköpfige Körper, die wohl beschließen und überwachen, aber doch nimmermehr vollziehen, regieren, verwalten konnten? War diese Lücke Zufall oder Absicht, der König hatte Recht, wenn er, bis ihm Besseres gezeigt ward, an den Intendanten festhielt, die er ernannte, ohne die er gar nicht regieren konnte. Auch das war ihm nicht übel zu nehmen, daß er an die Willigkeit zur Selbstbesteuerung nicht glaubte in einem Staat, in dem es wirklich von Alters her so war, daß Steuern nur bewilligt wurden von denen, die sie nicht selbst zahlten, sondern sie abwälzen konnten auf die, die um Bewilligung nicht angegangen wurden.

Im Unrecht aber war der König, wenn er an die Baufälligkeit seiner Monarchie nicht glaubte, die Nothwendigkeit ihrer Umbildung nicht anerkannte, von einer „Verfassung" nichts hören wollte und insbesondere in dem Wahn befangen blieb, daß was er die „Hierarchie seiner Unterthanen" nannte, d. h. die Vorzugsrechte von Clerus und Adel vor dem dritten Stand die Daseinsgrundlage der Monarchie selber seien. Von diesem Wahn war der König beherrscht, als er wider den Rath aller Verständigen die Parlamente wieder herstellte und demselben Wahn werden wir noch öfter als einem Verhängniß begegnen, das in entscheidenden Augenblicken zu seinem und seines Volkes Unheil eingegriffen hat. Das alte Regime bildete mit all seinem historischen Glauben und Aberglauben, Recht und Unrecht, Sinn und Unsinn eine abgeschlossene Welt für sich. Der Besonderheit seiner altherkömmlichen Zustände und Ueberlieferungen entsprach bei denen, die darin aufgewachsen waren, eine besondere Art zu urtheilen und zu folgern, zu denken und zu sprechen. Wer darin lebte mit Kopf und Herz, der hatte für eine andere Sprache, als die dieser Begriffswelt entsprang, überhaupt kein Verständniß. Wer sich aber einmal davon losgerissen, der verurtheilte es auch ohne Gnade und Erbarmen. Das Verhängniß Frankreichs war, daß es in der Epoche, da sein Uebergang zu neuen Zuständen unabweisbar geworden war, von einem Monarchen beherrscht ward, der mit Herz und Seele im alten Frankreich lebte,[1]) während dieses nach dem Urtheil aller denkenden Köpfe seines Volkes, das Recht aufs Dasein längst verwirkt. Turgot war

---

1) Vgl. über den Unterricht, den er in dieser Beziehung bei seinem Hofmeister genossen hat: Réflexions sur mes entretiens avec M. le Duc de la Vauguyon par Louis-Auguste Dauphin (Louis XVI) précédée d'une introduction par M. de Falloux. Paris 1851. S. insbes. S. 97 ff.

Monarchist wie alle Physiokraten: was er als Recht und Pflicht der Staatsgewalt betrachtete, forderte unbedingt die Macht einer starken Monarchie, deren Gesetzgebungs- und Regierungsrecht nur zum Schaden des Volkes getheilt oder eingeschränkt werden konnte. Gleichwohl war sein Vertrauen auf ihre Organe in Frankreich so gering, sein Glaube an den Staatssinn der Nation so fest, und seine Einsicht in das Wesen staatlicher Verwaltung so unsicher, daß er für die Thätigkeit seiner Municipalitäten kecklich den Ausdruck „Verwaltung" brauchte, als ob er wirklich, wie der König ohne Weiteres schloß, nach d'Argensons Vorschlag[1]) alle obrigkeitlichen Aemter ersetzen wollte durch Wahlämter, und Provinzen und Gemeinden sich wie Republiken dächte, die ein Bundesstaat unter einem erblichen Präsidenten vereinigte. Wenn ein Denker, der als Monarchist die Privilegien verwarf, über die nothwendigen Bedingungen monarchischer Regierung entweder so unklar dachte, oder so verwegen hinaus schritt: was war dann von dem Radikalismus derer zu erwarten, die mit Rousseau für die Tugendrepublik der Alten schwärmten und in jedem König einen Frevler am Gesellschaftsvertrag erblickten!

Und mit diesem König, der es immerhin von Herzen wohl meinte mit seinem Volk, stritt nun um die Macht eine blutjunge Königin, die gar nichts ahnte von den schweren Fragen, die ihrem Mann den schwachen Kopf zermarterten, die aller auch der bescheidensten Kenntnisse, und — wenigstens damals noch — jedes Ernstes und jedes Pflichtgefühls entbehrte.

Wie sie es anfing, sich zu entschädigen für das Unglück, daß sie acht Jahre lang auf Mutterfreuden und Mutterpflichten warten mußte, das muß hier, in der Blüthezeit ihres naiven Uebermuthes, wenigstens andeutungsweise veranschaulicht werden. Am 17. April 1775 schreibt sie dem Grafen Rosenberg: „Die Geschichten, die über mich nach Wien gehen werden, kümmern mich nicht. Sie kennen Paris und Versailles, Sie haben gesehen und geurtheilt, bedürfte ich der Vertheidigung, so würde ich mich auf Sie verlassen: in gutem Glauben werde ich mehr eingestehen, als Sie darüber sagen: z. B. meine Liebhabereien sind nicht die des Königs, der nur an der Jagd und an mechanischem Handwerk Freude hat. Sie werden zugeben, daß ich mich in einer Schmiede schlecht genug ausnehmen würde; der Vulkan würde ich dort nicht sein und in der Rolle der Venus würde ich ihm noch mehr mißfallen, als in meinen Liebhabereien, die er nicht mißbilligt." Am 13. Juli schreibt sie ihm, daß sie die Verbannung des ehemaligen Ministers Aiguillon durchgesetzt, der sich in der Sache des Grafen Guines so nichtswürdig gegen sie benommen und schildert ihm dann, wie sie es angefangen habe, um während der Salbungsfeier in Reims den Herzog von Choiseul zu sprechen, den der König so gar nicht leiden konnte: „Sie werden gerne glauben, daß ich ihn nicht gesehen habe, ohne mit dem König darüber zu

1) I, 455.

sprechen, aber Sie ahnen nicht, wie geschickt ich verfahren bin, um nicht den Anschein zu haben, als ob ich ihn um Erlaubniß bäte. Ich habe ihm gesagt, ich hätte Lust, den Herrn von Choiseul zu sehen und sei nur in Verlegenheit wegen des Tags. Das habe ich so fein gemacht, daß der arme Kerl (le pauvre homme) mir selber die bequemste Stunde angab, wo ich ihn sehen konnte. Ich glaube, ich habe bei dieser Gelegenheit das Frauenrecht genügend ausgebeutet."[1])

In ihrem Bruder dem Kaiser Joseph kochte es schon lange; fast jeder Courier brachte Beweise für das höchst unangemessene Benehmen der Königin von Frankreich. Diese Briefe an Rosenberg konnte er nicht verzeihen; in tiefer Empörung griff er zur Feder, um seiner Schwester eine Strafpredigt zu schreiben, die so scharf war, daß Maria Theresia den Brief nicht abgehen ließ. Zum Glück ist er der Nachwelt wenigstens erhalten[2]) und ein Auszug daraus wird hier als Beitrag zur Charakteristik der Königin vortreffliche Dienste leisten. Unter dem Eindruck der Briefe an Rosenberg schrieb der Kaiser: „Wie könntest Du wünschen, daß ich Dich besuche, unter den Umständen, in die Du für gut befunden hast Dich zu versetzen? So viel ich davon weiß, mengst Du Dich in eine Unzahl Dinge, die Dich nichts angehen und die Du nicht kennst. Ränkesüchtige Menschen in Deiner Umgebung, die Dir schmeicheln, Deine Eigenliebe und Deine Lust zu glänzen, zu reizen verstehen, verleiten Dich, hinter einander Schritte zu thun, die das Glück Deines Lebens trüben, Dir früher oder später sehr empfindliche Widerwärtigkeiten bereiten, Dich um die Liebe und Achtung des Königs und um die Gunst der öffentlichen Meinung bringen müssen, die Du erstaunlicher Weise bis jetzt besessen hast. In was mischest Du Dich, liebe Schwester? Du vertauschest Ministerstellen, lässest einen auf seine Güter verbannen, dem einen dieses, dem andern jenes Departement übertragen[3]), machst, daß ein dritter seinen Proceß gewinnt (Graf Guines), schaffst ein neues kostspieliges Amt an Deinem Hof[4]) und sprichst von Geschäften in einem Ton, der Deiner Stellung sehr wenig angemessen ist. Hast Du Dich nur ein Mal gefragt, mit welchem Recht Du in die Geschäfte der Regierung und der französischen Monarchie eingreifst? Welche Studien hast Du gemacht? Welche Kenntnisse hast Du Dir erworben, um Dich des Anspruchs zu erdreisten, daß Deine Ansicht oder Meinung irgend etwas werth sei, zumal in Geschäften, die so ausgedehnte Kenntnisse verlangen? Du, eine liebenswürdige junge Person, die den ganzen Tag an Nichts als Flittertand, Toilette und Vergnügen denkt; die nicht eine Viertelstunde im Monat zum Lesen oder Hören übrig hat: die, ich bin davon überzeugt, nicht nachdenkt und nicht überlegt und die Folgen dessen, was sie thut oder sagt, gar nicht berechnet? Der augen-

1) Arneth-Geffroy II, 361/62. 2) Abgedruckt bei Arneth-Geffroy II, 363—365. 3) M. A. hatte den Marineminister Sartine für die Stelle gewünscht, die nachher Malesherbes bekam. 4) Gemeint ist das Amt der Oberintendantin, das sie für die Prinzessin Lamballe geschaffen hatte.

blickliche Eindruck allein bestimmt Dein Handeln und Worte und Gründe, die die von Dir Beschützten Dir einflüstern und denen Du glaubst, machen Deine Richtschnur aus. Kann man Thörichteres, Unvernünftigeres und Unpassenderes schreiben, als was Du dem Grafen Rosenberg mittheilst über die Art, wie Du in Reims eine Unterredung mit dem Herzog von Choiseul zu Stande gebracht hast? Wenn je ein Brief wie dieser sich verirrte, wenn je, was ich kaum bezweifle, Worte und Aeußerungen gleich diesen Dir im Beisein Deiner Vertrauten entschlüpfen, so kann ich daraus nur das Unglück Deines Lebens kommen sehen und ich gestehe, bei der Liebe, die ich zu Dir hege, ist mir dieser Gedanke unendlich schmerzlich. Zu solchen Dingen treiben Dich Deine Feinde, die den Einfluß zu vernichten trachten, den Du haben könntest. Glaube mir, höre die Stimme eines Freundes, eines Mannes, von dem Du weißt, daß er Dich liebt; unterscheide sie aus dem Geschwirre derer, die Dir Weihrauch streuen; glaube, daß Niemand Dir die Wahrheit sagen will noch kann wie ich und daß sie bei allen Nationen und in allen Ländern dieselbe ist. Lasse also ab von all diesen Hetzereien; mische Dich schlechterdings nicht in Geschäfte und stoße alle die zurück, die Dich für irgend einen Zweck hineinziehen möchten. Gib Dir ernstlich Mühe, Liebe und Vertrauen des Königs zu gewinnen, das ist Deine erste Standespflicht und das einzige Interesse das Du haben sollst und darfst. — Schließlich lies, beschäftige Dich, bilde Deinen Geist, gib Dir Talente (donnez-vous des talents) und mache Dich fähig in Deinem Innern Hilfsquellen zu haben, wenn Du älter bist und die Zeit herankommt, wo der große Beifall des Publikums, der jetzt Dein Sehnen und Deine Freude ist, Dich verlassen sollte, was ja nicht ausbleiben wird. Das ist die Rolle, die am letzten Ende jede Frau in ihrem Haushalt spielen muß."

Die Dinge, die den Kaiser Joseph mit Recht empört hatten, waren noch ziemlich unschuldig im Vergleich mit dem, was die Königin ein Jahr später that, wiederum dem unseligen Grafen Guines zu Liebe und nun zum tiefen Schmerz auch der nachsichtigen Berather Mercy und Vermond, die bisher kein Arg darin gefunden hatten, wenn die Königin darauf hielt, einen eignen Willen zu haben, vielmehr beklagt hatten, daß sie so gar wenig Sinn für Geschäfte zeigen wollte. Die Katastrophe des 12. Mai 1776 empfand Graf Mercy als ein großes Unglück, und als seine Urheberin bezeichnete er die Königin.

Zum ersten Mal erhebt er sich zu einer Klage, für die er nirgends einen Trostgrund findet. „Seit einigen Wochen," schreibt er am 16. Mai der Kaiserin, „haben hier die Dinge eine Wendung genommen, die dem wahren Heil der Königin so entgegen ist, daß ich mich gar nicht darüber trösten kann. Der Einfluß der Königin hat Wirkungen gehabt, die ihr eines Tages schwere Vorwürfe seitens des Königs und selbst seitens der ganzen Nation zuziehen könnten. In der Sache des Grafen Guines findet sich der König im offenbaren Widerspruch mit sich selbst. Durch eigenhändige Briefe

an den Grafen Vergennes und an den Grafen Guines, Briefe, die sich unausgleichbar widersprechen, stellt er sich und all seine Minister mit Vorwissen des Publikums bloß, denn diesem sind all diese Umstände bekannt, insbesondere, daß dies Alles sich vollzieht kraft des Willens der Königin und kraft einer Art Vergewaltigung, die sie gegen den König ausgeübt." Nun erzählt Mercy die unglückliche Geschichte vom Grafen Guines, die wir schon kennen, beklagt aufs Tiefste, daß der Rücktritt Turgots, eines Mannes, der im Rufe größter Rechtschaffenheit stehe und beim Volke beliebt sei, theilweise als das Werk der Königin betrachtet werden müsse und fährt fort: „Ew. M. wird ohne Zweifel sehr überrascht sein zu vernehmen, daß dieser Graf Guines, für den die Königin irgend welche persönliche Vorliebe nicht hat noch haben kann, gleichwohl die Ursach so großer Bewegungen ist; das Räthsel löst sich, wenn man die Umgebungen der Königin betrachtet, die sich alle zu Gunsten des Grafen Guines vereinigen. Ihre Majestät wird belagert, sie will sich frei machen; man wetteifert, ihr Selbstgefühl zu kitzeln, sie zu reizen, zu erbittern gegen die, welche — zum Heil der guten Sache — ihrem Eigenwillen sich widersetzen könnten; das Alles geschieht bei Ausritten oder andern Vergnügungspartien, in den Abendgesellschaften der Prinzessin Guéménée, am Ende gelingt es, die Königin aus dem Gleichgewicht zu bringen und sie derart mit Zerstreuungen zu betäuben, daß, wenn die unendliche Willfährigkeit des Königs noch hinzukommt, zu gewissen Zeiten jedes Mittel versagt, der Stimme der Vernunft bei ihr Gehör zu schaffen."[1])

Wir werden noch sehen, durch welche Verkettung von eigner und fremder Schuld die junge Königin in ein Treiben hineingerissen worden ist, in dem sie bei ihrem Naturell und ihrer völligen Unwissenheit schlechterdings nichts Andres als Unheil anrichten konnte. An dieser Stelle sei nur außer der Thatsache selbst hervorgehoben, daß die Entscheidung des 12. Mai am ganzen Hofe als eine Kraftprobe betrachtet ward, bei der die Königin eine Meisterschaft der Intrigue an den Tag gelegt, die alle Welt überraschte. Der Graf Creutz schrieb am 12. Mai nach Stockholm: „Die Gnade, die der König dem Herrn von Guines widerfahren ließ, indem er ihn zum Herzog ernannte, ist das Werk der Königin; diese Fürstin hat in der Führung dieser Sache eine Verschwiegenheit und ein Geschick bewiesen, die über ihre Jahre gehen; während dieser ganzen Zeit hat sie vor Zeugen nie ein Wort mit Herrn von Guines gesprochen; man glaubte, sie habe ihn fallen lassen und plötzlich hatte man den schlagendsten Beweis ihres Einflusses vor Augen. Man zweifelt nicht mehr an der Gewalt, die sie über den König hat."[2]) Eine Königin, die an diesem Hof mit einundzwanzig Jahren von ergrauten Höflingen angestaunt ward um ihrer Talente zur Intrigue willen, mußte in der That seltene Naturanlagen mit Lust und Liebe früh zur Reife gebracht haben. Mit einem nicht gewöhnlichen Verein von Kraft, Ausdauer und Hinterlist verband sie

1) Arneth-Geffroy II, 446—47. 2) Arneth-Geffroy II, 466 n. 2.

auch jene Unaufrichtigkeit, ohne die solchen Talenten der rechte Segen fehlt. Am 15. Mai schrieb sie seelenvergnügt an ihre Mutter: „Wenn der Spleen bei meiner theuern Mama fortdauern sollte, so kenne ich dagegen nur ein Mittel, das allen Engländern hilft, das ist eine Reise nach Frankreich. Vorgestern hat Herr v. Malesherbes das Ministerium verlassen und ist sogleich durch Herrn Amelot ersetzt worden. An demselben Tage ist Herr Turgot verabschiedet worden und ihn wird Herr Clugny ersetzen. Ich bekenne meiner lieben Mama, daß ich über diese Verabschiedungen nicht traurig bin, aber — hinein gemischt habe ich mich nicht."[1])

1) Arneth-Geffroy II, 441.

VI. Virginien und Neuengland in Amerika.

Dem gierigen Suchen nach einem märchenhaften Goldland, „Indien" geheißen, verdankt die Menschheit die allmähliche Aufhellung des kugelähnlichen Weltkörpers, auf dem sie wohnt. Das östliche Indien fanden die Portugiesen, das westliche die Spanier unter Führung des Genuesen Columbus. Holländer und Franzosen waren die Ersten, die nach ihnen in den neu entdeckten Welttheilen Eroberungen und Niederlassungen versuchten. Die Colonialmacht dieser vier Völker aber ward überholt durch England, das im siebenjährigen Kriege die Doppelherrschaft über Ostindien und Nordamerika erstritt.

Das Festland von Nordamerika ist im Jahr 1497 entdeckt worden, und zwar nicht von Columbus, der damals nur die westindische Inselwelt befahren hatte, auch nicht von Amerigo Vespucci, nach dem später sehr mit Unrecht die ganze neue Welt ihren Namen erhielt, sondern von Johann Cabot (eigentlich Giovanni Caboto), einem in Bristol wohnhaften Italiener, der in dem genannten Jahr mit seinem Sohne, dem nachmals berühmten Sebastian, an der rauhen Küste von Labrador landete und die nahe gelegene Insel Neufundland entdeckte. Aus einem englischen Hafen war er mit fünf englischen, von Engländern bemannten Schiffen gekommen; das Banner des Königs von England, so stand es in dem Patent, das Heinrich VII. ihm mitgegeben, hatte er aufzupflanzen in jeder Stadt, auf jeder Insel, jedem Festland, das er entdecken werde, als Vasall der Krone Englands sollte er besitzen, was er gefunden, ihr hatte er ein Fünftel seines Geschäftsgewinns abzutreten und nur im Hafen von Bristol, von dem er ausgegangen war, durfte er seine Rückfracht landen.[1]) Dies war das erste Auftreten des Gedankens, in der noch unentdeckten Welt jenseits des großen Oceans ein neues England zu gründen; erst vier Menschenalter später reifte er zur That, aber nicht durch die Weisheit der Könige und Königinnen, die höchstens eingriffen, um sich ihren Antheil am Gewinn zu sichern, Gefahr und Aufwand Andern überlassend, sondern durch den kühnen Unternehmungsgeist des britischen Volks, der hinter Spaniern und Portugiesen, Franzosen und Holländern nicht zurückbleiben wollte, und durch den Auswanderungsdrang

1) Bancroft, History of the united states from the discovery of the american continent. London 1854. I, 7/8.

eines Geschlechtes, das daheim keine Arbeit mehr fand für seine Hände und keine Freiheit für seinen Glauben.

Ein Recht, das vor der Geschichte gilt, können Patente von Königen oder Päpsten auf neue Welten nicht gewähren; ebensowenig ein Kreuz oder eine Fahne, die ein Seefahrer früher als ein andrer auf einer fremden Küste aufgerichtet hat. Ein wirkliches Recht auf neues Land erwirbt nur der, der es bewohnt, bebaut und was er mit der Pflugschar erobert, auch mit der Waffe zu vertheidigen weiß. Kraft des Eroberungsrechts der Arbeit sind Europäer die Herren des jungfräulichen Bodens der Indianer geworden. Nicht England sandte die ersten Pflanzer nach dem Festland von Nordamerika. Die Seefahrten der Brüder Cabot, der Frobisher, Drake und Hudson hatten wohl die Umrisse des neuen Welttheils bloß gelegt, aber dauernde Ansiedelungen nirgends hinterlassen. Lange vor den Briten waren im 16. Jahrhundert Spanier und Franzosen ins Innere des Landes eingedrungen. Die ersteren hatten den Mississippi entdeckt und Florida in Besitz genommen, die letzteren am St. Lorenzstrom sich festgesetzt und in Canada und Acadien ein „neues Frankreich" begründet, selbst die Holländer hatten am Hudson ein „Neu-Niederland" und ein „neues Amsterdam", bevor von einem „Neuengland" auch nur die Rede war. Aber was dem letzteren unter den schwierigsten Verhältnissen am Ende zum Leben verhalf, barg eine solche Fülle nachhaltiger Kraftentwickelung, einen solchen Schatz machtbildender Elemente, daß ihm, wenn es nur überhaupt am Leben blieb, früher oder später die Herrschaft über den ganzen Welttheil sicher war.

Zwei Umwälzungen tiefgreifender Art haben im 16. Jahrhundert einem Theil des englischen Volks das Leben in der alten Heimath verleidet und das Verlangen nach einer neuen zu einem Bedürfniß gemacht, dessen Stärke alle Gefahren weiter Seefahrt und alle Schrecken eines vielleicht lebenslänglichen Kampfes mit Wilden und Wildnissen eines fernen Welttheils vergessen ließ: die eine war wirthschaftlicher, die andere war religiöser Natur; dem Zusammenwirken beider entsprang eine Auswanderung und Ansiedelung von Geistes- und Arbeitskräften ungemeinen Schlages. Altengland sandte keine Soldaten, wie Spanien und Frankreich, keine Krämer wie Holland, überhaupt keine Abenteurer der Eroberung und des Handelsgewinns, sondern bäuerliche Pflanzer, die zu Hause nur aufhörten seßhaft zu sein, um so schnell als möglich in der Fremde von Neuem seßhaft zu werden.

Daß England eine Seemacht sei, daß es Seeleute und Seehelden und durch sie einen Anspruch auf Seeherrschaft habe, das ist dem britischen Volke erst zur Zeit der Königin Elisabeth zum Bewußtsein gekommen, als im August 1588 eine aus dem Stegreif gebildete Flotte, die es nicht der Königin zu danken hatte, unter Drake, Howard, Hawkins, Frobisher die spanische Armada unerschrocken anfiel, mit dem vernichtenden Geschützfeuer von 80 leichten Kanonenbooten die 130 schwimmenden Kolosse der Spanier von der englischen nach der französischen Küste jagte und mit ihren tod- und verder-

denspeienden Feuerschiffen zu jener Fluchtfahrt nach dem Norden zwang, auf der sie durch die Herbststürme der Nordsee vernichtet wurden. Um dieselbe Zeit bildeten sich die Anfänge einer neuen Wissenschaft, die im Körper der Gesellschaft das Wühlen einer schweren Krankheit entdeckte und kein anderes Heilmittel dagegen anzugeben wußte, als Auswanderung derer, die daheim nicht mehr fortkamen, nach einer neuen Welt jenseits des Oceans.

Die Krankheit, die hier gemeint ist, ward in einer Schrift vom Jahr 1581 höchst anschaulich geschildert. Unter dem Titel: A briefe conceipte touching the common weale of this realme of England ließ sie in der damals beliebten Gesprächsform die Klagen fünf verschiedener Stände zu Worte kommen. Ein Landedelmann, der im Parlamente sitzt, ein bäuerlicher Pächter, ein Krämer aus der Stadt, ein Hutmacher und ein Doctor der Theologie treten als Redner auf. Der Pächter sagt: „Diese Einzäunungen (inclosures) und Weideländereien richten uns Alle zu Grunde: wir finden kein Land zum Anbau mehr. Alles wird von der Weide weggenommen, sei es von Schafen, sei es von großem Vieh: so sind in meiner Nachbarschaft, während der letzten sieben Jahre und in einem Umkreis von sechs Meilen ein Dutzend Pflüge verlassen worden; wo vorher dreißig Menschen ihre Nahrung fanden, sieht man jetzt nur noch einen Hirten mit seiner Heerde; das ist keine der geringsten Ursachen der Volksaufstände in letzter Zeit; denn diese Einzäunungen nehmen vielen Leuten ihr Brod und Tagewerk. Weil die Noth sie treibt, wünschen sie Veränderung, sie hoffen dabei zu gewinnen und wissen, daß es schlimmer nicht werden kann. Alle Sachen sind so theuer geworden, daß man von dem heutigen Tagelohn nicht mehr leben kann, diese Schafheerden sind die Ursach all dieser Leiden, denn sie haben den Landbau aus dem Lande gejagt: jetzt sieht man nichts mehr als Schafe, Schafe, Schafe." Der Hutmacher sagt: „Wir Handwerker finden wenig oder gar keine Lehrlinge mehr: die Städte früher bevölkert und reich, sind jetzt in Bettelarmuth und in Verzweiflung. Die guten Zeiten für das Handwerk sind vorbei, seit die Gentlemen alles Land in Weideland verwandeln und brodlose Handwerker, Hutmacher, Schneider und Leute von verwandten Gewerben bilden den递Haupttheil jener Meuterer, welche die letzten Aufstände gemacht haben zum großen Schaden Ihrer Majestät und des Volkswohls." Auch der Krämer findet, daß alle Städte mit Ausnahme Londons, ihre Häuser, ihre Straßen, ihre Mauern, Brücken und Wege mit erschreckender Raschheit in Verfall gerathen sehen. Endlich faßt der Edelmann die Klagen Aller in dem Satz zusammen: „Das Uebel besteht in einer plötzlichen Theuerung aller Sachen, obgleich an keinem Gegenstande Mangel ist: in der Entvölkerung des flachen Landes durch die Einzäunungen: in dem Mangel an Arbeit und dem Stillstand der städtischen Gewerbe und in dem Streit der religiösen Meinungen, der die Bürger in Parteien scheidet und zum Kampfe wider einander treibt."[1])

1) Die vorstehenden Auszüge entnehme ich dem Werke von Leroy-Beaulieu,

Das Zeugenverhör, das in dieser Schrift angestellt ward, war nicht vollständig: es fehlte der eigentliche Bauer, der Freisasse der yeomanry class, der lieber ein kleines Gut auf eigne Rechnung, als ein großes Gut als Pächter eines Edelmanns bebaut und es fehlte der Tagelöhner, der freier Bauer gewesen war und jetzt selbst als Dienstknecht sein Brod nicht mehr fand: das Schicksal, dem er verfallen war, stand jedem Freisassen drohend vor Augen und forderte seine Opfer Jahr für Jahr. Seit die großen Lehensherrn ihre Bauern nicht mehr brauchten für den Bruderkrieg der beiden Rosen, griffen sie rücksichtslos nach deren Eigenthum. Schon wenig Jahre nach der Schlacht von Bosworth (1485) erschallen lauter und immer lauter die Klagen über das Einreißen von Bauerhöfen, das Niederlegen kleiner Gutswirthschaften, die Verwandlung von Ackerland in Weidetriften und den massenhaften Raub von Gemeindegütern, welche der mächtige Adel widerrechtlich an sich brachte.[1]) Das Gehege, mit dem er umgab, was er an sich riß, ward das verhaßte Sinnbild einer Enteignung, die durch Schafe den Menschen verdrängte: dasselbe Wort inclosure bedeutet Gehege, Schaftrift und geraubtes Gemeindegut; der ungemeine Aufschwung, den die Wollerzeugung nahm, seit die flandrische Wollbearbeitung in England Wurzel gefaßt, entschied den Sieg der Weidewirthschaft über den Ackerbau für immer und das Verhängniß der kleinen Bauern war, daß die neue Industrie gerade stark genug war, die alte Erwerbsweise zu entwurzeln, aber noch nicht stark genug, ihnen eine neue zu erschließen. Die Einziehung der Stifts- und Abtsländereien unter Heinrich VIII. riß nun auch noch die Bauern des milden Krummstabs von der Scholle los, die Verschleuderung der Kirchengüter an Höflinge und Spekulanten verbreitete die Plantagenbildung, die Entrechtung und Enteignung des Bauernstandes über das ganze Land. Ein Massenproletariat entstand, in Aufständen und Verbrechen brach die Verzweiflung der Verarmten tobend aus. Aber besser ward es nicht und auch Parlamentsgesetze zur Erhaltung kleiner Bauergüter blieben ohne nennenswerthe Frucht.

In solcher Lage ward das Suchen nach einem neuen England, das die enterbten Kinder des alten aufnahm, zu einem Gebot nationaler Selbsterhaltung und es ist sehr merkwürdig, zu sehen, wie sogleich die ersten Schriften, welche die englische Presse über Seefahrten und Entdeckungsreisen

---

De la colonisation chez les peuples modernes. Paris 1882. S. 93/94. Offenbar ist es dieselbe Schrift, welche sich bei Roscher („Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre" in den Abhandlungen der philosoph.-hist. Classe der k. sächs. Gesellsch. der Wissenschaften 1857 II, 18—21) unter folgendem Titel besprochen findet: A compendious or briefe examination of certayne ordinary complaints of divers of our countrymen in these our days: which, although they are in some part unjust and frivolous, yet they are all by way of dialogues thorougly debated and discussed. By W(illiam) S(tafford) gentleman. 4. London 1581.

1) Die Belege aus Harrison, Lord Bacon u. A. bei Carl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. Hamb. 1867. I, 702/3 u. ff. Vgl. Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. S. 46—48.

erzeugt, diesen Punkt mit höchster Bestimmtheit ins Auge fassen. Als Martin Frobisher (1576—78) seine berühmten Reisen unternahm, um die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, da gab Richard Hackluyt seinen Begleitern die Weisung mit auf den Weg, nach einem gediegeneren Golde auszuschauen, als es irgend ein Eldorado gewähren könne, nach dem Golde nämlich einer Colonie mit bequemem Hafen, schiffbarem Strom, gutem Klima und Boden, reichlichem Bauholz und manchfaltigen Erzeugnissen für den heimischen Bedarf: „Wir brauchen dann nicht mehr von Spanien, Frankreich und den Ostseeküsten abzuhängen, brauchen nicht mehr, wie bis jetzt, unser Vermögen zu erschöpfen und zweifelhafte Freunde maßlos zu bereichern, sondern werden unseren Bedarf zur Hälfte des jetzigen Preises kaufen, durch unsere eigne Industrie und die Güte des dortigen Bodens."[1])

Weniger an den Geschäftsgewinn daheim als an die Versorgung schuldlos verarmter Menschen dachte Sir Humphrey Gilbert[2]), der nachdem er den Reichthum der Insel Neufundland an guten Häfen und fischreichen Buchten, an Holz für Pech und Theer, Potasche, Masten und Dielen, an Häuten, Pelzwerk, Hanf, Flachs und Metallen geschildert, am Schlusse seiner Schrift seinem gepreßten Patriotenherzen Luft machte mit den Worten: „Ueberhaupt ist die Erde überreich versehen mit Geschöpfen zum Nutzen der Menschheit, aber der Mensch hat nicht den fünften Theil davon benutzt. Um so schlimmer der Fehler und die thörichte Faulheit so vieler unserer Landsleute, die lieber von unerlaubten Dingen leben, und sehr erbärmlich leben und sterben in diesem von Menschen vollgepfropften Reiche, als daß sie, wie es Männern ziemt, etwas wagten, um in jenen fernen Landen einen Wohnsitz zu erlangen, wo die Natur der Menschenarbeit verschwenderisch entgegenkommt."[3]) Im Jahr 1583 kam er selbst mit einem kleinen Geschwader nach der Insel, die schon alljährlich von 400 Fischerboten aus Portugal, Spanien, Frankreich und England besucht zu werden pflegte, landete bei St. Johns und richtete, in Gegenwart von Spaniern und Portugiesen, eine Säule mit dem englischen Wappen auf; die Besitzergreifung im Namen der Krone Englands hatte damit stattgefunden. Aber mehr als eine Förmlichkeit war das einstweilen nicht; eine englische Colonie blieb nicht zurück, und das Geschwader Gilberts ging bis auf ein Schiff bei der Heimfahrt unter mit Mann und Maus.[4]) Nicht viel glücklicher als er war sein genialer Stiefbruder, der große Seemann und Gelehrte Walter Raleigh, der im Jahr 1584 die Küste von Nord-Carolina anfuhr, dort ein herrliches Land entdeckte, wundervoll geeignet zu dauernder Niederlassung, und nach seiner Rückkehr auch bei der Königin Elisabeth bewirkte, daß dies neuentdeckte Land nach ihrem Lieblingsbeinamen das „Jungfrauland" (Virginien) getauft ward. Aber mit den drei Fahrten, die Raleigh hernach auf eigne Kosten dorthin unternahm, ward in Virginien doch nichts

1) Roscher a. a. O. S. 25/26. 2) Bancroft I, 69. 3) Roscher S. 24.
4) Bancroft I, 69—70.

Dauerndes geschaffen. Die schwachen Anfänge einer Colonie erlagen dem Hunger und den Pfeilen der Indianer, und als Elisabeth starb, war mit allen Opfern und Anstrengungen, an denen übrigens Königin und Minister keinen Antheil genommen, nichts weiter erreicht, als daß man in England Kenntniß hatte von der Herrlichkeit eines Landes jenseits des Meeres, das vielleicht ein neues England abgab, wenn man bei seiner Besiedelung ganz anders verfuhr als bisher und insbesondere jeden Gedanken an mühelose Gewinnung fabelhafter Schätze entschlossen fahren ließ. Aus eigner, im Jahre 1585 an Ort und Stelle geschöpfter Kenntniß, gab Thomas Hariot einen „kurzen und treuen Bericht über das neu gefundene Land Virginien, von den Vortheilen, die dort gefunden und erzielt werden können, sowohl für den Waarenhandel als in andrer Beziehung."[1]) Den Goldsuchern aber und Allen, die es werden wollten, führte in höchst beredten Worten ein ungenannter Puritaner zu Gemüthe:[2]) das reichste Land sei das, welches die meisten Menschen ernähren könne, da der Mensch, ein sterblicher Gott, der beste Theil des besten Landes, das sichtbare Ziel der sichtbaren Welt sei. Das beste Bergwerk sei der Ackerbau, der gediegenste Reichthum entspringe der Arbeit des schlichten Pflanzers. „Das Paradies enthielt keine Metalle, und weder Adam noch Noah, beide Herren der Erde, haben Grubenbau betrieben, sie waren mit denselben glücklichen Arbeiten beschäftigt, zu denen Virginien England einladet, mit Wein-, Garten- und Ackerbau." — „Schon die Namen „Ansiedelung" (colony) und „Pflanzung" (plantation) schließen den Begriff eines vernunftgemäßen Anbaues, einer Anpflanzung ein, bevor die Ernte kann erwartet werden. Auch Spanien hat sich in Amerika vorzugsweise durch die Waaren dieses Landes, die in seine Magazine strömten, bereichert. Was für Minen werden in Brasilien gebaut, oder auf all den Inseln, wo doch so viele reiche Portugiesen und Spanier wohnen? Ihr Ingwer, Zucker, Tabak, ihre Häute und sonstige Waaren gewähren, wie ich dreist behaupte, der Gesammtheit der spanischen Unterthanen durch die weite Welt viel größeren Vortheil, als ihre Minen, jetzt oder in vergangener Zeit."

Die Abenteuer in Virginien waren doch nicht ohne jede Frucht geblieben; ihr einziges sichtbares Andenken war die Tabakspflanze, die von dort herübergekommen war, und deren Genuß sich seitdem zum unsagbaren Aerger Jakobs I. in England verbreitete; davon abgesehen waren Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt worden, die aus Büchern nicht zu schöpfen waren, über Mittel und Wege, Wesen und Ziele gesunder Colonisation hatten die Ansichten sich geklärt, die Geister waren reif geworden, um mit Plan und Ausdauer ein Werk wieder aufzunehmen, zu dessen Gelingen es bisher entweder an dem richtigen Plan oder an der nöthigen Ausdauer gefehlt hatte.

---

1) Roscher S. 28. 2) Virginias Verger or a discourse shewing the benefits which may grow to this kingdome from American-English plantations and specially those of Virginia and Summer Islands. Roscher S. 28—31.

Im Jahr 1606 geschah der erste entscheidende Schritt zur Gründung eines neuen England.[1]) Unter dem 10. April d. J. fertigte König Jakob I. einen Freibrief aus, welcher erklärte, daß das der Krone England gehörige „Virginien" alles amerikanische Küstenland vom 34. bis zum 45. Breitegrad umfasse und zwei Gesellschaften das Recht gab, sich in diesem weiten Gebiet, die eine im Norden, die andere im Süden desselben, niederzulassen. Nur die eine der beiden Colonien, die im Süden, kam zu Stande. Diejenige, welche später auch im Norden gelang, hatte mit dem Gründungsplan von 1606 nicht die mindeste Verwandtschaft. Aber bemerkenswerth ist, daß schon den ersten Gründern ein Dualismus vorgeschwebt hat, der die ganze Geschichte des amerikanischen England durchziehen und in dem Secessionskrieg unserer Tage sich fürchterlich entladen sollte. Die Verfassung, welche für beide Colonieen ausgeklügelt worden war, hatte zweierlei Gesichtspunkte im Auge, erstens die äußere Sicherheit der Pflanzung selbst, die durch strenge Zucht zusammengehalten werden mußte, wenn sie nicht wie ihre Vorgänger entweder in Auflösung zerfallen oder von feindlichen Indianern überwältigt werden sollte; und zweitens den Geschäftsgewinn der Gesellschaft, welche die Kosten der Ueberfahrt und der Anlage getragen hatte, und auf der außerdem die Pflicht des Nachschubs lastete. Begreiflich, daß jene erste Verfassung den heutigen Amerikanern sehr unfreisinnig vorkommt, sie haben eben für diese beiden Interessen kein Verständniß mehr. Aber die Geschichte gleich dieser ersten Colonie zeigt schlagend, daß sie gar nicht ins Leben getreten oder sehr rasch wieder untergegangen wäre, wenn die Unternehmer nicht mindestens auf die Verzinsung ihrer Vorschüsse gerechnet und die Verfassung nicht auf eine einigermaßen monarchische Leitung mehr als auf parlamentarische Freiheitsrechte Bedacht genommen hätte, mit denen eine Handvoll Engländer mitten unter feindlichen Indianern sich weder Sicherheit noch Brod zu schaffen vermochte.

Wenn ein gewagtes Unternehmen gelingen soll, so müssen viele Menschen handeln, als ob sie nur ein Mensch wären; das setzt Befehlen und Gehorchen voraus und daraus folgt, daß Einer dabei sein muß, der das Recht hat zu befehlen und die Einsicht und die Kraft hat, sich Gehorsam zu erzwingen. Dieselbe Nothwendigkeit, welche für die Bemannung eines Schiffes die Monarchie des Capitäns verlangt, forderte für die junge Colonie einen kräftigen Statthalter als Oberhaupt wenigstens so lange, als dieselbe in der Lage eines mit Wind und Wogen kämpfenden Schiffes war. Die Verfassung, welche für beide Colonieen je einen, vor Ende des ersten Jahres nicht absetzbaren Präsidenten vorsah,[2]) und diesem ein Veto gab gegen Beschlüsse des Colonialrathes, hatte einer gebietenden Nothwendigkeit den allerbe-

1) Gardiner, History of England from the accession of James I to the disgrace of Chief-Justice Coke 1603—1616. London 1863. I, 353 ff. 2) Gardiner I, 353.

scheidensten Ausdruck gegeben; aber Menschen zu schaffen, die zu solchem Amte taugten, vermochte sie natürlich nicht, die Nordcolonie ging zu Grunde, weil sich in ihrer Mitte ein solcher Mann nicht fand, und die Südcolonie hatte Erfolg, gewann Bestand, weil es ihr im entscheidenden Augenblick nie an einem tüchtigen Mann mit klarem Blick und festem Willen fehlte.

Am 19. December 1606 segelten drei kleine Schiffe aus der Themse hinaus, um 105 Colonisten nach Virginien zu bringen. Der befehligende Capitän Newport kannte nur und fuhr deßhalb die alte Seestraße, die über die Canarischen Inseln nach Westindien führte; der ungeheure Umweg kostete einer Fahrt, die im Februar hätte beendigt sein müssen, außer dem Winter auch noch den Frühlingsanfang. Als das Geschwader sich nach Norden wandte, ward es von einem heftigen Sturm über die Ansiedelung Raleighs hinaus in die Bai von Chesapeake geworfen und kaum in diese eingefahren, hatten die Ankömmlinge das Gefühl, das Land der Verheißung habe sich vor ihnen aufgethan. „Himmel und Erde," sagt John Smith, „hatten's niemals besser gemeint, um einen bequemen, ja entzückenden Wohnsitz für Menschen zu schaffen." Die beiden Vorgebirge am Eingang der Bai wurden nach dem Prinzen Heinrich und Karl, der stolze Strom, der darein mündete, nach dem König selber Jakobsstrom und die Halbinsel, an der die Flotte fünfzig Meilen oberhalb anlegte, um das Werk der Pflanzung darin zu beginnen, ward Jakobsstadt genannt.[1])

Unter den Ankömmlingen war ein ausgezeichneter Mann, der in seltenster Weise die Gaben des Pfadfinders, des Eroberers und des Lenkers unbotmäßiger Menschen verband: John Smith, dessen Genialität seine Genossen mit solcher Mißgunst und solchem Argwohn erfüllte, daß sie ihn während der Fahrt wie einen Gefangenen behandelten und nach der Ankunft von sich stießen wie einen Feind. Und eben er wurde der Retter der jungen Gemeinde, der er Freunde warb unter den benachbarten Indianern, die er durch deren Gutthat mit Lebensmitteln versorgte, als sie dem Hungertode nahe war, die er zusammenhielt, als nach dem Verschwinden der einen Hälfte, die andre verzweifelnd heimkehren wollte, und der er, nachdem zwei unfähige Präsidenten abgewirthschaftet hatten, als deren erwählter Nachfolger durch den nächsten schrecklichen Winter hindurch half. Bevor man in London von dem eingetretenen Umschwung Kenntniß hatte, ward dort 1609 ein neuer Freibrief ausgefertigt, welcher den Colonialrath mit seinen jährlich wechselnden Präsidenten ersetzte durch einen von der Gesellschaft in London zu ernennenden Statthalter mit unumschränkter Gewalt über Leben, Freiheit und Eigenthum der Colonisten. Der erste Statthalter, der nach der neuen Verfassung ins Amt trat, war Lord Delaware, der Nachschub und reiche Vorräthe von Lebensmitteln aus England brachte; sein Nachfolger war 1611 Thomas

1) Bancroft I, 94ff. und Gardiner I, 355ff.; die Hauptquelle beider ist John Smiths History of Virginia 1747, die ich mir nicht habe verschaffen können.



Dale, der in dem bisherigen Leben der Colonie einen Krebsschaden entdeckte und mit einem entschlossenen Griff entfernte.

Die ersten Ansiedler hatten das besetzte Land ungetheilt als gemeinsames Eigenthum in Anbau genommen, die Ernteerträge in eine öffentliche Scheune eingethan und daraus wöchentlich den Familien nach Kopfzahl und Bedürfniß Loose zugetheilt. Auf das Maß der Leistung bei der Feldarbeit konnte dabei keine Rücksicht genommen werden; der Faule bekam soviel als der Fleißige, jenem fehlte der Sporn, diesem kam die Lust und Liebe abhanden: das Ergebniß war schlechte Arbeit und unzulänglicher Ertrag für beide. Der neue Statthalter half dem Uebel ab, indem er jedem Pflanzer drei Acres Land als persönliches Eigenthum zum eignen Anbau überließ, und als noch im Jahr 1611 der dritte Statthalter Gates mit einer beträchtlichen Ladung von Vieh ankam, da war der Colonie der Weg zum Wohlstand eröffnet. Alsbald begann die stetige Einwanderung rüstiger Männer und heirathslustiger Mädchen, erst zu Dutzenden, dann zu Hunderten: in den drei Jahren 1619—1621 wurden fünfzig neue Landpatente ertheilt und 3500 Personen neu angesiedelt. Der Statthalter George Yeardley entsagte freiwillig seiner schrankenlosen Machtvollkommenheit, indem er im Juni 1619 die erste freigewählte Colonialvertretung in Jamestown zusammentreten ließ und sein Nachfolger Francis Wyatt brachte 1621 eine neue geschriebene Verfassung für Virginien mit, welche jenen eigenmächtigen Schritt bestätigte und zur Grundlage eines neuen Staatsrechts erhob.

Im Juli 1621 war der denkwürdige Erlaß ergangen, welcher das neue England in Virginien mit einer Verfassung nach dem Muster derjenigen von Altengland beschenkte.[1]) Als ihr Zweck ward angegeben: „Glück und Gedeihen dem Volk zu verbürgen und dem Unrecht, der Beschwerung und Unterdrückung vorzubeugen." In wenigen, einfachen Strichen war das Gerüste der Gewalten aufgeführt: an der Spitze ein Statthalter, den die Gesellschaft daheim ernennt; neben ihm ein ständiger Rath (council), der gleichfalls von der Gesellschaft ernannt wird; dazu eine allgemeine Versammlung, welche jährlich zusammentritt und außer den Mitgliedern des Rathes je zwei gewählte Abgeordnete (borgesses) aus jeder der verschiedenen Pflanzungen umfaßt. Diese Versammlung übt das Recht der Gesetzgebung, aber eingeschränkt durch das Veto des Statthalters und der Gesellschaft, ohne deren Zustimmung kein Beschluß Rechtskraft erlangt, dafür soll aber auch kein Befehl des Hofes in London gelten, wenn ihn die allgemeine Versammlung nicht genehmigt hat. Die Gerichte haben sich nach dem in England geltenden herkömmlichen Recht und Streitverfahren zu richten. Die Vorrechte, welche die Gesellschaft sich vorbehalten hatte, waren schwer zu handhaben, wenn der Statthalter mit Rath und Versammlung einig ging; sie erloschen vollständig, als die Gesellschaft im Jahre 1624 aufgelöst ward[2])

1) Bancroft I, 119/20. 2) Bancroft I, 145/46.

und nun kein Privater im alten England mehr einen Anspruch auf Gründergewinn und Antheil an der Ausbeutung erheben konnte. Dies war ein gesundes Moment, das den englischen Unabhängigkeitssinn in Virginien steigerte; ein zweites kam hinzu, das noch wirksamer war, aber leider auch ungesund durch und durch: das war die Einführung von Negersklaven, deren wachsenden und immer wachsenden Schaaren nach und nach der gesammte Tabakbau zufallen sollte.

Im Jahre 1620 lief ein holländisches Schiff, das von der Guineaküste kam, in den Jamesriver ein und verkaufte den englischen Pflanzern zwanzig Neger. Dies war der kleine Anfang eines großen Verhängnisses. Jahrzehnte lang überwog die Zahl der weißen Arbeiter, die für 10 Pfund auf 5 Jahre angeworben wurden, während der Neger, der dann freilich lebenslänglich diente, 20—25 Pfund kostete. Noch 1671 berechnete der Statthalter William Berkeley auf eine Gesammtbevölkerung von 40,000 Seelen die Zahl der angeworbenen Weißen auf 6000, die der gekauften Schwarzen auf 2000. Aber das änderte sich bald, die Mehrzahl der Weißen, die Jahr für Jahr zu Hunderten nach Virginien kamen, bestand aus Abenteurern, flüchtigen Galgenstricken oder geradezu deportirten Verbrechern, die ihr Helotenloos auch mit Helotensinn ertrugen und es abschüttelten, sobald das irgend ging. Die weiße Arbeit ward theurer, unbequemer und gefährlicher mit jedem Jahr, während der stumm gehorchende, rechtlose Schwarze, der keine Arbeit verschmähte, dem Klima nicht erlag, für Kleidung fast nichts, für Unterhalt sehr wenig brauchte, als Arbeitsthier ganz unvergleichliche Vorzüge bot. So kam es, daß die Einfuhr der Schwarzen bald in einem Umfang stieg, der die Gesetzgebung der Colonie erschreckte und im Jahre 1732 zur Auflegung einer Taxe erst von 5%, dann von 10% auf jeden neu einkommenden Sklaven veranlaßte. Aber das Geschäft war zu unwiderstehlich vortheilhaft, um hierdurch irgendwie gehemmt zu werden. In der Zeit von 1671—1790 vermehrte sich die Zahl der Schwarzen von 2000 auf 203,427, während die der weißen Bevölkerung von 38,000 nur auf 450,881 gestiegen war.[1])

Die Colonisation von Virginien kann als eine unmittelbare Folge der wirthschaftlichen Krisis bezeichnet werden, von der oben die Rede war; der wirthschaftlichen zur Seite ging eine religiöse, die wenige Jahre später die Besiedelung eines andern Theiles der Ostküste von Nordamerika bewirkte, des Theils, der, als „Neuengland" im engeren Sinne, den Puritanern eine neue Heimath gab.

Nach der Art ihrer Entstehung, der der Geist ihrer Verfassung immer treu geblieben ist, hatte die englische Staatskirche kein Recht auf die Achtung, geschweige denn die Liebe frommer Seelen. Die fürchterliche Gewissenstyrannei, die Heinrich VIII. als Papst der englischen Kirche aufgerichtet, nicht gehemmt,

1) Laboulaye, Histoire politique des États Unis. I, Cap. 4.

sondern recht eigentlich bewaffnet durch sein Parlament, war nur möglich in einem Lande, dessen Adel, Clerus und Volk noch völlig unberührt war von der Ideenwelt, die in Deutschland zuerst die Geistlichkeit ergriffen, dann das Volk in Flammen gesetzt und schließlich die Fürsten hinter sich hergerissen hatte. Die neue Kirche aber, die dann unter Eduard VI. gegründet und, nach dem Rückfall unter der blutigen Maria, von Elisabeth wieder hergestellt ward, war in ihrer Verfassung zu sehr ein Werkzeug weltlicher Herrschaft, in ihrer Lehre und ihrem Gottesdienst zu sehr ein Geschöpf der Willkür und der Eigenmacht, um das Gewissen der Nation festzuhalten, sobald dies von tiefen religiösen Empfindungen bewegt ward und mit geistlichen Bedürfnissen verwuchs, denen sie keine Befriedigung bot. Schon im Jahr 1567 traten die Vorstände puritanischer Gemeinden zu einer feierlichen Conferenz zusammen, um ihren Austritt aus der Staatskirche mit den Worten zu erklären: „Da ihnen die Predigt des göttlichen Wortes und die Verwaltung der Sacramente nicht ohne das abgöttische Zeug gestattet sei, so halten sie für ihre Pflicht, sich in Privathäusern oder wo sie sonst Gelegenheit finden, zu versammeln und Gott in der Weise zu dienen, die am wenigsten das Licht ihres Gewissens verdunkeln werde."[1]) Nicht bloß das Bedürfniß der „Puritaner" nach einer Seelenandacht, die von Allem frei sein wollte, was auf die Sinne wirkt, trieb die Gläubigen der Schule Calvins aus der englischen Kirche hinaus: das freie Gewissen der „Independenten" forderte auch freie Gemeinden (congregations), die den Verband einer Kirche (church) überhaupt nicht ertrugen, am allerwenigsten einer solchen, die wie in England mit dem Staate zwangsweise verschmolzen war. Diese Gemeinden forderten im Jahre 1616 von Jakob I. die Anerkennung ihres Rechtes auf „geistliche Verwaltung und Regierung in sich selbst und über sich selbst, nach dem gemeinsamen und freien Willen des Volks, unabhängig und unmittelbar unter Christus."[2]) Was war aber eine solche Gemeinde? Nach der Lehre der Brownisten bestimmte sie ihr Prediger Robinson mit den Worten: „Wo zwei oder drei die gläubig geworden sind, sich von der Welt trennen, um sich zur Gemeinschaft des Evangeliums und zum Bunde Abrahams zusammenthun, da sind sie eine Kirche, eine wahrhaftige Kirche und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen."[3])

Eine Gemeinde solcher Gläubigen stellte jene Schaar frommer „Pilger" dar, welche im Jahre 1620 nach Neuengland gewandert sind und die von den Amerikanern noch heute als die „Pilger-Väter" ihres Staatswesens in Ehren gehalten werden.

Unter Königin Elisabeth hatten die Puritaner um ihres Glaubens willen Unsägliches erlitten, ohne zu wanken in ihrer Unterthanentreue. Das Blut der Märtyrer ward der Same auch ihrer Kirche. Die Bewegung wuchs statt

1) G. Weber, Geschichte der akatholischen Kirchen und Sekten von Großbritannien. Leipzig 1845—53. II, 437. 2) Weingarten, Die Revolutionskirchen Englands. Leipz. 1868. S. 25. 3) Ebendas. S. 25/26.

abzunehmen. Als Jakob I. auf der Conferenz von Hampton Court den Puritanern nicht bloß die Freiheit sondern auch jede Art von Duldung versagte und ihnen nur die Wahl ließ zwischen Unterwerfung und Flucht oder noch schlimmerem Loose[1]), da begann die Auswanderung einer Sekte, von deren Willenskraft und Geistesgewalt damals noch Niemand eine Ahnung hatte. Die kleine Brownistengemeinde, die John Robinson in Städten und Dörfern von Nottinghamshire und Lincolnshire gestiftet, hatte Jahre lang gegen Verfolgung, Druck und Quälerei aller Art gerungen, als sie im Jahre 1608 zu Schiffe ging, um in Holland eine Zuflucht zu suchen „wo, wie sie gehört hatten, Freiheit des Glaubens war für Jedermann". Von Amsterdam zogen sie nach Leyden; hier beschafften sie sich zwei Schiffe für die Ueberfahrt nach Amerika den Speedwell und die Mayflower (Maiblume) und auf diesen schifften sich im August 1620 die jüngern Glieder der Gemeinde unter Führung von Brewster ein.

Beim Abschiedsgottesdienst rief Robinson, der zurück blieb, den Scheidenden zu: „Brüder, ob ich euer Antlitz auf Erden wiedersehe, weiß nur Gott im Himmel; aber der Herr mag es beschlossen haben oder nicht, vor Gott und seinen gesegneten Engeln fordere ich euch auf, mir nicht weiter zu folgen, als ihr mich selbst dem Herrn Jesu Christo habt folgen sehen. Wenn Gott euch irgend etwas durch ein andres seiner Werkzeuge mittheilt, seid bereit, es zu empfangen: ich bin überzeugt, der Herr läßt noch mehr Wahrheit hervorbrechen aus seinem heiligen Wort. Nicht genug kann ich den Zustand der reformirten Kirchen beklagen, die in der Religion zu einem Abschluß gekommen sind und jetzt nicht hinaus gehen wollen über die Werkzeuge ihrer Reformation. Die Lutheraner bleiben stehen bei Luther, die Calvinisten bei Calvin; beide waren große und strahlende Lichter zu ihrer Zeit, aber in den ganzen Rathschluß Gottes sind sie doch nicht eingedrungen und sie würden, wenn sie jetzt lebten, ebenso willig weitre Erleuchtung annehmen, wie damals die zuerst empfangene. Denn es ist unmöglich, daß die christliche Welt in so kurzer Zeit die ganze antichristliche Finsterniß hätte durchbrechen und mit einem Mal die Vollkommenheit christlicher Erkenntniß hätte erscheinen können. Ich bitte euch, denkt daran — es ist ein Artikel eures Glaubensbundes — seid willig jede Wahrheit aufzunehmen, die euch aus Gottes geschriebnem Wort noch offenbart werden mag."[2]) Die Abfahrt selbst hat Edward Winslow mit den Worten geschildert: „Als das Schiff bereit war, nahmen uns die Brüder, die in Leyden zurückblieben, nachdem sie noch einmal mit uns und für uns feierlich den Herrn gesucht, zum Abschiedsfest in unseres Pastors großes Haus und dort erquickten wir uns, nachdem wir ausgeweint, mit Psalmgesang, der unseren Herzen wie unseren Stimmen herrlichen Wohlklang gab. Viele von der Gemeinde verstanden wenig von Musik und doch haben meine Ohren süßere Melodien nie gehört.

1) Bancroft I, 224. 2) Weingarten S. 33, vgl. mit Bancroft I, 231/32.

Danach begleiteten sie uns nach Delft-Haven, wo wir uns einschiffen sollten und da bewirtheten sie uns noch einmal. Nachdem unser Pastor ein letztes Gebet gesprochen und ein Strom von Thränen geflossen war, führten sie uns zu dem Schiff, aber wir konnten kein Wort zu einander sprechen, der Schmerz der Trennung war zu groß. An Bord gegangen gaben wir aus Kleingewehr und drei Bootstücken eine Abschiedssalve ab, und stachen in See, die Hände erhoben zu einander und die Herzen erhoben für einander empor zum Herren unserem Gott."[1])

Ein günstiger Wind führte die beiden Schiffe nach Southampton, von wo die Fahrt über den großen Ocean angetreten ward. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, als der Speedwell, das schwächere der beiden Boote, schadhaft wurde und zur Ausbesserung nach dem Hafen von Dartmouth geleitet werden mußte. Nach Verlust von acht Tagen war der Speedwell zur Noth wieder segeltüchtig, aber kaum war er auf offener See, als der Capitän erklärte, das Schiff sei doch zu schwach zur Ueberfahrt. Man kehrte ein zweites Mal um und im Hafen von Plymouth ward der Speedwell ausgeladen, ein Theil der Gesellschaft gab die ganze Fahrt auf und kehrte nach London zurück; ein anderer Theil, darunter hochschwangere Frauen, Kinder, Säuglinge, bestieg die „Maiblume", die mit im Ganzen hundert Seelen am 6. (17.) Sept. 1620 endgiltig nach Amerika unter Segel ging und nach 63 Tagen an der ungastlichen Küste von Massachusetts Land erblickte.

Bevor das Schiff landete, traten die Männer der Fahrgesellschaft in der Kajüte zusammen und unterzeichneten ein Schriftstück folgenden Inhalts: „Im Namen Gottes, Amen. Wir Unterzeichnete, treue Unterthanen unseres großmächtigen Herrn, des Königs Jakob, die wir zum Ruhme Gottes, zur Förderung des christlichen Glaubens und zu Ehren unseres Königs und Landes, eine Reise unternommen haben, um in den nördlichen Theilen von Virginien die erste Colonie zu pflanzen, vereinen und verknüpfen uns hiermit feierlich und wechselseitig, in Gottes und unser Aller Gegenwart, zu einem bürgerlichen Staatsverband (covenant and combine ourselves together into a civil body politic), zu unserer besseren Ordnung und Erhaltung und zur Förderung vorgenannter Zwecke, und geloben uns kraft dieses, von Zeit zu Zeit zu geben, einzusetzen und zu gründen solche billige und gerechte Gesetze, Anordnungen, Akte, Verfassungen und Aemter, wie sie uns dem allgemeinen Besten der Colonie am angemessensten erscheinen werden. Zu dem Behuf versprechen wir alle schuldige Unterwerfung und Gehorsam. Zur Bekräftigung dieses haben wir nachstehend unterzeichnet im Jahre des Herrn 1620 am 11. November" (a. St. = 22. Nov. n. St.).[2]) Nachdem von den vierzig unterzeichneten Familienvätern zum ersten Statthalter John Carver auf die Dauer eines Jahres einstimmig gewählt worden war, stiegen

1) Bancroft I, 232. 2) Bancroft I, 233/34, vgl. Laboulaye I, Cap. 6.

die Pilger im Hafen von Cap Cod ans Land und nach vier Wochen mühevollen Suchens war ein geeigneter Ansiedlungsort gefunden, den die Pilger in Erinnerung an den letzten Hafen, der sie in der alten Heimath aufgenommen, „Neu-Plymouth" nannten.

Hier ward der Keim von Neuengland in die jungfräuliche Erde von Nordamerika gelegt. Bei dem Vergleich des Riesenbaumes, der daraus erwachsen ist, mit der Lage, in der diese Handvoll Menschen an das Werk der ersten Rodung und Pflanzung ging, überkommt den Amerikaner unserer Tage, wenn er nicht ganz verhärtet ist vom Bruderkrieg um Geld und Macht, ein Gefühl, das ihn unwillkürlich zur Andacht stimmt. In solcher Andacht hat Nathaniel Morton[1]) die Geschichte der „Pilgerväter" beschrieben, damit dies Wunderwerk göttlicher Güte und menschlicher Thatkraft dem Gedächtniß der Nachwelt nie entschwinde und von dem Anfang des Anfangs seinen Lesern folgendes Bild entworfen: „So hatten sie den weiten Ocean durchsegelt, sie waren am Ziel der Reise angekommen, aber sie sahen keine Freunde, sie zu empfangen, keine Wohnung, die ihnen Schutz bot: man war mitten im Winter und wer unser Klima kennt, weiß auch, wie rauh die Winter sind und welch wüthende Orkane dann unsere Küsten verwüstend heimsuchen. In dieser Jahreszeit ist es schwer, bekannte Gegenden zu durchreisen, wie viel mehr an unbekannten Gestaden sich anzusiedeln. Rings um sie her breitete sich eine häßliche trostlose Oede aus, voll wilder Thiere und Menschen, deren Zahl und Gefährlichkeit sie nicht kannten. Die Erde war mit Eis, der Boden mit Wäldern und Gestrüpp bedeckt. Das Ganze bot den Anblick barbarischer Wildniß dar. Hinter sich sahen sie nur den unermeßlichen Ocean, der sie von der gesitteten Welt schied. Um ein wenig in Seelenfrieden und Hoffnung aufzuathmen, blieb ihnen nur Eines: der Blick nach oben." In Wahrheit, wer diesen „Blick nach oben" nicht versteht, für den wird die Geschichte Neuenglands allezeit ein unlösbares Räthsel bleiben, nicht minder für den, der sich unter Frömmigkeit nur den beschaulichen Müssiggang einer thatenscheuen Seele zu denken vermag. Viel mehr als irgend ein Glaubenssatz unterscheidet den Calvinismus vom Lutherthum ein Element, das in keinem Katechismus steht, aber durch Thaten in der Weltgeschichte lebt: das ist die heldenhafte Thatgesinnung, die das Gottvertrauen seiner Auserwählten trägt, der Glaube, der nicht von Wundern träumt, sondern Wunder schafft durch die Hingabe des ganzen Menschen an eine alles beherrschende Idee, jener Verein von religiösem Feuereifer und streitbarem Weltsinn, den Cromwell in den Worten zeichnete: „Wer am besten betet und wer am besten predigt, der wird auch am besten fechten."

Im neuen England hat dieser Puritanerglaube Berge versetzt, bevor er im alten England Staat und Kirche mit eiserner Faust sich unterwarf.

---

1) Nathaniel Morton, New-Englands Memorial. Boston 1824. S. die Auszüge aus diesem Buch bei Tocqueville, De la démocratie en Amérique. 15. Ausg. Paris 1868. I, 50ff.

Ganz richtig aber war die Ahnung, die Jakob I. sagte, daß diese Puritaner jenseits des Weltmeers besser aufgehoben seien, als diesseits in der alten Heimath. Die neue Kirche, an der ihre Seele hing, forderte auch einen neuen Staat und dieser neue Staat kannte keinen angestammten König, keine Hochkirche, keinen Adel: aus dem Bekenntniß des reformirten Glaubens schöpfte er sein Bürgerrecht, aus der Wahl der Gläubigen seine Obrigkeit, aus dem Willen der Gläubigen seine Gesetze. Nach dem Muster des Gottesstaats in Genf schufen die Puritaner ihre Republiken in der neuen Welt und dort hatten sie Bestand, dort schlossen sie sich zur Macht zusammen, eben da Cromwells Independentenstaat daheim zerfiel. Seit der Wiederkehr der Stuarts war jede Geistesgemeinschaft zwischen dem monarchischen Mutterland und den republikanischen Colonieen aufgehoben und darüber darf der Nachdruck nicht täuschen, mit dem die Amerikaner fortfahren, sich Engländer zu nennen und auf die Rechte englischer Bürger zu pochen; sie thun es nur, um entweder dem König oder dem Parlament den Gehorsam zu versagen und eine Freiheit zu verlangen, die die Engländer daheim zu keiner Zeit genossen hatten. Wenn jemals eine Trennung von Ländern vorbereitet war durch eine gründliche Entfremdung der Geister, so war es die, die endlich im Jahr 1776 vollzogen ward. Nur der Ocean, der die unmittelbare Reibung der Gegensätze hinderte, vermochte den Vollzug der Scheidung so lange hintanzuhalten.

Das puritanische Neuengland fühlte sich von vorn herein als eine Welt für sich und verleugnete dies Gefühl selbst da nicht, als die Puritaner daheim ans Ruder gelangten und ihre Jahrzehnte lang verfolgte Sache aus einer unterdrückten Kirche in eine siegende sich verwandelte. Da freilich, zur Zeit, da das lange Parlament zusammentrat, hatte sich dort bereits eine Entwickelung vollzogen, die alle Erwartungen übertraf. Der ersten Puritanerrepublik in Neu-Plymouth waren in Massachusetts, neun Jahre später, zwei weitere, Salem und Boston gefolgt und als nach Heimsendung seines dritten Parlaments König Karl I. den fanatischen Erzbischof Laud seine Puritanerhetze beginnen ließ, da strömten die Verfolgten zu Tausenden der neuen Heimath im fernen Westen zu. Man nimmt an, daß bis 1641 nicht weniger als 21,200 Pflanzer nach Neuengland gekommen sind, die von 198 Schiffen über den Ocean gebracht worden waren. In weniger als 10 Jahren waren hier 50 Städte und Dörfer gegründet, zwischen 30 und 40 Kirchen erbaut; der unendlich fruchtbare Boden lohnte einen blühenden Ackerbau und die natürlichen Schätze des Landes speisten einen gewinnbringenden Handel. An Fellen und Fischen war Ueberfluß; Korn ward nach Westindien ausgeführt. Holz zum Schiffbau wie zur Ausfuhr war überreichlich vorhanden; Fahrzeuge von 400 Tonnen wurden schon vor 1643 gebaut. So lange sich die Häfen immer neu mit Zuwandrern füllten, ward der heimische Ertrag fast ganz durch den Verbrauch an Ort und Stelle aufgezehrt. Sowie aber dieser Zustrom nachließ, fingen die Amerikaner an, sich auch auf Manufaktur

zu werfen, insbesondere die Baumwolle zu verarbeiten, die ihnen von Barbadoes zukam.[1])

Der Auswanderungsdrang der englischen Puritaner erlosch, als das lange Parlament ihren Verfolgern den Proceß machte, die Hochkirche stürzte und damit einen Kampf eröffnete, der all ihre Kräfte daheim in Anspruch nahm. Neuengland hatte gute Freunde in dieser stürmischen Versammlung, und wenn es vom Mutterlande irgend etwas zu erbitten hatte, dann war jetzt der günstige Augenblick gekommen: aber wer bittet, erkennt Ueber- und Unterordnung an, und dazu hatte man in Massachusetts durchaus keine Lust. „Begäben wir uns, sagte man dort, unter den Schutz des Parlaments, so unterwürfen wir uns auch allen Gesetzen, die zu machen ihm belieben möchte, und das könnte uns sehr schädlich werden."[2]) Einer förmlichen Einladung, Abgeordnete zu einer Versammlung von Geistlichen nach Westminster zu schicken, leisteten sie keine Folge, dagegen waren sie sehr erfreut, als ihren Agenten 1643 gelang, das Unterhaus zu der Erklärung zu bestimmen: „Die Pflanzungen in Neuengland haben durch den Segen des Allmächtigen guten und gedeihlichen Erfolg, ohne dem Mutterstaate öffentliche Lasten aufzubürden" und noch mehr, als die Aufrichtigkeit solcher Gesinnung verbürgt ward durch eine Verfügung, welche all ihre Einfuhr und Ausfuhr von jeder Besteurung befreite, „bis dem Haus der Gemeinen belieben würde, das Gegentheil anzuordnen."[3]) So lange das Parlament sein Oberhoheitsrecht nur in Vorbehalten ansprach, denen zunächst keine Folge gegeben ward und von seiner gesetzgebenden Gewalt nur Gebrauch machte, um die Unabhängigkeit der Colonien zu stärken, so lange waren diese freigebig genug mit Versicherungen ihrer Treue und Anhänglichkeit, aber nicht einen Augenblick länger. Im Jahre 1643 thaten sich die Freistaaten von Massachusetts, Plymouth, Connecticut und New Haven zu einem Verein zusammen,[4]) den das Bedürfniß gemeinsamen Schutzes gegen Holländer, Franzosen und Indianer erforderte und die Gemeinschaft des reinen Evangeliums innerlich verknüpfte. Daß auch das Parlament in England sich unter den Gegnern dieses Bundes befinden könne und dann eine Sprache zu gewärtigen habe, die von irgend welcher Unterthanengesinnung himmelweit entfernt war, das zeigte sich, als das hohe Haus im Jahre 1646 aus Anlaß einer ihm eingereichten Beschwerde das Recht in Anspruch nahm, Entscheidungen der Regierung von Massachusetts umzustoßen und diese Regierung wie eine ihm untergeordnete zu überwachen. Darauf ging ihm aus Boston eine Antwort zu, die hier mitgetheilt werden muß, weil sie das politische Glaubensbekenntniß enthält, das hundertdreißig Jahre später das Feldgeschrei der Losreißung vom Mutterlande werden sollte.

Das merkwürdige Schreiben lautete:

---

1) Bancroft I, 311/12. 2) Bancroft I, 312. 3) Bancroft I, 313.
4) Bancroft I, 316.

„Ein Befehl aus England ist entgegen unseren verbrieften Freiheiten (prejudicial to our chartered liberties) und unserer Wohlfahrt in diesem entlegnen Theil der Welt. Zeiten können sich ändern, denn hienieden ist alles dem Wechsel unterworfen und andere Fürsten oder Parlamente können kommen. Gebt nicht kommenden Geschlechtern Ursach zu klagen und zu sagen: unsere Väter sandte England mit beglückenden Freiheiten aus, die sie manche Jahre genossen, trotz aller Feindschaft und Widersetzung der Prälaten und andrer mächtiger Gegner, und doch gingen diese Freiheiten verloren, gerade in dem Augenblick, als England selbst die eigne Freiheit gewann. Den Gefahren der See sind wir entgangen und im Hafen sollen wir Schiffbruch leiden? Berufungen an eure Autorität haben wir nicht zugelassen, weil wir gewiß sind, daß sie nicht vereinbar sind mit der Freiheit und Macht, die uns unsere Verfassung verbürgt und jede Regierung umstürzen würden. Diese Erwägungen sind nicht unbekannt in dem hohen Gerichtshof des Parlaments: seine Archive bergen die Zeugnisse der Weisheit und Beständigkeit unserer Ahnen in diesem hohen Rath, die in jenen finstern Zeiten, als sie den römischen Bischöfen in allen geistlichen Sachen einen Supremat zuerkannten, doch keine Berufungen nach Rom gestattet haben würden.

Die Weisheit und Erfahrung jenes hohen Rathes, den das englische Parlament darstellt, hat mehr Beruf, Regeln der Regierung vorzuschreiben und Rechtsstreitfälle zu entscheiden, als so arme Bauern, wie sie in der Wildniß wachsen. Aber die weite Entfernung zwischen England und diesen Ländern nimmt den stärksten Einflüssen ihre Kraft. Eure Rathschläge und Entscheidungen können nie so wohl begründet sein, noch so rechtzeitig eingreifen, um uns Vortheil oder auch Sicherheit zu geben, wenn ihr am großen Tag der Abrechnung euch verantworten sollt. Betrifft uns irgend ein Mißgeschick und haben wir nur unsere Regierung in der eigenen Hand, so trifft den Staat von England daran keine Schuld.

Fahrt fort, diesen jugendlichen Pflanzungen ein freundliches Gesicht zu zeigen, auf daß wir unter eurer Hut (shadow) auch ferner unseres Gottes Segen haben und uns der Wärme und des Thaus des Himmels freuen. Bestätigt unsere Freiheiten und entmuthigt unsere Feinde, die unseren Frieden stören mit dem Vorwand, wir handelten ungerecht. Ein liebreiches Zeugniß eurer gewohnten Gunst wird uns und unsere Nachkommen verpflichten."[1]) Dies Schreiben übergab der Agent von Massachusetts Edward Winslow und fügte gegen jeden, der es hören wollte, hinzu: „Wenn das Parlament von England uns Gesetze gäbe, uns, die wir keine Abgeordneten im Hause der Gemeinen haben noch fähig wären, wegen der weiten Entfernung einer Ladung zu folgen, so würden wir um Freiheit und Bürgerrecht von Engländern gebracht sein." Im Unterhause selbst fand diese Auffassung warme Fürsprache und nach längerer Verhandlung gab der Ausschuß den Bescheid:

1) Bancroft I, 330/31.

„Wir ermuthigen keine Berufungen gegen eure Gerichtsbarkeit. Wir lassen euch bei all der Freiheit und Unabhängigkeit (freedom and latitude), die ihr in irgend einem Betracht mit Recht fordern könnt."[1])

Was die Republikaner von Massachusetts „englische Freiheit" nannten, war wirkliche und wahrhaftige Souveränetät, nichts anderes: diese aber war ihnen durch keinen königlichen Freibrief noch weniger durch eine Parlamentsakte zugestanden, wie sie denn auch kein monarchischer Staat einem Bruchtheil seiner Bevölkerung bewilligen kann, ohne sich selbst aufzugeben. Die Puritaner Neuenglands hatten sich diese Souveränetät einfach genommen, ohne zu fragen und eine Gewalt, die sie daran hätte hindern können, gab es in der von ihnen gerodeten Wildniß nicht. Sehen wir zu, welchen Gebrauch sie von dieser Souveränetät gemacht haben, um die Hebel kennen zu lernen, mit denen diese Engländer ein so durchaus unenglisches Staatswesen aufgebaut haben.

Zunächst verstand sich von selbst die Aufrichtung des Gottesstaates, den diese Puritaner bisher im Traum geschaut, so wie ihn einst Calvin in Genf begründet und beherrscht und damit war sofort die Nothwendigkeit einer Kirchen- und Sittenzucht gegeben, die um der Freiheit des Evangeliums willen Glauben und Wandel der Einzelnen in eiserne Bande schlug. Das Strafgesetzbuch, welches sich Massachusetts im Jahre 1648 und Connecticut im Jahre 1650 gab,[2]) setzte mit wörtlichen Entlehnungen aus den mosaischen Gesetzen die Todesstrafe auf Abgötterei, Lästerung, Zauberei, Ehebruch, Nothzucht. Der einfache Verkehr zwischen Nichtverheiratheten unterliegt den strengsten Ahndungen. Der Richter kann gegen die Schuldigen auf dreierlei Strafen erkennen: Kirchenbuße, Ruthenstreiche oder — Heirathen. Solche Processe waren z. B. in New Haven gar nicht selten und noch vom 1. Mai 1860 findet sich ein Urtheil auf Kirchenbuße gegen ein junges Mädchen, das einige vorlaute Worte gesagt und sich einen Kuß hatte geben lassen. Das Gesetz von 1650 verfolgt Müssiggang und Trunksucht mit der größten Strenge. Die Wirthe dürfen ihren Gästen mehr als ein bestimmtes Quantum Wein nicht verabreichen; Geldstrafe oder Ruthenstreiche stehen auf jeder Lüge, welche schädliche Folgen haben kann. Regelmäßiger Besuch des Gottesdienstes wird erzwungen und jede von der angenommenen abweichende Weise der Gottesverehrung mit strengen Strafen, mit Verbannung oder auch mit dem Tode, geahndet; in Massachusetts z. B. wird nach einem Gesetz vom 14. Oktober 1656 jeder, der „von der verdammten Ketzersekte der Quäker" sich dahin verirrt, ausgepeitscht und in ein Arbeitshaus gesperrt. Die, welche ihre Meinungen vertheidigen, werden erst mit Geld bestraft, dann eingekerkert und schließlich ausgewiesen. Der katholische Priester aber, der einmal verbannt, zurückkehrt, wird mit dem Tode bestraft. Ebendaselbst ist der Gebrauch des Tabaks verboten und in Boston besteht seit 1649 ein Verein, um den weltlichen Luxus der langen Haare auszurotten.

1) Bancroft I, 332 2) Tocqueville I, 58 ff.

Das sind einige der Gesetze, welche das souveraine Volk von Neuengland sich selbst gegeben hat. Jede dieser Pflanzungen bildet eine Republik von gleichberechtigten Bürgern, die durch selbst gewählte Beamte nach selbst gemachten Gesetzen sich selber richten und regieren, besteuern und verwalten. Aeußerlich erkennen sie der Monarchie des Mutterlandes eine Oberhoheit zu, die aber bei jedem Versuche sich geltend zu machen, auf den unbesiegbaren Widerstand der republikanischen Gemeinden stößt; und diese sind denn auch ihren Gliedern Alles in Allem. Von Anfang an ist für die Armen gesorgt; mit Strenge wird auf die Unterhaltung der Straßen geachtet, besondere Beamte führen darüber die Aufsicht. Die Gemeinden führen Buch über die Beschlüsse ihrer Versammlungen, über Todesfälle, Heirathen, Geburten, besondere Schriftführer halten diese Verzeichnisse auf dem Laufenden: eigene Beamte verwalten den Nachlaß Verstorbener, andere überwachen die Erbtheilungen: mehrere haben zur Hauptaufgabe, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten.

Eine ganz hervorragende Pflege wird dem Schulwesen gewidmet. „In Erwägung," sagt das Gesetzbuch von 1650, „daß der Satan, der Feind des menschlichen Geschlechts, in der Unwissenheit der Menschen seine stärksten Waffen findet und daß die Kenntnisse, welche unsere Väter mitgebracht haben, nicht in ihren Gräbern begraben bleiben dürfen: — in Erwägung, daß die Erziehung der Kinder eine der ersten Pflichten des Staates ist, so wird mit des Herren Hilfe verordnet" —; mit diesen Eingangsworten bestimmt das Gesetz die Errichtung von Schulen in allen Gemeinden und legt ihren Gliedern bei strenger Strafe, die Pflicht auf, sich zu besteuern zur Unterhaltung derselben. In derselben Weise werden in den volkreicheren Gegenden höhere Schulen errichtet. Die Gemeindebehörden wachen darüber, daß die Eltern ihre Kinder in die Schule schicken: sie haben das Recht, über diejenigen Geldstrafen zu verhängen, die sich dessen weigern und wenn die Weigerung fortgesetzt wird, so treten sie an die Stelle der Familie, und nehmen das Kind von Gemeindewegen in Erziehung und Unterricht: mit Versäumniß ihrer Pflichten sind auch die Rechte der Eltern erloschen.[1])

So war die Freiheit beschaffen, welche die Puritaner in ihrer neuen Heimath sich selber schufen, weil sie ihnen im alten England nicht vergönnt ward. Es war eine Freiheit eigenthümlicher Art, himmelweit verschieden von jener, für welche nachher Lafayette und seine Freunde an ihrer Seite fochten oder zu fechten glaubten. Dieser Besonderheit waren sich die Gesetzgeber jenes seltsamen Gemeinwesens wohl bewußt; einer von ihnen, Winthrop, hat sie in einer Rede, die ihm die Wiederwahl zum Statthalter eintrug, in folgenden Worten beschrieben: „Täuschen wir uns nicht über das, was wir unter unserer Unabhängigkeit zu verstehen haben. Es gibt wirklich eine entartete Freiheit, deren Gebrauch das Thier mit dem

1) Tocqueville I, 64/65.

Menschen gemein hat, sie besteht darin, thun zu können, was einem gefällt. Diese Freiheit ist die Feindin jeder Autorität; sie erträgt mit Ungeduld jede Regel: mit ihr sinken wir unter uns selbst herab: sie ist die Feindin der Wahrheit und des Friedens und Gott hat geglaubt, er müsse sich gegen sie erheben. Aber eine bürgerliche und sittliche Freiheit gibt es, die ihre Kraft in der Eintracht findet: das ist die Freiheit, ohne Furcht Alles zu thun, was recht ist und gut. Diese heilige Freiheit haben wir zu vertheidigen in jeder Gefahr und ihr, wenn es sein muß, unser Leben zu opfern."[1]

1) Tocqueville I, 66/67.

VII. Das englische Parlament im Kampf mit der Presse und den Colonieen.

Lord Bute war der erste Schotte, den ein englischer König den Muth hatte an die Spitze seines Cabinets zu rufen, und die Probe, der die Regierungsfähigkeit des schottischen Adels bei diesem Anlaß unterworfen ward, lief denn auch so unrühmlich ab, wie sich das der alte, seit 1745[1]) neu entfachte Schottenhaß der Engländer nur irgend wünschen konnte. Zum Parlamentsredner und Minister war er so wenig geschaffen als irgend eine jener Subalternnaturen, die sich so zahlreich aus den unwirthlichen Gebirgen seiner Heimath in den fetten Staats- und Hofdienst Englands drängten und, als Mensch dem stolzen Adel Englands Achtung zu gebieten, war er, obwohl persönlich ehrenhaft, so wenig beanlagt, als jenes mitleiderregende Häuflein seiner Landsleute, das ohne Diäten im Parlamente nicht sitzen konnte und, wie jedermann wußte oder annahm, gewohnt war seine Stimme den Ministern en bloc zu verkaufen.[2]) Gegenüber der offenkundigen Kriegspolitik Spaniens hatte er im Jahre 1761 einen auffallenden Mangel an staatsmännischer Voraussicht bewiesen,[3]) gegen Friedrich den Großen hatte er schlechthin treulos und verrätherisch gehandelt[4]) und bei der Unterhandlung des Vorfriedens vom 3. November 1762 eine Verzagtheit an den Tag gelegt, die mit den Waffenerfolgen der englischen Flotte im grellsten Widerspruche stand. Der Volkshaß, der darob wider ihn und seine Politik sich richtete, war so groß, daß er, nachdem er zwei Mal vom Pöbel angefallen worden war, nicht mehr wagen durfte, ohne Begleitung auszufahren. Aber seine Stellung im Unterhause litt darunter nicht: er beherrschte es so vollständig wie einst Walpole gethan und zwar, ohne dessen Talent und Beredsamkeit, einfach dadurch, daß er die groben Mittel der Bestechung, der Einschüchterung und des Stimmenkaufs mit einer Schamlosigkeit betrieb, die alles je Erlebte überbot. Fast öffentlich wurden den Gutgesinnten Zahlungen von 200 Pfund auf dem Zahlamt ausgefolgt. Nach einer Angabe, die sein Schatzsekretär Martin später machte, sind an einem Morgen nicht weniger als 25,000 Pfund zum Stimmenkauf verausgabt worden.[5]) Um die Parteigenossen mit Aemtern belohnen zu können, führte Bute ein Verfahren ein, das noch kein Minister vor ihm ergriffen hatte. Bis auf die Schreiber, Zoll-

1) I, 433/34. 2) Lecky, Geschichte Englands III, 54. 3) S. S. 324/25. 4) S. S. 330. 5) Lecky S. 59.



Verkleinertes Facsimile des Stiches, 1772, von Richard Houston (1728—1775);
Originalgemälde, 1771, von J. Zoffany (um 1733—1810).

und Acciseeinnehmer herunter wurden in allen Behörden Angestellte jeder Art beseitigt, bloß weil sie durch Whigminister ins Amt gekommen waren. Zwischen Staatsdienst und Parteidienst wollten Bute und Fox jetzt keinen Unterschied mehr gelten lassen, während bisher nur die großen parlamentarischen Aemter von Ministerwechseln berührt worden waren, und das mit gutem Grund; denn ein Stamm von ständigen Berufsbeamten, die keine Parteifarbe tragen, ist für eine parlamentarische Aristokratie ganz unentbehrlich, wenn sie nicht dem Lande zum Fluche werden soll, wie dem heutigen Amerika das Politikerthum mit seiner Beutevertheilung bei jeder Präsidentenwahl zum Fluch geworden ist. Mit solchen Mitteln gewann sich Bute die Mehrheit für sein Friedenswerk, nicht minder für eine neue Obstweinsteuer (Cyder-tax), gegen die sich ein ähnlicher Sturm entfesselte wie 1733 gegen Walpoles Acciseplan. Er stand fest am Hof, denn der König vertraute seinem alten Erzieher unbedingt und mit des Königs Mutter lebte er in sehr intimen Beziehungen; er stand fest im Oberhaus, das er durch 16 unbedingt ergebene Peers vermehrt hatte und auch im Unterhause war er einer überwältigenden Mehrheit selbst für sehr unbeliebte Gesetze sicher; so schien er gefeit gegen jeden Sturm, als er am 8. April 1763 zur allgemeinsten Ueberraschung seine Entlassung gab, wahrscheinlich weil er eingesehen, daß er, um weiter zu regieren Etwas nöthig hatte, was er selber nicht besaß und für Geld sich auch nicht verschaffen konnte. In den Tagen vor seinem Rücktritt soll er vertraulich geäußert haben: „Ich stehe allein in einem Cabinet, das ich selbst geschaffen habe, ich habe keine Stütze im Oberhaus außer zwei Peers (Lords Denbigh und Pomfret); beide Staatssekretäre hüllen sich in Schweigen und der Lord Oberrichter, den ich selbst ins Amt gebracht, stimmt für mich, redet aber gegen mich; der Grund, auf den ich trete, ist so hohl, daß ich besorge, nicht nur selbst zu fallen, sondern auch meinen königlichen Herrn mit hinabzuziehen. — Es ist Zeit, daß ich gehe."[1])

Das neue Cabinet ward nach einem Plan gebildet, über den Bute mit dem König seit lange einig war, und der sich schon 1761 in einer Flugschrift an die Oeffentlichkeit gewagt hatte. Diese Schrift führte den Titel: „Zeitgemäße Winke eines ehrlichen Mannes über die neue Regierung und das neue Parlament" und ward keinem Geringeren als Lord Bath (Pulteney)[2]) zugeschrieben.

Hier war bittre Klage geführt über das Parteiregiment der Whigs, das die königliche Gewalt in ein Schattenbild verwandelt und das Parlament zu einem Herd verabscheuenswerther Corruption gemacht habe. Die gebietende Stellung, welche seit Walpole dem regierenden Cabinet zustand, ward als eine Usurpation verurtheilt, kraft deren sich eine künstlich geschaffene Oligarchie

---

1) „From private information", erzählt von Adolphus, History of England 1760—1783. 4. Ausg. London 1817. I, 109, vgl. den Brief von Lord Barrington an Mitchell vom 10. April in Pitt, Corresp. II, 219 Anm. 2) I, 377/78.

zwischen König und Volk eingedrängt, was dem ersteren seine Macht, dem letzteren sein Recht geraubt habe. So sei der ungeheuerliche Anblick eines Königs entstanden, der nicht das kleinste Amt ohne Empfehlung und Zustimmung seiner Minister vergeben könne, der von einer durch strenge Parteizucht, Bestechung und Patronage mächtigen Clique sich knechten und gängeln lassen müsse. Dieser Zustand könne und dürfe nicht dauern. Es gelte, ein neues System zu schaffen, in dem die Minister von der Krone, nicht die Krone von den Ministern abhänge. Die Aechtung der Tories habe die Autorität der Krone den Whigs überantwortet, die Tories seien aber keine Jakobiten, keine Gegner der Staatskirche und keine Gegner der Dissenters mehr. Zwischen Whigs und Tories sei ein Gesinnungsunterschied gar nicht mehr vorhanden, frei also könne die Krone ihre Räthe aus allen ehrenwerthen Patrioten wählen, die ihr Ansehen keiner Parteiempfehlung dankten und auf diesem Wege werde sie die Geheimbünde und die Faktionen sprengen und auch der Corruption des Parlaments ein Ende machen.[1]) Mit dem letztren Versprechen stand, wie wir gesehen haben, die Verwaltung des Lord Bute in einem geradezu empörenden Widerspruch; aber die Richtigkeit des Gedankens, der ja nicht an einem Tage zur Vollkommenheit reifen konnte, erachtete er dadurch nicht widerlegt und bei dem Vorschlag seiner Nachfolger richtete er sich strenge nach dem Grundsatz, den er wenige Tage vor seinem Rücktritt dem Herzog von Bedford als den unabänderlichen Entschluß des Königs bezeichnete: „nie und unter keinen Umständen zu dulden, daß diejenigen Minister der vorigen Regierung, die ihn zu fesseln und zum Sklaven zu machen versuchten, je wieder, so lange er lebe und das Scepter führe, in seine Dienste träten.“[2]) Dies Alles wollte besagen: Regierung des Königs durch die Minister, nicht mehr wie bisher Regierung der Minister durch den König und führte praktisch zu dem Entschluß, wie Pitt selber, so jeden Andern auszuschließen, der ähnliche Ansprüche erheben konnte.

Leute zu finden, die tief unter Pitts Begabung standen, war nicht schwer. George Grenville ward erster Lord des Schatzes und Kanzler der Schatzkammer, Lord Egremont und Lord Halifax wurden Staatssekretäre. In diesem Kleeblatt war keiner, der den König mit Vergewaltigung, den Lord Bute mit Zerstörung seines geheimen Einflusses zu bedrohen schien. Grenville bot überdies jede Bürgschaft gegen eine auch nur mittelbare Beeinflussung durch Pitt und seinen Anhang: denn er war mit diesem seinem Schwager längst aufs Gründlichste zerfallen, nicht minder mit seinem ältren Bruder Lord Temple, seit sich dieser dem letztren unbedingt angeschlossen hatte.

Die mancherlei theils nöthigen, theils nützlichen Eigenschaften, die George Grenville für sein hohes Amt nicht besaß, werden wir in seiner Verwaltung nach der Reihe kennen lernen. Gleich bei Beginn derselben beging er eine

1) Lecky III, 23/24. 2) Bedford, Correspondence III, 223—226. Lecky III, 67/68.

beispiellose Unbesonnenheit. Mit den Friedensbedingungen, die sich Lord Bute zu Versailles hatte gefallen lassen, war er so wenig einverstanden gewesen, daß er, obwohl Mitglied des Cabinets, sich weigerte, zu ihrer Vertheidigung auch nur ein Wort im Hause zu sagen: er hatte deßhalb die Führung desselben abgeben und sich auf den Posten des ersten Lords der Admiralität zurückziehen müssen. Mithin konnte er an der vernichtenden Kritik, welche sein Schwager Pitt in einer drei und einhalbstündigen Rede am 9. December 1762 an dem Vorfrieden des 3. November übte,[1]) nicht allzuviel auszusetzen haben; zum Mindesten mußte ihm die Lehre bleiben, daß jeder Minister des Königs wohl thun werde, nur mit höchster Vorsicht von dem Abschluß eines Friedenswerkes zu reden, von dessen Vorbereitung Pitt an jenem Tage gesagt: „Die Preisgebung des Königs von Preußen, des hochherzigsten Verbündeten, den dies Land je gehabt, war hinterlistig, treulos, niederträchtig, und verrätherisch (insidious, tricking, base, and treacherous)." Und was geschah? Am 19. April 1763 ließ das neue Cabinet das Parlament mit einer Thronrede vertagen, in welcher mit hoher Befriedigung von den Erfolgen der Friedensunterhandlung Englands, insbesondere auch mit Bezug auf den König von Preußen gesprochen war.

Auf diese unbegreifliche Herausforderung antwortete am 23. April das gefürchtete Oppositionsblatt, der „North Briton" in seiner berühmten 45. Nummer mit einem Artikel, dessen Hauptstellen folgendermaßen lauteten: „Die letzte Woche hat dem Publikum das ausschweifendste Beispiel amtlicher Frechheit (the most abandoned instance of official effrontery) gegeben, das jemals der Menschheit zu bieten versucht worden ist. Die Ministerrede vom letzten Dienstag ist ohne Gleichen in den Jahrbüchern dieses Landes. Ich zweifle, ob an dem Souverain oder an der Nation ärger gesündigt worden ist. Jeder Freund seines Landes muß beklagen, daß ein Fürst, mit soviel großen und liebenswürdigen Eigenschaften, den England aufrichtig verehrt, dahin gebracht werden kann, den gehässigsten Maßnahmen und den unverantwortlichsten politischen Lehren die Weihe seines Namens zu geben, von einem Throne herab, der immer berühmt war durch Wahrheit, Ehre und unbefleckte Tugend. Ich bin sicher, alle Fremden, insbesondere der König von Preußen werden den Minister verachten und verabscheuen. Er hat unserm Souverain erklären lassen, „meine Erwartungen sind durchaus erfüllt worden durch die glücklichen Erfolge, welche den verschiedenen Verbündeten meiner Krone aus dem heilsamen Abschluß des endgiltigen Friedens erwachsen sind. Die Mächte, welche mit meinem guten Bruder, dem Könige von Preußen, im Kriege waren, sind bestimmt worden, solche Ausgleichsbedingungen anzunehmen, wie sie dieser große Fürst gebilligt hat und das Gelingen, welches meine Unterhandlung begleitete, hat nothwendig und unmittelbar die Segnungen des

1) Adolphus I, 98/99.

Friedens über Europa ausgebreitet." Die schändliche Verlogenheit (infamous fallacy) dieses ganzen Satzes ist ersichtlich für Jedermann, denn es ist bekannt, daß der König von Preußen jeden der Friedensartikel nicht einfach gebilligt, sondern schlechthin diktirt hat als der Sieger. Kein Vortheil irgend welcher Art ist diesem hochherzigen Fürsten aus unserer Unterhandlung zugewachsen: nein, schmählich ist er verlassen worden (basely deserted) durch den schottischen Premierminister von England. An jedem Hofe in Europa wußte man, daß er hier kaum besser stand als in Wien und im Friedensvertrage ist er von uns verrathen (betrayed) worden. Welch ein Maß von Unverschämtheit (what a strain of insolence) gehört also dazu, wenn ein Minister wagt sich etwas zum Verdienst zu rechnen, dem er sich wohl bewußt ist mit allen Kräften widerstrebt zu haben und so würdelos (meanly) sich selber einen Antheil anzumaßen an der Ehre und dem Ruhm eines der größten Fürsten, die die Welt gesehen."[1])

Der Verfasser des Artikels war der Herausgeber des „North Briton" selbst, John Wilkes, Mitglied des Parlaments für Aylesbury, ein Mann, von dessen niedriger Herkunft, abstoßend häßlichem Aeußern und lockerem Lebenswandel wir durch die englischen Historiker so viel vernehmen, als sollte damit entschuldigt werden, was ihm lediglich aus politischem Parteihaß gegen alles Recht widerfahren ist. Wir staunen über den gänzlichen Mangel an Rechtssinn und Ueberlegung, mit welchem das Cabinet Grenville sich in dieser Sache der Rachsucht des Königs zur Verfügung stellte und erschrecken über die tiefe Rechtlosigkeit, aus der die politische Presse des freien England sich erst bei diesem Anlaß mit Gewalt herauszuarbeiten hatte und zwar im Kampf nicht bloß mit dem Hof, sondern noch weit mehr mit dem vermeintlichen Wächter aller Volks- und Freiheitsrechte — nämlich dem Parlament.

Der Staatssekretär Lord Halifax unterzeichnete am 26. April einen allgemeinen Haftbefehl (general warrant), mit dem vier Boten sich auf den Weg machten, um Verfasser, Drucker und Verleger jener „aufrührerischen und verrätherischen" Druckschrift zu ermitteln, festzunehmen und sammt ihren Papieren vor den Staatssekretär zu bringen.[2]) Auf Grund dieses allgemeinen Haftbefehls, in welchem kein einziger Name genannt war, wurden 49 Personen zur Haft gebracht, darunter der Verleger, und der Drucker des North Briton, deren offenherzige Aussage das Parlamentsmitglied John Wilkes als den Verfasser bezeichnete. Nach dem Gutachten der Kronjuristen war die Veröffentlichung eines „Libells" ein „Friedensbruch" (breach of peace) und deßhalb nicht gedeckt durch das Privileg des Parlaments. So ward auch Wilkes verhaftet, trotz seiner höchst entschiedenen Proteste, und vor Lord Halifax geführt, während seine Wohnung durchsucht und seine Papiere weg-

1) Horace Walpole, Memoirs of the reign of K. George III. London 1845. I, 275. 2) Adolphus I, 114 ff.

genommen wurden. Wilkes verweigerte jede Aussage, protestirte gegen die Rechtsgiltigkeit des general warrant und forderte unter Anrufung seiner Rechte als Abgeordneter sofortige Freilassung. Trotzdem ward er in den Tower gebracht und wie ein verurtheilter Verbrecher von jedem Verkehr mit Freunden oder auch nur mit einem Anwalt ausgeschlossen. Wilkes klagte bei dem ordentlichen Civilgericht (court of common pleas), erwirkte bei diesem einen Freilassungsbefehl (writ of habeas corpus) und erzielte außerdem drei grundsätzliche Entscheidungen, die ebensoviel Verurtheilungen des Hofs und der Minister enthielten. Der Oberrichter Pratt erklärte erstens seine Verhaftung für ungesetzlich, weil ein Parlamentsmitglied durch das Privileg des Parlaments so lange geschützt sei, als es nicht Verrath, Felonie und wirklichen Friedensbruch begangen habe, ein Libell aber an sich als vollzogener Friedensbruch nicht betrachtet werden könne, auch wenn es darauf berechnet sei, einen solchen herbeizuführen; Pratt sprach ferner aus, daß „Vollmachten zur Aufsuchung, Beschlagnahme und Fortschaffung von Papieren" auf Grund einer Libellklage erlassen nicht gesetzlich seien; und er erklärte endlich gleichfalls als ungesetzlich allgemeine Haftbefehle, die der Staatssekretär ertheile, ohne den Namen des zu Verhaftenden anzugeben.[1]) Diese letzte Entscheidung ward später im Verfahren des Gerichtshofs der Kings Bench durch Lord Mansfield bestätigt und war seitdem geltendes Recht.[2])

Der Kläger Wilkes war also in allen Rechtsfragen siegreich durchgedrungen und in der Frage, die noch gar nicht verhandelt worden war, nämlich ob er berechtigt gewesen sei, eine Thronrede als ein Werk der Minister anzugreifen, verschaffte er sich selbst sein Recht, indem er in einer Sammelausgabe aller Nummern seines „North Briton" nachwies, daß unter den beiden letzten Regierungen ganz regelmäßig nach seiner Auffassung verfahren worden sei. Staatsmänner, wie Herzog von Argyle, Carteret, Shippen und Pulteney hatten sie wiederholt und unzweideutig ausgesprochen, und geradezu schlagend war ein Fall, den er aus dem Jahre 1715 in Erinnrung brachte. Da hatte das Unterhaus den Grafen Oxford unter Anderem deßhalb in den Anklagezustand versetzt, „weil er die geweihte Quelle der Wahrheit getrübt und Sr. Majestät in mehreren Thronreden unwahre Dinge in den Mund gelegt habe."[3])

Mit dem Wiederzusammentritt des Parlaments am 15. November änderte sich die gesammte Lage. Gleich aus den ersten Verhandlungen und Beschlüssen entnahm die Welt, daß es in England eine Macht gebe, die nicht nach Recht und Gericht, nicht einmal nach ihrem eignen Brauche frage, wenn das Herrschaftsinteresse der regierenden Partei im Spiele war. Unmittelbar nach der Thronrede ergriff Grenville das Wort, um den Fall Wilkes vorzutragen und

1) Lecky III, 78. 2) May, Verfassungsgeschichte Englands II, 1 S. 224.
3) Lecky III, 79.

das Haus der Gemeinen erließ eine Dankadresse für all die Handlungen, welche der Oberrichter Pratt als gesetzwidrig bezeichnet hatte; die Nummer 45 des „North Briton" ward als ein „falsches, anstößiges und aufrührerisches Libell" (false, scandalous and seditious) verurtheilt, durch Henkershand verbrannt zu werden. Der Abgeordnete Martin forderte Wilkes wegen einiger Angriffe in früheren Nummern des Blattes auf Pistolen und brachte seinem Gegner eine schwere Wunde bei. Ohne Rücksicht auf die Bitte des Verwundeten, das weitere Verfahren bis zu seiner Genesung auszusetzen, entschied das Haus am 24. November: „daß das Privileg des Parlaments sich nicht erstrecke auf den Fall der Abfassung und Veröffentlichung von aufrührerischen Libellen und nicht gestatte, den gewöhnlichen Lauf der Gesetze in schleuniger und nachdrücklicher Verfolgung so gehässiger und gefährlicher Ausschreitungen zu hemmen."[1]) Das Oberhaus schloß sich dieser Entscheidung an, trotz einer wohlbegründeteten Rechtsverwahrung, welche 17 Peers zu den Akten gaben. Nun aber gerieth das Volk in Bewegung. Die Verbrennung des „North Briton" ward durch einen wüthenden Pöbelaufruhr verhindert; die Constabler wurden mit zerbrochenen Stäben auseinandergetrieben, das verurtheilte Blatt aus den Flammen gerissen und im Triumph nach Temple Bar gebracht, wo der johlende Haufe zur Verhöhnung des Grafen Bute einen großen Stiefel und einen Unterrock verbrannte.

Inzwischen hatten Wilkes und seine Schicksalsgenossen zahlreiche Entschädigungsklagen gegen jene Boten anhängig gemacht, welche auf Grund des general warrant des Lord Halifax ihre Verhaftung vorgenommen hatten. Der Gerichtshof der common pleas sprach gegen diese eine Reihe von Verurtheilungen aus; eine Specialjury zu Guildhall, vor welcher Wilkes seine Klage gegen den Unterstaatssekretär Wood verfolgte, verurtheilte diesen zu 1000 Pfund Schadenersatz und der Lord Oberrichter Pratt nannte den general warrant mit noch größerer Schärfe als vorher „verfassungswidrig, ungesetzlich und schlechthin nichtig." „Wenn er gilt," sagte er, „so kann ein Staatssekretär jeden seiner Boten, jeden Beliebigen aus der Hefe des Volkes abordnen und beauftragen, Verhöre anzustellen, festzunehmen oder frei zu lassen, kurz, Alles zu thun, was die höchsten Gerichtsbehörden, die das Gesetz kennt, thun oder anordnen können. Keine Autorität in unsern Gesetzbüchern erkennt solch eine Art von Warrants an, vielmehr werden sie in ausdrücklichen Worten verdammt. Nach der reiflichsten Erwägung spreche ich unerschrocken aus, dieser Warrant ist ungesetzlich; aber ich bin weit entfernt, zu wünschen, daß eine Sache von solcher Wichtigkeit nur auf meiner Rechtsansicht beruhe. Die Frage mag den zwölf Richtern vorgelegt werden und es gibt einen noch höher stehenden Gerichtshof, dem sie übergeben werden mag, und dessen Spruch dann endgiltig ist. Wenn diese höhern Gerichte entscheiden sollten, meine Ansicht sei irrig, so werde ich mich unterwerfen, wie es mir ziemt, und die

1) Adolphus I, 125.

Ruthe küssen, aber ich muß sagen, ich werde sie stets als eine Ruthe von Eisen betrachten zur Geißelung des Volks von Großbritannien."[1])

Persönlichen Nachstellungen und Verfolgungen entzog sich Wilkes durch heimliche Abreise nach Paris. Dieses Entweichen vor ausgetragener Sache ward zum Vorwand genommen, ihn aus dem Hause zu stoßen und für Aylesbury eine Neuwahl auszuschreiben (20. Januar 1764). Schließlich ward der Abwesende sogar außer Gesetz erklärt (outlawed), weil er nicht erschien, um seine Verurtheilung im Parlament entgegenzunehmen. In den Tagen aber, da dies geschah, ernannte der Stadtrath von London den Lord Oberrichter Pratt zum Ehrenbürger wegen seines mannhaften Auftretens gegen die allgemeinen Haftbefehle, der vogelfrei erklärte Wilkes war nach wie vor unermeßlich populär als der Märtyrer geheiligter Volksrechte, die Kosten seines Processes zahlte Lord Temple, ein Pächter vermachte ihm 5000 Pfund als Beweis seiner Verehrung und von den Whigs der Rockingham-Partei ward ihm später ein Jahrgeld von 1000 Pfund ausgezahlt.[2])

Für England aber ergab sich aus all diesen Vorgängen eine Lehre ernstester Art. Was das Haus der Gemeinen an Macht besaß, das war im Kampfe gegen die Krone erobert worden; die Macht des Unterhauses und das Recht der Nation hatte für durchaus identisch gegolten und nun zeigte sich mit handgreiflicher Klarheit, daß das zwei ganz verschiedene Dinge waren. Im Dienste einer Partei hatte das Unterhaus mit Hof, Regierung und Oberhaus im Bunde das Recht der Presse mit Füßen getreten, und Willkürhandlungen der Minister zugestimmt, die der unbestochene Lord Oberrichter ausdrücklich und wiederholt für ungesetzlich erklärt, vor denen kein Hausrecht und kein Habeas corpus mehr Geltung hatte. Früher hatte man nur gefragt: wer schützt uns gegen den Despotismus eines Königs und seiner Minister? Und diese Frage hatte ein einfacher Hinweis auf den Palast zu Westminster beantwortet. Jetzt warf sich gebieterisch die Frage auf: wer schützt uns gegen den Despotismus des Parlaments? Und auf diese Frage gab es keine Antwort. Denn im geltenden Staatsrecht Englands hatte die Selbsthilfe des Volkes keine Stelle; ein Recht der Insurrektion, wie es sich später in Lafayettes Menschenrechten ausgesprochen fand, war zwar nicht der Presse der Parteien, wohl aber der Gesetzgebung dieses Staates völlig fremd. Die Allgewalt des Parlaments, nicht wie ehedem gegen rechtlose Willkür von oben, sondern gerade im Dienste dieser gegenüber den unveräußerlichsten Rechten des Volkes selber, für dessen Anwalt und Schirmherrn es gegolten, war als brutale Thatsache vor die Welt getreten und die Lehre der Wissenschaft scheute sich durchaus nicht, mit Bestimmtheit als Recht zu formuliren, was sich aus diesen Vorgängen nur irgend folgern ließ.

In seinen berühmten „Commentaren zu den Gesetzen Englands",[3]) die

---

1) Adolphus I, 129. 2) Lecky III, 86. 3) Commentaries on the laws of England in four books by Sir William Blackstone, one of the justices of

im Jahr 1765 zum ersten Mal erschienen, sagt William Blackstone über das Parlament wörtlich Folgendes: „Die Macht und Gerichtsbarkeit des Parlaments, sagt Sir Edward Coke (4. Januar 1648), ist so überragend und unbedingt (transcendent and absolute), daß sie in Bezug auf Sachen sowohl als Personen in gar keine Grenzen eingeschlossen werden kann. Und von diesem Hochgericht (high court), fügt er hinzu, kann in Wahrheit gesagt werden: si antiquitatem spectes, est vetustissima; si dignitatem, est honoratissima; si jurisdictionem, est capacissima. Es hat souveraine und unverantwortliche Autorität Gesetze zu machen, zu bestätigen, zu erweitern, einzuschränken, aufzuheben, zurückzunehmen, wiederzubeleben und auszulegen, in Bezug auf alle nur denkbaren Gegenstände, geistliche, weltliche, militärische, maritime, criminelle: denn hier ist die Stelle, an welcher jene unbedingte despotische Macht (absolute despotic power), die in allen Verfassungen irgendwo ihren Sitz haben muß, durch die Verfassung dieser Reiche befestigt ist. Alle Beschwerden und Mißstände, Vorkehrungen und Abhilfen, welche den gewöhnlichen Lauf der Gesetze überschreiten, liegen in dem Bereich dieses außerordentlichen Gerichtshofes (extraordinary tribunal). Er kann regeln oder neu bestimmen die Erbfolge der Krone: wie unter der Regierung Heinrichs VIII. und Wilhelms III. geschah. Er kann die bestehende Religion des Landes ändern: wie in verschiedenen Fällen unter Heinrich VIII. und seinen drei Kindern geschehen ist. Er kann sogar die Verfassung des Reichs und der Parlamente selbst ändern und neugestalten: wie durch die Unionsakte und die verschiedenen Statute über dreijährige und siebenjährige Wahlen geschehen ist. Kurz er kann Alles thun, was nicht physisch unmöglich ist (not naturally impossible): und deßhalb haben Einige keinen Anstand genommen, seine Macht in einem etwas zu kühnen Bilde, die Allmacht (omnipotence) des Parlaments zu nennen. Wahr ist, was das Parlament thut, kann keine Macht der Erde ungeschehen machen (no authority upon earth can undo). Deßhalb ist für die Freiheiten dieses Reichs so unendlich wesentlich, daß für dies wichtige Vertrauensamt solche Glieder berufen werden, welche durch Redlichkeit, Muth und Kenntnisse ausgezeichnet sind: denn es war ein bekannter Spruch des großen Lordschatzmeisters Burleigh, „daß England nie zu Grund gerichtet werden könnte außer durch ein Parlament“ und, wie Sir Matthew Hale bemerkt, da dies der oberste und größte Gerichtshof ist, über den im Königreich kein anderer zu Gericht sitzen kann, so würden, wenn dieser irgendwie einer Mißregierung unterläge, die Unterthanen dieses Reichs von jedem Mittel der Rechtshilfe verlassen sein. In demselben Sinn weissagt der Präsident Montesquieu,[1]) wenn auch zu voreilig, wie mir scheint: wie Rom, Sparta und Karthago ihre Freiheit verloren haben und unter-

His Majestys Court of Common pleas. Die Vorrede ist datirt 2. Nov. 1765. Die hier benutzte Ausgabe ist die zwanzigste, herausgegeben von James Stewart. London 1841. I, 155—157 (160—162).

1) S. oben I, 473.

gegangen sind, so wird auch die Verfassung Englands eines Tages ihre Freiheit verlieren und untergehen: sie wird untergehen, wenn je die gesetzgebende Gewalt verderbter sein wird als die vollziehende.

Es muß eingestanden werden, daß Herr Locke[1]) und andre theoretische Schriftsteller der Meinung waren, „im Volke bleibt immerhin eine oberste Gewalt in Geltung, den gesetzgebenden Körper zu entfernen oder zu ändern, wenn es die Gesetzgebungsakte dem ihm ertheilten Auftrag zuwider findet; denn wenn solch ein Auftrag mißbraucht wird, so ist er auch verwirkt und kehrt an die zurück, die ihn ertheilt haben." Aber wie richtig dieser Schluß theoretisch sein mag, praktisch können wir ihn nicht annehmen, noch irgend gesetzliche Wege angeben, ihn in Ausführung zu bringen unter irgend welcher Entbindung von der jeweils bestehenden Regierungsgewalt. Denn dieser Heimfall der Gewalt an das Volk in seiner Masse bedeutet die Auflösung der ganzen von diesem Volk geschaffenen Regierungsform, führt alle Glieder auf den Fuß ursprünglicher Gleichheit zurück und nimmt, indem er die souveraine Gewalt zertrümmert, allen früher gegebenen positiven Gesetzen ihre Giltigkeit. Keine menschliche Gesetzgebung wird deßhalb einen Fall vorsehen, der auf einen Streich alle Gesetze zertrümmern und die Menschen antreiben müßte, den Verfassungsbau auf neuer Grundlage von vorn zu beginnen; noch wird sie Vorsorge treffen für ein so verzweifeltes Ereigniß, das ja mit seinem Eintritt schon alle gesetzlichen Vorkehrungen unwirksam machen müßte. So lange mithin die englische Verfassung besteht, so lange ist, wie wir zu versichern wagen dürfen, die Gewalt des Parlaments unbedingt und jeder Verantwortung entzogen (absolute and without control)."

Diese Schilderung zusammengehalten mit der Praxis, die wir kennen, wirft alle Träume von weiser „Theilung" und „glücklichem Gleichgewicht" der Gewalten über die Haufen. Das Parlament, d. h. thatsächlich das Unterhaus und in diesem die jeweilige Mehrheit desselben vereinigt die gesetzgebende und oberste Richtergewalt so vollständig in einer Hand, daß Blackstone die Worte Parlament und Hochgericht als zwei durchaus gleichwerthige Bezeichnungen für einen und denselben Körper braucht. Allerdings gab es Geschworene und Gerichtshöfe mit angestellten, nicht willkürlich entlaßbaren Richtern; von der unabhängigen Rechtspflege beider haben wir eben rühmliche Beispiele kennen gelernt, aber über ihnen stand gerade in Streitfällen des öffentlichen Rechts, wo auf die Unabhängigkeit des Rechtsspruchs Alles ankam, das Parlament, das, wo immer Parteiinteresse und Parteileidenschaft mitsprach, keinerlei Rücksicht kannte und jeden Rechtsschutz willkürlich durchbrach. Dies war Blackstone nicht gegenwärtig, als er, anklingend an Montesquieu, die Worte niederschrieb: „Auf diesem abgesonderten Fürsichbestehen der Richtergewalt in einer eignen Behörde von Männern, welche von der Krone wohl ernannt, aber nicht beliebig absetzbar sind, be-

1) S. oben I, 475.

ruht eines der Hauptschutzmittel der öffentlichen Freiheit, die nirgends lange bestehen kann, wo nicht die gewöhnliche Rechtspflege in gewissem Maße getrennt ist sowohl von der gesetzgebenden als von der vollziehenden Gewalt. Wäre sie vereinigt mit der Gesetzgebung, so würden Leben, Freiheit und Eigenthum der Unterthanen in Händen willkürlich entscheidender Richter sein, deren Urtheile dann allein nach ihrem eignen Gutdünken und nicht nach irgend welchen Grundgesetzen abgegeben würden: von welchen letzteren wohl die Gesetzgeber abweichen dürfen, während die Richter daran gebunden sind. Wäre sie verbunden mit der vollziehenden Gewalt, so würde diese Vereinigung ihr bald das Uebergewicht gegen die gesetzgebende verschaffen."[1]) Eben das, was hier als durchaus unzulässig abgewiesen wird, war in dem Fall Wilkes eingetreten und konnte sich in jedem ähnlichen wiederholen, weil es gegen die unbedingt und schrankenlos „despotische" Gewalt des Parlaments nach Blackstones eigener Schilderung schlechterdings kein gesetzliches Schutzmittel, weil keine Macht gab, die über ihr stand.

Ja, diese „Allgewalt" des Parlaments war noch größer, als sie Blackstone erschien: das Parlament, beziehungsweise die jeweilige Mehrheit des Unterhauses, hatte außer der gesetzgebenden und richtenden noch die vollziehende Gewalt in Händen und auch dies sah Blackstone nicht, theils weil er in Montesquieus Vorstellungen befangen war, theils weil der damals herrschende Zustand der oben entwickelten Lehre der Tories[2]) einen Anschein von Begründung gab. Blackstone nennt den König den Inhaber der „höchsten vollziehenden Gewalt" (supreme executive power),[3]) er preist es als einen Vorzug der englischen Verfassung, daß sie die vollziehende Gewalt in eine einzige Hand (in a single person) legt und sieht nirgends das regierende Cabinet, das aus der Mehrheit des Unterhauses hervorgegangen, in Wahrheit alle Rechte der vollziehenden Gewalt handhabt; er hebt die Unverantwortlichkeit des Königs hervor, der Unrechtes nicht nur nicht thun, sondern nicht einmal denken kann[4]) und sieht nicht, daß der König nur deßhalb jeder Verantwortung enthoben ist, weil seine Minister sie für ihn übernehmen. Dies letztere weiß er natürlich sehr gut. Er betont die Rechenschaft, zu welcher das Parlament die schlechten Rathgeber des Königs zieht, die Anklagen und Verurtheilungen, welche sie von diesem Hochgericht zu fürchten haben,[5]) aber er sieht nicht, daß der allein Verantwortliche auch der in Wahrheit Handelnde ist, daß folglich die verantwortlichen Minister die wahren Träger der vollziehenden Gewalt sind und weil sie diesem letztren Rechenschaft geben müssen, eben ihr Auftrag selbst der That nach von diesem letztren, und nur dem Scheine nach vom König herrührt. Vorübergehend konnte der König so einig sein mit seinen Räthen und diese so sicher der Mehrheit des Parlaments, daß der

1) I, 281/82 (269 der alten Ausgabe). 2) S. S. 651/52. 3) S. 200 (190). 4) S. 258 (247): The king is not only incapable of doing wrong, but even of thinking wrong: he can never mean to do an improper thing: in him is no folly or weakness. 5) S. 263 (251); 269 (257).

Monarch wirklich aussah wie der eigentlich regierende Souverain; aber dauern konnte das nicht, weil es eben wider die Natur des parlamentarischen Parteiregiments war. Hätte es sich dauernd festwurzeln können, dann würde England den durch sein Parlament bewaffneten Despotismus Heinrichs VIII. wieder gehabt und auf alle Anrufungen von Verfassung, Recht und Freiheit zur Antwort bekommen haben, was die Königin Elisabeth ihrem Parlament sagte: „mit Ihrer Majestät Koniglicher Prärogative habt ihr euch nicht zu befassen, nicht darüber zu urtheilen und nicht hineinzugreifen"; oder was Jakob I. noch schärfer in den Worten ausdrückte: „wie es Atheismus und Lästerung ist, wenn ein Geschöpf der Gottheit bestreiten will, was sie thun mag, so ist es Anmaßung und Aufruhr, wenn ein Unterthan anfechten will, was ein König thun mag in der Hoheit seiner Macht: gute Christen werden zufrieden sein mit Gottes Willen, wie sein Wort ihn offenbart; und gute Unterthanen werden sich beruhigen bei des Königs Willen, wie sein Gesetz ihn offenbart."[1])

Wo auch die schrankenlose Allgewalt des englischen Parlaments ihre Grenzen habe, sollte sich in eben dieser Zeit enthüllen. Alles, meinte Blackstone, kann das Parlament, nur was physisch unmöglich ist, kann es nicht. Hätte es nur wenigstens rechtzeitig entdeckt, was ihm physisch unmöglich war, so würde es den Kampf mit den Colonieen in Nordamerika gar nicht angefangen, oder, gleich nach den ersten Fehlschlägen, wieder aufgegeben haben. Sein ganzes Unglück in dieser Sache rührte davon her, daß es erzwingen wollte, was wider die Natur der Menschen und der Dinge stritt und seine Ohnmacht nicht eher einsah, als bis sie nach fruchtlosem Aufwand ungeheurer Mittel durch die empfindlichsten Niederlagen ans Licht gebracht worden war.

Auf dem Festland von Nordamerika hatte England jetzt 13 Colonieen, die man nach ihrer Lage in drei große Gruppen theilte: die Nordcolonieen umfaßten die Provinzen des puritanischen Neuengland: New Hampshire, Massachusetts Bay, Rhode Island und Connecticut mit ihren ausgezeichneten Weidetriften, ihren fischreichen Seen, ihrem unerschöpflichen Pelzhandel.

Die Colonieen der Mitte umfaßten New York, New Jersey, Pensylvanien und Delaware, lauter Länder von überaus fruchtbarem Ackerboden, blühender Viehzucht und reichen Erträgen in Weizen- und Kornmehl. Die Südcolonieen umfaßten Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina und Georgien, Länder, die sehr verschieden waren nach Klima, Bodenbeschaffenheit und Bevölkerung, und unter denen Virginien mit seinem weltberühmten Tabakbau durch Reichthum und Macht hervorragte. All diese Länder erfreuten sich einer Blüthe, die nur noch des Friedensschlusses von 1763 bedurft hatte, um sich aufs Allerüppigste zu entfalten und als sich nun in England endlich ein Minister fand, der aus den amerikanischen Dingen einen Gegenstand des Studiums machte, statt wie seine Vorgänger die amerikanischen Depeschen ungelesen zu den Akten zu geben, da entdeckte er, daß diese Blüthe

1) Blackstone S. 250 (238).

auf Kosten Englands erzielt worden sei und beschloß diesem unbilligen Verhältniß ein Ende zu machen. Am 8. Sept. 1763 schrieb Grenville in einem Briefe an Horace Walpole: „Im vorigen Jahr sind im Parlament heftige Beschwerden erhoben worden wegen des Standes unserer Einnahmen in Nordamerika, welche sich nur auf 1000 und 2000 Pfund jährlich belaufen, während die Erhebungskosten unserer Zollbehörde auf 7—8000 Pfund jährlich zu stehen kommen. Das kam, wie betont ward, davon her, daß man all diese Zolldienststellen zu Sinecuren in England gemacht hatte. Als ich an die Spitze des Schatzes trat, ließ ich an die Zollcommissare schreiben, sie möchten uns angeben, wie das Einkommen gesteigert werden könne und welchen Gründen sie die jetzige Verminderung desselben zuschrieben. In ihrem Bericht wurde als Hauptgrund die Abwesenheit der Zollbediensteten bezeichnet, welche, mit Urlaub von der Schatzverwaltung, in England lebten und deren Einberufung nunmehr vorgeschlagen ward. Das beschlossen wir denn auch, riefen sie alle auf ihre Posten und ließen durch die Zollcommissare für die, welche nicht gehorchten, Andre vorschlagen."[1]) Mit der Thatsache, welche in diesem Briefe angegeben und begründet ist, ward die Umkehr in der Colonialverwaltung Englands mit Bezug auf Amerika eingeleitet, aus der alle späteren Wirren entsprungen sind.

Ueber das Verhältniß, das bisher zwischen Mutterland und Colonieen bestanden hatte, gibt uns Adam Smith in einem der lehrreichsten Capitel seines berühmten Werkes über „Wesen und Quellen des Reichthums der Nationen" die beste Auskunft.[2]) Als einen Hauptgrund des raschen Aufblühens der amerikanischen Colonieen bezeichnet er neben allen natürlichen Vortheilen der neuen Welt, die Thatsache, daß sie zu Wasser und zu Land den Schutz der Großmacht England unentgeltlich genießen und ihr eignes Gemeinwesen mit lächerlich geringen Geldmitteln unterhalten konnten. Zu den Kosten der Armee und Flotte Großbritanniens, die ihnen im letzten Kriege zum Siege über Neufrankreich verholfen hat, tragen sie nicht einen Pfennig bei und für die Besoldung ihrer wenigen Beamten (Statthalter, Richter, Polizei) braucht Massachusetts z. B. nur 18,000 Pfd. jährlich, New Hampshire und Rhode Island je 3500, Connecticut 4000, New York und Pennsylvanien je 4500, New Jersey 1000, Virginien und Südcarolina je 8000 Pfd. Ein Verhältniß, in dem die Landesvertheidigung ganz umsonst, die Landesverwaltung aber so wohlfeil zu haben war, konnte ein irgendwie drückendes wahrlich nicht genannt werden, wäre nicht die Abhängigkeit von den Schiffahrts- und Handelsgesetzen Englands gewesen, deren Wirkungen aber auch vielfach übertrieben dargestellt worden sind.

Nach der Schiffahrtsakte vom 9. Oktober 1651 und einigen ergänzenden Akten, die später hinzugekommen waren, durften die Colonieen erstens sich

1) Grenville papers. London 1852. II, 114. 2) Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations 1776. Book IV c. 7.

zum Seehandel nur englischer Schiffe oder solcher bedienen, von denen der Eigenthümer und $^3/_4$ der Bemannung britische Unterthanen waren und zweitens bestimmte Gattungen von Landeserzeugnissen außer nach England gar nicht verkaufen. Diese Artikel waren aber ausdrücklich genannt (enumerated commodities) und unter den nicht genannten, deren Absatz also freigegeben war, so lange und soweit das Parlament nicht anders befahl, befanden sich einige der wichtigsten Erzeugnisse Amerikas und Westindiens, nämlich Getreide aller Art, Nutz- und Zimmerholz, eingesalzene Lebensmittel, Fische, Zucker (seit 1731) und Rum. Die „genannten" Artikel umfaßten erstens solche Waaren, welche England nicht erzeugte und für den heimischen Bedarf möglichst wohlfeil kaufen wollte und zweitens solche, die es, weil es selbst sie nicht in ausreichender Menge hervorbrachte, aus dem Ausland beziehen mußte, nun aber auch auf einem sicheren, concurrenzfreien Absatzmarkt verkaufen wollte. Zur ersteren Gattung gehörten Syrup, Kaffee, Cacaobohnen, Tabak, Pfeffer aus Jamaica, Ingwer, Fischbein, rohe Seide, Baumwolle, Biberfelle und sonstiges Pelzwerk, Indigo, Gelbholz und andere Farbhölzer; zur letzteren: alle Schiffsbaumaterialien, Masten, Segelstangen, Bugspriete, Theer, Pech und Terpentin, Eisen in Luppen und Stangen, Kupferblech, Häute und Felle, Potasche und Perlasche. Dazu kamen Verbote der Herstellung oder des Vertriebes bestimmter Gegenstände, deren Anfertigung und Verkauf England sich allein vorbehalten wollte. So durfte in Amerika z. B. Zuckersiederei nur für den heimischen Bedarf betrieben, Stahlhämmer und Mühlen, auf denen das Eisen gespalten ward, gar nicht angelegt, Hüte, Wolle und wollene Zeuge, wenn sie in Amerika gefertigt waren, weder zu Wasser noch zu Lande, nicht auf Wagen oder Pferden, von einer Provinz in die andere geführt werden, so daß die Amerikaner sich auf die Anfertigung der gröbsten Wollenwaaren für den unmittelbarsten Hausgebrauch beschränken mußten. A. Smith bemerkt, in solchen Arbeitsverboten zeige sich der Krämergeist der englischen Gesetzgebung von seiner häßlichsten Seite, einem ganzen Volke verbieten, sein eignes Erzeugniß auf alle thunliche Weise zu verwerthen, oder sein Vermögen und seinen Gewerbfleiß so anzuwenden, wie es ihm selbst am vortheilhaftesten scheine, sei eine offenbare Verletzung der heiligsten Rechte der Menschheit, aber, fügt er hinzu, geschadet habe das den englischen Colonieen doch nicht, denn die britischen Waaren seien so wohlfeil nach Amerika gekommen, wie sie das dortige Geschäft doch nicht hätte herstellen können.

Dem Wortlaut all dieser Verbote und Einschränkungen entsprach die Strenge der Handhabung nicht. Mit der See- und Hafenpolizei scheint es ähnlich gewesen zu sein, wie mit der Zollverwaltung, deren Beamte mit ewigem Urlaub in England lebten, statt in Amerika ihre Schuldigkeit zu thun. In allen amerikanischen Gewässern blühte ein Schleichhandel, von dessen ganzem Umfang die Engländer gar keine Vorstellung hatten, bis sie ihn in dem letzten Franzosenkrieg von der anstößigsten Seite kennen lernten. Während die Briten die riesigsten Opfer brachten, die Franzosen aus Canada zu

verjagen, machten die Amerikaner mit beiden ein ausgezeichnetes Geschäft. Von England ließen sie sich bezahlen dafür, daß sie für die eigne Befreiung fochten und von den Franzosen dafür, daß sie ihnen Lebensmittel zuführten. Die französischen Flotten und Garnisonen, sowie die französischen Inseln in Westindien wurden während des ganzen Kriegs durch die Neuenglandcolonieen mit Massen von Vorräthen versorgt und zwar theils auf den gewöhnlichen Wegen des Schmuggels, theils durch empörenden Mißbrauch der Parlamentärflagge, die angeblich zum Auswechseln bestimmte Gefangene, in Wahrheit aber große Frachten verbotener Waare deckte. Pitt war wüthend, als er erfuhr, wie die Amerikaner ihm für seine Bemühungen dankten, er forderte die sofortige Unterdrückung dieses nichtswürdigen Unfugs, aber, um ihn auszurotten, hätte er außer dem Krieg gegen die Franzosen noch einen besonderen Seekrieg gegen die Amerikaner beginnen müssen, die es noch sehr verdienstlich fanden, daß dem Feinde — soviel Geld abgenommen ward.[1]) Wenn das mitten im Kriege geschah, wo Englands Heere und Flotten gegenwärtig waren, was mochte erst im Frieden geschmuggelt werden, wo die unzähligen Einfahrten der hafenreichsten Küste der Welt sich jeder Ueberwachung entzogen. In den Colonieen, hat man berechnet, wurde jährlich für anderthalb Millionen Pfund Sterling Thee verbraucht; nach dem Gesetz hätte dieser ganze Betrag über England bezogen sein müssen, in Wahrheit aber kam von da nur ein Zehntel desselben, die übrigen neun Zehntel besorgte der Schmuggel.[2])

Grenville beschloß dem Gesetz, das durch jahrzehntelangen Mißbrauch außer Uebung gekommen war, Achtung zu verschaffen: er sandte ein Heer von Zolleinnehmern nach Amerika, richtete eine strenge Seewache ein, erließ an Statthalter, Truppenbefehlshaber und Admiralitätsgerichte die schärfsten Weisungen und sann auf ein Mittel, zur Bestreitung der Kosten, die diese Maßregeln verursachten, die Amerikaner selbst heranzuziehen. Am 9. März 1764 gab er im Unterhause als das hierzu geeignetste Mittel eine Stempelabgabe an, die in der einfachsten Weise dadurch erhoben werden sollte, daß für alle Geschäfts- und Gerichtsurkunden, Wechsel, Verschreibungen, Eheverträge, Pachtbriefe, Policen, Zeitungen, Flugblätter u. s. w. gestempeltes Papier verwendet werden mußte, welches zu bestimmten Preisen käuflich zu haben war. Wüßte man in England oder Amerika etwas Besseres anzugeben, so möge man Vorschläge machen. Um der öffentlichen Meinung beider Länder Bedenkzeit zu lassen, ward die endgiltige Berathung und Beschlußfassung auf ein Jahr vertagt.[3])

Diese Ankündigung brachte in Neuengland, dessen schwunghafter Schleichhandel von Grenvilles Maßregeln am Unmittelbarsten betroffen worden war, große Aufregung hervor, ihr lieh einer der vielen Advokaten zu Boston, James Otis höchst beredte Worte in einer Flugschrift „über die Rechte der Colonieen",[4]) aber was aus dieser und andern Kundgebungen hervor-

1) Lecky III, 321/22. 2) Bancroft IV, 112. 3) Bancroft IV, 134/35.
4) Bancroft IV, 143 – 146.

klang, war kein Gegenvorschlag irgend welcher Art, sondern der mehr oder minder offene Ausdruck des aufrichtigen Verlangens, wie bisher, weder Zölle, noch Steuern zu zahlen, und womöglich auch von allen Handelsbeschränkungen frei zu werden. Und dies Verlangen hatte seinen Grund nicht in irgend welchen himmelschreienden Gewaltthaten des Mutterlandes, sondern im Gefühl der Sicherheit, das die fernen Republiken erfüllte, seit sie keine Franzosen in Canada mehr zu fürchten noch zu bekämpfen hatten. Sie brauchten die Hilfe des Mutterlandes zu ihrem Schutze nicht mehr und fragten sich, weßhalb sie etwas für ihr Geld kaufen sollten, das sie ohne Kauf schon in der Tasche hatten oder wenigstens zu haben glaubten?

Der Februar 1765 kam heran. Bevor Grenville im Unterhause vorging, hatte er eine Unterredung mit vier amerikanischen Agenten, darunter Benjamin Franklin, den Pennsylvanien nach London geschickt hatte. Sie legten Verwahrung ein gegen jede Besteuerung der Colonieen durch das Parlament und schlugen ihm vor, lieber die Colonieen zur Selbstbesteuerung einzuladen und zwar auf dem gewöhnlichen Wege, auf Anfordern des Königs durch den Staatssekretär; dafür, daß Pennsylvanien solche Forderung achten werde, wollte Franklin bürgen. „Könnt ihr euch denn," fragte Grenville, „einigen über den Betrag, den jede Colonie würde aufzubringen haben?" Darauf mußten die Agenten mit Nein antworten und Grenville sagte, das ist gerade der Vortheil der Stempelabgabe, daß sie sich ganz von selbst der Volkszahl und dem Wohlstand der Colonieen anpaßt. Im vollen Gefühl des Rechts und der Zweckmäßigkeit seines Plans brachte Grenville in 55 Resolutionen sein Stempelgesetz im Unterhause ein und rechtfertigte es mit folgenden Ausführungen: Die Colonieen haben ein Recht, Schutz zu verlangen beim Parlament und dafür hat auch das Parlament ein Recht, ein Einkommen von ihnen zu erzwingen; jener Schutz fordert eine Armee, eine Armee muß bezahlt werden und diese Bezahlung fordert Steuern. Beim Friedensschluß ist nöthig gefunden worden, dort einen Truppenkörper von 10,000 Mann zu unterhalten, dieser Unterhalt kostet über 300,000 Pfund, deren größter Theil eine neue Ausgabe bildet. Die schon bestehenden oder beabsichtigten Zölle und Abgaben werden nicht mehr als 100,000 Pfund einbringen, so daß also England immer noch $^2/_3$ der neuen Ausgabe vorlegen muß. Das eine Drittel aber zu den Kosten ihrer eignen Sicherheit beizutragen, ist keine unbillige Zumuthung an die Colonieen. Die Schuld Englands beträgt 140 Millionen, die Amerikas bloß 800,000 Pfund; die jährliche Steigerung der Steuern in England hat in 10 Jahren drei Millionen betragen, während die Amerikaner all ihre öffentlichen Ausgaben mit 75,000 Pfund bestreiten. Das Besteuerungsrecht des Parlaments über die Colonieen ist so unbestreitbar wie sein Gesetzgebungsrecht überhaupt, dem gegenüber auch kein Freibrief einer Provinz in Betracht kommen kann.[1])

1) Bancroft IV, 167/68.

Der Standpunkt des Ministers ward von keinem Redner des Hauses principiell angefochten. Nur aus Gründen der Klugheit schlug ein Redner vor, den Amerikanern erst eine Anzahl Sitze im Parlament zu geben, bevor man sie besteure. Großes Aufsehen aber erregte eine feurige Rede, welche Isaac Barré, ein Waffenbruder des Generals Wolfe von Louisburg und Quebec her, zu Gunsten der Amerikaner hielt. Der Minister Townshend hatte gesagt: „Und jetzt wollen diese amerikanischen Kinder, die wir mit Fürsorge gepflanzt, durch unsere Nachsicht zu Macht und Reichthum auferzogen und durch unsere Waffen geschützt haben, sich sträuben ihr Scherflein beizutragen zur Erleichterung der schweren Last, unter welcher wir liegen?" Da sprang Barré auf und brach in die Worte aus: „„Gepflanzt durch eure Fürsorge!" Nein: euer Druck hat sie nach Amerika verpflanzt. Vor eurer Tyrannei sind sie in das wilde und ungastliche Land geflohen, wo sie sich jedem Opfer ausgesetzt haben, dessen Menschen fähig sind, insbesondere den Grausamkeiten eines wilden Feindes, den seine Schlauheit zum furchtbarsten Gegner auf Gottes Erde macht; und doch, getrieben von den Grundsätzen wahrer englischer Freiheit, trugen sie freudig Mühen und Gefahren, denn sie verglichen sie mit dem, was sie zu Hause erlitten durch die Hände derer, die ihre Freunde hätten sein sollen. „Auferzogen durch eure Nachsicht!" Aufgewachsen sind sie, weil ihr euch gar nicht um sie kümmertet, und als ihr es thatet, da geschah es nur, um ihnen Leute zu schicken, die in ihre Geschäfte hineinregierten, ihre Freiheiten belauerten, ihre Handlungen verdächtigten und Beute bei ihnen machten; Männer, deren Verfahren bei vielen Gelegenheiten diesen Söhnen der Freiheit das Blut in Wallung brachte."[1])

Die Stempelakte ging durch im Unterhaus am 27. Februar, im Oberhaus am 8. März, erhielt die Sanktion des Königs am 22. März und ward veröffentlicht mit der Bestimmung, daß sie am 1. November 1765 in Kraft treten sollte. Bevor das geschah, erhoben sich die „Söhne der Freiheit" in Amerika.

Der Sturm ward eröffnet von der gesetzgebenden Versammlung in Virginien, die im Mai auf Antrag eines ganz jungen Mitgliedes, Patrick Henry, beschloß: die Bewohner von Virginia hätten von den ersten Ansiedlern gleiche Freiheiten mit dem britischen Volke geerbt; königliche Freibriefe hätten diese Gleichberechtigung anerkannt; Steuern nur nach eigener Zustimmung oder nach Bewilligung durch gewählte Vertreter zu bezahlen, sei das unterscheidende Merkmal britischer Freiheit und Verfassung; das Recht sich nach eigenen Gesetzen selbst zu regieren und zu besteuern hätte diese älteste Ansiedlung ununterbrochen geübt und nie verwirkt u. s. w. In derselben Weise sprachen sich auf einem eigenmächtig zusammengetretenen Congreß zu New-York die Abgeordneten von 9 Staaten in Bezug auf die sämmtlichen Colonieen aus. In Boston aber griff das Volk ohne Weiteres

1) Bancroft IV, 170/71.

zur Selbsthilfe. Oliver, der Sekretär der Provinz, der das Amt eines Stempelvertheilers angenommen hatte, ward, nachdem ihm das Haus geplündert und geschleift worden war, gezwungen sein Amt aufzugeben und zu schwören, daß er es auch nicht wieder annehmen werde. Das Haus, das zum Stempelbureau ausersehen war, ward dem Erdboden gleich gemacht, dasselbe Schicksal hatte das prachtvolle Haus des Oberrichters Hutchinson, der bisher ein allverehrter Mann jetzt in augenscheinlichster Lebensgefahr die Flucht ergreifen mußte, weil ihm der Pöbel seine Haltung in dieser Sache nicht verzieh.[1]) Dieses Vorgehen fand Nachahmung in allen Staaten, kein einziger Stempelbeamter war mehr vorhanden, als der 1. November kam; an diesem Tag wurden die Glocken geläutet wie zum Begräbniß einer Nation, die Zeitungen trugen Todtenköpfe an der Stelle, wo der königliche Stempel hätte stehen sollen. Man wußte nicht, daß Amerika mit dieser Landestrauer den ersten Siegestag seiner Revolution im Voraus gefeiert hatte.

Schon im Juli 1765 war das Ministerium Grenville entlassen worden und unter Führung des jungen Lord Rockingham die Whigpartei zur Gewalt zurückgekehrt. Die erste That der neuen Verwaltung nach dem Wiederzusammentritt des Parlaments im Januar 1766 war der Widerruf der Stempelakte, deren Unausführbarkeit längst zur Thatsache geworden war. Diesen Widerruf hatte Pitt mit zweien seiner gewaltigsten Reden[2]) herbeigeführt, von denen wir wahrscheinlich wie von so vielen anderen keine Kenntniß hätten, wäre nicht die ganze Verhandlung von zwei anwesenden Irländern, die an der Frage des Besteuerungsrechtes des Parlaments ein begreifliches Interesse hatten, in den Hauptzügen nachgeschrieben worden.[3]) Zwischen Gesetzgebung und Besteuerung machte Pitt einen Unterschied, der im englischen Staatsrecht bisher nicht gemacht worden war. Er sagte: „Die Unterscheidung zwischen Gesetzgebung und Besteuerung (legislation and taxation) ist wesentlich nothwendig für die Freiheit. Die Krone, die Peers sind gesetzgebende Gewalten ebenso gut als die Gemeinen. Wäre Besteuerung ein Bestandtheil einfacher Gesetzgebung, so hätten die Krone und die Peers ganz dieselben Rechte auf Besteuerung wie ihr selbst: Rechte, die sie beanspruchen und ausüben werden, sobald der Grundsatz mit Gewalt durchgesetzt werden kann.“ Das Gesetzgebungsrecht über die Colonieen behielt er England und seinem Parlament im weitesten Umfang vor, ein Recht der Besteuerung derselben aber, ohne deren freie Zustimmung, verwarf er unbedingt. „Die Gemeinen von Amerika, vertreten in ihren verschiedenen Versammlungen, haben immer das verfassungsmäßige Recht gehabt, ihr eigenes Geld zu geben und zu bewilligen. Sie wären Sklaven gewesen, wenn sie es nicht gehabt hätten. Gleichzeitig aber hat dies Reich als oberste regierende und gesetzgebende Gewalt die Colonieen allzeit gebunden durch seine Gesetze, seine Ver-

---

1) Bancroft IV, Cap. 16. 17. 18.
2) Der Text in Correspondence of W. Pitt, Earl of Chatham II, 364—373.
3) Mahon V, Cap. 45.

ordnungen und Beschränkungen in Handel, Schiffahrt, Manufakturen — in allen Dingen, nur niemals so, daß es ihnen wider ihren Willen das Geld aus der Tasche genommen hätte." So kam er zu dem Schluß: „Meine Meinung ist, die Stempelakte muß widerrufen werden, unbedingt, vollständig, ohne Aufschub: als Grund für den Widerruf ist anzugeben, daß sie auf einem Rechtsirrthum beruht habe. Zu gleicher Zeit aber lasse man die souveräne Oberhoheit (sovereign authority) dieses Landes über die Colonieen in den stärksten Worten aussprechen und in ihrer Ausdehnung auf jeden Punkt der Gesetzgebung geltend machen, daß wir das Recht haben, ihren Handel zu binden (bind their trade), ihre Manufakturen einzuschränken (confine their manufactures) und jederlei Gewalt zu üben, ausgenommen die, ihnen ihr Geld ohne ihre Zustimmung aus der Tasche zu nehmen." Nach seiner Ansicht sollte sich England an den Handelsvortheilen genügen lassen, die er jetzt schon auf zwei Millionen Pfund jährlich anschlug, auf diesen aber auch und folglich auf all den Gesetzen, denen sie entsprangen, unerbittlich bestehen. Im Wesentlichen, wie Pitt vorgeschlagen, erfolgte die Entscheidung, die Stempelakte ward abgeschafft, aber gleichzeitig eine Deklaration beschlossen, in welcher das Gesetzgebungsrecht des Parlaments als ein „in allen und jeden Fällen" bindendes erhärtet und die Beschlüsse, welche die Colonialversammlungen gegen das Besteuerungsrecht des Parlaments gefaßt hatten, als gesetzwidrig verurtheilt waren.

Der Widerruf der Stempelakte ward in Amerika mit ungeheurem Jubel begrüßt, die Rechtsdeklaration aber, die das Gesetz begleitete, nicht der mindesten Aufmerksamkeit gewürdigt; dies Stück Papier störte die Freude nicht, mit der Amerika den Sieg seiner Selbsthilfe begrüßte, denn an dieser mußte auch künftig jeder Versuch zu Schanden werden, mit jenen großen Worten Ernst zu machen. Sowie aber der erste Versuch dieser Art geschah, da stellte sich auch heraus, wie sehr Pitt im Unrecht war, als er meinte, die Amerikaner hätten nur in einer Verfassungsfrage Recht behalten wollen und England sei stark genug, für Zölle und Handelsgesetze den Gehorsam zu erzwingen, den es für eine eigenmächtig auferlegte Steuer nicht hätte beanspruchen dürfen. Was zum großen Vortheil der Amerikaner aussah wie ein Kampf ums Recht, war in Wahrheit nichts als ein Kampf um die Macht und das Zurückweichen Englands in der Steuerfrage war das erste Eingeständniß seiner Ohnmacht gegen Thatsachen, die sich in Amerika unwiderruflich vollzogen hatten.

VIII. Graf Chatham und der Abfall der Colonieen.

Dem Widerruf der Stempelakte ließ das Ministerium Rockingham die Aufhebung der Obstweintaxe folgen, und über jenen kann in Amerika kaum größere Freude geherrscht haben als über diese in den Obstweingrafschaften Altenglands zum Ausbruch kam. Durch verschiedene Erleichterungen des Seehandels nach Westindien, durch einen günstigen Handelsvertrag mit Rußland, wurden die Kaufleute, durch die Aufhebung alter Abgaben auf Häuser und Fenster wurden die Mittelklassen der Städte der Regierung zu Dank verpflichtet und ein Tag der Genugthuung war's für alle freisinnigen Patrioten, als sie Resolutionen ins Parlament brachte, durch welche erstens Verhaftungen auf Grund allgemeiner Haftbefehle und zweitens Beschlagnahmen von Papieren aus Anlaß von Libellklagen für ungesetzlich erklärt wurden, ausgenommen solche Fälle, welche durch Parlamentsakte genau bestimmt würden.[1]) Kurz, diesem Cabinet schien das Unmögliche gelungen: es erfreute sich gleicher Beliebtheit in Altengland und Neuengland und dennoch fehlte ihm die Kraft zum Leben und die Zuversicht, die dem Bewußtsein dieser Kraft entspringt. Der König verzieh ihm nicht den Widerruf der Stempelakte und warf absichtlich Zank und Zwietracht unter seine Glieder. Wilhelm Pitt aber, ohne den eine Whigverwaltung nun einmal undenkbar schien, war weder zu ersetzen noch zu gewinnen; an dringenden Aufforderungen ließ es Rockingham so wenig fehlen, als an einer Willfährigkeit, die fast eine sklavische genannt werden konnte, aber Pitt wies Alles von der Hand, aus Gründen, über die aus seinen Aeußerungen Niemand klug geworden ist. So entstand eine Lage, die so unnatürlich war, daß Georg III. die alten Vorurtheile kurz entschlossen über Bord warf und nachdem er das ganze Cabinet entlassen, am 7. Juli 1766 an Wilhelm Pitt folgende Einladung gelangen ließ: „Herr Pitt, Ihr überaus pflichtgetreues und edles Verhalten im letzten Sommer erweckt in mir das Verlangen, Ihren Rath zu hören, wie ein geschicktes und würdiges Ministerium gebildet werden kann. Ich wünsche deßhalb, daß Sie zu diesem heilsamen Zweck zur Stadt kommen möchten. Ich

1) The Annual Register or a view of the history, politiks and literature for the year 1766. London 1767. S. 46 ff. Der Hauptmitarbeiter dieses Werkes, und Verfasser der meisten Jahresübersichten war Edmund Burke, damals Privatsekretär von Rockingham.

kann nicht schließen, ohne auszusprechen, wie vollständig meine Ideen über die Grundlegung eines neuen Ministeriums im Einklang sind mit der Ansicht, die Sie wenige Tage vor Ihrer Abreise nach Somersetshire im Parlament darüber ausgesprochen haben."[1])

Pitt lebte auf seinem Gute einem Farmer gleich, aber vom Glück des Landlebens ward ihm wenig mehr zu Theil. Seine Gesundheit war schwer zerrüttet. Außer der Gicht plagte den Achtundfünfzigjährigen die bekannte Krankheit, der große Parlamentarier so selten entgehen: jene nervöse Unruhe, die die Aufregung der Geschäfte und des Parteienkampfes nie lange entbehren und auch nie lange ertragen kann: im Parlament marterte ihn die Sehnsucht nach seinem Gute und auf seinem Gute ergriff ihn das Heimweh nach dem Parlament. In solcher Stimmung erhielt er den Brief des Königs. Augenblicklich antwortete er am 8. Juli: „Ich bin außer Stande zu sagen, was in mir ist von aufrichtiger Dankbarkeit, von Eifer und Pflichtgefühl bei diesem ergreifenden Anlaß. Nur das will ich sagen: mit Leib und Leben, mit Herz und Sinn stehe ich zur Verfügung unseres allergnädigsten und gütigsten Souverains."[2])

Von der Rede, die ihm das Herz des Königs gewonnen, ist keine Spur mehr erhalten. Aber das Stichwort, auf das sein Schreiben anspielt, ist nicht schwer zu errathen. Auch Pitt war je länger je mehr ein Gegner jenes Parteiregiments geworden, das Georg III. so zuwider war. Was ihn abhielt, den musterhaft ehrenwerthen und freisinnigen Whigs des Rockinghamcabinets das Haupt zu geben, nach dem sie riefen wie aus einem Munde, war vielleicht nur dies gewesen, daß er es nicht hatte zusammensetzen können ohne Rücksicht auf Familien- und Parteiverband. Die Gelegenheit, die sich ihm dazu in diesem Augenblicke bot, ergriff er mit einem Enthusiasmus, der ihn alle Körperschwäche vergessen und überwinden ließ, nun aber stellte sich heraus, daß mit den Verbänden, die er zerreißen oder bei Seite schieben wollte, auch die Einheit der Gesinnung fiel, ohne die kein Cabinet regieren kann. Von den Ministern, die er wählte, bildete jeder einzelne eine Partei für sich und die Stelle, die er an der Spitze hätte einnehmen müssen, wurde leer, nachdem sie kaum besetzt worden war. Bisher hatte man einen Rumpf gehabt, dem das Haupt fehlte, die neue Verwaltung aber hatte weder Haupt noch Rumpf.

Sehen wir von allem Andern ab, was diese buntscheckige Ministergesellschaft trennte: zu ihrer Kennzeichnung genügt die eine Thatsache, daß über die oberste aller Fragen, die der Besteuerung Amerikas, ihre Ansichten einander schnurstracks zuwiderliefen. Kanzler der Schatzkammer war derselbe Carl Townshend, der diese Besteuerung so selbstverständlich fand wie Grenville und mit ihm saßen in demselben Cabinet Conway, Shelburne und Barré, die sich Pitt als die entschiedensten Gegner der Stempelakte

1) Corresp. of W. Pitt, Earl of Chatham II, 436. 2) Ebendas. 437.

und jeder sonstigen Besteuerung der Colonieen empfohlen hatten. Daß Pitt selbst in diesem Cabinet gar kein Amt, sondern nur das Scheinamt des Geheimsiegelbewahrers übernahm, war schon schlimm genug, noch schlimmer, daß er sich entschloß, aus dem Unterhaus zu scheiden und als Graf Chatham in das Oberhaus zu treten. Für ihren Abgott hatte sich die City von London zur Feier seiner Rückkehr ins Amt zu einer großen Illumination gerüstet; bei der Nachricht, daß der „große Commoner" ein Graf geworden, verschwanden die Lampions vom „London Monument". Die City weigerte sich ihm eine Adresse zu überreichen. Das Volksverdikt über den felo-de se,[1]) der sich selbst die Fahnentreue gebrochen, war unwiderruflich gefällt. Die Minister, die nichts als die Rechnung auf Pitts Beredsamkeit und Popularität zusammengeführt, waren wie niedergeschmettert, als sie hörten von dem Todtschlag, den Graf Chatham gleichzeitig an ihnen und an sich selbst begangen hatte.

Nur ein Mensch in England hatte ein Gefühl unendlicher Befriedigung: das war der König Georg III., der am 29. Juli auf Richmond Lodge an Pitt folgende Zeilen richtete: „Herr Pitt, Ich habe heute den Erlaß gezeichnet, der Sie zum Grafen erhebt und werde Sie morgen mit Vergnügen in dieser Eigenschaft empfangen, desgleichen Sie mit meinem geheimen Siegel betrauen. Ich weiß ja, daß der Graf von Chatham eifervoll die Hand bieten wird, alle Unterschiede der Parteien zu zerstören und jene Unterordnung unter die Regierung (subordination to government) wieder herzustellen, die allein vermag den unschätzbaren Segen der Freiheit zu bewahren vor Ausartung in Zügellosigkeit."[2]) Den größten aller Siege glaubte der König erfochten, das Ziel jahrelangen Strebens meinte er erreicht zu haben, als er den gefürchteten Commoner Pitt von seinem Schwager Temple losgerissen, von der Arena des Unterhauses verbannt und seines Zaubers bei den Massen entkleidet hatte. Wenn es überhaupt möglich war, die Herrschaft des Parlaments unschädlich zu machen durch Gewinnung seiner Führer und Zerschlagung seiner Parteien, so schien das große Unternehmen jetzt gelungen. Aber der König war im Irrthum nicht bloß über Pitt, der, wie sich alsbald zeigte, nur noch ein Schatten dessen war, was er einst gewesen, auch über die Natur seines Beginnens selbst. Bald stellte sich heraus, daß mit ganz England auch der König sich die Regierung einer durch Gesinnung und Familieninteresse zusammengehaltenen Partei gefallen lassen, oder auf jede Regierung verzichten mußte. Gegen Parteiregierung an sich ließ sich so unendlich viel Richtiges und Einleuchtendes sagen, daß der junge Edmund Burke von dem Programm, das König Georg III. ausgegeben, ganz entzückt, im Jahr 1762 die Worte schrieb: „Seit Anfang dieser Regierung hat man unter dem allgemeinen Beifall aller redlichen Männer, den Grundsatz aufgestellt, daß diese

1) Aeußerung von Wilmot in einem Brief vom 2. August s. Corresp. of Pitt, Earl of Chatham. III, 26 Anm. 2) Das Facsimile dieses Briefes in Pitts Corresp. III, 22/23.

gehässigen Parteiunterscheidungen (Whig und Tory) abzuschaffen seien und daß königliche Gunst und Schutzgewährung auf alle Unterthanen Sr. Majestät gleichmäßig auszudehnen seien."[1]) Der reife Burke ist später der überzeugteste und ernsteste Vertheidiger der Nothwendigkeit der Parteiregierung geworden; dazwischen lag freilich die jahrelange Anarchie, die mit der sogenannten Verwaltung des Grafen Chatham ihren Anfang nahm.

Nach einigen unglücklichen Versuchen zu regieren, ging Chatham nach Bath, um seine Gesundheit wiederherzustellen und überließ den Ministern sich selbst zu helfen, so gut und so schlecht es eben gehen wollte. Der Kanzler der Schatzkammer, Carl Townshend ersah sich den Augenblick, um das ledige Ruder der Geschäfte zu ergreifen und in der Frage der Colonieen einen, wie er glaubte, entscheidenden Schlag zu thun.

Die Selbsttäuschungen über die eigentliche Gesinnung der Amerikaner begannen zu schwinden und den Werth der Gründe, welche im Parlament selber zu ihren Gunsten angeführt worden waren, stellten Nachrichten über neuerliche Vorgänge in immer zweifelhafteres Licht. Die Behauptung, daß das Parlament sie nicht besteuern dürfe, weil sie darin nicht vertreten seien, ließ sich entkräften durch einen einfachen Hinweis auf die Art, wie das Volk des Mutterlandes selbst darin vertreten, oder vielmehr nicht vertreten war, ohne deßhalb ein Recht der Steuerverweigerung in Anspruch zu nehmen. „Die Bewohner der Colonieen," sagte ein Zeitgenosse mit Recht, „sind im Parlament so gut vertreten, als das Volk von England, von dessen neun Millionen acht kein Recht haben, Abgeordnete zu wählen. Folglich geht jeder Einwurf gegen die Abhängigkeit der Colonieen vom Parlament, der auf Grund der Vertretung erhoben wird, auf die ganze gegenwärtige Verfassung von Großbritannien. Ein Parlamentsmitglied, das für irgend einen Wahlflecken gewählt ist, vertritt nicht nur seine Wähler und die Bewohner dieses einzelnen Platzes, sondern auch die Bewohner jedes andern Fleckens in Großbritannien: er vertritt auch die City von London und alle andern Gemeinden des Landes, die Bewohner aller Colonieen und Besitzungen von Großbritannien und ist durch Pflicht und Gewissen verbunden, ihre Interessen wahrzunehmen."[2])

Ebenso unhaltbar war die Unterscheidung von äußerer und innerer Besteuerung (external and internal taxation), die Franklin in London mit soviel Salbung und Pitt im Unterhause mit soviel Pathos vertheidigte. Es klang bestechend, wenn Jener sagte: „Das Land gehört den Amerikanern, das dürft ihr nicht besteuern; aber das Meer gehört euch, mit euren Flotten erhaltet ihr die Sicherheit der Schiffahrt und deshalb dürft ihr mit Zöllen auf die Waaren, die durch euer Seegebiet gehen, euch für die Kosten bezahlt machen." Diese Unterscheidung lief auf einen leeren Wortstreit hinaus; denn jeder Zoll ist eine Steuer und gegen die Belastung, welche England mit seinen Waaren=

1) Annual Register 1762. S. 47. Vgl. Lecky III, 108 ff. 2) Annual Register 1766. S. 43.

zöllen, seinen Gewerbe- und Handelsverboten ausübte, war die Stempelakte nur ein Kinderspiel; dergleichen war ganz nützlich und brauchbar, so lange man noch kämpfte mit verhängten Waffen und klug auf Nachgiebigkeit des Mutterlandes spekulierte, aber länger auch nicht.[1]) Kaum war die Stempelsteuer gefallen, als James Otis ganz offen aussprach, die Unterscheidung zwischen äußerer und innerer Besteuerung ist eigentlich ohne Sinn, d. h. wenn das Parlament uns auf dem Lande nicht besteuern darf, dann darf es auch unsere Schiffahrt und unsern Handel nicht mit Zöllen belegen. Und mehr als dieser Bostoner Advokat behauptete auch Townshend nicht, als er auf Grenvilles Pläne, die ja auch seine eigenen gewesen waren, entschlossen zurückgriff und am 26. Januar 1767 im Unterhause sagte: „Noch heute bin ich ein fester Anhänger der Stempelakte, sowohl was den Grundsatz, als was die Steuer selbst angeht, nur die Erhitzung, die damals herrschte, machte es unzeitgemäß, darauf zu bestehen. Ich lache über die abgeschmackte Unterscheidung zwischen äußeren und inneren Taxen. Solche Unterscheidung kenne ich nicht. Es ist eine Unterscheidung ohne Unterschied; ein vollkommener Unsinn. Haben wir ein Recht zur einen, so haben wir auch ein Recht zur andern; die Unterscheidung ist lächerlich für Jedermann außer für die Amerikaner." Und mit einem Blick auf die Plätze, wo gewöhnlich die Agenten der Colonieen saßen, fügte er in großer Erregung hinzu: „Ich sage das so laut, daß Alle, die auf den Gallerien sind, mich hören können und beanspruche nicht, daß man mir in Amerika ein Standbild setzt." Dann legte er seine Hand auf den Tisch, der vor ihm stand und erklärte: „England ist verloren, wenn diese Besteuerung Amerikas aufgegeben wird."[2]) Die ganze Auslassung war richtig, nur der Schlußsatz war falsch, so falsch wie der Glaube, daß England, was es sein Recht nannte, den Amerikanern aufzuzwingen in der Lage sei.

Aus Amerika war die Nachricht eingelaufen, daß New-York in offener Auflehnung gegen das Heergesetz (mutiny act) sich geweigert habe, die englischen Truppen mit Lebensmitteln zu versehen. Die allgemeine Aufregung, die darüber entstand, theilte auch Pitt, der, als ihm gleichzeitig von der Rede Townshends und den Vorgängen in New-York gemeldet ward, auf seinem Krankenlager, ohne ein Wort der Mißbilligung gegen Townshend, schrieb: „Amerika bietet trübe Aussichten. Ein Geist der Verblendung hat von New-York Besitz ergriffen: sein Ungehorsam gegen das Heergesetz wird hier mit Recht (justly) große Gährung schaffen, den Anklägern Amerikas ein weites Feld eröffnen und Keinem mehr gestatten, ein Wort zu ihrer Vertheidigung

---

1) Eine geradezu schlagende Widerlegung aller Rechtsausführungen der Amerikaner und ihrer englischen Vertheidiger hat Josias Tucker, Dekan von Gloucester, im Jahre 1766 gegeben in einem „Brief eines Kaufmanns in London an einen Neffen in Amerika", den er später in den „Four tracts on political and commercial subjects" wieder abgedruckt hat. Von dieser überaus wichtigen Schrift, auf die wir zurückkommen, liegt mir nur die dritte Auflage aus dem Jahre 1776 vor.
2) Bancroft V, 35/36.

zu sagen — der Sturm der Entrüstung wird im Parlament unwiderstehlich werden, sie werden durch ihren Undank den nationalen Haß auf ihr Haupt, durch die Folgen aber, fürchte ich, den Ruin auf den ganzen Staat herabziehen."[1]) Auch jetzt aber noch blieb Pitt in der Täuschung befangen, das Stempelgesetz sei einzig und allein an all dem Unheil schuld. Denn am 7. Februar schrieb er: „New-York hat den tiefsten Trunk aus dem verwünschten Becher der Bethörung gethan, kein Mensch scheint noch nüchtern und im Besitze seiner Sinne. Es ist buchstäblich wahr, daß die Stempelakte unseligen Angedenkens dies reizbare und mißtrauische Volk vollständig außer Fassung gebracht hat."[2])

Die Auffassung Pitt's, daß hier nur ein Rechtsstreit vorliege, ward durch seinen Amtsgenossen Townshend in ihre letzte Verschanzung getrieben: ob sie sich in dieser behaupten werde, hing von der Antwort ab, welche dieser Minister von Amerika erhielt, als er die Lehre Franklins zu seiner eignen machte, um die Amerikaner beim Worte zu nehmen.

Am 13. Mai 1767 sagte er bei Einbringung seiner längst erwarteten Vorlagen im Unterhause: „Unser Recht, Steuern zu beschließen, ist unbestreitbar; aber um Unheil abzuwenden, war ich selbst für Widerruf der Stempelsteuer. Dagegen kann kein Einwand erhoben werden gegen Hafenzölle auf Wein, Oel und Früchte, wenn gestattet wird, sie unmittelbar aus Spanien und Portugal nach Amerika zu befördern, auf Glas, Papier, Blei und Malerfarben, und namentlich auf Thee. Wegen der hohen Lasten, welche in England darauf ruhten, hat sich Amerika seinen Thee auf dem Weg des Schmuggels aus den holländischen Besitzungen verschafft: um dies abzustellen, sollen die Zölle, welche bisher in England davon erhoben worden sind, künftig in Amerika selbst erhoben werden."[3]) Den Ertrag aus diesen Zöllen schlug er auf 35—40,000 Pfd. jährlich an, und aus dieser Summe sollte eine Civilliste gebildet werden, um die Statthalter und Oberrichter der Colonieen, jene mit 2000, diese mit 500 Pfd. jeden, zu besolden. Ein königliches Zollamt in Boston sollte die Erhebung dieser Zölle besorgen, und das Recht der Haussuchung (durch writs of assistance) ward ihm als gesetzliches Zwangsmittel zur Verfügung gestellt. In einer besonderen Akte ward der Versammlung zu New-York das Recht, gesetzgeberische Beschlüsse zu fassen, auf so lange entzogen, bis der Mutiny-Akte dort Genüge geschehen sei.

Ohne Widerspruch gingen die Vorlagen Townshends durch beide Häuser; sie hielten sich ja streng innerhalb der Grenzen, in denen Franklin dem Gesetzgebungsrecht des Parlaments die Achtung und den Gehorsam der Amerikaner in Aussicht gestellt, und wurden von dem Minister mit einer Beredsamkeit empfohlen, deren lichtvolle Klarheit noch übertroffen ward durch den Zauber feurigen, geistsprühenden Vortrags.[4]) Kein Mensch in England hat

1) Bath 3. Febr. 1767. Corresp. III, 188/89. 2) Ebendas. S. 193. 3) Bancroft V, 55/56. 4) Vgl. die berühmte Schilderung, welche sein Gegner Edmund

den Sturm geahnt, den diese Gesetze, am 21. Juni verkündigt, jenseits des Meeres entfesseln sollten; am wenigsten der geniale Minister, der in den Anfängen desselben, am 4. Sept. 1767 durch eine Krankheit jählings hinweggerafft ward.

„Der Würfel ist geworfen, der Rubiko ist überschritten," rief man in Boston, als die Kunde von diesen neuen Gesetzen kam; „wir bilden einen allgemeinen Bund, nichts zu essen, nichts zu trinken, nichts zu tragen, was aus England eingeführt wird."[1]) Ob die Unterscheidung zwischen Steuern und Zöllen, zwischen äußerer und innerer Besteuerung in Amerika überhaupt je ernsthaft und ehrlich genommen worden ist, kann heute nicht mehr ermittelt werden. Gewiß ist, daß sie jetzt von Niemandem mehr gemacht, von Allen vielmehr die Zölle Townshends unbedingt verworfen und sie, wie alle Handelsgesetze Englands, von Presse und Versammlungen in einer Weise verurtheilt wurden, als hätten solche niemals bestanden, als wären sie jetzt erst durch einen Geist tyrannischer Neuerungssucht aus dem Stegreif erfunden worden. Aus Pennsylvanien, dem Lande der friedlichen Quäker, flogen Dickinsons „Briefe eines Farmers" aus, in welchen gesagt war, Zölle und Steuern seien ganz das Nämliche, und wenn England gestattet werde, „zum Zweck der Erzielung eines Einkommens" (revenue) Zölle zu erheben, dann brauche es solche nur auf alle die Gegenstände zu legen, deren Herstellung im Lande es verbiete, um „in der Tragödie der amerikanischen Freiheit" den Schlußakt herbeizuführen. Der Nachdruck, der bei der Verurtheilung der Zölle auf den Zweck der Erzielung eines „Einkommens" gelegt ward, reichte nicht aus, um das plötzliche Verlassen der Unterscheidung zwischen Steuern und Zöllen zu erklären, denn dies „Einkommen" sollte ja in Amerika selbst für die Besoldung der dort angestellten königlichen Statthalter und Oberrichter und nicht für die Sonderzwecke Englands verwendet werden. Aber freilich gerade hierin lag der eigentliche Stein des Anstoßes, nur daß dies sich nicht jedem Auge auf den ersten Blick offenbarte. Das Aufregende lag nicht in den Zöllen mit dem winzigen Ertrag von 40,000 Pfd., sondern in der Verstärkung der Amtsgewalt, welche den Statthaltern und Oberrichtern zu Theil ward, sobald sie nicht mehr mit den Versammlungen der Colonieen um ihre Besoldung zu zanken hatten. Wurden diese von denjenigen wirklich und dauernd unabhängig, von denen sie bisher abhängig gewesen waren, so gewann, auf sie und die bewaffnete Macht des Generals Gage gestützt, das Zollamt zu Boston mit seinem Recht der Haussuchung ein ganz bedrohliches Gesicht und das Menschenrecht des frischen, fröhlichen Schleichhandels, der alle Zölle und Handelsverbote bisher schwunghaft umgangen und dadurch erträglich gemacht

Burke von ihm entworfen hat in seiner Rede vom 19. April 1774: On american taxation. Works II, 422 ff. Sie fängt mit den Worten an: In truth he was the delight and ornament of this house and the charm of every private society which he honoured with his presence.

1) Bancroft V, 69.

hatte, glich dann wirklich, in den Worten des Farmers zu reden, einer „rings-umlagerten Stadt, der, nachdem ihr die letzte Oeffnung verschlossen, nichts mehr übrig bleibt, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben".[1])

Die allgemeine Versammlung, welche im Januar 1768 in Boston zusammentrat, gab das Signal offnen Widerstandes und sandte Rundschreiben an sämmtliche Colonieen, um sie zur vereinigten Selbsthilfe aufzurufen; gleichzeitig erging eine Bittschrift an den König und mehrere Schreiben an die englischen Wortführer der amerikanischen Sache, Shelburne, Conway, Rockingham, Chatham; sie alle waren von Samuel Adams verfaßt und betheuerten mit wahrer Inbrunst die unerschütterliche Anhänglichkeit der Colonieen an das große mächtige Mutterland. Während jede Steuer und jeder Zoll, der ohne ausdrückliche Zustimmung der Amerikaner beschlossen werde, als widerrechtlich und verfassungswidrig abgelehnt ward, hieß es, ganz fern liege dabei der Gedanke, sich von Großbritannien jemals zu trennen. „Wir wissen, es gibt Leute, die das glauben, und andre gibt es, welche arglistig solchen Glauben verbreiten, um eine schlecht angebrachte und unverständige Eifersucht zu erwecken, aber der Wahrheit ist das so durchaus entgegen, daß, wie wir glauben, die Colonieen die Trennung gar nicht annehmen würden, auch wenn man sie ihnen böte und es als das größte Unglück betrachten würden, wenn man sie zwangsweise dazu brächte." War das aufrichtig oder nicht? Es war aufrichtig, denn ein Zusammenbleiben mit England, aber ohne Steuern und ohne Zölle, und dennoch sicher des englischen Schutzes, das war ja wirklich ein ideales Verhältniß; es hatte alle Vortheile der Unabhängigkeit, ohne einen einzigen Nachtheil derselben. So war es thatsächlich gewesen bis 1763;[2]) wenn es ganz so wieder wurde, dann konnte sich Amerika dazu verstehen, in eine Abhängigkeit zurückzukehren, die nur theoretisch war und niemals praktisch wurde, denn England hatte die Pflichten und die Ausgaben, Amerika dagegen war thatsächlich von beiden frei. Den Opfern, welche bei solcher Sachlage der Staat England brachte, standen aber die 2 Millionen Pfd. Handelsgewinn gegenüber,[3]) welche den Kaufleuten dieses Kaufmannsvolkes zu Gute kamen und jedem Versuche, Steuern und Zölle zwangsweise zu erheben, war ein gewaltiges Hinderniß im Wege, über das man mit allen Reden, Gesetzen und Befehlen nicht hinwegkam, dies Hinderniß war das Meer. In seiner großen Rede über die „Aussöhnung mit Amerika,"[4]) sagte Edmund Burke am 22. März 1775: „Dreitausend Meilen Ocean liegen zwischen Euch und ihnen. Kein menschlicher Scharfsinn kann die Schwächung aufwiegen, welche diese Entfernung Eurer Regierung bereitet. Fluthen rollen, Monate vergehen zwischen dem Befehl und dem Vollzug; und der Mangel an schleuniger Aufklärung eines einzelnen Punktes reicht aus, um ein ganzes System zu schlagen. Wohl habt Ihr Minister der Rache ausfliegen lassen, die in ihren Krallen

1) Auszüge aus den Briefen bei Laboulaye II, Kap. 7. 2) S. S. 662.
3) S. 668. 4) Works III, 56.

Eure Pfeile bis an das äußerste Ende der See tragen. Aber da tritt ihnen eine Macht in den Weg, die der Anmaßung rasender Leidenschaften und wüthender Elemente Halt gebietet und sagt: „Bis hieher sollst du gehen und nicht weiter."

Die Zölle Townshends brachten im ersten Jahre eine Roheinnahme von 16,000 Pfd., die Reineinnahme der Krone aber betrug nur 295 Pfd. und die außerordentlichen militärischen Ausgaben hatten sich auf 170,000 Pfd. belaufen.[1]) Ein schlechteres Geschäft als dieses war nicht denkbar: der Gedanke, derart weiter zu wirthschaften, flößte selbst der unerschütterlichen Seelenruhe des neuen Kanzlers der Schatzkammer ein gelindes Grauen ein.

Lord North, der Nachfolger Townshends, beschloß schon im Juli 1768 einzulenken; der Staatssekretär des Colonialamtes, Lord Hillsborough, war einverstanden und machte noch im Jahre 1769 in einem amtlichen Rundschreiben den Statthaltern der Colonieen bekannt, an irgend welche neue Auflagen werde nicht gedacht. Anfang 1770 ward Lord North an Stelle des Herzogs von Grafton erster Lord des Schatzes und weihte seine neue Verwaltung dadurch ein, daß er am 5. März d. J. die Zurücknahme der Zölle Townshends mit einziger Ausnahme des Zolls auf Thee beantragte. Diese eine Ausnahme hielt er fest, nicht wegen der höchstens 10—12,000 Pfd., die dabei allenfalls herauskamen, sondern um das Gesetzgebungsrecht des Parlaments nicht geradezu preiszugeben vor dem immer trotzigern Gebahren der Amerikaner. „Wollte Gott," fügte er hinzu, „daß ich aus dem künftigen Verfahren der Amerikaner irgend einen Grund entnehmen könnte, ihnen weitere Nachsicht angedeihen zu lassen und den Widerruf auch auf die anderen Zölle auszudehnen, wie ich es früher beabsichtigt hatte."[2]) Selbst unter den bisherigen Vertheidigern der Amerikaner war eine bemerkenswerthe Verstimmung eingetreten. Das zeigte die Rede, welche der unter die Lebenden zurückgekehrte Chatham am 2. März im Oberhaus gehalten hatte.

Der Zustand geistiger und leiblicher Zerrüttung, der ihn schon kurz nach seiner Rückkehr ins Amt befallen, hatte beinahe zwei Jahre ohne Besserung angehalten. Seine Krankheit war, wie es scheint, eine Folge der starken Mittel, mit denen er sich die Qualen der Gicht vertrieben und äußerte sich in einer fast vollständigen Lähmung der Willens- und Gedankenthätigkeit, die nur gelegentlich durch nervöses Aufzucken unsinniger Grillen und Launen unterbrochen ward. Der Brief, den er am 7. Februar 1767 in Bath an Shelburne geschrieben,[3]) war der letzte, in dem er mit einem Minister über Geschäfte verhandelte. Am 9. schon mußte er sich der Hand seiner Gattin bedienen, um dem Herzog von Grafton seine Ansicht über die ostindische Gesellschaft mitzutheilen[4]) und am 3. März schrieb die Gräfin Chatham den den ersten der vielen Briefe, in denen sie auf die immer stürmischeren Anfragen des Königs und der Minister antworten mußte, ihr Gatte sei außer

1) Lecky III, 386. 2) Mahon V, 277. 3) S. S. 674. 4) Corresp. III, 199.

Stande, irgend Jemand zu sehen und über irgend ein Geschäft zu sprechen. Die Kraft zu regieren war längst entschwunden, Graf Chatham galt seit Jahr und Tag für einen todten Mann, als er endlich wenigstens die Kraft fand, seinem Amte zu entsagen: das geschah am 12. Oktober 1768; da ließ er durch seine Gattin dem Herzog von Grafton schreiben: „Da die Fortdauer der unendlichen Schwäche und Gebrochenheit meines Körpers mich für den Dienst des Königs unbrauchbar macht, so bitte ich Ew. Gnaden um die Güte, mich pflichtschuldigst Sr. Majestät zu Füßen zu legen, zugleich mit der unterthänigsten Bitte, S. M. wollte geruhen, mir Ihre königliche Erlaubniß zur Niederlegung des Geheimsiegels zu ertheilen."[1]) Er erhielt die Entlassung aus einem Amte, das er nur dem Namen nach bekleidet hatte und nun auf einmal ward ihm besser. Die Gicht zwar kehrte wieder, aber das viel schlimmere Uebel, der Schlaftaumel Leibes und der Seele, mit dem er ihre Entfernung bezahlt, wich von ihm; wie ein aus dem Grab Erstandener ward er angestaunt, als er zum ersten Male wieder am Hofe erschien. Am 9. Januar 1770 ergriff er im Oberhaus neuerdings im Interesse der Amerikaner[2]) das Wort und am 2. März legte er in derselben Sache ein Bekenntniß ab, das wir wörtlich hiehersetzen, weil ihm die Aufmerksamkeit nicht zu Theil geworden ist, die ihm zukommt. Nach einer Niederschrift, welche der Agent für Connecticut dem Statthalter Trumbull zugesandt, hat Chatham im Laufe seiner berühmten Rede gegen geheimen Ministereinfluß, eine Auslassung über die Amerikaner vorgetragen, die man in dem dürftigen Berichte der „Parliamentary History" nicht findet.[3]) Sie lautet: „Man hat mir nachgesagt, ich sei vielleicht zu sehr ein Freund Amerikas. Ich bekenne, ich bin ein Freund jenes Landes. Ich liebe die Amerikaner, weil sie die Freiheit lieben und ich liebe sie wegen der Anstrengungen, die sie im letzten Kriege gemacht haben. Aber ich muß auch bekennen, ich finde sie in vielen Stücken auf falschem Wege: ich meine, sie gehen zu weit; in mehrfachen Beziehungen haben sie Unrecht gethan. Den Gedanken, durch Steuern Geld bei ihnen einzuziehen, habe ich von Anfang an für verfehlt gehalten. Der Handel ist Euer Geschäft mit ihnen und darin sollten sie ermuthigt werden. Aber (und dies möchte ich jedem verständigen Amerikaner hier wie drüben zu Gehör gesagt haben) wenn sie ihre Begriffe von Freiheit zu weit treiben, wie ich fürchten muß, wenn sie den Gesetzen dieses Landes nicht länger unterthan (subject) sein wollen, insbesondere wenn sie sich von den Handels- und Schiffahrtsgesetzen losreißen wollten, eine Absicht, von der ich nur zu viel Anzeichen bemerke, dann werden sie, so sehr ich Amerikaner bin, keinen entschiedeneren Gegner finden als in mir. Sie müssen in Unterordnung bleiben (be

1) Corresp. III, 338. 2) Corresp. III, 371. Gegen das Wort unwarrantable, das die vorgeschlagene Adresse in Bezug auf das Vorgehen der Amerikaner gebraucht. 3) Abgedruckt außer in Sparks Works of Franklin VII, 467 bei Mahon V, App., 384.

subordinate). In allen Gesetzen über Handel und Schiffahrt namentlich ist dies das Mutterland, sie sind die Kinder; sie müssen gehorchen (obey) und wir befehlen (prescribe). Das ist nothwendig; denn in dem Verhältniß zwischen zwei so beschaffenen Ländern gleich den unseren muß mehr als Zusammenhang sein, es muß Unterordnung (subordination), es muß Gehorsam (obedience) es muß Abhängigkeit (dependence) bestehen. Und wenn Sie ihnen keine Gesetze geben, so werden sie, gestatten Sie mir, Ihnen das zu sagen, Ihnen Gesetze vorschreiben wollen, vorschreiben müssen" (they do, they will, they must make laws för you). Jedes dieser Worte war ein Schlag ins Gesicht der Amerikaner, die höchstens ein Zusammenbleiben unter Freiheit von jeglicher Belastung, aber niemals „Gehorsam, Unterordnung, Abhängigkeit" hatten zugestehen wollen. Die Rede Pitts zeigte, daß die beiden Völker nur wenig Schritte mehr vom Scheidewege entfernt waren und eben in diesen Märztagen 1770 kam es in Boston zu blutigen Raufhändeln zwischen den Truppen des Königs und den „Söhnen der Freiheit".

Dem Straßenpöbel zu Boston war es gelungen, die Truppen des 29. Regiments, die dort lagen, durch unausgesetzte Mißhandlungen, Beschimpfungen und Herausforderungen schließlich in jene Stimmung zu versetzen, in der selbst der geduldigsten Truppe die Gewehre von selber losgehen. Nach mehrtägigen Prügeleien, in denen es blos Beulen abgesetzt, kam es am 5. März zu einem Massenangriff der Volksmenge auf die Rothröcke der Garde, die unter Befehl des Hauptmanns Preston einen Hagel von Holzscheiten und Schneeballen mit Steinen darin ruhig über sich ergehen ließen. Als aber die Masse anfing mit Stöcken auf die Grenadiere loszuschlagen, da schoß einer der Angegriffenen und sechs andere thaten ein Gleiches, ohne daß Feuer commandirt worden wäre. Drei der Angreifer blieben todt, acht wurden verwundet und — das „Blutbad", die „Metzelei", der Massenmord war da, dessen man bedurfte, um die Sturmglocke landauf landab zu läuten und im Namen aller göttlichen und menschlichen Gesetze die Entfernung der mit Bürgerblut befleckten Tyrannenknechte zu verlangen.

Inmitten des ohrzerreißenden Lärms, mit dem die Kunde von dem 5. März durch ganz Amerika getragen ward, vollzog sich in aller Stille zu Boston ein Proceß, der einigen Bostonern zu hoher Ehre gereicht und deßhalb hier erwähnt werden soll. Im Gefängniß saß der Hauptmann Preston und sah seiner Aburtheilung durch ein Gericht entgegen, das, wenn es von der Volksstimmung beeinflußt ward, ein gerechtes Urtheil nicht erwarten ließ. Er schaute nach einem Vertheidiger aus, aber unter den zahllosen Anwälten Bostons wollte sich anfangs keiner finden, der es wagte, eine so verhaßte Sache mit Preisgebung seines Namens als Patriot zu führen. Endlich faßte sich ein Freund des Bedrängten, Forrest, ein Herz und ging zu einem jungen Anwalt von glänzendem Talent und frisch aufblühendem Ruf, John Adams mit Namen, und sagte zu ihm mit strömenden Thränen: „Ich komme mit einem sehr ernsten Auftrag von einem sehr unglücklichen Mann, dem Haupt-

mann Preston, der im Gefängniß sitzt. Er wünscht einen Rechtsbeistand und kann keinen finden. Ich habe Herrn Quincy angegangen, der sagt, er sei bereit, wenn Sie ihm zur Seite stehen wollten, sonst lehnt er entschieden ab. Selbst Herr Auchmuty lehnt ab, wenn Sie sich nicht verpflichten." Adams war mit Herz und Seele für die Freiheit seines Volks und hatte seine ganze Zukunft auf ihren Sieg gebaut. Aber sein Rechtssinn fand in dieser Sache ohne Besinnen die gerade Straße der Pflicht. Rechtsbeistand, sagte er, sei das Letzte, was in einem freien Lande einem Angeklagten versagt werden könne und die Anwaltspflicht stehe unabhängig über den Parteien zu jeder Zeit und unter allen Umständen. Forrest bot ihm eine Guinee, die Adams gern annahm, und im Verfahren selbst brachte der Vertheidiger eine solche Fülle von Entlastungszeugen zusammen, daß die vier Richter mit gutem Gewissen ein „Nichtschuldig" aussprechen konnten. Einer derselben faßte sein Urtheil über den ganzen Fall in den Worten zusammen: „Ich bin glücklich zu finden, daß nach einer so strengen Prüfung das Betragen des Gefangenen in einem so günstigen Lichte erscheint: um so tiefer schmerzt es mich, daß die Sache allen denen, die gegen ihn gehandelt haben, so wenig zur Ehre und der Stadt im Allgemeinen so sehr zur Schande gereicht."[1]) Der hochherzige John Adams aber, der sich mit solchem Bürgermuth der mißleiteten öffentlichen Meinung seines Volks entgegenwarf, ist später der zweite Präsident der vereinigten Staaten, der Nachfolger George Washingtons geworden.

In den englisch-amerikanischen Händeln trat, nachdem der Sturm über den 5. März allmählich ausgetobt, eine längere Windstille ein; diese Pause benutzen wir, um uns im Innern Englands umzusehen während einer Epoche, in der sich Alles verschworen zu haben schien, um auch den ehrlichsten Patrioten den Glauben an die Schutzgeister Englands zu erschüttern.

Im Jahre 1768, eben als man glauben mußte, das Gestirn des großen Pitt sei erloschen für immer, trat John Wilkes wieder auf die Bühne, der Mann, der geboren schien, dem regierenden Adel Englands immer von Neuem um seine Gottähnlichkeit bange zu machen. In dem schmählichen Proceßverfahren, dessen Opfer er geworden war,[2]) hatte auch sein „Essay on woman", eine sehr unanständige Parodie von Popes „Essay on man", eine Rolle gespielt. In seiner Privatdruckerei war das Bändchen in zwölf Exemplaren für den Kreis seiner Freunde gedruckt, aber nie dem Buchhandel übergeben worden.[3]) Außer seinen lockren Freunden von der Medmenham-Brüderschaft würde wohl kein Mensch Kenntniß davon bekommen haben, wäre es nicht durch die Haussuchung vom April 1763 in die Hände Unberufener gelangt. Der Gebrauch, der von diesem Fund im Unterhause gemacht ward, um ihn der „Blasphemie" anzuklagen, war sehr illoyal, aber der Inhalt warf ein so

1) Aufzeichnung in dem Diary von John Adams. Works, Ausg. 1850, II. (S. 230); vgl. Mahon V, 280/81. Auch die Soldaten Prestons wurden freigesprochen bis auf zwei, welche, weil sie ohne Befehl gefeuert hatten, wegen Todtschlags (Manslaughter) schuldig befunden wurden. 2) S. S. 654 ff. 3) Lecky III, 80, vgl. S. 76.

häßliches Licht auf den Verfasser, daß sein persönlicher Ruf schwer davon getroffen ward. Die Rundschau des „Annual Register" von 1769, vermuthlich aus der Feder von Edmund Burke, sagt darüber: „die große Popularität, die er gewonnen, wurde durch einige Umstände, welche jene Verfolgung begleiteten, merklich vermindert. Ein Buch von ihm (eben der Essay on woman), das einen schlüpfrigen und unsittlichen Charakter trug, hatte, obwohl es dem Anschein nach für allgemeine Verbreitung nicht bestimmt und von seinen Verfolgern in einer für diese durchaus nicht ehrenvollen Weise an die Oeffentlichkeit gezerrt worden war, doch einen fühlbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung und stimmte eine Zeit lang den Eifer seiner wärmsten Vertheidiger herab."[1]) Ein ganz ungewöhnlicher Aufwand blinder Parteileidenschaft war nöthig, um einem Manne, der persönlich so wenig Achtung verdiente, nachdem er bereits beinahe vergessen war, wieder zu einer Rolle zu verhelfen, die er in diesem aristokratischen Lande durch sein ahnenloses Talent niemals errungen hätte.

Nach vier Jahren fahrenden Abenteurerlebens mit seinen Mitteln und mit seiner Geduld zu Ende, bat der Geächtete von 1764 zu Anfang 1768 seinen alten Freund Herzog von Grafton um Auswirkung einer Begnadigung, aber vergebens. Die Regierung hatte weder den Muth, den Widerruf der Aechtung zu beantragen, noch den Geächteten, als er trotzdem wieder in London erschien, ohne Weiteres unschädlich zu machen. Wilkes hatte die Dreistigkeit, unter den Augen der Regierung in der City von London als Parlamentscandidat aufzutreten und erlangte wirklich gegen einen beliebten Alderman die erstaunliche Zahl von 1200 Stimmen; hier unterlegen ward er in Middlesex am 28. März mit großer Mehrheit gewählt und nachdem am 8. Juni der Gerichtshof der Kings Bench, dem er sich sofort am 20. April gestellt hatte, einstimmig entschieden, daß die Aechtung ungesetzlich gewesen sei und deßhalb wiederrufen werden müsse,[2]) da war Wilkes, wenn auch noch nicht losgesprochen von den Verurtheilungen wegen seiner Preßvergehen, doch wenigstens in seine Rechte als britischer Unterthan wieder eingesetzt. Und er konnte jetzt, seiner Haft entlassen, mit Fug und Recht seinen Wählern schreiben: „In dem ganzen Strafverfahren der Minister gegen mich haben meine Feinde, wie ich aller Welt überzeugend dargethan, die Gesetze mit Füßen getreten und durch den Geist der Tyrannei und Willkür sich leiten lassen. Der allgemeine Haftbefehl, unter dem ich zuerst festgenommen ward, ist für ungesetzlich erklärt. Die Beschlagnahme meiner Papiere ist gerichtlich verurtheilt. Die Aechtung, so lange das Schlagwort giftigen Mißbrauchs, ist schließlich auch gesetzwidrig erklärt und zurückgenommen worden."[3]) Nach all dem hätte man wegen der Preßvergehen bei dem Gerichtshof einige Milde erwarten können. Niemand war darauf gefaßt, daß derselbe am 18. Juni Wilkes

1) Annual Register 1769. S. 58. 2) Annual Register 1768. S. 121. The judges delivered their opinions very fully and were unanimous, that the outlawry was illegal and must be reversed. 3) Annual Register 1768. S. 127.

wegen Wiederabdrucks der Nr. 45 des „North Briton“ und wegen „Veröffentlichung“ des (nur in 12 Exemplaren gedruckten, niemals verbreiteten) Essay on woman zu 22 Monaten Gefängniß und 1000 Pfund Geldbuße und außerdem zur Aufbringung einer Bürgschaft von 2000 Pfund für sein Wohlverhalten während der nächsten sieben Jahre nach verbüßter Haft verurtheilen würde.[1]) Aber das Urtheil war gefällt, Wilkes unterwarf sich ihm, wanderte in das Gefängniß in St. George Fields und saß hier harrend auf den Spruch des Parlaments, das am 10. Mai inmitten unermeßlicher Aufregung der Massen zusammengetreten und dessen rechtmäßig gewähltes Mitglied er war, so gut wie irgend ein anderer Abgeordneter. Wider Erwarten verzögerte sich der Spruch des Parlaments, weil die Minister nicht einig waren und nicht einig wurden. Dem Lord North hatte der König schon am 25. April geschrieben: „Obwohl durchaus vertrauend auf Ihre Anhänglichkeit an Meine Person, wie nicht minder auf Ihren Haß gegen jedes ungesetzliche Vergehen, halte Ich doch für höchst angemessen, Ihnen mitzutheilen, daß mir die Ausstoßung (expulsion) des Herrn Wilkes sehr wesentlich erscheint und daß sie vollzogen werden muß“ (must be effected.[2]) So einfach, wie sich der König das dachte, war die Sache nicht. Der verrufene Wilkes hatte die Massen hinter sich, wie noch nie ein Demagoge: seit seinem Wiedererscheinen in London war er der Held des Volkes und jeder Tag Haft steigerte seine Popularität. Schon bei der Wahl in Middlesex war der Mob seiner Anhänger gewaltthätig aufgetreten. Horace Walpole erzählt als Augenzeuge die Vorgänge nach dieser Wahl: „Als Wilkes zuerst wieder zur Stadt kam, hatte ich ihn vor meinem Fenster in einer Lohnkutsche vorbei fahren sehen, ein Dutzend Kinder und Weiber hinter ihm drein; jetzt war ganz Westminster in Aufruhr. Es war lebensgefährlich durch Piccadilly zu gehen und jede Familie mußte Lichter vors Fenster stellen; jedem nicht erleuchteten Hause wurden die Scheiben zertrümmert. Den Wagen derer, die nicht mitriefen: „Hurrah! Wilkes und Freiheit!“ wurden die Fenster eingeschlagen und viele Fuhrwerke und Kutschen wurden von dem Pöbel mit der Ziffer 45 beschmiert.“[3]) Und am 16. April 1768 schrieb Franklin, der all diese Dinge aus erster Hand mit erlebt, seinem Sohn: „Ich ging letzte Woche nach Winchester und bemerkte, daß fünfzehn Meilen im Umkreis Londons längs des Wegs kaum eine Thür oder ein Fensterladen zu sehen war, worauf nicht „Wilkes und Freiheit“ und „Nr. 45“ gestanden hätte und das setzte sich fort bis nach Winchester, das 64 Meilen weit ist.“[4]) Am 27. April, als Wilkes von Kings Bench ins Gefängniß zurück gefahren ward, spannte ihm das Volk die Pferde aus und zog den Wagen eine weite Strecke bis nach Spitalfields, wo es ihm endlich gelang sich seiner Begleiter zu entledigen und ungestört in das Gefängniß von Kings Bench zu gelangen. Am 10. Mai aber sammelte

1) Ebendas. 2) B. Donne, Corresp. of King George III. with Lord North (1768—1783). London 1867. I, 2. 3) Memoirs of the reign of K. George III. III, 187. 4) Bigelow, Life of Franklin. II, 9.

sich eine unabsehbare Volksmasse vor seinem Kerker, um ihn im Triumph auf seinen Sitz im Parlament zu geleiten und als er nicht herausgelassen ward, flog ein Steinhagel wider die schottischen Garden, die hier aufgestellt waren und durch die Salve, die diese nach Verlesung der Aufruhrakte gaben, kamen mehrere ganz unschuldige Menschen ums Leben. Aus Angst vor der Volksrache wagte ein Theil der Minister nicht gegen, aus Rücksicht auf den Befehl des Königs wagte ein andrer nicht für Wilkes einzutreten und so geschah gar nichts, bis Wilkes im Januar 1769 durch Einreichung einer Bittschrift das Parlament zwang, sich endlich mit dem Abgeordneten für Middlesex zu befassen, der überdies am 2. Januar auch zum Alderman für einen Stadttheil Londons gewählt worden war.[1]) Verschlimmert hatte er inzwischen seine Lage durch ein neues Preßvergehen gegen die Regierung, indem er ein amtliches Schreiben des Staatssekretärs Lord Weymouth, worin dieser der Distriktsbehörde von St. George's Fields bewaffnetes Einschreiten gegen jeden Aufruhrversuch zur Pflicht gemacht, mit einer Vorrede hatte drucken lassen, in welcher er diesen Minister als Urheber des „abscheulichen Gemetzels" vom 10. Mai öffentlich denuncirte. Das gab der Regierung endlich den Muth, im Unterhause auf seine Ausstoßung aus dem Parlament anzutragen und am 3. Februar 1769 ward sie ausgesprochen, trotz einer ausgezeichneten Gegenrede von George Grenville, der die Person Wilkes' schonungslos verurtheilte, aber seine Ausstoßung wegen der Nummer 45, des Essay on woman und der Vorrede zu dem Brief des Lord Weymouth ebenso verfassungswidrig als politisch unklug fand.

Der vom Unterhause Verurtheilte ward von seinen Wählern in Middlesex nicht im Stich gelassen; am 16. Februar ward er von neuem und zwar dies Mal einstimmig ins Parlament gewählt, aber schon am Tag darauf beschloß das Unterhaus: durch seine Ausstoßung sei Wilkes überhaupt unfähig geworden, in diesem Parlament zu sitzen. Als Wilkes am 16. März zum dritten Mal und zwar wiederum einstimmig gewählt worden war, erklärte das Unterhaus auch diese Wahl für nichtig, und als bei der vierten Wahl der Candidat der Regierung, Oberst Luttrell, mit der lächerlichen Minderheit von 296 Stimmen den 1143 Stimmen, die Wilkes auf sich vereinigte, unterlag, da wagte das Unterhaus, was noch niemals in England vorgekommen war, den Gewählten der Minderheit als das rechtmäßige Mitglied des Parlaments anzuerkennen, ein Beschluß, der durch Verwerfung der Bittschrift der Wählermehrheit am 8. Mai einfach bestätigt ward.[2]) Hoch beglückt schrieb Georg III. am Tage darauf an Lord North: „Heute in der Frühe empfing ich Ihren Bericht von dem höchst rühmlichen Ausgang der gestrigen Debatte und eben habe ich die Liste der Redner erhalten. Das Haus der Gemeinen hat mit geziemender Würde seine Privilegien gewahrt, ohne die es nicht bestehen kann:

1) Walpole, Memoirs III, 297. 2) Annual Register 1769. S. 100: The first precedent of the kind in the journals of the house.

jetzt ist es meine Pflicht, mit Festigkeit über Befolgung der Gesetze zu wachen, welche nach und nach die gute Ordnung wiederherstellen werden, ohne welche kein Staat blühen kann."[1]) Unter denen, welche in der stürmischen Verhandlung den Sieg der Regierung hatten herbeiführen helfen, war auch der rechtsgelehrte Blackstone gewesen.[2]) Seine Rolle war schwierig, denn aus seinem eigenen Werke ward ihm von Grenville die Stelle vorgelesen, wo unter den verschiedenen Gründen der Nichtwählbarkeit gerade der hier entscheidende, nämlich: Ausstoßung durch Unterhausbeschluß — nicht aufgeführt war. Um solch ärgerlichen Erinnerungen künftig zu entgehen, ergriff Blackstone ein unfehlbares Mittel: in der nächsten Auflage seines Buches änderte er den Text. Dort, wo es auf S. 177[3]) schließlich geheißen hatte: „vorbehaltlich dieser Einschränkungen und Ausschließungsgründe (disqualifications) ist jeder Unterthan des Königreichs wählbar kraft gemeinen Rechts", folgte nun ein bedeutungsvoller Zusatz: „obwohl es Fälle gibt, in welchen Personen unter besondern Umständen dies gemeine Recht verwirkt haben und für nichtwählbar erklärt worden sind „für dies Parlament" durch Beschluß der Gemeinen, oder „für immer" durch Akt der Gesetzgebung" (d. h. beider Häuser und des Königs). Diese höchst auffallende Aenderung ward natürlich nicht schweigend hingenommen, und in politischen Versammlungen gab es seitdem einen sehr beliebten Toast „auf Dr. Blackstone's Commentare erster Auflage".[4])

Bei dem Beschluß des 8. Mai hatte es sein Bewenden. John Wilkes trat nicht ins Parlament, aber sein Schaden war das nicht. Als er im April 1770 seiner Haft entlassen ward, ehrte ihn London durch eine glanzvolle Illumination: er ward nach einander Alderman, Sherif und Lordmayor der Hauptstadt des Reichs, wurde am Ende doch noch Mitglied des Parlaments und blieb zeitlebens der unbestrittene Beherrscher der City und ihrer politischen Macht. Aus dem ganzen Lande strömten dem Märtyrer der Volksrechte freiwillige Gaben zu, so daß er nicht blos all seiner Schulden ledig ward, sondern auch ein sehr behagliches Auskommen hatte.[5]) Der Rechtsstreit aber, in dem er gegen das Parlament unterlegen war, hinterließ bleibende Spuren in dem öffentlichen Leben des Landes.

Die scheulose Willkür, mit der das Unterhaus sozusagen auf Befehl der Regierung und des Hofes über Recht, Gesetz und Herkommen hinweggestürmt war und der Vergewaltigung eines rechtmäßig gewählten Mitglieds die wiederholte Vergewaltigung seiner Wähler hinzugefügt, war ein Schauspiel so neu, so empörend, daß eine Nation, die das schweigend hinnahm, jedes Recht aufs Recht hätte als verwirkt betrachten müssen. Es fehlte denn auch nicht an entrüsteten Protesten aus den Wählerschaften, die in Gestalt von Adressen an den König kamen, die sämmtlich über die Verletzung des Wahlrechts klagten und deren die meisten aus diesem Grunde Auflösung des Parlaments

1) Corresp. with Lord North. I, 9/10. 2) S. S. 658ff. 3) S. 183 der von uns angeführten Ausgabe. 4) Walpole, Mem. III, 363/64. Anm. 2. 5) Lecky III, 151.

verlangten.[1]) All diese Stimmen sind heute vergessen; nicht vergessen ist die, welche ein Patriot unter dem Namen „Junius“ erhob und die der allgemeinen Empfindung unwiderstehlich beredte Worte lieh: aber indem er's that, hüllte er seine Person in den Schleier undurchdringlichen Geheimnisses, das sicherste Mittel, den Eindruck seiner Worte zu erhöhen und zugleich das einzige, um schmählichen Verfolgungen wegen Rechts- und Friedensbruchs zu entgehen.

Seit dem 21. Januar 1769 erschienen offene Briefe, gerichtet an den Verleger des Public Advertiser, an W. Draper, den Herzog von Grafton, den Doctor W. Blackstone, den Herzog von Bedford, denen am Schlusse des Jahres eine Adresse an den König selber folgte; sie waren unterzeichnet mit „Junius“ oder „Philo Junius“ und schilderten in classischem Englisch mit eindringender Kenntniß der Personen und Dinge und einer Bitterkeit ohne Gleichen das seit 1760 herrschende System, das eine einzige unausgesetzte Herausforderung zu Haß und Verachtung bilde und das sich in dem brutalen Rechtsbruch, begangen an den Wählern von Middlesex, ein unvergängliches Denkmal gesetzt habe. Die Briefe sind fortgesetzt worden bis ins Jahr 1772 und dann unter dem Titel The letters of Junius mehrmals gesammelt erschienen.[2]) Uns gehen hier nur die Briefe von 1769 an, welche fast sammt und sonders den Fall Wilkes behandeln und die Eigenart des Verfassers ins hellste Licht treten lassen.

Ein Staatsmann von besonderer Gründlichkeit des Urtheils oder neuen, zündenden Ideen spricht sich darin nirgends aus. Weshalb die Amerikaner so unlenksam sind, hat er nicht begriffen, denn er meint, der Widerruf der Stempelakte sei allein an allem Unheil schuld; den letzten Grund der parlamentarischen Corruption, über die er so entrüstet redet, hat er auch nicht ermittelt, denn er meint, die verrotteten Burgflecken seien eine sehr schöne Einrichtung und der Besitz eines solchen ein ebenso unantastbares Eigenthum wie irgend ein Freisassengut. Was sich in den Briefen an politischen Gedanken findet, ist nicht erdacht, sondern angeeignet: eigenthümlich ist ihm nur der unerschöpfliche Erfindungsreichthum einer herzdurchbohrenden Invektive, die einen Pfeilschauer von beißenden Epigrammen, wie ebensoviel blinkende Messer wider den Gegner losschnellt, der keine verwundbare Stelle entgeht und für die es unverwundbare gar nicht gibt. Rädern, Viertheilen, Zwicken mit glühenden Zangen, Rösten am langsamen Feuer — das sind die Vorstellungen, die unwillkürlich in dem Leser aufsteigen, wenn er sich den Gesammteindruck der Briefe vergegenwärtigt, in denen Junius seinen Herzog von Grafton zerfleischt. Was aber die Empfindung des Ekels an dieser

1) Annual Register 1770. S. 56—58. 2) Die mir vorliegende Ausgabe ist von 1774 (The letters of Junius I—II. London, Printed in the year MDLXXIV). Darin steht noch nicht die Vorrede und auch noch nicht die Widmung an das englische Volk, die sich in einer später von dem Verfasser selbst veranstalteten Ausgabe finden und die Arnold Ruge in seiner deutschen Ausgabe mit übersetzt hat (A. Ruge, Sämmtliche Werke. Achter Band: Junius' Briefe. Mannheim 1848).

Henkerarbeit, wenigstens in den Briefen von 1769, überwiegt, das ist das gute Recht, das Junius vertheidigt, die Wahrheit, in deren Dienst er streitet, indem er die Heuchelei der feigen Verfolger Wilkes' entlarvt, die Verlogenheit ihrer Scheingründe darthut und den Rechtsbruch schonungslos bei seinem Namen nennt. Als man in viel späterer Zeit erfuhr, wer dieser geheimnißvolle Junius eigentlich war, da wußte man auch, wie wenig edel die Gesinnung des Mannes war, der damals den Brustton tief beleidigten Rechtssinns so täuschend ähnlich zu treffen wußte. Aber Recht und Wahrheit hatte er darum doch auf seiner Seite, gerade so wie der um Nichts edlere John Wilkes in jener Nummer 45 des North Briton,[1]) mit der seine Passion begann. In der gewaltigen Predigt, die Junius am 19. December 1769 dem König hielt, um ihm sein Unrecht gegen Wilkes klar zu machen, war jedes Wort entweder geschichtlich oder psychologisch unwidersprechlich wahr und dem Bewußtsein dieser Wahrheit entnahm der unedle Mann das Recht, über einen noch unedleren König zu Gericht zu sitzen. Da heißt es: „Ein Mann, nicht sehr ehrenvoll bekannt in der Welt, unternimmt einen förmlichen Angriff auf Ihren Günstling (Bute), auf nichts bedacht als darauf, möglichst wirksam seine Person und seine Grundsätze dem Abscheu, den Nationalcharakter seiner Landsleute der Verachtung preiszugeben. — Ich zeichne seine That, ohne sein Verfahren durchweg zu vertheidigen. In dem Ernst seines Eifers ließ er sich einige unverantwortliche Anspielungen entschlüpfen. Er sagte mehr, als ein maßvoll gesinnter Mann rechtfertigen möchte, aber nicht genug, um ihm Anspruch zu erwerben auf die Ehre der persönlichen Empfindlichkeit Ew. Majestät. Die Strahlen königlicher Entrüstung, die sich auf seinem Haupte sammelten, dienten nur dazu, ihn zu beleuchten, verzehren konnten sie ihn nicht. Befeuert von der Volksgunst auf der einen, erhitzt durch Verfolgung auf der andern Seite wechselte er mit seiner Lage auch Ansichten und Gefühle. Zu Anfang kaum ernsthaft, ist er heute ein Schwärmer. Die kältesten Körper erwarmen im Widerstande, die härtesten geben Funken im Zusammenstoß. Es gibt einen mißleiteten Feuereifer (mistaken zeal) in der Politik, wie in der Religion. Indem wir Andere überreden, überzeugen wir uns selbst. Die Leidenschaften werden wach und erzeugen in unserem Inneren eine mütterliche Zärtlichkeit, die uns zwingt, die Sache zu lieben, für die wir leiden. — Ist das nun ein Streit, der eines Königs würdig ist? Fühlen Sie nicht, wie die Nichtigkeit des Gegenstandes die ernsten Schwierigkeiten lächerlich macht, in die Sie hineingezerrt worden sind? Die Vernichtung eines Mannes ist jetzt seit Jahren das einzige Strebziel Ihrer Verwaltung, und wenn es etwas gibt, was noch schmählicher ist, so ist es die Thatsache, daß wir den ganzen Aufwand der vollziehenden Gewalt und jede Art von Ministerkünsten thätig sahen, um — Nichts zu erreichen. Sie können auch nicht siegen, wenn er nicht thöricht genug ist, den Schutz derselben Gesetze zu ver-

1) S. S. 653/54.

wirken, denen Sie Ihre Krone verdanken oder wenn Ihre Minister Sie nicht überreden, zur nackten Gewalt zu greifen und die ganze Stärke der Regierung dem Volk entgegen zu werfen. Die Lehre, die er von der Erfahrung empfangen hat, wird ihn wahrscheinlich behüten vor solcher Ausschweifung des Aberwitzes; und in den Tugenden Ew. Majestät finden wir die zweifellose Bürgschaft dafür, daß gesetzwidrige Gewaltthat nicht versucht werden wird.

Weit entfernt, Ihnen so verabscheuenswerthe Absicht zuzutrauen, würden wir die beständige Verletzung der Gesetze und selbst diesen letzten schreienden Angriff auf die Lebensgrundlagen der Verfassung, einer übelberathenen, unwürdigen, persönlichen Empfindlichkeit zuschreiben. Von einem falschen Schritt sind Sie zu einem andern verleitet worden, und da die Sache Ihrer unwürdig war, mußten die Minister darauf bedacht sein, die Klugheit der Ausführung mit der Weisheit und Würde der Absicht in Einklang zu bringen. Und so haben sie Sie in eine Zwangslage gebracht, in der Sie unter einer Fülle von Schwierigkeiten zu wählen haben; in eine Lage, die so unglücklich ist, daß Sie das Unrechte nicht thun können ohne Untergang, und das Rechte nicht ohne Beschämung. Diese würdigen Diener haben Ihnen unzweifelhaft viele ausgezeichnete Proben ihres Geschickes gegeben. Nicht damit zufrieden, daß sie aus Herrn Wilkes einen großen Mann gemacht, haben sie es auch klüglich dahin gebracht, daß die Rechte und Interessen eines Mannes sich verschmolzen mit den wichtigsten Rechten und Interessen des Volks und haben Ihre Unterthanen gezwungen, mit der Sache eines Einzelnen, der sie wohl wollten, den Kampf um die eigne Sache zu verbinden. Lassen Sie sie fortfahren und Ew. Majestät braucht nicht zu zweifeln, daß die Katastrophe des Stückes seinem Verlaufe Ehre machen wird."[1])

So tragisch faßte Georg III. die Sache nicht; die Genugthuung, welche Junius für das tief erregte öffentliche Gewissen forderte, zu geben lag ihm so fern wie möglich; worin hätte sie auch bestehen sollen? Wenn hier ge-

1) Letters of Junius I, 159—172. Als Verfasser der Juniusbriefe ist schon im Jahre 1813 Sir Philipp Francis (1740—1818) ermittelt worden (Parkes-Merivale, Memoirs of Sir Philip Francis with correspondence and Journals I—II. London 1867. Vgl. Fr. Brockhaus, Die Briefe des Junius. Leipz. 1876). Francis war first clerk im Kriegsministerium, als er die Juniusbriefe schrieb, verlor diese Stelle im Jahre 1772 und kam im Jahre darauf durch die Gunst desselben Lord Barrington, den er wegen jener Amtsentlassung mit unglaublicher Gehässigkeit geschmäht hatte, mit einer Besoldung von 10,000 Pfd. in das council of Bengal, in dem er mit dem Statthalter Warren Hastings Jahre lang in tödtlicher Feindschaft lebte. 1781 heimgekehrt kam er 1784 ins Unterhaus und focht hier als Waffengenosse von Edmund Burke mit großem Erfolg gegen Warren Hastings und die Tyrannei der ostindischen Compagnie. Noch zu seinen Lebzeiten ward er durch John Taylors scharfsinnige Untersuchungen (Discovery of the author of the letters of Junius, London 1813, und The identity of Junius with a distinguished living character established, London 1816) als Junius unwiderleglich enthüllt, und die Schrift Taylors hat sich, als er gestorben war, in einem versiegelten und an seine Frau adressirten Paket unter den Schriften seines Schreibtisches gefunden (Mahon V, 379).

frevelt worden war, so war es zwar sein Wunsch und Wille, aber nicht seine That, sondern die seiner Minister und ihrer gehorsamen Mehrheit im Unterhause gewesen, und was diese ganz öffentlich gethan, das konnte nur von ihnen selbst, nicht von ihm widerrufen werden. Bei einem allgemeinen Appell an die Wähler aber war der Sieg der Regierung auch jetzt so sicher, daß eine Auflösung des Unterhauses sich fast wie eine Komödie ausgenommen



Philipp Francis.
Nach dem Stiche von H. Adlard; Originalgemälde von J. Hoppner.

haben würde. Als Junius selber auf diese Wahrscheinlichkeit hinwies, schrieb er dem Verfassungsleben Englands eine Satire, von deren Bitterkeit er gar keine Ahnung hatte.

Immerhin hatten seine ruhelos wiederkehrenden Angriffe wenigstens die Folge, daß der Fall Wilkes-Luttrell Jahr und Tag die öffentliche Meinung in Athem hielt und im Jahre 1770 noch einmal, bevor Gras darüber wuchs, in ernster Weise aufgegriffen ward. Als das Oberhaus zu Anfang 1770 in der Adreßdebatte über die Lage des Landes verhandelte, hielt Lord Chatham zwei Reden, die Junius selber aufgezeichnet hat, und von denen wir ohne seinen erst im Jahre 1792 erschienenen Bericht keine nähere Kenntniß

hätten.[1]) In der zweiten dieser Reden behandelte er den Fall Wilkes-Luttrell und fand einen offenbaren Rechtsbruch darin, daß das Unterhaus aus der bloßen Thatsache der ersten Ausstoßung des Wilkes die Unwählbarkeit desselben gefolgert und seinen Gegner Luttrell, der nicht gewählt worden war, als rechtmäßiges Mitglied zugelassen habe. „Die Verfassung des Landes ist in der That offen gebrochen worden und mit Grauen und Erstaunen habe ich zugehört, wie eben dieser Bruch im Grundsatz vertheidigt worden ist. Was ist das für eine geheimnißvolle, durch kein Gesetz begrenzte, dem Unterthan nicht bekannte Macht, der wir nicht nahen dürfen ohne heilige Scheu, von der wir nicht sprechen sollen ohne Ehrfurcht, die Niemand befragen und der Jeder sich unterwerfen soll? Mylords, ich glaubte, die sclavische Lehre vom passiven Gehorsam wäre längst ausgezischt; und seit unsere Könige gezwungen wurden anzuerkennen, daß ihr Recht auf die Krone und die Richtschnur ihrer Verwaltung keine andere Grundlage hätte als die bekannten Gesetze des Landes, habe ich nie erwartet, von einem göttlichen Recht oder einer göttlichen Unfehlbarkeit zu hören, welche einem anderen Zweige der Gesetzgebung beiwohnen solle. Mylords, ich wünsche nicht mißverstanden zu werden: kein Mensch achtet das Haus der Gemeinen höher als ich und Niemand würde schneidiger als ich in den Kampf treten, um ihm seine gerechte und gesetzliche Machtvollkommenheit zu wahren. Innerhalb der von der Verfassung gezogenen Grenzen ist sie nothwendig für die Wohlfahrt des Volks; jenseits dieser Grenze ist jene Machtäußerung willkürlich, ungesetzlich; sie bedroht das Volk mit Tyrannei, den Staat mit Zerstörung. Gewalt ohne Recht ist das Gehässigste und Verabscheuenswertheste, das menschliche Einbildung ersinnen kann; sie ist nicht nur denen verderblich, die ihr unterworfen sind, sie bereitet sich selbst den Untergang. Im eignen Interesse des Hauses der Gemeinen möchte ich es bewahren vor der Anmaßung einer Gewalt, welche die Verfassung ihm versagt, damit es nicht über dem Haschen nach einer unberechtigten Autorität diejenige verwirke, die ihm von Rechts wegen zusteht. Mylords, ich behaupte, die Gemeinen haben ihre Wähler verrathen (betrayed) und die Verfassung gebrochen (violated). Unter dem Vorgeben, ein Gesetz auszulegen, haben sie ein Gesetz gemacht und in einer Person das Amt des Gesetzgebers und des Richters vereinigt."

Das Amendement zur Adresse, in welchem Chatham seiner Rechtsauffassung Ausdruck gegeben, ward vom Oberhause verworfen und dadurch zum Landesrecht gestempelt, was kurz vorher Lord Mansfield gesagt: Wenn das Haus der Gemeinen als Richter spricht, so gilt ihm gegenüber kein Gesetz als seine eigene Weisheit und seine Entscheidung ist Gesetz: ist die Entscheidung falsch, so hat der Unterthan keine Zuflucht als — den Himmel.[2])

1) Chatham, Corresp. III, 368—387. 2) So faßt Pitt den Sinn der gleichfalls von Junius nachgeschriebenen Rede Mansfields (Corresp. III, 374—77) treffend zusammen. Bemerkenswerth ist noch, daß schließlich ein Antrag des Grafen Marchmont Annahme fand: „Jede Entschließung der Lords, welche mittelbar oder unmittelbar

Und dabei blieb es auch trotz all der Petitionen, welche von Neuem die Auflösung des Parlamentes verlangten und unter denen die der City von London eine Sprache führte, ganz ähnlich der der Juniusbriefe.[1]) Am Ende ging auch dieser Sturm vorüber und nächst der gebietenden Stellung, welche Wilkes nach Verbüßung seiner Haft fortan in der City einnahm, hatte der ganze Streithandel nur eine bleibende Frucht. Die politische Presse war zu ungeahnter Macht und Bedeutung emporgestiegen und insbesondere das Recht, über die Verhandlungen des Parlamentes regelmäßig, vollständig und unter Nennung aller Redner zu berichten, konnte ihr nach einem letzten erbitterten Kampf der Drucker mit dem Parlament und seinen Strafgesetzen,[2]) nicht länger vorenthalten werden.[3]) Darin aber, in der steigenden Macht der öffentlichen Meinung, in der wachsenden Aufmerksamkeit und Strenge ihrer Kritik lag denn auch das einzige Gegengewicht gegen die Allmacht des Unterhauses und derer, die seine Mehrheit durch lautre und unlautre Mittel zu lenken wußten.

Zu Ende des Jahres 1773 wich die scheinbare Ruhe, die inzwischen in Amerika eingetreten war, einem neuen Sturme, dem Vorboten des offenen Krieges zwischen beiden Ländern.

Der Theeschmuggel der Amerikaner hatte auch die neuen Gesetze des Lord North siegreich überdauert, zum empfindlichen Schaden der ostindischen Compagnie, die nicht weniger als 17 Millionen Pfund ihres Thees unverkauft auf Lager hatte. Um der Gesellschaft zu helfen, beschloß Lord North, ihr den Markt in Amerika dadurch zu erobern, daß er ihren Thee dort wohlfeiler verkäuflich machte, als er in England zu haben war und wohlfeiler, als der geschmuggelte Thee in Amerika abgegeben werden konnte. Der Thee der ostindischen Gesellschaft ward nämlich befreit von jedem englischen Einfuhrzoll, durfte unmittelbar nach Amerika verfrachtet werden und hatte in den dortigen Häfen nicht mehr als den seit 1767 üblichen Colonialzoll von 3 Pence das Pfund zu entrichten.[4]) Daß dieser wohlfeile Thee Freiheit und Menschenrechte der Amerikaner bedrohte, konnte man wirklich in England nicht annehmen; nur den Theeschmuggel bedrohte er, eben weil er so wohlfeil war, ja diesem und Allen, die dabei gewannen, war er so verderbenbringend, daß wir die patriotische Entrüstung ganz begreiflich finden, welche diesen unschuldigen Thee alsbald unter dem erschreckenden Namen „Gift der Sclaverei" in die Acht erklärte. Nur durch rücksichtslose Gewalt konnte eine so treffliche und wohlfeile Waare unverkäuflich gemacht werden. Der ausgebreitete Geheim-

---

entgegen ist einem Richterspruch (judgement) des Hauses der Gemeinen, in einer Sache, in welcher ihre Gerichtsbarkeit zuständig, endgiltig und abschließend ist (where their jurisdiction is competent, final and conclusive), würde eine Verletzung des verfassungsmäßigen Rechtes der Gemeinen sein, einen Bruch zwischen beiden Häusern des Parlaments bewirken und zu allgemeiner Verwirrung führen." Adolphus I, 374.

1) Adolphus I, 379/80. 2) I, 121. 3) Lecky III, 272 ff. 4) Mahon V, Kap. 50. Lecky III, 409 ff.

bund, welcher unter dem Namen „Caucus" den Kampf gegen die Einfuhr englischer Waaren und die volksthümliche Selbsthilfe gegen Statthalter und Oberrichter organisirte, zeigte sich jetzt zum ersten Mal in seiner ganzen Macht. Die drei Theeschiffe, die im Hafen zu Boston gelandet waren, wurden am 16. December 1773 von 40—50 als Mohawkindianer verkleideten Männern erstiegen, welche von bekannten Patrioten wie Samuel Adams geleitet und durch ausgestellte Wachen gegen jede Störung seitens der Polizei geschützt, in größter Ruhe und Ordnung die Theekisten hervorholten und sie, 342 an der Zahl, ins Meer warfen. Dieselbe geheimnißvolle Macht bewirkte, daß die Ladung des Theeschiffes, das in Charleston angekommen war, von den Geschäftsagenten der Gesellschaft nicht angenommen, sondern in Keller niedergelegt ward, wo sie verdarb und daß die Capitäne, welche Theeschiffe nach New-York und Philadelphia geführt hatten, sich gezwungen sahen, alsbald mit ihrer ganzen Theefracht nach England zurückzukehren.

Für die Antwort, welche England auf diese brutale Herausforderung geben mußte, war mehr als die gerechte Empfindlichkeit über die geschehene Gewalt, die Vorstellung maßgebend, die man sich von dem Umfang der Widerstandsmittel der amerikanischen Meuterer machte und auf diese hat nun ein scheinbar authentisches Zeugniß höchst verderblich eingewirkt. Der Oberbefehlshaber der in Amerika stehenden Regimenter, General Gage, war nach England berufen worden, um hierüber eine Auskunft zu geben, wie nur er sie geben zu können schien und über diese schrieb Georg III. am 4. Februar 1774 an Lord North: „Als Sie mich heute verlassen hatten, habe ich den General-Lieutenant Gage gesehen, der, obgleich erst so spät aus Amerika eingetroffen, sich bereit erklärte, nächster Tage zurückzukehren, sobald das Gebahren der Colonieen die Anwendung von Zwangsmaßregeln nöthig machen sollte. Seine Sprache stand durchaus im Einklang mit seinem Charakter als rechtschaffener und entschlossener Mann. Er sagt: so lange wir Lämmer seien, würden sie Löwen sein; sobald wir aber Ernst zeigten, würden sie unzweifelhaft zahm werden. Er meint, die vier Regimenter, die bestimmt seien die vier in Amerika stehenden abzulösen, würden, wenn sie nach Boston geschickt würden, vollkommen ausreichen, jeder Ruhestörung vorzubeugen. Ich wünschte, daß Sie ihn sprächen und hörten über die Mittel, Boston Allem zu unterwerfen, was wir für nöthig erachten werden. In Wahrheit, jetzt sieht Jedermann ein, daß das verhängnißvolle Nachgeben im Jahre 1766 die Amerikaner ermuthigt hat, Jahr für Jahr ihre Forderungen zu steigern bis zu jener vollständigen Unabhängigkeit, welche wohl einem selbständigen Staat gegenüber einem andern zukommt, aber den Gehorsam ganz und gar vernichtet, den eine Colonie ihrem Mutterlande schuldet."[1])

Und Lord North säumte nicht: am 14. März 1774 brachte er eine Bill ein, welche den Hafen von Boston schloß, d. h. den ganzen Handel der Stadt

---

1) Corresp. of George III. with L. North. I, 164.

auf dem Papier vernichtete, so lange, bis sie der ostindischen Compagnie für den ins Meer geworfenen Thee Schadenersatz geleistet haben würde; das war die berühmte „Bostoner Hafenbill". Dies Gesetz ging ohne Abstimmung, fast ohne ein Wort der Verhandlung, durch das Unterhaus. Ihm folgte ein zweites, welches in der Verfassung von Massachusetts tief einschneidende Veränderungen vornahm, um die Gewalt des Statthalters gegen die Demokratie zu stärken und diesem ein drittes, welches eine Aenderung der Rechtspflege bestimmte, um Offiziere und Soldaten der königlichen Armee, wenn sie im Falle von Tumulten pflichtmäßig Blut vergossen hatten, vor parteiischen Volksgerichten zu schützen. Mit unendlicher Befriedigung sah Georg III. zu, wie diese Bills Schlag auf Schlag fast ohne Widerspruch von den Gemeinen vorgenommen wurden.[1]) Die große Rede, welche Edmund Burke am 19. April über „Amerikanische Besteuerung" hielt,[2]) machte schon deßhalb weniger Eindruck, als sie an sich verdiente, weil der ausgezeichnete Redner angemessen gefunden hatte, im Jahr vorher eine Stelle als besoldeter Agent für New-York anzunehmen.[3]) Graf Chatham aber war über die Bostoner Meuterei so ergrimmt, daß er am 27. Mai 1774 im Oberhause sagte: „Sollte ihre Unbotmäßigkeit (turbulence) fortdauern, auch nach den vorgeschlagenen Beweisen versöhnlicher Gesinnung, welche dieses Haus wie ich hoffe und wünsche annehmen wird, so werde ich unter den Ersten sein, welche Ihre Lordschaften bestimmen werden zu solchen Maßregeln, die geeignet sind, einem künftigen Rückfall wirksam vorzubeugen und sie fühlen zu lassen, was es heißt einen liebevollen und verzeihenden Vater zu erzürnen" (to provoke a fond and forgiving parent.[4])

Die Strafbills gegen Boston wurden seit dem 10. Mai nach und nach in Amerika bekannt. Sie wurden aufgefaßt wie eine Kriegserklärung gegen alle Patrioten Amerikas und sofort traten die „Correspondenzausschüsse" des Geheimbundes der „Söhne der Freiheit" wieder ins Gefecht, um die Sache Bostons zur Sache aller Colonieen und die Maßregeln Englands durch allgemeinen Widerstand zu Schanden zu machen. Dieser Widerstand ward zunächst in Massachusetts in einer Weise organisirt, die zu einem förmlicheu Pöbelterrorismus führte. Seit August 1774 war dort kein Richter, kein Sherif, kein Zollbeamter, Keiner der nach den neuen Gesetzen eine Bestallung angenommen, seines Lebens mehr sicher, bewaffnete Pöbelbanden trieben Gerichtssitzungen auseinander, plünderten die Zollkassen, übten mit Theeren und Federn Lynchjustiz an jedem „Tory", der ihnen in die Hände fiel;[5]) eine all-

---

1) Ebendas. S. 174 ff. 2) Works II, 350—440. 3) Lecky III, 415. 4) Dies Bruchstück steht in der Corresp. of George III. S. 177, Anm. 5) Vgl. die haarsträubenden Einzelheiten in der Vorstellung, welche dem Provinzialcongreß von Massachusetts im März 1775 über die Zustände seit August 1774 durch einen Bostoner übergeben wurde; Frank Moore, Diary of the american revolution from newspapers and original documents. New-York 1860. I, 37—42, vgl. mit Lecky III, 429 ff.

gemeine Anarchie war im wildesten Toben begriffen, als am 5. September 1774 zu Philadelphia ein Congreß die Vertreter von zwölf Colonieen versammelte, die, selbst eigenmächtig zusammengetreten, die Eigenmacht der Bostoner feierlich gutheißen und ihr die kräftigste und allseitigste Unterstützung in Aussicht stellten, von König und Volk von England aber die Wiederherstellung des Zustandes von 1763 forderten und nach einer ausführlichen „Rechteerklärung"[1]) alle Gesetze und Maßregeln des Mutterlandes, die damit in Widerspruch waren, als widerrechtlich und ungesetzlich verdammten.

Das Wort „Unabhängigkeit" ward auch jetzt noch nicht gesprochen, vielmehr jedes Gelüste danach noch einmal feierlich abgeleugnet: aber was wollte das bedeuten, wenn in demselben Augenblicke jedes Band der Abhängigkeit thatsächlich zerrissen und jede Pflicht der Unterordnung auch rechtlich geleugnet ward?

Die bei aller Bestimmtheit vorsichtige Sprache des Congresses war eben so klug auf die Stimmung der Freunde Amerikas in England berechnet, wie nachher die Sprache der Erklärung vom 4. Juli 1776 auf die Stimmung des Hofadels in Frankreich, und Graf Chatham ward dadurch wirklich zurückgewonnen. Schon hatte ein Provinzialcongreß in Massachusetts eine revolutionäre Regierung unter dem Namen „Sicherheitsausschuß" niedergesetzt, schon hatte dieser ein Volksheer von in jeder Minute marschfertigen Milizen (minute-men) aufgeboten, schon hatte das gewaltsame Wegnehmen englischer Waffen und Geschütze seinen Anfang genommen, als Chatham im Vertrauen auf die Einflüsterungen Franklins noch im Januar 1775 dem Oberhaus eine mächtige Versöhnungsrede hielt, in der er den Widerruf der Bostonbills und die sofortige Zurückziehung der Truppen aus Amerika verlangte.[2]) Am 1. Februar legte er einen Versöhnungsplan vor, in dem er gegen rückhaltlose Erfüllung aller Forderungen des Congresses von Philadelphia von den Amerikanern zweierlei verlangte: erstens die Anerkennung des Parlaments als höchster gesetzgebender Behörde und zweitens die Gewährung eines bestimmten Einkommens für den König in Gestalt eines durch Selbstbesteuerung aufzubringenden freiwilligen Geschenks, das „nicht als Bedingung der Versöhnung, sondern als freies Zeichen der Liebe" betrachtet werden solle.[3]) Ganz ebenso wie Burke in seiner großen Rede vom 22. März 1775[4]) hoffte er noch auf den freiwilligen Gehorsam der Amerikaner, auf ihre angestammte Liebe zum Mutterlande und seiner herrlichen Verfassung, die sofort sich wieder einstellen werde, wenn man nur erst all ihre Forderungen befriedigt hätte. Samuel Adams betrachtete jede Anerkennung der Oberhoheit des Parlaments ganz wie die Patrioten von 1646[5]) als eine Falle, vor der er mit den Worten warnte: „Hüten wir uns, daß wir nicht statt eines Dornes im Fuß einen Dolch ins Herz bekommen." Der schlaue Franklin aber, der den Grafen

1) Laboulaye II, Kap. 12. 2) Mahon VI, Kap. 51. 3) Mahon VI, Kap. 51. 4) Works III. On conciliation with America, S. 24—132, vgl. insb. die Schlußsätze. 5) S. S. 646.

Chatham zu dem Glauben brachte, seine Versöhnungsbill werde Wunder thun, denn an vollständige Lostrennung von England denke in Amerika kein vernünftiger Mensch,[1]) spielte offenbar falsches Spiel und mißbrauchte das Vertrauen des großen Redners. Schon am 27. November 1774 schrieb Josias Quincy aus Boston, der Franklin in London besucht hatte und ihn täglich sprach, an seine Freunde in der Heimath: „Dr. Franklin ist mit Herz und Seele Amerikaner. Sie können ihm vertrauen, seine Ideen beschränken sich nicht auf Befreiung von Steuern, sondern ruhen auf der breiten Grundlage vollständiger Unabhängigkeit. Hierüber spricht er sich kühn und wortreich aus."[2]) Was Adams und Franklin im Vertrauen sagten, entsprach der Logik, zu der Alles, was in Amerika geschehen war und noch geschah, unwiderstehlich hindrängte, wenn auch ein Theil der Wortführer sich dessen vielleicht noch nicht bewußt war, während ein anderer nachweislich nur aus taktischen Gründen mit dem offenen Bekenntniß zurückhielt. Und das ist der Grund, weshalb wir den vielbewunderten Versöhnungsreden Chathams und Burkes nicht mehr als flüchtige Erwähnung gönnen können; ihre Voraussetzungen waren eben falsch, ihre Rechnungen entsprachen der Wahrheit der Thatsachen nicht. Richtiger als sie, die an der Fortdauer der Handelsgesetze Englands unverbrüchlich festhielten, und richtiger als die Minister, die die Befolgung derselben mit Gewalt der Waffen erzwingen wollten, hat der Dekan von Gloucester Josias Tucker geurtheilt, als er in einem seiner geistvollen Aufsätze schon 1774 offen aussprach: Geben wir die Amerikaner frei, denn sie zur Unfreiheit zu zwingen, sind wir doch nicht im Stande. Unser einziges Interesse in Amerika ist der Markt, den dort unsere Waaren finden, diesen danken wir aber nicht den Gesetzen des Parlaments, sondern ihrer Güte und Wohlfeilheit, der Ueberlegenheit unserer Industrie und unseres Capitals, die uns Niemand streitig machen, ein Krieg aber nur schädigen kann. Sechzig Millionen hat der Krieg wegen des Durchsuchungsrechts der Spanier gekostet und nichts erzielt. Neunzig Millionen hat der letzte Krieg gekostet, und durch ihn sind die Amerikaner gegen die Franzosen sicher gestellt worden und so in die Lage gekommen, uns jetzt den Gehorsam zu kündigen. Mögen sie ihre eigenen Wege gehen, und wenn sie die Lasten unseres Reiches nicht mehr tragen wollen, auch uns die Last ihrer Beschützung abnehmen.[3]) Selten ist eine Prophezeiung glänzender durch den Erfolg gerechtfertigt worden als diese. Zwischen 1771 und 1773 hatte die Einfuhr Englands nach Amerika jährlich im Durchschnitt 3,064,000 Pfd. betragen; unmittelbar nach dem Kriege 1784 stieg sie auf 3,359,864; und im Jahre 1806 hatte sie schon die ungeheure Ziffer von 12,380,000 Pfd. erreicht;[4]) der Krieg aber, der um der Steuern, Zölle und Handelsgesetze willen unternommen worden war, hatte nichts erzielt als Niederlagen, Schande und Schulden.

1) Works, herausgeg. 1844, VI, 7. 2) Jared Sparks, Life of Franklin S. 372, vgl. Mahon VI, Kap. 51. 3) Four tracts, in deren dritter Auflage 1776, S. 151—224, vgl. Lecky III, 411/12. 4) Leroy-Beaulieu, De la colonisation. S. 130.

Zehntes Buch.

Der Lebensabend Friedrichs des Großen.

I. Deutsche Fürsten im Zeitalter Friedrichs des Großen.

Was der Despotismus eines aufgeklärten Monarchen voll Rechtssinn und Pflichtgefühl vermochte, das zeigte jeder Blick auf das segenvolle Schaffen Friedrichs des Großen in den preußischen Landen. Im übrigen Deutschland stand es ganz anders und nur ausnahmsweise war Friedrich in der Lage, ein Machtwort zu sprechen wider den Despotismus ohne Aufklärung, ohne Rechtssinn und ohne Pflichtgefühl, der so manches deutsche Land erbarmungslos verwüstete. Dies aber ist bei einem denkwürdigen Anlaß im Herzogthum Württemberg geschehen.

Das Herzogthum Württemberg zählte auf 155 Quadratmeilen etwa 600,000 Seelen, hatte also nicht die Hälfte des Umfanges und nicht den dritten Theil der Bevölkerung des heutigen Königreichs; zu den „Mächten" mithin nicht gehörig, stellte es vermöge seiner inneren Verfassung ein eigenthümliches, ja ein einzigartiges Gebilde dar.[1]) Seit dem Nothvertrage, welchen der Herzog Ulrich zu Tübingen am 8. Juli 1514 mit der „Ehrbarkeit", d. h. der Landschaft, gegen den Bauernbund des „armen Conrad" geschlossen hatte, gab es in Württemberg ein Landesrecht, das auf dem Grundsatz freiwilligen Vertrages ruhte und das, als das Land nach der Vertreibung Ulrichs Karl V. als Erzherzog von Oesterreich „zugestellt" wurde, durch die „Deklaration" vom 15. December 1520 neue Festigkeit gewann.[2]) Ein regelmäßiges Verfassungsleben aber begann erst, als Herzog Christoph im Jahre 1553 den Tübinger Vertrag bestätigte und in dem Landtagsabschied vom 8. Januar 1554 die Errichtung eines dauernden ständischen Ausschusses bewilligte,[3]) welcher als ein unentbehrlicher, sich selbst ergänzender Zwischenkörper zwischen Herzog und Landschaft eine ganz ungeahnte Bedeutung gewinnen sollte. Wichtiger als der wie immer gefaßte Wortlaut papierner Verfassungsartikel ist das Vorhandensein einer Behörde, welche auslegt und entscheidet, was streitig und täglich übt und handhabt, was nicht streitig ist. Die „Verfassung" Württembergs ruhte ebenso wenig als die Verfassung Englands, mit der sie oft verglichen worden ist, auf einer Verfassungsurkunde von erschöpfendem Inhalt: sie war der historisch gewordene Inbegriff von

---

1) Vgl. im Allgemeinen Pfisters Geschichte der Verfassung des wirtembergischen Hauses und Landes. Bearb. von Carl Jäger. Heilbronn 1838. 2) Vgl. Ulmann, Fünf Jahre württembergischer Geschichte unter Herzog Ulrich. 1515—1519. Leipz. 1867. 3) B. Kugler, Christoph, Herzog zu Württemberg. Stuttgart 1868. I, 304 ff.

theils vertragsmäßig festgelegten, theils durch thatsächliche Uebung eingebürgerten Rechten, und der Inhaber wie Ausleger dieser war der „engere landschaftliche Ausschuß", dessen Geschichte mithin gleichbedeutend ist mit der Verfassungsgeschichte Württembergs selbst.[1]) Der engere Ausschuß, bestehend aus acht Mitgliedern, nämlich zwei Prälaten und sechs Abgeordneten von Städten und Aemtern (worunter stets die Bürgermeister von Stuttgart, Tübingen und Ludwigsburg waren) verwaltete zunächst die neugebildete Steuerkasse, aus der die von der Landschaft übernommenen Schulden des Herzogs getilgt werden sollten; von den drei Einnehmern oder Kassirern, welche die laufenden Geschäfte besorgten, ernannte der Herzog einen, die Landschaft die zwei andern; der engere Ausschuß führte die Oberaufsicht über Einnahmen und Ausgaben, versammelte sich, so oft es ihm gut dünkte und gewann das Recht, im Namen der nicht versammelten Stände, Alles zu „überlegen und anzubringen", was ihm auch außerhalb seines eigentlichen Amtsbereiches irgend im allgemeinen Landesinteresse des Ueberlegens und des Anbringens, d. h. der Vorstellung und Bitte an den Herzog werth schien. Dies war die ursprüngliche Rechteausstattung des Achtmännercollegiums, von dessen Verfassung bezeichnenderweise der Ausdruck „Staat" sehr bald aufkam. Noch unter Herzog Christoph begann die Ueberschreitung seines Rechtsbodens: seit dem Landtagsabschied von 1565 verschwand der herzogliche Cassirer, und die drei ständischen Einnehmer wurden zu Dienern des Ausschusses, außerhalb dessen ihnen Niemand zu befehlen hatte. Die Alleinherrschaft des letzteren über die Steuerkasse aber kam zum vollen Ausdruck, als er im Jahre 1608 eine besondere Kasse abzweigte und in einer „geheimen Truhe" niederlegte, in welche die Einnehmer abführen mußten, was ihnen der engere Ausschuß abverlangte, über deren Inhalt und Verwendung Niemand, am allerwenigsten dem Herzog, Rechenschaft gegeben ward. So bildete sich unter der Verwaltung des engeren Ausschusses ein besonderer „Staat", der dem Hof des Herzogs und seinem Geheimen Rath, wie die Macht der Macht gegenüberstand und bald friedlich, bald unfriedlich, immer aber gewissermaßen auf völkerrechtlichem Fuße mit ihm verkehrte. Der engere Ausschuß, der nur hie und da auch einen weiteren Ausschuß berief, aber weder durch diesen, noch durch die immer seltener zusammentretende Landschaft selber irgend nennenswerth beschränkt ward, schwang sich nach und nach zu einer Stellung auf, die, wenn auch nicht rechtlich, so doch thatsächlich der eines wirklichen Landesherrn glich. Neben dem Ausschuß, der alle Steuern selbst vereinnahmte und streng darüber wachte, daß kein Württemberger zwangsweise zum Heere ausgehoben ward, blieb dem Herzog im Grunde nicht viel mehr als der Rang eines großen Grundherrn mit dem Namen Herzog, mit dem Recht, bei der Kasse des engeren Ausschusses Anlehen zu machen und mit der Pflicht, nie einen andern, als

1) Spittler, „Entwurf einer Geschichte des engeren landschaftlichen Ausschusses" in dessen „Vermischten Schriften" 3. Band (Sämmtl. Werke XIII.), S. 16—219.

einen „Rettungskrieg" zu unternehmen, aber auch in diesem nur geworbene Söldner zu verwenden; denn ebenso heilig wie das Recht jedes Württembergers, Waffen zu tragen, war auch sein Recht, sie auf bloßen Befehl des Herzogs nicht ergreifen zu müssen. In Steuerpflicht und Dienstpflicht drückte sich das Unterthanenverhältniß in den monarchischen Staaten Europas am schärfsten und sichtbarsten aus. Eine Dienstpflicht gab es in Württemberg gar nicht, eine Steuerpflicht aber hatte der Württemberger nur gegen den ständischen Ausschuß, folglich war der Herzog nicht Landesherr und die Württemberger nicht seine Unterthanen. War dies die Freiheit, welche das „gute alte Recht" Württembergs in der Bundeslade des engeren Ausschusses verwahrt hielt, so setzte sie zu ihrem Bestehen ewigen Frieden an den Grenzen des Landes und in dem herzoglichen Hause eine Erbweisheit sparsamen, selbst- und ehrgeizlosen Sinnes voraus, wie er in der Blüthezeit der Idee der Fürstenallmacht für einen Widersinn in sich selber erachtet werden mußte. In der Verfassung selbst aber lagen die Mittel nicht, das kleine Land gegen fremde Uebermacht zu schützen und ebenso wenig, um für den Handgebrauch der „Helfer und der Schreiber" ein besonderes Fürstengeschlecht zu erziehen, in dem vorhandenen einen Eigensinn zu beugen, der sich verschieden ausnahm, je nachdem man ihn von oben oder unten betrachtete, aber seinem Wesen nach ein und derselbe Schwabentrotz war, ob er sich im Vertheidigen oder im Angreifen des Bestehenden äußern mochte. Die Verfassung war sammt ihren Hütern ohnmächtig gegen die Kriegsgreuel, welche seit dem Einbruch der Mordbrenner Montclars und Melacs im Jahre 1688 nicht mehr aufhören wollten und schließlich allem Widerstreben der Landstände zum Trotz die Errichtung einer stehenden Truppe erzwangen; sie war ohnmächtig gegen die tyrannische Mißwirthschaft, der sich der tapfere Herzog Eberhard Ludwig überließ, als die jahrelangen Leiden des spanischen Erbfolgekriegs noch nicht überwunden waren und die unter der berüchtigten Landhofmeisterin, Christiane Wilhelmine von Grävenitz (verehelichte Gräfin Würben) zwanzig lange Jahre (1711—1731) den Hof vergiftete und das Land verdarb. Die nächste Regierung aber zeigte, daß das unerbittliche Bestehen auf dem Buchstaben des alten Rechts nicht blos keinen Rechtsschutz gewährte, sondern sogar schwere Gefahren heraufbeschwören konnte. Den ganz unnatürlichen Bekenntnißwechsel des Prinzen Karl Alexander, der den Verlockungen des österreichischen Hofes folgend, 1712 katholisch wurde — ein unerhörter Fall in der Geschichte des streng evangelischen Hauses Württemberg — schreiben die Württemberger selber der „unzeitigen Sparsamkeit" zu, welche den ständischen Ausschuß verleitet hatte, ihm eine Erhöhung seiner Apanage abzuschlagen, und die sclavische Abhängigkeit, in welche ihn nachher, als er Herzog (1733—1737) ward, der gewissenlose Finanzkünstler Joseph Süß Oppenheimer zu schlagen wußte, hätte eine so vollständige und gemeinschädliche kaum werden können, wäre die Zwangslage nicht gewesen, in welche der an sich gutgeartete und rechtliebende Fürst durch die Finanzverwaltung des ständischen

Ausschusses versetzt ward. Der bewaffnete Staatsstreich aber, durch den der Herzog mit kaiserlichen Truppen die unleidliche Verfassung sammt der Religion seines Landes auf einen Streich zu fällen gedachte, ward nicht durch die Weisheit und Thatkraft des engeren Ausschusses, sondern durch den Schlagfluß abgewendet, der in der entscheidenden Nacht des 12. März 1737 den Herzog hinwegraffte.[1])

Dem protestantischen Lande, dessen Fürstenhaus katholisch war, konnte dauernde Hilfe nur erwachsen im festen Anschluß an die Vormacht der deutschen Protestanten, die Krone Preußen; und dieser allein heilvolle Weg ward beschritten, als der Herzog Karl Friedrich von Württemberg-Oels, die Söhne des verstorbenen Herzogs, deren Vormund er war, December 1741 an den Hof Friedrichs des Großen sandte, um sie in der Schule eines Beispiels seltenster Art, das Fürstenthum der Pflicht und der Landesfürsorge kennen zu lehren. Der älteste dieser Prinzen Karl Eugen (geb. 1728), gut beanlagt, von frühreifem Verstand, ward vom König Friedrich schon in seinem sechszehnten Lebensjahre mündig gesprochen und für fähig erklärt, auch einem größeren Lande als dem seinen vorzustehen. Am 3. Februar 1744 trat er seine Regierung an und am 6. schrieb ihm Friedrich der Große den berühmten „Fürstenspiegel", dessen Lehren in dem Satze gipfelten: „Denken Sie nicht, das Land Württemberg sei für Sie geschaffen; glauben Sie vielmehr, daß die Vorsehung Sie in die Welt gerufen hat, um dies Volk glücklich zu machen. Stellen Sie seine Wohlfahrt stets Ihren Wünschen voran, und wenn Sie in Ihrem zarten Alter verstehen, dem Wohl der Unterthanen Ihre Wünsche zum Opfer zu bringen, so wird Ihnen nicht blos die Liebe dieser, sondern die Bewunderung der ganzen Welt zu Theil werden." Der junge Landesherr gab das feierliche Versprechen ab, er werde „als ein rechtschaffener, wahrer Vater des Vaterlandes treuherzig handeln und nach den Rechten und Ordnungen des Landes herrschen", und dies Versprechen ward auch gehalten, so lange treffliche Männer wie Hardenberg, Zech, Bilfinger, Georgi den Fürsten beriethen. Durch seine Vermählung mit Prinzessin Friederike Sophie, der Tochter von Friedrichs des Großen Schwester, Friederike Wilhelmine von Baireuth, trat Herzog Karl im Jahr 1748 in engere Verbindung mit dem preußischen Hofe, und die Anstellung des ausgezeichneten Staatsrechtslehrers J. J. Moser als Landschaftsconsulent im Jahre 1751 schien vollends ein gedeihliches Verhältniß zwischen Herzog und Landschaft zu verbürgen.

Leider hatte der Herzog einen Hang zur Prachtliebe und zur Ausschweifung, der schon den Jüngling zu allerlei Fehltritten verleitet hatte, in dem Manne aber zur Alles beherrschenden Leidenschaft heranwuchs. Seit 1752 bezog er von Frankreich 325,000 Livres Subsidien für Bereithaltung eines Truppencorps von 6000 Mann; die Truppe hielt er aber nicht und die Sub-

1) Manfred Zimmermann, Versuch des Umsturzes einer süddeutschen Verfassung im 18. Jahrh. Jena 1874.

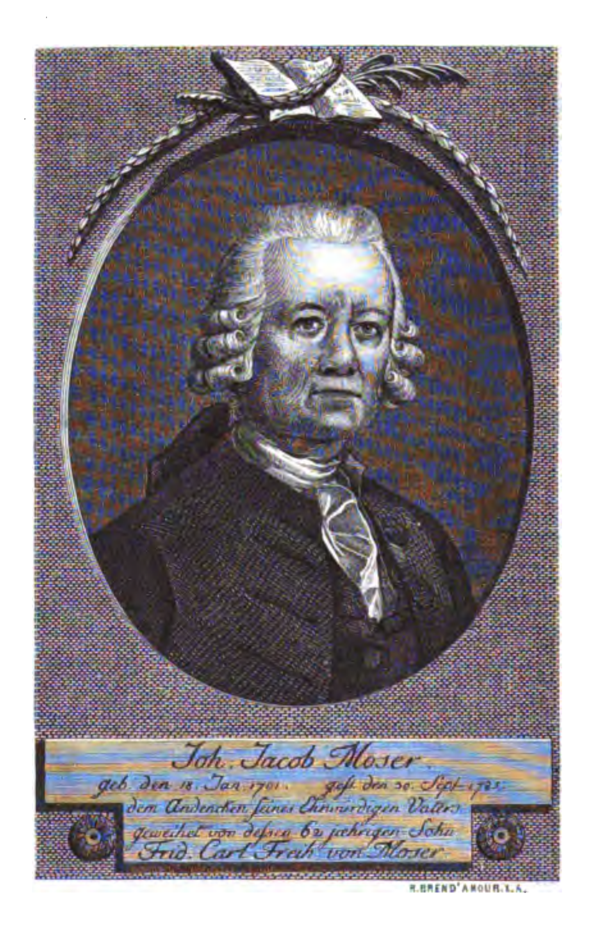
sidien verschwendete er für prunkvolle Feste, Maitressen, Theater, Tänzer und Tänzerinnen. An ein Sultanleben gewöhnt, dessen Kosten weit über die Einnahmen der herzoglichen Kammer wie die Bewilligungen des ständischen Ausschusses hinausgingen, ward er von der großen Krisis des Jahres 1757 überrascht. Der Söldling Frankreichs wurde jetzt beim Wort genommen; ein neuer Subsidienvertrag vom 30. März 1757 verpflichtete ihn, fünf Regimenter, jedes zu 1000 Mann sofort ins Feld zu stellen[1]) und die Aushebung dieses Heeres verwickelte ihn nun in offenen Kampf mit dem Landesrecht.

Rein an sich erschien jede Theilnahme an einem Krieg gegen Friedrich den Großen, den das protestantische Württemberg als den Schutzgeist seiner Verfassung wie seines Glaubens betrachtete, dem ganzen Lande wie eine unnatürliche selbstmordähnliche Verirrung. Schon die einfache Aufstellung des Kreiscontingents zu solchem Kriege ging wider die stärksten und berechtigtesten Empfindungen des ganzen Volks. Eine zwangsweise Aushebung aber in solchem Umfang und im Dienste Frankreichs mußte selbst die geduldigsten Seelen in Aufruhr bringen. Die Verfassung kannte kein Recht der Aushebung und keine Pflicht, sich als Rekrut zu stellen. Außer auf dem Weg freiwilliger Anwerbung konnte der Herzog nicht einen einzigen Württemberger zum Soldaten haben, und was er nun auf den Rath des brutalen Obersten Rieger that, war in jedem einzelnen Fall Verfassungsbruch. Die Bauern wurden mit Gewalt zum Dienst gepreßt, auf freiem Felde bei der Arbeit aufgegriffen, in den Häusern einzeln überfallen, aus der Kirche während des Gottesdienstes haufenweise fortgeführt und dann durch Hunger und Mißhandlung zur Annahme einer Capitulation gezwungen.

Wir wissen, was aus der ersten so zusammengebrachten Truppe geworden ist.[2]) Der Herzog aber preßte weiter, brandschatzte die Beamten und Gemeinden, lachte der Vorstellungen des landständischen Ausschusses, der endlich „was er nicht ändern konnte Gott und der Zeit in stiller Demuth anheim stellte" und als er schon nach wenig Monaten mit dem Reste seiner bei Leuthen aufgeriebenen Mannschaften zurückkehrte, da organisirte er ein Regiment, das einer Schreckensherrschaft glich.[3]) Da die gepreßten Mannschaften immer wieder ausrissen, so richtete der Herzog zum Einfangen der Ausreißer einen Frohndienst ein, der zu einer wahren Landplage ward. Um das Entkommen der Ausreißer zu verhindern, mußten die Nachtwächter die Nebenwege längs der Dörfer alle Nacht auf und ab streifen. Wurde Lärm gemacht, so hatte die aufgerufene Gemeinde sofort alle Brücken, Straßen, Nebenwege und Fußsteige zu besetzen und wenigstens 24 Stunden besetzt zu halten. Wegen eines einzigen Ausreißers hatte in solchen Fällen Tübingen 106, Herrenberg 92, Böblingen 101, Besigheim 48 Mann auszuschicken. Nicht selten kam es mit

1) Schaefer, Gesch. des siebenjährigen Krieges. I, 270. 2) S. S. 162.
3) Robert Mohl, Theilnahme Friedrichs des Großen an den Streitigkeiten zwischen Herzog Karl von Württemberg und den Ständen des Landes. Tübingen 1831. S. 16 ff.

Ausreißern, die sich nicht ergeben wollten, zu förmlichen Gefechten, bei denen arme Familienväter Leben und Glieder verloren. Wer aber einen Ausreißer aufnahm oder nicht zur Anzeige brachte, wurde für sich und die Seinen des Bürgerrechts beraubt und ins Zuchthaus gebracht, wo er unter widerholtem „Willkomm" (Stockstreiche) zu harter Arbeit angehalten ward.[1])



So beschaffen war das Regiment, das Herzog Karl, berathen durch den Grafen **Montmartin** seit 1758 handhabte und während des ganzen siebenjährigen Krieges fortsetzte, ohne Scheu und ohne Schranke. Mit dem engeren Ausschuß kam es noch im Sommer des Jahres zum offenen Bruch; eine letzte Rechtsverwahrung desselben berief sich am 22. Mai auf den Tübinger Vertrag, „der dazu verpflichte, daß wenn dieser Vertrag nicht gehalten würde,

1) **Mohl** S. 18.

die Landschaft dem Regenten keinen Gehorsam zu leisten schuldig sein sollte".[1]) Der Herzog verlangte, daß ihm der Verfasser dieser Eingabe genannt werde, der engere Ausschuß lehnte das ab, der Herzog wußte auch ohne Nennung, daß der unerschrockene Moser der Schuldige sei und ließ diesen im Juli 1759 auf den Hohen Twiel abführen, um ihn, wie eine Kundmachung vom 12. Juli sagte, für seine „Zaumlosigkeit" und sein „auf eine gänzliche Zerrüttung im Lande abzweckendes Benehmen", Andern zum abschreckenden Exempel zu bestrafen. Mit den Worten: „Unverzagt und ohne Grauen Soll ein Christ Wo er ist Sich stets lassen schauen" ergab sich Moser in sein hartes Schicksal. Sechs Jahre hat er auf dem Hohen Twiel eine Haft ertragen, in der ihm „weder Papier noch Tinte, noch Feder noch Bleistift" gegeben und an Büchern nichts als die Bibel, die Steinhofer'schen Evangelienpredigten und ein Gesangbuch gereicht ward: der Befehl aber, durch den der Herzog am 18. August 1764 seine Freilassung gegen Unterzeichnung eines Reverses[2]) anordnete, war die erste sichtbare Folge der Schritte, durch welche König Friedrich von Preußen für Württemberg und sein gebrochenes Recht in die Schranken trat.

Erst nachdem Rieger in Ungnade gefallen und durch die empörende Behandlung, die er erlitt, sein Schwiegervater, Prälat Fischer tief gekränkt worden war, fand der engere Ausschuß, den der letztere beherrschte, nach und nach den Muth, an ein angriffsweises Vorgehen wider den Herzog zu denken. Im Vertrauen einerseits auf Preußen, England, Dänemark, die eigne Gesandte nach Stuttgart geschickt hatten und andrerseits auf die Verstimmung, die auch in Wien wider den Herzog eingetreten war, wagte der engere Ausschuß am 30. Juli 1764 beim Reichshofrath des Kaisers eine förmliche Anklage wider den Herzog einzureichen und in dieser erstens die Freilassung Mosers und zweitens einen kaiserlichen Befehl zum Schutze der gesammten Verfassung gegen fernere Gewaltthat zu verlangen. An demselben 30. Juli, da diese Klageschrift in Wien übergeben ward, schrieb Friedrich der Große an den Kaiser einen überaus schneidigen Brief, in dem er die Pflichten der Garantie, welche Preußen, England und Dänemark für die Religionsreversalien des Herzogs Karl Alexander übernommen, auch auf den untrennbar damit zusammenhängenden staatlichen Rechtszustand des Herzogthums ausdehnte und dann constatirte:

1. „Hat der Herzog seit vielen Jahren ganz immense Summen von seinen Landständen erzwungen. Da sie auf dem vorjährigen Landtag sich nicht weiter zur Unterhaltung eines, dem Zustand des Landes gar nicht angemessenen Militärs verstehen können, so hat derselbe vor einigen Monaten eine ungeheure und alle Kräfte des Landes übersteigende Kopfsteuer eigenmächtig und ohne Concurrenz der Landstände angeordnet und sucht jetzo, theils den Consens dazu von einzelnen Landeseinwohnern, theils auch die wirkliche

1) A. Schmid, Das Leben Johann Jacob Mosers. Stuttgart 1868. S. 263 ff.
2) Schmid S. 362.

Beitreibung durch die härtesten militärischen Executionen, ingleichen durch unerhörte Leibes- und Geldstrafen zu erpressen, wodurch das ganze Land in Erschrecken und Desolation gesetzt wird.

2. Hat der Herzog das in dem Herzogthum Württemberg sehr ansehnliche und zu frommen Stiftungen gewidmete Kirchengut, seiner Bestimmung, der Concurrenz zu den oneribus publicis, wie auch der Landschaft Aufsicht gänzlich entzogen und solche zu eigenem Gebrauche und ganz fremden Absichten verwendet, welches eine offenbare Contravention der Augsburgischen Religions-Reversalien ist.

3. Hat derselbe sowohl seine Domänen, als das ihm gar nicht gehörige Kirchengut und das ganze Land mit so vielen Schulden überhäufet, daß selbige sicherem Vernehmen nach schon den ganzen Werth des Herzogthums übersteigen sollen, und also nichts als eine betrübte Aussicht für seine Nachfolger übrig bleibt." Dann wird erzählt, wie der Herzog erst ein „freundliches und glimpfliches Abmahnungsschreiben" des Königs ein Jahr vorher durch ein „mit nichts als leeren Worten und Anzüglichkeiten angefülltes Antwortschreiben" erwidert, wie er ferner die Gesandten, welche die drei Kronen Preußen, Großbritannien und Dänemark zu ihm geschickt, um ihm nochmals „freundschaftliche und nachdrückliche Vorstellungen zu thun", kaum einer Audienz gewürdigt, sich ihnen schließlich durch Fortverlegung seiner Residenz geradezu entzogen und die Last der Execution im Lande immer unerträglicher gemacht habe, wie auch der Gesandte des Kaisers, v. Widmann, sich nicht länger für ermächtigt gehalten, die Vorstellungen der drei Gesandten zu unterstützen und so schließlich eine Lage eingetreten sei, die das Einschreiten des Reichsoberhauptes für das „am Rande des Abgrundes stehende" Herzogthum durch Erlaß eines Protektorium und Conservatorium für die Stände und eines geschärften Mandatum de non amplius exequendo et de restitutione in pristinum statum — dringend erheische. Das Schreiben schloß mit den Worten: „E. K. M. sind als Oberhaupt des Reiches verbunden — alle rechtliche Mittel zu ergreifen, um dieses wichtige Reichsland von dem bevorstehenden Verderben zu retten. Dero Ansehen und Würde ist dabei interessirt und ich verspreche mir daher aus allen diesen Beweggründen, noch mehr aber von dero Gerechtigkeit, Großmuth und Menschenliebe, daß Sie keinen Anstand nehmen werden, sich meinem wohlgemeinten Gesuche zu fügen, die Stände des Herzogthums Würtemberg in dero Schutz zu nehmen, sie bei ihren Rechten und Freiheiten zu manuteniren und des Herzogs und seiner üblen Rathgeber widerrechtliche und landverderbliche Unternehmungen in gehörige Schranken zu setzen, in welcher Erwartung verbleibe u. s. w."[1])

Der Reichshofrath schritt diesmal wirklich mit einer Raschheit ein, die sonst nicht in seiner Gewohnheit lag; schon unter dem 6. Sept. ward dem Herzoge die Klageschrift der Stände zur Vernehmlassung mitgetheilt: zu gleicher Zeit ging ihm die Weisung zu, Moser seiner ungesetzlichen Haft zu

1) Der ganze Brief bei Mohl S. 38—42.

entlassen, aller weiteren verfassungswidrigen Geldforderungen, sowie der militärischen Eintreibung der frühern sich zu enthalten, endlich einen Landtag einzuberufen, um sich in Güte mit der Landschaft zu vergleichen.[1])

„Aus Ehrfurcht gegen Kaiserliche Majestät" berief der Herzog den Landtag noch auf den Oktober ein; unter dem Jubel des Landes verließ Moser am 25. September den Hohen Twiel; aber dem Landtag zeigte der Herzog so wenig guten Willen, daß Friedrich der Große mit den enschiedensten Maßnahmen drohen mußte, um das Vergleichswerk ernstlich in Gang zu bringen. Das Haupthinderniß der Verständigung war der Graf Montmartin; er erhielt am 10. Mai 1766 die Entlassung und nach langem Hin- und Herverhandeln kam endlich Anfang 1770 der berühmte „Erbvergleich" zu Stande, den der Herzog am 27. Febrnar, die Landschaft am 2. März unterschrieb und der Württemberg wenn nicht den vollen inneren Frieden, so doch die Grundlage eines solchen gab. Die Art, wie der Herzog bei der Vollziehung des Erbvergleichs verfuhr, ließ eine aufrichtige Bekehrung vielfach noch vermissen; ein wirklicher Umschwung trat erst mit der denkwürdigen Ansprache ein, die der Herzog an seinem fünfzigsten Geburtstag 11. Februar 1778 erließ, in der er vor seinem Volke sagte: „Da Wir Mensch sind, so hat es nicht anders sein können, als daß, theils aus angeborener menschlicher Schwäche, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen sich viele Ereignisse ergaben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl vor jetzo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erde heilig sein sollte. Wir sehen den heutigen Tag als eine neue Periode unseres Lebens an. Württembergs Glückseligkeit soll von nun an auf der Beobachtung der echten Pflichten des getreuesten Landesvaters gegen seine Unterthanen beruhen; ja, Württemberg muß es wohl gehen; dies sei vor das Künftige und auf immer die Losung zwischen Herrn, Diener uud Unterthan."[2]) — Diese letzte Epoche der Regierung des Herzogs Karl ist aus Schillers Jugendgeschichte allgemein bekannt.

Nächst einem Dünkel, der sich wie bei Herzog Karl in tyrannischer Rechtsverachtung, Hoffart, Verschwendung und Ueppigkeit äußerte, war für das vielköpfige Kleinfürstenthum des römischen Reiches deutscher Nation nichts bezeichnender als die Leidenschaft der Soldatenzucht oder des Soldatenspiels, und das Geschäft des Soldatenhandels.

Den Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg kennen wir schon[3]) als einen ausgezeichneten Krieger, der sich in Portugal den Spaniern furchtbar machte, wie er vorher unter Ferdinand von Braunschweig den Franzosen furchtbar gewesen war. Dieser leidenschaftliche Soldat hatte die Bauern seines Bückeburger Ländchens sammt und sonders zu Soldaten gemacht und

1) Mohl S. 43. Schmid S. 367. 2) Cl. Th. Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Gotha 1862. I, 440/41. 3) S. 254 und 369.

auf seinem festen Schlosse Wilhelmstein im Steinhuder Meere eine Kriegsschule errichtet, für deren Vortrefflichkeit die eine Thatsache zeugen mag, daß Gerhard Scharnhorst ihr Zögling war und seinem Lehrer zeitlebens in unauslöschlicher Dankbarkeit ergeben geblieben ist.[1])

Wie ein Zwillingsbruder des Wilhelmstein erscheint uns die hessische Grenadierfestung zu Pirmasens. Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt (1739—1768) hatte seinem Erbprinzen Ludwig im Jahre 1735 die Verwaltung der im Elsaß gelegenen Grafschaft Hanau übergeben[2]) und dieser hatte, während seine geist- und gemüthvolle Gemahlin Karoline von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld in der gräflichen Residenz Buxweiler wohnte, sich in dem kleinen Pirmasens, das in dem zum deutschen Reich gehörigen Theile der Grafschaft, dem Amte Lemberg lag, eine besondere Residenz geschaffen, in der er mit seinen Grenadieren, Trommlern und Blechmusikern ganz allein war. Der Ort, ursprünglich nur aus 34 Häusern bestehend, ward zu einer befestigten Stadt ausgebaut, die im Jahre 1789 über 6800 Einwohner in 750 Häusern zählte und durch eine Mauer von mehr als einer Stunde Umfang eingeschlossen war. Die Stadtmauer, nur an zwei Stellen durch Thore unterbrochen und Tag und Nacht durch Streifwachen abgesucht, hatte die aus aller Herren Ländern zusammengelesenen Grenadiere des Grafen von Hanau am Ausreißen zu hindern, und diese Grenadiere nun, zur Zeit des höchsten Standes 2400 an der Zahl, waren dem regierenden Herrn Alles in Allem. Nüchtern und bedürfnißlos wie ein Spartaner wohnte er in einem Gemach, das in seiner Einfachheit einem Lagerzelt glich, von dessen Leinwandtapeten ihm nichts als Bilder marschirender und kämpfender Soldaten entgegenschauten. Das Drillen der Mannschaften zum schnurgeraden Parademarsch und zum blitzschnellen Exercitium war seine einzige Beschäftigung, das Schmettern der Trompeten bei „Staats- und Kirchenparaden", das Trommeln, in dem er's selbst zur Meisterschaft gebracht, beim Zapfenstreich am Abend, beim „Schaarwachenmarsch" um Mitternacht war sein höchster Genuß, und das Staunen, mit welchem an seinem Namenstag, dem 25. August, die oft weit hergeströmten Offiziere den Wundern seiner Festparade zuschauten, war sein einziger Stolz. Auch nachdem er am 17. Oktober 1768 Landgraf geworden war, blieb Pirmasens sein Aufenthalt und der Sitz seiner reinsten Freuden. Die Grenadiere waren ihm wirklich ans Herz gewachsen. Während andre deutsche Fürsten ihre Landeskinder an Holland und England verkauften, war ihm von den landfremden Strolchen, die er zu strammen Soldaten gemacht, nicht einer feil. Sein Soldatenspiel war eine Monomanie, aber sie ward wenigstens nicht befleckt durch jenen schnöden Soldatenhandel, in dem seine nächsten Verwandten Unglaubliches zu Wege brachten.

1) Ausführliches über ihn von dem Fähnrich Scharnhorst in Schlözers Briefwechsel 1782, 55. Heft, S. 93 ff. 2) Für das Folgende: Ph. A. F. Walther, Die „große Landgräfin" Karoline von Hessen. Ein Lebensbild. Bearbeitet nach den im Hausarchiv zu Darmstadt befindlichen Papieren. Darmstadt 1873.



Schon bei den ersten Nachrichten von der ernsten Wendung, welche das Zerwürfniß Englands mit Amerika zu nehmen schien, ging's wie Frühlingsahnen durch die kleinen Fürstenhöfe, die fast erlagen unter der Last ihrer Schulden und die aufathmeten bei dem Gedanken an den Goldregen, der sich von dem reichen Großbritannien her ergießen mußte, wenn es wieder Tausende von deutschen Landsknechten zu kaufen hatte. Bereits am 19. August 1775 sandte der Erbprinz von Hessen-Kassel aus seiner Residenz Hanau an König Georg III. einen Brief, welcher das weit verbreitete, unstillbare Verlangen darthat, der gerechten Sache Englands mit vollständiger Selbstverleugnung opfermuthig beizuspringen. „Sire!" hieß es da: „Die Wirren, welche von den Unterthanen Ew. M. in einem andern Welttheil hervorgerufen worden sind, entflammen neu den Eifer und die Anhänglichkeit bei allen denen, welche, von Ihrer Güte durchdrungen, nicht aufhören die heißesten Wünsche zu hegen für das Glück und die Ruhe des besten der Könige. Belebt von den Gefühlen, welche meine unterwürfige Achtung (respect soumis) und meine unerschütterliche Anhänglichkeit an Ihre Person mir vorschreibt, flehe ich Ew. M. an, geneigtest gestatten zu wollen, daß ich in diesem Augenblick, da Sie deutsche Truppen zu wünschen scheinen, wage, Ihnen ohne die mindeste Bedingung mein Infanterieregiment von 500 Mann zur Verfügung zu stellen. Lauter Kinder des Landes, das mir einzig der Schutz Ew. M. verbürgt und alle bereit, mit mir Leben und Blut für Ihren Dienst zu opfern. Geruhen Sie, mir die Freiheit zu verzeihen, die ich mir nehme, und auf die Gesinnung zu sehen, nicht auf die Sache. Könnte ich Ew. M. 20,000 Mann anbieten, ich thäte es mit derselben Beeiferung So gefalle es Ihnen denn ganz und gar, über mein Regiment zu verfügen wann und wo Sie befehlen. Es ist bereit auf den ersten Augenwink, den mir Ew. M. zu geben geruhen wird."[1])

Einen ähnlich dienstbeflissenen Brief schrieb der Fürst von Waldeck am 13. November an den Staatssekretär Earl von Suffolk: „Mit Herz und Seele dem Monarchen ergeben, dessen Minister zu sein Ew. Excellenz so glücklich ist, halte ich für meine Pflicht Alles zu thun, was meine schwachen Kräfte mir gestatten, um ihm wenigstens meinen guten Willen zu zeigen, wenn sich's um seinen Dienst handelt. Ich nehme mir also die Freiheit, Mylord, Sie zu bitten, Sr. M. die Versicherung zu geben, daß wenn dieselbe unter irgend welchen Umständen fremde Truppen nöthig haben sollte, ich es als eine Gunstbezeugung von Ihrer Seite ersehen würde, wenn Sie ein Regiment von 600 Mann annehmen wollte, bestehend aus Offizieren und Soldaten, die ebenso wie ihr Fürst sich sicherlich nichts Besseres wünschen werden als die Gelegenheit sich für Sie — aufzuopfern."[2])

In der That war die englische Regierung eben jetzt sehr ernstlich darauf aus, die höchstens 15,000 Mann, die sie in sämmtlichen amerikanischen Pro-

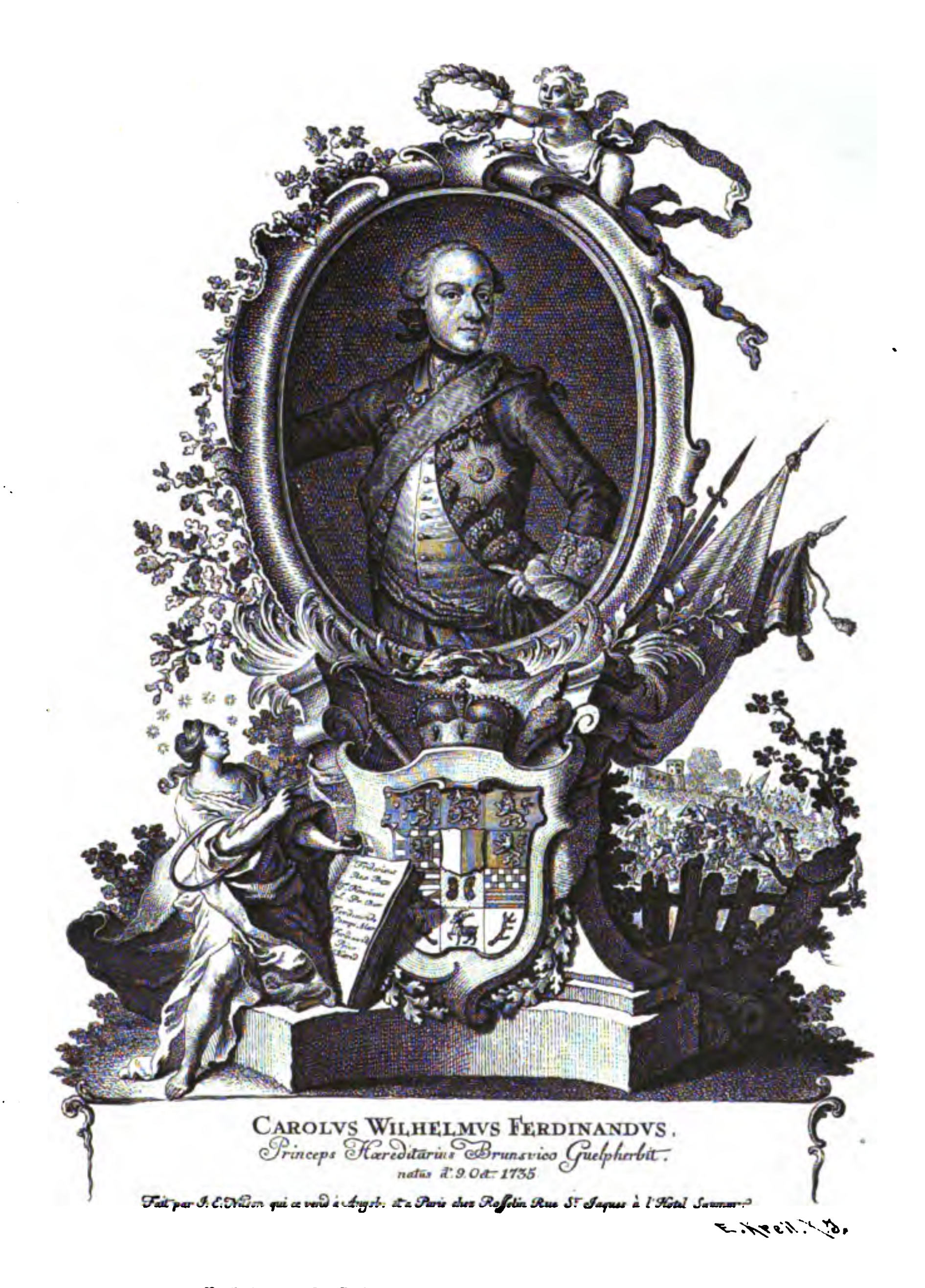
1) Aus dem State paper office bei Fr. Kapp, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. 2. Aufl. Berlin 1884. S. 243. 2) Ebend. S. 244.

vinzen hatte, durch fremden Zuzug auf die doppelte, womöglich auf die dreifache Zahl zu bringen. Die Aussicht, der Kaiserin Katharina 20,000 Russen abzukaufen, mit der der englische Gesandte Gunning seiner Regierung geschmeichelt hatte, war schon im September zu nichte geworden; die sogenannte schottische Brigade, die seit mehr als 100 Jahren im Dienste der Generalstaaten stand, ward zurückverlangt, aber nicht herausgegeben; die fünf Bataillone Hannoveraner, über welche der Kurfürst von Hannover direkt verfügen konnte, brauchte man in Gibraltar und Port Mahon auf Minorca; folglich blieb für die Unterwerfung der Amerikaner nichts Andres übrig als mit den fürstlichen Truppenlieferanten des deutschen Reiches die alte Geschäftsverbindung wieder anzuknüpfen.[1])

Der Oberst Faucitt erhielt unter dem 14. November 1775 den Auftrag, zunächst in Braunschweig und Kassel Lieferungsverträge abzuschließen. Vom siebenjährigen Kriege her war er in beiden Residenzen wohl bekannt, er durfte sich also der besten Aufnahme mit Sicherheit versehen und würde, wenn er schärfern Blick gehabt hätte, den ganz prosaischen Grund der Kühle sofort durchschaut haben, mit der man ihm gleich in Braunschweig begegnete. Die unterthänigen Verbeugungen, zu denen er sich herbeiließ, um die spröden Hoheiten günstig zu stimmen, kosteten seinem Hofe manches Tausend Pfund Sterling, das ihm ein im Vertrauen auf die bedrängte Geschäftslage seines Kunden gebieterisch auftretender Lord leicht hätte sparen können.

Herzog Karl I. (1735—1780) hatte das kleine Braunschweig, das auf einigen sechszig Quadratmeilen 150,000 Einwohner zählte und nicht mehr als $1^1/_2$ Millionen Thaler jährlicher Einkünfte abwarf, durch den wahnsinnigen Luxus, den er mit italienischer Oper und französischem Ballet, Maitressen, Soldatenspiel und Goldmachen trieb, mit einer Schuldensumme von 12 Millonen Thaler belastet, und als er sich in seiner Geldnoth nicht anders mehr zu helfen wußte, seinen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand zum Mitregenten angenommen, der nun im Einvernehmen mit den Landständen ein Regiment peinlicher Sparsamkeit begonnen hatte und die unvermuthete Eröffnung reicher Geldquellen wie eine rettende Fügung des Himmels begrüßte. Ohne Ahnung davon, wie willkommen er war, eilte Faucitt noch am Abend seiner Ankunft, den 29. November zum Erbprinzen, der ihn seiner wärmsten Unterstützung sogleich versicherte, ihm aber nicht verhehlte, wie schwer sich der Herzog von seinen tapferen Landeskindern trennen, wie unerträglich ihm namentlich der Gedanke sein werde, sie einer so gefahrvollen Seereise und einem so unbekannten, entlegenen Lande anzuvertrauen: ja, wenn es noch nach Irland, oder allenfalls nach Gibraltar oder Minorca ginge, dann wäre es etwas Anderes, aber nach Amerika, das sei denn doch ein sehr hartes Opfer für den alten Herrn, dessen einzige Erholung ja seine Soldaten seien. Der Beredsamkeit des Erbprinzen gelang es, den Oberst Faucitt von den außerordentlichen Schwierig-

1) Für das Folgende vgl. Kapp a. a. O. S. 36 ff.



Verkleinertes Facsimile des Stiches von J. E. Nilson (1721—1788).

1776 hat zu einer Satire Anlaß gegeben, von der man heute nicht mehr begreift, wie sie so lange hat mißverstanden werden können.

Im Frühjahr 1777 erschien in französischen Blättern ein französischer Brief mit dem Datum: Rom, den 18. Februar 1777, den „der Graf von Schaumburg, Prinz von Hessen, an Baron Hohendorff, Oberbefehlshaber der hessischen Truppen in Amerika" geschrieben haben sollte. Darin hieß es u. A.: „Mit unaussprechlicher Freude lese ich, mit welcher Tapferkeit unsere Truppen bei Trenton gefochten haben und Sie können sich kaum mein Vergnügen denken darüber, daß von den 1950 Hessen, die da gefochten haben, nur 300 davon gekommen sind. Genau 1650 sind getödtet worden und ich kann Ihrer Klugheit nicht genug empfehlen, ein genaues Verzeichniß der Todten an den Minister nach London zu schicken; dies ist um so nöthiger, als die englische Liste nur 1455 Todte aufzählt und das würde blos 483,450 Gulden statt 643,500 machen, die ich auf Grund des Vertrags zu fordern habe. — Ich bin im Begriff, Ihnen neue Rekruten zu senden. Sparen Sie sie nicht. Erinnern Sie sich, daß der Ruhm über Alles geht. Denken Sie auch an die 300 Lakedämonier, welche den Paß der Thermopylen vertheidigten und von denen keiner zurückgekehrt ist? Wie glücklich würde ich sein, wenn ich von meinen braven Hessen dasselbe sagen könnte. — Sagen Sie dem Major Mindorf, daß ich gar nicht zufrieden bin mit der Rettung von 300 Mann, die dem Gemetzel von Trenton entkommen sind. In dem ganzen Feldzug hat er nicht 10 Todte gehabt."

Wie plump dieses Schreiben gefälscht ist, sieht Jeder, der sich nur erinnert, daß in dem Kasseler Bündnißvertrage vom 31. Januar 1776 eine Baarvergütung für todte Hessen gar nicht vorgesehen war, weil der Landgraf sich bei der Bezahlung für die wirklich oder angeblich lebenden Hessen seiner Bestandlisten bei weitem besser stand, als der Braunschweiger bei seinem anders gefaßten Vertrage. Damit aber fällt die sachliche Voraussetzung der Möglichkeit eines solchen Schreibens einfach hinweg. Im Uebrigen gab es keinen Grafen Schaumburg, Prinz von Hessen, keinen Oberbefehlshaber Baron Hohendorff und keinen Major von Mindorf.[1]) Der angebliche Brief findet sich als jeu d'esprit in der Correspondenz des Dr. Franklin, ist von dem neuesten Herausgeber des Lebens Franklins als Beilage eines Pariser Briefes desselben vom 1. Juni 1777 abgedruckt,[2]) an dessen Schluß auf eine angehängte „Satire" auf den Soldatenhandel deutscher Fürsten verwiesen ist, und wird von diesem Gewährsmann mit vieler Wahrscheinlichkeit auf Franklins eigene Feder zurückgeführt. Die Fälschung war weniger witzig, aber jedenfalls nicht sündhafter, als die des Ediktes, welches König Friedrich von Preußen am 5. September 1773 über sein Recht, — England zu besteuern, erlassen haben sollte.[3])

1) Kapp S. 200. 2) Bigelow, Life of B. Franklin. Philadelphia 1875. II, 395—399. 3) Bigelow II, 180 ff.

II. Frankreich und die vereinigten Staaten von Amerika.

Lord Stormont, abgesandt um die Stimmung am Hofe zu Versailles zu erkunden, berichtete am 31. Oktober 1775 aus Fontainebleau über Unterredungen, die er mit den Grafen Vergennes und Maurepas gehabt. Beide hatten ihn der friedlichsten Absichten versichert und der erstere als entscheidenden Grund derselben die vollständige Interessengemeinschaft beider Mächte in Ansehung ihrer amerikanischen Colonieen angegeben. Graf Vergennes hatte wörtlich gesagt: „Weit entfernt die Vergrößerung Ihrer Verlegenheiten zu wünschen, sehen wir ihnen selber mit peinlicher Empfindung zu. Was Ihnen in Amerika begegnet, kann eigentlich Niemand angenehm sein." Stormont meinte sehr erfreut, die Folgen solcher Ereignisse könnten ja auch keinem Manne von so viel Einsicht und Ueberlegung verborgen bleiben. „In der That," fuhr Vergennes fort, „sie sind sehr einleuchtend, so einleuchtend wie die, welche für Sie die vollständige Abtretung von Canada gehabt hat. Ich war in Konstantinopel, als der letzte Friede geschlossen ward. Als ich die Bedingungen kennen lernte, sagte ich mehreren meiner Freunde, England wird bald Grund finden zu bereuen, daß es die letzte Schranke hinweg geräumt hat, die seine Colonieen im Gehorsam hielt. Meine Vorhersagung hat sich nur allzusehr erfüllt. In gleicher Weise sehe ich jetzt die Folgen voraus, welche die Unabhängigkeit Nordamerikas nothwendig haben würde, wenn Ihre Colonieen das Ziel erreichten, dem sie heute nur allzu sichtbar zustreben. In diesem Falle würden sie sich sofort darauf verlegen, sich eine große Marine zu errichten; und da sie alle denkbaren Vortheile haben, um Schiffe zu bauen, würde nicht viel Zeit vergehen, bis sie Flotten hätten, um sich mit allen europäischen zu messen, selbst wenn alle Mächte sich gegen sie zusammenthäten. Mit dieser Ueberlegenheit und allen Vortheilen ihrer Lage könnten sie, wenn sie wollten, sich Ihrer und unserer Antillen bemächtigen. Ich bin überzeugt, selbst hierbei würden sie nicht stehen bleiben, sondern im Laufe der Zeit würden sie nach Südamerika vordringen und dessen Bewohner entweder unterwerfen oder mit fortführen: so daß schließlich keine Meile jener Hemisphäre in den Händen irgend einer europäischen Macht bliebe. Gewiß, diese Folgen werden nicht alle auf einmal eintreten. Weder Sie noch ich werden ihren Vollzug erleben; aber wenn auch entfernt, sind sie darum nicht weniger gewiß. Eine engherzige und kurzsichtige Politik würde sich freuen an den Verlegenheiten des Nebenbuhlers, ohne über die gegenwärtige Stunde hinaus-

zuziehen; aber wer weiter schaut und die Folgen erwägt, muß, was Ihnen jetzt in Amerika begegnet, als ein allgemeines Uebel betrachten, von dem alle Nationen, die Niederlassungen in Amerika haben, ihren Theil abbekommen können; unter diesem Gesichtspunkte habe ich die Frage stets betrachtet."[1])

Dies war die Sprache eines Staatsmannes von weitem Blicke. Wenn das aber richtig war, was der Minister so klar durchschaute und so überzeugend vorzutragen wußte, dann gab es für Frankreich nur eine gesunde Politik in dieser Sache: das war die einer strengen Neutralität, die nicht einmal eine mittelbare geheime Unterstützung Amerikas gestattete, eine direkte aber und gar ein Kriegsbündniß mit ihm unbedingt verbot. Wohlan, Graf Vergennes hatte die Kraft nicht, diese Straße inne zu halten: schon als er noch Turgots Unterstützung hatte,[2]) wich er insgeheim von ihr und seit dieser gestürzt war, ließ er sich mit immer schwächer werdendem Widerstreben von einer Strömung treiben, deren Gefährlichkeit er sich nicht verhehlte und der er dennoch nachgab. Noch am 13. August 1777 sagte er zu Lord Stormont: „Der Geschmack, den die Franzosen an den Amerikanern finden, ist ein sehr großes und sehr ernstes Uebel. Glauben Sie nicht, daß er herkommt von einer Vorliebe für Amerika oder von Haß gegen England, nein: die Wurzel liegt tiefer; einem oberflächlichen Betrachter kann sie entgehen, aber von uns fordert sie die ernsteste Aufmerksamkeit."[3]) Und ein halbes Jahr später schloß derselbe Mann den Kriegsvertrag mit den vereinigten Staaten ab, der in dem Hofadel des alten Frankreich den revolutionären Schwindelgeist entfesselte.

Einen „zügellosen Geist" beobachtete Lord Stormont in Versailles und Paris, der ihm ebenso unanständig und unbegreiflich vorkommen mochte wie die Skandale aus Anlaß der Middlesexwahlen; hing doch der unselige John Wilkes auch damit zusammen. In seinem, des Lord Mayors Hause sahen und sprachen sich alle Agenten der Colonieen mit ihren englischen Freunden, und in dem Kreise, dessen Mittelpunkt er war, ward Caron de Beaumarchais, der Verfasser des „Barbiers von Sevilla", im Sommer 1775 der Sache Amerikas gewonnen: der erste Franzose, der die Unterstützung der „Rebellen" mit Feuereifer betrieb, der unermüdliche Dränger, der nicht ruhte, bis Frankreich selber im Kriege war.[4])

Ganz voll von dem, was er in London gesehen und gehört, kam er am 19. September insgeheim nach Paris zurück, hielt dem Minister Vergennes am 20. einen feurigen Vortrag über Menschen und Dinge in England, über die mächtige Waffenrüstung der Amerikaner, die mit 80,000 Mann den unfehlbar siegreichen Kampf um die Freiheit zu beginnen bereit seien, und über

---

1) Bancroft, Histoire de l'action commune de la France et de l'Amérique. Trad. par A de Circourt. Paris 1876. III, 3—4. 2) S. S. 598. 3) Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte. V. Th. 3. Bd. S. 248. 4) Alles Folgende nach den Urkunden, welche Loménie, Beaumarchais et son temps. Paris 1858. II, 92 ff. veröffentlicht hat.

die fürchterliche Revolution, die in England selber losbrechen werde, sobald die königlichen Truppen auch nur einzige Schlappe erlitten hätten; den Inhalt dieses Vortrags legte er in einer Denkschrift „an den König" nieder,[1]) welche der Marineminister de Sartines am 21. dem König übergab und die sofort Gegenstand einer Ministerberathung ward. Von deren Ergebniß in Kenntniß gesetzt, reiste er am 23. September nach London zurück, mit Hinterlassung eines Briefes an Vergennes, der so lautete: „Ich reise ab, wohl unterrichtet von den Absichten des Königs und den Ihrigen; möge Ew. Excellenz ruhig



Beaumarchais.
Nach der Lithographie von Delepech.

sein; es wäre eine unverzeihliche Eselei (ânerie) von mir, in solcher Sache die Würde des Herrn und seines Ministers irgendwie bloßzustellen: sein Bestes thun ist nichts in der Politik, das kann jeder Tropf versprechen; aber aus der Sache das Beste machen, das unterscheidet von dem Schwarm der Diener denjenigen, welchen S. M. und Sie Herr Graf in einer so heiklen Angelegenheit durch Ihr Vertrauen ehren."

Seit dieser Verständigung fand zwischen Vergennes und Beaumarchais ein geheimer Briefwechsel statt, der sich beständig um die Nothwendigkeit einer

1) Loménie II, 92—96.

geheimen Unterstützung der Amerikaner drehte. Mehr als eine geheime Unterstützung ward zunächst nicht verlangt, aber nur grobe Kurzsichtigkeit konnte verkennen, daß diese früher oder später zu Conflikten mit England und dann entweder zu einem offenen Waffenbund mit Amerika oder zu einem schimpflichen Rückzug führen mußte. Die Gründe nun, mit welchen Beaumarchais die geheime Unterstützung der Rebellen empfahl, waren so sonderbar wie möglich; sie bewiesen entweder gar nichts oder das Gegentheil dessen, was sie beweisen sollten. Das eine Mal ward die martialische Haltung der Amerikaner, die Unvermeidlichkeit ihres Sieges und folglich ihrer Trennung vom Mutterlande so nachdrücklich behauptet, daß man nicht einsah, weshalb sie eigentlich einer Unterstützung Frankreichs noch bedurften. Das andre Mal ward im schroffsten Widerspruch damit, wie mit dem Augenschein der Wirklichkeit, die plötzliche Aussöhnung der streitenden Theile zum gemeinsamen Angriff auf die französischen Zuckerinseln in Westindien so ernstlich in den Vordergrund gestellt, daß man wiederum nicht begriff, wie eine solche Gefahr, wenn sie überhaupt bestand, dadurch abgewendet werden sollte, daß Frankreich einen der beiden Theile unterstützte, statt seine ganze Kriegsflotte nach St. Domingo zu schicken und dadurch beiden Achtung zu gebieten. Ganz windig vollends war der Vorschlag des jungen Amerikaners Arthur Lee, der sich in London wichtig machte und ohne Auftrag oder Vollmacht durch Beaumachais schreiben ließ: „Wir bieten Frankreich als Preis für seine geheimen Unterstützungen einen geheimen Handelsvertrag, der ihm eine gewisse Zeit lang nach dem Friedensschluß all die Vortheile gewähren wird, mit welchen wir seit einem Jahrhundert England bereichert haben, außerdem eine Gewährleistung seiner Besitzungen nach unseren Kräften."[1]) Als ob der Absatz, den trotz eines ausgebreiteten Schmuggelhandels in allen Häfen die englischen Manufakturen in Amerika behauptet hatten, sich durch einen „geheimen" Handelsvertrag auf französische Waaren hätte übertragen lassen!

In all solchen Vorspiegelungen lag schlechterdings keine Veranlassung von einer Neutralität abzugehen, deren Nothwendigkeit Turgot mit so ernsten Erwägungen der innern Lage des Landes zu empfehlen wußte; auch darin nicht, daß England sie erschwerte durch Ansprüche, die gegen die Würde Frankreichs verstießen. Es verlangte Handelssperre zwischen Frankreich und Amerika, beanspruchte das Recht, amerikanische Schiffe bis unter die Kanonen französischer Häfen zu verfolgen, französische Schiffe anzuhalten und zu untersuchen, ob sie nicht Kriegscontrebande mit sich führten, und forderte die Bestrafung französischer Kaufleute, die nach Amerika handelten. Dagegen legte Beaumarchais, der seit Abberufung des Grafen Guines thatsächlich der Bevollmächtigte Frankreichs in London war, entrüstete Verwahrung ein, und als er nach Versailles meldete, welch einen Auftritt er aus diesem Anlaß mit Lord Rochford gehabt, da schrieb ihm Vergennes am 26. April 1776,

1) In Beaumarchais' Denkschrift vom 29. Febr. 1776. Loménie S. 101.

der König danke ihm für sein ebenso angemessenes als entschiedenes Auftreten. „Nach dem Ton des Lord Rochford zu schließen, nimmt er einen Pakt an, der uns zwänge, aus dem Interesse Englands unser eigenes zu machen. Diesen Pakt kenne ich nicht! Er besteht nicht in dem Beispiel, das uns England gegeben hat, da es glaubte uns schaden zu können. Man denke nur an sein Verfahren zur Zeit des Krieges mit Corsika, an die Kriegsmittel aller Art, die es ohne die mindeste Rücksicht dorthin ausgeschüttet hat. Ich führe dies Beispiel nicht an, um uns zu einer Befolgung desselben zu ermächtigen. Der König, getreu seinen Grundsätzen der Gerechtigkeit, will nicht die Lage der Engländer mißbrauchen, um ihre Verlegenheiten zu vermehren; aber er kann den Schutz nicht schmälern, den er dem Handel seiner Unterthanen schuldet. Es wäre ja gegen alle Vernunft und Wohlanständigkeit zu verlangen, daß wir an Niemand einen Handelsartikel verkaufen dürften, weil er möglicherweise durch zweite Hand nach Amerika käme."[1])

Solche Proteste reichten vollkommen aus, um Frankreichs Stellung als neutraler Macht zu wahren, denn England hatte das dringendste Interesse daran, seine Empfindlichkeit zu schonen: der Krieg mit Amerika war ernst genug, um ihm einen Seekrieg mit Frankreich, dem sofort auch der mit Spanien gefolgt wäre, höchst unerwünscht erscheinen zu lassen.

Aber Beaumarchais ließ nicht nach mit seinem Drängen und endlich — Turgot war inzwischen entlassen — gab ihm Vergennes nach, indem er ein geheimes Abkommen mit ihm schloß, von dem wir jetzt urkundliche Kenntniß haben.[2]) Beaumarchais bekam insgeheim zwei Millionen Francs, eine aus der französischen und eine aus der spanischen Staatskasse, um mit einer beliebigen Anzahl von Geschäftstheilhabern ein großes Handlungshaus zu gründen, welches auf eigne Rechnung und Gefahr den Amerikanern Waffen, Munition, Ausstattungsgegenstände und jeglichen sonstigen Kriegsbedarf liefern sollte. Waffen und Munition durfte er den Arsenalen des Staats entnehmen mit der Verpflichtung, sie zu ersetzen oder zu bezahlen. Von den Amerikanern sollte er kein Geld verlangen, denn sie hätten keines, wohl aber Rückfrachten in Erzeugnissen ihres Bodens, deren Absatz in Frankreich jeglicher Vorschub geleistet werden solle. Dies ganze Geschäft mußte wie Jedermann, ebenso auch den Amerikanern selber als ein rein privates erscheinen und sich im Anfang auch durch sich selber nähren; während aber die Regierung sich vorbehielt, es je nach Lage der Politik zu begünstigen oder zu verleugnen, hatte Beaumarchais von Gewinn und Verlust Rechnung zu legen und dadurch der Regierung die nöthige Einsicht in den Lauf des Geschäfts zu geben. Bei diesem Abkommen war Gefahr und Verantwortung so ausschließlich auf Seiten des Unternehmers, die Wahrscheinlichkeit von Verlusten durch Schiffbruch und feindliche Kaper so groß, und die Aussicht auf Gewinn oder auch nur auf Dank so gering, daß der ganze feurige Wagemuth eines Beaumarchais dazu gehörte, um ohne

1) Loménie II, 107/8. 2) Loménie II, 108 ff.

Zögern darauf einzugehen. Am 10. Juni 1776 stellte er den Schein aus über die Million, die ihm aus dem französischen Schatz ausgezahlt ward, am 11. August bescheinigte er den Empfang der zweiten Million, die Spanien zugelegt hatte, und so entstand das Handlungshaus, das unter der Firma Rodrigo Hortalez & Co. die geheime Unterstützung der Amerikaner in Betrieb nahm. Es geschah im rechten Augenblick. Am 4. Juli hatten die Amerikaner sich unabhängig erklärt und am 17. Juli war, vom Congreß zu Philadelphia abgesandt, Silas Deane bei Vergennes erschienen, um Gesuche zu stellen, die zeigten, daß seinen Auftraggebern zur Führung des Kriegs, den sie erklärt hatten, nicht viel weniger als Alles fehle. Silas Deane sollte mit Hilfe der Regierung oder privater Unternehmer 200 Stück Geschütze und Waffen, Munition, Kleider und Lagergeräthe für 25,000 Mann herbeischaffen. Vergennes lehnte rundweg ab, weil Frankreich mit England in Frieden lebe, bezeichnete ihm aber in Beaumarchais einen „Geschäftsmann" (négociant), der ihm vielleicht unter anständigen Bedingungen behilflich sein könne und schon am 18. Juli hatte Deane einen Brief, in welchem ihm Beaumarchais seine Dienste anbot. Nachdem Deane mit Gerard, der damals erster Commis im auswärtigen Amte war, Rücksprache genommen, trat er mit Beaumarchais in mündliche Unterhandlungen ein, über deren Ergebniß er ihm am 20. Juli schrieb: Ein langer Credit für die vereinbarten Lieferungen werde nicht nöthig sein. „Ein Jahr ist der längste Credit, den meine Landsleute zu nehmen pflegen, und da der Congreß in Virginien und Maryland einen großen Vorrath von Tabak und andre Artikel angekauft hat, die eingeschifft werden sollen, sobald die nöthigen Schiffe dazu da sind, so zweifle ich nicht, daß binnen sechs Monaten Ihnen beträchtliche Rückfrachten in natura geliefert und das Ganze binnen Jahresfrist beglichen sein wird." Für etwaige Verzögerung der Rückzahlung würden die üblichen Verzugszinsen bewilligt werden.[1]) Damit erklärte sich Beaumarchais ohne Weiteres einverstanden, weil er glaube, „es mit einem tugendhaften Volke zu thun zu haben", und fügte hinzu: „Ich gedenke Ihrem Lande zu dienen, wie wenn es mein eignes wäre, und hoffe in der Freundschaft eines hochherzigen Volkes die wahre Belohnung der Mühen zu finden, die ich ihm mit Freuden widme."[2]) Mit großer Rührung versicherte ihn dann Deane noch einmal, dies edle Vertrauen werde der Congreß nicht zu Schanden werden lassen und sofort ging Beaumarchais an die Arbeit.

Im Faubourg du Temple miethete die Firma Hortalez ein ungeheures Haus, das Hôtel de Hollande, errichtete dort ihre Bureaus mit zahlreichen Commis und der geheime Ankauf von 200 Geschützen, Mörsern, Bomben, Kugeln, 25,000 Gewehren, 200,000 Centnern Pulver, die Anfertigung von Kleidungs- und Lagergegenständen für 25,000 Mann begann. Die Arsenale des Staates lieferten die meisten dieser Artikel, aber nicht umsonst, sondern

1) Loménie II, 129. 2) Das. S. 130.

Die Unabhängigkeits-Erklärung durch den Congreß in Independence-Hall zu Philadelphia am 4. Juli 1776.

Nach dem Stahlstiche von H. S. Sadd; Originalgemälde von John Trumbull (1756—1843).



gegen baar oder gegen Sicherheiten, wie sie der Kriegsminister Graf St. Germain vorschrieb.[1]) In ein paar Monaten waren nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten all diese Vorräthe theils in Havre, theils in Nantes zur Einschiffung bereit. Aber die amerikanischen Schiffe, welche Silas Deane versprochen, kamen nicht; folglich mußte Beaumarchais auch noch die Transportschiffe miethen und da Deane meinte, mit all diesen Waffen und Geschützen werde nicht viel geholfen sein, wenn nicht eine stattliche Anzahl tüchtiger Offiziere mit hinüberginge, so warb Beaumarchais auch noch 40—50 Offiziere an. Im December stach das stärkste der drei Schiffe, die Amphitrite, zu Havre in die See; die Abfahrt der beiden andern erlitt eine Verzögerung, weil Lord Stormont bei der Regierung durchgesetzt hatte, daß sie mit Sequester belegt wurden. Auch dies Hinderniß wußte Beaumarchais zu heben; die drei Schiffe kamen glücklich durch die englischen Kreuzer hindurch und zu Beginn des Feldzuges 1777 landeten sie mit ihrer kostbaren Ladung auf der Rhede von Portsmouth, von dem Jubel der Amerikaner begrüßt.

Die Letzteren hatten mittlerweile die Trennung vom Mutterlande feierlich vor aller Welt vollzogen.

Der Anarchie von 1774, die wir oben kennen gelernt haben,[2]) war im Jahr 1775 der offene Krieg gefolgt. Bei Lexington (18. April) und Bunkers Hill (16. Juni) hatten blutige Treffen stattgefunden; der neue Congreß zu Philadelphia hatte den Obersten Washington zum Oberbefehlshaber des ganzen Befreiungsheeres ernannt und dieser belagerte das englische Heer des Generals Gage, der in Boston stand, während ein Theil seines Heeres in Canada einbrach und Quebec zu erobern suchte. Das britische Parlament, das Ende Oktober zusammengetreten war, hatte die Anwerbung von 28,000 Seeleuten und 55,000 Soldaten beschlossen und General Howe mit dem Oberbefehl für einen Krieg beauftragt, der sogleich mit solcher Wucht geführt werden sollte, daß der Aufruhr erstickt ward, bevor er seine Bewaffnung vollenden konnte. Auf diese Beschlüsse antwortete der Congreß zu Philadelphia durch ein Manifest, das jetzt nicht länger zurückgehalten werden konnte; es erfolgte am 4. Juli 1776 die denkwürdige „Erklärung der im allgemeinen Congreß versammelten Vertreter der vereinigten Staaten von Amerika".

Den Entwurf hatte Thomas Jefferson aus Virginien gemacht: Benjamin Franklin, der seit Herbst 1775 aus England zurück war, John Adams, Roger Sherman und Robert Livingston waren Mitglieder des Ausschusses für die Abfassung. Verfasser und Unterzeichner des Aktenstückes hatten ein ganz klares Bild der Lage und ihrer Aufgabe und handelten danach mit viel mehr nüchterner Ueberlegung, als die Schwärmer in Frankreich glaubten, die, was sie mit Begeisterung lasen, auch für eine That reinster Begeisterung hielten. Den eigenen Aufzeichnungen Jeffersons entnehmen wir

---

1) Loménie S. 133. 2) S. S. 692.

die Gründe, welche in den Vorberathungen des Congresses für die unmittelbare Dringlichkeit einer Unabhängigkeitserklärung geltend gemacht worden sind.[1]) Die durchschlagenden unter diesen waren nicht hergenommen von der Rücksicht auf England, mit dem man ja schon mitten im Kriege war, auch nicht von dem Gedanken, die noch zögernden Colonieen der Mitte zum augenblicklichen Anschluß fortzureißen, sie waren vielmehr der Erwägung entlehnt, daß die Amerikaner, solange sie selber Nichts thaten, um nicht länger für bloße „Rebellen" zu gelten, weder zu Lande noch zur See den Schutz des Völker-



Thomas Jefferson.
Nach dem Stiche von Desnoyers.

rechtes hatten und mit keiner europäischen Macht in diplomatischen Verkehr, geschweige denn in ein Bündniß treten konnten. „Nur eine Erklärung der Unabhängigkeit, ward denen, die den Antrag verfrüht fanden, gesagt, kann es mit europäischer Empfindlichkeit vereinbar machen, daß europäische Mächte mit uns unterhandeln oder auch nur einen Gesandten von uns empfangen; bevor das geschehen, würden sie weder unsere Schiffe in ihre Häfen aufnehmen, noch im Fall der Aufbringung britischer Schiffe den Spruch unserer Admiralitätsgerichte als giltig anerkennen. Mögen Spanien und Frankreich scheel sehen auf unsere wachsende Macht, sie müssen doch denken,

1) H. A. Washington, The writings of Th. Jefferson. New-York 1853. I, (Autobiography) 16/17.

in Verbindung mit Großbritannien würde sie noch furchtbarer sein und werden deßhalb ihr Interesse darin finden, einer Coalition vorzubeugen. Lehnen sie aber ab, so bleiben wir eben, was wir waren; während wir, wenn wir selbst den Versuch unterlassen, nie erfahren werden, ob sie uns helfen wollen oder nicht. Der gegenwärtige Feldzug kann übel ablaufen und deßhalb haben wir mehr Aussicht bei Anbietung eines Bündnisses, jetzt, da unsere Lage einen hoffnungsvollen Anblick darbietet. Auf den Ausgang dieses Feldzuges warten, hieße Zeit verlieren, weil uns Frankreich noch im Sommer nützlich werden könnte durch Auffangung der Zufuhr aus England und Irland, auf welche die feindlichen Heere hier angewiesen sind oder durch Anwendung der gewaltigen Macht, die es in Westindien angehäuft hat. Es wäre müssig, mit Feststellung von Bündnißbedingungen Zeit zu verlieren, so lange wir uns noch nicht entschlossen zeigen, ein Bündniß einzugehen. Ohne Verzug muß ein Handel eröffnet werden für unser Volk, dem es anfängt an Kleidern zu fehlen und dem es bald auch an Geld zum Steuerzahlen fehlen wird. Das



Facsimile des Namenszuges von John Hancock auf der Unabhängigkeitserklärung.

einzige Unglück ist, daß wir nicht schon vor sechs Monaten mit Frankreich in Bündniß getreten sind, denn dann hätten wir, außer der Oeffnung seiner Häfen für den Verkauf unserer letzten Jahresernte, den Vortheil gehabt, daß es ein Heer nach Deutschland hätte schicken können und die kleinen Fürsten dort hindern, ihre armen Unterthanen zu unserer Unterjochung zu verkaufen."

Die einleuchtende Kraft dieser Betrachtungen hat den Ausschlag gegeben und nun wird die Bedeutung der Sätze klar, mit welchen die Erklärung vom 4. Juli schloß: „Demgemäß geben wir, die im allgemeinen Congreß versammelten Vertreter der vereinigten Staaten von Amerika, unter Anrufung des höchsten Weltenrichters für die Rechtschaffenheit unserer Absichten, im Namen und Auftrag des guten Volkes dieser Colonieen, feierlich und öffentlich die Erklärung ab, daß diese vereinigten Colonieen freie und unabhängige Staaten sind und von Rechts wegen sein sollen; daß sie gelöst sind von jeder Gehorsamspflicht gegen die britische Krone und daß zwischen ihnen und dem Staate Großbritannien jeder politische Zusammenhang vollständig aufgehoben ist und bleiben soll und daß sie als freie und unabhängige Staaten volle Macht haben, Krieg zu führen, Frieden zu machen, Bündnisse zu

gegen baar oder gegen Sicherheiten, wie sie der Kriegsminister Graf St. Germain vorschrieb.[1]) In ein paar Monaten waren nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten all diese Vorräthe theils in Havre, theils in Nantes zur Einschiffung bereit. Aber die amerikanischen Schiffe, welche Silas Deane versprochen, kamen nicht; folglich mußte Beaumarchais auch noch die Transportschiffe miethen und da Deane meinte, mit all diesen Waffen und Geschützen werde nicht viel geholfen sein, wenn nicht eine stattliche Anzahl tüchtiger Offiziere mit hinüberginge, so warb Beaumarchais auch noch 40—50 Offiziere an. Im December stach das stärkste der drei Schiffe, die Amphitrite, zu Havre in die See; die Abfahrt der beiden andern erlitt eine Verzögerung, weil Lord Stormont bei der Regierung durchgesetzt hatte, daß sie mit Sequester belegt wurden. Auch dies Hinderniß wußte Beaumarchais zu heben; die drei Schiffe kamen glücklich durch die englischen Kreuzer hindurch und zu Beginn des Feldzuges 1777 landeten sie mit ihrer kostbaren Ladung auf der Rhede von Portsmouth, von dem Jubel der Amerikaner begrüßt.

Die Letzteren hatten mittlerweile die Trennung vom Mutterlande feierlich vor aller Welt vollzogen.

Der Anarchie von 1774, die wir oben kennen gelernt haben,[2]) war im Jahr 1775 der offene Krieg gefolgt. Bei Lexington (18. April) und Bunkers Hill (16. Juni) hatten blutige Treffen stattgefunden; der neue Congreß zu Philadelphia hatte den Obersten Washington zum Oberbefehlshaber des ganzen Befreiungsheeres ernannt und dieser belagerte das englische Heer des Generals Gage, der in Boston stand, während ein Theil seines Heeres in Canada einbrach und Quebec zu erobern suchte. Das britische Parlament, das Ende Oktober zusammengetreten war, hatte die Anwerbung von 28,000 Seeleuten und 55,000 Soldaten beschlossen und General Howe mit dem Oberbefehl für einen Krieg beauftragt, der sogleich mit solcher Wucht geführt werden sollte, daß der Aufruhr erstickt ward, bevor er seine Bewaffnung vollenden konnte. Auf diese Beschlüsse antwortete der Congreß zu Philadelphia durch ein Manifest, das jetzt nicht länger zurückgehalten werden konnte; es erfolgte am 4. Juli 1776 die denkwürdige „Erklärung der im allgemeinen Congreß versammelten Vertreter der vereinigten Staaten von Amerika".

Den Entwurf hatte Thomas Jefferson aus Virginien gemacht: Benjamin Franklin, der seit Herbst 1775 aus England zurück war, John Adams, Roger Sherman und Robert Livingston waren Mitglieder des Ausschusses für die Abfassung. Verfasser und Unterzeichner des Aktenstückes hatten ein ganz klares Bild der Lage und ihrer Aufgabe und handelten danach mit viel mehr nüchterner Ueberlegung, als die Schwärmer in Frankreich glaubten, die, was sie mit Begeisterung lasen, auch für eine That reinster Begeisterung hielten. Den eigenen Aufzeichnungen Jeffersons entnehmen wir

---

1) Loménie S. 133. 2) S. S. 692.



die Gründe, welche in den Vorberathungen des Congresses für die unmittelbare Dringlichkeit einer Unabhängigkeitserklärung geltend gemacht worden sind.[1]) Die durchschlagenden unter diesen waren nicht hergenommen von der Rücksicht auf England, mit dem man ja schon mitten im Kriege war, auch nicht von dem Gedanken, die noch zögernden Colonieen der Mitte zum augenblicklichen Anschluß fortzureißen, sie waren vielmehr der Erwägung entlehnt, daß die Amerikaner, solange sie selber Nichts thaten, um nicht länger für bloße „Rebellen" zu gelten, weder zu Lande noch zur See den Schutz des Völker-



Thomas Jefferson.
Nach dem Stiche von Desnoyers.

rechtes hatten und mit keiner europäischen Macht in diplomatischen Verkehr, geschweige denn in ein Bündniß treten konnten. „Nur eine Erklärung der Unabhängigkeit, ward denen, die den Antrag verfrüht fanden, gesagt, kann es mit europäischer Empfindlichkeit vereinbar machen, daß europäische Mächte mit uns unterhandeln oder auch nur einen Gesandten von uns empfangen; bevor das geschehen, würden sie weder unsere Schiffe in ihre Häfen aufnehmen, noch im Fall der Aufbringung britischer Schiffe den Spruch unserer Admiralitätsgerichte als giltig anerkennen. Mögen Spanien und Frankreich scheel sehen auf unsere wachsende Macht, sie müssen doch denken,

1) H. A. Washington, The writings of Th. Jefferson. New-York 1853. I, (Autobiography) 16/17.

in Verbindung mit Großbritannien würde sie noch furchtbarer sein und werden deßhalb ihr Interesse darin finden, einer Coalition vorzubeugen. Lehnen sie aber ab, so bleiben wir eben, was wir waren; während wir, wenn wir selbst den Versuch unterlassen, nie erfahren werden, ob sie uns helfen wollen oder nicht. Der gegenwärtige Feldzug kann übel ablaufen und deßhalb haben wir mehr Aussicht bei Anbietung eines Bündnisses, jetzt, da unsere Lage einen hoffnungsvollen Anblick darbietet. Auf den Ausgang dieses Feldzuges warten, hieße Zeit verlieren, weil uns Frankreich noch im Sommer nützlich werden könnte durch Auffangung der Zufuhr aus England und Irland, auf welche die feindlichen Heere hier angewiesen sind oder durch Anwendung der gewaltigen Macht, die es in Westindien angehäuft hat. Es wäre müssig, mit Feststellung von Bündnißbedingungen Zeit zu verlieren, so lange wir uns noch nicht entschlossen zeigen, ein Bündniß einzugehen. Ohne Verzug muß ein Handel eröffnet werden für unser Volk, dem es anfängt an Kleidern zu fehlen und dem es bald auch an Geld zum Steuerzahlen fehlen wird. Das



Facsimile des Namenszuges von John Hancock auf der Unabhängigkeitserklärung.

einzige Unglück ist, daß wir nicht schon vor sechs Monaten mit Frankreich in Bündniß getreten sind, denn dann hätten wir, außer der Oeffnung seiner Häfen für den Verkauf unserer letzten Jahresernte, den Vortheil gehabt, daß es ein Heer nach Deutschland hätte schicken können und die kleinen Fürsten dort hindern, ihre armen Unterthanen zu unserer Unterjochung zu verkaufen."

Die einleuchtende Kraft dieser Betrachtungen hat den Ausschlag gegeben und nun wird die Bedeutung der Sätze klar, mit welchen die Erklärung vom 4. Juli schloß: „Demgemäß geben wir, die im allgemeinen Congreß versammelten Vertreter der vereinigten Staaten von Amerika, unter Anrufung des höchsten Weltenrichters für die Rechtschaffenheit unserer Absichten, im Namen und Auftrag des guten Volkes dieser Colonieen, feierlich und öffentlich die Erklärung ab, daß diese vereinigten Colonieen freie und unabhängige Staaten sind und von Rechts wegen sein sollen; daß sie gelöst sind von jeder Gehorsamspflicht gegen die britische Krone und daß zwischen ihnen und dem Staate Großbritannien jeder politische Zusammenhang vollständig aufgehoben ist und bleiben soll und daß sie als freie und unabhängige Staaten volle Macht haben, Krieg zu führen, Frieden zu machen, Bündnisse zu

schließen, Handel zu treiben und alle anderen Handlungen und Dinge vorzunehmen, welche unabhängigen Staaten mit Recht zustehen. Und mit festem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung verpfänden wir für die Aufrechterhaltung dieser Erklärung wechselseitig unser Leben, unser Vermögen und unsere geheiligte Ehre."[1])

Indem die aufständischen Colonieen sich zu freien und unabhängigen Staaten erklärten, forderten sie die Rechte einer kriegführenden und bündnißfähigen Macht und indem sie die Lossagung von England als unwiderruflich bezeichneten, glaubten sie den Kronen Frankreich und Spanien das Pfand zu geben, das die Vorbedingung jedes offenen Bündnisses mit ihnen sein mußte. Wir werden noch mit Ueberraschung sehen, welch einen Werth Frankreich auf dies Pfand gelegt hat, als es sich nachher in den Krieg gegen England einschiffte.

Die Erklärung, nie werde Amerika wieder eine Provinz des Königs von England werden, war für die Regierungen bestimmt, die von der Angst geplagt waren, Englands und Amerikas wiedervereinigte Macht könnte ihnen eines Tags ihre letzten Colonieen in der neuen Welt entreißen. Der weitere Inhalt der Erklärung war für die Völker bestimmt und traf sehr glücklich den Ton, der auf das nächstbetheiligte unter diesen, nämlich das französische, die meiste Wirkung versprach.

Da hieß es gleich zu Anfang in feierlichem Priesterton: „Wenn im Lauf der menschlichen Dinge für ein Volk die Nothwendigkeit entsteht, die staatlichen Bande zu zerreißen, welche es mit einem andern verbunden haben, und unter den Mächten der Erde die abgesonderte und ebenbürtige Stellung einzunehmen, zu welcher es durch die Gesetze der Natur und Gottes in der Natur berechtigt ist, so fordert die geziemende Achtung vor der Meinung der Welt, daß es die Gründe angibt, welche es zur Trennung treiben. Folgende Wahrheiten halten wir für selbstverständlich: alle Menschen sind gleich geschaffen; ihr Schöpfer hat sie mit unveräußerlichen Rechten ausgestattet; zu diesen gehören Leben, Freiheit und das Streben nach Glück; zur Sicherung dieser Rechte sind Regierungen eingesetzt, die ihre Vollmachten aus dem Willen der Regierten herleiten; wo immer eine Regierungsform jenen Zwecken verderblich wird, da hat das Volk das Recht sie abzuändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung aufzurichten, welche auf solchen Grundlagen ruht und ihre Gewalten derart gliedert, daß seine Sicherheit und seine Wohlfahrt am Besten dadurch verbürgt wird."

Das Naturrecht der Menschen auf Gleichheit, das Naturrecht der Völker auf Freiheit, der Traum Rousseaus, der Sehnsuchtgedanke des ganzen jungen Geschlechts, das sein Pathos entzündet: hier war's zum ersten Mal in einer großen Streitsache von Volk zu Volk öffentlich gefordert und mit der Be-

1) Der ganze Text mit der Abänderung des Entwurfs in Writings of Th. Jefferson. I, 19—26.

which constrains them to [expunge] their former systems of government. (above "expunge": alter)
* Mr Adams, hand writing

the history of ~~his~~ the present ~~[illegible]~~ King of Great Britain is a history of [unremitting] injuries and usurpations, [among which ~~[illegible]~~ appears no solitary fact to contradict the uniform tenor of the rest, ~~all of which~~ but all [have] having in direct object the establishment of an absolute tyranny over these states to prove this let facts be submitted to a candid world, [for the truth of which we pledge a faith yet unsullied by falsehood]

(above "unremitting": repeated)

Facsimile des Original-Entwurfes der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Verfaßt von Thomas Jefferson. Unterzeichnet am 4. Juli 1776. (Original im Staats-Departement zu Washington.)

Die definitive Ausfertigung, auf Pergament, wurde am 2. August 1776 unterzeichnet.

stimmtheit eines allgemein giltigen Gesetzes formulirt; es war nicht das laute Selbstgespräch schwärmender Phantasten, es war der Wille, das Gelöbniß eines streitbaren Volks, ausgesprochen von schlichten Pflanzern, die nichts wußten von dem Seelendruck, der auf den Völkern des alten Europa lastete. Der Eindruck war ein unbeschreiblicher, in dem gährenden Frankreich wirkte er mit vulkanischer Gewalt. Eine einzige Stimme bezeuge uns das. In seiner Schrift „Revolution Amerikas" sagt der Abbé Raynal von den Verfassern und Unterzeichnern dieser Erklärung: „Warum habe ich nicht das Genie, die Redegewalt der berühmten Redner von Athen und Rom! Mit welcher Größe, mit welcher Begeisterung wollte ich die edlen Männer preisen, die durch ihre Geduld, ihre Weisheit und ihren Muth dies große Gebäude aufgeführt haben! Hancock, Franklin, die beiden Adams waren die Hauptpersonen bei diesem merkwürdigen Auftritt: aber sie waren nicht die einzigen. Die Nachwelt wird sie alle kennen. Ihre strahlenden Namen werden ihr überliefert werden von einer glücklicheren Feder als der meinen. Marmor und Bronce werden sie den fernsten Jahrhunderten zeigen. Bei ihrem Anblick werden dem Freunde der Freiheit die Augen von Thränen des Entzückens überfließen, das Herz vor Freude beben. Unter die Büste des Einen von ihnen hat man geschrieben: „Dem Himmel entriß er den Blitz, dem Tyrannen entriß er das Scepter". In die letzten Worte dieses Lobspruchs werden sich Alle mit ihm theilen. Heroisches Land, mein vorgerücktes Alter gestattet mir nicht mehr, dich zu besuchen. Nie werde ich mich inmitten der Ehrenmänner deines Areopages sehen; nie werde ich den Berathungen deines Congresses beiwohnen. Ich werde sterben, ohne den Wohnsitz der Duldung, der Sitten, der Gesetze, der Tugend, der Freiheit geschaut zu haben. Ein freies, heiliges Land wird meine Asche nicht bergen: aber ich werde es wenigstens gewünscht haben; und meine letzten Worte werden Gebete sein, die ich für dein Wohl zum Himmel sende."[1])

Auf die Anrufung der Menschenrechte folgte im Text der Nachweis, daß den Amerikanern gegenüber diese Rechte in einer großen Anzahl von Fällen verletzt worden seien. War dies wirklich geschehen, so war, wie wir gesehen haben, nicht irgend ein Einzelwille, sondern der im Parlament lebendige Nationalwille Englands daran schuld, von dem die Welt jetzt erst erfuhr, in welchem Umfang er dem Geschäftsinteresse der Kaufleute und Fabrikanten dienstbar geworden war. Wer hier Freiheit und Tyrannei im Kampfe mit einander sah, der konnte, wie Turgot, nur eine Betrachtung an den Vorgang knüpfen, die nämlich, daß — wie ja schon die Leidensgeschichte Irlands gezeigt — „von allen Tyranneien die eines Volkes die grausamste und unerträglichste ist: diejenige, welche dem Unterdrückten die wenigste Hoffnung läßt; denn schließlich wird ein Despot immer noch durch sein eigenes Interesse zurückgehalten; er hat den Zügel der Gewissensbisse oder den der

1) Révolution de l'Amérique. Londres 1781. S. 86/87.

öffentlichen Meinung: aber eine Volksmasse rechnet gar nicht, hat niemals Gewissensbisse und dekretirt sich selber den Ruhm, wenn sie sich der ärgsten Schande würdig macht".[1])

Nun kennen wir recht wohl den despotischen Sinn Georgs III. und den höchst persönlichen Antheil, den er an der Verfolgung des John Wilkes einerseits, an den Strafgesetzen gegen Amerika andrerseits genommen hat; nichtsdestoweniger war es die allergröbste Verkennung, oder vielmehr Verleugnung einmal des englischen Staatsrechts und sodann der offenkundigsten Thatsachen der Zeitgeschichte, wenn in der Unabhängigkeitserklärung König Georg III. ganz allein und ausschließlich als Urheber und Vollstrecker von achtundzwanzig verschiedenen Gattungen völkermordender Frevel angeklagt, nur einmal, ganz beiläufig seiner Verbindung „mit Andern", d. h. dem Parlament, aber niemals der vollkommen ordnungsmäßig beschlossenen Gesetze gedacht ward, nach denen seine Minister und Statthalter verfahren und deren Durchführung ja an dem Widerstand und der Selbsthilfe der Amerikaner durchaus gescheitert war. Stand hier die Freiheit auf gegen den Despotismus, so war der Despot nicht ein König, sondern ein ganzes Volk, das Volk von England, das außer im Parlament einen verfassungsrechtlichen Willen nicht hatte, den durch das Parlament aber ausgesprochenen Landeswillen gerade in dieser Sache durch seine Wahlen so ausdrücklich wie möglich gutgeheißen hatte. Mit Rücksicht auf die kleine Anzahl Amerikafreunde im Parlament war aus dem Entwurfe Jeffersons eine sehr scharfe Stelle gegen die „gefühllosen englischen Brüder", welche durch beständige Wiederwahl die „Störer des Friedens" mit Amerika in ihrem Unrecht bestärkt und schließlich nicht blos Soldaten englischen Blutes, sondern schottische und fremde Söldner hinübergesendet[2]) — weggelassen worden. Aber wenn diese auch stehen geblieben wäre, die Anlage des Ganzen ward dadurch nicht geändert; es blieb doch die schreiende Unwahrheit bestehen, daß statt eines Volks und seines gesetzgebenden Körpers ein König angeklagt ward, der nach dem anerkanntesten Satze des englischen Staatsrechts gar kein Unrecht thun konnte, und doch wollten die Amerikaner gute Engländer sein, und ihre Rechtsgelehrten hatten, wie uns ausdrücklich gemeldet wird, den Commentaren Blackstones[3]) ein überaus emsiges Studium gewidmet.[4]) Diese Verwechselung der Angeklagten war ein Kunstgriff der Demagogie, der zumal auf den Despotenhaß des jungen Frankreich aus der Schule Rousseaus und Montesquieus vortrefflich berechnet war; er würde noch bedeutend wirksamer gewesen sein, wenn unter den angeblichen Verbrechen des Königs Georg noch ein ganz besonderes Aufnahme gefunden hätte, das

1) Brief an Dr. Price sur les constitutions américaines. 28. März 1778. Oeuvres II, 806. 2) Jefferson I, 24/25. 3) S. S. 658 ff. 4) In seiner Rede vom 22. März 1775 sagte Edmund Burke, einer der größten Buchhändler Englands habe ihm gesagt, von Blackstones Commentaren seien in Amerika fast ebensoviel Exemplare abgesetzt worden als in England. Amerikanischerseits wird das bestätigt von Shea, Life and epoch of Alexander Hamilton. Boston 1879. S. 88.

Jefferson in äußerst kräftigen Worten behandelt hatte: „Gegen die Menschennatur selber hat er einen grausamen Krieg geführt, indem er ihre geheiligtesten Rechte auf Leben und Freiheit verletzt in den Personen eines fernen Volkes, das ihm nie etwas zu Leide gethan, und das er einfangen und in Sclavenketten einem andern Welttheil zuschleppen oder auf der Ueberfahrt elendiglich verkommen ließ. Dies Seeräuberthum, die Schmach ungläubiger Mächte, ist die Kriegführung des christlichen Königs von Großbritannien. Entschlossen, für Kauf und Verkauf von Menschen einen offenen Markt zu halten, hat er sein Veto geschändet, indem er jeden Versuch der Gesetzgebung vereitelte, diesen fluchwürdigen Handel zu verbieten oder einzuschränken. Und um das Uebermaß dieser Greuel voll zu machen, ruft er jetzt eben diese Sclaven auf, in Waffen gegen uns aufzustehen und sich die Freiheit, deren er sie beraubt, zu erkaufen durch Ermordung derer, denen er sie aufgedrängt."

Eine flammende Verurtheilung der Negersclaverei, eine feierliche Aechtung des Sclavenhandels würde dem ersten Manifest der vereinigten Staaten nicht blos zur Zierde gereicht haben, sie war eigentlich ganz unentbehrlich in einem Aktenstück, das mit dem Ausdruck der „selbstverständlichen Wahrheit" begann, daß „alle Menschen gleich geschaffen" und ihr Recht auf Leben, Freiheit, Streben nach Glück ein „unveräußerliches" sei, zumal wenn man, wie Jefferson wenigstens annahm, berechtigt war, die Liste der Ruchlosigkeiten des Königs von England in diesem Frevel aller Frevel gipfeln zu lassen. Leider wissen wir, wie wenig das Königthum von England an Entstehung und Wachsthum dieses Unsegens betheiligt war,[1]) und daß die Schuld Georgs III. an der Fortdauer desselben von seinen Landsleuten ganz anders aufgefaßt ward, als von ihm, das sollte Jefferson jetzt erfahren. Der ganze Passus mußte gestrichen werden, wie er in seinen Denkwürdigkeiten sagt, „aus Rücksicht auf Süd-Carolina und Georgien, die niemals versucht hatten, die Sclaveneinfuhr einzuschränken und im Gegentheil wünschten, daß sie fortdauere. Auch unsere Brüder aus dem Norden, glaube ich, fühlten sich etwas empfindlich berührt von diesen scharfen Worten: denn wenn sie auch selbst nur wenige Sclaven hielten, so hatten sie deren doch eine beträchtliche Zahl an Andere verhandelt".[2])

Die Anrufung der Menschenrechte war also nur eine Waffe gegen England und ein Mittel, die Stimmung der Völker zu gewinnen, aber sie war durchaus nicht bestimmt, einen Rechtsboden für das Verfassungsleben Amerikas selber abzugeben. Weil die Amerikaner auf geschriebenes Recht sich nicht berufen konnten, griffen sie auf das ungeschriebene Naturrecht der Philosophen zurück; diesem einen Kunstgriff fügten sie den andern hinzu, daß sie all ihre Beschwerden und Anklagen ausschließlich gegen diejenige Persönlichkeit Englands richteten, die nach den einfachsten Lehrsätzen des englischen Staatsrechts gar nicht angeklagt werden konnte und auch in der Sache nicht schuldiger

1) S. 639. 2) Jefferson I, 19.

war als die Minister und die beiden Häuser des Parlaments. Beides war auf den Geisteszustand Frankreichs berechnet, dort gab es zwei starke Empfindungen: die eine war die Schwärmerei für Menschenrechte, die andere war Despotenhaß und Freiheitsliebe. Die berechnete Wirkung blieb nicht aus, aber daß sie, und wie sehr sie berechnet war, hat man in Frankreich nicht geahnt: nur Einer hat erfahren müssen, wie wenig die „Heroen der Freiheit" von der Begeisterung selbst empfanden, die sie Andern einflößten, dieser Eine war Beaumarchais.

Silas Deane wäre nicht blos der undankbarste, er wäre auch der thörichteste aller Menschen gewesen, wenn er unterlassen hätte, seinen Landsleuten amtlich Kenntniß zu geben von den Verdiensten dieses Mannes, der erst im Anfang seiner ihnen unentbehrlichen Hilfsthätigkeit war. Er that nur seine Schuldigkeit, als er am 29. November 1776 dem geheimen Ausschuß des Congresses schrieb: „Ich wäre nie mit der Erfüllung meines Auftrages zu Stande gekommen, ohne die unermüdlichen, hochherzigen und einsichtsvollen Bemühungen des Herrn v. Beaumarchais, dem die vereinigten Staaten in jeder Beziehung mehr Dank schuldig sind, als irgend einer Person diesseits des Oceans. Er hat große Vorschüsse gemacht für Munition, Kleidungsstücke, Ausrüstung und andere Gegenstände, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß Ihr ihm so bald als möglich beträchtliche Rückfrachten zukommen lassen werdet. Er hat Euch durch Herrn Macrery geschrieben und wird Euch von Neuem mit diesem Schiffe schreiben. In einem Briefe kann ich ihm gar nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen für sein Geschick und seinen Eifer in Unterstützung unserer Sache. Alles, was ich sagen kann, ist dies: in dieser Unternehmung ist er nach den weitherzigsten und freisinnigsten Grundsätzen verfahren. Sein Einfluß und sein Credit sind groß und in ihrem vollen Umfang aufgewendet worden, um unseren Interessen zu dienen und ich hoffe, die Ergebnisse werden seinen Wünschen entsprechen."[1])

Beaumarchais erwartete Danksagungen mit Rückfrachten von Tabak aus Virginien und Maryland: sie sollten ja spätestens in sechs Monaten da sein, wie Deane gesagt. Aber sie kamen nicht, nicht einmal Antworten auf seine Briefe oder auch nur Bescheinigungen des Empfangs seiner Sendungen. Beaumarchais schickte noch zwei befrachtete Schiffe ab und auch jetzt ließ der Congreß nichts von sich hören. Silas Deane vertröstete ihn auf Franklin: der kam direkt vom Congreß im December 1776 nach Paris, aber er brachte auch keine Nachricht: Ende des Monats kam eben daher Arthur Lee, und das Dunkel lichtete sich noch immer nicht.

Der letztere, verstimmt über den Vorsprung, den Silas Deane vor ihm gewonnen, erdreistete sich am 3. Januar 1777 dem geheimen Ausschuß des Congresses die lügenhafte Meldung zu machen: „Herr v. Vergennes, der Minister und sein Sekretär haben uns wiederholt versichert, daß für die von

1) Loménie S. 140/41.

Beaumarchais gesandten Ladungen Rückfracht nicht erwartet werde. Dieser Herr ist kein Kaufmann: er ist bekannt als ein politischer Agent im Dienste des Hofes von Frankreich;" und in einem spätern Schreiben fügte er hinzu: „Das Ministerium hat uns oft zu verstehen gegeben, daß wir für die Lieferungen von Beaumarchais nichts zu zahlen hätten; der letztere aber besteht mit der Ausdauer von Abenteurern solchen Schlages auf seinen Forderungen."[1]) Von diesen geheimen Berichten erfuhren natürlich Deane und Franklin kein Wort, und der letztere, von dessen Zeugniß der Congreß die Aufklärung über die Widersprüche in den Angaben der beiden Andern erwarten mochte, schwieg, theils um es mit dem Intriganten Lee nicht zu verderben, theils weil er mit dem Congreß der Meinung war, eine Hilfe ohne Entgelt sei einer solchen mit Entgelt bei Weitem vorzuziehen. Als er Lee nach Spanien hatte gehen lassen, schrieb er ihm am 21. März 1777: „Wir sind beauftragt, wenn wir können zwei Millionen Pfund (= 40 Millionen Mark) auf Zinsen zu leihen; Sie begreifen also, wie verdienstlich es wäre, wenn Sie eine beträchtliche Subsidie, oder sogar ein Anlehen — ohne Zinsen erzielen könnten."[2])

Beaumarchais erlahmte ja doch nicht in seinem Feuereifer für Amerika, trotz der unwürdigen Behandlung, die ihm nicht nur der Congreß, sondern bald auch Franklin und Lee geradezu widerfahren ließen. Silas Deane bekam keinen Pfennig vom Congreß, er lebte von den Vorschüssen, die ihm Beaumarchais machte; die Ankäufe und Verschiffungen von Kriegsbedarf aller Art setzte die Firma Hortalez fort, trotzdem der Congreß sich nach wie vor in Schweigen hüllte. Im September 1777 hatte Beaumarchais im Ganzen für 5 Millionen Lieferungen gemacht, ohne auch nur eine Zeile der Antwort vom Congreß erhalten zu haben; hätte ihm Vergennes nicht im Laufe des Sommers eine dritte Million und 74,496 Livres vorgeschossen, so wäre er längst bankrot gewesen; aber verzweifelt war seine Lage auch jetzt. In voller Wahrheit konnte er im November 1777 schreiben: „Ich bin mit meinen Mitteln und meinem Credit zu Ende. Da ich zu fest auf die oft versprochenen Rückfrachten gerechnet habe, habe ich meine Fonds wie die meiner Freunde weit überschritten und sogar andere mächtige Geldquellen erschöpft, die ich mir anfangs durch das ausdrückliche Versprechen baldiger Rückzahlung eröffnet hatte."

Die kostbarste aller Erwerbungen, welche Beaumarchais für Amerika gemacht, war der Baron Friedrich Wilhelm von Steuben. Dieser (geb. 1730 zu Magdeburg) hatte im siebenjährigen Kriege zuerst als Premierlieutenant in dem gefürchteten Freicorps Mayrs, zuletzt als Generalquartiermeister, Stabscapitän und Flügeladjutant Friedrichs des Großen mit Auszeichnung gedient,[3]) war nach dem Friedensschlusse aus der preußischen Armee ausgetreten und, nachdem er etwa zehn Jahre lang das Amt eines Hofmarschalls des Fürsten

---

1) Loménie S. 141/42. 2) Bigelow II, 386. 3) Friedrich Kapp, Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm v. Steuben. Berlin 1858.

von Hohenzollern-Hechingen bekleidet, im Frühjahr 1777 mit der Absicht nach England zu reisen nach Paris gekommen, wo ihm Graf St. Germain, den er als alten Bekannten besuchte, Anträge wegen Eintritts in amerikanische Dienste machte. „Sie müssen nach Amerika," sagte der französische Kriegsminister zu ihm, „dort ist eine Republik, der Sie dienen sollten, sie bedarf Ihrer und wenn Ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt sein werden, so ist Ihr Glück gemacht, und Sie werden mehr Ruhm und Ehre ernten, als Sie in Europa je erwarten konnten." Steuben ward mit dem spanischen Gesandten Grafen Aranda bekannt gemacht, an Beaumarchais empfohlen, und von Silas Deane nach Passy zu Dr. Franklin geleitet; der aber erklärte, von einem Vorschuß des Reisegeldes könne nicht die Rede sein und Offiziere zu engagiren sei seine Sache nicht, beides in solchem Ton, daß Steuben den ganzen Plan aufgegeben hätte, wäre nicht Beaumarchais mit dem Anerbieten, die sämmtlichen Reisekosten auf die eigene Casse zu nehmen, dazwischengetreten.[1]) Am 26. September 1777 schiffte sich Steuben in Marseille an Bord des Sechsundzwanzigpfünders „L'Heureux" ein, der für diese Reise auf den Namen „Le Flamand" umgetauft ward. Unter den Franzosen, die ihn begleiteten, war sein Sekretär und Dolmetscher S. Duponceau, seine Adjutanten de l'Enfant, de Romanai und des Epiniers, und Beaumarchais' Neffe und Agent, de Francy, der dem Congreß endlich die Augen öffnen sollte über das Geschäftshaus Rodrigo Hortalez und die schmählichen Ränke, die sein gutes Recht verdunkelt hatten. Nach einer langen, sehr stürmischen Reise kam der „Flamand" am 1. December 1777 im Hafen von Portsmouth im Staate New-Hampshire an und setzte außer einer sehr bedeutenden Ladung von Kriegsbedarf[2]) einen Offizier ans Land, der den amerikanischen Milizen brachte, was ihnen kein Washington geben und kein Lafayette mit all seinem Enthusiasmus ersetzen konnte. Der Kriegsminister Graf St. Germain war ein Bewunderer der Armee Friedrichs des Großen, deren Verfassung er gern mit Einschluß der Prügelstrafe in Frankreich eingebürgert hätte; ein sehr richtiges Urtheil sagte ihm, daß den amerikanischen Scharfschützen die Zucht und Ordnung, die Gefechtskunst und Marschtüchtigkeit der Preußen noth thue, und der Blick, mit dem er Steuben als den rechten Mann erkannte, machte seiner Menschenkenntniß die größte Ehre. Den Ruhm aber, den Amerikanern diese ausgezeichnete Kraft wirklich zugeführt zu haben, durfte ohne Anmaßung Beaumarchais sich selber zusprechen, der am 6. November 1778 seinem Neffen Francy schrieb: „Empfiehl mich dem guten Andenken und der Freundschaft des Herrn von Steuben. Ich wünsche mir Glück dazu, daß ich meinen Freunden, „den freien Männern" einen so tüchtigen Offizier verschafft und daß ich ihn gewissermaßen gezwungen habe, seinem edlen Beruf zu folgen. Mit Wiedererstattung der Summe, die ich ihm für die Reise vorgestreckt, hat es keine Eile. Noch nie habe ich von

1) Kapp S. 29ff. 2) 1700 Centner Pulver, 22 Tonnen Schwefel, 52 metallene Kanonen, 19 Mörser, 5000 Musketen, 2500 Bomben und eine Menge Flinten, Karabiner und Pistolen.



meinem Geld einen so angenehmen Gebrauch gemacht, als in diesem Falle, denn ich habe einen Mann von Ehre auf den rechten Platz gestellt. Ich höre, daß er General-Inspektor aller amerikanischen Truppen ist. Bravo! Sage ihm, sein Ruhm sei der Zins für mein Geld und ich zweifle nicht, daß er mir auf diese Bedingungen hin sogar Wucherzinsen zahlen werde."

Ein halbes Jahr vor dem „Flamand" war ein anderes französisches Schiff nach Amerika gekommen, die „Victoire" eines neunzehnjährigen Lieutenants, des nachmals vielgenannten Marquis de Lafayette. Berauscht von dem Eindruck der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 hatte er den Entschluß gefaßt, den „Söhnen der Freiheit" seinen Degen anzubieten, aber



Kalb.
Nach dem Stiche von H. Gugeler.

die Umstände, unter denen er diesen Entschluß im Jahr darauf ausführte, waren lange nicht so dramatisch, wie er sie sich in viel späterer Zeit für seine Denkwürdigkeiten zurecht gelegt hat.

Die französische Armee zählte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts neunzehn Bataillone deutschen Fußvolks mit 525 Offizieren.[1]) Unter diesem halben Tausend deutscher Offiziere war einer der bedeutendsten ein in der Markgrafschaft Baireuth um 1721 geborener Bauernsohn Johann Kalb,[2]) der im Jahre 1743 als Lieutenant Jean de Kalb in dem aus lauter Deutschen gebildeten Infanterieregiment Löwendal auftauchte, mit diesem unter dem Marschall von Sachsen an allen Schlachten und

1) Fieffé, Histoire des troupes étrangères au service de France. Paris 1854. I, 268—271. 2) Friedrich Kapp, Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb. Stuttgart 1862.

Belagerungen in Flandern Theil nahm und nachmals im siebenjährigen Kriege[1]) sich zum General-Quartiermeister-Adjutanten des Marschalls Herzog von Broglie aufschwang und dessen wie seines Brudes, des Grafen Broglie, unbedingtes Vertrauen gewann. Nach dem Kriege ward er durch den Herzog von Choiseul wiederholt zu geheimen Missionen, zuletzt in Nordamerika verwendet und war, als gründlicher Kenner der dortigen Verhältnisse, einer der ersten französischen Offiziere, die St. Germain ins Auge faßte, als es galt, den Amerikanern insgeheim wirksame Unterstützung zuzuwenden. Anfang November 1776 brachte ihn Graf Broglie mit Silas Deane zusammen, der ihn sofort als Generalmajor engagirte. Am 1. December unterschrieb Kalb einen förmlichen Vertrag für sich und fünfzehn andere Offiziere, denen sich in einem zweiten Vertrage am 7. December auch Lafayette anschloß.[2]) Dieser, durch seinen Verwandten und väterlichen Freund Graf Broglie in seinem Vorhaben bestärkt, kehrte sich nicht an das Verbot der französischen Regierung, die den Uebertritt französischer Offiziere in die Armee der Rebellen wohl stillschweigend dulden, aber nicht förmlich erlauben konnte, kaufte im März 1777 für 112,000 Frcs. das Schiff „la Victoire" sammt Ladung an, hatte aber noch einige Schwierigkeiten mit seinem Schwiegervater, dem Herzog von Ayen zu bestehen, die die Abfahrt in einer für die Ungeduld Kalbs höchst ärgerlichen Weise verzögerten; endlich, am 20. April, konnte die Fahrt beginnen und am 13. Juni landete das Schiff bei Southinlet in der Bai von Georgetown im Staate Süd-Carolina. Die Anstellungen aber, welche Silas Deane den französischen Offizieren bewilligt hatte, wurden von dem Congreß nicht genehmigt, nur Lafayette, der auf jeden Gehalt verzichtete, und Kalb wurden als Generalmajore angestellt, der erstere wie es in dem Beschluß vom 31. Juli bezeichnend hieß, mit Rücksicht auf seinen Eifer für die amerikanische Sache, „den ausgezeichneten Rang und die Heirathsverbindungen der erlauchten Familie, der er angehöre". Die übrigen Offiziere kehrten gegen Erstattung der Reisekosten nach Frankreich zurück.

Die Anstellung Lafayettes mit dieser Begründung war eine von Franklin und Deane bestellte Huldigung, welche dem Hofadel von Versailles und seinen wohlbekannten Gesinnungen dargebracht ward. Was dieser Adel sagte, galt für die öffentliche Meinung des Landes, was er mit Entschiedenheit wollte, ward für Minister und König zum Gesetz und wer ihn beherrschte, war der Beherrscher Frankreichs.

Wenig Wochen nach seiner Ankunft in Paris schrieb Franklin am 12. Januar 1777 an Frau Marie Hewson: „Denken Sie sich einen alten Mann, dessen graues Haar unter einer Marderpelzmütze zum Vorschein kommt, mitten unter den Puderköpfen von Paris."[3]) Der Eindruck schon seiner und seiner Landsleute Erscheinung war ein ganz unermeßlicher. Graf Ségur schildert ihn uns mit überaus bezeichnenden Worten: „Nichts war über-

1) S. S. 249. 2) Kapp S. 80ff. 3) Bigelow II, 375.



Friedrich der Große mit seinen Generalen.

Nach dem Kupferstich von Joh. Frederek Clemens (1749—1831), Originalgemälde von Edmund Francis Cuningham (1741—1795).

raschender als der Gegensatz des Luxus unserer Hauptstadt, der Eleganz unserer Moden, der Pracht von Versailles, all der lebenden Spuren der monarchischen Hoffart Ludwigs XIV., der höflichen aber dünkelhaften Hoheit unserer Großen mit der fast bäuerlichen Kleidung, der schlichten aber stolzen Haltung, der freien und unumwundenen Sprache, der ungekünstelten und puderfreien Haartracht und endlich jenem antiken Wesen, das uns mitten in der verweichlichten und sclavischen Civilisation des 18. Jahrhunderts das Bild eines Denkers aus der Zeit Platons oder eines Republikaners aus den Tagen



Lafayette.
Nach dem Stiche von H. Gugeler.

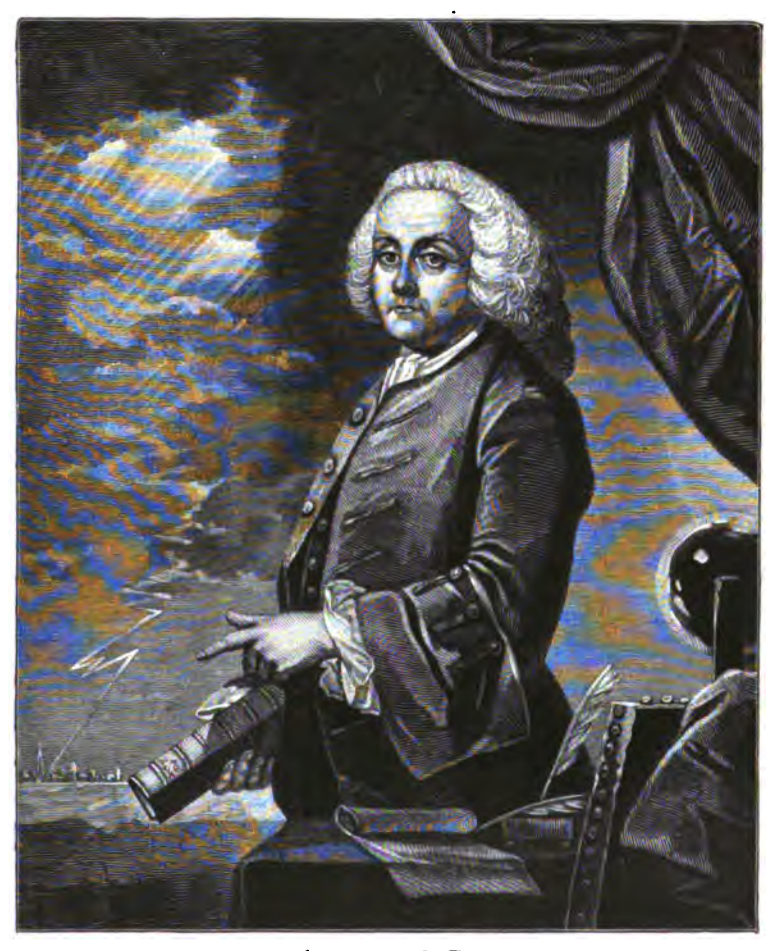
des Cato und Fabius plötzlich in unsere Mauern zu zaubern schien. Dies unverhoffte Schauspiel entzückte uns um so mehr, als es neu war und gerade in der Zeit erschien, da Literatur und Philosophie das Verlangen nach Reformen, den Hang zu Neuerungen und die Keime einer lebhaften Freiheitsliebe allgemein unter uns verbreiteten."[1]) Der Naturmensch Rousseaus war ein Traumgebilde, die Helden Plutarchs lebten nur noch in der Phantasie, aber der schlichte Quäker Franklin war handhafte Wirklichkeit. Der berühmte

1) Mémoires ou souvenirs et anecdotes par M. le comte de Ségur. Paris 1824. I, 116 ff.

Erfinder des Blitzableiters, der aus einem armen Setzerlehrling sich durch eigene Kraft zu einem der ersten Männer seines Volkes emporgearbeitet hatte, nahm sich in dem von Ueberbildung kranken Frankreich wirklich aus, wie der Sendling einer neuen Welt und einer besseren Zeit. Bei ihm und seinen beiden Landsleuten Silas Deane und Arthur Lee, mit denen das Ministerium nur insgeheim verkehrte, erschienen, wie Ségur versichert, die ausgezeichnetsten Männer der Hauptstadt und des Hofes, alle Philosophen, alle Gelehrten und die Auslese der Schriftsteller. „Die letzteren schrieben ihren eigenen Schriften und ihrem Einfluß die Fortschritte und Erfolge der freisinnigen Lehren in dem anderen Welttheil zu und ihr geheimer Wunsch war, eines Tages die Gesetzgeber Europas zu werden, wie ihre Jünger die von Amerika geworden waren." In seinen Briefen versicherte Lafayette,[1]) daß er in Amerika wirklich das gelobte Land entdeckt habe, das er bisher nur im Traume geschaut, wo nichts als Wohlwollen, Güte, Liebe zum Vaterland und Freiheit wohne und alle Bürger Brüder seien. Dem jungen Frankreich erschien all sein Schwärmen für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wie ein Spiel mit leeren Worten, wenn es jetzt sich nicht aufschwang zu Entschluß und That; die Kreuzzugsstimmung, die den verbuhlten Hofadel von Versailles ergriff, war unklar, unverständig, aber sie war ritterlich, französisch durch und durch und äußerte deßhalb eine moralische Gewalt, der am Ende keine politische Erwägung mehr widerstand.

Der Haupteinwand gegen jede Aktion, die über die Grenzen einer geheimen Unterstützung der Amerikaner hinausging, war bisher von den Finanzen hergenommen worden; dies Bedenken trat zurück, als im Juni 1777 der berühmte Banquier Necker „Generaldirektor der Finanzen" ward, der sogleich erklärte: er sei im Stande für einen zweijährigen Krieg die Mittel herbeizuschaffen, ohne eine neue Steuer aufzulegen.[2]) Und als nun gegen Ende des Jahres die Nachricht einlief von einem großen Erfolg der Amerikaner, die am 16. Oktober 1777 den General Bourgoyne bei Saratoga mit mit seinem ganzen Heertheil zur Ergebung genöthigt hatten, da ward die Strömung, die zum Kriege trieb, so stark, daß Lord Stormont jeder Hoffnung auf Innehalten oder Umkehr entsagen mußte. Von der allgemeinen Stimmung, die jetzt herrschte, sagt Graf Ségur: „Am Hof wie in der Stadt, bei den Großen wie bei den Bürgern, mitten im Schoße einer weiten Monarchie, diesem ehrwürdigen Heiligthum adeliger, parlamentarischer und geistlicher Vorrechte und zum Trotz einer langen Gewohnheit des Gehorsams gegen die willkürliche Gewalt, fesselte die Sache der aufständischen Amerikaner die Aufmerksamkeit und die Theilnahme Aller. Von allen Seiten drängte die Meinung auf die königliche Regierung ein, um sich für die republikanische Freiheit zu erklären, und schien sie der Langsamkeit und Verzagtheit anzu-

1) Mémoires I, 93 ff. 2) Lord Stormonts Bericht vom 9. Juli bei Raumer, Beiträge V, 3, 241.



B. Franklin of Philadelphia.
L.L.D. *F.R.S.*

Nach dem Originalgemälde von Wilson.

klagen."[1]) Bereits am 16. December ließ König Ludwig der amerikanischen Deputation durch seinen Staatssekretär Gerard erklären, er sei bereit, die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anzuerkennen und einen Vertrag mit ihnen zu schließen, in dem er nichts von ihnen verlange, als die Verpflichtung, daß sie nie wieder zum Gehorsam gegen die englische Regierung zurückkehren würden, und am 6. Februar 1778 löste er sein Wort ein.

Mit Franklin, Silas Deane und Arthur Lee unterzeichnete Gerard am genannten Tage zwei Verträge: erstens einen „Freundschafts- und Handelsvertrag" in 31 Artikeln[2]) und zweitens einen „eventuellen Bündniß- und Vertheidigungsvertrag"[3]) für den Fall, daß Großbritannien „aus Empfindlichkeit über diese Verbindung und das gute Einvernehmen, welches Gegenstand des genannten Vertrags sei, gegen Frankreich den Frieden breche, sei es durch unmittelbare Feindseligkeiten, sei es durch völkerrechts- und vertragswidrige Behinderung seines Handels und seiner Schiffahrt". In dem zweiten seiner 13 Artikel sprach der Vertrag als seinen Zweck aus, „die Freiheit, Souveränetät und unbedingte und unbegrenzte Unabhängigkeit der vereinigten Staaten sowohl in Staats- als Handelssachen aufrecht zu erhalten". Im achten Artikel hieß es: „Keiner der beiden Theile wird Frieden oder Waffenstillstand mit Großbritannien schließen, ohne vorher die förmliche Einwilligung des andern eingeholt zu haben, und sie verpflichten sich gegenseitig, die Waffen nicht niederzulegen, bevor die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten förmlich oder stillschweigend durch den Vertrag oder die Verträge gesichert ist, welche den Krieg beenden werden." Dies war der entscheidende Artikel für Frankreich, dessen Regierung sich von einer plötzlichen Wiederversöhnung Amerikas mit England und deren Folgen die sonderbarsten Vorstellungen machte. Im neunten Artikel versprachen sich beide Theile, der Ausgang des Krieges möge sein, welcher er wolle, keinerlei Entschädigungsansprüche zu erheben; das war der Hauptartikel für die Amerikaner, denen nächst der französischen Hilfe selbst nichts willkommener sein konnte, als daß sie ganz und gar unentgeltlich geleistet ward.

Wie unsäglich schwer hat es doch gehalten, ihnen begreiflich zu machen, daß die großartigen Lieferungen Beaumarchais' nicht unentgeltlich seien, und wie ganz unfaßbar erschien ihnen die Pflicht der Gegenleistung, selbst nachdem sie ihnen durch den Minister Vergennes amtlich nachgewiesen[4]) und dann auch durch den Congreß schriftlich anerkannt war.[5]) Nachdem Beaumarchais neun Jahre lang vergeblich um sein Recht gebeten, schrieb er am 12. Juni 1787 an den Congreß: „Ein zur Macht und Souveränetät gelangtes Volk, wird man sagen, kann die Dankbarkeit als eine Privattugend betrachten, die

---

1) Mém. I, 172/73. 2) Martens, Recueil de traités etc. 2. Aufl. Göttingen 1817. I, 587—602. 3) Ebendas. S. 605—609. 4) Die Erklärung desselben vom September 1778 bei Loménie II, 181. 5) Das Schreiben des Congresses an Beaumarchis vom 15. Januar 1779 ebendaselbst S. 175.

tief unter der Staatskunst steht: aber nichts entbindet einen Staat von der Pflicht, gerecht zu sein und seine Schulden zu bezahlen." Als Betrag der Schuld, die Beaumarchais als Privatgläubiger der vereinigten Staaten zu fordern hatte, war schließlich die Summe von 3,600,000 Livres festgestellt worden. Die elendesten Vorwände waren gut genug, um die Zahlung dieser Summe erst zu verschleppen und am Ende zu verweigern. Als ein ruinirter Mann, als heimathloser Flüchtling schrieb Beaumarchais in Hamburg am 10. April 1797 dem Congreß: „Amerikaner! Ich habe Euch gedient mit unermüdlichem Eifer, bei meinen Lebzeiten habe ich nichts als Kummer dafür geerntet und ich sterbe als Euer Gläubiger. Gestattet wir wenigstens, daß ich sterbend Euch meine Tochter vermache, um sie auszustatten mit dem, was Ihr mir schuldet. — Date obolum Belisario."[1]) Der Congreß hatte nicht einmal ein Almosen für Beaumarchais: er starb 1799, ohne einen Pfennig erhalten zu haben, und erst seinen Erben ist nach 36 Jahren immer neuer Anträge und immer neuer Ausflüchte im Jahr 1835 eine Abfindung von — 800,000 Frcs. geboten worden, die sie annahmen, weil sie sonst gar nichts bekommen hätten.[2])

Das Bündniß mit Frankreich war für die Amerikaner ein schlechthin rettendes Ereigniß; es trat ein in einem Augenblick, da trotz des Erfolges bei Saratoga, die Gesammtlage der Amerikaner selbst einem Washington als eine geradezu verzweifelte erschien und, wie wir sehen werden, erscheinen mußte. Die Mittel der Selbsthilfe waren erschöpft, ohne Bundeshilfe schien Alles verloren. Die Rückwirkung des Umschwungs, der nun eintrat, war ganz außerordentlich; das zeigte sich zunächst in England. Abschluß wie Inhalt der Verträge vom 6. Februar war noch ein Geheimniß, in London hatte man davon nur Andeutungen, noch keine sichere Kenntniß, als Lord North am 17. Februar dem Parlament einen Versöhnungsplan vorlegte, wonach erstens der Theezoll abgeschafft, zweitens jeder Anspruch auf ein Recht der Besteuerung der Colonieen feierlich zurückgenommen und drittens Commissare ernannt wurden, um mit den Aufständischen Frieden zu schließen, mit der Vollmacht, ihnen zu dem Behuf „Alles außer der Unabhängigkeit" zu bewilligen. Die Nothwendigkeit dieser Maßregeln wies der Minister in einer zweistündigen Rede nach, und von dem Eindruck derselben sagte Burke in dem Annual Register:[3]) „Staunen, Kleinmuth und Angst beschattete die ganze Versammlung." Da der Minister das ganze Programm der Opposition annahm, konnte diese nicht widersprechen: die Bills der Versöhnung gingen ohne Abstimmung durch, aber eine Wirkung hatten sie nicht mehr, wie sie denn auch früher keine Wirkung gehabt haben würden; denn das Eine, was auch jetzt nicht gewährt werden sollte, die „Unabhängigkeit", war gerade der Kern des ganzen Streites.

Am 13. März überreichte der französische Botschafter, Marquis de

1) Loménie II, 196. 2) Loménie II, 200. 3) XXI, 133.

Noailles, dem britischen Staatssekretär, Lord Weymouth, eine Note, welche den Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrags zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten anzeigte und von der hiedurch ausgesprochenen Anerkennung der Unabhängigkeit der Letzteren, die ja doch seit dem 4. Juli 1776 eine offenkundige Thatsache geworden sei, sagte, das sei ein augenscheinlicher Beweis der aufrichtigen Friedensliebe des französischen Hofes; derselbe erwarte von Sr. britischen Majestät Erwiderung dieser Gesinnung und insbesondere Vermeidung aller Schritte, welche den Handelsverkehr Frankreichs mit Amerika stören könnten.[1])

Auf diesen offenbaren Hohn antwortete England mit sofortiger Abberufung seines Botschafters Lord Stormont. Dem Doppelkriege, der jetzt drohte auszuweichen, gab es nur ein Mittel: Zurückziehung aller Truppen aus Amerika und Friedensschluß mit den Rebellen auf Grundlage ihrer vollständigen Unabhängigkeit. Dies war es, was Lord Richmond im Oberhause am 7. April beantragte und eine feurige Rede gegen diesen Antrag war des Grafen Chatham letzte That. Wir kennen sein Programm, den Amerikanern Alles zu bewilligen, was Briten als Briten fordern könnten, nur nicht die Losreißung vom Reich, d. h. die Unabhängigkeit. Daß dies Programm unmöglich war, sah er auch jetzt nicht ein, der gichtbrüchige Greis nahm seine letzte Kraft zusammen, um im Oberhause den Protest des ungebeugten Patrioten zu erheben. Mit dem einen Arm von seinem Sohne Wilhelm, mit dem andern von Lord Mahon mehr getragen als gestützt, wankte er herein, und inmitten der lautlos lauschenden Versammlung ergriff er das Wort mit einer Stimme, die fast nach jedem Satze versagte: „Mylords," sagte er, „ich freue mich, daß das Grab sich über mir noch nicht geschlossen hat; daß ich noch Leben habe, um meine Stimme zu erheben gegen die Verstümmelung dieser alten und hochadeligen Monarchie. Vom Banne der Gebrechlichkeit niedergebeugt, bin ich wenig geschickt, meinem Lande in dieser gefahrvollen Lage zu dienen, aber, so lange ich noch Verstand und Gedächtniß habe, so lange werde ich niemals einwilligen, daß der königliche Sproß des Hauses Braunschweig, die Erben der Prinzessin Sophie ihres schönsten Erbes beraubt werden. Wo ist der Mann, der wagen wird solchen Rath zu geben? Se. Majestät hat ein Reich angetreten, dessen Umfang ebenso groß wie sein Ruf fleckenlos war. Werden wir den blanken Schild dieser Nation beflecken durch schimpfliche Auslieferung ihrer Rechte und schönsten Besitzungen? Wird dies große Königreich, das die Räubereien der Dänen, die Einfälle der Schotten und die Eroberung der Normannen heil und unversehrt überdauert, das der drohenden Invasion der spanischen Armada Trotz geboten hat, sich jetzt vor dem Hause Bourbon zu Boden werfen? Wahrlich, Mylords, diese Nation ist nicht mehr, was sie war! Soll ein Volk, das fünfzehn Jahre lang der Schrecken der Welt gewesen ist, sich jetzt dahin erniedrigen, daß es zu seinem

1) Garden, Histoire générale des traités de paix. IV, 304 5.

Erbfeind sagt: Nimm Alles, was wir haben, nur gib uns Frieden? Es ist unmöglich."[1]) Als er auf Lord Richmonds Erwiderung antworten wollte, traf ihn ein Schlaganfall; sterbend ward er hinweggetragen und am 11. Mai 1778 war er todt. Der Krieg ging weiter und das Ende war ein Friede, genau so, wie ihn Lord Richmond nicht ganz fünf Jahre vorher beantragt hatte.

1) Die verschiedenen Berichte über diese Rede s. Corresp. of the Earl of Chatham. IV, 519—523.

III. Marie Antoinette, Josephs II. Anschlag auf Baiern und Friedrich der Große.

Das Bündniß Frankreichs mit Amerika, der Seekrieg, in den das erstere dadurch mit England verwickelt ward, war für die „Söhne der Freiheit" ein großes Glück; ein noch größeres aber für Deutschland, denn es machte geradezu unmöglich, daß ein Anschlag, den Joseph II. im Vertrauen auf Frankreichs Hilfe wider Baiern unternahm, zu einem neuen Weltbrand nach dem Vorbild desjenigen von 1757 führte. Die Rechnung des Hofes zu Wien auf die Dienstbarkeit des Einflusses der Königin Marie Antoinette ward zum ersten Male auf eine ernste Probe gestellt und das Ergebniß war empfindlichste Enttäuschung. Die Art aber, wie die Königin persönlich in diese Sache verwickelt worden ist, läßt uns das ganze Verhängniß ihres Lebens erkennen.

Dies Verhängniß begann in dem Augenblicke, da sie, ein dreizehnjähriges Kind, im Jahre 1769 dem ältesten Enkel Ludwigs XV. verlobt ward und in dem Abbé Vermond einen Erzieher bekam, der sie zur Französin zu bilden hatte, bevor sie wußte, was lernen heißt. Vom Deutschen kannte sie wohl nur, was sie für den alltäglichsten Hausgebrauch im Verkehr mit Dienstboten nöthig hatte, als der ausschließliche Unterricht im Französischen begann und in diesem war sie auch noch nicht weit genug, um einen sprachrichtigen Brief zu schreiben und ein ernsthaftes Buch zu lesen, als sie am 21. April 1770 Wien verließ, um sich dem fünfzehnjährigen Dauphin von Frankreich zu vermählen. Körperlich noch nicht erwachsen, geistig ebenso ungebildet wie ihrem Charakter nach noch unentwickelt, kam sie aus einer Heimath, in der sie wie eine Fremde erzogen worden war, in eine Fremde, die ihr nie zur Heimath werden konnte: ihr Schicksal war eine Heimathlosigkeit der Seele, von der sie zeitlebens nicht genesen ist. Wie viel ihr entgangen war mit der Muttersprache, die sie kaum kennen gelernt, wie wenig sie für sich selber gewonnen mit der französischen Hofsprache, die man ihr mühsam angequält, hat sie noch nicht empfinden können, als sie, strahlend vor Glück und Jugendlust, Platz nahm in einer Welt von Pracht und gleißendem Schein. Ihre Mutter betrachtete sie als ein unmündiges Kind, dem für jede Stunde des Tages brieflich oder mündlich die Regeln allseitigen Wohlverhaltens eingeschärft werden müßten und ihrem Bemühen, die in Wien unfertig gebliebene Erziehung ihrer Tochter in Versailles zu vollenden durch den Grafen Mercy und den Abbé Vermond, verdanken wir einen Briefwechsel, der zu den merkwürdigsten

Schriftdenkmälern der gesammten neueren Geschichte gehört.[1]) Aber eben dieser Briefwechsel zeigt auch, wie vergeblich diese nachträgliche Pädagogik aus der Entfernung war, wie rasch die blutjunge Erzherzogin es verstand, all ihren Vormündern mit der größten Liebenswürdigkeit ein Schnippchen zu schlagen und an einem Hofe, an dem ein Ränkekrieg Aller gegen Alle herrschte, die Stellung eines enfant gâté zu gewinnen, dem König und Dauphin nichts abschlugen, dem die Etikette keine Fessel anlegte, das mit seinem Lächeln jede Wolke verscheuchte und mit seinem Schmollen sofort die gewünschte Witterung herbeiführte. Erst etwas über vier Monate an Ort und Stelle, war sie bereits so stark in die Händel der Hofparteien verstrickt, daß Graf Mercy für nöthig hielt, den Rath des Herzogs von Choiseul unmittelbar auf sie wirken zu lassen. Diesen, der ihr als Stifter ihrer Heirath von der Mutter besonders empfohlen war, empfing sie am 11. August 1770; er gab ihr an, wie sie es anzufangen habe, um dem König und dem Dauphin zu „gefallen" und dadurch „ganz Frankreich zu ihren Füßen zu sehen" und dabei that sie Fragen und Bemerkungen, deren Richtigkeit diesen Veteran der Hofintriguen derart verblüfften, daß er nachher zum Grafen Mercy sagte: „Seit heute erst kenne ich die Frau Dauphine. Auf Ihr Wort habe ich mich ihr anvertraut und ihr Alles gesagt, was ich weiß. Ich bin entzückt von dieser jungen Prinzessin: nie hat man Aehnliches in ihrem Alter gesehen und wenn Sie Gelegenheit dazu finden, so bitte ich Sie, ihr zu sagen, daß ich mit Leib und Leben zu ihren Befehlen bin und daß sie über mich verfügen soll in Allem und überall, wo es ihr gefallen mag."[2]) Der Sturz dieses Ministers im December 1770 war die erste schwere Enttäuschung, die der Dauphine begegnete, und zum Leitstern ihres gesammten Verhaltens seitdem ward die Mahnung, die ihr die Kaiserin am 6. Januar 1771 sandte: „Vergiß nie, daß Deine Versorgung das Werk der Choiseuls war und vergiß nie, daß Du ihnen Dankbarkeit schuldig bist."[3]) Das Festhalten an der Partei der Choiseul im Sinne der österreichischen Allianz war der einzige ernsthafte Gedanke, dem die lebenslustige Dauphine zugänglich war und dem auch die Königin folgte mit der ganzen Arglosigkeit eines völlig unwissenden Kindes. Sie ahnte nicht, daß hierin der Keim lag zu unzähligen Conflikten, der Grund unaufhörlicher Reibungen und Verstimmungen, die entscheidende Ursache schließlich einer politischen Stellung, die sie als „Oesterreicherin" dem Hasse Frankreichs aussetzte, ohne ihr den Dank des Hauses Oesterreich zu gewinnen. Einzig der Widerstreit, in den ihr politisches Verhalten sie mit dem nationalen Empfinden Frankreichs brachte, hat das schonungslose Urtheil erzeugt und großgezogen, das ihr persönliches Leben traf.

---

1) Marie Antoinette, Correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le Cte de Mercy-Argenteau avec les lettres de Marie-Thérèse et de Marie-Antoinette, publiée avec une introduction et des notes par Alfred d'Arneth et M. A. Geffroy. Paris 1874. I.—III. 2) Mercy an Maria Theresia 20. August 1770, Arneth-Geffroy, Corresp. I, 39. 3) Das. S. 116.

In den sieben Jahren, die vergehen mußten, bis sie sich endlich Mutter fühlte, war ihre Lage so abnorm, daß die einfachste Pflicht der Billigkeit verbietet, mit den Zerstreuungen allzu hart ins Gericht zu gehen, durch die die blutjunge Wienerin sich und Anderen die unerträgliche Langeweile des Hoflebens zu Versailles vertreiben wollte. Daß der Dauphine Spielen, Tanzen, Reiten mehr Vergnügen machte, als Bücher, die sie nicht verstand und Lehrvorträge, bei denen sie gähnte, war ja selbstverständlich und daß sie die unartigen Kinder einer Kammerfrau herzte, küßte und im Zimmer herumtollen ließ, als ob es ihre eignen wären, konnte dem ernsten Grafen Mercy sehr unfürstlich erscheinen, während es nur einfach weiblich und natürlich war. Der alte König hatte seine Freude an ihrer unverwüstlichen Jugendlust und der unnachahmlichen Treuherzigkeit, mit der sie das Wort „papa“ zu sprechen wußte, wenn sie dem Widerstrebenden einen recht großen Gefallen abschmeicheln wollte.[1]) Der Dauphin, trocken, einsilbig, schwerfällig wie er war, konnte doch nicht umhin, sein blühendes Weib „entzückend“ zu finden; die Gardinenpredigten, in denen sie ihm die tagelangen Jagdausflüge und seine vie sauvage im Allgemeinen vorhielt,[2]) ertrug er mit rührender Ergebung und vergalt sie mit dem Aufgebot der ganzen Liebenswürdigkeit, deren er überhaupt fähig war. Schuldvolles, Strafbares lag wahrlich in all dem nicht; schlimm war nur, daß sie eben darin aufging, daß ihr ganzes Sinnen auf nichts gerichtet war als auf Flucht vor allem Ernst und jeder Arbeit, auf Jagd nach Scherz, Genuß, und Zeitvertreib um des Zeitvertreibs selber willen, daß sie sich gewöhnte an ein Dahintändeln ohne Einkehr bei sich selbst, ohne Haus und Heim in der eignen Brust, daß sie nach vier Jahren, die sie im nichtigsten Müssiggang vertrödelt hatte, Königin ward ohne die leiseste Ahnung der Pflichten und Schwierigkeiten ihrer Stellung.

Vom Augenblick des Regierungsantrittes an war sie das Haupt einer Partei, die sich in dem Herzog von Choiseul beleidigt, zurückgesetzt, unterdrückt sah und mit ihrer Hilfe zur Rache und zur Herrschaft zu gelangen hoffte. Ihr Einfluß reichte nicht aus, dem Herzog selbst wieder zum Ministerium zu verhelfen, wie oft sie dies Verlangen auch erhob — im Widerstande gegen diesen Mann war ihr sonst so nachgibiger Gatte unbezwinglich[3]) — wohl aber reichte er aus, um seinem Anhang eine Stellung bei Hofe zu sichern, die durch keinerlei Leistung verdient war. Wie weit die Königin gehen konnte, um einem unwürdigen Menschen Gunst zu bezeigen, nur weil er der Clique Choiseul angehörte, haben wir in dem Fall des Grafen Guines gesehen[4]) und hier kam noch nicht einmal irgend ein österreichisches Interesse in Betracht, Graf Mercy stand vielmehr auf Seiten der Minister gegen den Botschafter. Hieraus aber wird man leicht abnehmen können, wie die Königin sich geberden mochte, wenn einmal mit ihrer Anhänglichkeit an den Stifter ihrer Heirath ein Gebot der österreichischen Hauspolitik zusammentraf, wie sich

1) Das. S. 88. 2) Das. I, 94. 3) S. S. 562. 4) S. S. 611, vgl. 625—629.

das im Jahre 1778 ereignete, eben zu der Zeit, als sie zur unsäglichen Freude ihrer Mutter der ersten Entbindung entgegensah.

Im Jahre vorher besuchte sie ihr Bruder, Joseph II., in Versailles. Wie der über ihren alles Ernstes entbehrenden Wandel aus der Entfernung urtheilte, wissen wir schon aus seinem Schreiben vom Juli 1775;[1]) es wird sich verlohnen damit die Urtheile zu vergleichen, die er auf Grund eigner Beobachtung an Ort und Stelle über sie gefällt hat. Am 29. April 1777 schrieb er seinem Bruder Leopold aus Paris, mitten unter Aeußerungen höchster Befriedigung über die blendende Fülle neuer Eindrücke, welche Hof und Stadt ihm dargeboten: „die Königin ist eine hübsche Frau (une jolie femme) aber ein windiger Kopf (une tête à vent), der seine Vortheile noch nicht zu würdigen weiß und den ganzen Tag von Vergnügen zu Vergnügen flattert; darunter ist keines, das nicht sehr anständig wäre (très-licite), aber ungefährlicher wird das darum nicht, weil es sie von allem Nachdenken abhält, das ihr so sehr von Nöthen wäre."[2]) In einem Briefe vom 11. Mai sprach er sich eingehender über Regierung, König und Königin aus: „In Versailles herrscht ein aristokratischer Despotismus. — In seinem Amtsbereich ist Jeder unumschränkter Herr, aber mit der beständigen Angst, von seinem Souverän, nicht etwa geleitet, sondern abgesetzt zu werden. In Folge davon trachtet Jeder nur danach sich zu halten und nichts Gutes geschieht, wenn es nicht mit dieser Absicht stimmt. Die welche anders handeln wollten, sind das Opfer ihres Irrthums und auf der Stelle fortgeschickt worden. Der König ist unumschränkter Herrscher nur, um aus einer Sclaverei in die andere überzugehen. Seine Minister kann er wechseln, aber nie kann er, wenn er nicht ein überlegenes Genie hat, sich zum Herrn über die Führung der Geschäfte machen. Hienach kannst du dir denken, wie die Geschäfte gehen. Alle kleinen Sachen, welche mit persönlichen Ränken zusammenhängen, werden mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandelt, während die großen, die den Staat angehen, gänzlich verwahrlost werden. — Der König ist schlecht erzogen, hat das Aeußere gegen sich, ist aber rechtschaffen und durchaus nicht ohne Kenntnisse, nur schwach gegen die, die ihn einzuschüchtern verstehen und folglich am Gängelbande geleitet, ohne Wißbegier, ohne Schwung, beständig in Apathie versunken und von sehr einförmiger Lebensführung. Die Königin ist ein sehr hübsches und sehr liebenswürdiges Weib, aber sie denkt nur an ihr Vergnügen, empfindet nicht für den König, berauscht sich in den zerstreuenden Genüssen dieses Landes und erfüllt, mit einem Worte, weder die Pflichten der Frau noch die der Königin, wie sie es eigentlich sollte; denn als Frau vernachlässigt sie den König durchaus, lieber als durch andere Mittel stößt sie mit herrischem Befehl ihn vor sich her, kümmert sich um seine Gesellschaft nicht und hat sich hierüber einen Grundsatz gebildet, der sehr gefährlich ist, denn

1) S. S. 626/27. 2) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold. II, 131.



er ruht auf falschen Voraussetzungen. Als Königin bindet sie sich an keine Etikette, sie geht und fährt allein aus, in kleiner Gesellschaft, ohne die äußeren Zeichen ihrer Würde; sie tritt etwas leicht und zwanglos auf und für eine Bürgerliche wäre das gut, aber sie verstößt wider ihr Handwerk und das kann für künftig Folgen haben. Ihre Tugend ist ohne Flecken, sie ist sogar sittenstrenge (austère) aus Charakter mehr als aus Ueberlegung, schließlich geht bis zur Stunde Alles gut, aber auf die Dauer legt sie sich keine Hilfsquellen an und das kann übel ablaufen. Das ist's, was ich ihr predige und ich bin auch ganz zufrieden mit der Aufrichtigkeit und Liebe, mit der sie zuhört und eingesteht, aber der Zerstreuungswirbel, der sie umgibt, hindert sie irgend Anderes zu sehen und zu denken, als was sie von Vergnügen zu Vergnügen führt. Alles, was ihr näher tritt, hält sie in diesem Taumel fest und wie soll ich allein dagegen aufkommen? Doch habe ich etwas wenigstens gewonnen, namentlich in Bezug auf das Hazardspiel, das abscheulich war."[1])

Kaiser Joseph war nicht blos mit der Absicht gekommen, die Sehenswürdigkeiten der Weltstadt Paris in Augenschein zu nehmen und in Versailles nach dem Befinden seiner Schwester und seines Schwagers zu sehen. In dem Briefe, in welchem er seine Mutter auf die Reise vorbereitete, hatte er als seinen Hauptzweck den Vorsatz angegeben, „mit eigenen Augen zu prüfen, wie die Maschine Frankreich getrieben werde, wie sie aufgezogen sei, was sie in Bewegung setze, und was man von ihr hoffen könne oder fürchten müsse".[2])

Für seine Reise nach Frankreich hatte Fürst Kaunitz eine besondere Denkschrift ausgearbeitet, welche den eminent politischen Charakter derselben beleuchtete,[3]) und sein Weg führte ihn über München, wo er sich im tiefsten Geheimniß mehrere Tage aufhielt.[4])

In Wahrheit kam er nach Versailles, um zu sehen, was er für gewisse politische Pläne, unter denen ein Anschlag auf Baiern in erster Reihe stand, von Frankreich zu erwarten habe, und aus seinen Klagen über den Despotismus der Minister, die Ohnmacht des Königs, den Leichtsinn der Königin sprach einfach der Verdruß darüber, daß er für seine Andeutungen so wenig Gehör, so gar kein Entgegenkommen fand. Er ahnte eben nicht, wie scharf er seit Jahren in Versailles beobachtet, wie richtig dort sein rücksichtslos um sich greifender Ehrgeiz gewürdigt ward und wie einig der anscheinend willenlose König mit seinen Ministern in dem Entschlusse war, gegen Alles, was er bringen würde, strengstens auf der Hut zu sein.

Schon seit April 1775 stand am französischen Hofe dieser Entschluß unerschütterlich fest. Am 11. April dieses Jahres schrieb Ludwig dem Minister Vergennes einen Brief, der seinem kerngesunden Verstande zur hohen Ehre gereicht. Seinen beständigen Uebergriffen gegen die Pforte hatte Joseph neuer-

1) Das. II, 133/34. 2) An Maria Theresia 24. Nov. 1776. Arneth II, 124. 3) Krones, Geschichte der Neuzeit Oesterreichs. Berlin 1878. S. 335. 4) Das. S. 328.

lich einen bewaffneten Einfall in das Gebiet der Republik Venedig folgen lassen. „Das beweist," schrieb der König, „den ehrgeizigen und despotischen Charakter des Kaisers, der sich auch dem Baron Breteuil enthüllt hat. Man muß glauben, daß er die Augen seiner Mutter geradezu mit Blindheit geschlagen hat, denn all seine Uebergriffe sind gar nicht nach deren Geschmack, und das hatte sie von Anfang an ausgesprochen. — Wir haben jetzt nichts zu thun, als die Augen offen zu halten und uns vor Allem in Acht zu nehmen, was uns aus Wien kommen wird. Rechtschaffenheit und Zurückhaltung müssen unseren Gang bezeichnen."[1]) Darauf antwortete Vergennes am 12. April: „Das Haus Oesterreich kennt nichts als seine Gier nach Eroberungen und versteht nicht die Kunst sie durchzusetzen. Wohl der Monarchie, deren Souverän seinen Ruhm einzig in der Wohlfahrt der ihm anvertrauten Völker erblickt, das ist der Charakter Ew. Majestät; aber ich sehe voraus, daß das nicht der des Kaisers ist, dessen ruheloser und begehrlicher Geist der Menschheit viel Aufregung und vielleicht viel Unheil weissagt. Doch Ew. Majestät ist vorbehalten, diese Gefahren zu beschwören, diesem Strom, der überzutreten droht, einen Damm entgegenzusetzen und ich schmeichle mir, daß dies weniger das Werk der Macht Ihrer Waffen als das Ihres Beispiels sein wird."[2]) Und genau zwei Jahre später, am 12. April 1777, schrieb derselbe Minister mit Bezug auf den bevorstehenden Besuch des Kaisers eine warnende Denkschrift an den König, in der zum Voraus Alles widerlegt war, was der Kaiser allenfalls anführen konnte, um auf Grund der bestehenden Allianz Zustimmung oder Hilfeleistung zu neuen Vergrößerungen des Hauses Oesterreich zu fordern. „Ich untersuche nicht," hieß es hier, „ob dieses Haus die Pflichten seines Bündnisses mit Ew. Majestät immer gewissenhaft erfüllt, ob es nicht im Gegentheil gesucht hat, es zu mißbrauchen, um die der Krone gebührende Achtung herabzusetzen und die Geltung des Schutzes zu vermindern, den Ew. Majestät nach dem Beispiel Ihrer erlauchten Ahnen geneigt ist, den Fürsten Deutschlands angedeihen zu lassen, um sie im Besitze ihrer wohlbegründeten Rechte zu erhalten." Jedenfalls kann Frankreich nicht all seine Kräfte für das Bündniß von 1756 einsetzen, denn es hat auch durch den Familienpakt mit Spanien Verpflichtungen übernommen, und am allerwenigsten kann es sich den Plänen dienstbar machen, welche Joseph in Deutschland verfolgt. Diese sind augenscheinlich darauf gerichtet, „eines Tages den König von Preußen und mit ihm die protestantische Partei in Deutschland zu vernichten". „Unter dem Gesichtspunkt der Moral betrachtet, kann, ich gebe das zu, der König von Preußen nicht allzu achtungswerth erscheinen, aber politisch angesehen hat Frankreich mehr als irgend eine andere Macht ein Interesse daran, ihn zu erhalten wie er ist." Man muß ihn vom Rhein entfernt halten, aber „aus allen Kräften verhindern, daß er an der Oder und an der Elbe

1) Der ganze Brief steht bei Soulavie, Mémoires historiques et politiques. IV, 338/39. 2) Der ganze Brief bei Tratchevsky, La France et l'Allemagne sous Louis XVI. Paris 1880. Appendice. S. 3—5.

[illegible]

[illegible] ganz anders gefärbten Schlußurtheil über die Königin: „Von Versailles zu scheiden ist mir schwer geworden, denn ich hatte mich wirklich an meine Schwester angeschlossen und ich sah ihren Schmerz über unsere Trennung, der den meinigen vermehrte. Sie ist eine liebenswürdige und ehrenhafte Frau, etwas jung, etwas unbesonnen, aber sie hat einen Fond von Recht-

1. Tratchevsky S. 32—33. Bei Soulavie IV, 340 41 steht nur der erste minder wichtige Theil des Aufsatzes. 2. An Leopold. Arneth II. 13[illegible]39.

schaffenheit und Tugend in ihrer wirklich achtbaren Stellung. Dazu Geist und eine Schärfe der Beobachtung, die mich oft in Erstaunen gesetzt hat. Ihre erste Bewegung ist immer die richtige; wenn sie sich ihr überließe, etwas mehr nachdächte und etwas weniger hörte auf die buntscheckige Legion von Menschen, die ihr zuflüstern, so wäre sie vollkommen. Der Drang, sich zu amüsiren, ist sehr mächtig bei ihr, und da man diesen ihren Hang kennt, so weiß man sie bei ihrer Schwäche zu fassen und die, welche ihr die meisten Vergnügungen in der größten Abwechselung darbieten, werden angehört und bevorzugt. Einzig ist die Art, wie sie mit dem König umgeht; sie bringt ihn mit Gewalt zu Dingen, die er ohne sie nicht einmal gewollt (geschweige denn gethan hätte)." Man sieht, der strenge Censor hat seine verwöhnte Schwester doch lieb gewonnen: denn mit der erstaunlichen Schärfe ihres Verstandes hat sie am Ende doch die Richtigkeit der Pläne erkannt, die er ihr nahe gelegt, und wenn sie nur bei dem ersten Eindruck, den er bei ihr erzeugt, ausharrt, sich durch das Dreinreden Unberufener nicht irre machen und im entscheidenden Augenblick ihren gebietenden Einfluß auf den widerstandsunfähigen Gatten wirken läßt, dann kann, trotz ihres flatternden Weltsinns noch Alles gut werden. Denn, übersehen wir das nicht, die Klagen der Mutter, des Bruders, des Botschafters über den Wandel der Königin waren nicht ganz objektiv; sie entstammten viel weniger dem Mißfallen über die Dinge an sich, als der Befürchtung, daß ihr Einfluß auf den König, auf den Hof, auf die öffentliche Meinung darunter leide und damit ihre Brauchbarkeit für die Zwecke Oesterreichs sich vermindern, wenn nicht ganz verlieren werde. Wenn die Kaiserin sie flehentlich bat, ihre rasende Reitlust zu zügeln, so dachte sie an Körperschäden, die die Geburt des dringend nothwendigen Thronerben ins Unabsehbare verzögern könnten: und wenn der Kaiser ihr Ernst, Arbeit, Studium predigte, so meinte er die Politik, für deren Pflege sie ja nach Versailles verpflanzt worden war, und die durch kindisches Getändel so wenig gefördert werden konnte als durch launische Uebergriffe an der falschen Stelle und im unrechten Augenblicke. Daß der Unterricht, den er ihr persönlich ertheilt, nicht ganz unfruchtbar bleiben werde, war die Hoffnung, die ihn den Trennungsschmerz leichter tragen ließ, und wir werden sehen, daß er sich über die Gesinnung der Schwester wirklich nicht zu beklagen hatte, als der Fall eintrat, auf den er sie vorbereitet.

Durch seinen Gesandten in Versailles, den Grafen Goltz, gut unterrichtet, ergriff Friedrich der Große die Gelegenheit, welche die gescheiterte Werbung Josephs II. darbot, um mit dem französischen Hofe wieder Fühlung zu bekommen. Goltz ward beauftragt, dem Grafen Maurepas zu eröffnen, daß der König großen Werth darauf legen würde, einen Mann des Vertrauens zu empfangen, gegen den er sich ganz rückhaltlos aussprechen könne im Sinne einer Wiederannäherung an Frankreich. Mit Freuden ging Maurepas darauf ein und schickte einen Herrn v. Jaucourt ab, der Offizier war und angeblich blos den Manövern der preußischen Truppen zu Magdeburg bei-

wehren sollte. Am 26. Mai 1777 traf er beim König ein und hatte mit diesem im tiefsten Geheimniß politische Unterredungen von entscheidend wichtigem Inhalt. Der König selbst berichtet darüber: „Die Betrachtung begann mit dem Friedensschluß und erstreckte sich bis zu dem Augenblick der Unterredung selbst; viele Fragen wurden berührt, die sich auf vergangene und gegenwärtige Umstände bezogen. Der maßlose Ehrgeiz des Kaisers ward nicht außer Acht gelassen und schließlich, nachdem die Interessen der beiden Höfe gründlichst erwogen waren, gestand Herr v. Jaucourt ein, die Allianz mit Preußen sei in jedem Betracht vortheilhafter für Frankreich als die mit dem Hof von Wien.“[1])

Wie Friedrich diesen gezeichnet haben mag, können wir der Charakteristik entnehmen, die er an einer früheren Stelle seiner Denkwürdigkeiten gibt und die ihre Spitze so scharf auf die Empfindlichkeit Frankreichs richtet, daß wir uns unwillkürlich einen Franzosen als Hörer oder Leser hinzudenken. Wien, sagt der König, war damals der Herd aller Anschläge und Ränke in Europa. Dieser so anmaßende und übermüthige Hof richtete seine Blicke nach allen Seiten, um seine Grenzen auszudehnen und gutgelegene Nachbarstaaten seinem Reiche einzuverleiben. Nach Morgen zu trachtete seine Ländergier Serbien und Bosnien zu verschlingen. Nach Süden zu reizte ihn ein Theil der Besitzungen der Republik Venedig, und er konnte kaum den Augenblick erwarten, da ihm eine passende Ländertheilung gestatten würde, Triest und Mailand mit Tirol zu verbinden. Das war ihm aber noch nicht genug: er versprach sich auch nach dem Tode des Herzogs von Modena, dessen Erbin ein Erzherzog geheirathet, Ferrara dem Staat der Päpste zu entreißen und dem König von Sardinien Tortona und Alessandria zu rauben, als Länder, die immer den Herzogen von Mailand gehört hätten. Nach Westen zu winkte ihm Baiern als ein fetter Bissen, dieser Nachbar Oesterreichs öffnete ihm einen Weg nach Tirol. Im Besitze Baierns sah das Haus Oesterreich die Donau fast überall innerhalb seiner Grenzen strömen. Man behauptete außerdem, es sei dem Interesse des Kaisers entgegen, wenn Baiern und die Pfalz unter einen Souverän kämen und da durch diese Erbschaft der Kurfürst von der Pfalz zu mächtig geworden wäre, so wäre es besser, daß der Kaiser sie selber an sich nähme. Wenn man von da die Donau aufwärts schreitet, so kommt man in das Herzogthum Württemberg, auf welches der Hof zu Wien gleichfalls sehr gerechte Ansprüche zu haben glaubte. All diese Erwerbungen hätten eine Art von Galerie gebildet, die von Wien aus Land mit Land verknüpfend bis zum Rhein sich ausgestreckt hätte, wo der Elsaß, der ehedem zum Reich gehört, zurückverlangt werden konnte und dies hätte dann endlich nach Lothringen geführt, das einst das Stammland der Vorfahren Josephs gewesen war. Nach Norden zu begegnen wir jenem Schlesien, dessen Verlust Oesterreich nie verschmerzen konnte und das es vorhatte zurückzuerobern, sobald das

1) Oeuvres VI, 132/33.

irgend angehen würde.[1]) Das Bild, das Friedrich von den Eroberungsplänen des Kaisers entwarf, konnte am Hof zu Versailles nach den Auffassungen, die wir als die dort geltenden schon kennen gelernt haben, weder überraschend noch übertrieben erscheinen. Ganz in derselben Weise hatte ja der französische Botschafter in Wien, Baron Breteuil über den Kaiser stets berichtet,[2]) und insbesondre die Pläne wegen der Erbfolge in Baiern wurden noch bei Lebzeiten des Kurfürsten, der in den besten Jahren stand, am Hofe zu Mannheim mit solch scheuloser Offenheit betrieben, daß, wie Friedrich bezeugt, nicht blos in ganz Deutschland, sondern in ganz Europa davon die Rede war.[3])

Ganz unerwartet erkrankte der kinderlose Kurfürst Max Joseph von Baiern an den Blattern und unter den Händen unwissender Aerzte starb der kaum einundfünfzigjährige Fürst am 30. December 1777; sein Erbe, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, eilte sofort nach München und genehmigte hier am 14. Januar 1778 einen Vertrag, den sein Bevollmächtigter v. Ritter am 3. Januar zu Wien unterzeichnet, und durch den er auf fast ganz Niederbaiern, sowie auf Theile von Oberbaiern und der Oberpfalz als auf heimgefallene Lehen des Reichs und der Krone Böhmen zu Gunsten Oesterreichs verzichtete.[4]) Mit diesem Vertrage, dessen Abschluß der Einmarsch der österreichischen Truppen auf dem Fuße folgte, wäre das Geschäft rechtlich und thatsächlich abgemacht gewesen, wenn es nicht noch einen berechtigten Erben gegeben hätte, ohne dessen Einwilligung der Wien-Münchener Vertrag null und nichtig war; das war der Herzog Karl II. von Zweibrücken. Auch der erschien in München und zu ihm sandte Friedrich der Große den Grafen Johann Eustach von Görtz, der gerade noch rechtzeitig ankam, um dem eingeschüchterten Kleinfürsten den Muth zur Verwerfung dieses Vertrags, zum öffentlichen Protest gegen das ganze Verfahren des Kaisers einzuflößen.[5]) Hinter diesem Protest stand Friedrich der Große und so war die Rechtsfrage der Erbfolge in Baiern zu einer Machtfrage zwischen Oesterreich und Preußen geworden.

Kaiser Joseph war durch diese Wendung aufs Aeußerste betroffen. Die

---

1) Oeuvres VI, 123. In der oben erwähnten Denkschrift des Fürsten Kaunitz von 1776 „bey Gelegenheit S. M. des Kaysers bevorstehender Reise nach Frankreich" hieß es unter den „Spezial-Staats-Grundsätzen": „Durch den unverschmerzlichen Verlust Schlesiens hat nicht nur das österreichische, sondern das ganze Europäische Staatssystem eine andre Gestalt gewonnen. Vorhin war Brandenburg kaum unter die Mächte der zweiten Classe und meistentheils unter die mindere österreichische Alliirten zu zählen, dermalen ist es der gefährlichste Nachbar und heimliche Feind."
2) Tratchevsky S. 29. 3) Oeuvres VI, 125. 4) Garden, Histoire générale des traités de paix. IV, 235 ff. 5) Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le Roi de Prusse Féderic le Grand au Comte Eustache de Goertz. Frankfurt 1812. Vgl. Historische und politische Denkwürdigkeiten des K. Preuß. Staatsministers Eustach Grafen von Görtz. Stuttgart u. Tübingen. 1827. I.

Illusionen, die er sich über das Gelingen seines Handstreichs gemacht, würde man für unglaublich halten, hätte er sie nicht in den Briefen an seinen Bruder Leopold selbst bezeugt. Mit einer Naivetät trieb dieser Kaiser große Politik, die einem Friedrich vorkommen mochte wie bare Raserei. Er hatte eben nicht erlebt, was seine Mutter erlebt hatte, die ihm am 2. Januar tiefbekümmert die warnenden Worte schrieb: „Auch wenn unsere Ansprüche auf Baiern besser begründet und nachgewiesen wären, als sie es sind, würde man sich hüten müssen, einen Weltbrand zu entzünden um einen einseitigen Vortheil."[1]) Ihr Sohn wußte nichts von so kleinlichen Aengsten. Seelenvergnügt schrieb er am 5. Januar an Leopold: „Am 16. rücken unsere Truppen ein. Die Umstände in Europa lassen sich günstig an. Alle Welt ist beschäftigt und aufmerksam: folglich schmeichle ich mir, daß der Schlag ohne Krieg gelingen wird und die Erwerbung, obgleich nicht vollständig, wird immer schön sein, da sie nichts gekostet haben wird."[2]) In dieser hoffnungsvollen Stimmung blieb er den ganzen Monat Januar. Noch am 29. schrieb er triumphirend: „Der König von Preußen hat noch kein Wort gesagt: er ist sehr übler Laune und pocht an alle Thüren, um zu erfahren, ob man gemeinsame Sache mit ihm machen wird: aber da er sie verschlossen findet, wird er wohl Geduld haben müssen, und da er allein vorzugehen nicht wagen wird, so wird die ganze Sache, wenn ich mich nicht täusche, zum Staunen aller Welt sehr ruhig ablaufen."[3])

Aus Versailles kam die erste Enttäuschung. Die Königin zwar hatte ihre Schuldigkeit gethan. Der Feuereifer der Oesterreicherin war in ihr erwacht. Stürmisch wie nie forderte sie die Absetzung der unfähigen Minister, die Berufung des bewährten Choiseul,[4]) erinnerte sie an die Pflichten der Bundes- und Freundestreue, die Frankreich dem Kaiser schulde, während ihre Mutter jammerte, die Lösung dieses Bundes wäre ihr Tod. Zwar die Ausflüge zu den Bällen der großen Oper, auf denen sie oft bis 4 Uhr Morgens aushielt, konnte sie auch jetzt nicht lassen, aber das hinderte nicht, daß sie den politischen Dingen jetzt eine Theilnahme und Aufmerksamkeit schenkte, die Mercy nicht genug zu rühmen wußte. In ihren Gesprächen mit dem König zeigte sie eine Wärme, eine Leidenschaft, die bisher ihr ganz fremd gewesen war. Auf eine ihrer Ergießungen über die bairische Sache, die Umtriebe des Königs von Preußen und die Gefahr eines Erkaltens der Allianz, antwortete der König: „Der Ehrgeiz Ihrer Verwandten wird Alles über einander stürzen; mit Polen haben sie angefangen, jetzt bildet Baiern den zweiten Band, das thut mir leid um Ihretwillen." „Aber," versetzte sie, „Sie können doch nicht leugnen, mein Herr, daß Sie über diese bairische Sache unterrichtet und einverstanden waren."[5]) „Ich war so wenig einverstanden," erwiderte der König, „daß den französischen Ministern befohlen worden ist, an den Höfen,

1) Arneth II, 171. 2) Das. S. 173/74. 3) S. 179. 4) Bericht Mercys vom 17. Januar 1778. Arneth-Geffroy III, 159. 5) Dies bezieht sich offenbar auf Gespräche Josephs zur Zeit seines Aufenthaltes in Versailles.



an denen sie sind, zu erklären, daß diese Verstümmelung Baierns wider unseren Willen geschieht und daß wir sie mißbilligen."[1]) Und dabei blieb der König, der in dieser Sache um so größere Festigkeit zeigte, als er sich durch sein Bündniß mit den Amerikanern bereits vor einen Seekrieg gestellt sah, der ihm einen gleichzeitigen Landkrieg ganz unmöglich machte. Schon am 9. März wußte Joseph zu seinem großen Verdruß, daß Frankreich nichts von einer Vermittelung, noch weniger von einer Waffenhilfe wissen wolle; selbst im Falle eines Angriffes müsse es die vertragsmäßigen Hilfstruppen versagen und dem König von Preußen wolle es erklären, daß es zu vollständiger Neutralität in Allem und gegen Alle entschlossen sei.[2])

Der Gewißheit, daß auf Frankreich gar nicht zu rechnen sei, folgte binnen wenigen Wochen die weitere Gewißheit eines Krieges mit Preußen und Sachsen nach, das gleichfalls Ansprüche auf Baiern erhob und sogleich beim Ausrücken der Heere zeigte sich, daß die österreichische Armee um 40,000 Mann zu schwach sei, um sich im offenen Felde mit dem größten Feldherrn und dem besten Fußvolk jener Tage zu messen. Dem Kriege selbst ging ein höchst charakteristischer Schriftenwechsel zwischen Joseph und Friedrich voraus, der Erwähnung verdient insbesondere deßhalb, weil er Friedrich Gelegenheit gab, ein politisches Bekenntniß auszusprechen, das maßgebend geblieben ist für seine gesammte deutsche Politik und das kurz vor seinem Tode fast ganz Deutschland um die Fahne Preußens gegen den Kaiser versammelt hat. Das Bekenntniß Friedrichs des Großen findet sich in dem Briefe, mit welchem er zu Schönwalde am 14. April 1778 den aus Olmütz am 13. April geschriebenen Brief des Kaisers beantwortet hat[3]) und lautet: „Es handelt sich um die Frage, ob ein Kaiser über die Lehen des Reichs nach Belieben verfügen kann. Bejaht man diese Frage, so werden all diese Lehen das, was in der Türkei die Timars sind, Güter nur auf Lebenszeit verliehen, über welche der Sultan nach dem Tode des Besitzers neu befindet, das aber ist gegen die Gesetze, die Gewohnheitsrechte und den Brauch des römischen Reichs. Kein Fürst wird dazu die Hand bieten: Jeder wird Berufung einlegen an das Lehenrecht, welches diese Besitzungen seinen Nachkommen sichert und Niemand wird gewillt sein, die Gewalt eines Despoten selber zu zimmern, der früher oder später ihn und seine Kinder der Güter berauben wird, die seit unvordenklicher Zeit in ihrem Besitze sind. Das ist's, was den allgemeinen Aufschrei des ganzen germanischen Körpers bewirkt hat gegen die gewaltthätige Art, wie von Baiern Besitz ergriffen worden ist. Ich, als Glied des Reichs und durch den Frieden von Hubertsburg an den Westphälischen Frieden neu gebunden, fühle mich ganz unmittelbar verpflichtet, die Immunitäten, die Freiheiten und Rechte des germanischen Körpers, sowie die kaiserlichen Kapitulationen aufrecht zu erhalten, durch welche die Macht des Reichsoberhauptes beschränkt

1) Bericht Mercys v. 18. Febr. 1778. Arneth-Geffroy III, 168/69. 2) Joseph an Leopold 9. März 1778. Arneth II, 183. 3) Der ganze Briefwechsel in den Oeuvres de Frédéric le Grand. VI, 183 ff.

[illegible]

[illegible] Briefe des Königs sagte ihr, daß es doch etwas gebe, worin dieser seinem Gegner nicht über ist. Sie schreibt am 18. April: „Ich bekenne meine Schwäche, dieser Brief geschrieben mit eigener Hand, ohne Schreiber inmitten von 100,000 Mann, ohne Orthographie, ohne Stil, gefertigt von einem König oder vielmehr einem Theaterheroen, hat mir Freude gemacht, denn er zeigt, daß das Ungeheuer doch nicht so universell ist und bei dieser Gelegenheit einen Andern seines Gleichen hätte brauchen können, um ihm die schmutzige Wäsche zu waschen."³)

Was nach diesem Briefwechsel nun in Böhmen sich ereignete, war mehr eine Friedensverhandlung unter Waffen, als ein Krieg zu nennen, denn die Diplomatie, die eifrig nach einem Ausgleich suchte, ruhte keinen Augenblick und die gewaltigen Heere, die sich im Norden des böhmischen Gebirgskessels zusammendrängten, schienen zu allem Möglichen, nur nicht zum Schlagen da zu sein.⁴) Das Heer des Kaisers stand in unbezwinglichen Schanzenlagern auf den Höhen an der oberen Elbe von Königsgrätz bis Arnau hin, machte aber keinen Versuch, das schlesische Heer des Königs, das mit 80,000 Mann aus der Grafschaft Glatz über Nachod kam, beim Ausmünden aus den Engpässen anzugreifen, eine Unterlassung, die Friedrich nachher mit Recht als einen unverzeihlichen Fehler der Führung bezeichnete.⁵) Zwischen Nachod, wo Friedrich lagerte und Königsgrätz, wo der rechte Flügel der Oesterreicher seinen stärksten Stützpunkt hatte, schien es nun zur Entscheidungsschlacht kommen zu müssen. Am 7. Juli berichtete Joseph von einem ersten Husarenscharmützel

1) Das. S. 186/87. 2) Das. S. 190. 3) Arneth II, 201. 4) Ueber den Krieg im Allgemeinen siehe: C. Reimann, Geschichte des Bairischen Erbfolgekriegs. Leipzig 1869, der insbesondere den Briefwechsel Friedrichs mit dem Prinzen Heinrich (Schöning IV, 1854) einerseits und die Correspondenz Josephs mit Maria Theresia (Arneth II und III) verwerthet. 5) Oeuvres VI, 178.

als dem Vorboten großer Ereignisse[1]) und legte eine deutsch geschriebene Note bei, welche mit den aufregenden Worten anfing: „Aeußerste Umstände erfordern äußerste Mittel. Die Erhaltung der Monarchie hängt anjetzo bei diesem entstandenen verderblichen und höchst gefährlichen Kriege von wenigen unglücklichen Augenblicken ab. Der Feind ist uns an Stärke wirklich überlegen und bekannter Maßen zu allen Mitteln bereit, ja ein großer Kriegsmann; wir sind wirklich ohne Alliirte, also muß die Monarchie in sich selbst auch ihre Ressourcen holen und darauf allein bauen." Kurz gesagt, Joseph forderte die alsbaldige Aushebung von 40,000 Rekruten und äußerste Anspannung der schon so schwer belasteten Finanzen. Darüber gerieth die Kaiserin in solche Seelenangst, daß sie dem Sohne am 11. Juli schrieb, er solle Frieden machen um jeden Preis und wenn er den Schein der Schwäche fürchte, die Verantwortung nur auf ihr graues Haupt werfen, das doch zu sonst nichts mehr tauge.[2]) Andern Tags schrieb sie mit blutendem Herzen und bebender Hand einen Brief an — den Mann, den sie in ihren Briefen an Joseph nie anders als „Unmensch" oder „Ungeheuer" nannte, an Friedrich den Großen, um ihm ohne Wissen des Sohnes ihr gepreßtes Mutterherz zu eröffnen und bevor es zum Schlagen komme, um Wiederaufnahme der jüngst durch den Kaiser abgebrochenen Unterhandlung zu bitten. Der Brief, den Baron Thugut mit den nöthigen Vollmachten versehen überbringen sollte, schloß mit den Worten: „In dem glühenden Wunsche, daß Ew. Majestät Unsere Bitten gemäß Unserer Würde und zu Unserer Befriedigung erfüllen könnte, bitte ich Sie mit denselben Gesinnungen das lebhafte Verlangen erwidern zu wollen, das ich hege, unser gutes Einvernehmen für immer wiederherzustellen, zum Heil des Menschengeschlechtes und zum Segen auch unserer Familien, womit ich bin Ew. Majestät gute Schwester und Cousine Maria Theresia."[3])

Friedrich der Große empfing diesen Brief aus den Händen Thuguts am 17. Juli in Welsdorf und beantwortete ihn sofort in einem äußerst verbindlichen Schreiben, in welchem er versprach, jede entscheidende Aktion zu unterlassen, bevor im Sinne der Kaiserin ein neuer Versuch gemacht sei, sich über die Vorbedingungen eines Ausgleiches, für den er selber Vorschläge machte, sich zu verständigen.[4]) Der Kaiser war sehr ungehalten, als ihm die Kaiserin nachträglich schrieb, was sie gethan und es war ihm nur ein schlechter Trost, daß sie hinzufügte: „Ich kann nicht aussprechen, wie viel mir das gekostet hat gegenüber diesem Ungeheuer";[5]) er meinte, das sei ja eine Waffenstreckung vor dem Feind, eine Entehrung für ihn und die Monarchie, der selbst ein vollständiger Rückzug bis nach Kuttenberg und eine Aufopferung Prags vorzuziehen gewesen wäre; ihm bleibe da nichts Anderes übrig, als die Flinte ins Korn zu werfen und durch eine Flucht nach Italien oder

1) Arneth II, 325. 2) Arneth II, 332. 3) Oeuvres VI, 197. 4) Oeuvres VI, 200/201. 5) 13. Juli. Arneth II, 337.

er ruht auf falschen Voraussetzungen. Als Königin bindet sie sich an keine Etikette, sie geht und fährt allein aus, in kleiner Gesellschaft, ohne die äußeren Zeichen ihrer Würde; sie tritt etwas leicht und zwanglos auf und für eine Bürgerliche wäre das gut, aber sie verstößt wider ihr Handwerk und das kann für künftig Folgen haben. Ihre Tugend ist ohne Flecken, sie ist sogar sittenstrenge (austère) aus Charakter mehr als aus Ueberlegung, schließlich geht bis zur Stunde Alles gut, aber auf die Dauer legt sie sich keine Hilfsquellen an und das kann übel ablaufen. Das ist's, was ich ihr predige und ich bin auch ganz zufrieden mit der Aufrichtigkeit und Liebe, mit der sie zuhört und eingesteht, aber der Zerstreuungswirbel, der sie umgibt, hindert sie irgend Anderes zu sehen und zu denken, als was sie von Vergnügen zu Vergnügen führt. Alles, was ihr näher tritt, hält sie in diesem Taumel fest und wie soll ich allein dagegen aufkommen? Doch habe ich etwas wenigstens gewonnen, namentlich in Bezug auf das Hazardspiel, das abscheulich war."[1])

Kaiser Joseph war nicht blos mit der Absicht gekommen, die Sehenswürdigkeiten der Weltstadt Paris in Augenschein zu nehmen und in Versailles nach dem Befinden seiner Schwester und seines Schwagers zu sehen. In dem Briefe, in welchem er seine Mutter auf die Reise vorbereitete, hatte er als seinen Hauptzweck den Vorsatz angegeben, „mit eigenen Augen zu prüfen, wie die Maschine Frankreich getrieben werde, wie sie aufgezogen sei, was sie in Bewegung setze, und was man von ihr hoffen könne oder fürchten müsse".[2])

Für seine Reise nach Frankreich hatte Fürst Kaunitz eine besondere Denkschrift ausgearbeitet, welche den eminent politischen Charakter derselben beleuchtete,[3]) und sein Weg führte ihn über München, wo er sich im tiefsten Geheimniß mehrere Tage aufhielt.[4])

In Wahrheit kam er nach Versailles, um zu sehen, was er für gewisse politische Pläne, unter denen ein Anschlag auf Baiern in erster Reihe stand, von Frankreich zu erwarten habe, und aus seinen Klagen über den Despotismus der Minister, die Ohnmacht des Königs, den Leichtsinn der Königin sprach einfach der Verdruß darüber, daß er für seine Andeutungen so wenig Gehör, so gar kein Entgegenkommen fand. Er ahnte eben nicht, wie scharf er seit Jahren in Versailles beobachtet, wie richtig dort sein rücksichtslos um sich greifender Ehrgeiz gewürdigt ward und wie einig der anscheinend willenlose König mit seinen Ministern in dem Entschlusse war, gegen Alles, was er bringen würde, strengstens auf der Hut zu sein.

Schon seit April 1775 stand am französischen Hofe dieser Entschluß unerschütterlich fest. Am 11. April dieses Jahres schrieb Ludwig dem Minister Vergennes einen Brief, der seinem kerngesunden Verstande zur hohen Ehre gereicht. Seinen beständigen Uebergriffen gegen die Pforte hatte Joseph neuer-

1) Das. II, 133/34. 2) An Maria Theresia 24. Nov. 1776. Arneth II, 124. 3) Krones, Geschichte der Neuzeit Oesterreichs. Berlin 1878. S. 335. 4) Das. S. 328.

lich einen bewaffneten Einfall in das Gebiet der Republik Venedig folgen lassen. „Das beweist," schrieb der König, „den ehrgeizigen und despotischen Charakter des Kaisers, der sich auch dem Baron Breteuil enthüllt hat. Man muß glauben, daß er die Augen seiner Mutter geradezu mit Blindheit geschlagen hat, denn all seine Uebergriffe sind gar nicht nach deren Geschmack, und das hatte sie von Anfang an ausgesprochen. — Wir haben jetzt nichts zu thun, als die Augen offen zu halten und uns vor Allem in Acht zu nehmen, was uns aus Wien kommen wird. Rechtschaffenheit und Zurückhaltung müssen unseren Gang bezeichnen."[1]) Darauf antwortete Vergennes am 12. April: „Das Haus Oesterreich kennt nichts als seine Gier nach Eroberungen und versteht nicht die Kunst sie durchzusetzen. Wohl der Monarchie, deren Souverän seinen Ruhm einzig in der Wohlfahrt der ihm anvertrauten Völker erblickt, das ist der Charakter Ew. Majestät; aber ich sehe voraus, daß das nicht der des Kaisers ist, dessen ruheloser und begehrlicher Geist der Menschheit viel Aufregung und vielleicht viel Unheil weissagt. Doch Ew. Majestät ist vorbehalten, diese Gefahren zu beschwören, diesem Strom, der überzutreten droht, einen Damm entgegenzusetzen und ich schmeichle mir, daß dies weniger das Werk der Macht Ihrer Waffen als das Ihres Beispiels sein wird."[2]) Und genau zwei Jahre später, am 12. April 1777, schrieb derselbe Minister mit Bezug auf den bevorstehenden Besuch des Kaisers eine warnende Denkschrift an den König, in der zum Voraus Alles widerlegt war, was der Kaiser allenfalls anführen konnte, um auf Grund der bestehenden Allianz Zustimmung oder Hilfeleistung zu neuen Vergrößerungen des Hauses Oesterreich zu fordern. „Ich untersuche nicht," hieß es hier, „ob dieses Haus die Pflichten seines Bündnisses mit Ew. Majestät immer gewissenhaft erfüllt, ob es nicht im Gegentheil gesucht hat, es zu mißbrauchen, um die der Krone gebührende Achtung herabzusetzen und die Geltung des Schutzes zu vermindern, den Ew. Majestät nach dem Beispiel Ihrer erlauchten Ahnen geneigt ist, den Fürsten Deutschlands angedeihen zu lassen, um sie im Besitze ihrer wohlbegründeten Rechte zu erhalten." Jedenfalls kann Frankreich nicht all seine Kräfte für das Bündniß von 1756 einsetzen, denn es hat auch durch den Familienpakt mit Spanien Verpflichtungen übernommen, und am allerwenigsten kann es sich den Plänen dienstbar machen, welche Joseph in Deutschland verfolgt. Diese sind augenscheinlich darauf gerichtet, „eines Tages den König von Preußen und mit ihm die protestantische Partei in Deutschland zu vernichten". „Unter dem Gesichtspunkt der Moral betrachtet, kann, ich gebe das zu, der König von Preußen nicht allzu achtungswerth erscheinen, aber politisch angesehen hat Frankreich mehr als irgend eine andere Macht ein Interesse daran, ihn zu erhalten wie er ist." Man muß ihn vom Rhein entfernt halten, aber „aus allen Kräften verhindern, daß er an der Oder und an der Elbe

1) Der ganze Brief steht bei Soulavie, Mémoires historiques et politiques. IV, 338/39. 2) Der ganze Brief bei Tratchevsky, La France et l'Allemagne sous Louis XVI. Paris 1880. Appendice. S. 3—5.

geschwächt werde", denn „in der gegenwärtigen Lage der Dinge muß er als ein natürlicher Verbündeter Frankreichs betrachtet werden".[1])

Dies das Glaubensbekenntniß eines Staatsmannes, der das Bündniß von 1756 einzig unter dem Gesichtspunkt der französischen Interessen betrachtete, der ihm Werth und Geltung nur beilegte, insofern es eine Bürgschaft des Friedens bildete, und entschlossen war, es nicht länger für die Kriegszwecke Oesterreichs mißbrauchen zu lassen. In diesen Anschauungen war der König durchaus einig mit Vergennes und Maurepas, und daraus erklärt sich, daß Joseph II. bei diesen dreien Nichts erreichte und vermuthlich schon bei den ersten Andeutungen das Vergebliche seiner Bemühungen erkannte. Um ihn nicht zu verletzen, mag ihn der König an die Minister gewiesen und diese werden sich durch den Hinweis auf die immer ernster werdende Spannung mit England, die Aussicht auf einen vielleicht unabweisbaren Seekrieg geholfen haben, um die Politik strenger Zurückhaltung gegenüber möglichen Wirren in Deutschland zu rechtfertigen. Nur die Königin scheint schließlich den Bestürmungen ihres Bruders Gehör geschenkt und seinen Wünschen Förderung versprochen zu haben. Dies läßt sich dem Briefe Josephs vom 9. Juni[2]) entnehmen, der von der Königin in einem auffallend günstigeren Tone redet als vorher, während das Urtheil über den König dasselbe bleibt, das über die Minister aber äußerst herbe lautet. Von dem König heißt es: „Er ist etwas schwach, aber durchaus nicht dumm (point imbécile), er hat Begriffe, er hat Urtheil, ist aber eine an Leib und Seele schläfrige Natur. Er kann eine verständige Unterhaltung führen, hat aber kein Bedürfniß sich zu unterrichten, keine Wißbegier, kurz das „fiat lux" ist ihm nicht gekommen, der Stoff ist noch im Urbrei." Von den Ministern heißt es: „Sie haben kein wahres System, keinen Muth, keine Festigkeit des Sinnes, sie wollen nur vorwärts ohne nach links und rechts zu schauen, kleine Mittel sind ihre ganze Weisheit. Ungeheure Summen werden vergeudet, um die Flotte in Stand zu setzen; 14 Kriegsschiffe haben sie auf der Rhede, wagen sie aber nicht auslaufen zu lassen, aus Angst einen Krieg zu beginnen, vor dem sie sich fürchten; gleichwohl schicken sie Offiziere und Kanonen mit anderm Kriegsbedarf an die Amerikaner." Ganz deutlich verräth sich hier der Aerger über das Hinderniß, das die Rüstung zum Seekrieg der Unterstützung seiner Pläne auf dem Festlande bereitet und die einzige Hoffnung, die er schließlich doch aus Versailles mit fortgenommen, enthüllt sich ebenso deutlich aus seinem ganz anders gefärbten Schlußurtheil über die Königin: „Von Versailles zu scheiden ist mir schwer geworden, denn ich hatte mich wirklich an meine Schwester angeschlossen und ich sah ihren Schmerz über unsere Trennung, der den meinigen vermehrte. Sie ist eine liebenswürdige und ehrenhafte Frau, etwas jung, etwas unbesonnen, aber sie hat einen Fond von Recht-

1) Tratchevsky S. 32—33. Bei Soulavie IV, 340/41 steht nur der erste minder wichtige Theil des Aufsatzes. 2) An Leopold. Arneth II, 138/39.

schaffenheit und Tugend in ihrer wirklich achtbaren Stellung. Dazu Geist und eine Schärfe der Beobachtung, die mich oft in Erstaunen gesetzt hat. Ihre erste Bewegung ist immer die richtige; wenn sie sich ihr überließe, etwas mehr nachdächte und etwas weniger hörte auf die buntscheckige Legion von Menschen, die ihr zuflüstern, so wäre sie vollkommen. Der Drang, sich zu amüsiren, ist sehr mächtig bei ihr, und da man diesen ihren Hang kennt, so weiß man sie bei ihrer Schwäche zu fassen und die, welche ihr die meisten Vergnügungen in der größten Abwechselung darbieten, werden angehört und bevorzugt. Einzig ist die Art, wie sie mit dem König umgeht; sie bringt ihn mit Gewalt zu Dingen, die er ohne sie nicht einmal gewollt (geschweige denn gethan hätte)." Man sieht, der strenge Censor hat seine verwöhnte Schwester doch lieb gewonnen: denn mit der erstaunlichen Schärfe ihres Verstandes hat sie am Ende doch die Richtigkeit der Pläne erkannt, die er ihr nahe gelegt, und wenn sie nur bei dem ersten Eindruck, den er bei ihr erzeugt, ausharrt, sich durch das Dreinreden Unberufener nicht irre machen und im entscheidenden Augenblick ihren gebietenden Einfluß auf den widerstandsunfähigen Gatten wirken läßt, dann kann, trotz ihres flatternden Weltsinns noch Alles gut werden. Denn, übersehen wir das nicht, die Klagen der Mutter, des Bruders, des Botschafters über den Wandel der Königin waren nicht ganz objektiv; sie entstammten viel weniger dem Mißfallen über die Dinge an sich, als der Befürchtung, daß ihr Einfluß auf den König, auf den Hof, auf die öffentliche Meinung darunter leide und damit ihre Brauchbarkeit für die Zwecke Oesterreichs sich vermindern, wenn nicht ganz verlieren werde. Wenn die Kaiserin sie flehentlich bat, ihre rasende Reitlust zu zügeln, so dachte sie an Körperschäden, die die Geburt des dringend nothwendigen Thronerben ins Unabsehbare verzögern könnten: und wenn der Kaiser ihr Ernst, Arbeit, Studium predigte, so meinte er die Politik, für deren Pflege sie ja nach Versailles verpflanzt worden war, und die durch kindisches Getändel so wenig gefördert werden konnte als durch launische Uebergriffe an der falschen Stelle und im unrechten Augenblicke. Daß der Unterricht, den er ihr persönlich ertheilt, nicht ganz unfruchtbar bleiben werde, war die Hoffnung, die ihn den Trennungsschmerz leichter tragen ließ, und wir werden sehen, daß er sich über die Gesinnung der Schwester wirklich nicht zu beklagen hatte, als der Fall eintrat, auf den er sie vorbereitet.

Durch seinen Gesandten in Versailles, den Grafen Goltz, gut unterrichtet, ergriff Friedrich der Große die Gelegenheit, welche die gescheiterte Werbung Josephs II. darbot, um mit dem französischen Hofe wieder Fühlung zu bekommen. Goltz ward beauftragt, dem Grafen Maurepas zu eröffnen, daß der König großen Werth darauf legen würde, einen Mann des Vertrauens zu empfangen, gegen den er sich ganz rückhaltlos aussprechen könne im Sinne einer Wiederannäherung an Frankreich. Mit Freuden ging Maurepas darauf ein und schickte einen Herrn v. Jaucourt ab, der Offizier war und angeblich blos den Manövern der preußischen Truppen zu Magdeburg bei-

wohnen sollte. Am 26. Mai 1777 traf er beim König ein und hatte mit diesem im tiefsten Geheimniß politische Unterredungen von entscheidend wichtigem Inhalt. Der König selbst berichtet darüber: „Die Betrachtung begann mit dem Friedensschluß und erstreckte sich bis zu dem Augenblick der Unterredung selbst; viele Fragen wurden berührt, die sich auf vergangene und gegenwärtige Umstände bezogen. Der maßlose Ehrgeiz des Kaisers ward nicht außer Acht gelassen und schließlich, nachdem die Interessen der beiden Höfe gründlichst erwogen waren, gestand Herr v. Jaucourt ein, die Allianz mit Preußen sei in jedem Betracht vortheilhafter für Frankreich als die mit dem Hof von Wien."[1])

Wie Friedrich diesen gezeichnet haben mag, können wir der Charakteristik entnehmen, die er an einer früheren Stelle seiner Denkwürdigkeiten gibt und die ihre Spitze so scharf auf die Empfindlichkeit Frankreichs richtet, daß wir uns unwillkürlich einen Franzosen als Hörer oder Leser hinzudenken. Wien, sagt der König, war damals der Herd aller Anschläge und Ränke in Europa. Dieser so anmaßende und übermüthige Hof richtete seine Blicke nach allen Seiten, um seine Grenzen auszudehnen und gutgelegene Nachbarstaaten seinem Reiche einzuverleiben. Nach Morgen zu trachtete seine Ländergier Serbien und Bosnien zu verschlingen. Nach Süden zu reizte ihn ein Theil der Besitzungen der Republik Venedig, und er konnte kaum den Augenblick erwarten, da ihm eine passende Ländertheilung gestatten würde, Triest und Mailand mit Tirol zu verbinden. Das war ihm aber noch nicht genug: er versprach sich auch nach dem Tode des Herzogs von Modena, dessen Erbin ein Erzherzog geheirathet, Ferrara dem Staat der Päpste zu entreißen und dem König von Sardinien Tortona und Alessandria zu rauben, als Länder, die immer den Herzogen von Mailand gehört hätten. Nach Westen zu winkte ihm Baiern als ein fetter Bissen, dieser Nachbar Oesterreichs öffnete ihm einen Weg nach Tirol. Im Besitze Baierns sah das Haus Oesterreich die Donau fast überall innerhalb seiner Grenzen strömen. Man behauptete außerdem, es sei dem Interesse des Kaisers entgegen, wenn Baiern und die Pfalz unter einen Souverän kämen und da durch diese Erbschaft der Kurfürst von der Pfalz zu mächtig geworden wäre, so wäre es besser, daß der Kaiser sie selber an sich nähme. Wenn man von da die Donau aufwärts schreitet, so kommt man in das Herzogthum Württemberg, auf welches der Hof zu Wien gleichfalls sehr gerechte Ansprüche zu haben glaubte. All diese Erwerbungen hätten eine Art von Galerie gebildet, die von Wien aus Land mit Land verknüpfend bis zum Rhein sich ausgestreckt hätte, wo der Elsaß, der ehedem zum Reich gehört, zurückverlangt werden konnte und dies hätte dann endlich nach Lothringen geführt, das einst das Stammland der Vorfahren Josephs gewesen war. Nach Norden zu begegnen wir jenem Schlesien, dessen Verlust Oesterreich nie verschmerzen konnte und das es vorhatte zurückzuerobern, sobald das

1) Oeuvres VI, 132/33.

irgend angehen würde.[1]) Das Bild, das Friedrich von den Eroberungsplänen des Kaisers entwarf, konnte am Hof zu Versailles nach den Auffassungen, die wir als die dort geltenden schon kennen gelernt haben, weder überraschend noch übertrieben erscheinen. Ganz in derselben Weise hatte ja der französische Botschafter in Wien, Baron Breteuil über den Kaiser stets berichtet,[2]) und insbesondre die Pläne wegen der Erbfolge in Baiern wurden noch bei Lebzeiten des Kurfürsten, der in den besten Jahren stand, am Hofe zu Mannheim mit solch scheuloser Offenheit betrieben, daß, wie Friedrich bezeugt, nicht blos in ganz Deutschland, sondern in ganz Europa davon die Rede war.[3])

Ganz unerwartet erkrankte der kinderlose Kurfürst Max Joseph von Baiern an den Blattern und unter den Händen unwissender Aerzte starb der kaum einundfünfzigjährige Fürst am 30. December 1777; sein Erbe, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, eilte sofort nach München und genehmigte hier am 14. Januar 1778 einen Vertrag, den sein Bevollmächtigter v. Ritter am 3. Januar zu Wien unterzeichnet, und durch den er auf fast ganz Niederbaiern, sowie auf Theile von Oberbaiern und der Oberpfalz als auf heimgefallene Lehen des Reichs und der Krone Böhmen zu Gunsten Oesterreichs verzichtete.[4]) Mit diesem Vertrage, dessen Abschluß der Einmarsch der österreichischen Truppen auf dem Fuße folgte, wäre das Geschäft rechtlich und thatsächlich abgemacht gewesen, wenn es nicht noch einen berechtigten Erben gegeben hätte, ohne dessen Einwilligung der Wien-Münchener Vertrag null und nichtig war; das war der Herzog Karl II. von Zweibrücken. Auch der erschien in München und zu ihm sandte Friedrich der Große den Grafen Johann Eustach von Görtz, der gerade noch rechtzeitig ankam, um dem eingeschüchterten Kleinfürsten den Muth zur Verwerfung dieses Vertrags, zum öffentlichen Protest gegen das ganze Verfahren des Kaisers einzuflößen.[5]) Hinter diesem Protest stand Friedrich der Große und so war die Rechtsfrage der Erbfolge in Baiern zu einer Machtfrage zwischen Oesterreich und Preußen geworden.

Kaiser Joseph war durch diese Wendung aufs Aeußerste betroffen. Die

---

1) Oeuvres VI, 123. In der oben erwähnten Denkschrift des Fürsten Kaunitz von 1776 „bey Gelegenheit S. M. des Kaysers bevorstehender Reise nach Frankreich“ hieß es unter den „Spezial-Staats-Grundsätzen“: „Durch den unverschmerzlichen Verlust Schlesiens hat nicht nur das österreichische, sondern das ganze Europäische Staatssystem eine andre Gestalt gewonnen. Vorhin war Brandenburg kaum unter die Mächte der zweiten Classe und meistentheils unter die mindere österreichische Alliirten zu zählen, dermalen ist es der gefährlichste Nachbar und heimliche Feind.“
2) Tratchevsky S. 29. 3) Oeuvres VI, 125. 4) Garden, Histoire générale des traités de paix. IV, 235 ff. 5) Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le Roi de Prusse Fréderic le Grand au Comte Eustache de Goertz. Frankfurt 1812. Vgl. Historische und politische Denkwürdigkeiten des K.^n Preuß. Staatsministers Eustach Grafen von Görtz. Stuttgart u. Tübingen. 1827. I.

Illusionen, die er sich über das Gelingen seines Handstreichs gemacht, würde man für unglaublich halten, hätte er sie nicht in den Briefen an seinen Bruder Leopold selbst bezeugt. Mit einer Naivetät trieb dieser Kaiser große Politik, die einem Friedrich vorkommen mochte wie bare Raserei. Er hatte eben nicht erlebt, was seine Mutter erlebt hatte, die ihm am 2. Januar tiefbekümmert die warnenden Worte schrieb: „Auch wenn unsere Ansprüche auf Baiern besser begründet und nachgewiesen wären, als sie es sind, würde man sich hüten müssen, einen Weltbrand zu entzünden um einen einseitigen Vortheil."[1]) Ihr Sohn wußte nichts von so kleinlichen Aengsten. Seelenvergnügt schrieb er am 5. Januar an Leopold: „Am 16. rücken unsere Truppen ein. Die Umstände in Europa lassen sich günstig an. Alle Welt ist beschäftigt und aufmerksam: folglich schmeichle ich mir, daß der Schlag ohne Krieg gelingen wird und die Erwerbung, obgleich nicht vollständig, wird immer schön sein, da sie nichts gekostet haben wird."[2]) In dieser hoffnungsvollen Stimmung blieb er den ganzen Monat Januar. Noch am 29. schrieb er triumphirend: „Der König von Preußen hat noch kein Wort gesagt: er ist sehr übler Laune und pocht an alle Thüren, um zu erfahren, ob man gemeinsame Sache mit ihm machen wird: aber da er sie verschlossen findet, wird er wohl Geduld haben müssen, und da er allein vorzugehen nicht wagen wird, so wird die ganze Sache, wenn ich mich nicht täusche, zum Staunen aller Welt sehr ruhig ablaufen."[3])

Aus Versailles kam die erste Enttäuschung. Die Königin zwar hatte ihre Schuldigkeit gethan. Der Feuereifer der Oesterreicherin war in ihr erwacht. Stürmisch wie nie forderte sie die Absetzung der unfähigen Minister, die Berufung des bewährten Choiseul,[4]) erinnerte sie an die Pflichten der Bundes- und Freundestreue, die Frankreich dem Kaiser schulde, während ihre Mutter jammerte, die Lösung dieses Bundes wäre ihr Tod. Zwar die Ausflüge zu den Bällen der großen Oper, auf denen sie oft bis 4 Uhr Morgens aushielt, konnte sie auch jetzt nicht lassen, aber das hinderte nicht, daß sie den politischen Dingen jetzt eine Theilnahme und Aufmerksamkeit schenkte, die Mercy nicht genug zu rühmen wußte. In ihren Gesprächen mit dem König zeigte sie eine Wärme, eine Leidenschaft, die bisher ihr ganz fremd gewesen war. Auf eine ihrer Ergießungen über die bairische Sache, die Umtriebe des Königs von Preußen und die Gefahr eines Erkaltens der Allianz, antwortete der König: „Der Ehrgeiz Ihrer Verwandten wird Alles über einander stürzen; mit Polen haben sie angefangen, jetzt bildet Baiern den zweiten Band, das thut mir leid um Ihretwillen." „Aber," versetzte sie, „Sie können doch nicht leugnen, mein Herr, daß Sie über diese bairische Sache unterrichtet und einverstanden waren."[5]) „Ich war so wenig einverstanden," erwiderte der König, „daß den französischen Ministern befohlen worden ist, an den Höfen,

1) Arneth II, 171. 2) Das. S. 173/74. 3) S. 179. 4) Bericht Mercys vom 17. Januar 1778. Arneth-Geffroy III, 159. 5) Dies bezieht sich offenbar auf Gespräche Josephs zur Zeit seines Aufenthaltes in Versailles.

an denen sie sind, zu erklären, daß diese Verstümmelung Baierns wider unseren Willen geschieht und daß wir sie mißbilligen."[1]) Und dabei blieb der König, der in dieser Sache um so größere Festigkeit zeigte, als er sich durch sein Bündniß mit den Amerikanern bereits vor einen Seekrieg gestellt sah, der ihm einen gleichzeitigen Landkrieg ganz unmöglich machte. Schon am 9. März wußte Joseph zu seinem großen Verdruß, daß Frankreich nichts von einer Vermittelung, noch weniger von einer Waffenhilfe wissen wolle; selbst im Falle eines Angriffes müsse es die vertragsmäßigen Hilfstruppen versagen und dem König von Preußen wolle es erklären, daß es zu vollständiger Neutralität in Allem und gegen Alle entschlossen sei.[2])

Der Gewißheit, daß auf Frankreich gar nicht zu rechnen sei, folgte binnen wenigen Wochen die weitere Gewißheit eines Krieges mit Preußen und Sachsen nach, das gleichfalls Ansprüche auf Baiern erhob und sogleich beim Ausrücken der Heere zeigte sich, daß die österreichische Armee um 40,000 Mann zu schwach sei, um sich im offenen Felde mit dem größten Feldherrn und dem besten Fußvolk jener Tage zu messen. Dem Kriege selbst ging ein höchst charakteristischer Schriftenwechsel zwischen Joseph und Friedrich voraus, der Erwähnung verdient insbesondere deßhalb, weil er Friedrich Gelegenheit gab, ein politisches Bekenntniß auszusprechen, das maßgebend geblieben ist für seine gesammte deutsche Politik und das kurz vor seinem Tode fast ganz Deutschland um die Fahne Preußens gegen den Kaiser versammelt hat. Das Bekenntniß Friedrichs des Großen findet sich in dem Briefe, mit welchem er zu Schönwalde am 14. April 1778 den aus Olmütz am 13. April geschriebenen Brief des Kaisers beantwortet hat[3]) und lautet: „Es handelt sich um die Frage, ob ein Kaiser über die Lehen des Reichs nach Belieben verfügen kann. Bejaht man diese Frage, so werden all diese Lehen das, was in der Türkei die Timars sind, Güter nur auf Lebenszeit verliehen, über welche der Sultan nach dem Tode des Besitzers neu befindet, das aber ist gegen die Gesetze, die Gewohnheitsrechte und den Brauch des römischen Reichs. Kein Fürst wird dazu die Hand bieten: Jeder wird Berufung einlegen an das Lehenrecht, welches diese Besitzungen seinen Nachkommen sichert und Niemand wird gewillt sein, die Gewalt eines Despoten selber zu zimmern, der früher oder später ihn und seine Kinder der Güter berauben wird, die seit unvordenklicher Zeit in ihrem Besitze sind. Das ist's, was den allgemeinen Aufschrei des ganzen germanischen Körpers bewirkt hat gegen die gewaltthätige Art, wie von Baiern Besitz ergriffen worden ist. Ich, als Glied des Reichs und durch den Frieden von Hubertsburg an den Westphälischen Frieden neu gebunden, fühle mich ganz unmittelbar verpflichtet, die Immunitäten, die Freiheiten und Rechte des germanischen Körpers, sowie die kaiserlichen Kapitulationen aufrecht zu erhalten, durch welche die Macht des Reichsoberhauptes beschränkt

1) Bericht Mercys v. 18. Febr. 1778. Arneth-Geffroy III, 168/69. 2) Joseph an Leopold 9. März 1778. Arneth II, 183. 3) Der ganze Briefwechsel in den Oeuvres de Frédéric le Grand. VI, 183 ff.

wird, um Mißbräuchen vorzubeugen, welche dasselbe mit seinem Vorrang treiben könnte. Das, Sire, ist die Lage der Sachen. Mein persönliches Interesse ist dabei für Nichts: aber ich bin überzeugt, Ew. Maj. selbst würde mich für einen Ihrer Achtung unwürdigen Feigling halten, wenn ich die Rechte, Immunitäten und Vorrechte schnöde preisgeben wollte, die die Kurfürsten und ich von unseren Vorfahren empfangen haben."[1])

Die Antwort, welche der Kaiser am 16. April aus Littau erließ, war in äußerst hoffärtigen Tone gehalten; am Schlusse hieß es: „Mit Ruhe werde ich erwarten, was Ihnen gefallen wird zu erwidern oder zu thun. Ich habe von Ew. Majestät so viel wahrhaft nützliche Dinge gelernt, daß, wenn ich nicht Bürger (citoyen) wäre und die bevorstehenden Leiden einiger Millionen Menschen mich nicht rührten, ich beinahe sagen möchte, es wäre mir gar nicht unlieb, wenn Ew. Majestät mich jetzt auch noch lehren wollte, General zu sein."[2]) Maria Theresia trocknete ihre Thränen, als sie diese Abfertigung las, die ihr Sohn dem „Unmenschen" Friedrich zu Theil werden ließ. Das Französisch des Kaisers verglichen mit den Schnitzern in dem eigenhändigen Briefe des Königs sagte ihr, daß es doch etwas gebe, worin dieser seinem Gegner nicht über sei. Sie schrieb am 18. April: „Ich bekenne meine Schwäche, dieser Brief geschrieben mit eigener Hand, ohne Schreiber inmitten von 40,000 Mann, ohne Orthographie, ohne Stil, gefertigt von einem König oder vielmehr einem Theaterdespoten, hat mir Freude gemacht, denn er zeigt, daß dies Ungeheuer doch nicht so universell ist und bei dieser Gelegenheit einen Andern seines Gleichen hätte brauchen können, um ihm die schmutzige Wäsche zu waschen."[3])

Was nach diesem Briefwechsel nun in Böhmen sich ereignete, war mehr eine Friedensverhandlung unter Waffen, als ein Krieg zu nennen, denn die Diplomatie, die eifrig nach einem Ausgleich suchte, ruhte keinen Augenblick und die gewaltigen Heere, die sich im Norden des böhmischen Gebirgskessels zusammendrängten, schienen zu allem Möglichen, nur nicht zum Schlagen da zu sein.[4]) Das Heer des Kaisers stand in unbezwinglichen Schanzenlagern auf den Höhen an der oberen Elbe von Königsgrätz bis Arnau hin, machte aber keinen Versuch, das schlesische Heer des Königs, das mit 80,000 Mann aus der Grafschaft Glatz über Nachod kam, beim Ausmünden aus den Engpässen anzugreifen, eine Unterlassung, die Friedrich nachher mit Recht als einen unverzeihlichen Fehler der Führung bezeichnete.[5]) Zwischen Nachod, wo Friedrich lagerte und Königsgrätz, wo der rechte Flügel der Oesterreicher seinen stärksten Stützpunkt hatte, schien es nun zur Entscheidungsschlacht kommen zu müssen. Am 7. Juli berichtete Joseph von einem ersten Husarenscharmützel

1) Das. S. 186/87. 2) Das. S. 190. 3) Arneth II, 201. 4) Ueber den Krieg im Allgemeinen siehe: E. Reimann, Geschichte des Bairischen Erbfolgekriegs. Leipzig 1869, der insbesondere den Briefwechsel Friedrichs mit dem Prinzen Heinrich (Schöning IV, 1854) einerseits und die Correspondenz Josephs mit Maria Theresia (Arneth II und III) verwerthet. 5) Oeuvres VI, 178.

als dem Vorboten großer Ereignisse[1]) und legte eine deutsch geschriebene Note bei, welche mit den aufregenden Worten anfing: „Aeußerste Umstände erfordern äußerste Mittel. Die Erhaltung der Monarchie hängt anjetzo bei diesem entstandenen verderblichen und höchst gefährlichen Kriege von wenigen unglücklichen Augenblicken ab. Der Feind ist uns an Stärke wirklich überlegen und bekannter Maßen zu allen Mitteln bereit, ja ein großer Kriegsmann; wir sind wirklich ohne Alliirte, also muß die Monarchie in sich selbst auch ihre Ressourcen holen und darauf allein bauen." Kurz gesagt, Joseph forderte die alsbaldige Aushebung von 40,000 Rekruten und äußerste Anspannung der schon so schwer belasteten Finanzen. Darüber gerieth die Kaiserin in solche Seelenangst, daß sie dem Sohne am 11. Juli schrieb, er solle Frieden machen um jeden Preis und wenn er den Schein der Schwäche fürchte, die Verantwortung nur auf ihr graues Haupt werfen, das doch zu sonst nichts mehr tauge.[2]) Andern Tags schrieb sie mit blutendem Herzen und bebender Hand einen Brief an — den Mann, den sie in ihren Briefen an Joseph nie anders als „Unmensch" oder „Ungeheuer" nannte, an Friedrich den Großen, um ihm ohne Wissen des Sohnes ihr gepreßtes Mutterherz zu eröffnen und bevor es zum Schlagen komme, um Wiederaufnahme der jüngst durch den Kaiser abgebrochenen Unterhandlung zu bitten. Der Brief, den Baron Thugut mit den nöthigen Vollmachten versehen überbringen sollte, schloß mit den Worten: „In dem glühenden Wunsche, daß Ew. Majestät Unsere Bitten gemäß Unserer Würde und zu Unserer Befriedigung erfüllen könnte, bitte ich Sie mit denselben Gesinnungen das lebhafte Verlangen erwidern zu wollen, das ich hege, unser gutes Einvernehmen für immer wiederherzustellen, zum Heil des Menschengeschlechtes und zum Segen auch unserer Familien, womit ich bin Ew. Majestät gute Schwester und Cousine Maria Theresia."[3])

Friedrich der Große empfing diesen Brief aus den Händen Thuguts am 17. Juli in Welsdorf und beantwortete ihn sofort in einem äußerst verbindlichen Schreiben, in welchem er versprach, jede entscheidende Aktion zu unterlassen, bevor im Sinne der Kaiserin ein neuer Versuch gemacht sei, sich über die Vorbedingungen eines Ausgleiches, für den er selber Vorschläge machte, sich zu verständigen.[4]) Der Kaiser war sehr ungehalten, als ihm die Kaiserin nachträglich schrieb, was sie gethan und es war ihm nur ein schlechter Trost, daß sie hinzufügte: „Ich kann nicht aussprechen, wie viel mir das gekostet hat gegenüber diesem Ungeheuer";[5]) er meinte, das sei ja eine Waffenstreckung vor dem Feind, eine Entehrung für ihn und die Monarchie, der selbst ein vollständiger Rückzug bis nach Kuttenberg und eine Aufopferung Prags vorzuziehen gewesen wäre; ihm bleibe da nichts Anderes übrig, als die Flinte ins Korn zu werfen und durch eine Flucht nach Italien oder

1) Arneth II, 325. 2) Arneth II, 332. 3) Oeuvres VI, 197. 4) Oeuvres VI, 200/201. 5) 13. Juli. Arneth II, 337.

sonstwohin die Sache nur einigermaßen glaublich zu machen.[1]) Aber seine Entrüstung über den kopflosen Friedensdrang der Mutter legte sich, als der Feldmarschall Laudon, der gefeierte Held des siebenjährigen Krieges all die hochgespannten Erwartungen, die man auf sein Feldherrngenie gesetzt, durch ein Verfahren zu Nichte machte, das, wenn nicht ein Wunder geschah, sein ganzes Heer mit einer vernichtenden Katastrophe bedrohte.

Der alte Feldmarschall Laudon hatte ein besonderes Herr von 40—50,000 Mann unter selbständigem Oberbefehl, mit der Aufgabe, die Pässe der Lausitz einerseits, die Pässe des Erzgebirges andrerseits zu bewachen und das Ausmünden der sächsisch-preußischen Armee des Prinzen Heinrich zu hindern. Diese Aufgabe aber erfüllte er nicht nur nicht, er nahm auch bei Gasdorf eine Aufstellung, in der er sie gar nicht erfüllen konnte und so wie der Anmarsch der Preußen begann, trat er ohne Schwertstreich den schleunigen Rückzug an. Ende Juli drang Prinz Heinrich mit 80,000 Mann durch die Lausitz in Böhmen ein, die Pässe von Georgenthal waren unbesetzt, ein kleines vorgeschobenes Corps Laudons unter Generalmajor de Vins ward mit einem Verlust von 3000 Gefangenen in die Wälder gesprengt, und während der Prinz die ganz gesicherte Rückzugsstraße auf Zittau hinter sich, auf der Linie Kamnitz, Zwickau, Gabel, Niemes sein Heer ausbreitete, eilte Laudon ohne auch nur an Kampf zu denken, von der Elbe nach der Iser, um in Münchengrätz dem Kaiser zu melden, Alles sei verloren, wenn er in seiner unhaltbaren Stellung zur Schlacht gezwungen werden sollte, nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers werde er solch ein Wagniß unternehmen.[2]) Da kam der Kaiser selbst nach Münchengrätz und fand hier ein Hauptquartier vor, dessen kopfloses Durcheinander dem Rennen und Flüchten an Bord eines im Sinken begriffenen Schiffes glich. Am 14. August berichtete er seiner Mutter: „Der Feldmarschall Laudon hat gleich beim Einmarsch des Prinzen den Kopf verloren, aber vollständig verloren! Statt nach dem verabredeten Plan die Verschanzungen und die Stellung von Niemes zu halten, hat er sich, man kann es nicht anders nennen, geflüchtet, ohne einen Schuß zu thun und ohne bis zu dieser Stunde den Feind auch nur gesehen zu haben. Dadurch hat er die Elbe preisgegeben, er hat den Feind ohne die mindeste Gegenwehr aus den Gebirgen herauskommen lassen, aus denen er noch jetzt, obgleich ihn Niemand anficht, noch nicht einmal seine ganze Artillerie hat herausziehen können und er war im Begriff, auch von hier zu entweichen, wenn ich nicht gekommen wäre; die Zelte waren schon zusammengelegt. Ich kann Ew. Majestät die Pein, die Qual, den Seelenkampf des Zustandes nicht schildern, in dem ich mich befinde. Hundert Anschläge, alle verworfen und ein ewiger Wechsel. Er ist in Verzweiflung über das, was er gethan hat, er fühlt es, er möchte todt sein, aber das Uebel ist nicht zu heilen, und wenn der Friede nicht vorher zu Stande kommt, was, wenn er geschlossen werden könnte, weitaus das

1) 15. Juli. Arneth II, 341/42. 2) Bericht vom 10. August. Arneth III, 37.

Beste wäre, so werden wir nächster Tage hinter der Elbe sein und der König wird das ganze Land in Händen haben. Ich kann nicht für einen einzigen Tag gut sagen, denn wenn es nicht zur Schlacht kommt, kann und muß das geschehen. Heute reise ich von hier zurück; ich scheide mit Schmerz, denn es ist unmöglich die Widersprüche, die Verwirrung zu beschreiben, die hier herrscht, die hier Jedermann zur Verzweiflung bringt, insbesondere die leichten Truppen, die zum Tode erschöpft sind, und die ich doch nicht heben noch ändern kann, ohne dem Feldmarschall das Ansehen zu rauben, das ich ihm für irgend eine große Gelegenheit erhalten muß, wo es ihm vielleicht sehr nöthig und uns sehr nützlich werden kann."[1]) In der That die Gefahr war groß: wenn mit dem Prinzen, welcher Niemes erreicht hatte, der König, welcher bis Hohen-Elbe vorgedrungen war, sich vereinigt hätte zu einem gemeinsamen Vormarsch nach der Iser, dann wäre, hat Friedrich später geurtheilt, der Kaiser genöthigt gewesen, sein unangreifbares Lager zu verlassen, sein Rückzug hätte nicht früher als bei den Teichen von Bohdanetz, oder vielleicht erst bei Kuttenberg Halt machen können, „dann war halb Böhmen für ihn verloren und die Preußen gewannen für diesen Feldzug eine entscheidende Ueberlegenheit über ihre Feinde".[2]) Aber weder eine Vereinigung beider, noch ein Vormarsch einer der beiden Armeen fand statt: der August verging unter allseitigem Zuwarten ohne irgend welchen Kampf, und im September trieb schlechte Witterung, Krankheit und Mangel an Nahrungsmitteln erst den König, dann auch den Prinzen aus Böhmen hinaus.

Von jetzt ab hatten nicht mehr die Generale, sondern die Diplomaten das Wort, und für diese war schon nicht mehr Baiern, sondern Ansbach und Baireuth der eigentliche Gegenstand des Streites. Oesterreich wollte auf die Erbfolge in Baiern verzichten, wenn auch Preußen auf die Erbfolge in den beiden fränkischen Fürstenthümern verzichtete; zwei Dinge, die gar nichts mit einander zu schaffen hatten und gegen deren willkürliche Verknüpfung Friedrich der Große mit Fug und Recht unerbittlich protestirte. Entscheidend für das Friedenswerk war das Eingreifen der Kaiserin Katharina II. von Rußland, die durch die guten Dienste Frankreichs mit der Pforte zur Verständigung gelangt, in den deutschen Dingen alsbald für Preußen schneidig Partei ergriff. Sowohl in Wien als in Petersburg ließ sie durch ihre Minister erklären: Sie bitte die Kaiserin-Königin den deutschen Reichsfürsten auf deren Beschwerden Genüge zu thun, insbesondre wegen der gerechten Klage, welche die Usurpation in Baiern veranlaßt habe, widrigenfalls sie sich genöthigt sehen würde, dem König von Preußen die vertragsmäßig ausbedungenen Hilfstruppen zu senden.[3]) Auf Grund einer Denkschrift Friedrichs des Großen, die in Versailles durchaus gebilligt worden war, arbeitete der Baron Breteuil einen allgemeinen Friedensplan aus, der im Januar 1779 einem Minister-

1) Münchengrätz 14. August. Arneth III, 49. 2) Oeuvres VI, 179. 3) Oeuvres VI, 162.

congreß zu Teschen vorgelegt ward, und hier kam nun nach mancherlei Zögerungen, welche der Kaiser im Bunde mit dem Kurfürsten Karl Theodor verschuldet hatte, am 13. Mai, dem Geburtstage Maria Theresias, der allgemeine Friede zu Stande. Hienach gab der Kaiser ganz Baiern und die Oberpfalz, bis auf den Kreis Burghausen (das sogenannte „Innviertel"), heraus, und sicherte dem Herzog von Zweibrücken sowie allen gleichberechtigten Seitenlinien seines Hauses die Erbfolge in Baiern zu. Der Kurfürst von Sachsen ward mit 6 Millionen Gulden, zahlbar in Jahreszielen von 500,000 Gulden, entschädigt, gleichzeitig verzichtete der Kaiser zu Gunsten Sachsens auf das Lehen Schönburg, das in Sachsen lag, und versprach die preußische Erbfolge in Ansbach und Baireuth, deren Berechtigung er anerkannte, nicht ferner anzufechten. Andrerseits entsagte Preußen, während Frankreich seine Garantie Schlesiens von 1741 erneuerte, gemäß dem damals geschlossenen Vertrage,[1]) von neuem seinen Ansprüchen auf Jülich und Berg zu Gunsten des Hauses Sulzbach. Der Herzog von Mecklenburg ward für seine Ansprüche durch Ertheilung des Rechtes de non appellando abgefunden; der ganze Vertrag aber unter die Bürgschaft Rußlands, Frankreichs und des Reiches gestellt.

Die Lage, in welcher Friedrich der Große den Krieg für Baiern unternommen und ohne irgend welche Waffenentscheidung mit diesem Vertrage beendet hatte, ließ einen außerordentlichen Fortschritt in der Befestigung der Weltstellung Preußens erkennen. Die Gesinnungen am Hofe zu Wien waren seit dem Frieden von Hubertusburg nicht besser, sondern immer schlechter geworden. Zu der unverminderten Preußenangst des Fürsten Kaunitz, zu dem unversöhnlichen Preußenhaß der Kaiserin war in Joseph II. ein Drang kecker Eroberungslust, ein Geist der Nichtachtung fremden Rechts und fremder Macht hinzugetreten, der der Hofburg selbst in den Blüthetagen ihres Uebermuthes fremd gewesen war, und wie ohnmächtig prallte jetzt das Alles ab an der völlig verwandelten Haltung eben der drei Höfe, welche Oesterreich einst wie seine Landsknechte in den Krieg gegen Preußen hetzen konnte. Sachsen, im Jahre 1756 der Todfeind Preußens, war sein treuer Waffenbruder geworden, Rußland war öffentlich, Frankreich insgeheim sein Verbündeter, trotz der Fortdauer der alten Allianz mit Oesterreich, und in diesem ganzen Wandel gab sich einfach nur der endgiltige Durchbruch jener Logik kund, auf welche Friedrich gerechnet hatte, als er im Januar 1756 den Vertrag von Westminster schloß in dem festen Glauben, dadurch sich und dem Reich den Frieden zu erhalten. Frankreich, meinte er, werde an seinem Seekrieg genug haben und sich einen Landkrieg wohlweislich vom Leibe halten. Rußland, meinte er ferner, werde, von England belehrt, so thöricht nicht sein, für ein ihm fremdes Interesse das Schwert zu ziehen. Damals hatte er sich verrechnet, ohne in der Ueberzeugung zu wanken, daß auf seiner Seite der Sinn, auf Seiten Frankreichs und Rußlands der Unsinn sei.[2]) Und jetzt erlebte er den

1) I, 344. 2) S. S. 119.

Triumph, daß eben diese Mächte, von denen er damals nur erwartet, sie würden nichts gegen ihn thun, wetteifernd für ihn arbeiteten, Frankreich durch genau dieselbe Rücksicht auf einen Seekrieg mit England geleitet, die damals als Vorwand zu einer geradezu entgegengesetzten Politik mißbraucht worden war. Das politische und moralische Schwergewicht, das auf seiner Seite stritt, war so mächtig, daß Maria Theresia ihrem Sohne schrieb, „er ist ein Unmensch, aber wir sind im Unrecht," und daß er im Vertrauen auf die Logik der Dinge, die ihm den politischen Sieg verbürgte, gar nicht nöthig hatte, von der Ueberlegenheit seiner Waffen den Gebrauch zu machen, den er ohne diese Zuversicht trotz seiner Altersschwäche davon gemacht haben würde.

Im Jahre des Friedens von Teschen hat sich in Preußen ein Rechtshandel zugetragen, der damals ungeheures Aufsehen machte und der nicht blos aus diesem Grunde auch hier besprochen werden muß. Wir erinnern uns der Kammergerichtsordnung von 1748, der Vorschriften die sie gab für die Laufbahn des Richters und für die Unabhängigkeit der Rechtspflege insbesondere von jeder Einwirkung des Cabinets.[1]) Seitdem waren dreißig Jahre ins Land gegangen, ein neues Geschlecht war herangewachsen und nun ereignete sich ein Fall, bei dem sich zeigen mußte, ob diesem Geschlecht von Richtern die Ideen von 1748 in Fleisch und Blut übergegangen seien oder nicht. Friedrich der Große betrachtete sich als den König der armen Leute: in dem Kampfe der Gesellschaftsclassen sah er den Kleinen durch den Großen, den Armen durch den Reichen, den Geringen durch den Vornehmen gewohnheitsmäßig unterdrückt und Advokaten und Richter nur allzu oft im Bunde mit dem Unrecht gegen das Recht. Dem Königthum kam es zu, der Anwalt derer zu sein, die sonst keinen Anwalt hatten, und wo die Behörden, die in seinem Namen Recht sprachen, ihre Schuldigkeit nicht thaten, auch des höchsten Richteramtes selbst zu walten. Der letzte Mann im Staate sollte wissen, daß er in Vertheidigung seines Rechts stets das Ohr des Königs habe, dem es mit dem Versprechen unparteiischer Rechtspflege für Jedermann hoher und heiliger Ernst sei und im December 1779 nahm Friedrich einen Fall, wie er glaubte, himmelschreiender Rechtsverletzung zum Anlaß, um mit einem „nachdrücklichen Exempel" allen Gerichten einzuschärfen: „Daß der geringste Bauer, ja, was noch mehr ist, der Bettler ebensowohl ein Mensch ist wie Seine Majestät sind und dem alle Justiz muß widerfahren werden. Indem vor der Justiz alle Menschen gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich: und bei solchen Gelegenheiten muß pur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person: Danach mögen sich die Justiz-Collegia in allen Provinzen nur zu richten haben und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehen der Person und des Standes gerade durchgehen,

1) VI, 549.

sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie mit Sr. K. M. zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande, vor die kann man sich schützen; aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten: die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und meritiren eine doppelte Bestrafung."[1]) Der König ahnte gar nicht, wie schweres Unrecht er seinen eignen Richtern that, als er diese Worte zur öffentlichen Warnung in allen Blättern drucken ließ. Sein Rechtssinn war mißleitet, mißbraucht worden in dem Proceß des Müllers Arnold und der entschlossene Bekennermuth, mit dem das Kammergericht zu Berlin gegen den erzürnten König einhellig festhielt an der Wahrheit, die nun einmal urkundlich ermittelt war, füllt eines der ruhmvollsten Blätter in der Geschichte des preußischen Richterstandes.

Der Fall selbst war folgender. Der Müller Arnold und seine Frau besaßen die sogenannte Krebsmühle bei Pommerzig, im Kreise Krossen in der Neumark, und hatten dafür dem Major Grafen Schmettau eine jährliche Erbpacht zu entrichten. Seit dem Jahre 1773 blieben sie damit im Rückstande und gaben als Grund an, sie könnten nicht mehr mahlen, weil der Landrath v. Gersdorff auf Kay im Jahre 1770 oberhalb der Mühle an dem Mühlenfließ einen Karpfenteich angelegt habe, der der Krebsmühle das Wasser entziehe. Graf Schmettau bewilligte den Schuldnern billige Zahlungsfristen, klagte sie aus, als sie nicht zahlten und am 7. September 1778 wurde die Mühle gerichtlich versteigert: der Meistbietende, Landeinnehmer Kuppisch, erstand sie um den Preis von 600 Thalern.[2])

Die Arnold'schen Eheleute erhoben Beschwerde gegen dieses Verfahren erstens bei der Neumärkischen Regierung, die sie abwies, dann zwei Mal beim König selbst, der die Sache jedes Mal dem Justizdepartement übergab; von diesem zwei Mal abschläglich beschieden, wandten sie sich ein drittes Mal an den König und nun befahl dieser am 22. August 1779 der Regierung zu Küstrin, Jemand aus dem Collegium zu ernennen, der mit dem Oberst v. Heucking die Beschwerde des Müllers gemeinschaftlich untersuchen solle. Die Regierung ordnete zu diesem Behufe den Regierungsrath Neumann ab, der begab sich mit dem Obersten an Ort und Stelle und fand, wie er in seinem Bericht vom 27. September sagte, daß die Mühle gehe und Wasser genug habe, trotz des Karpfenteiches oberhalb: folglich sei die Hauptbeschwerde, von der alles Andre abhänge, der Art, daß sie nicht anders als durch Urtel und Recht entschieden werden könne: es werde anheimgestellt, welchen Gerichtshof der König in dieser Sache wolle erkennen lassen. Nicht dasselbe fand der Oberst Heucking, der einen besonderen Bericht an den König erstattete; diesem

1) Protokoll vom 11. Dec. 1779. Preuß III, 494/95. 2) Die urkundliche Darstellung des Falles sammt dem Wortlaut der wichtigsten Belege findet sich bei Preuß III, 381 ff.

ganz abweichenden Berichte — der sich nicht erhalten hat — schenkte der König allein Vertrauen, denn, schrieb er später, „das Federzeug verstehet nichts. Wenn Soldaten was untersuchen und dazu Ordre kriegen, so gehen sie den geraden Weg und auf den Grund der Sache — einem ehrlichen Offizier, der Ehre im Leibe hat, glaube ich mehr als all Eure Advokaten und Rechte."[1]) Auf Grund des Heucking'schen Berichts hielt er die Beschwerde des Müllers für begründet und gab der Neumärkischen Regierung am 29. September „dero äußerstes Mißfallen und zugleich zu erkennen, daß sie nicht einen Schuß Pulver da nütze sind. Hätten sie die Sache selbst besser und gründlicher untersucht und nach Recht und Billigkeit gemacht, so hätten Höchstdieselbe nicht nöthig gehabt, andre Leute dahin zu schicken. Es ist ja wider alle gesunde Vernunft in der Sache zu Werke gegangen: denn nimmt man dem Müller das Wasser weg zum Carpen-Teich, und er kann nicht mahlen, so kann er ja auch nicht seine Abgaben entrichten, sondern er muss vielmehr Vergütigung haben. Statt dessen ist mit dem Arnold auf eine so harte und ungerechte Weise verfahren und er und seine Frau nicht nur geprügelt und in harte Gefängniß geworfen, sondern überdem den Leuten alles ihrige weggenommen worden. Das ist ja nicht zu verantworten. S. K. M. werden sie alle zum Teufel jagen und andre dahin setzen, denn sie sind nicht das Brod werth. Vorjetzt aber wird der Regierung hierdurch auf das Nachdrücklichste anbefohlen, die Sache mit dem Arnold sogleich in Ordnung zu bringen, ihn sofort gänzlich klaglos zu stellen und allen seinen Beschwerden ohne den mindesten Anstand abzuhelfen; wonach sie sich also stricte zu achten hat."[2])

Bei dieser Rechtsauffassung ist der König geblieben bis ans Ende und bis zur äußersten Consequenz. Regierung und Kammer in Küstrin nahmen mit Zuziehung von Sachverständigen und Zeugen eine neue Untersuchung des Sachverhaltes vor und forderten ein Erkenntniß des Kammergerichts als Appellationsinstanz. Dem Kammergericht ergaben sich aus den Akten von Küstrin Thatsachen von entscheidendem Gewicht, welche die Grundlosigkeit der Hauptbeschwerde Arnolds augenscheinlich erwiesen. Zunächst ergab sich, daß der Karpfenteich des Landraths von Gersdorff gar nicht neu angelegt, sondern von jeher dagewesen war, nur in der letzten Zeit wüste gelegen hatte und von dem Beklagten im Jahr 1770 wiederhergestellt worden war; daß die Arnold'schen Eheleute diesen wiederhergestellten Karpfenteich auch vier Jahre lang ruhig ertragen und erst seit 1774 angefangen hatten, ihn als Grund für Nichtzahlung des schuldigen Zinses zu verwerthen. Es ergab sich ferner, daß die oberhalb der Krebsmühle gelegene Schneidemühle trotz des Karpfenteichs keinen Mangel an Wasser verspürt, folglich die unterhalb derselben gelegene Krebsmühle erst recht keinen verspüren konnte. Eidliche Zeugenaussagen erhärteten: „Der Müller Arnold habe nach der Anlegung des

1) Preuß S. 519. 2) Preuß S. 490.

Karpfenteichs so gut gemahlen wie vorher," und die jetzige Besitzerin der Mühle sagte aus, sie habe Wasser genug, wenn es nur etwas zu mahlen gäbe.[1]) Auf Grund dieser Thatsachen bestätigte das Kammergericht das Urtheil erster Instanz, sandte aber unbegreiflicher Weise dem König nur einen kurzen Bericht, nicht eine Abschrift des vollständigen Spruches ein, dessen Motive ihres Eindrucks gar nicht hätten verfehlen können und nun schritt der König, wie wenn sich seit dem Bericht Heuckings in der Sache gar nichts verändert hätte, in einer Weise ein, die ihm jeden Rückweg abschnitt, selbst wenn er nachher zu richtigerer Kenntniß und zu andrer Auffassung gelangte.

Am 11. December ließ er den Großkanzler Freiherrn v. Fürst mit den drei Kammergerichtsräthen Ransleben, Friedel und Graun aufs Schloß kommen, fragte die letztren, ob sie den Spruch gegen Arnold gemacht hätten, und hielt ihnen, nachdem sie bejaht, das dem Müller Arnold angeblich zugefügte Unrecht, bei dem „sein Name cruel mißbraucht" worden, in den schärfsten Worten vor, kündigte dem Großkanzler an, daß er ihm bereits einen Nachfolger gegeben habe, und ließ, nachdem dieser sich eiligst entfernt, die Kammergerichtsräthe sofort nach dem Stadtgefängniß abführen. Dem Geh. Kabinetsrath Stelter diktirte er ein Protokoll über den Hergang, das mit der oben mitgetheilten Auslassung alsbald in den Blättern erschien. Noch an demselben Tag ward befohlen, die vier ersten Räthe der Regierung zu Küstrin, sowie den Justitiar Schlecker daselbst zur Haft zu bringen und dem Staatsminister v. Zedlitz aufgegeben, Verfügung zu treffen, daß gegen all diese Leute durch das Criminalcollegium nach der Schärfe der Gesetze, zum Mindesten auf Kassation und Festungsstrafe, sowie Entschädigung des Müllers Arnold erkannt werde. Als aber der Criminal-Senat des Kammergerichts nach eingehendster Untersuchung in einem ausführlichen Rechtsgutachten vom 26. December sich außer Stande erklärte, den Angeschuldigten irgend eine rechtswidrige Handlung zur Last zu legen, und hienach auch der Staatsminister v. Zedlitz am 31. Dec. berichtet hatte, er könne keine Verurtheilung gegen die verhafteten Justizbedienten fällen und würde sich der Gnade Sr. M., die er jederzeit als das größte Glück seines Lebens vor Augen gehabt, unwürdig fühlen, wenn er je gegen seine Ueberzeugung handeln könnte — da sprach der König selbst das Urtheil, indem er am 1. Jan. 1780 nachstehende merkwürdige Cabinetsordre erließ: „Mein lieber Etats-Minister Freih. v. Zedlitz. Es befrembet mich sehr aus Eurem Schreiben vom gestrigen dato zu ersehen, daß Ihr Euch weigert, wider die in der Arnold'sche Sache arretirte Justiz-Bediente Meiner Ordre gemäß ein Urthel abzufassen. Wenn sie also nicht sprechen wollen, so thue Ich es und spreche das Urthel nachstehendermaßen. Erstlich soll der Cüstrinsche Regierungsrath Scheibler, welcher nach dem Gutachten des Criminal-Collegii einer entgegengesetzten Meinung gewesen und

1) Spruch des Kammergerichts (wahrscheinlich vom 9. Dec.). Preuß S. 491—92.

dahin votirt hat, daß der vorliegende dem unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtigt sei und daß daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchiret werden müsse, des Arrests entlassen sein und auf seinen Posten nach Cüstrin zurückgehen: desgleichen soll auch der K. G. R. Ransleben, welcher nach dem Inhalt des Gutachtens, bei der Sach sich alle Mühe gegeben und alle vorkommenden Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses mit der vorgegebenen Schädlichkeit des Teichs mit sichtbarer Unparteilichkeit vorgetragen hat, ebenfalls des Arrests entlassen werden. Was hingegen zweitens die andern arretirten Justizbedienten betrifft, so werden solche hiemit cassirt und zum einjährigen Festungsarrest condemnirt. Überdem sollen sie den Werth der Arnold'schen Mühle sowohl als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden, der ihm bei dieser Sache verursachet worden, nach der von der Neumärkischen Kammer anzufertigenden Taxe, aus ihren eignen Mitteln bezahlen und solchergestalt soll drittens der Müller Arnold völlig in integrum restituirt werden — Hienach nun muß alles weiter erforderliche sofort ausgefertiget und zu meiner Vollziehung eingereicht werden. Welches also ohne Anstand Ihr besorgen werdet. Übrigens will Ich Euch noch sagen, wie es Mir lieb ist, daß Ich Euch bei dieser Gelegenheit so kennen lernen und werde nun schon sehen was Ich weiter mit Euch mache. Wonach Ihr Euch also richten könnt und bin Ich sonsten Euer wohlaff: König."[1])

Bei diesem harten Spruche hatte es sein Bewenden. Die Regierungsräthe Busch, Bendel, Neumann, die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, sowie der Justitiar Schlecker wurden abgesetzt, auf die Festung Spandau verbracht und erst nachdem sie aus ihrem Vermögen die Kosten der Wiedereinsetzung des Müllers Arnold in seinen früheren Stand bestritten, am 5. September 1780 ihrer Haft entlassen. Gleich dem Großkanzler v. Fürst waren auch der Landrath v. Gersdorff und der Präsident der Regierung zu Küstrin Graf Finckenstein, ein Sohn des Cabinetsministers, abgesetzt worden. Gegen die Absetzung Fürsts protestirte der gesammte Adel, indem er ihm am Tage, nachdem er in Ungnade gefallen, Beileidsbesuche machte. Selbst die Prinzen des königlichen Hauses schlossen sich diesen Kundgebungen an. Für den Landrath v. Gersdorff, der sich in seiner gesammten Amtsführung musterhaft gehalten hatte, verwendete sich die Ritterschaft des Züllichow'schen Kreises in einer beredten Eingabe,[2]) und als der König seinem Minister Grafen Finckenstein schrieb, es habe ihm leid gethan, daß er dessen Sohn um des warnenden Beispiels halber wegen einer ungerechten Handlung habe entlassen müssen, da antwortete ihm dieser, wie erzählt ward: Er hoffe, der König werde die Umstände aufs Genaueste erforschen lassen und wenn sein Sohn des angeklagten Verbrechens schuldig sei, so sei die bloße Entlassung aus dem Amte keine hinreichende Strafe. Sei er aber unschuldig, dann könne er nicht

1) Preuß III, 510/20. 2) Preuß S. 518/19.

annehmen, daß er solch einen Flecken auf der Familie eines Mannes werde haften lassen, der sich so lange seinem Dienste gewidmet habe.[1])

Es ist ganz undenkbar, daß der König bei kalter Ueberlegung nicht zweierlei sollte eingesehen haben, erstens, daß der Bauer ihn hintergangen, und zweitens, daß er sich unverzeihlich übereilt, als er rechtschaffene Beamte, unsträfliche Richter wie Verbrecher behandelte, die aus bösem Willen einen Bauer zu Grunde gerichtet, während ihnen im allerschlimmsten Fall höchstens ein Irrthum zur Last gelegt werden konnte, der übrigens erst zu beweisen war. Sehr glaublich ist deßhalb die Meldung von dem Gespräch, welches er mit seinem Kammerhusaren Neumann kurz nach den Ereignissen vom December gehabt haben und in dem die sehr bezeichnenden Worte gefallen sein sollen: „Der Kerl hat mich hinter's Licht geführt. Ich müßte suchen, es wieder gut zu machen, das geht aber nicht an. Sieh mal, lieber Neumann, der Große unterdrückt immer den Kleinen: ich wollte ein abschreckendes Beispiel geben: freilich diesmal hat der Kleine unrecht. Nehme ich dies Mal mein Wort zurück, so werden die Unterdrückungen noch ärger und die Sache wird schlimmer wie zuvor. Freilich es ist hart, es ist ungerecht; aber es geht nun nicht anders, ich habe mich übereilt, der verfluchte Kerl."[2])

Der König erfuhr den Doppelfluch des Despotismus. Auch der unbestochenste, aufgeklärteste Rechtssinn, der edelste Wille, die Vorsehung auf Erden zu sein, schützte ihn nicht vor dem gröbsten Irrthum im Urtheilen, noch vor schreiendem Unrecht im Handeln. Und im Augenblick, da er sich seiner Fehlbarkeit so recht schmerzlich bewußt ward, hielt ihn die Furcht, den Schein der Unfehlbarkeit zu verlieren, wider Willen fest bei dem Unrecht, das er eingesehen und machte ihm unmöglich zu sühnen, was der Sühne so dringend bedurfte. In diesem Kampfe mit sich selbst mußte der große König die Richter, die er mißhandelte, beneiden um ihr gutes Gewissen, er mußte sich innerlich beugen vor den Worten des Kammergerichtspräsidenten v. Rebeur, der am 19. December daran erinnerte, er wie das ganze Collegium habe geschworen, durch Cabinets-Resolutionen den Lauf Rechtens nicht unterbrechen zu lassen und diesen Schwur hätten sie alle heilig und gewissenhaft gehalten,[3]) und er verrieth etwas von dem, was in ihm vorging, als er dem Etatsminister v. Zedlitz die offene Erklärung, er könne nicht wider seine Ueberzeugung handeln, nicht übel nahm, sondern verdankte wie ein Zeugniß mannhafter Gesinnung.

1) Englischer Gesandtschaftsbericht bei Raumer, Beiträge V (3) 343. 2) Preuß III, 523. 3) Preuß S. 400.

IV. Washington und Steuben im amerikanischen Kriege.

— —

Mit Waffenthaten, die wohl geeignet waren Selbstvertrauen und Begeisterung zu wecken, hatte Neuengland im Frühling 1775 den Kampf gegen das britische Heer des Generals Gage in Boston eröffnet. Die Regimenter, die dieser ausgesandt, um die in Concord und Worcester gesammelten Kriegsvorräthe der Aufständischen zu zerstören, wurden an der Brücke von Lexington am 19. April durch ein mörderisches Heckenfeuer der in Eile aufgestürmten Milizen von Massachusetts zurück getrieben.[1] Im Mai hatten die Milizen von Connecticut unter den Obersten Allen und Arnold die beiden hochwichtigen Forts Ticonderoga und Crownpoint durch Ueberrumpelung genommen, und als Gage im Juni, durch die inzwischen eingetroffenen Heertheile der Generale Howe, Clinton und Bourgoyne verstärkt, sich aufmachte, um bei dem nördlich von Boston gelegenen Charlestown durchzubrechen, da fand er auf der Höhe von Bunkershill eine Batterie, die am 17. Juni von den amerikanischen Scharfschützen mit solcher Tapferkeit vertheidigt ward, daß die englischen Generale sich zweimal an die Spitze ihrer stürmenden Truppen stellen mußten, um deren Rückzug und Flucht zu hindern. Im März 1776 ward Boston von den Engländern geräumt und dies war der erste Erfolg, welchen der neue Oberbefehlshaber der Bundesarmee George Washington einfach dadurch erreicht hatte, daß er aushielt auf einem Posten, den jeder Andre als einen verlorenen betrachtet hätte.

Nachdem der am 10. Mai 1775 zu Philadelphia zusammengetretene zweite Congreß die Errichtung eines Bundesheeres — Continental army — beschlossen hatte, war seine ernsteste Aufgabe, einen Oberbefehlshaber zu finden, der einerseits den Pflichten seines verantwortungsvollen Amtes gewachsen und andrerseits sämmtlichen Colonieen genehm war. Das einzige Heer, das unter Waffen stand, war das von Neuengland, das sich mit den Truppen des Generals Gage bereits zweimal glücklich gemessen hatte und dieses Heer einem Offizier aus einer andern, südlicher gelegenen Colonie unterzuordnen, konnte gerechte Empfindlichkeit verletzen: andrerseits war es eine Lebensfrage für die gemeinsame Sache, gleich hier die Interessen des ganzen „Continents" über alle örtliche Eifersucht und jede Regung des Sondergeistes zu stellen und der

———

1) Beschreibung des Gefechts bei Moore, Diary of the american revolution. I, 63—67.

gute Stern Amerikas hatte es so gefügt, daß unter den Abgeordneten des Congresses ein Mann sich befand, der als Soldat, als Patriot und als Mensch so unbedingtes Vertrauen genoß, daß er, als sein Name erst vertraulich, dann öffentlich genannt ward, nicht einen Neider und nicht einen Nebenbuhler fand. In einer Sitzung, in der er selbst nicht zugegen war, mit allen Stimmen gewählt, erklärte der jetzt dreiundvierzigjährige Oberst Washington aus Virginien[1]) am 16. Juni mit folgenden Worten die Annahme der Wahl: „Herr Präsident. Obgleich aufrichtig empfänglich für die hohe Ehre, die in dieser Ernennung liegt, fühle ich wahren Schmerz in dem Bewußtsein, daß meine Begabung und militärische Erfahrung dem Umfang und dem Ernst dieser Aufgabe nicht ebenbürtig ist. Da jedoch der Congreß es wünscht, so will ich mich dieser schweren Pflicht unterziehen und alle Kraft, die in mir ist, aufbieten für seinen Dienst und für die Aufrechthaltung der ruhmvollen Sache. Mögen die Herren, ich bitte darum, meinen herzlichsten Dank annehmen für diesen auszeichnenden Beweis ihres Vertrauens. Aber wenn ein unglückliches Ereigniß eintreten sollte, das meinem Rufe nachtheilig wäre, dann wolle, ich bitte, jeder der in diesem Raume Anwesenden sich erinnern, daß ich heute mit der größten Aufrichtigkeit erkläre: ich halte mich nicht für fähig des Oberbefehls, mit dem ich beehrt werde. Was die Bezahlung angeht, so bitte ich mir die Versicherung zu gestatten, daß, wie keine Aussicht auf Geldgewinn mich hätte verleiten können, mit Aufopferung meines häuslichen Behagens und Glückes dies dornenvolle Amt zu übernehmen, ich auch nicht wünsche irgend welchen Vortheil daraus zu ziehen. Ich werde ein genaues Verzeichniß meiner Auslagen einreichen. Diese wird mir, wie ich nicht zweifle, der Congreß ersetzen und mehr als das beanspruche ich nicht."[2]) Der Gesinnungsadel, der aus diesen Worten sprach, war lauter und echt wie der ganze Mensch. Das wußte und fühlte diese Versammlung von Advokaten. John Adams aus Massachusetts, der die Wahl des Virginiers am Eifrigsten betrieben hatte, schrieb in diesen Tagen: „In der Handlungsweise Washingtons ist etwas, das mich entzückt. Ein Gentleman mit einem der größten Vermögen des Landes, verläßt sein reizendes Heim, seine Familie und Freunde, opfert sein behagliches Leben und wagt Alles für die Sache seines Landes! Seine Absichten sind edel und uneigennützig. Als er seinen wichtigen Posten übernahm, erklärte er, er wolle uns seine Ausgaben genau berechnen, aber nicht einen Shilling Bezahlung nehmen."

1) Geboren am 22. Februar 1732 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien. Ueber ihn Jared Sparks, The writings of George Washington being his correspondence, addresses, messages and other papers, official and private — with a life of the author. Boston 1837. I—XII. Der erste Band enthält das Lebensbild Washingtons. Einen deutschen Auszug hat Fr. v. Raumer gegeben: „Leben und Briefwechsel Georg Washingtons. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszug bearbeitet." Leipzig 1839. I—II. Das Werk von Sparks enthält außer einigen Porträts äußerst brauchbare Situationskarten, welche alle Feldzüge Washingtons Schritt für Schritt begleiten. 2) Sparks III, 1/2, vgl. Appendix I.

Am 3. Juli 1775 kam Washington bei den Neuengland-Milizen an, welche den General Gage in Boston belagert hielten; in Cambridge schlug er sein Hauptquartier auf und sofort begann er jenen Briefwechsel mit dem Congreß, dem wir heute das ergreifende Bild eines verzweifelten Kampfes



Washington.
Nach dem Stiche von J. W. Paradise; Originalgemälde von C. W. Peale.

mit unerhörten Schwierigkeiten jeder Art entnehmen. Ein Heer, das diesen Namen verdient hätte, fand er gar nicht vor, und die 9000 Mann bewaffneter Menschen, die er vorfand, bildeten einen Landsturm, dem es zwar nicht an Muth und Tapferkeit, sonst aber an Allem, auch dem Nöthigsten, fehlte. Organisation, Mannszucht, Ordnung, Kriegsübung konnte bei diesen Milizen

gar nicht vorhanden sein, aber es fehlte auch an Kleidern, an Zelten, an Lebensmitteln, sogar an Schießpulver und vor Allem an Geld. Am 21. Sept. schrieb Washington an den Congreß: „Meine Lage ist unaussprechlich traurig, denn ich sehe den Winter hereinbrechen über eine nackte Armee, in wenig Wochen ist ihre Dienstzeit zu Ende und für diese ernsten Ereignisse ist nichts vorgekehrt. Der Kriegsschatz ist völlig erschöpft; der Zahlmeister hat keinen Dollar mehr; der General-Commissar versichert mir, er habe seinen Credit aufs Aeußerste angespannt, um nur das Heer zu nähren. Der General-Quartiermeister ist genau in derselben Lage und der größere Theil der Truppen ist in Folge des Abzugs an der versprochenen Löhnung in einem Zustand, der von Meuterei nicht mehr weit entfernt ist. Ich weiß nicht, wem ich diesen Ausfall zur Last legen soll: aber ich bin der Meinung, daß wenn diesem Uebel nicht sogleich abgeholfen und künftig pünktlich vorgebeugt wird, die Armee vollständig auseinanderfallen muß."[1])

So schrieb er einer Versammlung, die gar kein Recht hatte, irgend etwas zu befehlen, die nur Beschlüsse fassen und um deren Befolgung bitten, aber keinen Menschen zum Gehorsam zwingen konnte. Am 1. December brachen die Regimenter von Connecticut, deren Dienstzeit abgelaufen war, wirklich auf und gingen sammt ihren Waffen ohne Abschied nach Hause. 5000 Milizen aus Massachusetts, Rhode Island und New-Hampshire sollten sie ersetzen, aber die Offiziere, die diese Mannschaften gesehen, berichteten dem General, sie seien so unbändig und widerspenstig, daß sie nicht länger als ein paar Tage bei der Fahne zu halten sein würden;[2]) in solch beständiger Sorge, die Truppen, die er hatte, durch Davonlaufen zu verlieren, die aber, die sie ersetzen sollten, gar nicht zu bekommen, schrieb er am 4. Januar 1776: „In den Büchern der Geschichte wird sich ein Fall wie der unsere wohl nicht zum zweiten Male finden. Einen Büchsenschuß weit vom Feinde entfernt, sechs Monate lang einen Posten ohne Schießpulver behaupten, dabei gleichzeitig eine Armee entlassen und eine andere anwerben müssen, im Angesicht von einigen zwanzig britischen Regimentern, das ist wahrscheinlich mehr, als irgend Jemand erwarten konnte."[3]) Und während dieser unglückliche Obergeneral einer in beständiger Auflösung begriffenen Armee vertraulich eingestand, hätte er alles das vorhergesehen, so würde keine Macht der Erde ihn bestimmt haben, solch ein Commando zu übernehmen,[4]) mußte er auch noch bei Andern einen Kleinmuth bekämpfen, dessen er sich selber nur mit größter Mühe erwehrte. Dem Generalmajor Schuyler, der wegen der fürchterlichen Zuchtlosigkeit seiner Truppen seine Entlassung nehmen wollte, schrieb er am 5. December 1775: „Ich weiß, Ihre Klagen sind nur zu begründet. Ich selbst habe solche Schwierigkeiten gefunden, und zwar derart, wie ich sie nie erwartet hätte. Aber sie müssen ertragen werden. Die Sache, für die wir

---

1) Sparks III, 104. 2) Das. III, 189. 3) Das. S. 221/22. 4) Brief an Joseph Reed 28. Nov. 1775. Sparks III, 178.

kämpfen, ist so gerecht und edel, daß wir suchen müssen bei ihrer Vertheidigung über jedes Hinderniß Herr zu werden, und deßhalb bitte ich Sie, nicht an Rücktritt zu denken."[1])

Daß der Feind von seinem Elend entweder nichts wußte, oder nicht die Entschlußkraft hatte, von der eigenen Ueberlegenheit Gebrauch zu machen, kam ihm vor wie eine besondere Fügung des Himmels. Nach einer abermaligen Schilderung seiner trostlosen Lage schrieb er am 14. Januar 1776: „Wie manche unglückliche Stunde kostet mir der Blick auf meine und meines Heeres Lage, wenn rings um mich her Alles im Schlafe liegt. Wenig Menschen kennen die Bedrängniß, in der wir uns aus tausend Gründen befinden: noch wenigere werden, wenn uns ein Unfall trifft, glauben, aus welchen Ursachen er stammt. Oft habe ich gedacht, wie viel glücklicher wäre ich gewesen, wenn ich, statt unter solchen Umständen das Commando zu übernehmen, meine Muskete geschultert hätte und als Gemeiner ins Glied getreten wäre oder, wenn mir das nicht die Rücksicht auf die Nachwelt und mein Gewissen verbot, ins Unterland zurückgegangen wäre, um in einem Wigwam zu leben. Sollte ich obsiegen über all diese und viele andre Schwierigkeiten, dann werde ich heilig glauben, daß hier der Finger der Vorsehung waltet, der dem Feinde die Augen verblendet: denn wenn wir durch diesen Monat glücklich hindurchkommen, dann ist das nur möglich, weil sie keine Ahnung haben von dem Unglück, mit dem wir kämpfen."[2])

General Howe, der an Stelle des Generals Gage in Boston das Commando führte, war längst mit sich selbst wie mit dem Ministerium in England darüber im Reinen, daß die Landzunge, auf der er sich, gegenüber einer rings von feindlichen Verschanzungen umzogenen Bai befand, die schlechteste Basis für eine wirksame Kriegführung bilde, die sich nur irgend finden ließ. Gegen die fanatische Feindseligkeit der Bevölkerung von ganz Neuengland war mit den glänzendsten Waffenthaten an dieser Stelle doch nichts auszurichten und so entschloß er sich, da Washingten seit Anfang März 1776 auf den Höhen von Dorchester, welche Boston beherrschten, Verschanzungen errichten ließ, seine ganze Truppenmacht einzuschiffen und nach New-York zu verbringen, wo er dieselbe Verbindung mit der See hatte, aber auf eine ganz anders gesinnte Bevölkerung rechnen konnte.

Dem Kampf um Boston folgte der Kampf um New-York und diesem der Kampf um Philadelphia.

In dem Kampfe um New-York war Washington sehr unglücklich. In der Schlacht von Brooklyn ward sein 10,000 Mann starkes Heer am 27. August 1776 von den Engländern der Generale Clinton und Cornwallis, den Hessen unter General Heister und Oberst Donop aufs Haupt geschlagen. Er mußte Long Island räumen und froh sein, daß ihm der Rest seiner geschlagenen Truppen nicht vollständig auseinander lief. „Die Milizen," berichtet er kummer-

1) Sparks S. 191. 2) Das. III, 240.

voll am 2. September, „sind entmuthigt, ungeberdig und voll Ungeduld nach Hause zu kommen. Haufenweise sind sie fortgezogen, in einigen Fällen ganze, in andern halbe Regimenter und Compagnieen auf einmal."[1]) So war auch New-York nicht zu halten; bei dem Rückzug von hier auf Haarlem ereignete es sich, daß unter seinen Augen zwei ganze Brigaden vor 50 Engländern, ohne einen Schuß zu thun, die Flucht ergriffen. Washington warf sich den Feiglingen mit dem Säbel in der einen, der Pistole in der andern Hand entgegen; aber sie waren nicht zum Stehen zu bringen.[2]) „Unser Vertrauen auf Milizen," schrieb er am 24. September dem Congreß, „ist unser Verderben. Wer sich auf sie verläßt, ist wie ein Mann, der sich auf einen zerbrochenen Stab stützt. Menschen, die eben den Freuden der Häuslichkeit entrissen, nicht gewöhnt sind an das Geklirr der Waffen, gänzlich unbekannt mit jeder Art kriegerischer Zucht (woher der Mangel an Selbstvertrauen, wenn sie regelmäßig gedrillten, disciplinirten und aufgestellten Truppen von überlegener Kenntniß und Waffentüchtigkeit gegenübertreten) sind furchtsam und stets bereit vor ihrem eigenen Schatten die Flucht zu ergreifen. Der plötzliche Wechsel in ihrer Art zu leben, namentlich zu wohnen, macht Viele krank, Alle ungeduldig und erfüllt sie mit solch unbezwinglichem Heimweh, daß sie nicht blos selbst schmählich Reißaus nehmen, sondern auch Andre mit ihrem Beispiel anstecken. Menschen, die an ungebundene Freiheit und keinerlei Ueberwachung gewöhnt sind, können den Zwang nicht vertragen, der für die gute Ordnung und Leitung eines Heeres unentbehrlich ist, ohne den Zügellosigkeit und jede Art von Unordnung Alles ergreift. Solche Leute zu dem nothwendigen Maß von Unterordnung zu bringen, ist nicht das Werk eines Tags, eines Monats oder eines Jahrs —."[3])

New-York und die Jerseys waren in den Händen der Engländer; die Bevölkerungen beider Staaten hatten ihren Frieden mit dem König gemacht, glücklich, die Plünderungen und Brandstiftungen der zerlumpten Befreiungsarmee los zu sein,[4]) als Washington im December 1776 mit nicht mehr als 4000 Mann westlich hinter dem Delaware stand und nur durch diesen vor der Uebermacht des Generals Howe geschützt, einen Anschlag plante, der, wenn er gelang, viel wieder gut machen, wenn er mißlang, nicht viel verschlimmern konnte; denn der Ablauf der Dienstzeit der meisten Milizen stand ohnehin nahe bevor. Dem Lager Washingtons gerade gegenüber auf der Ostseite des Delaware stand in der Stadt Trenton eine Abtheilung Hessen unter Oberst Rall, nicht weit davon in Bordentown eine andere unter Oberst Donop. Das hessische Fußvolk war eine mit Recht gefürchtete Truppe. Milizen die sie angriffen, begingen ein Wagniß, das einfach tollkühn war, wenn sie nicht Aussicht hatten, diese ausgezeichneten Grenadiere gewissermaßen im Schlafe zu überfallen und im kampfunfähigen Zustande mit Uebermacht zu bewältigen.

---

1) Sparks IV, 72. 2) Das. S. 94/95. 3) Das. S. 113/114. 4) Das. IV, 118/19.

Dies aber war der Plan Washingtons. Im Vertrauen auf die einschläfernde Sicherheit, mit der sich diese Deutschen einer gründlichen Feier des Weihnachtsfestes hingegeben haben mußten, brachte er am Abend des 25. December 1776 Geschütze und Mannschaften zu Schiffe und kam nach vierstündigem Kampf mit dem Treibeis des Delaware mit beiden glücklich über den Strom. In zwei Abtheilungen marschirten die Amerikaner nach der Stadt. Die eine drang unmittelbar hinter den Vorposten ein und bemächtigte sich der hessischen Geschütze, die andere verlegte die Straße nach Princeton; so, von allen Seiten eingeschlossen, ihres Befehlhabers Rall gleich zu Anfang durch einen tödtlichen Schuß beraubt, streckten nach kurzem Kampfe 886 hessische Grenadiere mit 23 Offizieren die Waffen und nun endlich konnte Washington seinen Milizen ein warmes Lob spenden: „Die Schwierigkeit des Flußüberganges in einer sehr kalten Nacht und der Marsch durch einen fürchterlichen Schnee- und Hagelsturm hat ihren Eifer nicht abgeschreckt; als es aber zum Gefecht kam, da war's, wie wenn Einer den Andern vorwärts stieße."[1]) Washington kehrte über den Delaware zurück, um seine Gefangenen in Sicherheit zu bringen, eilte aber sofort wieder nach Trenton, als er vernahm, daß Oberst Donop in jähem Schreck von Bordentown aufgebrochen sei, um nach Princeton zu marschiren. Für ein Handgeld von 10 Dollars auf den Kopf ließen sich die Regimenter, deren Dienstzeit am 31. ablief, bestimmen, noch sechs Wochen länger bei der Fahne zu bleiben[2]) und so konnte Washington alsbald zu einer neuen Waffenthat ausholen.

Vor der Uebermacht, welche Lord Cornwallis auf die Nachricht von dem Ereigniß des 26. December aus New-York heranführte, wich Washington auf das jenseitige Ufer des Assanpinkflusses zurück, der dicht hinter Trenton in den Delaware mündet und statt hier eine Schlacht anzunehmen, die ohne Zweifel verloren worden wäre, marschirte er in der Nacht des 2./3. Januar 1777 nach **Princeton** in den Rücken des Feindes ab. Die Wachtfeuer der Amerikaner brannten die ganze Nacht, ihre Wachen blieben an der Brücke und bei den Furten des Flusses stehen, so daß die Briten von dem Abzug des Feindes nichts merkten. Mit Sonnenaufgang kamen die Amerikaner in Princeton an, sie fanden dort drei Regimenter Briten, die eben im Begriffe waren, nach Trenton nachzurücken. Das eine schlug sich auch wirklich mit dem Bajonet durch, die beiden andern aber wurden nach heftigem Widerstande von der Uebermacht bewältigt. Mit Hinterlassung von 100 Todten und 300 Gefangenen eilten sie nach Brunswick zurück.[3]) Die unmittelbare Folge der Gefechte von Trenton und Princeton war, daß die Jerseys von den Engländern geräumt wurden, Philadelphia einstweilen vor jedem Angriff gesichert war und Washington mehrere Monate Zeit gewann, sich in Ruhe der Reform einer Armee zu widmen, die weit weniger stark und furchtbar

1) Washington an den Congreß 27. December 1776. **Sparks** IV, 246/47.
2) Das. IV, 253. 3) Washington an den Congreß: Pluckmine d. 5. Januar 1777.

war, als General Howe glauben sollte und wirklich glaubte. Dabei kam ihm ein wichtiger Beschluß des Congresses vom 27. December zu statten.

Am 12. December war der Congreß, aus Furcht vor den Briten, in aller Stille aus Philadelphia ausgezogen und als er am 20. in Baltimore wieder zusammentrat, hatte ihn der Ernst der Zeit, das Gefühl der Hilflosigkeit so mürbe gemacht, daß er alle republikanischen Vorurtheile gegen eine starke Militärgewalt über Bord warf und am 27. December — noch ohne Kenntniß von dem Siege bei Trenton — frischweg beschloß: Washington auf sechs Monate zum Diktator zu ernennen mit ausgedehntester Vollmacht zu rekrutiren und zu requiriren in jedem einzelnen der vereinigten Staaten.[1]) Dieser Beschluß war gefaßt worden „in vollem Vertrauen auf die Weisheit, Kraft und Rechtschaffenheit" des Generals, und dies Vertrauen war gerechtfertigt. Es war keine Phrase, wenn Washington am 1. Januar antwortete: „Statt mich durch diesen Beweis Eures Vertrauens befreit zu dünken von allen bürgerlichen Pflichten, werde ich mir vielmehr stets vor Augen halten, daß das Schwert, wie es die letzte Zuflucht war für die Rettung unserer Freiheiten, so auch das erste Ding sein muß, das bei Seite zu legen ist, sobald diese Freiheiten geborgen sind."[2]) Viel freilich war in der Lage Washingtons durch die sechs Monate Diktatur nicht geändert; das zeigte sich in dem Herbstfeldzug von 1777.

In diesem ward den Amerikanern nur ein einziger unverhoffter Erfolg zu Theil.

Die Generale Bourgoyne und Riedesel, welche im Juni bei Crownpoint am Champlainsee mit 7000 Engländern und Deutschen aufgebrochen und über Ticonderoga siegreich am Hudson hinabmarschirt waren, um dem General Clinton, der von New-York aus den Hudson hinaufmarschiren sollte, die Hand zu reichen, wurden mit noch 3500 Mann von 13,000 Milizen unter General Gates bei Saratoga[3]) eingeschlossen und bevor Clinton ihnen zur Hilfe kommen konnte, am 16. Oktober zum Abschluß einer „Convention" genöthigt, die durch den Vertragsbruch der Amerikaner in eine förmliche Capitulation verwandelt ward.[4]) Nach dem Vertrag waren die Amerikaner verpflichtet, die britischen Truppen nach Ablieferung ihrer Waffen ungehindert nach England zurückkehren zu lassen, mit dem Rechte, überall nur nicht in Amerika weiter zu dienen; aber der Congreß verwarf diese Bestimmung und wußte es so einzurichten, daß sie als Kriegsgefangene in Amerika zurückgehalten wurden bis zum Friedensschluß 1783. Lafayette war's,[5]) der den Amerikanern klar machte, wenn das nicht geschähe, so würde diese Armee in

1) Sparks IV, 550. 2) Das. S. 257. 3) Höchst interessante Einzelheiten über diese Katastrophe, ihre Ursachen und Folgen, siehe in dem anziehenden Buche: „Briefe und Berichte des Generals und der Generalin von Riedesel während des nordamerikanischen Krieges in den Jahren 1776—1783 geschrieben", zuerst 1799 erschienen, neuerdings Freiburg u. Tübingen 1881 wieder gedruckt. 4) Mahon VI, Kap. 56. 5) Riedesel S. 145.

Europa gegen Frankreich verwendet werden: der Bruch der Convention von Saratoga werde übrigens nicht sündhafter sein, als der Bruch der Convention von Kloster Zeven, den einst die Engländer begangen.[1])

Viel weniger glücklich als Gates war Washington. Bei der Vertheidigung Philadelphias gegen General Howe erlitt sein 14,000 Mann starkes Heer am 11. September am Brandywine (wo Lafayette verwundet wurde) eine vollständige Niederlage. Philadelphia ward von den Engländern besetzt und ein Versuch, den Washington am 4. Oktober machte, die Briten in Germantown zu überfallen, führte in Folge des dichten Nebels, in dem Freund und Feind nicht unterschieden werden konnte, zu einer neuen Schlappe mit schweren Verlusten. Immerhin hatte es auf alle Unbefangenen einen aufrichtenden Eindruck gemacht, daß Washington drei Wochen nach einer ernstlichen Niederlage seine geschlagenen Mannschaften schon wieder zu einem Angriff vorführen konnte, bei dem sie es wenigstens an Tapferkeit nicht hatten fehlen lassen, und als nun die Capitulation von Saratoga hinzukam, da schien die Wendung des ganzen Krieges so sicher entschieden, daß, wie wir oben sahen,[2]) der Hof zu Versailles sich nicht länger gegen ein Bündniß mit den Söhnen der Freiheit sträubte.

Aber an Ort und Stelle sah es ganz anders aus. Seit dem 12. December 1777 hatte Washington Winterquartiere bezogen: sein Lager war in Valley Forge, etwa sechs Stunden nordwestlich von Philadelphia am westlichen Ufer des Schuylkillflusses; seine Truppen lagen in hölzernen Baracken und hatten einen ungewöhnlich strengen Winter unter Verhältnissen zu bestehen, die wir uns nicht schrecklich genug vorstellen können.

Am 23. December berichtete Washington dem Präsidenten des Congresses:[3]) „Ich bin jetzt überzeugt, daß wenn nicht plötzlich eine große und gründliche Veränderung unserer Lage eintritt, diese Armee entweder in Hunger und Auflösung zu Grunde gehen oder sich zerstreuen wird, um sich auf irgendwelche Weise Lebensmittel zu verschaffen. Gestern Nachmittag kam die Nachricht, der Feind habe in beträchtlicher Stärke die Stadt verlassen und rücke nach Derby vor mit der erkennbaren Absicht zu fouragiren und aus jenem Landestheil Lebensmittel zu ziehen. Ich befahl den Truppen sich bereit zu halten, um mit aller Macht Widerstand zu leisten; da ward ich zu meiner wahren Bestürzung nicht blos berichtet, sondern überzeugt, daß die Leute nicht fähig waren sich zu rühren aus Mangel an jeder Nahrung, und daß eine gefährliche Meuterei, die in der vergangenen Nacht ausgebrochen und durch die muthvollen Anstrengungen einiger Offiziere mit Mühe unterdrückt worden war, aus demselben Grunde neu befürchtet werden müsse. Das brachte den einzigen Verpflegungskommissar in diesem Lager in Bewegung und er gestand die schmerzliche und erschreckende Wahrheit ein, daß er nicht ein einziges Huf-

1) Ueber diese letztere Convention s. S. 153 ff. 2) S. S. 732 ff. 3) Sparks V, 197 ff.

thier zum Schlachten und nicht mehr als 25 Tonnen Mehl habe. Hieraus mag man sich eine Vorstellung von unserer Lage machen, wenn ich hinzufüge, daß er nicht im Stande war anzugeben, wann neue Lieferungen zu erwarten seien. — Das große schreiende Uebel des Lebensmittelmangels ist noch nicht Alles. Von Seife, Essig und anderen Artikeln, welche der Congreß bewilligt hat, haben wir seit der Schlacht am Brandywine nichts zu sehen bekommen. Für Seife haben wir allerdings wenig Verwendung: wenig Leute haben mehr als ein Hemd, viele nur den Fetzen eines solchen und noch Andere gar keines. Ganz abgesehen von den Leuten, welche wegen Mangels an Schuhen im Lazareth oder in Farmhäusern untergebracht sind, haben wir nach einem heute erstatteten Feldbericht nicht weniger als 2898 Leute im Lager, die keinen Dienst thun können, weil sie barfuß oder sonst nackt sind. Aus demselben Bericht geht hervor, daß unsere gesammte Bundesarmee, einschließlich der östlichen Brigaden, welche seit der Ergebung Bourgoynes zu uns gestoßen sind, aber ausschließlich der nach Wilmington gesandten Marylandtruppen, sich auf nicht mehr als 8200 diensttaugliche Leute beläuft."

Die Schilderungen Washingtons bestätigt der überaus düster gehaltene Bericht, welchen der Generalmajor Kalb, der sich mit Lafayette in demselben Lager von Valley Forge befand, dem Grafen Broglie am 25. December erstattet hat.[1]) Ihm erschien schon die Wahl dieses Winterlagers inmitten einer bewaldeten Wildniß in der ödesten, ärmsten und unfruchtbarsten Gegend von Pennsylvanien als ein Mißgriff, zu dem sich Washington nie hätte verleiten lassen sollen. „Es ist ein Unglück, daß W. sich so leicht gewinnen und bestimmen läßt. Er ist der tapferste und redlichste Mann, er hat die besten Absichten und ein sehr gutes Urtheil. Ich bin überzeugt, daß er etwas Tüchtiges leisten würde, wenn er nur mehr auf seine eigne Verantwortlichkeit hin handeln wollte; aber es ist schade, daß er so schwach ist und die schlechtesten Rathgeber in den Personen besitzt, denen er sein Vertrauen geschenkt hat. Wenn sie keine Verräther sind, so sind sie jedenfalls große Ignoranten." Nachdem er die heillose Anwerbung der Milizen mit kurzer Dienstzeit beklagt und konstatirt hat „daß die halbe Armee halb nackt und daß beinahe die ganze Armee barfuß geht", sagt er: „Es scheint, daß Alles zum Untergang unserer Sache beitragen muß. Wenn sie sich dennoch hält, so kann man das nur einer besonderen Fügung der Vorsehung zuschreiben. Man hat die Herrn Armeelieferanten darüber zu Rathe gezogen, wo man die Winterquartiere aufschlagen solle und sie haben sich dahin ausgesprochen, daß unser gegenwärtiges Lager der ihnen gelegenste Punkt sei. Nun sind wir erst sechs Tage hier und leiden bereits an Allem Noth. Die Leute haben seit vier Tagen weder Fleisch noch Brod bekommen, und unsere Pferde stehen Tage lang ohne alles Futter."

So beschaffen war der Hintergrund der Bühne, auf welcher Friedrich

1) Fr. Kapp, Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb. S. 128ff.

Wilhelm v. Steuben im März 1778 als „Generalinspektor" der Bundesarmee seine denkwürdige Thätigkeit begann, um das Chaos zu lichten, in welchem Organisation und Disciplin dieses Heeres lag. Der jetzt achtundvierzigjährige Offizier hatte es verstanden alsbald nach seiner Ankunft in der neuen Heimath sich Aller Herzen zu gewinnen. Für einen Fremden von solcher Vergangenheit war es nicht leicht, die Empfindlichkeit der Amerikaner zu schonen und doch dem eignen Werthe nichts zu vergeben, noch schwerer, ohne Kenntniß der Landessprache unter ihm völlig unbekannten Menschen und Dingen sich zurechtzufinden, und Mißgriffe zu vermeiden, die sich vielleicht nie mehr heilen ließen. Für Steuben schien solche Schwierigkeit gar nicht vorhanden



Steuben Maj: Gen.

General von Steuben.
Nach dem Stiche von Albert Teichel.

zu sein. Freilich ging ihm ein unvergleichlicher Herold voraus: das war der Ruf des großen Königs von Preußen, in dessen Schule er die Kunst des Krieges und des Sieges gelernt, zur Zeit da die Amerikaner sich selbst als seine Waffenbrüder betrachten durften, dessen Bild in jeder Herberge, dessen Name auf unzähligen Wirthshausschildern in Amerika prangte. Wie wenn es nicht sein ehemaliger Adjutant, sondern der König selber wäre, ward Steuben am 1. December in Portsmouth von dem Commandanten und seinen Offizieren wie von der Bevölkerung begrüßt; Kanonendonner von allen Schiffen bewillkommnete ihn, als er in den Hafen fuhr und Tausende von Menschen

strömten zur Landungsbrücke, um dem Aussteigenden ihre Freude über sein Erscheinen kund zu geben.[1])

An der Tafel des Commandanten erfuhr Steuben die große Nachricht von Saratoga und die Brust gehoben von den besten Hoffnungen, meldete er sich am 6. December mit zwei Briefen erstens dem Congreß, zweitens dem General Washington an und in beiden traf er mit glücklichstem Griffe den rechten Ton. Dem Congreß schrieb er: „Der einzige Beweggrund, der mich in diesen Welttheil führte, ist der Wunsch, einem Volke zu dienen, das einen so edlen Kampf für seine Rechte und Freiheit kämpft. Ich verlange weder Gelder noch Titel. Ich bin aus dem entferntesten Winkel Deutschlands hiehergekommen und habe dort Amt und Stellung aufgegeben. Mein einziger Ehrgeiz ist, bei Ihnen als Freiwilliger einzutreten, mir das Vertrauen Ihres commandirenden Generals zu erwerben und ihn in allen Feldzügen ebenso zu begleiten, wie ich während des siebenjährigen Krieges dem König von Preußen gefolgt bin. Zweiundzwanzig Dienstjahre in einer solchen Schule verbracht scheinen mir den Anspruch auf den Namen eines erfahrenen Offiziers zu geben, und wenn ich einige Talente in der Kriegskunst besitze, so werden sie mir um so werther sein, da ich sie im Dienste einer solchen Republik verwenden kann, wie ich die vereinigten Staaten noch zu sehen hoffe. Mit meinem Blute möchte ich mir die Ehre erkaufen, daß mein Name dereinst unter den Vertheidigern Ihrer Freiheit genannt würde. Wenn Sie mein Anerbieten freundlich annehmen, so bin ich befriedigt, denn ich verlange keine andere Gunst als unter ihre Offiziere aufgenommen zu werden. Ich wage zu hoffen, daß Sie meine Bitte gewähren und mir Ihre Befehle nach Boston senden werden, wo ich ihnen entsprechend meine Maßregeln treffen werde."[2]) Und der Brief an Washington lautete: „Die beiliegende Abschrift eines Briefes, dessen Urschrift ich die Ehre haben werde Ew. Excellenz selbst zu überreichen, wird Sie mit den Beweggründen bekannt machen, welche mich in dies Land herüber geführt haben. Ich füge dem nur hinzu, daß mein lebhaftester Ehrgeiz ist, Ihrem Lande alle Dienste zu leisten, die in meinen Kräften stehen und mir den Namen eines Bürgers von Amerika zu verdienen, indem ich für die Sache Ihrer Freiheit fechte. Sollte der ausgezeichnete Rang, in dem ich in Europa gedient habe, ein Hinderniß sein, so würde ich lieber unter Ew. Excellenz als Freiwilliger dienen, als den verdienten Offizieren ein Gegenstand des Mißvergnügens werden, die sich schon unter Ihnen hervorgethan haben. Da dies die Gesinnungen sind, die ich stets bekannt habe, so darf ich hoffen, daß der hochachtbare Congreß der vereinigten Staaten meine Dienste annehmen wird. Fürchtete ich nicht Ihre Bescheidenheit zu verletzen, so könnte ich noch hinzusetzen, daß Ew. Excellenz die einzige Person ist, unter

---

1) Fr. Kapp, Leben des amerikanischen Generals von Steuben. S. 56. 2) So Kapps (S. 56/57) Uebersetzung des Briefes. Die Journals of Congress, welche Bd. XIII, 114 den Urtext enthalten, sind mir nicht zur Hand.

der ich, nachdem ich unter dem König von Preußen gedient, wünschen könnte mich in einer Kunst zu vervollkommnen, der ich mein Leben geweiht habe."[1]) — Mit offnen Armen ward Steuben von den Patrioten in Boston, nachher von dem Congreß in York aufgenommen. Als er von diesem nur für die Offiziere seines Gefolges de Romanai, de l'Enfant, de Pontière und Duponceau Offizierspatente verlangte, für sich selbst nichts weiter als die Einreihung als Freiwilliger und den Ersatz seiner Auslagen beanspruchte, feierte ihn dieser durch ein Festessen und ein Dankvotum für sein edles Anerbieten und geehrt wie noch nie ein Fremder traf er Ende Februar in Valley Forge bei Washington ein,[2]) der am 27. Februar dem Congreß berichtete: „Baron Steuben ist im Lager angekommen. Er ist offenbar ein Edelmann im vollen Sinne, und so weit ich urtheilen konnte, ein Mann von militärischem Wissen und Welterfahrung."[3])

Von den schreienden Uebeln, über die wir die Klagen Washingtons und Kalbs schon vernommen haben, fand Steuben keines geheilt;[4]) vielmehr fand er die Zahl der Schäden vermehrt durch ein höchst ärgerliches Ränkegetriebe, das die Autorität des Generals Washington umspülte und untergrub, und an der Spitze seiner Gegner außer Gates, dem Helden von Saratoga und Chef eines neu errichteten Kriegsamtes (Board of war), den General Conway, der gegen Washingtons Willen durch den Congreß zum Generalinspektor ernannt worden war, mit Eifer beschäftigt, gegen den einzigen Patrioten zu arbeiten, der in diesem ganzen Lager immer zuerst an die Sache und immer zuletzt an sich selber dachte. Es ist nun ein sehr rühmliches Zeugniß des Eindrucks, den Washingtons Persönlichkeit auf alle ehrlichen, selbstlosen Menschen machte, daß ihm, wie der Franzose Lafayette, so auch der Deutsche Steuben vom ersten Tage des Bekanntwerdens an in unerschütterlicher Treue ergeben geblieben ist. Lafayette durchschaute die Hintergedanken, mit denen Gates und Conway sich an ihn herandrängten, um ihn Washington zu entfremden; freimüthig theilte er diesem Alles mit, was er von den Umtrieben der Verschwörer erfuhr, nicht blos, wie er ihm schrieb, aus persönlicher Liebe zu ihm, sondern aus Feuereifer für die Rettung eines Landes, das jetzt von seinen Feinden nicht mehr soviel als von seinen eigenen Söhnen zu fürchten habe. „Jetzt bin ich gebunden an Ihr Schicksal und ich werde ihm folgen und es aufrecht erhalten mit meinem Degen, wie mit Allem, was in meinen Kräften ist."[5]) Er war in Albany, als Steuben in Valley Forge eintraf. Um diesen vor falschen Brüdern zu warnen, schrieb er ihm am 12. März ein paar Zeilen, die für ihn so ehrend sind als für den, von dem sie handeln: „Gestatten Sie mir meine Freude darüber auszusprechen, daß Sie den General Washington gesehen haben. Dieser große Mann kann keine Feinde haben, die nicht die Feinde seines Landes sind und kein edeldenkender Mensch

---

1) Der Text bei Sparks V, 528. 2) Kapp S. 64—66. 3) Sparks V, 244. 4) Kapp S. 90 ff. 5) Sparks I, 271/72.

kann umhin, die ausgezeichneten Eigenschaften seines Herzens zu lieben. Ich glaube ihn so genau zu kennen, wie irgend Jemand, und das ist das Bild, das ich mir von ihm gemacht habe. Seine Rechtschaffenheit, sein Freimuth, sein Zartgefühl, seine Tugend, im ausgedehntesten Sinne dieses Wortes, sind erhaben über jedes Lob. Meine Sache ist es nicht, seine militärischen Talente zu würdigen; aber nach meiner unvollkommenen Kenntniß von diesen Dingen ist mir seine Ansicht im Kriegsrath immer als die beste erschienen, obwohl seine Bescheidenheit ihn manchmal abhält, auf ihr zu bestehen und seine Voraussetzungen sind meistens in Erfüllung gegangen. Ich bin um so glücklicher, Ihnen dieses Urtheil über meinen Freund mit aller Aufrichtigkeit, die ich empfinde, abgeben zu können, als einige Personen vielleicht versuchen werden, Sie hierüber irre zu führen."[1])

Steubens gesunder Sinn bedurfte dieser Warnung nicht, um den Mann, der Autorität hatte, weil er sie verdiente, zu unterscheiden von denen, die suchen mußten, sie durch Ränke zu erschleichen. Für den Posten eines Generalinspektors, den Conway für sich hatte schaffen lassen, ohne ihn ausfüllen zu können, war er der gewiesene Mann und im Einverständniß mit Washington übernahm er als Freiwilliger, ohne Patent alle Verrichtungen eines Amtes, dem hier ganz andere Aufgaben oblagen als in einem stehenden Heere des monarchischen Europa. Das Heer, das zu „inspiciren" war, mußte hier erst aus dem Rohen heraus geschaffen werden. Mit deutscher Gründlichkeit fing Steuben ganz von vorne mit dem Rekrutendrillen an und wie Alles, was methodisch richtig angefaßt wird, gelang ihm sein Unternehmen über Erwarten schnell.

Wie er selbst erzählt,[2]) begann er damit, daß er sich 120 Mann aus der Linie aussuchte und daraus eine Stabswache für den Obergeneral bildete. Diese machte er zur militärischen Schule der ganzen Armee. Er exercirte sie persönlich zwei Mal des Tags. Nach dem Vorurtheil englischer Offiziere war das Rekrutenexerciren eine eines Offiziers unwürdige Beschäftigung. Der ehemalige Flügeladjutant Friedrichs des Großen nahm deßhalb selbst das Gewehr in die Hand und zeigte den Leuten die Griffe und die Handhabung ihrer Waffe, insbesondere des Bajonets, das die Amerikaner bisher blos als Bratspieß für ihre Beefsteaks brauchbar gefunden hatten. Diesem Exercitium mußten die Obersten beiwohnen, welche Washington zu Divisionsinspektoren ausersehen hatte und unter denen die ausgezeichnetsten seiner Offiziere waren. „Wir marschirten zusammen," sagt er, „schwenkten, formirten uns und brachen ab und nach vierzehn Tagen schon verstand meine Compagnie ganz vortrefflich das Gewehr zu tragen und zu marschiren, hatte eine militärische Haltung und führte sogar schon einige kleine Manöver mit ausgezeichneter Präcision aus." — „So machte ich meine Compagnie zu einem Muster für die ganze Armee. Sie war gut uniformirt, ihre Waffen waren sauber und in bester

1) Sparks I, 272. V, 529. 2) Kapp 104ff.

Ordnung und ihre äußere Erscheinung höchst respektabel. Ich ließ sie in Gegenwart aller Offiziere der Armee in Parade aufmarschiren und gab ihr auf diese Weise Gelegenheit zu zeigen, was sie konnte und wußte. Meine Leute formirten sich in Colonnen, entfalteten sich, griffen mit dem Bajonet an, wechselten Front u. s. w. Diese Manöver waren für die jungen Offiziere und Soldaten ein ganz neues Schauspiel. Ich erreichte aber damit meinen Zweck und sandte meine Inspektoren als Apostel aus, welche der neuen Lehre jetzt überall schnellen Eingang verschafften. Ich benutzte jeden Augenblick, meine Operationen im vergrößerten Maßstab auszuführen. Ich wandte mein System auf Bataillone, später sogar auf ganze Brigaden an und in weniger als drei Wochen führte ich vor dem Obergeneral mit einer ganzen Division schon einzelne Manöver aus."[1]) Mit dem Feuereifer, der den guten Willen beim Anschauen des einfach Zweckmäßigen immer ergreift, gingen die Unterinspektoren, die Obersten Fleury, Scammel, Sprout, Williams, Brooks u. s. w. auf Steubens Methode ein, überall sein leuchtendes Beispiel vor Augen. Ganz ergriffen schrieb schon am 8. April einer derselben, der Oberst Alexander Scammel: „Der Baron Steuben geht uns mit einem wahrhaft edlen Beispiel voran. Er hat die Disciplin der Armee übernommen und bewährt sich darin als einen vollendeten Meister, von den großen Manövern an bis zu den kleinsten Einzelheiten des Dienstes. Offiziere und Soldaten bewundern gleichmäßig einen so ausgezeichneten Mann, der unter dem großen preußischen Monarchen eine hervorragende Stellung einnahm und sich jetzt trotzdem mit einer nur ihm eigenen Würde herabläßt, selbst einen Haufen von 10—12 Mann als Exercirmeister einzuüben. Unter seiner Leitung macht Disciplin und Ordnung ganz außerordentliche Fortschritte in der Armee."[2])

Von den ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten, die Steuben gerade im Anfang, als er des Englischen noch nicht kundig war, zu überwinden hatte und von dem wunderbaren Erfolg, mit dem ihm das gelang, entwirft uns sein Lieblingsadjutant und treuer Freund William North ein anschauliches Bild: „Wahrhaftig, es war ein schweres Stück Arbeit! Ohne ein Wort Englisch zu verstehen, setzte er es durch, freigeborene Männer, die zur Erhaltung ihrer Freiheit sich vereinigt hatten, nicht allein zur Unterwerfung unter sein Commando zu bringen, sondern sogar zum blinden Gehorsam zu zwingen. Ein Wort, ein Blick von ihm reichte hin, seinen Befehlen sofortige Ausführung zu sichern. Nur ein tapferer, tugendhafter Wille, nur ein Mann, der von edlem Ehrgeiz beseelt war, konnte die tausendfachen ihm im Wege stehenden Hindernisse überwinden. Bei der ersten Parade geriethen die Truppen, die das Commando nicht verstanden und bei einer ihnen ungewohnten Schwenkung trotz der Führung ihres Instrukteurs nicht sogleich folgen konnten, auf einmal in große Verwirrung. In diesem Augenblicke trat Benjamin Walker, damals Hauptmann im zweiten New-Yorker Regiment, vor die Front und bot

1) Kapp S. 106/7. 2) Das. S. 108.

seine Dienste als Uebersetzer und Dolmetscher der Befehle Steubens an. „Wenn ich einen Engel vom Himmel hätte herabsteigen sehen," pflegte der Baron später zu sagen, „so würde ich mich nicht mehr haben freuen können." — Walker war von diesem Augenblicke an sein Adjutant und blieb bis an Steubens Lebensende sein theurer, werthgeschätzter Freund."[1])

Mit aufrichtiger Bewunderung und Freude folgte Washington dem Werk der Neugestaltung, das Steuben unter seinen Augen verrichtete; am 30. April 1778 erstattete er dem Congreß Bericht und beantragte, dem ausgezeichneten Offizier die Stellung förmlich zu übertragen, die er thatsächlich seit sechs Wochen mit so glänzendem Erfolge ausfüllte, und seinem Antrage gemäß beschloß der Congreß am 5. Mai, Steuben mit dem Gehalt und Rang eines Generalmajors zum Generalinspektor der Armee zu ernennen. Am Tage, da die Armee die Nachricht vom Abschluß des Bündnisses mit Frankreich durch ein großes Festmanöver feierte, traf das Patent im Lager ein. Die Oberleitung hatte Steuben, Kalb befehligte das Gros, Lafayette den linken, Lord Stirling den rechten Flügel. Der Verlauf war glänzend und beim Festmahl empfing Steuben sein Ernennungsschreiben aus den Händen Washingtons, der ihn andern Tags noch durch einen höchst ehrenden Tagesbefehl öffentlich auszeichnete.

Die Aussicht auf das Erscheinen einer französischen Flotte vor dem Delaware bewog die Briten Philadelphia zu räumen und New-York wieder zur Basis der Operationen zu machen. Washington beschloß den General Clinton auf diesem Rückzug anzugreifen, er sandte Steuben aus, um zu ermitteln, auf welcher der beiden nach New-York führenden Straßen die Engländer einherzögen, der entdeckte sie am 27. Juni bei Monmouth Courthouse und auf seinen Bericht erfolgte der Befehl zum Angriff. Am Morgen des 28. Juni sah sich General Clinton links, rechts und im Rücken von feindlichen Truppen umgeben; er hielt an und warf sich mit seiner gesammten Macht auf das Corps, das ihn im Rücken bedrohte: es war die Vorhut Washingtons unter General Lee, der mit seinen 5000 Mann sofort den Rückzug antrat und, vom Feinde hitzig verfolgt, ohne Washington davon Meldung zu thun, seine Mannschaften der nachrückenden Colonne entgegentreiben ließ auf die Gefahr, daß auch diese vollständig durcheinander kam. Als Washington angeritten kam, stand Alles auf dem Spiel. Es galt, die Fliehenden zum Stehen zu bringen und wieder zu sammeln mitten im Feuer des ungestüm nachdringenden Feindes, d. h. ein Manöver, das mit diesen Truppen früher nicht einmal versucht, geschweige denn durchgeführt werden konnte. Dies Mal aber gelang es. Steuben erhielt den Auftrag das Gefecht wieder herzustellen. An seinen Befehl gewöhnt, auf seine Leitung blind vertrauend, formirten sich die Soldaten mit einer Präcision in Reih und Glied, als ob sie in Parade aufmarschirten. Alexander Hamilton war von dieser

1) Kapp S. 108/9.

Wendung aufs Höchste überrascht und sagte später, hier habe er den Werth militärischer Disciplin zum ersten Mal schätzen gelernt.[1]) Das glückliche Eingreifen Steubens wandte die sonst unvermeidliche Niederlage ab: Clinton und Cornwallis begegneten dem zähesten Widerstand, als sie den Sieg schon in Händen zu haben glaubten und mußten nach Verlust von 4 Offizieren und 245 Gemeinen das Schlachtfeld den Amerikanern überlassen. „Die Haltung der Truppen im Allgemeinen," berichtete Washington dem Congreß, „war, nachdem die erste Ueberraschung über den Rückzug der Vorhut überwunden war, so, daß sie gar nicht übertroffen werden konnte."[2])

Den Neubau des amerikanischen Heerwesens zu vollenden, arbeitete Steuben in den Wintermonaten 1778/79, die er zu Philadelphia zubrachte, eine „Regulative für die Ordnung und Disciplin der Truppen der vereinigten Staaten" aus,[3]) die alsbald in der ganzen Armee verbreitet unter dem Namen „Das blaue Buch" der militärische Katechismus für Offiziere und Mannschaften ward. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um die Organisation der leichten Infanterie, als er aus den gedienten Mannschaften die besten Schützen (Riflemen) zu Elitecompagnien vereinigte und die in den Indianerkriegen urwüchsig entstandene zerstreute Gefechtsweise taktisch vervollkommnete und zur Specialität amerikanischer Kriegführung erhob.[4]) Von 1780 an ward sie eine Art Mustercorps für die ganze Armee und hat sich namentlich in Virginien unter Führung Lafayettes bei jeder Gelegenheit rühmlich hervorgethan.

Eben diese leichte Infanterie bereitete ihm schon 1779 einen wahren Triumph, als sie durch eine glänzende Waffenthat unter General Wayne das verachtete Bajonet, dessen Werth er von Anfang an unermüdlich eingeschärft, endlich zu Ehren brachte.

In der Nacht des 15./16. Juli 1779 machte General Wayne einen Sturmangriff auf die britischen Schanzen bei Stony Point am Hudson, die da zum Schutze des Ueberganges nach Kings Ferry aufgeworfen waren. Mit zwei Colonnen leichter Infanterie brach er Nachts halb 12 Uhr auf. Der Vortrab des rechten Flügels bestand aus 150 Freiwilligen mit nicht geladenen Gewehren und aufgepflanztem Bajonet, voran 20 auserlesene Leute, um Verhaue und andere Hindernisse wegzuräumen. 100 Freiwillige mit gleichfalls 20 Mann voraus, bildeten die Spitze des linken Flügels. Die strengsten Befehle waren gegeben, nicht zu laden noch zu feuern, sondern Alles mit dem Bajonet zu thun, und diesem Befehl ward streng gehorcht. Ein tiefer Sumpf vor den feindlichen Werken und eine doppelte Reihe von Verhauen hemmte den Anmarsch; aber all diese Hindernisse wurden durch den Feuereifer der Truppen bewältigt, und 20 Minuten nach Mitternacht erfolgte der Sturm. Unter einem fürchterlichen Musketen- und Kartätschenfeuer drangen

1) Kapp S. 142/43, vgl. mit Sparks I, 297 ff. 2) Sparks V, 428.
3) Kapp S. 181 ff. 4) Kapp S. 209 ff.



die Stürmenden, ohne einen Schuß zu thun, unwiderstehlich vor, und fast in demselben Augenblick trafen beide Colonnen im Mittelpunkte der feindlichen Werke zusammen. General Wayne, der mit dem rechten Flügel vorstürmte, erhielt eine leichte Verwundung am Kopfe und wurde von seinen Adjutanten hereingetragen. Der Angriff hatte vollständigen Erfolg: 543 Gefangene und 63 Todte ließ der flüchtende Feind zurück. Die Angreifer hatten nur 15 Todte und 83 Verwundete. Die Beute bestand aus Kanonen, Mörsern verschiedener Größe, großen Mengen von Gewehren, Bomben, Pulver, Zelten u. s. w.[1])

Wichtiger als jede Beute erschien Steuben der Sieg, den hier das Bajonet als Waffe davon getragen. Mit Wayne theilte sich in den Ruhm des Tages Steubens Unterinspektor Fleury, der in allen Stücken, auch in Sachen des Bajonets, durchaus mit Steubens Ansichten sich durchdrungen hatte. Als Steuben andern Tags mit Washington zu Stony Point erschien, da fand er allgemeinen Enthusiasmus für die Bajonete vor; die jungen Soldaten versicherten ihm, sie würden keine Beefsteaks mehr damit braten und Steuben benutzte den Augenblick, um einen Befehl des Obergenerals zu erwirken, wonach künftig die Bajonete überhaupt nicht mehr abgenommen, sondern immer auf dem Gewehr getragen werden sollten. Scheide und Koppel wurden den Soldaten abgenommen und das Bajonet erschien ihm ferner für das Gewehr ebenso unentbehrlich als das Feuerschloß.[2])

1) Sparks I, 324/25. 2) Kapp S. 216/17

V. Die Entscheidung von Yorktown und der Friede von Versailles.

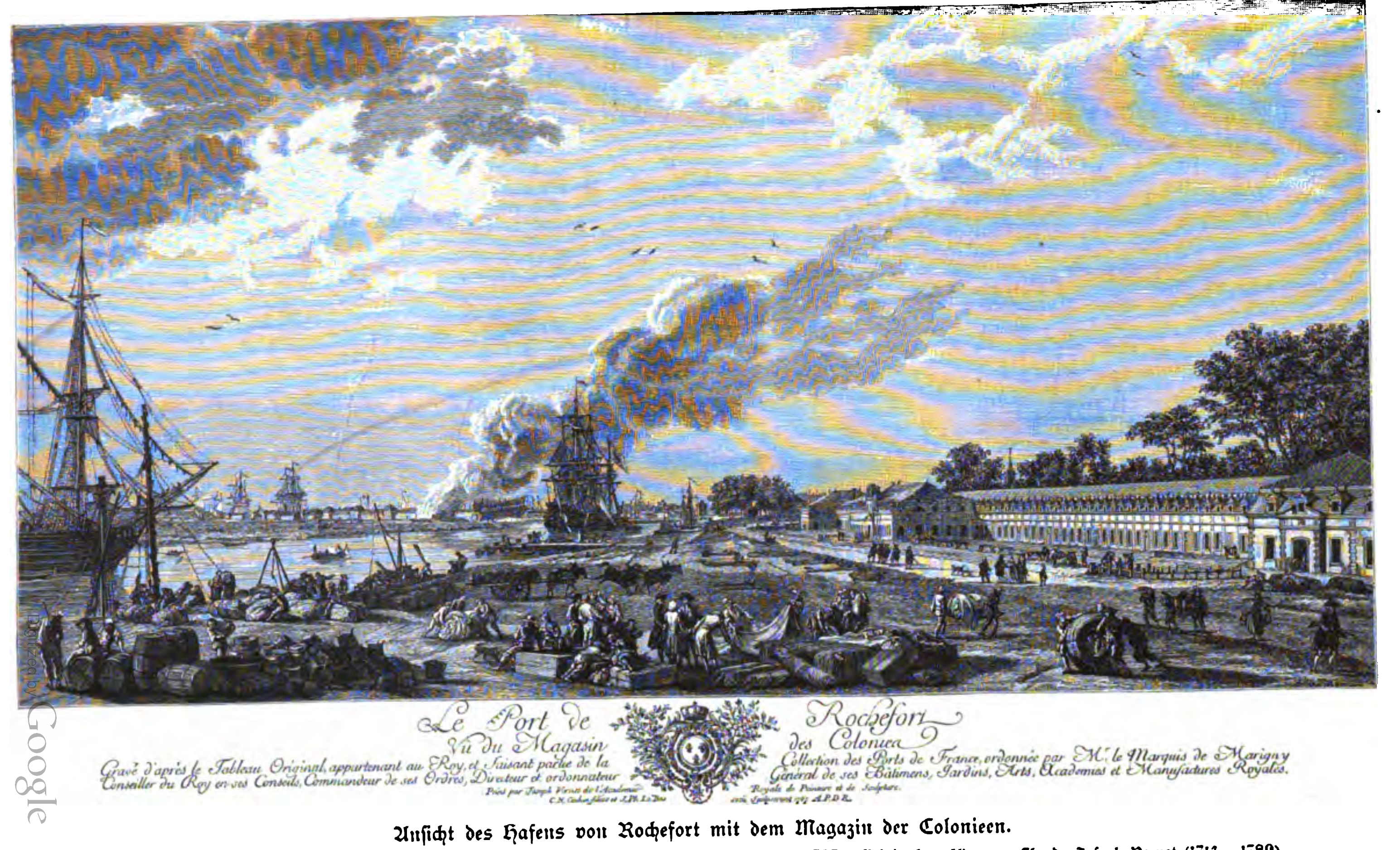
Im Jahre 1780 fand eine Verschiebung des Kriegsschauplatzes nach Süden statt, mit welcher der ganze Krieg in seine letzte entscheidende Phase eintrat.

Dem Süden war bisher von beiden Seiten wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, und doch waren hier die reichsten Vorrathskammern, die wichtigsten Zufuhrquellen der Amerikaner. Mit dem ganz entwertheten Bundespapiergeld, das im eigenen Lande Niemand mehr nehmen wollte, konnten sie ihren Bedarf an Geschütz, Munition, Uniformen, Waffen u. s. w. bei den Spaniern und Franzosen nicht kaufen; die einzigen wirklichen Werthe, die an Zahlungs Statt angenommen wurden, waren Landeserzeugnisse, wie Indigo, Reis, Tabak, Terpentin u. s. w. Diese aber wurden nur in den südlichen Provinzen erzeugt und ihre Stapelplätze waren die Häfen Savannah in Georgien und Charleston in Süd-Carolina. Beide Häfen nun waren mit dem ganzen Hinterland, das sie beherrschten, an die Engländer verloren gegangen. Savannah war schon Ende 1778 durch eine von General Clinton ausgesandte Expedition genommen worden und der Versuch, den die französische Flotte des Grafen d'Estaing im Oktober 1779 gemacht, es zurückzuerobern, war gänzlich gescheitert. Gegen Charleston aber hatte Clinton selber sich mit einer ganzen Flotte und 7000 Mann an Bord im December 1779 aufgemacht und die Belagerung, die er am 1. April 1780 eröffnete, hatte am 12. Mai mit Uebergabe der Stadt durch den General Lincoln geendet. Dem schneidigsten aller englischen Generale, Lord Cornwallis, lag es ob, diesen Erfolg zu behaupten und zu vervollständigen. Beides gelang ihm durch den glänzenden Sieg, den er am 16. August 1780 bei Camden in Süd-Carolina über das Heer des Generals Gates erfocht. Den Dilettanten des Congresses galt dieser seit Saratoga für den besten Degen der guten Sache. Unbesonnen leichtfertig, wie das die Art derer ist, die unverdientes Glück übermüthig gemacht hat, nahm er gegen den Rath des kriegserfahrenen General Kalb in höchst unvortheilhafter Stellung eine Schlacht an, in der sein eigener Flügel, bestehend aus virginischen und nordcarolinischen Milizen, sofort im ersten Anlaufe geschlagen und zersprengt ward. Hier hatte gar keine Schlacht, sondern nur ein Vorbrechen auf der einen und ein allgemeines Rennen und Flüchten auf der anderen Seite stattgefunden. Anders war es auf dem rechten Flügel, wo General Kalb stundenlang den hartnäckigsten Widerstand

leistete und die tapferen Maryland- und Delaware-Regimenter immer von neuem zum Bajonetangriff vorführte, bis er aus elf Wunden blutend zu Boden sank und die englische Reiterei das letzte fechtende Häuflein der führerlos gewordenen Amerikaner niedersäbelte oder auseinander trieb. Ueber den gefallenen Helden hatte sich sein Adjutant Dubuysson geworfen, um unter dem Rufe: „Schont und rettet den General von Kalb" die Säbelhiebe der englischen Dragoner aufzufangen. Die englischen Soldaten fielen über beide her, richteten den General auf, lehnten ihn an einen Wagen und zogen ihn bis aufs Hemde aus. Da kam Cornwallis angeritten. „Ich bedaure," sagte er, „Sie so arg verwundet zu sehen, aber ich freue mich, Sie besiegt zu haben." In guter Pflege rang Kalb noch drei Tage mit dem Tode, am 19. August starb er, noch nicht achtundvierzig Jahre alt und am 14. Oktober beschloß der Congreß ihm in Annapolis, der Hauptstadt des Staates Maryland, dessen Division er geführt, ein Denkmal zu setzen. Die Inschrift, die er beschloß, ließ an Wärme der Sprache nichts zu wünschen übrig, aber das Denkmal harrt heute noch seiner Errichtung.[1])

So war denn die Lage im Süden überaus ernst geworden und sie änderte sich auch nicht, als Washington den genialen General Greene dorthin schickte und ihm Steuben beigab, um in Virginien ein Heer zu schaffen.[2]) Der Erstre hat in Nord-Carolina, der Letztre in Virginien eine Herkulesarbeit verrichtet im Kampf mit Zuständen, die selbst die im Lager von Valley Forge noch weit überboten. Es war Alles vergebens. Ein Heer, das die Generale Lord Cornwallis, Phillips, Arnold hätte abhalten können, meilenweit das Land zu verwüsten und sich schließlich in Virginien selber festzusetzen, kam nicht zu Stande und konnte auch nicht zu Stande kommen in einem Lande, dessen Statthalter, der sonst sehr gut gesinnte Thomas Jefferson am 10. März 1781 an Steuben schrieb: „Wir haben uns nicht bewogen gefühlt, uns und unseren Staat zu unbedingt in Ihre Hände zu geben, sondern wir glauben das Recht zu haben, für uns selbst zu urtheilen. — Wir können Verantwortlichkeit blos für die Befehle übernehmen, die wir geben; die Ausführung derselben liegt außer unserem Bereich. Wenn sie aus Widerspenstigkeit oder Mangel an Zwang nicht befolgt werden, so ist das nicht unsere Schuld. Wir können nur auf den guten Willen des Volks einwirken. Die Exekutive hat nach den Gesetzen dieses Staates nicht das Recht, einen freien Mann ohne seine Zustimmung selbst für das allgemeine Wohl zum Dienst einzuberufen und ebensowenig können wir einen Sclaven ohne die Einwilligung seines Herrn dazu zwingen."[3]) Eine entscheidende Wendung trat erst ein, als im Herbst 1781 die Amerikaner Washingtons mit den Franzosen Rochambeaus nach Virginien kamen, um mit Lafayette und Steuben im Verein den Lord Cornwallis in Yorktown einzuschließen und

1) Kapp, Kalb S. 195—221. 2) Kapp, Steuben S. 328ff. 3) Kapp, Steuben S. 372/3. Einzelheiten über die Zustände in Virginien ebendas. S. 373ff.



Ansicht des Hafens von Rochefort mit dem Magazin der Colonieen.

Verkleinertes Facsimile des Stiches von C. N. Cochin (1715—1790) und J. Ph. le Bas (1707—1783); Originalgemälde von Claude Joseph Vernet (1714—1789).

im Spätherbst zur Ergebung zu nöthigen. Diese Bewegung aber wäre ohne die Aushilfe Frankreichs mit Truppen, Schiffen und Geld ganz unmöglich gewesen.

In dem Volksjubel über das Bündniß vom 6. Febr. 1778 hatte sich die doppelte Hoffnung auf raschen Frieden und auf Uebernahme aller Kriegslasten durch Frankreich Luft gemacht. Es war ja vollkommen richtig und konnte nur den Schwärmern in der Ferne, keinem Unbefangenen an Ort und Stelle entgehen, was Duportail schon 1777 schrieb: „Dies Volk ist ohne Nerv und ohne Energie, es ficht ohne Leidenschaft und ohne Kraft für die eigene Sache. In jedem Café von Paris herrscht mehr Enthusiasmus für diese Revolution als in allen 13 Provinzen zusammengenommen. Deßhalb muß Frankreich diesen Krieg zu Ende führen und den Amerikanern die Mittel schaffen, um ihren Beschwerden abzuhelfen.[1]) Wem das übertrieben vorkommen sollte, der mag den Jammerbrief nachlesen, welchen Washington am 15. Januar 1781 auf Verlangen des Congresses dem Obersten John Laurens nach Frankreich mitgab, in dem mit dürren Worten gesagt war: „Die vereinigten Staaten haben kein Geld und keinen Credit mehr. Das Bundespapier ist durch allgemeines Mißtrauen entwerthet, der Feldzug von 1780 ist ohne einen Shilling geführt worden. Das Heer ist mit seiner Geduld zu Ende; es hat weder Kleidung, noch Lebensmittel, noch Sold; die Unzufriedenheit ist allgemein. Aus dem Volk aber ist die erste Begeisterung längst gewichen; es wird, wenn man neue Opfer von ihm verlangt, glauben, es habe für die alte nur eine neue Tyrannei eingetauscht."[2]) Nachdem der Hof von Versailles im Jahr vorher bereits ein stattliches Flottenheer nach Amerika gesandt, machte er jetzt, von Franklin und Laurens um Geld bestürmt, seinem bedrängten Verbündeten auch noch ein Geschenk (free gift) von 6 Millionen baar,[3]) als Zugabe zu den 3 Millionen, die er im Jahr vorher dem Congreß bewilligt, jetzt aber mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß diese Gelder einzig und allein zu Washingtons Verfügung stehen sollten.

Im Juli 1780 hatte ein französisches Geschwader von 12 Kriegsschiffen und 36 Transportschiffen unter Admiral Ternay ein Heer von 5000 Mann Franzosen im Hafen von **Newport** auf der Insel **Rhode Island** ans Land gesetzt. Das Offiziercorps des Oberbefehlshabers Grafen **Rochambeau** enthielt die Blüthe des militärischen Adels von Frankreich. Unter ihm standen als Brigadegenerale **Baron Viomenil**, **Graf Viomenil**, **Chevalier von Chastellux**, als Adjutanten die Herren v. **Fersen**, **Karl v. Lameth**, **Closen**, **Dumas**, **Lauberdières**, **Vauban**, als Obersten Christian und Wilhelm von **Zweibrücken**, **Graf Custine**, **Vicomte Noailles**, **Herzog v. Lauzun**, **Graf Arthur Dillon** u. A.[4]) Den Behörden von Rhode Island, die sich

1) Kapp, Steuben S. 50. 2) Sparks VII, 368ff. 3) Franklin an den Präsidenten des Congresses, Passy 12. März 1781. Bigelow, Franklin III, 10. 4) Das vollständige Verzeichniß nach authentischen Quellen bei Thomas Balch, Les Français en Amérique 1777—1783. Paris, Philadelphia, Leipzig 1872. S. 89—91.

alsbald einstellten, um ihn zu begrüßen, sagte Rochambeau: „Wir kommen, um mit Euch die gerechteste Sache zu vertheidigen. Zählt auf unsere Brudergesinnung und behandelt uns als Brüder. Wir werden Eurem Beispiel auf dem Feld der Ehre folgen und selber Euch das Beispiel strengster Manneszucht und Gesetzesachtung geben. Diese kleine französische Armee ist nur eine Vorhut: bald werden ihr beträchtlichere Streitkräfte nachfolgen und ich werde nur der Lieutenant des Generals Washington sein."[1]) Angesichts der Uebermacht, welche die Engländer zur See hatten, und die durch das Erscheinen der Flotte des Admirals Rodney bedeutend vermehrt worden war, beschränkte sich Rochambeau bis zum Eintreffen der zweiten Division, die er erwartete, darauf, daß er sich auf Rhode Island für den Winter häuslich einrichtete und nach Kräften gegen einen feindlichen Ueberfall sicher stellte. Washington seinerseits ward durch die Entblößung seiner Truppen, die im Januar 1781 zu höchst gefährlichen Meutereien führte, monatelang von jedem ernsten Unternehmen wider New-York abgehalten, während zu allem Unglück, das im Süden, wie wir sahen, die amerikanischen Waffen verfolgte, nun auch noch das hinzukam, daß der General Arnold zum Verräther ward.[2]) Nachdem er im Sept. 1780 vergebens gesucht hatte, das hochwichtige Westpoint am Hudson den Engländern in die Hände zu spielen, entfloh er zu den Feinden Amerikas und machte sich alsbald in dem hilflosen Virginien als englischer General so furchtbar, wie nur irgend ein Renegat seinen frühern Mitbekennern.

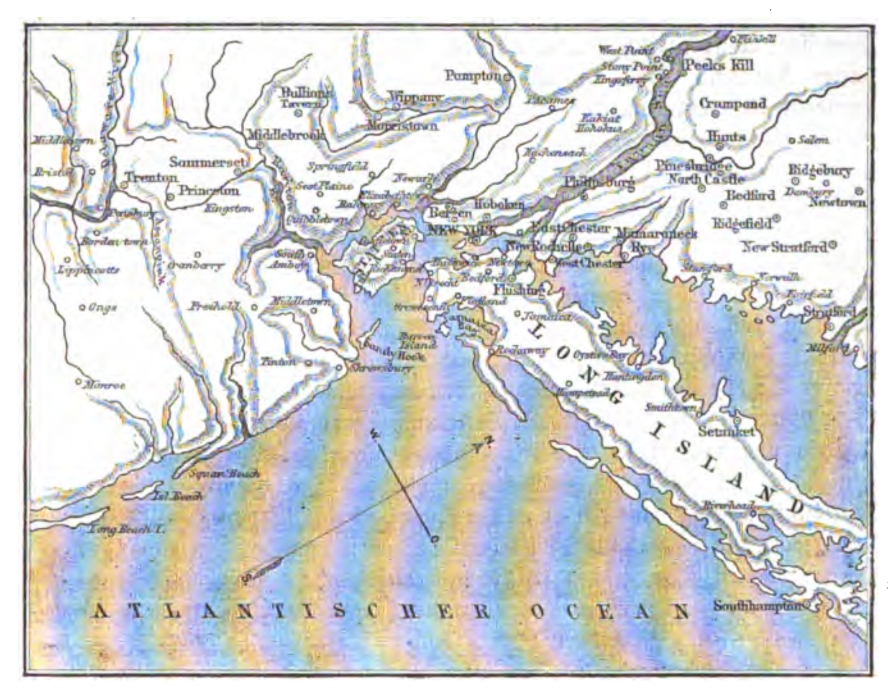
Erst im Frühling 1781 kam Leben in die Hauptquartiere Washingtons und Rochambeaus,[3]) als die willkommene Nachricht eintraf, daß Graf Barras mit einer französischen Fregatte im Hafen von Boston eingetroffen, daß ein Nachschub von Schiffen und Truppen aus Frankreich zu erwarten sei und daß eine Flotte unter Graf de Grasse im Juli oder August aus Westindien den Amerikanern zu Hilfe kommen werde. Jetzt kam Washington in Weathersfield, im Staate Connecticut, am 22. Mai mit Rochambeau zur Abhaltung eines Kriegsrathes zusammen; dieser erschien in Begleitung des Marquis de Castellux, während Washington von den Generalen Knox und Duportail begleitet war und der Beschluß lautete: Vereinigung beider Heere zum gemeinsamen Angriff auf New-York.

Diese Vereinigung fand statt auf dem linken Ufer des Hudson, der hier Tappan-See heißt, bei Dobb's Ferry, wo Washington am 4., Rochambeau am 6. Juli eintraf, nachdem sein Heer in vier Abtheilungen von Providence über Hartford heranmarschirt war. In dem Lager von Dobb's Ferry, das die beiden Heere sechs Wochen unter Vorbereitungen eines Angriffs auf New-York vereinigt hielt, lernten die Franzosen ihre amerikanischen Waffenbrüder endlich aus persönlichem Umgange kennen und achten. Nach einer großen Recognoscirung schrieb darüber einer der französischen Offiziere Cromot du

---

1) Balch S. 101. 2) Balch S. 109. 3) Für alles Folgende vgl. Sparks I, 358 ff. und Balch S. 128 ff.

Boury in sein Tagebuch: „Ich kann nicht genug wiederholen, wie sehr mich die amerikanische Armee überrascht hat. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie Truppen, die fast nackt, schlecht bezahlt, aus Greisen, Negern, Knaben zusammengesetzt sind, sich auf dem Marsch wie im Feuer so vortrefflich halten. Dieses Staunen habe ich mit Graf Rochambeau selbst getheilt, der auf dem Heimweg gar nicht aufhören konnte mir davon zu sprechen. Von der Kaltblütigkeit des Generals Washington brauche ich nur ein Wort zu sagen: sie ist bekannt; aber dieser große Mann erscheint in seinem ganzen Adel und seiner ganzen Schönheit nur an der Spitze seiner Armee."[1])



Situationskärtchen zu den Kämpfen um New-York.

Washington erschien den Franzosen wie die Verkörperung aller edleren und edelsten Eigenschaften seines ganzen Volks, als die seltenste Vereinigung von Bürgertugend mit Kriegermuth, von Feldherrntüchtigkeit mit diplomatischem Talent, von urwüchsiger Geradheit des Sinnes mit dem ausgebildeten Taktgefühl des vollendeten Weltmanns. Sie haben ihn sehr genau beobachtet, seine Blicke, seine Geberden mit Späheraugen aufgefangen, über seine Werke und Handlungen Buch geführt, bis sie ihn so zu sagen auswendig wußten und nun ihn schildern konnten, wie er von keiner amerikanischen Feder

1) Balch S. 144/45.

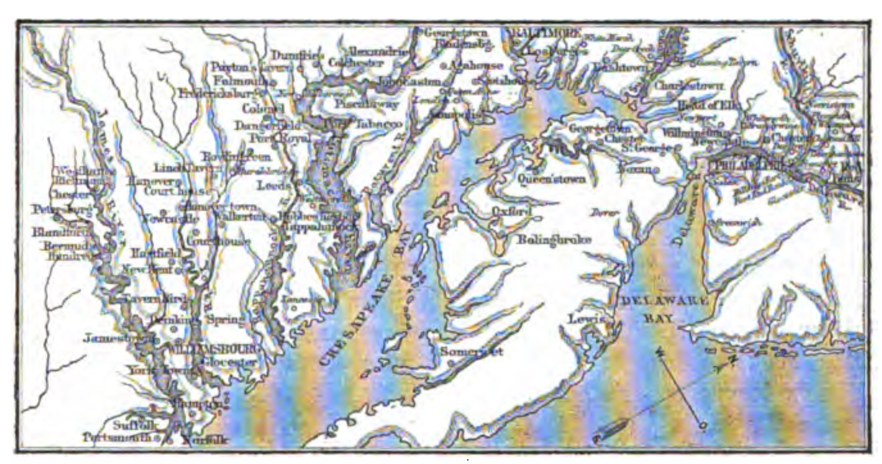
geschildert worden ist. Solch eine französische Bildnißzeichnung des großen Amerikaners aus dem Jahre 1782 mag hier ihre Stelle finden.[1]) Sie lautet:

„Dieser General ist von hohem, schönem Wuchs, durchaus ebenmäßig gebaut; sein Gesicht ist viel einnehmender als seine Bildnisse erkennen lassen: vor drei Jahren war er noch ein sehr schöner Mann und obgleich diejenigen, welche ihn seitdem nicht verlassen haben, sagen, er sei sehr gealtert, ist unbestreitbar, daß er noch frisch und rüstig ist wie ein Jüngling. Seine Gesichtsbildung ist sanft und offen, sein Wesen und Auftreten kalt obgleich höflich, sein Denkerauge scheint mehr beobachtend als funkelnd, aber sein Blick ist mild, edel und zuversichtlich. In seinem persönlichen Benehmen beobachtet er jene feine, verbindliche Höflichkeit, welche Jedermann befriedigt und jene gemessene Würde, welche Niemand verletzt. Er ist ein Feind aller Prahlerei und eitlen Rühmens. Sein Charakter ist immer sich selber gleich, nie hat er die mindeste Uebellaune gezeigt. Bescheiden bis zur Demuth scheint er sich seines vollen Werthes nicht bewußt. Freundlich nimmt er die Huldigungen auf, die man ihm spendet, aber er sucht sie nicht, sondern meidet sie. Seine Gesellschaft ist anziehend und milde. Immer ernst, niemals zerstreut, immer schlicht, ungezwungen und zugänglich, ohne vertraulich zu sein, wirkt er durch die Achtung, die er einflößt, niemals drückend. Im Allgemeinen spricht er wenig und mit sehr leiser Stimme; aber er ist auf das, was man sagt, so aufmerksam, daß man, einmal verstanden, ihn gern von der Antwort entbinden würde. Dies Verfahren ist ihm oft sehr nützlich gewesen. Niemand hat mehr wie er Ursache gehabt, Vorsicht zu üben und seine Worte zu wägen.

Mit einer unerschütterlichen Seelenruhe verbindet er ein ausgezeichnetes Urtheil und kaum kann man ihm Anderes als etwas Langsamkeit der Entschließung und selbst des Handelns vorwerfen. Hat er aber einmal seinen Entschluß gefaßt, dann ist er von ruhiger, ja blendender Unerschrockenheit. Um jedoch den wahren Umfang seiner Gaben zu ermessen, um zu wissen, ob er den Namen eines großen Kriegers verdiene, müßte man ihn, glaube ich, an der Spitze eines größeren Heeres mit größeren Mitteln und einem minder überlegenen Feinde gegenüber gesehen haben. Auf alle Fälle verdient er den Namen eines ausgezeichneten Patrioten, eines weisen und tugendhaften Menschen und man möchte ihm Talente aller Art zutrauen, auch die, welche er zu entwickeln keine Gelegenheit gehabt hat. Einstimmig ward er zum Oberbefehl der Armee berufen und nie war ein Mann geeigneter, die Amerikaner zu führen, nie hat einer mehr Folgestrenge, Weisheit, Ausdauer und Verstand an den Tag gelegt als er. Herr Washington erhält als General kein Gehalt. Er hat es verschmäht, weil er's nicht nöthig habe. Nur die Kosten seiner Tafel bestreitet der Staat. Jeden Tag hat er einige dreißig Personen bei Tisch, führt eine recht gute Feldküche und ist sehr aufmerksam gegen alle Offiziere, die er zur Tafel ladet. Das ist der Zeitpunkt seiner Tages-

1) Aus Broglies Relations inédites, mitgetheilt von Balch S. 53/54.

ordnung, wo er am heitersten ist. Beim Nachtisch verzehrt er eine Masse Nüsse und wenn die Unterhaltung ihn freut, trinkt er auch Stunden lang und bringt nach englischem und amerikanischem Brauch verschiedene Gesundheiten aus. Man nennt das „Toasten“. Zuerst trinkt man da regelmäßig auf die vereinigten Staaten von Amerika, dann auf den König von Frankreich, auf die Königin, auf die Erfolge der vereinigten Heere. Dann bringt man ein sogenanntes sentiment aus: z. B. auf unsere Siege über die Feinde und über die Schönen: auf unsere Vortheile im Krieg und in der Liebe. Auch ich habe mehrmals mit General Washington getoastet. Einmal schlug ich ihm vor, auf den Marquis de Lafayette zu trinken, den er wie seinen Sohn behandelt. Mit freundlichem Lächeln nahm er an und war so höflich, mir dafür die Gesund-



Situationskärtchen zu den Kämpfen um Yorktown im Jahre 1781.

heit meines Vaters und meiner Frau vorzuschlagen. Mit den Offizieren seiner Armee steht er offenbar auf dem besten Fuße. Er behandelt sie sehr höflich, aber von vertraulichem Umgange mit ihm sind sie weit entfernt. Im Gegentheil, sie zeigen ihm gegenüber Achtung, Vertrauen und Bewunderung.“

Im Lager zu Dobb's Ferry ward nur auf die Ankunft der Flotte des Grafen Grasse bei Sandy Hook (bei Staten Island) gewartet, um dann gleichzeitig von der Land- und Seeseite her den Angriff auf New-York zu beginnen; da lief am 14. August bei Washington ein Brief des Grafen ein, welcher meldete, daß derselbe am 3. August von St. Domingo absegeln und 3000 Landungstruppen nach der Chesapeake-Bai (vor Virginien) bringen werde. Nun ward jeder Angriff auf New-York fallen gelassen und der gemeinsame Vormarsch nach Virginien beschlossen, wo sich bisher Lafayette und Steuben gegen die Uebermacht des Lord Cornwallis mit rühmlicher Ausdauer zu behaupten gewußt hatten. Mit einem Theile des amerikanischen Heeres ward General Heath vor New-York zurückgelassen, um General Clinton

dort festzuhalten und mit allen möglichen Kunstgriffen über den Abmarsch der Hauptarmee zu täuschen, so daß er Cornwallis nicht unterstützen konnte. Mit den übrigen Truppen schritten Washington und Rochambeau bei Kings Ferry über den Hudson und erreichten auf verschiedenen Wegen Trenton, von wo sie über Philadelphia die Hafenstadt Head of Elk an der nördlichsten Spitze der Chesapeake-Bai erreichten. Am 14. September trafen beide Generale, ihren Heeren voran, im Hauptquartier Lafayettes bei Williamsburg ein.

In der Zwischenzeit war Graf Grasse mit seiner ganzen Flotte, bestehend aus 26 Linienschiffen und mehreren Fregatten in die Chesapeake-Bai eingedrungen und hatte, nachdem das französische Geschwader von Newport unter Graf Barras zu ihm gestoßen war, die 3000 Mann Landungstruppen unter Marquis de St. Simon ans Land gesetzt und zu Lafayette marschiren lassen. Alsbald wurden Transportschiffe die Chesapeake-Bai hinaufgesendet, um die in Annapolis und Head of Elk harrenden amerikanischen und französischen Truppen heranzufahren und nachdem diese in Jamestown bei Williamsburg eingetroffen, war ein pünktliches Zusammenwirken der Heere und der Flotten gesichert.

Lord Cornwallis hatte sich in Yorktown und Glocester festgesetzt, zwei Plätzen, die durch den York-Fluß getrennt waren und einander unmittelbar gegenüber lagen. Seine Hauptmacht stand in Yorktown, das er mit starken Vertheidigungswerken umgeben hatte und in dem er eine Belagerung auszuhalten entschlossen war, allerdings in der Hoffnung auf die Hilfe des Generals Clinton und der britischen Flotte. Am 30. September rückten die vereinigten Franzosen und Amerikaner aus dem Lager von Williamsburg aus und schlossen Yorktown auf allen Seiten ein. Die Amerikaner bildeten den rechten, die Franzosen den linken Flügel; ihre Linie glich einem halben Bogen, dessen beide Schenkel an den Fluß stießen. In ähnlicher Weise ward Glocester durch die Legion des Herzogs von Lauzun, Marinetruppen und virginische Milizen unter dem französischen Brigadegeneral de Choisy eingeschlossen.

Eine regelrechte Belagerung fand statt, bei welcher Steubens ausgezeichnete Sachkenntnisse werthvolle Dienste leisteten. Parallelen wurden eröffnet, Batterieen errichtet, die feindlichen Werke beschossen und schließlich die erste Schanzenreihe in der Nacht des 14./15. Oktober mit dem Bajonet erstürmt. Die französische Sturmcolonne führte Baron Vioménil und Wilhelm von Zweibrücken, die amerikanische aus leichter Infanterie bestehend, Lafayette und Steuben.[1]) Der erste Franzose, welcher die feindliche Brustwehr erstieg, war Karl Lameth, den eine hessische Flintenkugel am Knie verwundete. Bei beiden Colonnen war kein Schuß gefallen, mit dem Bajonet ward die ganze Arbeit in wenig Minuten vollbracht. Die Belagerer rückten mit ihren Laufgräben vorwärts und unterhielten aus ihren Batterieen ein ununterbrochenes Feuer bis zum 17. Oktober, in dessen Morgenstunden Lord Cornwallis um Waffen-

1) Balch S. 176.

ruhe zum Zwecke einer Verhandlung über Capitulation ersuchte. Diese kam am 18. Oktober zu Stande und am 19. Oktober Nachmittags rückte die ganze Besatzung[1]) aus, um ihre Waffen niederzulegen und in Kriegsgefangenschaft zu gehen. Nach einem Verlust von 5—600 Mann während der Belagerung bestand sie noch aus über 7000 Mann. Das Heer der Sieger aber zählte außer 4000 Milizen 7000 Mann amerikanischer und 5000 Mann französischer Truppen, ihr Verlust belief sich auf 300 Todte und Verwundete. Wie die Capitulation von Saratoga das Bündniß mit Frankreich herbeigeführt hatte, so sollte die Capitulation von Yorktown den Frieden mit England im Gefolge haben.





Medaille von F. Dupré auf das Bündniß der vereinigten Staaten von Amerika mit Frankreich.

Reversdarstellung: Der junge Herkules (Amerika) zwei Schlangen würgend, von Minerva (Frankreich mit dem Lilienschild) gegen einen Leoparden (England) vertheidigt. — Hinter dem Kopf auf der Vorderseite: Freiheitsstab und phrygische Mütze.

Die Nachrichten aus Yorktown schmetterten die Kriegspartei in England zu Boden; ihrem Eindruck hielt selbst die Seelenruhe des Lord North nicht Stand. „Alles ist verloren," soll er gerufen haben und sein ganzes Gebahren von diesem Tage an war das eines Mannes, der nur noch um glimpflichen Rückzug streitet. In der Adreßdebatte des wieder eröffneten Parlamentes schlugen Charles Fox und Edmund Burke einen Ton nie erlebter Heftigkeit gegen das Ministerium an.[2]) Am 22. Februar 1782 beantragte Conway eine Adresse, in welcher der König gebeten werden sollte, den Krieg in Amerika einzustellen, da der Vorsatz, die Bewohner jenes Landes zur Unterwerfung zu zwingen, doch unausführbar sei. Er unterlag mit nur einer

1) Es waren noch 1070 Ansbacher und 833 Hessen dabei. Auf Seite der Belagerer hatte das durchaus deutsche Regiment Zweibrücken mitgewirkt. Als die ausrückenden Deutschen bei diesen ihren Landsleuten vorüber kamen, fielen sich, wie erzählt wird, Sieger und Besiegte weinend um den Hals, während die gefangenen Engländer in finsterem Trotze verharrten. Bancroft-Circourt, Histoire de l'action commune de la France et de l'Amérique. II, 167. 2) Mahon VII, Kap. 65.

Stimme, aber am 24. ward ein zweiter Antrag in demselben Sinne mit 234 gegen 215 Stimmen angenommen, und als Conway am 4. März eine neue Adresse beantragte, welche Jeden, der zur Fortsetzung des Krieges rathen werde, für einen Feind des Königs und des Landes erklärte, da wagte Lord North den Antrag gar nicht zur Abstimmung gelangen zu lassen. Am 20. März zeigte er im Unterhause seinen Rücktritt an. Lord Rockingham bildete mit Fox, dem Herzog Richmond und General Conway eine neue Verwaltung, und diese gab alsbald der englischen Politik eine völlig veränderte Richtung, einmal in den irischen und sodann in den amerikanischen Dingen.

In Irland hatten sich merkwürdige Dinge zugetragen; dem ersten Rechtskampf der Iren, dessen Verlauf wir kennen,[1]) war ein zweiter gefolgt und dieser hatte ganz unmittelbar in Folge des Krieges mit Amerika einen so martialischen Ernst angenommen, daß ihm ein Erfolg zu Theil ward, wie noch nie einer Bewegung in diesem unglücklichen Lande.

Das Parlament zu Dublin war recht eigentlich bestimmt, die Fremdherrschaft englischer Interessen in Irland auf dem Wege des Gesetzes zu erhalten und auszubauen. Dies drückte sich schon in seiner Zusammensetzung aus.[2]) Das System der Burgfleckenvertretung war hier in einer Weise ausgebildet, die gar nicht mehr überboten werden konnte. Die Katholiken, die doch die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bildeten, waren als solche weder wahlberechtigt noch wählbar. Von den 300 protestantischen Mitgliedern, aus welchen das Unterhaus bestand, wurden 216 für Burgflecken oder Lehngüter gewählt. Von diesen Burgfleckenabgeordneten wurden 200 durch 100 und die übrigen durch 10 Menschen gewählt. In der Zeit, in der wir stehen, schickte der eine Lord Shannon nicht weniger als 16, die Familie Ponsonby 14, Lord Hillsborough 9 und der Herzog von Leicester 7 Mitglieder ins Unterhaus. Im Oberhause aber saßen eben die reichen Lords, welche als Burgfleckeninhaber für die gesinnungstüchtige Zusammensetzung des Unterhauses Sorge trugen, neben den Bischöfen, die thatsächlich das Heft in der Hand hatten, weil die weltlichen Lords die Rente ihrer irischen Latifundien in England verzehrten. Das war der unselige Absenteeismus, über den schon Swift so bittere Klage geführt. Hinzukam, daß Neuwahlen nur zur Zeit eines Thronwechsels oder in Folge einer Auflösung durch die Krone stattfanden, und so das irische Parlament Georgs II. z. B. nicht weniger als 33 Jahre unverändert beisammen blieb. Aus all dem folgt, daß mit ungewöhnlichen Verhältnissen ungewöhnliche Talente zusammen wirken mußten, wenn in diesem Parlament das irische Interesse gegen das englische überhaupt zum Ausdruck gelangte, wie das in den Tagen Swifts schon einmal geschehen war, und daß nur eine ganz ausnahmsweise Lage sogar einen principiellen Sieg des ersteren über das letztere herbeiführen konnte. Es war

---

1) I, 139 ff. 2) Für das Folgende siehe Lecky, Vier historische Essays: Swift — Flood — Gratton — O'Connel. Deutsch von Jolowicz. Posen 1873. S. 64 ff.

das Verdienst des ausgezeichneten Redners Henry Flood, der 1739 als Abgeordneter ins Unterhaus getreten war, daß sich in diesem eine Partei bildete, welche mit steigendem Nachdruck die Befreiung des irischen Parlaments von der im Jahre 1719[1]) eingeschärften Oberhoheit des englischen forderte und es war eine der wichtigsten Rückwirkungen der amerikanischen Wirren, daß es einem andern hochbegabten Irländer Henry Gratton im Jahre 1782 gelang, dieser Forderung zum Siege zu verhelfen. Durch die Absendung von 4000 irischen Soldaten nach Amerika war Irland von allen Truppen entblößt worden und stand so einer französischen Landung wehrlos gegenüber. Der Ruf „zu den Waffen", der nun im Jahre 1779 im ganzen Lande erscholl, ließ sich rechtfertigen als ein Ruf der Nothwehr gegen auswärtige Gefahr. Aber die 60,000 „Freiwilligen", die ihm folgend begeistert zu den Fahnen strömten, und unter deren Obersten sich Henry Flood befand, traten sofort als ein zu politischen Zwecken versammeltes Volk in Waffen auf, bildeten eine regelrechte Convention, welche mit Delegirten und Commissionen die Lage des Landes gründlich untersuchte und freimüthig besprach und gaben die Losung aus: Freiheit des Handels und Rechtsgleichheit der Gesetzgebung für Irland. Auf zweien ihrer Geschütze las man die Inschrift: „Freier Handel oder dies". Und das bewaffnete Irland schritt nun, von Flood und Gratton geführt, von Erfolg zu Erfolg. Lord North setzte bei dem Unterhause die Aufhebung der Gesetze durch, welche Irland vom Colonialhandel ausschlossen und die Ausfuhr seiner Woll- und Glasmanufakturen verboten, und am 17. Mai 1782 ließ Charles Fox diesem Widerruf auch den Verzicht auf die Oberhoheit des englischen Parlaments, die Aufhebung der hierauf bezüglichen Beschlüsse von 1719 folgen.[2]) Dies war aber nur die Anerkennung jener Unabhängigkeitsbill, welche Gratton am 16. April im Parlament zu Dublin eingebracht und die dieses unter dem Zujauchzen von Tausenden von Freiwilligen beschlossen hatte. Bei dieser Gelegenheit sprach Gratton die feierlichen Worte: „Ich rede jetzt zu einem freien Volke. Jahrhunderte sind dahingegangen und heute erst ist der Augenblick gekommen, da Ihr mit diesem Namen bezeichnet werden könnt. Ich habe so oft über die Sache Eurer Freiheit gesprochen, daß ich nichts mehr hinzuzufügen habe, als den Ausdruck meiner Bewunderung für die Zuversicht, mit der Ihr ausgeharrt habt, bis die Gesammtkraft des Volks das Werk der Selbstbefreiung vollzog. Ich fand Irland auf den Knieen liegend, ich bewachte es mit väterlicher Sorgfalt, ich sah sein Fortschreiten von der Knechtschaft zu den Waffen und von den Waffen zur Freiheit. Geist Swifts, Geist Molyneux', euer Genius hat gesiegt! Irland ist jetzt eine Nation: als solche begrüße ich es und mich beugend vor seinem erhabenen Anblick sage ich: esto perpetua!"[3])

An demselben 17. Mai 1782 kam Lord Shelburne zu London mit dem

1) Lecky, Geschichte Englands. II, 452/53. 2) Mahon VII, Kap. 65.
3) Lecky, Essays S. 109.

amerikanischen Agenten Hartley über einen Waffenstillstand zwischen England und Amerika überein, dem die Unterhandlung über einen allgemeinen Frieden folgen sollte.[1]) Ein glänzender Seesieg, den Admiral Rodney am 12. April bei Martinique über die Flotte des Grafen Grasse davon getragen, hatte an der Friedensstimmung des englischen Cabinets nichts geändert. Hemmend für das Friedenswerk erwiesen sich dagegen einmal die Wechsel im Cabinet, welche durch den Tod des Lord Rockingham am 1. Juli und durch das unerwartete Ausscheiden von Charles Fox veranlaßt wurden, und sodann die Rücksicht auf die Verbündeten Amerikas, Frankreich und Spanien, welche eben jetzt die gewaltigsten Anstrengungen machten, das seit Sommer 1779 blokirte Gibraltar entweder durch Hunger oder durch Sturm zu nehmen. Erst als die 33,000 Franzosen und Spanier sammt ihren 170 schweren Geschützen und den schwimmenden Batterieen d'Arçons am 13. September 1782 mit einem letzten überaus heftigen Angriff gescheitert waren und am 11. Oktober die Flotte des Lord Howe mitten durch die vereinigte Flotte hindurch dem tapferen Vertheidiger der Felsenfeste, General Elliot, Lebensmittel und frische Truppen zugeführt, erst da konnte das stärkste Hinderniß des allgemeinen Friedens für beseitigt gelten. Inzwischen hatte Franklin bei Lord Shelburne, der jetzt das Haupt der britischen Verwaltung war, die bedingungslose Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten durchgesetzt und damit die Grundlage für den geheimen Vorfrieden geschaffen, den er, John Adams, John Jay und Henry Laurens mit dem englischen Bevollmächtigten Richard Oswald am 30. November 1782 unterzeichnete und der im Jahre darauf, nachdem Holland am 2., Frankreich und Spanien am 3. September 1783 zu Versailles abgeschlossen hatten, an demselben Tage zu Paris endgiltig aufgerichtet ward.[2])

Die vereinigten Staaten erlangten eine neue höchst vortheilhafte Grenze, welche im Nordwesten alles Land zwischen den großen Seen und dem Ohiothal in sich einschloß und nach Südwesten hin dem Lauf des Mississippi folgte, außerdem das Recht der Fischerei in Neufoundland und im St. Lorenzgolf. Frankreich erhielt den Vollbesitz der Inseln St. Pierre und Miquelon mit Befestigungsrecht; für den Verzicht auf die westindischen Inseln, die es erobert, ward ihm St. Lucie zurückgegeben und Tabago abgetreten; es gewann ferner die Forts am Senegal und Gorea zurück, sowie die ostindischen Besitzungen, welche ihm während des Kriegs abgenommen worden waren, insbesondere Pondichéry dem eine Abrundung von 160 Dörfern und 20—25 Meilen Gebiet hinzugefügt ward. In Bezug auf Dünkirchen gab England all seine früheren für Frankreich so empfindlichen Vertragsrechte auf. Spanien behielt das eroberte Minorca und gewann die beiden Florida. Holland erhielt die ostindischen Plätze zurück, die es im Kriege verloren,

---

1) Hartley an Franklin 17. Mai. Bigelow, Franklin III, 124. 2) Garden IV, 331 ff.

außer Negapatnam, das den Engländern die beste Rhede an der ganzen Küste von Koromandel verschaffte.

Während in London und Versailles über den Frieden unterhandelt ward, hielt Washington, durch Frankreich mit einer abermaligen Gabe von 6 Millionen unterstützt, sein Heer zusammen, um für jeden Fall gerüstet zu sein. Sein Hauptquartier hatte er in Newburg, und hier mußte er nun erleben, daß, während das Volk an keinen Krieg mehr glaubte und folglich auch die fernere Nothwendigkeit eines Heeres nicht mehr begriff, dies Heer selbst anfing sich als politischen Körper zu fühlen und seine unfreiwillige Muße mit Betrachtungen auszufüllen über die Vorzüge der Monarchie, die im Lager herrschte, vor der Anarchie, die überall außerhalb beobachtet ward. Mit aufrichtigem Schrecken empfing Washington eines Tages einen Brief, den ein sehr geachteter Oberst im Namen seiner Waffenbrüder an ihn geschrieben, um ihm vorzustellen, daß die klägliche Geldnoth sammt all den Leiden, mit denen die Armee zu ringen gehabt, herrühre von der schlechten Verfassung der ver-



Aelteste Münze der vereinigten Staaten von Amerika; 1783. Kupfer.

einigten Staaten und daß die monarchische Kraft, mittelst deren sie im Krieg das Vaterland befreit, im Verein mit den Tugenden, denen ein großes Heer ungetheilte Verehrung und Achtung zolle, auch den Werken des Friedens allein das rechte Gedeihen verspreche. Ein leeres Vorurtheil vermenge die Begriffe Monarchie und Tyrannei: diesem Vorurtheil zu Liebe werde man anfangs einen glimpflichen Namen wählen müssen: in der Sache aber komme es darauf an, einen König zu haben, und die Zeit werde schon kommen, wo man auch diesen Namen werde ertragen lernen. Washington antwortete am 22. Mai 1782, er begreife nicht, wie man ihn so vollständig habe verkennen können, um ihm einen Vorschlag zu thun, der seinen tiefsten Abscheu errege, der nach seiner Ueberzeugung das Land in das größte Unheil stürzen würde, und den er, wenn dieser einmaligen geheimen Anregung irgend welche Folge gegeben werde, öffentlich bekannt machen und mit der größten Strenge bestrafen müsse. Ihr Recht solle der Armee werden, dafür werde er einstehen mit seinem ganzen Einfluß, aber nur auf dem Wege der Verfassung. Er schloß mit den Worten: „Darum beschwöre ich Sie, falls Sie noch Liebe zu Ihrem Vaterlande haben, Ihnen Ihr und Ihrer Nachkommen Glück am Herzen liegt und Sie nur die geringste Achtung für mich hegen, verbannen

Sie diese Gedanken aus Ihrer Seele und äußern Sie nie gegen irgend Jemand, weder aus eignem Antriebe noch im Auftrag Anderer Gesinnungen solcher Art."[1])

Diese Versuchung war abgeschlagen, eine neue, ernstere trat an ihn heran, als die Armee, ohne sich weiter um Verfassungsfragen zu kümmern, die Erfüllung der Zusage verlangte, die der Congreß ihr im Jahre 1780 gemacht und die Gefahr wirklich vorlag, daß er sie verweigern werde, wenn ihm nicht sehr nachdrücklich zugeredet ward.

Im Oktober 1780 hatte der Congreß beschlossen, daß den Offizieren der Armee nach Beendigung des Krieges lebenslänglich die Hälfte ihres Kriegssoldes ausgezahlt werden sollte und die Aussicht auf diese Versorgung hatte den Betheiligten über viel Ungemach und Enttäuschung hinweggeholfen. Aber es gab keinen Fond, aus dem diese Renten hätten gezahlt werden können; der Krieg ging zu Ende, ohne daß nur der Anfang des Anfangs zur Bildung eines solchen gemacht ward, ja, die Stimmung im Congreß einerseits, die in den einzelnen Staaten andererseits war so, daß eine Erfüllung dieses Versprechens selbst dann nicht gehofft werden konnte, wenn durch irgend ein Wunder jener Fond beschafft worden wäre, und nun sahen die Offiziere ein, daß wenn sie sich nicht selbst zu ihrem Recht verhalfen, so lange sie noch unter Waffen standen, sie beim Friedensschluß einfach als Bettler auf die Landstraße geworfen werden würden. Im December 1782 richteten sie eine Eingabe an den Congreß, in welcher sie vorschlugen, er möge ihnen statt des lebenslänglichen Halbsoldes eine entsprechende einmalige Zahlung bewilligen, für diese aber auch ausreichende Sicherheit geben. Der Congreß zog den Vorschlag in Erwägung, erkannte die Rechtmäßigkeit der Forderung an, fand auch nach einer Berechnung des Durchschnittsalters der Offiziere, daß eine Zahlung des Vollsoldes für fünf Jahre ein genügender Ersatz sein würde für den Halbsold auf Lebenszeit, aber zur Bewilligung dieser Umwandlung fand sich die für Geldbills erforderliche Mehrheit von neun Staatenstimmen nicht und — die Offiziere waren so weit wie vorher.[2]) Nun lief ein anonymer Aufruf durch das Lager, der mit herzergreifender Beredsamkeit das Recht der Befreier Amerikas und die Erbärmlichkeit der durch sie Befreiten schilderte und die Armee aufforderte, entweder, wenn der Krieg fortdauere, den Dienst zu kündigen und sich in die Wildniß zurückzuziehen, oder wenn es Frieden gäbe, unter Waffen zu bleiben, bis ihr volles Genüge geschehen sei. In diesem Sinne sollte ein Ultimatum an den Congreß lauten, das durch eine demnächstige Versammlung der Offiziere zu beschließen sein würde.[3]) Diesem eigenmächtigen Schritte kam Washington zuvor, indem er die Offiziere am 15. März 1783 selber versammelte und in einer meisterhaften Rede zu dem einstimmigen Beschluß bewog, der Loyalität des Congresses und dem Eintreten des Generals für ihr Recht vertrauend, von jeder Eigen-

1) Sparks VIII, 300. 2) Das. I, 385 ff. 3) Raumer II, 309 ff.

The great events on
which my resignation depended
having at length taken place, I
of offering my sincere congratulations to Congress
have now the honor of presenting
them
myself before ~~Congress~~ to surrender
into their hands the trust committed
claim the indulgence of
to me and to ~~[illegible]~~
retiring
~~[illegible]~~ from the Service of my
Country —

Facsimile des Anfangsjatzes von Washingtons Schreiben an den Congreß betr. die Niederlegung seines Amtes. Datirt: Annopolis, 23. December 1783.

macht abzusehen.[1]) Der General aber schrieb am 18. März dem Congreß einen Brief, in dem er die bedingungslose Bewilligung des Fünfjahresoldes in sehr ernstem Tone verlangte und mit den Worten schloß: „Wenn das Vaterland nicht all den Forderungen Genüge leistet, welche in der letzten Bittschrift an den Congreß enthalten sind, dann war mein Glaube eitel und die so lang genährte Hoffnung verfliegt wie ein trügerischer Wahn. Sollen die Offiziere unserer Armee die einzigen sein, die bei dem großen Umschwung verlieren? Sollen sie vom Schauplatz des Ruhmes scheiden, um in Dürftigkeit, Elend und Verachtung dem Alter entgegenzugehen? Sollen sie den ekeln Schlamm eines abhängigen Lebens durchwaten und den elenden Rest eines Daseins, das der Ehre gewidmet war, dem Erbarmen verdanken? Ja, dann werde ich in der That erfahren, was Undank ist, und was ich für ein Märchen hielt, wird Wahrheit werden, um jeden noch übrigen Augenblick meines Lebens mit Bitterkeit zu erfüllen. Doch nein, solche Furcht sei ferne von mir. Ein Volk, das durch Gewalt der Waffen vom unvermeidlichen Untergang gerettet worden ist, wird nimmermehr unterlassen, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen."[2])

Diesmal hatte der Congreß ein Einsehen, die nöthige Mehrheit fand sich, um den Fünfjahresold zu beschließen und auch die übrigen Forderungen der Offiziere zu bewilligen. Schon am 30. März konnte Washington dem Präsidenten in gerührten Worten danken für den rettenden Beschluß der Versammlung. Am 18. April machte er der Armee den Friedensschluß bekannt. Am 2. November erließ er seine Abschiedsadresse an die Armee, am 23. December gab er seine Vollmachten in die Hände des Congresses zurück und ging noch am selben Tage auf sein Gut Mount Vernon, das er vor $8\frac{1}{2}$ Jahren verlassen, um wieder einfacher Bürger und schlichter Landwirth zu werden.

---

1) Raumer II, 317 ff. 2) Sparks VIII, 396—399.

VI. Die Neugründung der deutschen Bühne: G. E. Lessing.

In seinem wunderbaren Buche: „Dichtung und Wahrheit" hat Goethe den bekannten Ausspruch gethan: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen." In den Kriegsliedern Gleims, die „mit und in der That entsprungen" waren, in den Gesängen Ramlers auf den König und in beider Erfolg offenbarte sich die poetische Macht „großer herzerhebender Gegenstände", „denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst". In Friedrich dem Großen, in seinem und seines Heeres Heldenthum „gewannen die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können". — „Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt muß ich hier vor allem ehrenvoll erwähnen; es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von specifisch temporärem Gehalt, die deßhalb auch eine nie zu berechnende Wirkung that: „Minna von Barnhelm."[1]) Es war kein Zufall, daß es eine Bühnendichtung war, die dem jungen Deutschland als die wahrste Ausgeburt des eben beendigten Weltkrieges erschien und noch weniger ein Zufall, daß diese Bühnendichtung aus der Feder G. E. Lessings stammte. Denn er zuerst hat aus der deutschen Bühne die „Kanzel" gemacht, auf der fortan unsere größten Dichter zu unserem Volke sprachen wie zu einer in Andacht versammelten Gemeinde. Wie die Bühne ihm selbst, dem halbwüchsigen Leipziger Studenten, die Binde von den Augen riß, die ihm die Welt und seinen Beruf verborgen gehalten, so hat er seinerseits die Bühnendichtung losgerissen von dem Ungeschmack der Pfuscher und der Philister, befreit von der Fremdherrschaft der Franzosen und ihrer Nachahmer; die ersten Athemzüge seines Talents haben dem Schauspiel gegolten; den Deutschen die nationale Schaubühne zu schaffen als Dichter und als Richter war die Arbeit, der Traum seines Lebens und in

1) II, 7. Buch (Loeper II, 62–64).

einem Bühnenwerk voll unvergänglicher Gesinnungshoheit hat er sein edelstes Vermächtniß der Nation ans Herz gelegt.

Wer kennt ihn nicht, den köstlichen Brief, in dem der zwanzigjährige Gotthold (geb. 22. Januar 1729) am 20. Januar 1749 von Berlin aus seiner tief bekümmerten Mutter erzählt, wie der Musterknabe der Meißener Fürstenschule auf der Universität Leipzig plötzlich aus einem Paulus ein Saulus geworden war. Mitten im weltvergessenen Bücherstudium war ihm mit einem Mal die Einsicht aufgegangen, „daß Bücher ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden". „Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr. Eine bäuersche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner eigenen Beurtheilung übrig blieben." Lessing lernte tanzen, fechten, voltigiren und nahm statt der ernsthaften Bücher solche zur Hand, „die weit angenehmer und vielleicht eben so nützlich sind". Die Comödien wirkten bei ihm Wunder. Er lernte daraus „eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung, wahre und falsche Tugenden unterscheiden" und kennen lernte er vor Allem nun erst Einen, über den er seitdem unendlich viel Anlaß fand zu lachen und zu spotten, nämlich sich selbst. Ja, er schrieb selber Comödien, die aufgeführt wurden, Erfolg hatten, so daß er den Muth fand, dem strengen Vater am 28. April 1749 zu schreiben: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Molière beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein. — Den Beweis, warum ein Comödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Comödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster von ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung?"

Der blutjunge Studiosus Lessing war schon ein recht fruchtbarer Lustspieldichter. Im Jahre 1747 schrieb er zwei Lustspiele: „Der junge Gelehrte" in drei Aufzügen"[1]) und „Damon oder die wahre Freundschaft" in einem Aufzuge.[2]) Im Jahr 1748 schrieb er den „Misogyn" und „die alte Jungfer".[3]) Dem Jahr 1749 gehören „die Juden"[4]) und „der Freigeist"[5]) an, dem Jahre 1750 „der Schatz"[6]). Diese Stücke verrathen den ungemeinen Eindruck, den die Neuber'sche Bühne in Leipzig auf die empfängliche Seele des Pfarrerssohnes aus Kamenz gemacht. Es sind die ersten Versuche auf der vom Hanswurst befreiten Bühne ein deutsches Lustspiel einzubürgern, das nicht wie Gottscheds Stücke aus dem Französischen übersetzt oder dem Französischen nachgebildet war. Sie haben trotz der fremdklingenden Rollennamen Personen

---

1) Lessings Sämmtl. Schriften. Ausgabe von C. Lachmann-Maltzahn I, 257 ff.
2) Ebendas. II, 359 ff. 3) I, 385 ff. und II, 382 ff. 4) II, 347 ff. 5) I, 433 ff.
6) I, 505 ff.

und Ereignisse dem deutschen Alltagsleben entnommen, sie reden eine in ihrer Derbheit sehr oft erschreckend unfeine, immer aber kerndeutsche Sprache, in der fremde Bestandtheile nur als lachreizende Würze vorkommen; sie offenbaren das ganz bewußte Streben des Verfassers, nicht nach gemachten Vorlagen, sondern nach lebendigen Modellen zu zeichnen und bekunden insbesondere ein vielversprechendes Talent des Dialoges, der schlagenden Witz- und Wechselrede. Aber sie alle bezeugen auch, wie engbegrenzt und untergeordnet die Welt war, in der der Dichter sich umgesehen und wie arm daher auch eine Phantasie, die beständig am Kleinkram kleben bleibt. Ermüdend eintönig wird hier überall die Herrschaft von den Dienstboten gehänselt; keine Verwicklung ohne Hausknecht und Kammerzofe, keine Entwickelung ohne die nie verlegene Kriegslist einer unvermeidlichen „Lisette". In dem Vorherrschen der Dienstbotenweisheit und Gesindemoral erkennen wir die Nachwirkung der Studien im Plautus und Terenz, die Lessing schon auf der Fürstenschule so mächtig angezogen. Nur eine Gestalt hat er ganz aus eigenem Vermögen frei geschaffen, das ist die des „jungen Gelehrten", in dem er seine eigene Vergangenheit verspottet; diese Figur ist lebendig, wahr und komisch durch und durch. Hier thut Selbsterlebtes, Selbstgeschautes seine volle packende Wirkung. Um von dem alten Adam, den er ausgezogen hat, sich vollends zu befreien, macht er den blöden Bücherwurm zur Vogelscheuche und läßt ihn im frohen Uebermuth Spießruthen laufen vor allem Volk. Auch ethische Züge sehr bezeichnender Art finden sich in diesen Erstlingsstücken: durch Großmuth, durch hochherziges Vergeben und Vergessen wird der „Freigeist" Adrast von dem Vorurtheil geheilt, daß der gläubige Theophan ein Heuchler sei, und den Vorboten des Nathan erkennen wir in dem Stück: „die Juden", dessen Grundgedanke der Satz ist: „Es giebt doch wohl auch Juden, die keine Juden sind."

In Leipzig hatte Lessing gebrochen mit der Lebensbahn, die ihm der Vater vorgeschrieben, und in Berlin ward dieser Bruch ein unwiderruflicher: der Schriftsteller Lessing kam zum Bewußtsein seines Berufes und zu dem Entschlusse, ihm zu folgen auf jede Gefahr.

Dem um sein Seelenheil tief bekümmerten Vater, der ihn fort und fort zur Umkehr mahnte, schrieb er aus Berlin am 30. Mai 1749: „Die Zeit soll Richter sein. Die Zeit soll lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Aeltern, Ueberzeugung in meiner Religion und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse, und oft ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und auf dem Wege der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebet. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Aeltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die Meisten erben sie zwar von ihnen, ebenso wie ihr Vermögen, aber sie zeugen durch ihre

Aufführung auch, was vor rechtschaffene Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eines der vornehmsten Gebothe des Christenthums, Seinen Feind zu lieben nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich davor ausgeben."

Durch seinen Freund, den vielverschrieenen Mylius, den Redakteur der „Berlinischen privilegirten Staats- und gelehrten Zeitung", hatte er bei dessen Verleger Joh. Andreas Rüdiger freien Tisch und Beschäftigung als Bibliothekar gefunden.[1]) In dessen Sammlung lernte er eine wahre Fülle von Schätzen älterer Literatur kennen, während der Buchladen und die Zeitung desselben ihn mitten in die Bewegung der neuesten Literatur hineinführte. An anregendem Umgang mit ausgezeichneten Köpfen fehlte es auch nicht, seit Lessing so glücklich war, sich den neuen Anzug kaufen zu können, dessen er für den Eintritt in die Gesellschaft so dringend bedurfte, und einem seiner neuen Freunde, dem Musiker Marpurg, widmete er noch im Jahre 1749 die Alexandriner „über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst", in denen er aussprach, was vor Klopstocks Messias kein Deutscher ahnte, was vor Lessing kein Kunstrichter in Deutschland ausgesprochen, das berühmte Bekenntniß von der Macht und dem Recht des dichtenden Genius:

„Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist was er ist durch sich, wird ohne Regeln groß.
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher.
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt."

Diese Lehre für das deutsche Drama zu verwerthen entwarf er einen Plan, der ihm sein ganzes Leben vorgeschwebt hat: mit Jugendkühnheit unternahm er eine Zeitschrift, welche gleichzeitig der Bühnendichtung und der Bühnenkunst in Deutschland neue Wege zeigen, neue Einsichten eröffnen sollte, er schrieb die „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters",[2]) von denen im Jahre 1750 vier Stücke erschienen und in deren vom Oktober 1749 datirter Vorrede prophetische Worte unsere Aufmerksamkeit fesseln. Dem blutjungen Verfasser ist schon vollkommen klar, „daß aus keiner andern Sache das Naturell eines Volkes besser zu bestimmen sei, als aus seiner dramatischen Poesie", daß aber von der deutschen Schaubühne nicht gesagt werden kann, sie sei ein getreuer Ausdruck des deutschen Naturells. „Wir haben zu wenig eigene Stücke und den meisten dieser Stücke merkt man das Ausländische allzu sehr an. Der sicherste Charakter also, den man daraus von den Deutschen wird bestimmen können ist, daß er überall das Gute, wo er es findet, billige und es sich zu Nutze mache. Das ist gewiß, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eignen Naturell folgen, so würde unsere

1) Für Lessings Lebensgang im Allgemeinen vgl. H. Düntzer, Lessings Leben. Leipzig 1882. 2) Lachmann-Maltzahn III, 5 ff.

deutsche Schaubühne mehr der englischen als der französischen gleichen." Die ausschließliche Herrschaft französischer Vorbilder und Nachahmungen hat der deutschen Bühne eine unerträgliche „Einförmigkeit" beigebracht und ihr möchte Lessing abhelfen erstens durch Uebersetzungen von dramatischen Meisterwerken der Griechen und Römer, der Spanier, Italiener, Holländer und Engländer ohne Ausschluß solcher Franzosen, die wirklich Eigenartiges bieten und zweitens durch theoretische Abhandlungen, nicht über die drei Einheiten, die auch Schülern bekannt sind, sondern über die Wahrscheinlichkeit, das Komische, das Erhabene, die Charaktere, die Sittensprüche u. s. w.; dabei sollen die Regeln durch Beispiele veranschaulicht und die Beispiele zur Prüfung der Regeln verwendet werden.

In enger Verbindung mit der Bühnendichtung soll die Kunst der Bühnendarstellung behandelt werden, zum Nutzen nicht allein der Schauspieler, sondern aller derer, welche die „Beredsamkeit des Körpers" brauchen. „Es ist ohnedem zu bedauern, daß wir die Kunst zu deklamiren, die bei den Alten so hoch geachtet war, theils verloren haben, theils geringe schätzen. Ihre größten Redner übten sich darinnen, und Cicero selbst hat sich nicht geschämt, sich in einen Wettstreit mit dem Roscius einzulassen. Wenn man itziger Zeit etwas mehr Fleiß darauf verwendete, so würde man gewiß mehr Redner als Stöcke auf unseren Kanzeln finden und diejenigen, die oft einem Rasenden daselbst ähnlicher als einem Apostel sehen, würden mit mehr Mäßigung und Annehmlichkeit zu reden wissen. Denn wir wollen doch nimmermehr hoffen, daß diese äußerliche Anständigkeit auch unter die Eitelkeit der Welt mit gehöre. Zu der Darstellung der dramatischen Poesie gehört aber noch mehr als die Beredsamkeit des Körpers; die Auszierung des Schauplatzes, die gehörige und wahrscheinliche Verkleidung der Personen ist nicht weniger nöthig. Wir wollen also auch darüber dann und wann unsere Gedanken eröffnen und die unzähligen Ungereimtheiten, die in diesen Stücken noch auf dem und jenem Theater sind, zu vermindern suchen."

So der Entwurf, zu dessen planmäßiger Ausführung dem geistvollen Urheber nicht weniger als Alles fehlte: die bildende Anschauung einer stehenden deutschen Bühne, die für ein so erustes Streben empfängliche Lesewelt und in dem athemlosen Wirbel leidiger Brodschriftstellerei die Muße, die ausdauernden Kampf gegen widrige Windrichtung möglich macht.

Im Jahre 1754 griff er auf den Gedanken zurück und ließ als Fortsetzung seiner Beiträge eine „Theatralische Bibliothek" erscheinen, welche in einer Anzahl mäßiger Bände „eine critische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen noch nach den andern" enthalten sollte,[1]) und machte seine Leser sogleich mit den Veränderungen bekannt, welche die dramatische Dichtung durch das „rührende Lustspiel" einerseits, durch das „bürgerliche Trauerspiel" andrer-

1) Lachmann-Maltzahn IV, 111ff.

seits erfahren hatte. „Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Lustspiele gelacht und abgeschmackte Laster ausgezischt habe; man kam also auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinnen weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu lassen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken sollten; man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden und schnallte ihnen den tragischen Stiefel an, in dem man sie sonst, nur ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte. Die erste Veränderung brachte dasjenige hervor, was seine Anhänger das rührende Lustspiel und seine Widersacher das weinerliche nennen. Aus der zweiten Veränderung entstand das bürgerliche Trauerspiel. Jene ist von den Franzosen und diese von den Engländern gemacht worden. Ich wollte fast sagen, daß sie beide aus dem besonderen Naturell dieser Völker entsprungen zu sein scheinen. Der Franzose ist ein Geschöpf, das immer größer scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anderes, welches alles Große zu sich herniederziehen will. Dem einen ward es verdrießlich sich immer auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen; ein heimlicher Ehrgeiz trieb ihn, seinesgleichen aus einem edlen Gesichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu lassen; er glaubte bei sich zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabne Gedanken nicht mehr für sie, als für einen aus seinen Mitteln wären." Hieran schloß Lessing seine „Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele"; eine Abhandlung über das bürgerliche Trauerspiel dagegen hat er nicht geschrieben, er hat besseres gethan, indem er ein solches dichtete. Ende Januar 1755 eilte er nach Potsdam, schloß sich hier sieben Wochen in ein Landhaus ein, blieb unsichtbar für Jedermann, selbst seinem Freund, den Hauptmann Ewald Christian von Kleist, der dort in Garnison lag, und es erstand „Miß Sara Sampson", das erste bürgerliche Trauerspiel unserer Literatur.

Wir kennen Richardsons bürgerliche Romane und den Umschwung, den sie in dem Schriftthum ihrer Epoche hervorgebracht;[1]) einen ganz ähnlichen hat das bürgerliche Trauerspiel auf der Bühne herbeigeführt, auch dieses hatte in England seine Heimath und war in Aufschwung gekommen durch ein Stück, das schon 1731, also volle neun Jahre vor Richardsons erstem Roman, über die Bretter gegangen war. Dies war der „Kaufmann von London" des George Lillo.[2])

Daß Lessing nach englichem Muster gearbeitet, bekannte er durch die englischen Rollennamen für die Personen seines Stückes, die als solche nicht die leiseste Spur englischer Eigenart an sich tragen; es ist auch nicht schwer in Lessings Mellefont den Kaufmann von London und in seiner Sara eine Art Nachbildung von Richardsons Clarisse zu erkennen,[3]) obgleich ein junger

---

1) S. S. 396. 2) Hettner, Geschichte der englischen Litteratur. S. 514 ff.
3) Danzel-Guhrauer, Lessings Leben. I, 303.

Mann, der sich von einer Buhldirne, und ein junges Mädchen, das sich von einem Liebhaber verführen läßt, so allgemein menschliche Erscheinungen sind, daß sie ein Lessing nicht gerade aus England zu beziehen nöthig hatte. Eine Gestalt aber ist in dem Stück, für die Lessing bei keinem Engländer ein Vorbild fand, das ist die Miß Marwood, das erste durch und durch dramatische Bühnengebilde, das einem deutschen Dichter gelungen ist.

Für unseren Geschmack wird in dem ganzen Stück von Jung und Alt zu viel gejammert und geweint, wir sehen fast lauter wachsweich geschaffene Menschen, die jede Gelegenheit ergreifen, um in Rührung zu zerfließen; auch für unser sittliches Gefühl ist es verwundend, daß die Sünde Mellefonts und Saras gerächt wird durch eine Sünderin, neben deren Ruchlosigkeit sie Beide engelrein erscheinen. Diese Sünderin selbst aber ist mit tiefer Naturwahrheit und energischer Folgestrenge gezeichnet, der Umschlag ihrer Leidenschaft aus enttäuschter Liebe in tödtliche Rachsucht, der Uebergang aus der Verzweifelung an jedem andern Mittel zu dem verzweifelten Entschlusse des Verbrechens ist mit wahrer Meisterschaft Schritt um Schritt herbeigeführt; die Auftritte zwischen ihr und Mellefont im zweiten, zwischen ihr und Sara im vierten Akt gehören zu dem Ergreifendsten, was je ein Bühnendichter geschaffen. Bei seinem ersten Wurf im bürgerlichen Trauerspiel hat Lessing in einer seiner Figuren ein eminentes Gestaltungsvermögen an den Tag gelegt und gleichzeitig ein echt tragisches Element im bürgerlichen Leben neu entdeckt. Es liegt nicht in Sara, bei der die Strafe zu ihrer Schuld außer Verhältniß steht, auch nicht in der Marwood, die von Anfang an schuldvoll ist und schließlich die Bühne verläßt, ohne Strafe erlitten zu haben. Es liegt in Mellefont; von dem Verhängniß einer Jugendsünde, die er als Verführter ein erstes, als Verführer ein letztes Mal begangen hat, wird er eben in dem Augenblicke ereilt, da ihm vergeben und vergessen werden soll und indem er sich entleibt, weil er den Tod Saras verschuldet, verrichtet der leichtsinnige Schwächling seine erste männliche That. Zu Frankfurt an der Oder ward Sara Sampson am 10. Juli 1755 in Lessings Gegenwart mit großem Beifall aufgeführt, und von den Zuschauern schrieb Ramler an Gleim, sie hätten während der Aufführung „gesessen wie Statuen und geweint".

Seit sieben Jahren lebte jetzt Lessing in Berlin und zwar seit Anfang 1751 in der festen Stellung eines Redakteurs, der den gelehrten Theil der jetzt in den Verlag von Chr. Friedrich Voß übergegangenen Berlinischen Zeitung bearbeitete und im ersten Jahr unter dem Titel „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes"[1]) als gesonderte Beilage hatte erscheinen lassen. Von der unglaublich vielseitigen Thätigkeit, die der junge Schriftsteller in diesen

1) Aus dem ersten Stück desselben sei hier beiläufig auf den treffenden Aufsatz über Rousseaus ersten discours aufmerksam gemacht. Lachmann-Maltzahn III, 201 ff.

Jahren entfaltet hat, konnte hier nur, was auf Drama und Bühne Bezug hat, erwähnt werden. Ein flüchtiger Blick auf das Inhaltsverzeichniß des dritten, vierten und fünften Bandes seiner Werke in der Lachmann-Maltzahn'schen Ausgabe läßt sehr begreiflich erscheinen, daß ihn im Sommer 1755 nach dem Erfolg seiner Sara Sampson unwiderstehlich eine Stimmung überfiel, gleich der, in der er einmal schrieb: „Ich habe nicht stets Lust zu lesen, Ich habe nicht stets Lust zu schreiben, Ich habe nicht stets Lust zu denken; Kurzum, nicht immer zu studiren."[1]) Und nun bot sich ihm, als er eben nach Leipzig zurückgekehrt war, eine unvergleichliche Gelegenheit dar, ohne eigne Kosten und ohne irgend welche drückende Bedingung die Welt zu sehen; an der Seite eines reichen jungen Leipzigers, Namens Winkler, sollte er eine auf drei Jahre berechnete Reise durch Holland, England, Frankreich und Italien unternehmen und außer freier Wohnung, Kost und Reisegeld jährlich 300 Thaler erhalten. Mit großen Hoffnungen ward die Reise auch wirklich angetreten, glücklich kamen die jungen Leute am 29. Juli 1756 nach Amsterdam, wo sie sich eben dem Vollgenuß des Schauens hingeben wollten, als die Schreckensnachricht einlief von dem Einbruch der Preußen in Sachsen, der dem ganzen Reiseplan mit einem Schlage ein Ende machte. Die Reisenden kehrten nach Leipzig zurück und hier sehnte nun Lessing das baldige Ende eines Krieges herbei, von dem kein Mensch ahnte, daß er vor Ablauf von sieben langen Jahren kein Ende finden würde.

Sein Herz gehörte dem König von Preußen, sein Umgang und seine Freundschaft dem Major von Kleist und dessen Waffenbrüdern, die in Leipzig im Quartier lagen, sein Briefwechsel den preußischen Freunden Gleim in Halberstadt, Nicolai und Ramler in Berlin, mit denen er mehr als je eines Sinnes war, und nach der Siegesschlacht von Prag am 6. Mai 1757 brach seine Begeisterung in hellen Flammen aus. An den fernen Freund Kleist, der in Böhmen stand und im April die „Ode an die preußische Armee" gedichtet,[2]) richtete er selber eine prosaische Ode, die endete mit einer feurigen Verherrlichung des Heldentodes, den der Feldmarschall Schwerin vor Prag gefunden.[3]) Die Schlußstrophen lauteten: „Wenn auch ich nicht mehr bin — — Ich deiner Freunde spätester, der ich mit dieser Welt weit besser zufrieden als sie mit mir, noch lange, sehr lange zu leben gedenke — — dann erst, o Kleist, dann erst geschehe mit dir, was mit uns allen geschah! dann stirbst du; aber eines edleren Todes; für deinen König, für dein Vaterland und wie Schwerin. O des beneidenswürdigen Helden! — Als die Menschheit in den Kriegern stutzte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Panier. — Folgt mir! rief er, und ihm folgten die Preußen. Und alle folgten ihm zum Ziele des Sieges! Ihn aber trieb allzuviel Muth bis jenseit der Grenzen des Sieges, zum Tode. Er fiel und da floß das breite Panier zum leichten Grabmal über ihn her. So stürzte der entsäulte Palast, über dich, Simson,

1) I, 243. 2) S. unser Facsimile. 3) Lachmann-Maltzahn I, 246.

ein schreckliches Monument von Ruinen und zerschmetterten Feinden, zusammen. So ward dein Tod der herrlichste deiner Siege."[1])

Gleim hatte ihn um eine Ode auf Friedrich den Großen selbst gebeten, und Lessing sandte ihm ein „Odengerippe", das als ein Denkmal seiner Gesinnung hier um so mehr seine Stelle finden muß, als es auf Gleims Kriegslieder einen nachweisbaren, wenn auch wenig beachteten Einfluß geübt hat.[2]) Der Text lautet:

„An Herrn Gleim.

Umsonst rüstet Kalliope den Geist ihres Lieblings zu hohen Liedern; zu Liedern von Gefahren und Tod und heldenmüthigem Schweiße — —

Umsonst; wenn das Geschick dem Lieblinge den Held versagt und beide in verschiedenen Jahrhunderten, oder veruneinigten Ländern geboren worden.

Mit dir Gleim, ward es so nicht! dir fehlt weder die Gabe den Helden zu singen, noch der Held, der Held ist dein König.

Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzt vom rosenwangichten Bacchus, nur von feindlichen Mädchen, und vom streitbaren Kelchglas.

Doch bist du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd unter feindlichen Wällen, unter brausenden Rossen.

Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! deinen tapferen, doch menschlichen! deinen schlauen, doch edeldenkenden Friedrich!

Singe ihn an der Spitze seines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, so weit Menschen den Göttern ähnlich sein können.

Singe ihn im Dampfe der Schlacht; so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verliert.

Singe ihn, mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränendem Auge unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.

Du weißt, wie du ihn am besten singen sollst. Ich will unterdeß mit Aesopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren. —

Ein Märchen vom blutigen Tiger, der als der sorglose Hirt mit Chloris und dem Echo scherzte, die arme Heerde würgte und zerstreute.

Unglücklicher Hirte, wann wirst du die zerstreuten Lämmer wieder um dich versammeln. Wie rufen sie so ängstlich im Dornengehecke nach dir."[3])

Am 12. Mai hatte Gleim diese prosaische Ode in Händen; am 16. schrieb er Lessing ganz entzückt: „Wahrlich es ist mehr als ein Gerippe. Ein Mädchen, das so schön wäre, würde Sie, würde mich sogar verliebt machen."[4]) Alsbald stimmte Gleim auch die eigne Leier. Mit einem „Schlachtgesang" und einem „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag den 6. Mai 1757" eröffnete er die Kriegslieder des preußischen Grenadiers. Das Siegeslied aber besang den Heldentod Schwerins und König Friedrich „im Dampf der

1) Am 14. Juni 1757 an Gleim gesandt. Lachmann-Maltzahn XII, 102.
2) Auf diesen hat A. Sauer aufmerksam gemacht in seiner Vorrede zu dem jüngsten Neudruck der Kriegslieder (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrh., herausgegeben von B. Seuffert. IV. 1882). 3) Das. I, 247. 4) Das. XIII (Brief an Lessing), 68.

Schlacht", in Versen, die Lessings prosaische Odenstrophen umschrieben und erweiterten. Von dem Ersteren hieß es: „Es ging voran der edle Greis! Voll Gott und Vaterland. Sein alter Kopf war kaum so weiß Als tapfer seine Hand. Mit jugendlicher Heldenkraft Ergriff sie eine Fahn, Hielt sie empor an ihrem Schaft, Daß wir sie alle sahn; Und sagte: „Kinder, Berg hinan, Auf Schanzen und Geschütz:" Wir folgten alle Mann vor Mann, Geschwinder als der Blitz. Ach! aber unser Vater fiel, Die Fahne sank auf ihn. Ha! welch glorreiches Lebensziel, Glückseliger Schwerin!" Und von Friedrich sang Gleim: „Aus sieben Schanzen jagten wir Die Mützen von dem Bär. Da, Friedrich, ging dein Grenadier Auf Leichen hoch einher. Dacht, in dem mörderischen Kampf, Gott, Vaterland und Dich, Sah, tief in schwarzem Rauch und Dampf, Dich, seinen Friederich."

Die ersten Grenadierlieder Gleims hat Lessing ganz unmittelbar angeregt; an den späteren, die seit Roßbach und Leuthen einen stärkeren Ton anschlugen hat er gefeilt, sie von mancher Geschmacklosigkeit befreit und durch manchen glücklichen Einfall gehoben; alle elf hat er schließlich gesammelt herausgegeben unter dem Titel „Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier" (Mit Melodien. Berlin bei Chr. Friedrich Voß) und mit einer begeisterten Vorrede zum Lobe der Preußen, dieser „Spartaner" der Neuzeit und ihres „Barden", der ihre Thaten verherrlicht, in die Welt gesandt.

Seit Frühling 1758 war er wieder in Berlin und offenbar war eben dieser Aufenthaltswechsel das, was den Sachsen, der in Leipzig Feuer und Flamme gewesen war, erheblich kühler stimmte. Am 16. December 1758 schrieb er an Gleim: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wonach ich geizen würde: des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte." Und diesem Bekenntnisse fügte er am 14. Febr. 1759 die Erklärung hinzu: „Was ich von dem übertriebenen Patriotismus einfließen lassen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht sowohl der Grenadier als tausend ausschweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, in mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff und sie scheint mir aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre."[1])

In Berlin kam Lessing zum Bewußtsein einer Unterscheidung, die er im Umgang mit den ihm befreundeten preußischen Offizieren nicht gemacht hatte. Seine Begeisterung für Friedrichs Heldenthum war weniger eine patriotische als eine rein menschliche Empfindung; er war weniger preußisch, als, mit Goethe zu reden, „fritzisch" gesinnt und das war schon viel in einer Zeit, in welcher die „Vaterlandsliebe" dem Sachsen geboten hätte, den König von Preußen zu hassen wie den Satan selber. Von der Heimathsliebe der

1) XII, 150—152.

Nichtpreußen zu der Vaterlandsliebe der Deutschen in unserem Sinn gab es vielleicht keinen andern Uebergang als ein Weltbürgerthum, das sich durch die Begeisterung für echte Mannesgröße vorbereitete auf die Zeit, da die Vaterländer aufgehen sollten in einem großen Vaterland. An dieser Begeisterung wenigstens ward Lessing so wenig irre als an der mächtigen Persönlichkeit, die ihren Funken bei ihm zur Flamme entfacht.

Noch im März 1759 schrieb er seinen „Philotas", ein leuchtendes Denkmal der martialischen Spartanergesinnung, die durch die Waffenthaten des preußischen Heeres und seines Königs im jungen Deutschland geweckt ward. Dieser junge Prinz, der seit sieben Tagen mit der männlichen Toga bekleidet sich blindlings in den Kampf gestürzt hat und verwundet in Gefangenschaft gerathen ist, zeugt in Allem, was er sagt und thut, von „dem herrschenden Feuer der Ehre, der Ehre fürs Vaterland zu bluten". Auch der Prinz des Siegers ist in Gefangenschaft: wird ein Prinz gegen den andern ausgewechselt, so sind die beiden Wagschalen gleich und der Krieg ist umsonst gewesen. „Folglich, sagt sich Philotas, wenn ich, ich elender Gefangener, meinem Vater den Sieg noch in die Hand spielen will, worauf kommt es an? Aufs Sterben. Auf weiter nichts? — O fürwahr: der Mensch ist mächtiger als er glaubt, der Mensch, der zu sterben weiß! Aber ich? Ich, der Keim, die Knospe eines Menschen, weiß ich zu sterben? Nicht der Mensch, der vollendete Mensch allein muß es wissen; auch der Jüngling, auch der Knabe! oder er weiß gar nichts. Wer zehn Jahre gelebt hat, hat zehn Jahre Zeit gehabt, sterben zu lernen: und was man in zehn Jahren nicht lernt, das lernt man in zwanzig, in dreißig und mehreren nicht. Alles was ich werden können, muß ich durch das zeigen, was ich schon bin. Und was könnte ich, was wollte ich werden? Ein Held. — Wer ist ein Held? — O mein abwesender vortrefflicher Vater, jetzt sei ganz in meiner Seele gegenwärtig! — Hast du mich nicht gelehrt, ein Held sei ein Mann, der höhere Güter kenne als das Leben? Ein Mann, der sein Leben dem Wohle des Staates geweiht; sich, den Einzelnen, dem Wohl Vieler? Ein Held sei ein Mann. — Ein Mann? Also kein Jüngling, mein Vater? — Seltsame Frage! Gut, daß sie mein Vater nicht gehört hat! Er müßte glauben, ich sähe es gern, wenn er Nein darauf antwortete. — Wie alt muß die Fichte sein, die zum Maste dienen soll? Wie alt? Sie muß hoch genug und muß stark genug sein. Jedes Ding, sagte der Weltweise, der mich erzog, ist vollkommen, wenn es seinen Zweck erfüllen kann. Ich kann meinen Zweck erfüllen, ich kann zum Besten des Staates sterben; ich bin vollkommen also, ich bin ein Mann. Ein Mann, obgleich ich noch vor wenig Tagen ein Knabe war. Welch Feuer tobt in meinen Adern? Welche Begeisterung befällt mich? Die Brust wird dem Herzen zu eng! — Geduld, mein Herz! Bald will ich dir Luft machen! Bald will ich dich deines einförmigen langweiligen Dienstes entlassen! Bald sollst du ruhen und lange ruhen."

Philotas opfert sich dem Staat, wie Friedrich sich ihm geopfert hätte,

wenn er in Gefangenschaft gerathen wäre, sich ihm opfern wollte, als er nach Kunersdorf an Allem verzweifelte, er, auf dessen Jugendschicksale Philotas mit den Worten anzuspielen scheint: „Ein weibischer Prinz, hat mich die Geschichte gelehrt, ward oft ein kriegerischer König".

Freund Kleist, den Dichter und Helden im Auge, schrieb Lessing in demselben Jahre „Briefe die neueste Literatur betreffend", angeblich bestimmt, einem verwundeten Offizier ins Lager zu folgen und seiner unfreiwilligen Muße den Verkehr mit den verlassenen Musen zu vermitteln. Goldene Worte voll treffender Urtheile und ahnender Blicke in die Zukunft unseres Schriftthums finden sich in diesen Aufsätzen, die nirgends mehr den Anfänger, überall den reif gewordenen Meister verrathen. Die blutige Schlacht von Kunersdorf (12. August 1759) entriß ihm den Freund, den er sich beim Schreiben als liebsten Leser gedacht. Obwohl verwundet und wieder verwundet war der Major von Kleist in dem entsetzlichen Ringen zu Pferde vor seinem Bataillon geblieben, bis ihn Kraft und Besinnung verließen. Auf dem Schlachtfeld, das die Seinen in jäher Flucht verlassen, war er den Russen in die Hände gefallen und am 24. August zu Frankfurt a/O. in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai gestorben. „Ach, liebster Freund," schrieb Lessing am 6. September an Gleim, „es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt." So schrieb der Freund in seinem Schmerze, aber dem Dichter Lessing war Kleist der „rechtschaffene, der ehrliche Mann" nicht gestorben. Im Geiste hob ihn der von der Wahlstatt auf, verband ihm die Wunden, stillte ihr Blut und heilte sie in langer geduldiger Pflege; so gab er ihn dem Leben wieder, allerdings mit gebrochenem Körper und — mit anderm Namen, aber mit dem alten Adel einer durch und durch rechtschaffenen Seele: als Lessings Tellheim kehrte der Gefallene von Kunersdorf in die Welt zurück.[1])

Bei dem Freunde Kleists, dem General Tauenzien, der im August 1760 Breslau so tapfer gegen Laudon vertheidigt hatte,[2]) fand Lessing im Oktober d. J. freundliche Aufnahme und einträgliche Anstellung als Gouvernementssekretär, um dieselbe Zeit, da die Akademie der Wissenschaften zu Berlin ihn in die Zahl ihrer auswärtigen Mitglieder aufnahm. Und in Breslau, wo Lessing bis zum April 1765 verblieb, schrieb er am 20. August 1764 an Ramler: „Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen: und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Wenn dies Lustspiel nicht besser als all meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben."

Aus Tagesereignissen, die zur Zeit des Friedensschlusses von Hubertsburg in Aller Munde waren, hat Lessing die Fabel seines Stückes zusammen=

1) Am 21. März 1767 schrieb Nicolai: „Der Charakter dieses Majors von Tellheim ist der lebendige Charakter des seligen Kleist und hat deßhalb für mich eine besondere Rührung gehabt." Düntzer S. 360. 2) S. S. 291/92.

gewebt; Menschengattungen, die Jedermann kenntlich geworden waren, wie nur der Krieg die Menschen kenntlich macht, hat er die auftretenden Personen entnommen; Seeleneindrücke, die zu tief gewesen waren, um durch den Frieden verwischt zu werden, hat er in ihrer ganzen ursprünglichen Kraft und Echtheit festgehalten und so — man gestatte den Ausdruck — ein „rührendes Lustspiel" geschaffen, wie noch keins geschaffen worden war.[1])

Die Minna von Barnhelm ist erst Anfang 1767 gedruckt und in Hamburg am 28. September 1767 zum ersten Mal aufgeführt worden. Lessing schrieb damals seine „Hamburgische Dramaturgie" und that im neunten Stück derselben vom 29. Mai d. J. eine Aeußerung, die uns gewissermaßen das Werkgeräthe zeigt, mit dem die Minna von Barnhelm gebaut worden ist. Er sagt: „Es ist wohl recht gehandelt, wenn man im gemeinen Leben, in den Charakter Anderer kein beleidigendes Mißtrauen setzt: wenn man dem Zeugnisse, das sich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beimißt. Aber darf uns der dramatische Dichter mit dieser Regel der Billigkeit abspeisen? Gewiß nicht: ob er sich schon sein Geschäft dadurch sehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne sehen, wer die Menschen sind und können es nur aus ihren Thaten sehen. — Es ist wahr, in vierundzwanzig Stunden kann eine Privatperson nicht viel große Handlungen verrichten. Aber wer verlangt denn große? Auch in den kleinsten kann sich der Charakter schildern und nur die, welche das meiste Licht auf ihn werfen, sind nach der poetischen Schätzung die größten."

Nach dieser Vorschrift ist Lessing verfahren mit unverbrüchlicher Strenge und mit einem Erfolg, wie er nur wahrer Meisterschaft gelingt. Ein einziger höchst belebter Auftritt zwischen einem Wirth und einem Diener, die beide mit köstlicher Naturwahrheit gezeichnet sind, macht uns mit dem Schauplatz des Stückes und mit der überaus peinlichen Lage des verabschiedeten, verarmten Majors von Tellheim bekannt; ein rührender Zwischenfall, den das Erscheinen einer trauernden Offizierswittwe herbeiführt, lehrt uns in Tellheim den aufopfernden Freund, den hochherzig mildthätigen Menschen und die dann folgende Auseinandersetzung mit dem treuen Just ein Verhältniß zwischen Herr und Diener kennen, das beide ehrt, den ersteren geradezu verherrlicht. Da der Akt zu Ende geht, haben wir aus lauter Thatsachen, die nicht erzählt, sondern vor unsern Augen und Ohren geschehen sind, das Bild eines Mannes gewonnen, der unserer wärmsten Theilnahme würdig ist und von dem wir begreifen, daß, wenn er eine Braut hat, der er sich nicht mehr zu nähern wagt, diese ihm nachreisen wird bis ans Ende der Welt, um von ihm nicht eher als vom eignen Leben zu lassen.

Diese Braut selbst, Minna von Barnhelm, ist nun eine wahre Perle von einer Bühnengestalt, das erste deutsche Mädchen, das ohne Beschämung

---

1) Eine meisterhafte Charakteristik des Stückes hat Kuno Fischer gegeben: G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur. 1881. I, 73—142.

für sich und sein Geschlecht über die Bretter gegangen ist: ein Geschöpf voll warmer Empfindung und fern von jeder Empfindelei, voll herzlicher Liebe, aber ohne Schmachten und träumerisches Wesen: wie sie selbst sagt, „zärtlich und stolz, tugendhaft und eitel", aber immer wahr, aufrichtig und kerngesund in ihrer Entschlossenheit und Geistesgegenwart. Sie singt nicht mit Klopstock: „Ich bin ein deutsches Mädchen: Mein Aug ist blau und sanft mein Blick, Ich hab ein Herz das edel ist und stolz und gut." In ihrem Handeln



Facsimile (Originalgröße) einer der Illustrationen von Daniel Chodowiecki zu Lessings Minna von Barnhelm.

spricht sich ihre Seele aus. Wie erleichtert sie sich das Herz, das vor Freude springen möchte beim Wiederfinden des Geliebten? Sie beschenkt ihre Francisca und fügt der zweiten Gabe an die sich Sträubende hinzu: „das stecke bei Seite, für den ersten blessirten armen Soldaten, der uns anspricht" und da sie allein ist, faltet sie die Hände und schaut nach oben: „Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet. Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf!" Selbst glücklich will sie nur Glückliche um sich sehen und hält jeden, der in ihre Nähe kommt, für des Glückes würdig, also für gut, auch den französischen Windbeutel Riccaut de la Marliniere, der ihr reiches Almosen vielleicht doch nicht zum falschen

Spiel, sondern zum ehrlichen Zahlen seiner Schulden verwendet. Weshalb aber liebt sie Tellheim? Was fesselt sie an ihn mit unzerreißbaren Banden? Der Auftritt im dritten Akte, der uns das sagt, ist der Brennpunkt des Stückes; er zeigt uns diese beide Naturen in dem Widerstreit ihrer Auffassung und der Einheit ihres Seelenadels, mit Worten, die nicht anders als nach dem Texte selber wiedergegeben werden können.

v. Tellheim. Sie erinnern sich, gnädiges Fräulein, daß ich Ordre hatte, in den Aemtern Ihrer Gegend die Kontribution mit äußerster Strenge baar einzutreiben. Ich wollte mir diese Strenge ersparen und schoß die fehlende Summe selbst vor.

Das Fräulein. Ja wohl erinnre ich mich. — Ich liebte Sie um dieser That willen, ohne Sie noch gesehen zu haben.

v. Tellheim. Die Stände gaben mir ihren Wechsel und diesen wollte ich bei Zeichnung des Friedens unter die zu ratihabirenden Schulden eintragen lassen. Der Wechsel ward für gültig erkannt, aber mir ward das „Eigenthum" desselben streitig gemacht. Man zog spöttisch das Maul, als ich versicherte die Valuta baar hergegeben zu haben. Man erklärte ihn für eine Bestechung, für das Gratial der Stände, weil ich sobald mit ihnen auf die niedrigste Summe einig geworden war, mit der ich mich nur im äußersten Nothfalle zu begnügen Vollmacht hatte. So kam der Wechsel aus meinen Händen und wenn er bezahlt wird, wird er sicherlich nicht an mich bezahlt. — Hierdurch, mein Fräulein, halte ich meine Ehre für gekränkt, nicht durch den Abschied, den ich gefordert haben würde, wenn ich ihn nicht bekommen hätte. — Sie sind ernsthaft, mein Fräulein? Warum lachen Sie nicht? Ha, ha, ha! Ich lache ja.

Das Fräulein. O, ersticken Sie dieses Lachen, Tellheim! Ich beschwöre Sie! Es ist das schreckliche Lachen des Menschenhasses! Nein, Sie sind der Mann nicht, den eine gute That reuen kann, weil sie üble Folgen für ihn hat. Nein, unmöglich können diese üblen Folgen dauern! Die Wahrheit muß an den Tag kommen. Das Zeugniß meines Oheims, aller unserer Stände —

v. Tellheim. Ihres Oheims! Ihrer Stände! Ha, ha, ha!

Das Fräulein. Ihr Lachen tödtet mich, Tellheim! Wenn Sie an Tugend und Vorsicht glauben, Tellheim, so lachen Sie so nicht! Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören, als Sie lachen — — Die Vorsicht, glauben Sie mir, hält den ehrlichen Mann immer schadlos und öfters schon im voraus. Die That, die Sie einmal um 2000 Pistolen bringen sollte, erwarb mich Ihnen. Ohne diese That würde ich nie begierig geworden sein, Sie kennen zu lernen. Sie wissen, ich kam uneingeladen in die erste Gesellschaft, wo ich Sie zu finden glaubte. Ich kam blos Ihretwegen, ich kam in dem festen Vorsatze Sie zu lieben, — ich liebte Sie schon! in dem festen Vorsatze, Sie zu besitzen, wenn ich Sie auch so schwarz und häßlich finden sollte, als den Mohr von Venedig. Sie sind so schwarz und häßlich nicht; auch

so eifersüchtig werden Sie nicht sein. Aber, Tellheim, Tellheim, Sie haben doch noch viel ähnliches mit ihm! O, über die wilden und unbiegsamen Männer, die nur immer ihr stieres Auge auf das Gespenst der Ehre heften! für alles andre Gefühl sich verhärten! Hieher Ihr Auge! auf mich, Tellheim!" — —

In der Vereinigung dieses preußischen Majors mit diesem sächsischen Fräulein erblickte Goethe eine Art von poetischem Friedensschluß zwischen Preußen und Sachsen und sicherlich hat gerade dieser Gedanke dem „fritzisch" gesinnten Sachsen Lessing nahe genug gelegen, aber in seinem Stücke lag noch ein Anderes, eine Verherrlichung der preußischen Armee und der sittlichen Elemente, die sie zusammenhielten, wie sie würdiger gar nicht gedacht werden konnte. Ein Heer, das einen unabhängigen Edelmann wie Tellheim zum freiwilligen Waffendienst bewog, das unter seinen Wachtmeistern Leute wie Paul Werner zählte, in dem die Gebote der Ehre und Treue selbst einen Burschen wie Just veredelten und dessen Offiziere im Feindesland Eroberungen machten wie Tellheim an seiner Minna — ein solches Heer war nicht blos eine militärische, sondern auch eine moralische Macht, und eine Dichtung, die die Sieger von Roßbach und Leuthen, von Liegnitz und Torgau von dieser Seite zeigte, that zu seinem Preise mehr als aller Hohn auf „Tolpatsch und Pandur" in den Kriegsgesängen des preußischen Grenadiers.

Am 21. März 1768 ward die Minna von Barnhelm zum ersten Male in Berlin gegeben: wochenlang mußte sie Tag für Tag wiederholt werden, nie hatte ein deutsches Stück in dem von französischer Classicität und italienischer Oper beherrschten Berlin einen Erfolg wie diesen erlebt. Nur Friedrich der Große hat keine Kenntniß genommen von dem größten Bühnenereigniß seiner Residenz. Wie traurig für ihn, daß er noch ganz derselbe war, der am 31. Oktober 1757 dem Professor Gottsched auf dessen Klage über der Großen Mangel an Sinn für deutsches Schriftthum bekennen mußte: „das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen und je parle comme un cocher, jetzo aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu".[1])

Eine fast tragische Verwickelung seiner Lebenslage vergällte Lessing die Freude an seinem wohlverdienten Erfolg. Seit April 1767 war er Dramaturg des Seyler'schen „Nationaltheaters" in Hamburg. Was er an baaren Mitteln in Breslau erworben und den Erlös des größten Theiles seiner kostbaren Bibliothek dazu, hatte er in der Druckerei angelegt, in welcher sein dramaturgisches „Wochenblatt" erschien; dies Wochenblatt sollte im Anschluß an die Aufführungen der Gesellschaft einer neuen Bühnendichtung in eigenartig deutschem Geschmack die Wege bereiten, aber außer seinen eigenen Stücken Sara, Freigeist, Minna v. Barnhelm gab es solche Stücke in deutscher Sprache

1) Julian Schmidt, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland. II, 139.

nicht. Das Nationaltheater mußte, um überhaupt zu spielen, doch zu Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Stücke seine Zuflucht nehmen und diese mußte nun Lessing, der Dramaturg der Gesellschaft, bekämpfen, kritisch vernichten, im Namen der zu lang verkannten Gesetze wahrhaft „dramatischer Poesie", aber zu seinem und der Gesellschaft empfindlichsten Schaden, während der geistvolle Kritiker selbst sich außer Stande erklärte, bessere Stücke, als die er verurtheilte, auf Bestellung anzufertigen.[1])

Einem Nationaltheater, das so ein Widerspruch in sich selber und deßhalb von Hause aus verunglückt war, danken wir die unvergänglichen Aufsätze, durch die er die deutsche Bühne von der höfischen Verbildung der französischen befreite und auf Shakespeare und die Alten wies, die Irrthümer in der herkömmlichen Auffassung des Kunstgesetzes der drei Einheiten darthat und als höchstes Gebot auch der dramatischen Dichtung, die Forderung menschlicher und poetischer Wahrheit in ihr Recht einsetzte, nachdem er eben vorher in seinem „Laokoon" die Grenzen der Malerei und Poesie, d. h. der abbildenden und der redenden Künste völlig neu und für alle Zeiten giltig bestimmt hatte.

Im Frühjahre 1770 endete Lessings Wanderleben: durch den Einfluß des Erbprinzen[2]) von Braunschweig erhielt er die Stelle eines Bibliothekars zu Wolfenbüttel, die er im Juli d. J. seinem Vater mit den Worten schilderte: „Die Stelle ist so, als ob sie von jeher für mich gemacht wäre. Sie ist auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erst wieder auf dem Trockenen, das ist aus meinen Schulden, sein werde: Sechshundert Thaler Gehalt, nebst freier Wohnung und Holz auf dem fürstlichen Schlosse. Das allerbeste ist aber die Bibliothek, die ich noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir sie jemals eingebildet hätte. — Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll". In Wolfenbüttel ward 1772 „Emilia Galotti" fertig und eben dort wuchs aus dem Streit mit Goeze im Jahre 1778/79 der „Nathan" hervor.

Emilia Galotti schildert den blutigen Ausgang eines Conflikts, in den bürgerliche Mädchentugend mit höfischer Verführung und Niedertracht gerathen ist und die Verkörperung dieser letzteren in Marinelli ist nicht blos poetisch-psychologisch ein Meisterstück, sondern auch geschichtlich ein Denkmal; ein Denkmal nämlich der Anschauung, die das bürgerliche Deutschland von dem Leben an seinen Höfen hatte und in der großen Mehrzahl der Fälle haben mußte. Wäre die bürgerliche Tugend in diesem Conflikt eben so schuldlos als sie unglücklich ist, so wäre ihr Schicksal sehr traurig, aber nicht tragisch und

1) Dies ist der eigentliche Sinn des berühmten Bekenntnisses vom 19. April 1768: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter" u. s. w. 101.—104. Stück der Dramaturgie.
2) S. oben S. 708.

folglich auch nicht poetisch. Der Dichter hat seine Heldin in eine tragische Schuld verwickelt und dadurch der Virginia des Livius völlig unähnlich gemacht, aber die Art, wie er es gethan, ist den meisten Beurtheilern entgangen. Die Worte, mit welchen Emilia ihren Vater bestürmt, erst den Dolch und nachdem er ihr den wieder entrissen, den Tod zu geben und die ihn wirklich zu der schrecklichen That bestimmen, sind nicht, wie man wohl gemeint hat, die Eingebung der letzten, verzweifelten Stunde, sie sind sehr tief begründet und diese Begründung hat der Dichter sofort mit dem ersten Auftreten der Emilia verknüpft, da sie athemlos vor Aufregung der Mutter erzählt, was ihr eben begegnet ist. Am Hochzeitsmorgen ist sie zur Kirche gegangen: während der Messe hört sie die Liebesschwüre eines Unbekannten an, der dicht hinter ihr Platz genommen hat und sie steht nicht auf, eilt nicht davon. Nach Beendigung des heiligen Amtes schaut sie sich den Mann an, der ihre Andacht entweiht, die Kirche mißbraucht hat, erkennt den Prinzen und findet nicht die Kraft, ihm mit einem Blick ihre ganze Entrüstung ins Gesicht zu schleudern, sie schlägt die Augen nieder wie eine Verbrecherin. Er verfolgt sie nach der Halle, ergreift ihre Hand und sie reißt sich nicht von ihm los; er spricht sie an und sie antwortet, was? das weiß sie nicht mehr, aber eine Zurückweisung war es nicht, die würde sie nicht vergessen haben. Auf der Straße eilt er ihr nach, bleibt ihr auf den Fersen bis ins Haus, bis zur Zimmerthür, und bei all dem hat sie nicht einmal den Muth gefunden, auch nur eine einzige der Waffen anzuwenden, mit denen das unerfahrenste Weib sich eines Zudringlichen erwehrt, ob er ein Prinz ist oder was sonst. Mehr als das, sie sagt ihrem Bräutigam nicht, was ihr widerfahren ist, obwohl sie fühlt, daß sie das eigentlich müßte. Durch das alberne Geschwätz der Mutter läßt sie sich ausreden, worüber ein erwachsenes Mädchen eines fremden Rathes gar nicht bedarf. Nur dies Verschweigen hat zur Folge, daß Appiani ahnungslos in die Falle tappt, die ihm Marinelli gestellt. Dies Mädchen, des Bräutigams beraubt, dem Vater und der Mutter entrissen, überantwortet dem Prinzen, der ihre ganze hilflose Schwäche gesehen, braucht nur zu wissen, was sie ahnt von dem Zweck, dem Plan ihrer vermeintlichen Retter und sie weiß auch, daß sie sterben muß durch eigne oder Vaters Hand, weil sie — der Verführung nicht widerstehen würde. „Gewalt," ruft sie in den Seelenkampf des Vaters hinein, „Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluthen und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch." — Der Vater



Verkleinertes Facsimile des Stiches, 1772, von J. F. Bause (1738—1814);
Originalgemälde von Anton Graff (1736—1813).

„[illegible] die [illegible], [illegible] der [illegible] zu [illegible], denn er [illegible] der [illegible] seinen Todten, deren „Seelenrettung" er nicht [illegible] können" ([illegible]. Th., 4. [illegible]).

Lessings letztes Vermächtniß, der Nathan, ist ein Glaubensbekenntniß in Gestalt eines Dramas, ein unsterbliches Selbstgericht über den Werth der Religionen und die Bestimmung des Menschen, die poetische Entfaltung eines vom schwersten Leid bewegten Herzens. Am Anfang des Jahres 1778, in dem der Streit um die Wolfenbütteler Fragmente beginnen sollte, war Lessing Wittwer geworden, nachdem er ein Jahr das Glück einer mit den schwersten Opfern erkämpften Ehe genossen hatte. Nie hätte er der Stütze seiner treuen, tapfern Frau dringender bedurft, als da er den Kampf mit Goeze führte, und nie hat er den Segen dichterischen Schaffens dankbarer empfunden, als da er aus tief wunder Seele heraus seinen Nathan schrieb als letztes Wort in einem Streit, in dem nicht dem Streich des Fechters, sondern der versöhnenden Dichterthat der Sieg gebührte.

Die Predigt der Nächstenliebe ohne Vorbehalt, bis zur Aufopferung des eignen Selbst, ist die weltgeschichtliche That Jesu Christi; durch sie hat er vom Judenthum sich losgerissen und einer neuen Menschheit einen neuen Glauben gegeben. Der Dichter, der diesen ewig menschlichen Gehalt des Christenthums verherrlichen wollte, konnte nicht glücklicher greifen, als wenn er zum Helden seines Stückes einen Juden nahm, der sich zum Christenthum der That empor geläutert und durch Werke echter Menschenliebe den Judenhaß der Christen überwindet, nachdem er in sich selbst den Christenhaß der Juden überwunden. Dem Juden Nathan hält der Tempelherr vor: „Doch kennt Ihr auch das Volk, Das diese Menschenmäkelei zuerst Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk Zuerst das auserwählte Volk sich nannte. Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte, Doch seines Stolzes wegen zu verachten, Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes, Den es auf Christ und Muselmann vererbte, Nur sein Gott sei der rechte Gott!" Und der Jude antwortet: -- „Verachtet mein Volk so sehr Ihr wollt. Wir haben beide Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind Wir unser Volk? Was heißt denn Volk? Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, Als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch Gefunden hätte, dem es g'nügt ein Mensch Zu heißen!" Besiegt von der Wahrheit dieser Worte ruft der Tempelherr: „Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan! das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich schäme mich, Euch einen Augenblick verkannt zu haben." (II. 5.)

Den Menschen in dem Juden hat der Tempelherr entdeckt; der Christ in ihm offenbart sich dem Klosterbruder. „Ihr guter Bruder," sagt Nathan (IV. 7) „müßt mein Fürsprech sein, Wenn Haß und Gleißnerei sich gegen mich Erheben sollten — wegen einer That — Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr sollt Sie wissen! Nehmt sie aber mit ins Grab! Noch nie hat mich die Eitelkeit versucht, Sie jemand andern zu erzählen. Euch Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt Allein erzähl' ich sie. Weil die allein

Versteht, was sich der gottergebene Mensch Für Thaten abgewinnen kann." Und nun erzählt er ihm die Greuel, die die Christen zu Gath angerichtet, wo sie alle Juden mit Weib und Kind erschlagen, ihm selbst sein Weib mit sieben hoffnungsvollen Söhnen verbrannt hatten: „Als Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch' Und Staub vor Gott gelegen und geweint. — Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet, Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht; Der Christenheit den unversöhnlichsten Haß zugeschworen. — Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder. Sie sprach mit sanfter Stimme: und doch ist Gott! Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan, Komm, übe, was du längst begriffen hast; Was sicherlich zu üben schwerer nicht, Als zu begreifen ist, wenn du nur willst. Steh auf! — Ich stand und rief zu Gott: ich will! Willst du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr Vom Pferd' und überreichtet mir das Kind, In Euren Mantel eingehüllt. — Was Ihr Mir damals sagtet, was ich Euch: hab ich Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf Mich auf die Knie und schluchzte! Gott! auf Sieben Doch nun schon eines wieder!" „Nathan," ruft der Klosterbruder, „Nathan! Ihr seid ein Christ! — Bei Gott; Ihr seid ein Christ! Ein bess'rer Christ war nie."

So beschaffen muß der Jude sein, der dem Sultan Saladin die wundervolle Parabel erzählen darf von dem Streit der Brüder um den Ring, der sich als echt bewähren sollte im Wettbewerb des Seelenadels und der Menschenliebe (III. 7). Als „seine Kanzel" bezeichnete Lessing die Bühne, für die er seinen Nathan schrieb, ohne Hoffnung, seine Aufführung selbst noch zu erleben. Und nie ist von der Kanzel irgend einer Kirche würdiger gesprochen worden von dem ersten und letzten Gebot jeder Religion, die ihres Namens würdig ist, als in dem Spruch des Richters: — Wohlan! Es eifre jeder seiner unbestochnen, Von Vorurtheilen freien Liebe nach! Es strebe von euch jeder um die Wette, Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmuth, Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, Mit innigster Ergebenheit in Gott, Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte Bei euren Kindes-Kindes-Kindern äußern: So lad' ich über tausend tausend Jahre, Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen, Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der Bescheidne Richter.

Am 15. Februar 1781 ist Lessing gestorben, zweiundfünfzig Jahre alt, der Neugründer der deutschen Bühne, der Schöpfer der deutschen Prosa und Poetik und der beredteste Prediger des Christenthums der That. Von dem Stilisten Lessing merken wir uns ein Wort aus dem Anfange des Anti-Goeze: „Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch der Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen. Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom

Stil." Und von dem Christen Lessing merken wir uns eines aus der „Erziehung des Menschengeschlechts" (§. 91 92): „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich um dieser Unmerklichkeit willen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte uns scheinen sollten zurückzugehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun."

VII. Josephs II. Bündniß mit Katharina II. und sein zweiter Anschlag auf Baiern.

Am 29. November 1780 starb Maria Theresia. Kaiser Joseph II. „hörte auf, Sohn zu sein"[1]) und hatte nunmehr die Hände frei für den Umbau der österreichischen Monarchie, der er die Gestalt eines durchaus aufgeklärten, durchaus deutschen und durchaus monarchischen Einheitsstaates zu geben gedachte. So ist denn das Jahr 1781 bezeichnet durch eine ganze Reihe von tief einschneidenden Edikten, unter denen die über die Reform des österreichischen Clerus und seine Befreiung von Rom, über Duldung der nichtkatholischen Christen (13. Oktober), über Aufhebung der Leibeigenschaft (1. November), über die bürgerliche Rechtstellung der Juden (2. November) und die Aufhebung geistlicher Orden beiderlei Geschlechts (20. December) die bemerkenswerthesten sind.[2]) Wäre jedes dieser Edikte schon die Reform selber gewesen, hätte Joseph II. in seinen Kreisämtern, seinen Landesstellen und seiner Hofkanzlei wirklich die Zauberkräfte gehabt, um mit einem Schlage Herr zu werden über die altangestammte Herrschaft des Adels und der Kirche, den Sondergeist der Stände wie der Völker dieses Völkerstaates, so würde das Jahr 1781 für Oesterreich die Epoche der gründlichsten Umwälzung bedeuten, die jemals ein Staat im alten Europa durchgemacht. Das aber war keineswegs der Fall. Dem befehlenden Reformer versagten die vollstreckenden Organe, entweder weil sie nicht konnten, oder weil sie nicht einmal wollten, was ihnen aufgetragen war und das in einem Maße, das wir erst dann werden überschauen können, wenn wir endlich einmal eine urkundliche Verwaltungsgeschichte Josephs haben werden, statt der Sammlungen seiner Dekrete und der Blumenlesen von „Lichtstrahlen", „unvergeßlichen Gedanken" u. s. w. aus diesen wie aus seinen Briefen. Nur einen Blick wollen wir hinter die Lampen einer Bühne thun, auf der die Welt außerhalb damals Zeichen und Wunder geschehen sah, indem wir ein jüngst erst bekannt gewordenes Schreiben des Kaisers an seine Hofkanzlei vom Jahre 1783 mittheilen, das uns seine

1) Je cesse d'être fils et c'est ce que je croyais être le mieux, schrieb Joseph beim Tode der Kaiserin an Kaunitz. G. Wolf, Oesterreich und Preußen 1780—1790. Wien 1880. S. 23. 2) Eine Aufzählung derselben bei Lustkandl, Die Josephinischen Ideen und ihr Erfolg. Wien 1881. Details bei A. Wolf, Oesterreich unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. S. 248 ff., vgl. Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Gotha 1869. II, 93 ff.

wirkliche Lage höchst anschaulich schildert. Es lautet: „Vom 6. Juni war mein Billet und vom 13. Oktober ist dieser Vortrag datirt, also über vier Monate lag er bei der Kanzlei in Ueberlegung, sie soll die darin enthaltene Ausarbeitung und vielmehr die Beantwortungen, wann sie kann, ohne Erröthen lesen und selbst urtheilen, ob solch ein Quark so viele Zeit an Ueberlegung erfordert hätte, aber noch vielmehr, ob es den von mir angegebenen Punkten, welche Befehle sind, angemessen ist? In keinem Stücke wird zu Werke geschritten, sondern bloße kahle Auskünfte oder unbedeutende Schwierigkeiten aufgeworfen und geflissentlich nur mit dem Andern vermengt, um nur nicht das Wahre erkennen und greifen zu müssen, ob nun dieses aus Gesinnung, die alte Verwirrung beizubehalten, oder aus Scheu der Arbeit geschehen ist, will ich dahin gestellt sein lassen. Wenn ich nach gewonnener Localeinsicht meinen Stellen Aufträge mache, so müssen selbe nach Pflicht sich meine Gesinnungen eigen machen, selbe mit Eifer prüfen und alle Mittel ersinnen, sie zu bewerkstelligen und nur über Zweifel und Anstände sich bei mir anfragen, nicht aber meine Befehle als ein Klaglibell betrachten, auf das sie ihren ganzen Witz verwenden, um eine advokatische Replik zu machen, um nur das Vorhergegangene zu beschönigen".[1]) Durch beständiges Bereisen aller Theile seines Reiches hatte sich der Kaiser eine Kenntniß der Zustände desselben angeeignet, wie sie noch nie ein österreichischer Monarch besessen; es fehlte ihm nicht an Geist, um vorhandene Mängel und die Mittel ihrer Abhilfe zu erkennen, auch nicht an Muth, um einzugreifen, allen Hindernissen zum Trotz, aber außer dem schneidigen und gehorsamen Beamtenthume, dessen er bedurft hätte, fehlte es ihm selber an jener geduldigen Ausdauer bei der Arbeit, die auch das unmethodisch Angefangene schließlich methodisch, d. h. erfolgreich zu behandeln lernt und vor Allem an jener Entsagung, die um Eroberungen nach Innen sicher zu vollenden, sich Eroberungen nach Außen entschlossen aus dem Sinne schlägt. Der Vorsatz, aus Deutschen und Lombarden, Czechen und Magyaren ein einziges, österreichisches Volk zu machen, forderte, wenn er überhaupt ausführbar war, die Arbeit von Menschenaltern und mindestens für den Anfang einen langen, ungestörten Frieden: ein solcher war zu haben im ehrlichen Frieden mit Preußen, er war nicht zu haben, wenn der Grundsatz, diesen Staat „unschädlich" zu machen, fort und fort der leitende Gedanke der Hofburg blieb und er wurde geradezu zur Unmöglichkeit, wenn diese sich alsbald wieder auf die abschüssige Bahn der Abenteuer und der Eroberungslust verirrte.

Im Frühjahr 1780 hatte Kaiser Joseph eine Reise nach Rußland gemacht, nach deren Zweck und Erfolg von allen Höfen, insbesondere dem preußischen, mit gespanntester Neugier geforscht worden ist. Was Joseph und Katharina in Mohilew und Petersburg mit einander gesprochen haben,

1) Aus dem k. k. Staatsarchiv bei A. Beer, Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. Wien 1853. S. XXII.

wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß sich dort ein persönliches Verhältniß zwischen beiden gebildet hat, das zu weitreichenden politischen Folgen führen sollte. Ueber die persönliche wie über die politische Seite dieses Verhältnisses sind wir urkundlich unterrichtet,[1]) über jene durch die Briefe, die sie sich geschrieben, über diese durch die Verträge, die sie geschlossen haben.

In den Briefen herrscht ein Ton, den wir uns nur durch Beispiele anschaulich machen können. Am 13. November 1780 schreibt der Kaiser: „Ja, Madame, Sie haben mir für einen Augenblick jene süße Genugthuung verschafft, die erhaben ist über Zufälle und Schicksalswechsel, die als Siegespreis nur dem zufällt, welcher sich würdig gemacht hat sie zu empfinden, nämlich die tiefinnere Zufriedenheit mit sich selbst, und als ich Ihren Brief las, da konnte ich nicht umhin zu denken: Du hast deine Jahre doch nicht ganz verloren, oder schlecht angewendet, Katharina schenkt dir Beifall und ich habe die Prophezeiung widerlegt, welche Voltaire so artig über mich aussprach, als ich ganz in seiner Nähe vorüberkam, ohne ihn aufzusuchen. Er sagte, nachdem die anderen Fürsten und namentlich die großen Männer schon alle Tugenden und blendenden Eigenschaften vorweggenommen hätten, sei mir nur eine übrig geblieben, von der die meisten nichts wollten und die folglich von ihnen verschmäht werde, nämlich die Bescheidenheit, deren ich mich bemeistert habe und mit der allein ich prunke. In diesem Augenblick war ich nicht bescheiden, ich konnte nicht umhin, meiner ehrbaren Mutter und einer Anzahl guter und aufrichtiger Freunde, die ich das Glück habe zu besitzen, mitzutheilen, was Ew. K. Majestät mir geschrieben hat."[2]) Darauf antwortet Katharina am 20. November (a. St.): „Die Aeußerung meines alten Freundes Voltaire war mir bis heute unbekannt: sie thut mir leid um seinetwillen, aber ich stehe dafür, daß wenn dieser selbe Voltaire, den der Aerger in jenem Augenblick zum Schwätzer gemacht hat, das Glück gehabt hätte, auch nur eine halbe Stunde den zu sehen und zu hören, auf dessen Kosten er sich täuschte, Voltaire, sage ich, dessen Seele den Enthusiasmus des Großen und des Schönen hatte, er die Bescheidenheit, welche die größten Tugenden begleitet, erhaben gefunden und sogleich mit uns den Lobgesang angestimmt hätte: „Gesegnet sei der Leib, der dich getragen" und geschlossen hätte mit dem des heiligen Simeon."[3])

Unendlich nüchtern war die Berechnung, mit welcher die Kaiserin den Kaiser durch Schmeicheleien, die oft wie hier bis an den Hohn heranstreiften, zu berauschen suchte, und ebenso nüchtern die, mit welcher der Kaiser die Rolle des Berauschten spielte. Am 9. Januar 1781 schrieb Joseph dem Fürsten Kaunitz über die Kaiserin: „Bedenken wir, daß wir es mit einem Weibe zu

1) Arneth, Joseph II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel. Wien 1869. Derselbe: Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel 1781—1790. I—II. Wien 1872. Vgl. Martens, Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec l'Autriche. II. 1772—1808. Petersb. 1875. 2) Arneth S. 14. 3) S. 22.

thun haben, das nur an sich selber und an Rußland nicht mehr als ich denkt. Folglich muß man sie kitzeln. Die Eitelkeit ist ihr Idol; ein rasendes Glück und die wetteifernde Huldigung von ganz Europa haben sie verwöhnt. Man muß schon mit den Wölfen heulen; wenn nur das Gute geschieht, kommt wenig auf die Form an, unter der man es erreicht."[1]) In der That, nicht auf Phrasen, sondern auf Thaten kam es an, aus diesen aber werden wir sehen, daß die Kaiserin Alles erreicht hat, was sie bei dem Kaiser erreichen wollte, während dieser von der ganzen Politik des Zusammengehens mit Rußland nichts davon getragen hat als Enttäuschung, und Mißgeschick noch dazu durch eigne Schuld.

Noch bevor der Kaiser die Riesenarbeit des Umbaues seiner Monarchie begonnen hatte, schloß er mit der Kaiserin einen geheimen Vertrag, in dem er gegen eine Gewährleistung seiner von Niemand bedrohten Staaten und unter Vorbehalt einer nicht näher bezeichneten Entschädigung, die Verpflichtung einging, die Pforte zur strengen Erfüllung ihrer gegen Rußland übernommenen Vertragspflichten anzuhalten und im Kriegsfalle mit ebensoviel Truppen als die Kaiserin in die Türkei einzubrechen.[2]) Durch Eintritt in den Bund „der bewaffneten Neutralität", den Katharina unter den Nordmächten gestiftet, um die Freiheit der Schiffahrt und des Handels der Neutralen gegen England zu schützen, schloß Joseph sich im Oktober 1781 noch enger an Rußland an[3]) und ein Jahr darauf ward er nun eines Einblickes gewürdigt in all die weitaussehenden Pläne, welche Katharina gegen die europäische Türkei im Schilde führte.

Veranlaßt war die Mittheilung durch ernste Wirren, welche unter den Tataren der Krim ausgebrochen waren. Der Friede von Kainardsche hatte die politische Unabhängigkeit dieser Tataren von der Pforte ausgesprochen und Rußland betrachtete sich als Schirmherrn ihrer Unabhängigkeit, sollte sie doch nichts weiter sein als der Uebergang zur Einverleibung. Durch einen Volksaufstand, den Katharina den Umtrieben der Pforte zuschrieb, ward der Chan Schahin Giray im Mai 1782 vertrieben und dieser rief nun gegen den Bruder, der an seiner Statt zum Chan gemacht worden war, die Hilfe Katharinas an. Katharina aber erinnerte Joseph an seine Pflicht, für die strenge Ausführung des Friedens von Kainardsche einzustehen und eröffnete ihm, auf dessen Bitte, den umfassenden Plan, den sie ersonnen hatte, um die ganze Türkenkrankheit aus dem Grunde zu curiren.

In einem langen Schreiben vom 10. September (a. St.) 1782[4]) war er niedergelegt und aus diesem entnahm nun der Kaiser zu seinem Schrecken,

---

1) S. 35. Anm. 2) Der Vertrag ward in Gestalt eines Austausches von je zwei gleichlautenden Briefen der beiden Monarchen abgeschlossen. Die des Kaisers sammt Anhang sind vom 18. Mai, die der Kaiserin sind vom 12. April (a St.) 1781 datirt. So Martens. Arneth, der den Text derselben zuerst veröffentlicht hat, datirt die ersteren vom 21. Mai, die letzteren vom 24. Mai 1781. 3) Erklärung vom 9. Oktober 1781. Martens S. 122ff. 4) Arneth S. 143—157.

daß die Kaiserin unter strenger Durchführung der zwischen Rußland und der Pforte geschlossenen Verträge nichts Geringeres verstand, als die Zerschlagung der ganzen europäischen Türkei zum ausschließlichen Vortheil Rußlands und der unter seinem Schutze stehenden griechischen Religion. Nach einem Blick auf die europäischen Höfe, der ergeben sollte, daß von ihnen die Türkei nichts zu hoffen, die beiden Kaiserhöfe nichts zu fürchten hätten, ward der Zustand der Türkei geschildert: „Dies Reich, einst so furchtbar, der Schrecken der Schwachen, wird heute von Landplagen heimgesucht, die fähig wären, die besteingerichteten Monarchien zu zerstören. Seine europäischen Besitzungen sind von den asiatischen durch die Meere getrennt. Die meisten Paschas in den Provinzen leisten der Pforte nur noch scheinbar Gehorsam und warten nur auf den günstigen Augenblick, um die Zügel derselben abzuwerfen oder vielmehr sich den Plünderungen ihrer Güter zu entziehen, mit denen die leeren Kassen des Sultans gefüllt werden. In demselben Fall sind die meisten christlichen Unterthanen der Pforte, deren Zahl fünf oder sechs Mal so groß ist als die der Türken. Ihr Handel wird vernichtet durch Monopole und Quälereien aller Art. Straßenräuber richten das flache Land zu Grunde, die Bauern stellen die Arbeit ein, und flüchten, sich zu retten, in die Städte, wo sie die Unordnung, Verwirrung und Theuerung der Lebensmittel vermehren, Kriegszucht gibt es zu Wasser und zu Land nur noch dem Namen nach. Die Janitscharen sind Krämer geworden, die ihre Buden nur sehr ungern verlassen und wissen, daß sie fast niemals anders als mit Worten abgelohnt werden. Die Provinztruppen stoßen nicht zur Armee und zahlen auch keinen Tribut, sobald sie für den eignen Herd zu fürchten haben. Der Divan bevölkert sich mit Menschen, die sich besser auf den Raub, als auf die Heilung der Schäden eines zusammenbrechenden Reiches verstehen, dessen ganzer Reichthum der Koran ist."

Dies Reich wird dem vereinigten Ansturm der russischen und österreichischen Waffen nicht widerstehen: bevor dieser erfolgt, muß über die Theilung seiner Trümmer ein Plan festgestellt sein, welcher die Bürgschaft solider Neugründungen gibt und erstens durch Fernhalten aller unmittelbaren Angrenzungen und zweitens durch vollständige Gleichheit der Antheilsloose jedem Streit unter den Theilungsmächten vorbeugt. Zunächst gilt es zwischen den drei Kaiserreichen einen unabhängigen Zwischenstaat zu schaffen; dieser könnte unter dem alten Namen Dacien die Lande Moldau, Walachei, Bessarabien unter einem erblichen Fürsten griechischen Bekenntnisses vereinigen, auf dessen Treue und Ergebenheit die beiden Kaiserhöfe zählen könnten, und der niemals von irgend einer andern Macht, als eben von ihnen abhängig sein dürfte. Die Grenzen dieses Reiches Dacien würden der Dniester und das schwarze Meer, die Aluta und die Donau bilden. Die neue Grenze zwischen Oesterreich und der Türkei würde von den Erwerbungen abhängen, welche Oesterreich für wünschenswerth halte; Rußland verlange als Grenze das schwarze Meer und als Erwerbungen einmal die Stadt Oczakow mit Gebiet

zwischen Bug und Dniester und eine oder zwei Inseln des Archipel für den Handel seiner Unterthanen.

Schließlich offenbarte die Kaiserin ihren letzten Gedanken in den Worten: „Obgleich die örtliche Lage und Fruchtbarkeit der den Staaten Ew. K. M. benachbarten Theile des ottomanischen Reichs den Erwerbungen, welche Ew. M. machen kann, weit größeren Wert verleihen, als er den Rußland anstehenden inne wohnt, so wird doch meine persönliche Freundschaft für meinen theuersten Verbündeten mir nie gestatten, mit Darbietung dieses Opfers auch nur einen Augenblick zu zögern. Durch das unbegrenzte Vertrauen, das ich Ihnen gewidmet habe, bin ich davon fest überzeugt, daß, wenn unsere Waffenerfolge in diesem Kriege uns in Stand setzen sollten, Europa von dem Feind des christlichen Namens zu befreien, indem wir ihn aus Constantinopel verjagen, Ew. K. M. mir Ihren Beistand nicht versagen würde, um auf den Trümmern des Barbarenreiches, das hier noch steht, die alte griechische Monarchie wieder aufzurichten, unter der ausdrücklichen Bedingung, die ich eingehen würde, diese neubegründete Monarchie vollständig unabhängig von der meinen zu halten, indem ich meinen zweiten Enkel, den Großfürsten Constantin dort einsetzte, der sich gleichzeitig verpflichten müßte, niemals einen Anspruch auf die russische Monarchie zu erheben, da diese beiden Reiche niemals unter einem Haupt vereinigt werden können noch dürfen. Die gleiche Zusage würde s. Z. der Großfürst, mein Sohn und dessen ältester Sohn zu geben haben und bis dahin bin ich bereit, für mich und meine Nachfolger alle Sicherheit dafür zu geben, daß nie ein Anspruch erhoben werden wird, diese beiden Monarchien in einer Hand zu vereinigen. Dies neue griechische Reich würde durch das schwarze Meer von Rußland getrennt sein: seine Grenzen nach den Staaten Ew. K. M. hin würden bestimmt werden durch die Erwerbungen, welche Sie bei dem Zerfall des Barbarenreiches machen oder ausbedingen würden und endlich würde die Donau Dacien vom griechischen Reiche trennen. Auch die Inseln des Archipel werden unter der Herrschaft des wiederhergestellten Griechenreiches bleiben. Um Ew. K. M. meine Dankbarkeit für Ihren Beistand bei Ausführung dieses großen, für das Heil der Christenheit so wichtigen Unternehmens zu bezeigen, würde ich außer der Ausdehnung Ihrer Erwerbungen, welche von selbst daraus hervorgehen würde, gerne geneigt sein, Ihnen im Mittelmeer einige Stationen zn verschaffen, falls Sie solche für den Handel Ihrer Unterthanen nützlich finden sollten."

Kaiser Joseph war weder so bescheiden noch so unbesonnen, wie die Czarin annahm, da sie ihm dies unvergleichliche Ansinnen stellte. Die Gefahren, die ihm von Seiten Frankreichs und Preußens drohen konnten, den Werth des Beistandes, den er unter solchen Umständen leistete und den Gewinn, der Rußlands bei einem auch nur theilweisen Gelingen solchen Planes wartete, schlug er denn doch höher an, als man in Petersburg aus dem Tone seiner Freundschaftsbriefe geschlossen haben mochte. Er nahm sich mit der Antwort Zeit bis zum 13. November und dann schickte er einen Gegen=

plan ein,[1]) in welchem er sich zwar mit allen Vorschlägen Katharinas in Bezug auf Oczakow, Dacien und Griechenreich einverstanden erklärte, aber unter Hinweis auf seine Gefahren und Opfer außer der kleinen Walachei bis zur Aluta, zum Schutze Ungarns von Nicopolis an aufwärts die beiden Donauufer auf drei Meilen im Umkreis mit den Plätzen Widdin, Orsowa und Belgrad forderte; sodann von Belgrad an alles Land innerhalb der kürzesten Linie nach dem Golf der Drina, schließlich das ganze venetianische Festland am adriatischen Meer, Istrien und Dalmatien, wofür die Venetianer mit Morea, Candia, Cypern mehr als ausreichend entschädigt werden könnten. Gegen diese letztere Forderung wandte die Kaiserin am 4. Januar 1783 ein,[2]) man dürfe Venedig nicht berauben, da man vielmehr seine Hilfe brauche und das neue Griechenreich nicht im Voraus plündern und schwächen. Darüber war nun der Kaiser sehr verstimmt. Er schrieb am 2. Februar 1783 dem Fürsten Kaunitz: „Man sieht ganz klar, die Kaiserin will mich zum Narren halten, aber sie hat den Fisch nicht vor sich, der einfältig in die Angel beißt, darüber soll ihr meine Antwort die Augen öffnen."[3]) Sein Antwortentwurf war denn auch so scharf gehalten, daß Kaunitz einen vollständigen Bruch befürchtete, wenn er an seine Adresse gelangte. Der Kaiser beruhigte sich, aber sein Brief sprach immer noch deutlich genug, um von der Kaiserin verstanden zu werden. Diese griff inzwischen zu, ein Ukas vom 8. April 1783 sprach die Einverleibung der Krim aus[4]) und angesichts des engen Bündnisses, welches Rußland mit Oesterreich verband, wagte die Pforte keinen Krieg. Der Kaiser wünschte der Kaiserin Glück zu ihrer Erwerbung, behielt sich aber die Forderung geeigneter Gegenleistung vor, und am 13. Mai 1784 gestand er ihr einen Plan, „der ihm gekommen sei seit dem Augenblick seiner glücklichen politischen und noch mehr persönlichen Verbindung mit ihr, und der ihm, je mehr er darüber nachdenke, immer geeigneter erscheine, den Bund zwischen beiden Staaten zu verewigen und seine Stifter unsterblich zu machen;"[5]) der Plan war, gegen den Verzicht auf die österreichischen Niederlande die kostbaren Lande Baiern, Oberpfalz, Salzburg und Berchtesgaden einzutauschen und, das verbündete Rußland an der Seite, jeden Widerspruch niederzuschrecken und etwaigen Widerstand niederzuschlagen.

Im August unterhandelte Graf Lehrbach zu München mit dem Kurfürsten Karl Theodor und seinen Räthen Kreittmayr und Stubenrauch[6]) und bevor er hier eine bestimmte Zusage, geschweige denn ein bindendes Abkommen erzielt hatte, fing der Kaiser mit Holland einen Streithandel an, der sich als Selbstzweck sehr wohl verlohnt hätte, hier aber nur ein

1) Arneth S. 169—175. 2) Arneth S. 182—188. 3) Arneth, Vorrede XXI. 4) Martens II, 136. Der Vertrag von Constantinopel vom 8. Januar 1784 fügte dieser Abtretung die der Insel Taman und des Kuban hinzu. 5) Arneth S. 224. 6) Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Sämmtl. Werke 31/32. S. 127 ff.

Mittel zum Zweck sein, nämlich Frankreich mit einem Kriege ängstigen und dem so günstigen Orte von Versailles die Erinnerung zu dem Landkriege abbringen sollte. Die Sperre der Schelde, welche den Handel von Antwerpen zu Gunsten des Handels von Amsterdam in Fesseln schlug, war für die ehemals spanischen jetzt österreichischen Niederlande ein ebenso unnatürliches, auf die Dauer unerträgliches Verhältniß, als das Besatzungsrecht der Holländer in Festungen, die im Kriegsfalle vor dieser Einlagerung doch keinen Schutz boten. Beides ruhte allerdings auf europäischen Verträgen, aber die thatsächlichen Voraussetzungen dieser Verträge bestanden längst nicht mehr, und den Vortheil, den sie im allgemeinen Interesse hätten bringen sollen, hatten sie nicht gebracht, nur die Krämerrepublik der Generalstaaten befand sich wohl dabei. Im Interesse dieses schönen, unter unnatürlichem Druck verkümmernden Landes mußte jeder gewissenhafte Landesherr danach trachten, solche Fesseln zu lösen. Aber nicht dies Landesinteresse, sondern ganz andere Zwecke im Auge begann Joseph eine Unterhandlung mit den Generalstaaten, die er gleich im Anfange durch ein einer Kriegserklärung ähnelndes Ultimatum überstürzte. Am 23. August 1784 übergab in seinem Auftrage der Graf Belgiojoso eine Note, in der verlangt wurde: die Schelde ist offen und die Schiffahrt auf der Schelde ist völlig und bedingungslos freigegeben; die Unterthanen des Kaisers dürfen aus den niederländischen Häfen Schiffahrt und Handel nach beiden Indien treiben: der Kaiser hat das Recht, die Zölle nach Belieben zu regeln: die Grenzen von Flandern werden endgiltig auf Grund der Convention von 1664 bestimmt: die Holländer räumen die Forts Lillo, Liefkenshoek, Kruyschants und Friedrich-Heinrich. In der Erwartung, daß die Generalstaaten sich beeilen werden, diese unbedingt letzten Vorschläge anzunehmen, betrachtet der Kaiser von nun an die Schelde als völlig und durchaus offene und freie Wasserstraße; er ist entschlossen, die Schiffahrt auf derselben sofort wieder herzustellen und wird jede Beleidigung, die seiner Flagge angethan wird, als Kriegserklärung und förmliche Eröffnung der Feindseligkeiten betrachten.[1])

Die Generalstaaten aber, die in der Oeffnung der Schelde den Untergang ihres gesammten Handels erblickten, lehnten diese Forderungen rundweg ab und nun beschloß der Kaiser die Scheldesperre thatsächlich zu durchbrechen. Das war der Auftrag, mit welchem von Ostende und von Antwerpen aus zwei Schiffe abgeschickt wurden, um das eine die Schelde hinauf, das andere die Schelde hinab durch die Wachtschiffe der Holländer hindurch zu fahren. Am Nachmittag des 6. Oktober 1784 ging die Brigantine „Louis" unter Befehl des Capitäns van Iseghem im Hafen von Antwerpen unter Segel. Am Morgen des 8. Oktober war sie ohne Unfall am Fort Lillo vorübergekommen, aber auf der Höhe von Saftingen ward sie von einem holländischen Kutter angegriffen und durch einen wahren Regen von Geschützkugeln

1) Gachard, Histoire de la Bélgique. Bruxelles 1880. S. 567 ff.

zum Beilegen gezwungen. van Iseghem kehrte nach Brüssel zurück, indem er das Schiff den Holländern ließ, die es übrigens schon nach wenig Tagen gleichfalls zurückgehen ließen.

Die andre kaiserliche Brigantine, welche in Ostende abgesegelt war, wurde am 15. Oktober an der Scheldemündung bei Flissingen durch das Geschwader des Viceadmirals Reynst aufgehalten.

Sofort ließ der Kaiser seinen Gesandten Baron Reischach ohne Abschied aus dem Haag abreisen, verfügte die nöthigen Maßregeln, um 50—60,000 Mann in den Niederlanden zu versammeln, forderte von den Ständen der belgischen Provinzen Geldmittel für den Krieg und ermächtigte die Statthalter, Jedem der wollte, Kaperbriefe gegen die holländischen Schiffe auszustellen. Auch die Holländer rüsteten mit aller Macht. Aber der Kaiser dachte gar nicht an Krieg, sondern rechnete auf die Nachgibigkeit der Generalstaaten, sobald ihnen nur ihre Hilflosigkeit würde klar geworden sein. Zunächst mußte die Kaiserin von Rußland ins Gefecht. Sie versicherte den Kaiser ihres herzlichsten Antheils an seiner gerechten Erbitterung über den Schimpf, der seiner Flagge widerfahren war. Am 20. November (a. St.) schrieb sie ihm: „Diese Republik war sehr übel berathen, als sie sich verleiten ließ, die Entrüstung Ew. K. M. herauszufordern. Die hochherzigen Entschließungen, welche Ew. K. M. geruht hat mir anzuvertrauen, sind würdig Ihres großen Herzens und Ihrer Menschenliebe. Ihren Wünschen gemäß habe ich meinem Minister im Haag befohlen, den Generalstaaten eine ermahnende Note zuzustellen, damit sie in sich gehen und ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieser Schritt von Erfolg gekrönt sein möge."[1]) Wirklich hatte Kalitscheff am 10. November im Haag eine Note übergeben, in welcher zur Wiederaufnahme gütlicher Verhandlungen aufgefordert und vor den unheilvollen Folgen fortdauernder Verstimmungen gewarnt ward; aber diese Sprache deutete auf alles Andre eher, als auf die Absicht zu handeln. Kaiser Joseph schrieb seinem Bruder: „Die russische Erklärung in Holland ist sehr schwach; nach Allem, was sie sagen, hätte man mehr erwarten sollen"[2]) und die Leydener Zeitung meinte: Rußland habe offenbar wenig Lust sich in diesen Handel zu mengen.

Das war die eine Enttäuschung des Kaisers, die andre bereitete ihm der Hof von Versailles.

Frankreich war seit einiger Zeit mit Unterhandlungen über ein Schutzbündniß mit den Generalstaaten beschäftigt. Der Scheldestreit kam deßhalb in einem für die Absichten des Kaisers sehr ungünstigen Augenblick. Am 4. November 1784 schrieb der Minister Vergennes, dessen Urtheil über Joseph II. wir kennen, ein Gutachten für den König, in dem es hieß: „Wenn der Rechtstitel, welcher den Holländern die Schließung der Schelde verbürgt, hinfällig ist, so ist derjenige, welcher Frankreich den Besitz des Elsaß zu-

1) Arneth S. 238. 2) Arneth, Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel. I, 275.

sichert, nicht achtungswerther und es wird nur auf die Gelegenheit und die Mittel ankommen, ihn abzuschaffen. Wenn man die verschiedenen Schriften aufmerksam liest, welche die Regierung zu Brüssel im Laufe dieses Handels veröffentlicht hat, so ist unmöglich zu verkennen, daß man an Stelle der feierlichsten Verpflichtungen das willkürliche Belieben setzen will. Wenn dies System durch Beispielsfälle Gunst erlangt und Bürgerrecht gewinnt, auf welch maßloses Unheil muß sich dann Europa nicht gefaßt machen?" Am Schlusse sagte der Minister: „Täuschen wir uns nicht, der Hof zu Wien war als Freund wie als Feind beständig eifersüchtig auf den Einfluß und das Ansehen Frankreichs. Das ist einer seiner angestammten Grundsätze, die er noch nicht abgeschworen hat. Es würde deßhalb die Grenzen der Wahrscheinlichkeit durchaus nicht überschreiten, wenn man sich dächte, daß Alles, was hier geschieht, nur zum Zweck hat uns in Verlegenheit zu setzen und Holland ins Herz zu treffen. Wenn Frankreich in solcher Lage sich herbeiließe, die Absichten des Kaisers, ich sage nicht zu begünstigen, sondern nur sie zu ignoriren, so müßte man sich darein finden, Alles als ungeschehen anzusehen, was gethan worden ist zur Einleitung des Bündnisses mit Holland, dessen sämmtliche Bedingungen von Ew. M. genehmigt worden sind. Und die Folgen eines so auffallenden Umschlages wären leicht vorauszusehen."[1])

Auf den Wunsch Vergennes' wurden sämmtliche Minister zur Aeußerung über sein Gutachten aufgefordert und mit dem Datum des 11. November 1784 liefen von Soubise, d'Ossun, Castries, Calonne, Ségur, Breteuil sechs Aufsätze ein,[2]) die mit der größten Einhelligkeit das entschiedene Veto des Königs gegen die Vergewaltigung Hollands forderten. Den meisten Eindruck machte der Aufsatz des Finanzministers Calonne, welcher unter Berufung auf den cri national, die „Würde des Thrones", „das Interesse des Staates", „die Ruhe Europas" in Gefahr erklärte, wenn der König nicht eine Sprache führe, die, je nachdrücklicher sie wäre, desto sicherer dem Kriege vorbeugen werde. Der Kriegsminister Ségur fügte den Rath hinzu, unverzüglich 60,000 Mann marschfertig zu machen und von dem König von Preußen, dessen Mitwirkung allerseits als unentbehrlich angenommen ward, die Aufstellung einer gleichen Truppenzahl zu begehren. Demgemäß faßte Vergennes ein sehr scharf gehaltenes Manifest ab, das unter dem 20. November erklärte, der König könne unter keiner Bedingung dem Schicksal der Niederlande gleichgültig zusehen, zumal da er im Begriffe stehe, sich mit ihnen zu verbünden, er werde sogar nicht umhin können, Truppen an seiner Grenze zusammenzuziehen, gleichzeitig aber biete er seine Vermittelung zur gütlichen Beilegung des Conflikts an.

Dies war das Stichwort, das der Kaiser, wenn auch nicht in dieser Weise erwartet hatte. Einen Krieg wollte er nicht und an der Oeffnung

1) Das ganze Gutachten aus den Archives nationales veröffentlicht von Tratchevsky, La France et l'Allemagne sous Louis XVI. App. S. 23—29.
2) Abgedruckt ebendaselbst. S. 30 ff.

der Schelde war ihm nichts gelegen, da er ja die Niederlande ehestens los zu werden hoffte. Nur eine Zwangslage wollte er dem friedfertigen Schwager bereiten, so daß er, um dem Krieg, mit dem der Kaiser drohte, auszuweichen, das Friedensprogramm zu dem seinigen machte, das ihm dieser bieten wollte und das war eben der Umtausch Baierns gegen die Niederlande. Am liebsten hätte er gesehen, wenn Frankreich selber auf diesen rettenden Gedanken verfallen wäre. In diesem Sinne hatte er am 7. Nov. an Kaunitz geschrieben: „Den Plan eines Umtausches von Baiern unmittelbar dem König vorzuschlagen, ist mir nicht zweckmäßig erschienen, weil das ausgesehen hätte, als legte ich der Sache gar zu großen Werth bei und hätte zu lebhaftes Verlangen nach dem Gelingen, was Frankreich leicht veranlassen könnte zu dem Gelüste, die Sache zu hintertreiben und auf seine Wichtigkeit für uns aufmerksam zu werden. Viel angenehmer, glaubte ich, würde es sein, wenn der Vorschlag von Seiten Frankreichs gemacht würde, als einziges Auskunftsmittel, um dem Kriege vorzubeugen. — Man kann sich nicht verhehlen, wenn der Antrag auf Umtausch Baierns uns von Seiten Frankreichs kommen könnte und dieses gleichzeitig die Unterhandlung mit dem Herzog von Zweibrücken und seinem Bruder übernähme und bei dem Kurfürsten von der Pfalz mit mir gemeinsame Sache machte, um dessen Einwilligung zu erzielen, so wäre das ein großer Staatsstreich, während wenn wir sehen, daß dieser Gedanke in Frankreich jetzt nicht zündet, wir unsern Entschluß fassen und für immer verzichten müssen. Wäre es nicht vielleicht auch möglich, die Holländer selbst dahin zu bringen, daß sie, um sich aus ihrer Verlegenheit herauszureißen und für immer von meiner Nachbarschaft zu befreien, einen Theil der Schulden Baierns auf sich nähmen, was den Kurfürsten und den Herzog von Zweibrücken weit geneigter machen würde einzuwilligen?"[1])

Dies Schreiben gibt den Schlüssel zu dem sonst unverständlichen Verfahren des Kaisers. Wer[2]) weder diesen Brief noch die gleich zu besprechenden Ministerverhandlungen zu Versailles kennt, steht ganz verblüfft vor dem Räthsel: wie konnte ein und derselbe Monarch zu gleicher Zeit die Niederlande los werden und um der Freiheit ihrer Handelsstraße, der Schelde, willen, einen Krieg mit Holland und Frankreich beginnen wollen? So groben Selbstwiderspruchs war Kaiser Joseph nicht fähig. Immerhin beweist derselbe Brief, der seinen wahren Gedanken enthüllt, in welchen Selbsttäuschungen er befangen war, als er glaubte, die eigentliche Durchführung eines an sich sehr schwierigen, nicht einmal in den Anfängen sicher eingeleiteten Geschäfts, ohne Weiteres auf Frankreich überwälzen zu können. Wie wenig hatte er doch aus den Erfahrungen von 1778 gelernt.

Aus dem, was Joseph bisher gethan, hätte auch ein schärferer Blick als der Ludwigs XVI. und seiner Minister kaum heraus finden können, was

1) Beer, Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. S. 190—92. 2) Wie z. B. Gachard S. 573.

er eigentlich vorhatte. Noch bevor ihm die Erklärung vom 20. November die Pflicht rückhaltloser Deutlichkeit auferlegte, gab er seiner Schwester Marie Antoinette einen Wink. Er schrieb ihr am 19. November: „Als überzeugenden Beweis dafür, daß ich nicht an Vergrößerungen in den Niederlanden denke, will ich dir anvertrauen, daß ich, als ich mich vor einiger Zeit erinnerte, wie häufig der Kurfürst Neigung gezeigt hat zu dem alten Plan eines Umtausches von Baiern die Hand zu bieten, die Anfrage bei ihm angezeigt gefunden habe, ob er in diesem Punkt noch immer desselben Sinnes sei; da er kund gab, daß dem so sei, habe ich ihm die Grundlagen angeben lassen, auf welchen nach meiner Meinung ein billiges Abkommen hierüber getroffen werden könne und solle. Er hat im Allgemeinen zugestimmt (acquiescé en gros) und ich war gerade im Begriff, dir, dem König und dem Herzog von Zweibrücken Mittheilung davon machen, als die Händel zwischen mir und den Holländern hindernd dazwischen traten und mich nöthigten, jede weitere Erörterung mit dem Kurfürsten zu vertagen."[1]) Diese, in ihrem ersten Theil höchst einseitige, in ihrem letzten, wie wir wissen, geradezu unrichtige Andeutung über den bisherigen Verlauf der Sache hatte Graf Mercy im Einzelnen zu ergänzen; er entledigte sich dieses Auftrags, die Königin sprach mit dem König und mit Vergennes und berichtete am 2. December, der Ministerrath sei übereingekommen, dem Grafen Mercy erklären zu lassen, der Tauschplan werde seitens Frankreichs keinem Hindernisse begegnen, der Kaiser müsse sich aber vergewissern, welche Schwierigkeiten durch die Reichsfürsten und den König von Preußen gemacht werden könnten.[2])

Mit dieser Antwort war allerdings die Hoffnung Josephs, daß Frankreich die Vermittelung auf dieser Basis selbst übernehmen werde, keineswegs erfüllt, aber es war schon viel, daß es dem Gedanken an sich nicht widerstreben wollte. Und in der That hatte der Tauschplan als Mittel den Frieden zu erhalten, auf den Grafen Vergennes ganz erheblichen Eindruck gemacht. In einer Denkschrift vom 19. December zergliederte er die Gründe, welche für und wider diesen Vorschlag stritten; er verhehlte sich nicht, was es bedeute, wenn Baiern, bisher ein Bollwerk Frankreichs gegen Oesterreich, nunmehr ein Bollwerk Oesterreichs gegen Frankreich werde, wenn Oesterreich durch diese lang ersehnte Erwerbung sich zur Großmacht von Süddeutschland und gleichzeitig mittelbar auch zur Großmacht von Italien erhebe, aber er fand doch auch, daß die österreichische Nachbarschaft in den Niederlanden für Frankreich sehr unbequem sei, und der Gedanke, sie auf diese Art los zu werden, Manches für sich habe. „Der Herzog von Baiern," sagte er, „ist, seine persönlichen Gesinnungen mögen sein wie sie wollen, immer nur ein unsicherer Freund Frankreichs; die Angst kann und muß ihn dem Willen des Wiener Hofes dienstbar machen trotz aller Verbindlichkeiten, die er mit uns einge-

1) Arneth, Marie Antoinette, Joseph II., Leopold II. S. 47/48. 2) Das. S. 52/53, vgl. den Brief der Königin vom selben Tage an Mercy. S. 53/54.

gangen sein mag: während derselbe Fürst als Souverän der Niederlande ganz und gar in der Hand des Königs wäre: niemals könnte die Furcht ihn uns entreißen und wir wären im Vollgenusse seiner Macht. Wenn die Niederlande keiner Großmacht mehr gehören, können wir auch die Truppenzahl vermindern, die wir jetzt an diesem Theil unserer Grenze unterhalten müssen und Diversionen haben wir von dieser Seite her wahrscheinlich nicht mehr zu fürchten. Wenn in der Folgezeit unser Bündniß mit Holland sich lösen sollte, würde uns im Kriegsfall bis ins Herz der Vereinigten Niederlande der Weg offen stehen; diese Lage wird für die Holländer ein Antrieb sein, ihrem Bündniß mit dem König treu zu bleiben. Andrerseits werden diese, wenn sie sehen, daß Frankreich den fraglichen Umtausch begünstigt, sich mehr und mehr davon überzeugen, daß der Hof von Versailles unwiderruflich verzichtet hat auf den ihm so oft unterstellten Gedanken, die Niederlande zu erobern: diese Ueberzeugung wird die Vereinigten Niederlande um so fester mit unserem Bündniß verknüpfen. Die Engländer werden wahrscheinlich die Urtheilsweise der Holländer theilen und das wird ein neues Unterpfand dauernden Friedens sein." So kam Vergennes zu dem Schluß, der Umtausch Baierns gegen die Niederlande werde nicht blos nicht schädlich, sondern sogar nützlich für Frankreich sein, aber freilich nur unter gewissen Vorbedingungen, die ohne große Gefahren für Frankreich und Europa nicht außer Acht bleiben könnten und von diesen müßte besonders gehandelt werden.[1])

Der Antrag des Grafen Vergennes, noch mehr die Aufnahme, die er im Ministerrath gefunden hat, zeigt zu unserer großen Ueberraschung, wie weit die damalige Politik Frankreichs entfernt war von der Richtung, die ihr früher Ludwig XIV. gegeben hatte und die ihr später Napoleon I. von neuem geben sollte. Kein Wort von „natürlichen Grenzen", kein Gelüste, deutsches oder belgisches Land westlich vom Rheine zu erobern, um der angeblich natürlichen Ostgrenze Frankreichs willen. Nur behalten, was es hat, will das Frankreich des Grafen Vergennes, nicht bedroht will es sein in seinem Besitz durch ein Faustrecht, das keine Verträge mehr achtet, und nur ein Zugeständniß möchte der Minister der Gunst des Augenblicks machen: wenn es ohne Krieg geschehen könnte, möchte auch er das kostbare Grenzland Flandern lieber in den Händen eines von Frankreich abhängigen Kleinfürsten, als in denen einer kriegerischen, beständig eifersüchtigen und begehrlichen Großmacht sehen. Aber selbst dieser Gesichtspunkt fand bei den anderen Ministern keine Gnade. Am 6. Januar 1785 liefen von ihrer Seite abermals sechs Gutachten ein,[2]) die mit bewunderungswürdiger Uebereinstimmung den ganzen Tauschplan verwarfen, weil er das Uebergewicht des Kaisers über Deutschland und Italien zu einer unwiderruflichen Thatsache erheben und dadurch die Weltstellung Frankreichs einerseits, wie die Preußens andrerseits

---

1) Die ganze Denkschrift bei Tratchevsky S. 50—56. 2) Sämmtlich abgedruckt bei Tratchevsky S. 57 ff.

Mittel zum Zweck sein, nämlich Frankreich mit einem Kriege ängstigen und dem so geängstigten Hofe von Versailles die Zustimmung zu dem Tauschplane abtrotzen sollte. Die Sperre der Schelde, welche den Handel von Antwerpen zu Gunsten des Handels von Amsterdam in Fesseln schlug, war für die ehemals spanischen jetzt österreichischen Niederlande ein ebenso unnatürliches, auf die Dauer unerträgliches Verhältniß, als das Mitbesatzungsrecht der Holländer in Festungen, die im Kriegsfalle von dieser Einlagerung doch keinen Schutz hatten. Beides ruhte allerdings auf europäischen Verträgen, aber die thatsächlichen Voraussetzungen dieser Verträge bestanden längst nicht mehr, und den Vortheil, den sie im allgemeinen Interesse hätten bringen sollen, hatten sie nicht gebracht, nur die Krämerrepublik der Generalstaaten befand sich wohl dabei. Im Interesse dieses schönen, unter unnatürlichem Druck verkümmernden Landes mußte jeder gewissenhafte Landesherr danach trachten, solche Fesseln zu lösen. Aber nicht dies Landesinteresse, sondern ganz andere Zwecke im Auge begann Joseph eine Unterhandlung mit den Generalstaaten, die er gleich im Anfange durch ein einer Kriegserklärung ähnelndes Ultimatum überstürzte. Am 23. August 1784 übergab in seinem Auftrage der Graf Belgiojoso eine Note, in der verlangt wurde: die Schelde ist offen und die Schiffahrt auf der Schelde ist völlig und bedingungslos freigegeben; die Unterthanen des Kaisers dürfen aus den niederländischen Häfen Schiffahrt und Handel nach beiden Indien treiben: der Kaiser hat das Recht, die Zölle nach Belieben zu regeln: die Grenzen von Flandern werden endgiltig auf Grund der Convention von 1664 bestimmt: die Holländer räumen die Forts Lillo, Liefkenshoek, Kruyschants und Friedrich-Heinrich. In der Erwartung, daß die Generalstaaten sich beeilen werden, diese unbedingt letzten Vorschläge anzunehmen, betrachtet der Kaiser von nun an die Schelde als völlig und durchaus offene und freie Wasserstraße; er ist entschlossen, die Schiffahrt auf derselben sofort wieder herzustellen und wird jede Beleidigung, die seiner Flagge angethan wird, als Kriegserklärung und förmliche Eröffnung der Feindseligkeiten betrachten.[1])

Die Generalstaaten aber, die in der Oeffnung der Schelde den Untergang ihres gesammten Handels erblickten, lehnten diese Forderungen rundweg ab und nun beschloß der Kaiser die Scheldesperre thatsächlich zu durchbrechen. Das war der Auftrag, mit welchem von Ostende und von Antwerpen aus zwei Schiffe abgeschickt wurden, um das eine die Schelde hinauf, das andere die Schelde hinab durch die Wachtschiffe der Holländer hindurch zu fahren. Am Nachmittag des 6. Oktober 1784 ging die Brigantine „Louis" unter Befehl des Capitäns van Iseghem im Hafen von Antwerpen unter Segel. Am Morgen des 8. Oktober war sie ohne Unfall am Fort Lillo vorübergekommen, aber auf der Höhe von Saftingen ward sie von einem holländischen Kutter angegriffen und durch einen wahren Regen von Geschützkugeln

1) Gachard, Histoire de la Bélgique. Bruxelles 1880. S. 567 ff.

zum Beilegen gezwungen. van Iseghem kehrte nach Brüssel zurück, indem er das Schiff den Holländern ließ, die es übrigens schon nach wenig Tagen gleichfalls zurückgehen ließen.

Die andre kaiserliche Brigantine, welche in Ostende abgesegelt war, wurde am 15. Oktober an der Scheldemündung bei Flissingen durch das Geschwader des Viceadmirals Reynst aufgehalten.

Sofort ließ der Kaiser seinen Gesandten Baron Reischach ohne Abschied aus dem Haag abreisen, verfügte die nöthigen Maßregeln, um 50—60,000 Mann in den Niederlanden zu versammeln, forderte von den Ständen der belgischen Provinzen Geldmittel für den Krieg und ermächtigte die Statthalter, Jedem der wollte, Kaperbriefe gegen die holländischen Schiffe auszustellen. Auch die Holländer rüsteten mit aller Macht. Aber der Kaiser dachte gar nicht an Krieg, sondern rechnete auf die Nachgibigkeit der Generalstaaten, sobald ihnen nur ihre Hilflosigkeit würde klar geworden sein. Zunächst mußte die Kaiserin von Rußland ins Gefecht. Sie versicherte den Kaiser ihres herzlichsten Antheils an seiner gerechten Erbitterung über den Schimpf, der seiner Flagge widerfahren war. Am 20. November (a. St.) schrieb sie ihm: „Diese Republik war sehr übel berathen, als sie sich verleiten ließ, die Entrüstung Ew. K. M. herauszufordern. Die hochherzigen Entschließungen, welche Ew. K. M. geruht hat mir anzuvertrauen, sind würdig Ihres großen Herzens und Ihrer Menschenliebe. Ihren Wünschen gemäß habe ich meinem Minister im Haag befohlen, den Generalstaaten eine ermahnende Note zuzustellen, damit sie in sich gehen und ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieser Schritt von Erfolg gekrönt sein möge."[1]) Wirklich hatte Kalitscheff am 10. November im Haag eine Note übergeben, in welcher zur Wiederaufnahme gütlicher Verhandlungen aufgefordert und vor den unheilvollen Folgen fortdauernder Verstimmungen gewarnt ward; aber diese Sprache deutete auf alles Andre eher, als auf die Absicht zu handeln. Kaiser Joseph schrieb seinem Bruder: „Die russische Erklärung in Holland ist sehr schwach; nach Allem, was sie sagen, hätte man mehr erwarten sollen"[2]) und die Leydener Zeitung meinte: Rußland habe offenbar wenig Lust sich in diesen Handel zu mengen.

Das war die eine Enttäuschung des Kaisers, die andre bereitete ihm der Hof von Versailles.

Frankreich war seit einiger Zeit mit Unterhandlungen über ein Schutzbündniß mit den Generalstaaten beschäftigt. Der Scheldestreit kam deßhalb in einem für die Absichten des Kaisers sehr ungünstigen Augenblick. Am 4. November 1784 schrieb der Minister Vergennes, dessen Urtheil über Joseph II. wir kennen, ein Gutachten für den König, in dem es hieß: „Wenn der Rechtstitel, welcher den Holländern die Schließung der Schelde verbürgt, hinfällig ist, so ist derjenige, welcher Frankreich den Besitz des Elsaß zu-

---

1) Arneth S. 238. 2) Arneth, Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel. I, 275.



Mittel zum Zweck sein, nämlich Frankreich mit einem Kriege ängstigen und dem so geängstigten Hofe von Versailles die Zustimmung zu dem Tauschplane abtrotzen sollte. Die Sperre der Schelde, welche den Handel von Antwerpen zu Gunsten des Handels von Amsterdam in Fesseln schlug, war für die ehemals spanischen jetzt österreichischen Niederlande ein ebenso unnatürliches, auf die Dauer unerträgliches Verhältniß, als das Mitbesatzungsrecht der Holländer in Festungen, die im Kriegsfalle von dieser Einlagerung doch keinen Schutz hatten. Beides ruhte allerdings auf europäischen Verträgen, aber die thatsächlichen Voraussetzungen dieser Verträge bestanden längst nicht mehr, und den Vortheil, den sie im allgemeinen Interesse hätten bringen sollen, hatten sie nicht gebracht, nur die Krämerrepublik der Generalstaaten befand sich wohl dabei. Im Interesse dieses schönen, unter unnatürlichem Druck verkümmernden Landes mußte jeder gewissenhafte Landesherr danach trachten, solche Fesseln zu lösen. Aber nicht dies Landesinteresse, sondern ganz andere Zwecke im Auge begann Joseph eine Unterhandlung mit den Generalstaaten, die er gleich im Anfange durch ein einer Kriegserklärung ähnelndes Ultimatum überstürzte. Am 23. August 1784 übergab in seinem Auftrage der Graf Belgiojoso eine Note, in der verlangt wurde: die Schelde ist offen und die Schiffahrt auf der Schelde ist völlig und bedingungslos freigegeben; die Unterthanen des Kaisers dürfen aus den niederländischen Häfen Schiffahrt und Handel nach beiden Indien treiben: der Kaiser hat das Recht, die Zölle nach Belieben zu regeln: die Grenzen von Flandern werden endgiltig auf Grund der Convention von 1664 bestimmt: die Holländer räumen die Forts Lillo, Liefkenshoek, Kruyschants und Friedrich-Heinrich. In der Erwartung, daß die Generalstaaten sich beeilen werden, diese unbedingt letzten Vorschläge anzunehmen, betrachtet der Kaiser von nun an die Schelde als völlig und durchaus offene und freie Wasserstraße; er ist entschlossen, die Schiffahrt auf derselben sofort wieder herzustellen und wird jede Beleidigung, die seiner Flagge angethan wird, als Kriegserklärung und förmliche Eröffnung der Feindseligkeiten betrachten.[1])

Die Generalstaaten aber, die in der Oeffnung der Schelde den Untergang ihres gesammten Handels erblickten, lehnten diese Forderungen rundweg ab und nun beschloß der Kaiser die Scheldesperre thatsächlich zu durchbrechen. Das war der Auftrag, mit welchem von Ostende und von Antwerpen aus zwei Schiffe abgeschickt wurden, um das eine die Schelde hinauf, das andere die Schelde hinab durch die Wachtschiffe der Holländer hindurch zu fahren. Am Nachmittag des 6. Oktober 1784 ging die Brigantine „Louis" unter Befehl des Capitäns van Iseghem im Hafen von Antwerpen unter Segel. Am Morgen des 8. Oktober war sie ohne Unfall am Fort Lillo vorübergekommen, aber auf der Höhe von Saftingen ward sie von einem holländischen Kutter angegriffen und durch einen wahren Regen von Geschützkugeln

1) Gachard, Histoire de la Bélgique. Bruxelles 1880. S. 567 ff.

zum Beilegen gezwungen. van Iseghem kehrte nach Brüssel zurück, indem er das Schiff den Holländern ließ, die es übrigens schon nach wenig Tagen gleichfalls zurückgehen ließen.

Die andre kaiserliche Brigantine, welche in Ostende abgesegelt war, wurde am 15. Oktober an der Scheldemündung bei Flissingen durch das Geschwader des Viceadmirals Reynst aufgehalten.

Sofort ließ der Kaiser seinen Gesandten Baron Reischach ohne Abschied aus dem Haag abreisen, verfügte die nöthigen Maßregeln, um 50—60,000 Mann in den Niederlanden zu versammeln, forderte von den Ständen der belgischen Provinzen Geldmittel für den Krieg und ermächtigte die Statthalter, Jedem der wollte, Kaperbriefe gegen die holländischen Schiffe auszustellen. Auch die Holländer rüsteten mit aller Macht. Aber der Kaiser dachte gar nicht an Krieg, sondern rechnete auf die Nachgibigkeit der Generalstaaten, sobald ihnen nur ihre Hilflosigkeit würde klar geworden sein. Zunächst mußte die Kaiserin von Rußland ins Gefecht. Sie versicherte den Kaiser ihres herzlichsten Antheils an seiner gerechten Erbitterung über den Schimpf, der seiner Flagge widerfahren war. Am 20. November (a. St.) schrieb sie ihm: „Diese Republik war sehr übel berathen, als sie sich verleiten ließ, die Entrüstung Ew. K. M. herauszufordern. Die hochherzigen Entschließungen, welche Ew. K. M. geruht hat mir anzuvertrauen, sind würdig Ihres großen Herzens und Ihrer Menschenliebe. Ihren Wünschen gemäß habe ich meinem Minister im Haag befohlen, den Generalstaaten eine ermahnende Note zuzustellen, damit sie in sich gehen und ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieser Schritt von Erfolg gekrönt sein möge."[1]) Wirklich hatte Kalitscheff am 10. November im Haag eine Note übergeben, in welcher zur Wiederaufnahme gütlicher Verhandlungen aufgefordert und vor den unheilvollen Folgen fortdauernder Verstimmungen gewarnt ward; aber diese Sprache deutete auf alles Andre eher, als auf die Absicht zu handeln. Kaiser Joseph schrieb seinem Bruder: „Die russische Erklärung in Holland ist sehr schwach; nach Allem, was sie sagen, hätte man mehr erwarten sollen"[2]) und die Leydener Zeitung meinte: Rußland habe offenbar wenig Lust sich in diesen Handel zu mengen.

Das war die eine Enttäuschung des Kaisers, die andre bereitete ihm der Hof von Versailles.

Frankreich war seit einiger Zeit mit Unterhandlungen über ein Schutzbündniß mit den Generalstaaten beschäftigt. Der Scheldestreit kam deßhalb in einem für die Absichten des Kaisers sehr ungünstigen Augenblick. Am 4. November 1784 schrieb der Minister Vergennes, dessen Urtheil über Joseph II. wir kennen, ein Gutachten für den König, in dem es hieß: „Wenn der Rechtstitel, welcher den Holländern die Schließung der Schelde verbürgt, hinfällig ist, so ist derjenige, welcher Frankreich den Besitz des Elsaß zu-

---

1) Arneth S. 238. 2) Arneth, Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel. I, 275.

Mittel zum Zweck sein, nämlich Frankreich mit einem Kriege ängstigen und dem so geängstigten Hofe von Versailles die Zustimmung zu dem Tauschplane abtrotzen sollte. Die Sperre der Schelde, welche den Handel von Antwerpen zu Günsten des Handels von Amsterdam in Fesseln schlug, war für die ehemals spanischen jetzt österreichischen Niederlande ein ebenso unnatürliches, auf die Dauer unerträgliches Verhältniß, als das Mitbesatzungsrecht der Holländer in Festungen, die im Kriegsfalle von dieser Einlagerung doch keinen Schutz hatten. Beides ruhte allerdings auf europäischen Verträgen, aber die thatsächlichen Voraussetzungen dieser Verträge bestanden längst nicht mehr, und den Vortheil, den sie im allgemeinen Interesse hätten bringen sollen, hatten sie nicht gebracht, nur die Krämerrepublik der Generalstaaten befand sich wohl dabei. Im Interesse dieses schönen, unter unnatürlichem Druck verkümmernden Landes mußte jeder gewissenhafte Landesherr danach trachten, solche Fesseln zu lösen. Aber nicht dies Landesinteresse, sondern ganz andere Zwecke im Auge begann Joseph eine Unterhandlung mit den Generalstaaten, die er gleich im Anfange durch ein einer Kriegserklärung ähnelndes Ultimatum überstürzte. Am 23. August 1784 übergab in seinem Auftrage der Graf Belgiojoso eine Note, in der verlangt wurde: die Schelde ist offen und die Schiffahrt auf der Schelde ist völlig und bedingungslos freigegeben; die Unterthanen des Kaisers dürfen aus den niederländischen Häfen Schiffahrt und Handel nach beiden Indien treiben: der Kaiser hat das Recht, die Zölle nach Belieben zu regeln: die Grenzen von Flandern werden endgiltig auf Grund der Convention von 1664 bestimmt: die Holländer räumen die Forts Lillo, Liefkenshoek, Kruyschants und Friedrich-Heinrich. In der Erwartung, daß die Generalstaaten sich beeilen werden, diese unbedingt letzten Vorschläge anzunehmen, betrachtet der Kaiser von nun an die Schelde als völlig und durchaus offene und freie Wasserstraße; er ist entschlossen, die Schiffahrt auf derselben sofort wieder herzustellen und wird jede Beleidigung, die seiner Flagge angethan wird, als Kriegserklärung und förmliche Eröffnung der Feindseligkeiten betrachten.[1])

Die Generalstaaten aber, die in der Oeffnung der Schelde den Untergang ihres gesammten Handels erblickten, lehnten diese Forderungen rundweg ab und nun beschloß der Kaiser die Scheldesperre thatsächlich zu durchbrechen. Das war der Auftrag, mit welchem von Ostende und von Antwerpen aus zwei Schiffe abgeschickt wurden, um das eine die Schelde hinauf, das andere die Schelde hinab durch die Wachtschiffe der Holländer hindurch zu fahren. Am Nachmittag des 6. Oktober 1784 ging die Brigantine „Louis" unter Befehl des Capitäns van Iseghem im Hafen von Antwerpen unter Segel. Am Morgen des 8. Oktober war sie ohne Unfall am Fort Lillo vorübergekommen, aber auf der Höhe von Saftingen ward sie von einem holländischen Kutter angegriffen und durch einen wahren Regen von Geschützkugeln

1) Gachard, Histoire de la Bélgique. Bruxelles 1880. S. 567 ff.

zum Beilegen gezwungen. van Iseghem kehrte nach Brüssel zurück, indem er das Schiff den Holländern ließ, die es übrigens schon nach wenig Tagen gleichfalls zurückgehen ließen.

Die andre kaiserliche Brigantine, welche in Ostende abgesegelt war, wurde am 15. Oktober an der Scheldemündung bei Flissingen durch das Geschwader des Viceadmirals Reynst aufgehalten.

Sofort ließ der Kaiser seinen Gesandten Baron Reischach ohne Abschied aus dem Haag abreisen, verfügte die nöthigen Maßregeln, um 50—60,000 Mann in den Niederlanden zu versammeln, forderte von den Ständen der belgischen Provinzen Geldmittel für den Krieg und ermächtigte die Statthalter, Jedem der wollte, Kaperbriefe gegen die holländischen Schiffe auszustellen. Auch die Holländer rüsteten mit aller Macht. Aber der Kaiser dachte gar nicht an Krieg, sondern rechnete auf die Nachgibigkeit der Generalstaaten, sobald ihnen nur ihre Hilflosigkeit würde klar geworden sein. Zunächst mußte die Kaiserin von Rußland ins Gefecht. Sie versicherte den Kaiser ihres herzlichsten Antheils an seiner gerechten Erbitterung über den Schimpf, der seiner Flagge widerfahren war. Am 20. November (a. St.) schrieb sie ihm: „Diese Republik war sehr übel berathen, als sie sich verleiten ließ, die Entrüstung Ew. K. M. herauszufordern. Die hochherzigen Entschließungen, welche Ew. K. M. geruht hat mir anzuvertrauen, sind würdig Ihres großen Herzens und Ihrer Menschenliebe. Ihren Wünschen gemäß habe ich meinem Minister im Haag befohlen, den Generalstaaten eine ermahnende Note zuzustellen, damit sie in sich gehen und ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieser Schritt von Erfolg gekrönt sein möge."[1]) Wirklich hatte Kalitscheff am 10. November im Haag eine Note übergeben, in welcher zur Wiederaufnahme gütlicher Verhandlungen aufgefordert und vor den unheilvollen Folgen fortdauernder Verstimmungen gewarnt ward; aber diese Sprache deutete auf alles Andre eher, als auf die Absicht zu handeln. Kaiser Joseph schrieb seinem Bruder: „Die russische Erklärung in Holland ist sehr schwach; nach Allem, was sie sagen, hätte man mehr erwarten sollen"[2]) und die Leydener Zeitung meinte: Rußland habe offenbar wenig Lust sich in diesen Handel zu mengen.

Das war die eine Enttäuschung des Kaisers, die andre bereitete ihm der Hof von Versailles.

Frankreich war seit einiger Zeit mit Unterhandlungen über ein Schutzbündniß mit den Generalstaaten beschäftigt. Der Scheldestreit kam deßhalb in einem für die Absichten des Kaisers sehr ungünstigen Augenblick. Am 4. November 1784 schrieb der Minister Vergennes, dessen Urtheil über Joseph II. wir kennen, ein Gutachten für den König, in dem es hieß: „Wenn der Rechtstitel, welcher den Holländern die Schließung der Schelde verbürgt, hinfällig ist, so ist derjenige, welcher Frankreich den Besitz des Elsaß zu-

---

1) Arneth S. 238. 2) Arneth, Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel. I, 275.

Mittel zum Zweck sein, nämlich Frankreich mit einem Kriege ängstigen und dem so geängstigten Hofe von Versailles die Zustimmung zu dem Tauschplane abtrotzen sollte. Die Sperre der Schelde, welche den Handel von Antwerpen zu Gunsten des Handels von Amsterdam in Fesseln schlug, war für die ehemals spanischen jetzt österreichischen Niederlande ein ebenso unnatürliches, auf die Dauer unerträgliches Verhältniß, als das Mitbesatzungsrecht der Holländer in Festungen, die im Kriegsfalle von dieser Einlagerung doch keinen Schutz hatten. Beides ruhte allerdings auf europäischen Verträgen, aber die thatsächlichen Voraussetzungen dieser Verträge bestanden längst nicht mehr, und den Vortheil, den sie im allgemeinen Interesse hätten bringen sollen, hatten sie nicht gebracht, nur die Krämerrepublik der Generalstaaten befand sich wohl dabei. Im Interesse dieses schönen, unter unnatürlichem Druck verkümmernden Landes mußte jeder gewissenhafte Landesherr danach trachten, solche Fesseln zu lösen. Aber nicht dies Landesinteresse, sondern ganz andere Zwecke im Auge begann Joseph eine Unterhandlung mit den Generalstaaten, die er gleich im Anfange durch ein einer Kriegserklärung ähnelndes Ultimatum überstürzte. Am 23. August 1784 übergab in seinem Auftrage der Graf Belgiojoso eine Note, in der verlangt wurde: die Schelde ist offen und die Schiffahrt auf der Schelde ist völlig und bedingungslos freigegeben; die Unterthanen des Kaisers dürfen aus den niederländischen Häfen Schiffahrt und Handel nach beiden Indien treiben: der Kaiser hat das Recht, die Zölle nach Belieben zu regeln: die Grenzen von Flandern werden endgiltig auf Grund der Convention von 1664 bestimmt: die Holländer räumen die Forts Lillo, Liefkenshoek, Kruyschants und Friedrich-Heinrich. In der Erwartung, daß die Generalstaaten sich beeilen werden, diese unbedingt letzten Vorschläge anzunehmen, betrachtet der Kaiser von nun an die Schelde als völlig und durchaus offene und freie Wasserstraße; er ist entschlossen, die Schiffahrt auf derselben sofort wieder herzustellen und wird jede Beleidigung, die seiner Flagge angethan wird, als Kriegserklärung und förmliche Eröffnung der Feindseligkeiten betrachten.[1])

Die Generalstaaten aber, die in der Oeffnung der Schelde den Untergang ihres gesammten Handels erblickten, lehnten diese Forderungen rundweg ab und nun beschloß der Kaiser die Scheldesperre thatsächlich zu durchbrechen. Das war der Auftrag, mit welchem von Ostende und von Antwerpen aus zwei Schiffe abgeschickt wurden, um das eine die Schelde hinauf, das andere die Schelde hinab durch die Wachtschiffe der Holländer hindurch zu fahren. Am Nachmittag des 6. Oktober 1784 ging die Brigantine „Louis“ unter Befehl des Capitäns van Iseghem im Hafen von Antwerpen unter Segel. Am Morgen des 8. Oktober war sie ohne Unfall am Fort Lillo vorübergekommen, aber auf der Höhe von Saftingen ward sie von einem holländischen Kutter angegriffen und durch einen wahren Regen von Geschützkugeln

1) Gachard, Histoire de la Bélgique. Bruxelles 1880. S. 567 ff.

zum Beilegen gezwungen. van Iseghem kehrte nach Brüssel zurück, indem er das Schiff den Holländern ließ, die es übrigens schon nach wenig Tagen gleichfalls zurückgehen ließen.

Die andre kaiserliche Brigantine, welche in Ostende abgesegelt war, wurde am 15. Oktober an der Scheldemündung bei Flissingen durch das Geschwader des Viceadmirals Reynst aufgehalten.

Sofort ließ der Kaiser seinen Gesandten Baron Reischach ohne Abschied aus dem Haag abreisen, verfügte die nöthigen Maßregeln, um 50—60,000 Mann in den Niederlanden zu versammeln, forderte von den Ständen der belgischen Provinzen Geldmittel für den Krieg und ermächtigte die Statthalter, Jedem der wollte, Kaperbriefe gegen die holländischen Schiffe auszustellen. Auch die Holländer rüsteten mit aller Macht. Aber der Kaiser dachte gar nicht an Krieg, sondern rechnete auf die Nachgibigkeit der Generalstaaten, sobald ihnen nur ihre Hilflosigkeit würde klar geworden sein. Zunächst mußte die Kaiserin von Rußland ins Gefecht. Sie versicherte den Kaiser ihres herzlichsten Antheils an seiner gerechten Erbitterung über den Schimpf, der seiner Flagge widerfahren war. Am 20. November (a. St.) schrieb sie ihm: „Diese Republik war sehr übel berathen, als sie sich verleiten ließ, die Entrüstung Ew. K. M. herauszufordern. Die hochherzigen Entschließungen, welche Ew. K. M. geruht hat mir anzuvertrauen, sind würdig Ihres großen Herzens und Ihrer Menschenliebe. Ihren Wünschen gemäß habe ich meinem Minister im Haag befohlen, den Generalstaaten eine ermahnende Note zuzustellen, damit sie in sich gehen und ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieser Schritt von Erfolg gekrönt sein möge."[1]) Wirklich hatte Kalitscheff am 10. November im Haag eine Note übergeben, in welcher zur Wiederaufnahme gütlicher Verhandlungen aufgefordert und vor den unheilvollen Folgen fortdauernder Verstimmungen gewarnt ward; aber diese Sprache deutete auf alles Andre eher, als auf die Absicht zu handeln. Kaiser Joseph schrieb seinem Bruder: „Die russische Erklärung in Holland ist sehr schwach; nach Allem, was sie sagen, hätte man mehr erwarten sollen"[2]) und die Leydener Zeitung meinte: Rußland habe offenbar wenig Lust sich in diesen Handel zu mengen.

Das war die eine Enttäuschung des Kaisers, die andre bereitete ihm der Hof von Versailles.

Frankreich war seit einiger Zeit mit Unterhandlungen über ein Schutzbündniß mit den Generalstaaten beschäftigt. Der Scheldestreit kam deßhalb in einem für die Absichten des Kaisers sehr ungünstigen Augenblick. Am 4. November 1784 schrieb der Minister Vergennes, dessen Urtheil über Joseph II. wir kennen, ein Gutachten für den König, in dem es hieß: „Wenn der Rechtstitel, welcher den Holländern die Schließung der Schelde verbürgt, hinfällig ist, so ist derjenige, welcher Frankreich den Besitz des Elsaß zu-

1) Arneth S. 238. 2) Arneth, Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel. I, 275.



Mittel zum Zweck sein, nämlich Frankreich mit einem Kriege ängstigen und dem so geängstigten Hofe von Versailles die Zustimmung zu dem Tauschplane abtrotzen sollte. Die Sperre der Schelde, welche den Handel von Antwerpen zu Gunsten des Handels von Amsterdam in Fesseln schlug, war für die ehemals spanischen jetzt österreichischen Niederlande ein ebenso unnatürliches, auf die Dauer unerträgliches Verhältniß, als das Mitbesatzungsrecht der Holländer in Festungen, die im Kriegsfalle von dieser Einlagerung doch keinen Schutz hatten. Beides ruhte allerdings auf europäischen Verträgen, aber die thatsächlichen Voraussetzungen dieser Verträge bestanden längst nicht mehr, und den Vortheil, den sie im allgemeinen Interesse hätten bringen sollen, hatten sie nicht gebracht, nur die Krämerrepublik der Generalstaaten befand sich wohl dabei. Im Interesse dieses schönen, unter unnatürlichem Druck verkümmernden Landes mußte jeder gewissenhafte Landesherr danach trachten, solche Fesseln zu lösen. Aber nicht dies Landesinteresse, sondern ganz andere Zwecke im Auge begann Joseph eine Unterhandlung mit den Generalstaaten, die er gleich im Anfange durch ein einer Kriegserklärung ähnelndes Ultimatum überstürzte. Am 23. August 1784 übergab in seinem Auftrage der Graf Belgiojoso eine Note, in der verlangt wurde: die Schelde ist offen und die Schiffahrt auf der Schelde ist völlig und bedingungslos freigegeben; die Unterthanen des Kaisers dürfen aus den niederländischen Häfen Schiffahrt und Handel nach beiden Indien treiben: der Kaiser hat das Recht, die Zölle nach Belieben zu regeln: die Grenzen von Flandern werden endgiltig auf Grund der Convention von 1664 bestimmt: die Holländer räumen die Forts Lillo, Liefkenshoek, Kruyschants und Friedrich-Heinrich. In der Erwartung, daß die Generalstaaten sich beeilen werden, diese unbedingt letzten Vorschläge anzunehmen, betrachtet der Kaiser von nun an die Schelde als völlig und durchaus offene und freie Wasserstraße; er ist entschlossen, die Schiffahrt auf derselben sofort wieder herzustellen und wird jede Beleidigung, die seiner Flagge angethan wird, als Kriegserklärung und förmliche Eröffnung der Feindseligkeiten betrachten.[1])

Die Generalstaaten aber, die in der Oeffnung der Schelde den Untergang ihres gesammten Handels erblickten, lehnten diese Forderungen rundweg ab und nun beschloß der Kaiser die Scheldesperre thatsächlich zu durchbrechen. Das war der Auftrag, mit welchem von Ostende und von Antwerpen aus zwei Schiffe abgeschickt wurden, um das eine die Schelde hinauf, das andere die Schelde hinab durch die Wachtschiffe der Holländer hindurch zu fahren. Am Nachmittag des 6. Oktober 1784 ging die Brigantine „Louis" unter Befehl des Capitäns van Iseghem im Hafen von Antwerpen unter Segel. Am Morgen des 8. Oktober war sie ohne Unfall am Fort Lillo vorübergekommen, aber auf der Höhe von Saftingen ward sie von einem holländischen Kutter angegriffen und durch einen wahren Regen von Geschützkugeln

1) Gachard, Histoire de la Bélgique. Bruxelles 1880. S. 567 ff.

zum Beilegen gezwungen. van Iseghem kehrte nach Brüssel zurück, indem er das Schiff den Holländern ließ, die es übrigens schon nach wenig Tagen gleichfalls zurückgehen ließen.

Die andre kaiserliche Brigantine, welche in Ostende abgesegelt war, wurde am 15. Oktober an der Scheldemündung bei Flissingen durch das Geschwader des Viceadmirals Reynst aufgehalten.

Sofort ließ der Kaiser seinen Gesandten Baron Reischach ohne Abschied aus dem Haag abreisen, verfügte die nöthigen Maßregeln, um 50—60,000 Mann in den Niederlanden zu versammeln, forderte von den Ständen der belgischen Provinzen Geldmittel für den Krieg und ermächtigte die Statthalter, Jedem der wollte, Kaperbriefe gegen die holländischen Schiffe auszustellen. Auch die Holländer rüsteten mit aller Macht. Aber der Kaiser dachte gar nicht an Krieg, sondern rechnete auf die Nachgibigkeit der Generalstaaten, sobald ihnen nur ihre Hilflosigkeit würde klar geworden sein. Zunächst mußte die Kaiserin von Rußland ins Gefecht. Sie versicherte den Kaiser ihres herzlichsten Antheils an seiner gerechten Erbitterung über den Schimpf, der seiner Flagge widerfahren war. Am 20. November (a. St.) schrieb sie ihm: „Diese Republik war sehr übel berathen, als sie sich verleiten ließ, die Entrüstung Ew. K. M. herauszuforderrn. Die hochherzigen Entschließungen, welche Ew. K. M. geruht hat mir anzuvertrauen, sind würdig Ihres großen Herzens und Ihrer Menschenliebe. Ihren Wünschen gemäß habe ich meinem Minister im Haag befohlen, den Generalstaaten eine ermahnende Note zuzustellen, damit sie in sich gehen und ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieser Schritt von Erfolg gekrönt sein möge."[1]) Wirklich hatte Kalitscheff am 10. November im Haag eine Note übergeben, in welcher zur Wiederaufnahme gütlicher Verhandlungen aufgefordert und vor den unheilvollen Folgen fortdauernder Verstimmungen gewarnt ward; aber diese Sprache deutete auf alles Andre eher, als auf die Absicht zu handeln. Kaiser Joseph schrieb seinem Bruder: „Die russische Erklärung in Holland ist sehr schwach; nach Allem, was sie sagen, hätte man mehr erwarten sollen"[2]) und die Leydener Zeitung meinte: Rußland habe offenbar wenig Lust sich in diesen Handel zu mengen.

Das war die eine Enttäuschung des Kaisers, die andre bereitete ihm der Hof von Versailles.

Frankreich war seit einiger Zeit mit Unterhandlungen über ein Schutzbündniß mit den Generalstaaten beschäftigt. Der Scheldestreit kam deßhalb in einem für die Absichten des Kaisers sehr ungünstigen Augenblick. Am 4. November 1784 schrieb der Minister Vergennes, dessen Urtheil über Joseph II. wir kennen, ein Gutachten für den König, in dem es hieß: „Wenn der Rechtstitel, welcher den Holländern die Schließung der Schelde verbürgt, hinfällig ist, so ist derjenige, welcher Frankreich den Besitz des Elsaß zu-

1) Arneth S. 238. 2) Arneth, Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel. I, 275.



Mittel zum Zweck sein, nämlich Frankreich mit einem Kriege ängstigen und dem so geängstigten Hofe von Versailles die Zustimmung zu dem Tauschplane abtrotzen sollte. Die Sperre der Schelde, welche den Handel von Antwerpen zu Gunsten des Handels von Amsterdam in Fesseln schlug, war für die ehemals spanischen jetzt österreichischen Niederlande ein ebenso unnatürliches, auf die Dauer unerträgliches Verhältniß, als das Mitbesatzungsrecht der Holländer in Festungen, die im Kriegsfalle von dieser Einlagerung doch keinen Schutz hatten. Beides ruhte allerdings auf europäischen Verträgen, aber die thatsächlichen Voraussetzungen dieser Verträge bestanden längst nicht mehr, und den Vortheil, den sie im allgemeinen Interesse hätten bringen sollen, hatten sie nicht gebracht, nur die Krämerrepublik der Generalstaaten befand sich wohl dabei. Im Interesse dieses schönen, unter unnatürlichem Druck verkümmernden Landes mußte jeder gewissenhafte Landesherr danach trachten, solche Fesseln zu lösen. Aber nicht dies Landesinteresse, sondern ganz andere Zwecke im Auge begann Joseph eine Unterhandlung mit den Generalstaaten, die er gleich im Anfange durch ein einer Kriegserklärung ähnelndes Ultimatum überstürzte. Am 23. August 1784 übergab in seinem Auftrage der Graf Belgiojoso eine Note, in der verlangt wurde: die Schelde ist offen und die Schiffahrt auf der Schelde ist völlig und bedingungslos freigegeben; die Unterthanen des Kaisers dürfen aus den niederländischen Häfen Schiffahrt und Handel nach beiden Indien treiben: der Kaiser hat das Recht, die Zölle nach Belieben zu regeln: die Grenzen von Flandern werden endgiltig auf Grund der Convention von 1664 bestimmt: die Holländer räumen die Forts Lillo, Liefkenshoek, Kruyschants und Friedrich-Heinrich. In der Erwartung, daß die Generalstaaten sich beeilen werden, diese unbedingt letzten Vorschläge anzunehmen, betrachtet der Kaiser von nun an die Schelde als völlig und durchaus offene und freie Wasserstraße; er ist entschlossen, die Schiffahrt auf derselben sofort wieder herzustellen und wird jede Beleidigung, die seiner Flagge angethan wird, als Kriegserklärung und förmliche Eröffnung der Feindseligkeiten betrachten.[1])

Die Generalstaaten aber, die in der Oeffnung der Schelde den Untergang ihres gesammten Handels erblickten, lehnten diese Forderungen rundweg ab und nun beschloß der Kaiser die Scheldesperre thatsächlich zu durchbrechen. Das war der Auftrag, mit welchem von Ostende und von Antwerpen aus zwei Schiffe abgeschickt wurden, um das eine die Schelde hinauf, das andere die Schelde hinab durch die Wachtschiffe der Holländer hindurch zu fahren. Am Nachmittag des 6. Oktober 1784 ging die Brigantine „Louis" unter Befehl des Capitäns van Iseghem im Hafen von Antwerpen unter Segel. Am Morgen des 8. Oktober war sie ohne Unfall am Fort Lillo vorübergekommen, aber auf der Höhe von Saftingen ward sie von einem holländischen Kutter angegriffen und durch einen wahren Regen von Geschützkugeln

---

1) Gachard, Histoire de la Bélgique. Bruxelles 1880. S. 567 ff.

zum Beilegen gezwungen. van Iseghem kehrte nach Brüssel zurück, indem er das Schiff den Holländern ließ, die es übrigens schon nach wenig Tagen gleichfalls zurückgehen ließen.

Die andre kaiserliche Brigantine, welche in Ostende abgesegelt war, wurde am 15. Oktober an der Scheldemündung bei Flissingen durch das Geschwader des Viceadmirals Reynst aufgehalten.

Sofort ließ der Kaiser seinen Gesandten Baron Reischach ohne Abschied aus dem Haag abreisen, verfügte die nöthigen Maßregeln, um 50—60,000 Mann in den Niederlanden zu versammeln, forderte von den Ständen der belgischen Provinzen Geldmittel für den Krieg und ermächtigte die Statthalter, Jedem der wollte, Kaperbriefe gegen die holländischen Schiffe auszustellen. Auch die Holländer rüsteten mit aller Macht. Aber der Kaiser dachte gar nicht an Krieg, sondern rechnete auf die Nachgibigkeit der Generalstaaten, sobald ihnen nur ihre Hilflosigkeit würde klar geworden sein. Zunächst mußte die Kaiserin von Rußland ins Gefecht. Sie versicherte den Kaiser ihres herzlichsten Antheils an seiner gerechten Erbitterung über den Schimpf, der seiner Flagge widerfahren war. Am 20. November (a. St.) schrieb sie ihm: „Diese Republik war sehr übel berathen, als sie sich verleiten ließ, die Entrüstung Ew. K. M. herauszufordern. Die hochherzigen Entschließungen, welche Ew. K. M. geruht hat mir anzuvertrauen, sind würdig Ihres großen Herzens und Ihrer Menschenliebe. Ihren Wünschen gemäß habe ich meinem Minister im Haag befohlen, den Generalstaaten eine ermahnende Note zuzustellen, damit sie in sich gehen und ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieser Schritt von Erfolg gekrönt sein möge."[1]) Wirklich hatte Kalitscheff am 10. November im Haag eine Note übergeben, in welcher zur Wiederaufnahme gütlicher Verhandlungen aufgefordert und vor den unheilvollen Folgen fortdauernder Verstimmungen gewarnt ward; aber diese Sprache deutete auf alles Andre eher, als auf die Absicht zu handeln. Kaiser Joseph schrieb seinem Bruder: „Die russische Erklärung in Holland ist sehr schwach; nach Allem, was sie sagen, hätte man mehr erwarten sollen"[2]) und die Leydener Zeitung meinte: Rußland habe offenbar wenig Lust sich in diesen Handel zu mengen.

Das war die eine Enttäuschung des Kaisers, die andre bereitete ihm der Hof von Versailles.

Frankreich war seit einiger Zeit mit Unterhandlungen über ein Schutzbündniß mit den Generalstaaten beschäftigt. Der Scheldestreit kam deßhalb in einem für die Absichten des Kaisers sehr ungünstigen Augenblick. Am 4. November 1784 schrieb der Minister Vergennes, dessen Urtheil über Joseph II. wir kennen, ein Gutachten für den König, in dem es hieß: „Wenn der Rechtstitel, welcher den Holländern die Schließung der Schelde verbürgt, hinfällig ist, so ist derjenige, welcher Frankreich den Besitz des Elsaß zu-

1) Arneth S. 238. 2) Arneth, Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel. I, 275.

sichert, nicht achtungswerther und es wird nur auf die Gelegenheit und die Mittel ankommen, ihn abzuschaffen. Wenn man die verschiedenen Schriften aufmerksam liest, welche die Regierung zu Brüssel im Laufe dieses Handels veröffentlicht hat, so ist unmöglich zu verkennen, daß man an Stelle der feierlichsten Verpflichtungen das willkürliche Belieben setzen will. Wenn dies System durch Beispielfälle Gunst erlangt und Bürgerrecht gewinnt, auf welch maßloses Unheil muß sich dann Europa nicht gefaßt machen?" Am Schlusse sagte der Minister: „Täuschen wir uns nicht, der Hof zu Wien war als Freund wie als Feind beständig eifersüchtig auf den Einfluß und das Ansehen Frankreichs. Das ist einer seiner angestammten Grundsätze, die er noch nicht abgeschworen hat. Es würde deßhalb die Grenzen der Wahrscheinlichkeit durchaus nicht überschreiten, wenn man sich dächte, daß Alles, was hier geschieht, nur zum Zweck hat uns in Verlegenheit zu setzen und Holland ins Herz zu treffen. Wenn Frankreich in solcher Lage sich herbeiließe, die Absichten des Kaisers, ich sage nicht zu begünstigen, sondern nur sie zu ignoriren, so müßte man sich darein finden, Alles als ungeschehen anzusehen, was gethan worden ist zur Einleitung des Bündnisses mit Holland, dessen sämmtliche Bedingungen von Ew. M. genehmigt worden sind. Und die Folgen eines so auffallenden Umschlages wären leicht vorauszusehen."[1])

Auf den Wunsch Vergennes' wurden sämmtliche Minister zur Aeußerung über sein Gutachten aufgefordert und mit dem Datum des 11. November 1784 liefen von Soubise, d'Ossun, Castries, Calonne, Ségur, Breteuil sechs Aufsätze ein,[2]) die mit der größten Einhelligkeit das entschiedene Veto des Königs gegen die Vergewaltigung Hollands forderten. Den meisten Eindruck machte der Aufsatz des Finanzministers Calonne, welcher unter Berufung auf den cri national, die „Würde des Thrones", „das Interesse des Staates", „die Ruhe Europas" in Gefahr erklärte, wenn der König nicht eine Sprache führe, die, je nachdrücklicher sie wäre, desto sicherer dem Kriege vorbeugen werde. Der Kriegsminister Ségur fügte den Rath hinzu, unverzüglich 60,000 Mann marschfertig zu machen und von dem König von Preußen, dessen Mitwirkung allerseits als unentbehrlich angenommen ward, die Aufstellung einer gleichen Truppenzahl zu begehren. Demgemäß faßte Vergennes ein sehr scharf gehaltenes Manifest ab, das unter dem 20. November erklärte, der König könne unter keiner Bedingung dem Schicksal der Niederlande gleichgültig zusehen, zumal da er im Begriffe stehe, sich mit ihnen zu verbünden, er werde sogar nicht umhin können, Truppen an seiner Grenze zusammenzuziehen, gleichzeitig aber biete er seine Vermittelung zur gütlichen Beilegung des Conflikts an.

Dies war das Stichwort, das der Kaiser, wenn auch nicht in dieser Weise erwartet hatte. Einen Krieg wollte er nicht und an der Oeffnung

1) Das ganze Gutachten aus den Archives nationales veröffentlicht von Tratchevsky, La France et l'Allemagne sous Louis XVI. App. S. 23—29.
2) Abgedruckt ebendaselbst. S. 30 ff.

der Schelde war ihm nichts gelegen, da er ja die Niederlande ehestens los zu werden hoffte. Nur eine Zwangslage wollte er dem friedfertigen Schwager bereiten, so daß er, um dem Krieg, mit dem der Kaiser drohte, auszuweichen, das Friedensprogramm zu dem seinigen machte, das ihm dieser bieten wollte und das war eben der Umtausch Baierns gegen die Niederlande. Am liebsten hätte er gesehen, wenn Frankreich selber auf diesen rettenden Gedanken verfallen wäre. In diesem Sinne hatte er am 7. Nov. an Kaunitz geschrieben: „Den Plan eines Umtausches von Baiern unmittelbar dem König vorzuschlagen, ist mir nicht zweckmäßig erschienen, weil das ausgesehen hätte, als legte ich der Sache gar zu großen Werth bei und hätte zu lebhaftes Verlangen nach dem Gelingen, was Frankreich leicht veranlassen könnte zu dem Gelüste, die Sache zu hintertreiben und auf seine Wichtigkeit für uns aufmerksam zu werden. Viel angenehmer, glaubte ich, würde es sein, wenn der Vorschlag von Seiten Frankreichs gemacht würde, als einziges Auskunftsmittel, um dem Kriege vorzubeugen. — Man kann sich nicht verhehlen, wenn der Antrag auf Umtausch Baierns uns von Seiten Frankreichs kommen könnte und dieses gleichzeitig die Unterhandlung mit dem Herzog von Zweibrücken und seinem Bruder übernähme und bei dem Kurfürsten von der Pfalz mit mir gemeinsame Sache machte, um dessen Einwilligung zu erzielen, so wäre das ein großer Staatsstreich, während wenn wir sehen, daß dieser Gedanke in Frankreich jetzt nicht zündet, wir unsern Entschluß fassen und für immer verzichten müssen. Wäre es nicht vielleicht auch möglich, die Holländer selbst dahin zu bringen, daß sie, um sich aus ihrer Verlegenheit herauszureißen und für immer von meiner Nachbarschaft zu befreien, einen Theil der Schulden Baierns auf sich nähmen, was den Kurfürsten und den Herzog von Zweibrücken weit geneigter machen würde einzuwilligen?"[1])

Dies Schreiben gibt den Schlüssel zu dem sonst unverständlichen Verfahren des Kaisers. Wer[2]) weder diesen Brief noch die gleich zu besprechenden Ministerverhandlungen zu Versailles kennt, steht ganz verbüfft vor dem Räthsel: wie konnte ein und derselbe Monarch zu gleicher Zeit die Niederlande los werden und um der Freiheit ihrer Handelsstraße, der Schelde, willen, einen Krieg mit Holland und Frankreich beginnen wollen? So groben Selbstwiderspruchs war Kaiser Joseph nicht fähig. Immerhin beweist derselbe Brief, der seinen wahren Gedanken enthüllt, in welchen Selbsttäuschungen er befangen war, als er glaubte, die eigentliche Durchführung eines an sich sehr schwierigen, nicht einmal in den Anfängen sicher eingeleiteten Geschäfts, ohne Weiteres auf Frankreich überwälzen zu können. Wie wenig hatte er doch aus den Erfahrungen von 1778 gelernt.

Aus dem, was Joseph bisher gethan, hätte auch ein schärferer Blick als der Ludwigs XVI. und seiner Minister kaum heraus finden können, was

1) Beer, Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. S. 190—92. 2) Wie z. B. Gachard S. 573.

er eigentlich vorhatte. Noch bevor ihm die Erklärung vom 20. November die Pflicht rückhaltloser Deutlichkeit auferlegte, gab er seiner Schwester Marie Antoinette einen Wink. Er schrieb ihr am 19. November: „Als überzeugenden Beweis dafür, daß ich nicht an Vergrößerungen in den Niederlanden denke, will ich dir anvertrauen, daß ich, als ich mich vor einiger Zeit erinnerte, wie häufig der Kurfürst Neigung gezeigt hat zu dem alten Plan eines Umtausches von Baiern die Hand zu bieten, die Anfrage bei ihm angezeigt gefunden habe, ob er in diesem Punkt noch immer desselben Sinnes sei; da er kund gab, daß dem so sei, habe ich ihm die Grundlagen angeben lassen, auf welchen nach meiner Meinung ein billiges Abkommen hierüber getroffen werden könne und solle. Er hat im Allgemeinen zugestimmt (acquiescé en gros) und ich war gerade im Begriff, dir, dem König und dem Herzog von Zweibrücken Mittheilung davon machen, als die Händel zwischen mir und den Holländern hindernd dazwischen traten und mich nöthigten, jede weitere Erörterung mit dem Kurfürsten zu vertagen."[1]) Diese, in ihrem ersten Theil höchst einseitige, in ihrem letzten, wie wir wissen, geradezu unrichtige Andeutung über den bisherigen Verlauf der Sache hatte Graf Mercy im Einzelnen zu ergänzen; er entledigte sich dieses Auftrags, die Königin sprach mit dem König und mit Vergennes und berichtete am 2. December, der Ministerrath sei übereingekommen, dem Grafen Mercy erklären zu lassen, der Tauschplan werde seitens Frankreichs keinem Hindernisse begegnen, der Kaiser müsse sich aber vergewissern, welche Schwierigkeiten durch die Reichsfürsten und den König von Preußen gemacht werden könnten.[2])

Mit dieser Antwort war allerdings die Hoffnung Josephs, daß Frankreich die Vermittelung auf dieser Basis selbst übernehmen werde, keineswegs erfüllt, aber es war schon viel, daß es dem Gedanken an sich nicht widerstreben wollte. Und in der That hatte der Tauschplan als Mittel den Frieden zu erhalten, auf den Grafen Vergennes ganz erheblichen Eindruck gemacht. In einer Denkschrift vom 19. December zergliederte er die Gründe, welche für und wider diesen Vorschlag stritten; er verhehlte sich nicht, was es bedeute, wenn Baiern, bisher ein Bollwerk Frankreichs gegen Oesterreich, nunmehr ein Bollwerk Oesterreichs gegen Frankreich werde, wenn Oesterreich durch diese lang ersehnte Erwerbung sich zur Großmacht von Süddeutschland und gleichzeitig mittelbar auch zur Großmacht von Italien erhebe, aber er fand doch auch, daß die österreichische Nachbarschaft in den Niederlanden für Frankreich sehr unbequem sei, und der Gedanke, sie auf diese Art los zu werden, Manches für sich habe. „Der Herzog von Baiern," sagte er, „ist, seine persönlichen Gesinnungen mögen sein wie sie wollen, immer nur ein unsicherer Freund Frankreichs; die Angst kann und muß ihn dem Willen des Wiener Hofes dienstbar machen trotz aller Verbindlichkeiten, die er mit uns einge-

1) Arneth, Marie Antoinette, Joseph II., Leopold II. S. 47/48. 2) Das. S. 52/53, vgl. den Brief der Königin vom selben Tage an Mercy. S. 53/54.

gangen sein mag: während derselbe Fürst als Souverän der Niederlande ganz und gar in der Hand des Königs wäre: niemals könnte die Furcht ihn uns entreißen und wir wären im Vollgenusse seiner Macht. Wenn die Niederlande keiner Großmacht mehr gehören, können wir auch die Truppenzahl vermindern, die wir jetzt an diesem Theil unserer Grenze unterhalten müssen und Diversionen haben wir von dieser Seite her wahrscheinlich nicht mehr zu fürchten. Wenn in der Folgezeit unser Bündniß mit Holland sich lösen sollte, würde uns im Kriegsfall bis ins Herz der Vereinigten Niederlande der Weg offen stehen; diese Lage wird für die Holländer ein Antrieb sein, ihrem Bündniß mit dem König treu zu bleiben. Andrerseits werden diese, wenn sie sehen, daß Frankreich den fraglichen Umtausch begünstigt, sich mehr und mehr davon überzeugen, daß der Hof von Versailles unwiderruflich verzichtet hat auf den ihm so oft unterstellten Gedanken, die Niederlande zu erobern: diese Ueberzeugung wird die Vereinigten Niederlande um so fester mit unserem Bündniß verknüpfen. Die Engländer werden wahrscheinlich die Urtheilsweise der Holländer theilen und das wird ein neues Unterpfand dauernden Friedens sein." So kam Vergennes zu dem Schluß, der Umtausch Baierns gegen die Niederlande werde nicht blos nicht schädlich, sondern sogar nützlich für Frankreich sein, aber freilich nur unter gewissen Vorbedingungen, die ohne große Gefahren für Frankreich und Europa nicht außer Acht bleiben könnten und von diesen müßte besonders gehandelt werden.[1])

Der Antrag des Grafen Vergennes, noch mehr die Aufnahme, die er im Ministerrath gefunden hat, zeigt zu unserer großen Ueberraschung, wie weit die damalige Politik Frankreichs entfernt war von der Richtung, die ihr früher Ludwig XIV. gegeben hatte und die ihr später Napoleon I. von neuem geben sollte. Kein Wort von „natürlichen Grenzen", kein Gelüste, deutsches oder belgisches Land westlich vom Rheine zu erobern, um der angeblich natürlichen Ostgrenze Frankreichs willen. Nur behalten, was es hat, will das Frankreich des Grafen Vergennes, nicht bedroht will es sein in seinem Besitz durch ein Faustrecht, das keine Verträge mehr achtet, und nur ein Zugeständniß möchte der Minister der Gunst des Augenblicks machen: wenn es ohne Krieg geschehen könnte, möchte auch er das kostbare Grenzland Flandern lieber in den Händen eines von Frankreich abhängigen Kleinfürsten, als in denen einer kriegerischen, beständig eifersüchtigen und begehrlichen Großmacht sehen. Aber selbst dieser Gesichtspunkt fand bei den anderen Ministern keine Gnade. Am 6. Januar 1785 liefen von ihrer Seite abermals sechs Gutachten ein,[2]) die mit bewunderungswürdiger Uebereinstimmung den ganzen Tauschplan verwarfen, weil er das Uebergewicht des Kaisers über Deutschland und Italien zu einer unwiderruflichen Thatsache erheben und dadurch die Weltstellung Frankreichs einerseits, wie die Preußens andrerseits

1) Die ganze Denkschrift bei Tratchevsky S. 50—56. 2) Sämmtlich abgedruckt bei Tratchevsky S. 57 ff.

förmlich untergraben werde. Ganz Süddeutschland südlich vom Main und östlich vom Rhein werde österreichische Provinz; die Schweiz mit den Frankreich so befreundeten Urkantonen werde von Oesterreich umklammert, nach der Lombardei hin werde es sämmtlicher Gebirgspässe Meister werden, und mit dem überlieferten Einfluß Frankreichs auf Deutschland und Italien wäre es dann für immer vorbei. Von Preußen aber war in sämmtlichen Gutachten vom 2. Januar mit einer Wärme die Rede, als wäre Alles, was seit dem 1. Mai 1756 gegen eben diesen Staat geschehen, nur der böse Traum einer unruhigen Nacht gewesen. Das Ministerium zu Versailles war wieder wie in den Anfängen des Abbé Bernis „ganz und gar preußisch" geworden und zwar jetzt mit Einschluß des Königs selbst, über den auch die Thränen und Bitten seiner Gattin in diesem Punkte nichts vermochten. Um den Plan in höflicher Form von der Hand zu weisen, ward beschlossen, dem Kaiser zu antworten, bevor der König von Preußen befragt sei, könne man einen Entschluß nicht fassen, und in diesem Sinne war der Brief gehalten, welchen der König am 6. Januar 1785 dem Kaiser schrieb.[1]) Da ereignete sich nun der merkwürdige Fall, daß ein König von Frankreich dem römischen Kaiser vorhalten mußte, sein Thun und Treiben ziele auf einen Umsturz des römischen Reiches: die Verpflanzung des pfälzischen Hauses aus der Mitte an die äußerste Grenze des Reichsgebietes würde den Gleichgewichtsbau zerstören, der der wesentlichste Gegenstand der westfälischen Verträge gewesen sei und bis jetzt eine der Hauptsäulen des germanischen Körpers gebildet habe. Dies war schon recht empfindlich, noch empfindlicher der wiederholte dringende Rath, sich doch ja mit — dem König von Preußen zu verständigen. Es klang geradezu wie Hohn, wenn Ludwig wörtlich schrieb: „Es ist an Ew. M. zu bestimmen, ob Sie lieber selbst sich mit diesem Fürsten aussprechen wollen oder ob es Ihnen angemessener erscheint, daß ich die erste Eröffnung thue. Im letzteren Fall bitte ich Sie, mir rückhaltlos die Mittel anzugeben, welche Sie für geeignet halten, um auf gütlichem Wege sich — seiner Mitwirkung zu versichern. Bis dahin werde ich gegenüber dem König das strengste Stillschweigen beobachten und glaube auch in diesem Augenblick bei dem Herzog von Zweibrücken und seinem Bruder noch keinen Schritt thun zu sollen." Die Mitwirkung Preußens bei Wiederholung desselben Anschlags, gegen den Friedrich der Große eben erst zum zweiten Mal unter Waffen gestanden — in der That, der gutmüthige Ludwig konnte in all seiner Unschuld recht boshaft werden.

„Der Tausch ist gescheitert," schrieb Joseph am 13. Januar dem Fürsten Kaunitz, als er diesen Brief gelesen[2]) und er war es wirklich; das entschied sich in eben denselben Januartagen, da man — wir wissen nicht wie das geschehen konnte — von Wien aus in allen Blättern las, das Umtauschwerk

1) Abgedruckt bei Arneth, Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold von Toscana S. 65—68. 2) Le trocque est manqué — Beer, Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. S. 194.

sei fix und fertig.[1]) Was König Ludwig nur in Aussicht gestellt, hatte der Herzog Karl von Zweibrücken bereits gethan. Eine Aufforderung des russischen Gesandten Romanzow, binnen acht Tagen dem Umtausch zuzustimmen, widrigenfalls er gegen seine Einwilligung werde vollzogen werden, hatte er nicht blos schroff ablehnend[2]) beantwortet, sondern auch sogleich unter Bitte um Hilfe nach Potsdam mitgetheilt; was nun kommen mußte, war leicht vorherzusehen: am 22. Januar schrieb Joseph an Katharina, durch die Antworten aus Versailles und Zweibrücken sei der ganze Plan zur Unmöglichkeit geworden.[3])

Während nun Friedrich der Große zum Schutze des Reiches wider den Kaiser den Fürstenbund organisirte, bemühte sich Frankreich, zwischen dem Kaiser und den Generalstaaten einen billigen Frieden zu vermitteln. Auf die Freiheit der Scheldeschiffahrt hatte Joseph schon verzichtet, als die Generalstaaten zwei Gesandte nach Wien schickten, um ihm zu erklären, nie habe Holland im Sinne gehabt, die Flagge des Kaisers zu beschimpfen; sie hätten für seine Person die allergrößte Hochachtung und wünschten nichts sehnlicher als baldige Wiederkehr der guten Beziehungen, welche so lange zwischen den Vereinigten Niederlanden und dem Hause Oesterreich bestanden hätten. Mitte Juli 1785 kamen die Herren v. Wassenaer und van Leyden in Wien an und unter Vermittelung des Königs von Frankreich nahm das Friedenswerk seinen Anfang. Die Hauptschwierigkeit, der Streit um das feste Mastricht, war gehoben, als der Kaiser sich bereit zeigte, eine Geldentschädigung von 10 Millionen Gulden dafür anzunehmen und nun, da die Holländer durchaus nur 5½ Millionen zahlen wollten, das reiche Frankreich so großmüthig war, den Rest mit 4½ Millionen aus eignen Mitteln zuzulegen. So wurde am 20. Sept. 1785 im Hause des österreichischen Botschafters Graf Mercy zu Paris der Vorfriede unterzeichnet, aus welchem am 9. November der endgiltige Friede zu Fontainebleau hervorging.

Der Friede von Fontainebleau gewährte Belgien die Hauptsache nicht: die Schelde blieb gesperrt wie zuvor. Gleichwohl führte er manche werthvolle Erleichterung und Förderung des Landes herbei, für welche ihm belgische Patrioten heute noch dankbar sind.[4]) Die demüthigenden Barriereverträge wurden abgeschafft; das Recht auf Zölle und Handelsgesetze im Interesse des heimischen Gewerbfleißes ward anerkannt, Flandern kehrte in den Besitz seiner Grenzen von 1664 zurück und erhielt ernste Sicherheit für den Auslauf seiner Flüsse; das Scheldegebiet zwischen Antwerpen und Saftingen ward von jeder Beschränkung der Schiffahrt und des Handels frei gemacht, die Forts Kruyschants und Friedrich-Heinrich geschleift, die von

1) Ranke S. 150. 2) Rien de plus insolent — schrieb Kaunitz darüber am 10. Januar und Joseph antwortete: Cette réponse sent plus Potsdam que Versailles. Arneth, Joseph II. und Katharina. S. 242/43, Anm., vgl. Görtz, Historische und politische Denkwürdigkeiten. Stuttg. u. Tübingen 1827. I, 268 ff. 3) Arneth S. 244. 4) Gachard, Histoire de la Belgique. S. 584

Lillo und Liefkenshoek sammt ihren Werken dem Kaiser übergeben. Dazu kamen die 10 Millionen Entschädigung für Mastricht. Als Landesherr von Belgien hatte Joseph II. mithin mancherlei erreicht; um so empfindlicher war er durch den abermaligen Verzicht auf Baiern in dem Interesse seiner österreichischen Hausmacht verwundet worden und am alleremfindlichsten in seiner Stellung als Kaiser. Denn was keine Kunst preußischer Diplomatie, keine Waffenthat preußischer Grenadiere jemals zu Wege gebracht hätte, das hatte der Kaiser selbst wider Willen und Wissen herbeigeführt: eine Vereinigung weltlicher und geistlicher, katholischer und evangelischer Stände unter dem mächtigen Schutz des Königs von Preußen.



König Friedrichs II. Wachtparade in Potsdam. Gemalt und gestochen von Daniel Chodowiecki (1726—1801).

Aufmarschirt ist die zweite Leib-Garde. Im Gefolge des Königs: der Kronprinz, nachheriger König Friedrich Wilhelm II., die Generale Ramin und Zieten, und ein Flügeladjutant.

VIII. Friedrichs des Großen Ausgang und Vermächtniß.

Mit zwei höchst bezeichnenden Thaten der auswärtigen Politik hat Friedrich der Große sein thatenreiches Leben beschlossen. Die eine war der Fürstenbund, die andere der Freundschafts- und Handelsvertrag mit den vereinigten Staaten von Amerika.

Am 24. Oktober 1784 sandte Friedrich der Große den Ministern v. Finckenstein und Hertzberg den eigenhändigen „Entwurf eines Bündnisses unter den deutschen Fürsten nach dem Vorbild desjenigen von Schmalkalden" zur Begutachtung zu. Sein Entwurf lautete in deutscher Uebertragung wörtlich: „Der Zweck dieses Bundes (ligue) ist nicht auf Angriff berechnet, sondern besteht allein in der Absicht, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten aufrecht zu erhalten, und zwar ohne Unterschied der Religion; selbstverständlich handelt es sich dabei nur um die Rechte und Vorrechte, welche ebensosehr durch alten Brauch geheiligt als durch die goldne Bulle gewährleistet sind. Ich brauche nicht an die alte Fabel zu erinnern, welche lehrt, daß man einem Pferde sehr wohl die Haare ausziehen kann, wenn man eines nach dem andern anfaßt, nicht aber wenn man gleich den ganzen Schwanz auf einmal ausreißen will. Ein Bund, wie ich ihn vorschlage, will nichts Anderes, als Jeden in seinem Besitze schützen und verhindern, daß ein ehrgeiziger und unternehmender Kaiser die deutsche Verfassung umstürze, indem er sie ruckweise in Stücke schlägt. Wenn man nicht zeitig vorbeugt, so wird der Kaiser all seine Neffen von Florenz und Modena mit allen Bisthümern, Erzbisthümern und Abteien Deutschlands ausstatten; bald wird er sie säcularisiren und mit den Stimmen seiner Neffen auf allen Reichstagen das Uebergewicht erlangen. Das ist die Gefahr, vor welcher unsere Verfassung die geistlichen Stände in ihrem Rechte schützen muß. Was die weltlichen Fürsten beider Bekenntnisse angeht, so haben sie dasselbe Interesse, die Länder zu behalten, die sie besitzen, und dieser Bund hemmt und verschränkt den Kaiser in allen Ansprüchen, die er auf ihre Staaten erheben könnte, wie wir das neulich bei dem Anschlag gesehen haben, den er auf Baiern versuchte. Nicht weniger wichtig ist die Lage des Reichstags zu Regensburg und des Reichskammergerichts zu Wetzlar. Wenn man nicht bei Zeiten geeignete Maßregeln ergreift, um diese alten Anstalten in ihrer Geltung zu erhalten, so wird der Kaiser sie benutzen, um in ganz Deutschland einen tyrannischen Despotismus aufzurichten. Das sind im Allgemeinen die

wichtigen Punkte, welche alle Fürsten zum Eintritt in diesen Bund bestimmen müssen, weil ihre Interessen dieselben sind und weil, wenn sie einige von Ihresgleichen erdrücken lassen, sicherlich auch an sie die Reihe kommen wird und ihnen dann höchstens die Wohlthat der Höhle der Polyphem bleibt, daß sie zuletzt verspeist werden. So besteht denn der Vortheil dieses Bundes darin, daß, wenn der Kaiser seine Macht mißbrauchen will, ihm die vereinigte Stimme des ganzen germanischen Körpers entgegentreten und ihn zu maßvolleren Gesinnungen anhalten kann: oder daß, falls er ausschlägt (regimbe), er eine Gegenmacht findet, welche stark genug ist, ihre Kräfte mit den seinigen zu messen, ganz abgesehen von den Verbündeten, welche der germanische Körper bereden kann, seine Sache zu der ihrigen zu machen. —"[1])

Kaiser Joseph hatte die Verwandlung seines Ländererbes in einen Einheitsstaat mit solcher Entschiedenheit ins Auge gefaßt, daß ihm Kaiserwürde und Reichsverfassung ebenso sinn- als werthlos erschienen, wenn sie nicht dienten der Erweiterung und Abrundung seiner Hausmacht, dem Ausbau der Weltstellung seiner Dynastie. Friedrich der Große war seinerseits so fest entschlossen, eben diesem Trachten jedes erdenkliche Hinderniß zu bereiten, daß die Reichsanarchie aufhörte, ein Gegenstand des Spottes oder auch nur der Gleichgiltigkeit für ihn zu sein und ihre Vertheidigung, mindestens gegen den Kaiser, ihm zu einem Gebot der Selbsterhaltung ward.

Die Reichspolitik des Kaisers Joseph war dazu angethan, auch dem Gutmüthigsten die Augen zu öffnen. Seine Versuche, die Rechtspflege des Reichshofraths zu Wien und des Reichskammergerichts zu Wetzlar zu verbessern,[2]) mochten als Eingebungen eines löblichen Eifers verdankt werden, wenn sie auch, wie sich von selbst versteht, nicht den allermindesten Erfolg hatten. Ganz anders war es schon mit den „Panisbriefen", mit denen er zur Versorgung der Diener seines Hauses die geistlichen Stifter des Reiches überschwemmte,[3]) in der naiven Unterstellung, daß er über diese gewissermaßen landesherrliche Rechte habe und als Kaiser befugt sei, einen seit Karl IV. außer Uebung gekommenen Brauch ohne Weiteres wieder einzuführen. Viel ernster war sein offenkundiges Streben, geistliche Stifter an sein Haus zu bringen durch Einflußnahme auf die Wahlen der Kapitel, wie ihm das auch gelang, als er seines Bruders Maximilian Wahl zum Coadjutor der Hochstifter Köln und Münster durchsetzte. Gesellte sich nun dazu, wie in der bairischen Sache, das planmäßige Trachten nach unmittelbarer Aneignung weltlicher Lande, so war eine Lage gegeben, die Alles, was im Reiche nur kraft alten Rechtes und nicht kraft eigener Macht bestand, d. h. im Grunde das ganze Reich selber, mit Untergang durch schleichende oder offene Gewalt bedrohte. Zum mindesten ganz Süddeutschland war diesem System rettungslos verfallen, wenn Oesterreich Baiern erwarb und nachdem das gelungen

1) Der authentische Text bei A. Schmidt, Geschichte der preußischen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs d. Gr. Berlin 1851. S. 105/6. 2) Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit. III, 7 ff. 3) Ebendas. S. 20 ff.

war, ihm auch Säcularisationen und Mediatisirungen zur weiteren Abrundung nicht mehr verwehrt werden konnten. Es war wirklich für den Kaiser eine „reizende Versuchung", wie der Zweibrücken'sche Minister von Hofenfels schrieb, „von Eger aus zwischen Franken und der Oberpfalz an die Donau, dann weiter die Iller hin bis an den Bodensee eine Linie zu ziehen und dero Staaten diese schöne Rundung zu geben. Salzburg, Passau, Freysing, Regensburg, Eichstädt und Augsburg fielen dann von selbst gelegentlich in die große Masse, welche durch die Verbindung mit den italienischen Staaten dem Hause Oesterreich eine furchtbare Uebermacht und unaussprechliche Vortheile verschaffen würde".[1]) Rechnete man Vorderösterreich mit dem Breisgau, die naheliegende Möglichkeit einer Angliederung der württembergischen und badischen Lande und einer Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen hinzu, so war ein compaktes österreichisch-deutsches Südreich fertig, dessen Druck nichts mehr widerstand. Es war deßhalb durchaus keine Uebertreibung, wenn deutsche und französische Diplomaten damals schrieben, in dem Schicksal Baierns werde sich entscheiden, ob ganz Deutschland dem Hause Habsburg „verknechtet" werden solle oder nicht. Zwei Mal hatte Friedrich der Große dies Schreckgespenst mit den Waffen in der Hand beschworen: um ein drittes Mal nicht allein zu stehen, entwarf er den Plan eines Bundes deutscher Fürsten zu gemeinsamer Nothwehr; aber die Anregung, die er am 24. Oktober seinen Ministern gegeben, kam doch erst in Fluß, als in den ersten Tagen des neuen Jahres ein Hilferuf aus Zweibrücken kam, der den Ministern ein längeres Zögern nicht mehr gestattete.

Am 3. Januar 1785 schrieb der Herzog Karl von Zweibrücken auf Schloß Karlsberg dem König von Preußen nachstehenden Brief: „Sire! Da die geheiligte Dinte der äußersten Nothlage vorbehalten ist, so bediene ich mich ihrer, um Ew. M. von dem schrecklichen Loose in Kenntniß zu setzen, von welchem mein Haus bedroht ist. Eben erst bin ich in den heimtückischen Plan eingedrungen, unter der Farbe eines Austausches das Haus Wittelsbach aus Deutschland zu vertreiben, was nicht geschehen kann, ohne dem Hause Oesterreich ein zermalmendes Uebergewicht zu geben und das System des Reiches sammt der deutschen Freiheit von Grund aus umzustürzen. Ew. M., die dessen Schirmherr ist, ist auch allein im Stande, die weitgreifenden Pläne eines Fürsten aufzuhalten, dessen verzehrender Ehrgeiz und Eroberungsdrang wächst mit seinen Kräften. Ihre erhabene Großmuth und Weisheit, Sire, macht Sie dazu geneigt, wie Ihre Macht Sie mit den Mitteln dazu ausstattet. Geruhen Sie, darum bitte ich ebenso ehrfurchtsvoll als inständig, sie anzuwenden und zu vereinigen mit denen des Hofes von Frankreich, um die Zerstörung eines Hauses zu hindern, welches Ew. M. schon einmal so hochherzig gerettet hat. Sie würden dem Ruhme, den Sie sich schon vor Europa und der Nachwelt erworben haben, dadurch die Krone aufsetzen.

1) Schmidt a. a. O. S. 136, vgl. oben S. 746.

Sollte meinen Feinden gelungen sein, mein bisheriges Verhalten in falschem Lichte darzustellen, so flehe ich Ew. M. an, zu glauben, daß das das Werk ihrer Ränke ist, und daß ich mich lieber unter den Trümmern Baierns begraben lassen werde, als der Theilung meines Hauses zustimmen oder abfallen von den Gefühlen der Anhänglichkeit, der Dankbarkeit und der Ehrfurcht, mit denen ich für immer an Ew. M. und Ihr erhabenes Königshaus gefesselt bin und mit denen ich die Ehre habe zu sein, Sire, Ew. Majestät unterthänigster und gehorsamster Diener Karl, Pfalzgraf, Herzog von Zweibrücken."

Aus den diesem Briefe beiliegenden Akten[1]) gewann der preußische Hof ein urkundliches Bild der Vorgänge, die wir schon kennen,[2]) und den lebhaften Eindruck der Nothwendigkeit schleunigen Handelns. Am 14. Februar erging eine vertrauliche Eröffnung an die kurfürstliche Regierung zu Hannover des Inhalts: es sei einleuchtend, daß das Haus Oesterreich, wenn es durch den vorgeschlagenen Tausch Meister des baierischen Kreises und des größten Theiles auch des schwäbischen werde, ein Uebergewicht in Deutschland erlange, dem das ganze übrige Reich nicht widerstehen könne, vielmehr werde sich dieses alsdann seiner despotischen Uebermacht unterwerfen müssen. Ebenso einleuchtend sei, daß solch ein Tausch, ob freiwillig oder abgedrungen, der ganzen Verfassung des deutschen Reiches, insbesondere aber den Bestimmungen des Westfälischen wie des Teschener Friedens durchaus zuwider sei und deßhalb jeder patriotische Reichsstand durch die von dem gesammten Reich übernommene Gewährleistung des Teschener Friedens ebenso sehr berechtigt als veranlaßt sei, sich mit allen Kräften und allen Mitteln dagegen zu setzen. So rechtfertige sich die Anfrage, ob die kurfürstliche Regierung bereit sei mit Sr. Majestät von Preußen und andern patriotischen Reichsfürsten sich zu gemeinsamem Vorgehen auf dem Reichstag wie mit anderen kräftigeren Mitteln zu verbünden. Die kurfürstliche Regierung antwortete sofort am 18. Februar mit einer sehr bereitwilligen Zusage, die auch durch den König von Großbritannien bestätigt ward, und am 17. März legten die Minister Finckenstein und Hertzberg dem König den „Entwurf einer reichsverfassungsmäßigen Verbindung der deutschen Reichsfürsten" vor,[3]) von dessen acht Artikeln der fünfte den praktischen Grundgedanken des Ganzen am schlagendsten ausdrückte. Er lautete: „Wenn Jemand, wer es auch sei, die verbundenen Fürsten und auch jedes andere Mitglied des deutschen Reiches geistlichen oder weltlichen Standes, von welcher Religion er sei, und ohne Unterschied, ob er in diesem Bunde steht oder nicht, in seinem wirklichen Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit Säcularisationen und Entgliederungen hoher und niederer geistlicher Stifter, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alterblichen Landen, den Reichs- und

---

1) Schmidt S. 129. 2) S. S. 823 ff. Die Antwort des Herzogs an Romanzow bei Schmidt S. 132—134. 3) Schmidt S. 151—53.

Hausverträgen und den Tractaten zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte: so verbinden die unterschriebenen Fürsten sich hiedurch, daß sie alle reichssatzungsmäßige Mittel und auch alle ihre habende Kräfte dahin anwenden wollen, um solchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des Reiches bei seinem Besitzstande und das gesammte Reich bei seiner auf dem Westfälischen Frieden, den Wahlkapitulationen und den Reichsschlüssen gegründeten Verfassung zu erhalten und zu handhaben.“ Nicht der Wortlaut, wohl aber der Sinn dieses Artikels bildete die Grundlage des „Associationstraktates“, welchen die Bevollmächtigten der Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Braunschweig am 23. Juli 1785 zu Berlin unterzeichneten,[1]) und dem alsbald eine ganze Reihe deutscher Fürsten beitrat: im Oktober die Herzoge von Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, von Zweibrücken, von Braunschweig und der Kurfürst von Mainz; im November der Markgraf von Baden und der Landgraf von Hessen-Kassel; im December der Herzog von York als Bischof von Osnabrück und die Fürsten von Anhalt-Köthen, Bernburg und Dessau; im Februar 1786 der Markgraf von Ansbach und die Pfalzgrafen Karl Ludwig und Wilhelm von Birkenfeld, Herzoge in Baiern. Die beiden Mecklenburg und der Coadjutor von Mainz traten erst nach Friedrichs des Großen Tode bei.[2])

Nur auf dem Papier hat der Fürstenbund Bestand gehabt und eine andere als vorbildliche Bedeutung kommt ihm deßhalb nicht zu. Diese aber muß als eine durchaus erhebliche bezeichnet werden, nur lag sie nicht in dem, was der oberflächlichen Betrachtung sich am meisten einprägt. Die Bedeutung der Thatsache, daß Preußen an die Spitze eines gegen den Kaiser gerichteten Reichsbundes trat, ward fast aufgehoben durch den Umstand, daß es bei der Ohnmacht seiner Verbündeten die Gesammtlast der Opfer und Gefahren auf die eigenen Schultern zu nehmen, mehr als das, für Interessen das Schwert zu ziehen sich verpflichten mußte, an deren Berechtigung und Lebensfähigkeit kein preußischer Staatsmann im Ernste glauben konnte. Die Vormacht des deutschen Protestantismus als pflichtmäßige Schutzmacht der geistlichen Stifter, die Armee der preußischen Monarchie, diese Hoffnung des jungen Deutschland, als Schildwache aufgestellt vor den Zwitterstaaten, in denen das römische Reich seinem unausbleiblichen Untergang entgegenwelkte — dies Bild sagt Alles, um die tiefe Unnatur der Stellung Preußens zu diesem Fürstenbunde zu zeichnen. Wahrhaft vorbildlich war er durch etwas ganz Anderes. Wenn einem künftigen Deutschland unter den mächtigen Schwingen des preußischen Adlers die Neugründung eines nationalen Staates möglich bleiben sollte, durfte in dem alten Deutschland schlechterdings keiner der Pläne gelingen, welche Joseph II. mit Süddeutschland im Schilde führte.

1) Der Text bei Schmidt S. 298—311. 2) Das Verzeichniß der Beitritte bei Schmidt S. 355/56.



Der Streit um Baiern war ein Streit um Deutschlands ganze Zukunft; der Sieg Oesterreichs in dieser Sache entschied seine Vorherrschaft im Süden und gab dem österreichischen Süden ein unwiderstehliches Uebergewicht über den noch lange nicht preußischen Norden. Dann aber waren nur zwei Fälle möglich: Deutschland ging entweder auf in einem habsburgischen Weltreich, wie es einst Ferdinand II. vorgeschwebt, bevor sein Restitutionsedikt an der Armee Gustav Adolfs zerschellte, oder es ging in zwei Machtkörper auseinander, und dann bestand zwischen dem katholischen Süden und dem protestantischen Norden desselben Volks jener beständige Unfriede, der unnatürlich entzweite Brüder trennt; ein deutsches Reich aber, wie es heute den Frieden in unserem Welttheil gebietet, war unmöglich für alle Zeit. So war der Fürstenbund das Denkmal einer politischen Weisheit, welche in der baierischen Frage des Augenblicks die deutsche Frage der Zukunft zwar nicht entschied, aber vor verhängnißvoller Vorentscheidung bewahrte und das Naturgesetz der deutschen Dinge, das darin seinen Ausdruck fand, war so mächtig, daß selbst der Todfeind Preußens, Napoleon I., nachher unwillkürlich sich ihm unterwarf, als er Oesterreich aus Süddeutschland hinaussperrte und dadurch seinen deutschen Großmachtplänen für immer ein Ende machte.

Wie der Fürstenbund, so hatte auch der „Freundschafts- und Handelsvertrag“ mit den vereinigten Staaten vom 10. September 1785 nicht unmittelbar praktische, sondern eine rein vorbildliche Bedeutung.

Dem Befreiungskampfe der Amerikaner war Friedrich der Große mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt, aber ohne die leiseste Regung solcher Empfindungen, wie sie von diesen bei ihm vorausgesetzt worden sind. Den Engländern, die ihn 1762 so schmählich verrathen hatten, gönnte er jegliche Noth und Schande, folglich mußte er den Amerikanern den Sieg wünschen und was er wünschte, hoffte er auch, aber er blieb fern von irgend welchem Antheil an der Schwärmerei der Hofleute und Schöngeister von Versailles. Schon am 18. December 1775 schrieb er seinem Minister in London, dem Grafen Maltzan die merkwürdigen Worte: „Es erhellt immer mehr, daß der König von England mit seinen Colonieen hohes Spiel spielt und sich in diese Wirren zu tief eingelassen hat, um siegreich daraus hervorzugehen. Schon ist sehr zweifelhaft, ob er eine hinreichende Anzahl Truppen zusammenbekommen wird, um sie zu unterjochen, und ohne sehr starke und nachhaltige Gewaltmaßregeln hat er keine Aussicht sie zu zwingen. Die große Frage ist immer, ob die Colonieen nicht Mittel finden werden, sich ganz vom Mutterlande zu trennen und eine freie Republik zu stiften. Das Beispiel Hollands und der Schweiz läßt mich wenigstens vermuthen, daß das nicht unmöglich ist. Sie versichern allerdings, daß ein solcher Befreiungsplan die Nation zu tief empören würde; aber wer weiß, ob in dem Falle alle Anstrengungen des Hofes, an dem Sie sind, fähig wären, sie daran zu hindern? Gewiß ist dies, fast ganz Europa nimmt Partei für die Colonieen und vertheidigt ihre Sache, während die Sache des Hofes weder Gönner

noch Förderer findet."[1]) Die Voraussicht, die sich in diesen Worten kund gab, ward durch den Verlauf der beiden ersten Kriegsjahre nicht unterstützt und hatte auch auf die Handlungsweise des Königs keinen Einfluß. Allerdings leistete er den Amerikanern einen unschätzbaren Dienst, als er im Oktober 1777 den von England gemietheten Söldnern aus Ansbach, Hanau und Zerbst den Durchzug durch seine Staaten untersagte; denn dies Verbot, welches die Ueberführung von etwas über 1000 Mann um mehrere Monate verzögerte, setzte den General Howe um seinen dringend nöthigen Nachschub so in Angst, daß er nicht wagte die Amerikaner Washingtons in ihrem Hungerlager zu Valley Forge[2]) anzugreifen und gab so dem General Steuben eine Frist von unendlich folgenreichem Werth.[3]) Aber bei diesem Einschreiten dachte Friedrich gar nicht an die Amerikaner, von deren wirklicher Lage er nichts wußte, sondern an den Schaden, den die Truppenwerbungen der Engländer seinen eigenen Werbeoffizieren thaten, inmitten der gespannten Lage, die ihm Josephs II. Pläne bereiteten. Und wie wenig er sogar nach dem Tage von Saratoga an eine entscheidende Wendung zu Gunsten der Amerikaner glaubte, das zeigte er, als ihm Arthur Lee am 8. December 1777 mit einem Bericht über die Capitulation des Generals Bourgoyne schrieb: „Wenn Seine preußische Majestät die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten öffentlich anerkennen wollte, so würde das unserer Sache Würde geben und ihr die Anerkennung auch seitens andrer Mächte eintragen." Darauf antwortete Friedrich mit einer Randbemerkung des Inhalts: „Das ist sehr schön, aber man muß ihm sagen, daß ich mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der Amerikaner warte, bis Frankreich sie ausgesprochen haben wird."[4])

Der bairische Erbfolgekrieg lenkte Friedrich von diesen Dingen vollends ab und erst im Jahre 1784 kam es auf seine eigene Veranlassung zu einer freundschaftlichen Unterhandlung, die rasch zum Abschluß führte. Am 19. Februar 1784 eröffnete der preußische Gesandte im Haag, Friedrich Wilhelm v. Thulemeier dem dort wohnhaften amerikanischen Agenten John Adams, der König von Preußen glaube, da seine Unterthanen amerikanischen Tabak und andre Artikel nöthig hätten, während die Amerikaner schlesische Leinewand und einige andre preußische Erzeugnisse brauchen könnten, so werde eine Uebereinkunft zwischen Preußen und den vereinigten Staaten für beide Theile vorteilhaft sein.[5]) John Adams war derselben Meinung, es ward vereinbart, den Handelsvertrag, welchen die vereinigten Staaten am 3. April

1) Bancroft-Circourt, L'action commune de la France et de l'Amérique. III, 184/85. 2) S. oben S. 769 ff. 3) Fr. Kapp, Friedrich der Große und die vereinigten Staaten von Amerika. Mit einem Anhang: Die V. St. und das Seekriegsrecht. Leipz. 1871, S. 70/71, vgl. mit desselben: Soldatenhandel deutscher Fürsten S. 149—170. 4) Bancroft-Circourt III, 125. 5) Die urkundliche Darstellung der ganzen Verhandlung bei Fr. Kapp, Friedrich der Große und die vereinigten Staaten von Amerika. S. 101 ff.

1783 mit Schweden geschlossen hatten, zu Grunde zu legen und schon am 9. April konnte Thulemeier einen von dem Minister Grafen Schulenburg verfaßten Vertragsentwurf übergeben, der in seinem dritten Artikel als Hauptabsicht des Vertragswerks die Herstellung eines unmittelbaren Austauschverkehrs zwischen Preußen und Amerika bezeichnete, dergestalt, daß die preußischen Waaren, besonders schlesische und westfälische Leinewand, Tuche und Wollenstoffe in den vereinigten Staaten keine andern Zölle zahlten sollten, als sie von den meist begünstigten Nationen entrichtet wurden, während die amerikanischen Stapelprodukte, wie virginischer Tabak, Reis, Indigo, Pelze u. s. w. bei der Einfuhr in preußische Häfen dieselbe Vergünstigung genießen sollten. In einem neunten Artikel war der Grundsatz „Frei Schiff, frei Gut" anerkannt und in drei weiteren Artikeln der Begriff der Kriegscontrebande genau bestimmt. Abänderungsvorschläge, welche John Adams machte, erhielten die Genehmigung des Königs; außer ihm selbst wurden jetzt Franklin und Jefferson vom Congreß für den Abschluß bevollmächtigt und alle drei legten zu Ende des Jahres einen Gegenentwurf vor, welcher weit über die Grenzen eines Handelsvertrags hinaus schritt und die Grundlegung eines völlig neuen Seerechtes kühn ins Auge faßte. Nach dem Lieblingsgedanken Franklins sollte alle Kaperei abgeschafft werden, selbst Kriegscontrebande nicht mehr das Recht geben, Schiff und Ladung einfach wegzunehmen und alle Unbewaffneten, die am Kriege selbst nicht Theil nahmen, auch vor allen Gefahren und Schäden des Kriegs zu Wasser wie zu Lande geschützt sein. Auf die Idee, den Seekrieg zu humanisiren, ging Friedrich der Große mit seinen Räthen bereitwillig ein, er selbst fügte einen Artikel gegen das barbarische Strandrecht hinzu und hochbeglückt schrieb John Adams am 13. Februar 1785 an Thulemeier: „Ich freue mich der Thatsache, daß der König uns die Ehre anthut, mit der platonischen Philosophie einiger unserer Artikel übereinzustimmen, die wenigstens eine gute Lehre für die Menschheit enthalten und durch einen vom König von Preußen genehmigten Vertrag mehr Einfluß gewinnen werden als durch die Schriften Platons oder Sir Thomas More's." Die 27 Artikel des Vertrags[1]) wurden am 9. Juli zu Passy von Franklin, am 28. Juli zu Paris durch Jefferson, am 5. August zu London durch Adams und endlich am 10. September 1785 im Haag durch Thulemeier unterzeichnet.

Auf zehn Jahre war der Vertrag abgeschlossen; während der Dauer seiner Geltung hat er keine der Erwartungen erfüllt, welche die Unterzeichner daran geknüpft: er hat keinen Handel geschaffen, wie dieser ja durch Verträge nicht erzeugt werden kann und nicht den mindesten Einfluß auf das Seerecht geübt, das nach wie vor von dem Faustrecht des Stärkeren, d. h. von der Tyrannei Englands das Gesetz empfing. Nach seinem Ablauf ist er gar nicht erneuert worden, weil Amerika in dem Augenblick, da es anfing sich selber

1) Der Text bei Kapp S. XXII—XXX.

Georg Wilh. v. Probst, Lieutn. u. Adj. d. Gen. v. Zieten.

Carl Heinr. v. Eichstädt, Lieutn. u. Adj. d. Gen. v. Zieten.

Fr. Chr. Ludw. v. Zieten, Sohn Zietens, Lieutn. im Reg. s. Vaters.

Herzog Friedrich v. Braunschweig.

Joh. Friedr. v. Lentz, Major d. Zieten'schen Husaren-Reg.

Zieten.

Dietrich Gosvin v. Dolfs, Obrist u. Commandant d. Gens d'Armes.

Prinz Ferdinand, Bruder des Königs.

Erich Magnus v. Wolfradt, Major u. Command. d. Zieten'schen Hus.-Reg.

Der König.

Ludw. Friedr. v. Garten, Lieutn. u. Adjutant d. Reg. Woldeck.

Der Prinz von Preussen.

Lewin Rudolph v. d. Schulenburg, Gen.-Major u. Kriegsminister.

Joach. Bernh. v. Prittwitz, Gen.-Maj. u. Inspector d. Cavallerie.

George Friedr. v. Tempelhof, Maj. d. Artillerie.

Wichard Joach. Heinr. v. Möllendorf, Gen.-Lieutn. u. Gouverneur.

Schildwacht.

George Ernst von Holzendorff, Gen.-Major u. Chef d. Artillerie.

Carl Otto v. Wedel, Lieutn. u. Adj. d. Reg. v. Woldeck.

Heinr. Gottlob v. Braun, Gen.-Lieutn. u. Commandant.

Friedr. Wilh. v. Wartenberg, Gen.-Lieutn.

Georg Wilh. v. Probst, Lieutn u. A.
d. Gen. v. Zieten.

Carl Heinr. v. Eichstädt, Lieutn u.
Adj. d. Gen. v. Zieten.

Fr. Chr. Ludw. v. Zieten, Sohn Zieten's,
Lieutn. im Reg. s. Vaters.

Herzog Friedrich v. Braunschweig.

Joh. Friedr. v. Lentz, Major d. Ziet
schen Husaren-Reg.

Zieten.

Dietrich Goswin v. Dolfs, Obrist u
Commandant d. Gens d'Armes.

Prinz Ferdinand, Bruder des König.

Erich Magnus v. Wolfradt, Major
Command. d. Zieten'schen Hus.-R.

Der König.

Ludw. Friedr. v. Gasten, Lieutn.
Adjutant d. Reg. Waldeck.

Der Prinz von Preussen.

Lewin Rudolph v. d. Schulenburg
Gen.-Major u. Kriegsminister.

Joach. Bernh. v. Prittwitz, Gen.-M.
Inspector d. Cavallerie.

George Friedr. v. Tempelhof, Maj.
Artillerie.

Wichard Joach. Heinr. v. Möller
Gen.-Lieutn. u. Gouverneur.

Schildwacht.

George Ernst von Holzendorff, Gen.-Major
d. Artillerie.

Carl Otto v. Wedel, Lieutn. u.
Reg. v. Waldeck.

Heinr. Gottlob v. Braun, Gen. Lt.
u. Commandant.

Friedr. Wilh. v. Wartenberg, Gen.-L.



Im Parolesaale des königlichen Schlosses zu Berlin: Zieten vor Friedrich dem Großen sitzend.
Verkleinertes Facsimile der Radirung von Daniel Chodowiecki.

eine Kriegsflotte zu bauen, über Seekrieg und Seerecht ganz anders denken lernte als vorher. Der ehemalige Gesandte, nunmehrige Präsident der vereinigten Staaten John Adams schrieb am 13. Mai 1799: „Wir dürfen auf die Ausstellung von Kaperbriefen nicht verzichten."[1]) Der Vertrag von 1785 war mithin nichts weiter als eine Urkunde über die Gesinnungen, in welchen Friedrich der Große sich mit den besten Bürgern des jungen Freistaats von Amerika einmal zusammengefunden, sowie seiner weitsichtigen, immer wachen, immer thätigen Fürsorge für Wohlfahrt und Gedeihen der wirthschaftlichen Arbeit seines Volkes.

Während das persönliche Tagewerk Friedrichs des Großen zu Ende ging, reifte der Ausbau seines Rechts- und Culturstaates dem Abschluß entgegen, insoweit ihm mit den Mitteln des alten bevormundenden Staates ein solcher überhaupt erreichbar war.

In der Cabinetsordre vom 5. September 1779 hatte der Minister von Zedlitz für die Reform des Mittelschulunterrichts endlich einen festen Boden und in dem von Meierotto musterhaft geleiteten Gymnasium im Joachimsthal ein Vorbild für alle ähnlichen Anstalten des Staates gewonnen.[2])

Die Abfassung eines „allgemeinen subsidiarischen Gesetzbuchs" für ganz Preußen war dem Großkanzler der Justiz v. Carmer am 14. April 1780 aufgetragen worden und nachdem dieser in Gemeinschaft mit dem Geh. Justizrath Suarez und dem Assistenzrath Klein vier Jahre emsig bei der Arbeit gewesen war, rief er am 14. März 1784 das gesammte Publikum zur Mitarbeit öffentlich auf, indem er seinen „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die preußischen Staaten" im Druck erscheinen ließ und gleichzeitig zur „gründlichen, redlichen und freimüthigen Prüfung" desselben alle Sachverständigen inner- und außerhalb des Landes feierlich aufforderte.[3])

Die Wirthschaftspolitik des Königs war jetzt seit mehr als zwanzig Jahren in systematisch geregeltem Gange; wir kennen die Grundsätze, von denen sie geleitet war, wie die wichtigsten der Einrichtungen, die ihr dien-

---

1) Kapp S. 144. 2) Rethwisch, Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen. Berlin 1881. S. 145 ff. Ueber die mächtige Förderung des Volksschulwesens im damaligen Preußen durch Friedrich Eberhard v. Rochow, den Verfasser des berühmten „Kinderfreundes" von 1776, siehe Strack, Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Gütersloh 1872. S. 206 ff. Rochow wird auch von Mirabeau, Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand. I, 228 höchst ehrenvoll erwähnt. 3) Preuß III, 418—420. In dem zweiten Theil Titel 13 des späteren „allgemeinen Landrechts" finden sich folgende für den Staat Friedrichs des Großen bezeichnende Sätze: §. 1. Alle Rechte und Pflichten des Staates gegen seine Bürger und Schutzverwandten vereinigen sich in dem Oberhaupt desselben. §. 2. Die vorzüglichste Pflicht des Oberhauptes im Staate ist, sowohl die äußere als innere Ruhe und Sicherheit zu erhalten und einen Jeden bei dem Seinigen gegen Gewalt und Störungen zu schützen. §. 3. Ihm kommt es zu, für Anstalten zu sorgen, wodurch den Einwohnern Mittel und Gelegenheit verschafft werden, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden und dieselben zur Beförderung ihres Wohlstandes anzuwenden.

ten.[1]) Kein Physiokrat konnte eifriger auf Pflege des Ackerbaus und Vermehrung der ackerbautreibenden Bevölkerung, kein Mercantilist konnte emsiger auf Förderung von Gewerbefleiß und Handel und kein Mann des Fiscus konnte erfinderischer auf Steigerung der Einnahmen des Staates bedacht sein, als Friedrich der Große gewesen ist. Wer nur eine dieser drei Seiten seines Thuns beachtet, thut ihm gerade so unrecht wie seinem Vater derjenige, der diesen als einen Feldwebel und weiter nichts betrachtet. In der eisernen Thatkraft, mit welcher Friedrich verband, was sonst von Theoretikern und Praktikern stets getrennt ward, in der bewunderungswürdigen Umsicht, mit der er das Ueberwiegen des Einen auf Kosten des Andern zu vermeiden suchte, liegt die Eigenart und die Größe eines Systems, das jedes Mal verkannt wird und verkannt werden muß, wenn man aus dem Zusammenhange reißt, was nur im Zusammenhange verständlich ist, vollends dann, wenn man wie üblich nach den Bedürfnissen, die der damaligen Lage Preußens entsprangen, gar nicht fragt. Da Mirabeau diese Wirthschaftspolitik einer eingehenden Prüfung unterwirft, sagt er ausdrücklich, er untersuche nicht, ob dieselbe in ihrem Gesammtergebniß für Preußen günstig gewesen sei oder nicht.[2]) Er prüft lediglich ihre theoretische Richtigkeit oder vielmehr er will nachweisen, daß sie theoretisch falsch sei in all ihren Voraussetzungen und Folgerungen; so falsch, daß er im Grunde kaum begreift, wie es Preußen fertig gebracht hat, nicht daran zu Grunde zu gehen; denn die Gegengewichte, welche er aufzählt,[3]) reichen wahrlich nicht aus, dies Räthsel aufzuklären. Gerade das aber, was Mirabeau nicht prüfen will, ist die eigentliche Aufgabe des Historikers, der es nicht mit den Schlagwörtern der Schule, sondern mit den Thatsachen der Geschichte zu thun hat, und aus diesen bescheiden lernt, was der Theoretiker schon im Voraus zu wissen meint.

2,240,000 Unterthanen hatte Friedrich der Große im Jahre 1740 überkommen, 2 Millionen neuer Unterthanen hatten ihm Schlesien, Westpreußen und Ostfriesland zugebracht, durch die natürliche Vermehrung der einheimischen Bevölkerung einerseits, durch umfassende Ansiedelungen nicht Einheimischer andererseits hatte er seinen Staat schließlich auf 6 Millionen Seelen gebracht[4]) und die Nothwendigkeit, mit diesen 6 Millionen Alt- und Neupreußen, umgeben von mächtigen Feinden und ohnmächtigen Freunden, innerhalb durchaus offener Grenzen die Stellung einer Großmacht ersten Ranges zu behaupten, war nun das eherne Gesetz, dem all sein Schaffen und Walten im Innern

---

1) S. S. 514 ff. 2) De la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand u. A. III, 343 — notre dessein n'est pas, — ne sera jamais d'examiner la balance du commerce pour les provinces prussiennes, et de chercher si elle leur est favorable ou défavorable. Ces sortes de calculs nous paraissent toujours inutiles et illusoires. Allerdings ist hier von der „Handelsbilanz" im Sinn des achtzehnten Jahrhunderts die Rede. Aber diese ist doch nichts anderes als der Jahresabschluß des Geschäftsmannes und gibt Antwort auf die Frage: ob und wieviel im letzten Jahr verdient worden ist. 3) I, 189 ff. 4) Hertzberg, Huit dissertations. Berlin 1787. S. 207 ff.

unterlag.[1]) Der Sicherheit und Großmachtstellung des Staates diente außer 15 Festungen ein jederzeit marschfertiges Heer von 200,000 Mann, dessen Mannschaften zur einen Hälfte aus geworbenen Ausländern, zur andern aus preußischen Bauernsöhnen bestanden. Die Letztern standen im April und Mai jedes Jahres bei ihren Regimentern und kehrten nachher wieder zur ländlichen Arbeit zurück.[2]) Demselben Zweck diente ein Kriegsschatz, den Friedrich der Große schließlich auf die stattliche Höhe von mindestens 55,202,010 Thaler gebracht hat.[3]) Und aus denselben Ueberschüssen, welche ihm die Zurücklegung eines so bedeutenden Capitals gestatteten, konnte der König in den zwanzig Jahren von 1763—1783 alljährlich 2 Millionen, also zusammen 40 Millionen Thaler an außerordentlichen Gaben für die Förderung des Wohlstandes in den Provinzen verwenden.[4]) Das war die Frucht der außerordentlichen Einnahmequellen, die sich Friedrich der Große zu eröffnen gewußt hatte.[5]) Wie war nun die Lage des Ackerbaues und der Industrie unter dem Druck der neuen Abgaben einer- und dem Einfluß der königlichen Zuwendungen andrerseits?

Hierüber sagt der Minister Hertzberg auf Grund amtlicher Nachweise über die Ergebnisse der zweiundzwanzig Friedensjahre:[6]) Auch die minder fruchtbaren Landestheile, zu denen die Marken, Pommern, Westpreußen und theilweise selbst Schlesien gehört, bringen immerhin so viel Korn hervor, als sie für den eignen Bedarf brauchen. Andere, wie Magdeburg, Halberstadt, Ostpreußen und Altmark, erzeugen so viel über ihren Bedarf, daß sie ausführen können. Seit 1740 hat Preußen keine Mißernte erlebt und selbst in dem Unglücksjahre 1772, wo selbst die fruchtbarsten Länder, wie Sachsen und die Pfalz, von einer wahren Hungersnoth heimgesucht wurden, hat Preußen von seinem eignen Getreide leben und sogar noch an die Nachbarn abgeben können.[7]) In den Jahren, welche eine Durchschnittsernte geben, kann Preußen für 2 Millionen Thaler Getreide ausführen, und in schlechten Jahren hilft der König, wozu er jederzeit im Stande ist, durch Oeffnung seiner großen Militärmagazine aus, indem er den Unterthanen entweder schenkt oder zu mäßigen Preisen verkauft. Uebrigens kann die preußische Monarchie nie in Getreidenoth kommen, weil sie hinter sich die fruchtbaren Länder Polen, Böhmen und Sachsen hat, die nur über Preußen ausführen können und auf der Elbe, der Oder und der Weichsel bequeme und wohlfeile Wasserstraßen haben. Der einheimische Ackerbau erfreut sich seitens des Königs und seitens der Betheiligten selbst so eifriger Pflege, daß sein Ertrag beständig wächst und sogar Gegenstand eines ganz beträchtlichen Handels ist. Die Städte Königsberg, Memel, Elbing, Danzig und Stettin führen in gewöhnlichen Jahren mehr als eine Million Scheffel Getreide jeder Art aus.

---

1) S. S. 522ff. 2) Hertzberg S. 201. 3) Riedel, Der brandenburgisch-preußische Staatshaushalt. Berlin 1866. S. 120ff. 4) Hertzberg S. 175—78, wo die Verwendungen im Einzelnen ziffermäßig aufgeführt sind. 5) S. S. 523 ff. 6) S. 250ff. 7) S. S. 532 u. 570/71.

Ueber den Stand des Gewerbfleißes, der „nationalen Industrie“, gibt Hertzberg aus dem Jahre 1785 eine Tafel, deren Ziffern beredter sind als alle Worte. Sie lautet wie folgt:

Die preußischen Staaten haben im Jahre 1785 gehabt:

	Geschäfte	Beschäftigte	Ertrag in Thalern
In Leinwand	51,100	80,000	9,000,000
„ Tüchern und Wollwaaren	18,000	58,000	8,000,000
„ Seide	4,200	6,000	3,000,000
„ Baumwollwaaren	2,600	7,000	1,200,000
„ Leder		4,000	2,000,000
„ Eisen, Stahl, Kupfer rc.		3,000	2,000,000
„ Tabak 140,000 Centner einheimisches Gewächs		2,000	1,000,000
„ Zucker		1,000	2,000,000
„ Porzellan und Fayence		700	200,000
„ Papier		800	200,000
„ Talg und Seife		300	400,000
„ Glas und Spiegel			200,000
„ Manufakturen in Gold, Silber, Spitzen, Stickereien		1,000	400,000
„ Krapp aus Schlesien			300,000
„ Oel		600	300,000
„ Bernstein		600	50,000
		165,000	30,250,000

Auf dieser Tafel sind nur die größeren Fabriken berücksichtigt, nicht die kleineren (Wachsbleichereien, Stärke-, Alaun-, Essig-, Uhrenfabriken u. s. w.), deren Gesammtertrag sich noch auf mehrere Millionen im Jahre belaufen mag. Von den nachgewiesenen 30 Millionen Jahresertrag kommen 11 Millionen auf Schlesien und 9 auf die Kurmark Brandenburg allein, weil in der Hauptstadt und den andern Städten derselben die meisten Fabriken sich befinden. An den Leinwandfabriken hat Schlesien mit 7 Millionen Ertrag den größten Antheil; die kleine Stadt Hirschberg allein führt für 2,400,000 Thaler aus. Der Ausfuhrwerth aller preußischen Fabriken belief sich auf 14 Millionen; der Rest mit 16 Millionen ist im Lande verbraucht worden. Außer Rechnung sind geblieben Getreide, Holz, Salz, Hanf sowie die Schiffahrt- und Schiffbauartikel der Provinzen Pommern und Preußen; desgleichen die reichen Erträge der preußischen Bergwerke, die weder Gold noch Silber tragen. Mit Einschluß des bedeutenden See- und Küstenhandels, den die Provinzen Preußen, Pommern, Ostfriesland treiben — 1300 preußische Schiffe fahren z. B. alljährlich durch den Sund — berechnet Hertzberg den Gesammtertrag der wirthschaftlichen Arbeit Preußens auf 40 Millionen Thaler jährlich und dabei

kommt noch besonders in Betracht, daß die meisten Artikel, die sie braucht und vertreibt, wie Leinen, Wolle, Leder, Seide, Eisen, Kupfer, Tabak, Krapp, Bernstein, Holz und Getreide theils im Lande selbst zu finden, theils wohlfeil aus Polen zu beziehen sind und von fremden Völkern nur Wein, Kaffee, Zuckerrohr, Specereien, Oel, feine Wolle, Baumwolle, feine Seide und andre Luxusgegenstände gekauft werden müssen, deren Gesammtwerth weit hinter den 20 Millionen Ausfuhr zurückbleibt, so daß also die fremde Einfuhr um ein ganz Erhebliches von der preußischen Ausfuhr übertroffen wird.[1])

Ein anschauliches Bild der Art, wie Friedrich seine außerordentlichen Zuwendungen vertheilte, gibt eine weitere Tafel Hertzbergs, enthaltend „die Summe, welche der König seit dem 1. Juni 1785 für Wiederaufbau und Verschönerung der Städte, für Förderung des Ackerbaues und der Fabriken und im Allgemeinen für Aufbesserung seiner Staaten angelegt oder seinen Unterthanen zum Geschenk gemacht hat".[2])

Zu solchen Zwecken hat er für das eine Jahr 2,901,756 Thaler, also beinahe 3 Millionen angewiesen und um die Art der Vertheilung dieser Summe durch Beispiele zu veranschaulichen, greifen wir die Aufwendungen für die Kurmark, Pommern und Westpreußen heraus.

In der Kurmark Brandenburg waren angewiesen worden:

1.	In der Stadt Berlin für den Bau von Privathäusern und Kasernen, für den Wiederaufbau der Charité und den Massivbau der Spandauer Brücke	230,000	Thaler.
2.	In Potsdam für neue Privathäuser und Ausbesserungen	220,000	„
3.	Für Maurerarbeit auf den Domänen des Königs	19,000	„
4.	Für verschiedene Landesmeliorationen, wie Trockenlegung des großen Drömmlingbruchs in der Altmark und Erbauung von Tagelöhnerwohnungen	200,000	„
5.	Für Vertheilung von Korn an Bauern, welche in Folge von Mißernte oder Ueberschwemmungen Mangel an Brod hatten	34,000	„
6.	Für Anschaffung von Sommeraussaat für dieselben	21,000	„
7.	Für Ankauf von spanischen Schafen	22,000	„
8.	Für Vermehrung der Wollmagazine	17,000	„
9.	Für Verbesserungen in Bezug auf das Wollspinnen	4,000	„
10.	Für eine Fabrik von Wollstoffen in Zinna	3,000	„
11.	Für eine Maulbeerpflanzung in Nowawes	2,000	„
12.	Für Ankauf und Magazinirung von Seidencocons	20,000	„
13.	An die Armen der deutschen und französischen Kirche für Holz	20,000	„
		812,000	Thaler.

1) S. 254/57. 2) S. 264—270.

In Pommern:

1.	Für Verbesserung von adeligen Gütern und Colonieen, zum Bau von Häusern für die Zucht von Seidenwürmern, für Aussaat von Klee u. s. w.	100,000	Thaler.
2.	Zur Erbauung von Häusern für 651 Tagelöhnerfamilien, sowie für Kirchen- und Schulhäuser	100,000	„
3.	Für Ausbesserung des Hafens von Swinemünde	13,638	„
4.	Für Ausbesserung der Brücken von Colberg	7,432	„
5.	Für Vermehrung der Wollmagazine	6,000	„
6.	Für eine Fabrik von baumwollenen Strümpfen zu Gartz	4,000	„
7.	Für eine Lederfabrik zu Anclam	3,000	„
8.	Für eine Lederfabrik zu Treptow	1,500	„
9.	Für eine Segeltuchfabrik zu Rügenwalde	5,000	„
10.	Für eine Fabrik von Schiffstauen ebendas.	4,000	„
11.	Für eine Fabrik von Zelttuch in Stettin	3,000	„
12.	Für Sommeraussaat an nothleidende Bauern	19,000	„
		266,570	Thaler.

In Westpreußen:

1.	Für Weiterführung der Festungsbauten in Graudenz	400,000	Thaler.
2.	Für Verbesserungen in den Aemtern	100,000	„
3.	Für Wiederaufbau wüstliegender Städte	30,000	„
4.	Für Ansetzung schwäbischer Colonisten	40,000	„
5.	Für Landleute, welche durch Stürme Schaden gelitten hatten	6,000	„
6.	Für eine Schönfärberei in Bromberg	2,600	„
7.	Für eine Fabrik von feinem Tuch in Kulm	7,200	„
8.	Für ein Pfarrhaus in Tuchel	800	„
9.	Für ein Exercierhaus in Elbing	1,200	„
		587,800	Thaler.

In solcher Weise hat Friedrich der Große die 45 Millionen[1]) Thaler verwendet, die er in den 23 letzten Jahren seiner Regierung neben dem Kriegsschatz erübrigen konnte. Nehmen wir diesen mit 55 Millionen hinzu, so müssen wir, um so bedeutende Erübrigungen erklärlich zu finden, außerordentliche Einnahmen von ganz ungewöhnlicher Höhe und Ergiebigkeit voraussetzen und diese hat denn auch die neue „Generaladministration der königlichen Gefälle" von 1766 aus ihren Zöllen und der Accise nach dem Tarif von 1769 wirklich beschafft. Der Gesammtbetrag der reinen Ueberschüsse, welche dieselbe in den 21 Jahren seit ihrer Stiftung nach Abzug aller Kosten geliefert hat, beziffert sich auf nicht weniger als 112,341,268 Thaler[2]) und übersteigt somit noch um ein Erhebliches die Summe, welche der Kriegsschatz

1) Zu den 40 Millionen für 1763—83 zähle ich 2 für 1784 und 3 für 1785/86 hinzu. 2) Riedel S. 160.

von 55 Millionen mit den 45 Millionen Spenden zusammen bildet. Sein System aber bestand nun darin, daß er durch eine Besteuerung von Gegenständen des allgemeinen Verbrauchs die Mittel gewann, einerseits die äußere Sicherheit des Staates zu verbürgen, andrerseits den Ackerbau und Gewerbfleiß der Nation zu fördern. Zur Handhabung desselben hat er Franzosen berufen, zur Erhöhung seiner Erträge hat er sich ihres Raths bedient und die Art, wie sie mit ihren 400 „Kaffeeschnüfflern" das Monopol der Kaffeebrennerei seit 1781 ausgebeutet haben, hat, obwohl der Kaffee jetzt weit wohlfeiler war, als früher,[1]) unendlich viel Unzufriedenheit im Lande erregt: so ist der Anschein entstanden, als wäre das System der Verbrauchsbesteuerung[2]) selbst ein fremdes, ein unpreußisches gewesen. Aber das gerade Gegentheil war der Fall. Die Verbrauchsabgabe oder Accise war eine altbrandenburgische Einrichtung und ihre allgemeine Einführung in den Städten hat dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm[3]) die feste Grundlage seiner militärischen und finanziellen Hausmacht geschaffen. Der geradezu erlösende Umschwung, der eintrat, als seit 1667 die brandenburgischen Städte, Berlin voran, sich durch die Accise von dem unerträglichen Druck der Contribution befreien durften,[4]) erschien den Denkenden unter den Zeitgenossen als ein staats- und volkswirthschaftliches Ereigniß ersten Ranges. In der Presse erhob sich ein Lobredner der Accise, wie ihn vielleicht noch niemals irgend eine Steuer gefunden hat. Unter der Ueberschrift: „Entdeckte Goldgrube in der Accise" erschien im Jahre 1685 zu Zerbst eine nachmals oft wieder gedruckte Schrift,[5]) welche dem großen Kurfürsten gewidmet war und in deren Widmung es hieß: „Es ist kein gemeines, sondern Heroisches Unterfangen, daß Ew. Churfürstl. Durchlaucht zu Ihres Staats und des gantzen Römischen Reichs eintziger Wohlfahrth, einen Militem perpetuum zu unterhalten sich beständig resolviret. Es ist eine höchstgepriesene Welt-Politique, welche Ew. Churfürstl. Durchl. bewogen die Commercien in Ihren Landen zu stabiliren

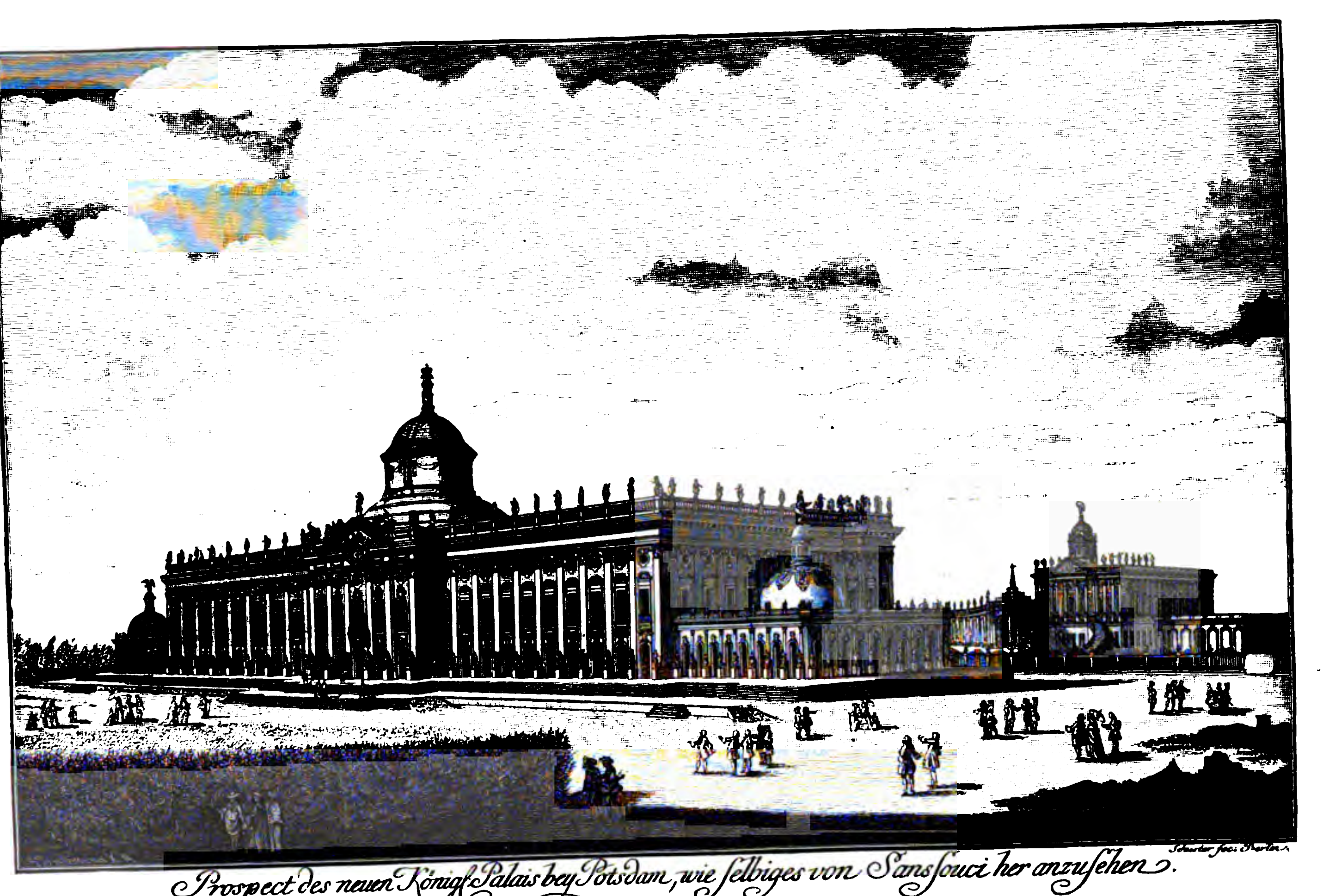
---

1) Riedel, Staatshaushalt S. 108. 2) Ich vermeide die Bezeichnung: „direkte und indirekte Besteuerung", und glaube es wäre gut, wenn man sie überhaupt vermiede und sie ersetzte durch die Ausdrücke: Besteuerung des Eigenthums, des Einkommens, des Handels (Zölle) und des Verbrauchs (Accise). 3) Seine erste Accise- und Steuereinrichtung ist am 30. Juli 1641 publicirt worden, siehe die Abhandlung Ladenbergs „über die altpreußische Accise- und Zollverfassung bis 1810" bei Dieterici, Zur Geschichte der Steuerreform in Preußen. Berlin 1875. S. 4 ff. 4) Ranke, Preußische Geschichte. S. W. 25/26. Bd., S. 280 ff. 5) In der mir vorliegenden vierten Auflage lautet der vollständige Titel folgendermaßen: „Entdeckte Goldgrube in der Accise, das ist: Kurtzer jedoch gründlicher Bericht von der Accise, daß dieselbe die allerreichste, politeste, billichste, ja eine gantz nöthige Collecte sey, Wobey auch ein und anders von der Contribution und Schatzung zu befinden, Zu grossen Aufnehmen aller Obrigkeiten und deren Unterthanen vorgestellet, zum vierdten mahl gedruckt, Vormahls herausgegeben von Christiano Teutophilo. Magdeburg und Leipzig, Bey Christoph Seideln Anno 1718." 116 S. Der Verfasser war der halberstädtische Steuerrath Tenzel, nachmals Syndicus der Stadt Halle, vgl. Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. S. 320 ff.

und zu deren Beförderung die höchste Sorgfalt anzuwenden, wie solches unterschiedliche Werke, sonderlich derjenige neue Graben, dadurch grosse Ströme, ja Meere conjungiret werden, ausweisen. Alle diese Heroische Unterfangungen aber werden durch die Accise zu der höchsten Vollkommenheit zu bringen seyn, welche sonst ohne und ausser derselben wohl in ihrer Blüte verwelcken könten. Wann nun die göttliche Direction Ew. Churfürstl. Durchl. von jüngster Jugend auf zu solchen Helden-mässigen Vornehmen gewidmet zu haben scheint, so ist kein Wunder, wann Sie die Accise als einen Saamen grosser ruhmwürdiger Wercke mit höchstem Eifer schätzen und von allen Ein- und Vorwürffen zu befreyen, auch solche in alle Dero Lande zu introduciren suchen."

Friedrichs des Großen Neuerungen seit dem Jahre 1766 bestanden nun darin, daß er erstens einen staatlichen Grenzzoll mit vielen Einfuhrverboten aufrichtete, daß er zweitens die Accise, die bisher blos Fleisch und Brod, Bier, Wein und Branntwein betroffen hatte, auf eine große Menge von Fremd- und Luxuswaaren ausdehnte[1]) und drittens erst den Tabak, nachher auch den Kaffee zum Gegenstand eines Staatsmonopols machte. Den Vorzug, den er bei der Leitung des größten und wichtigsten Theiles dieser Geschäfte den Franzosen eingeräumt, hat er selbst noch als einen schweren Mißgriff bereut,[2]) das System selbst aber nicht. Wie unabhängig dieses von den Franzosen war, zeigte nachher die Thatsache, daß es unter Friedrich Wilhelm II., nach de Launays Proceß und Entlassung, in allem Wesentlichen beibehalten ward, nur daß die Verwaltung nunmehr einen vollständig staatlichen Charakter annahm und daß die beiden Monopole, das des Tabaks[3]) und das des Kaffees fallen gelassen wurden. Diese eine That-

1) Der oben S. 525, Anm. 3 erwähnte Tarif von 1769 umfaßt nicht weniger als 215 halbe Folioseiten, wobei freilich alle älteren Tarife von 1703 an mit aufgeführt sind. 2) S. S. 525. 3) Die Aufhebung des Tabaksmonopols, das zwanzig Jahre bestanden, zu keiner Klage Veranlassung gegeben und lediglich Vortheil gebracht hatte, war die verhängnißvollste der Uebereilungen, mit welchen Friedrich Wilhelm II. seine Regierung eröffnete. Von der „General-Tabaks-Administration", welcher Friedrich der Große den Alleinhandel mit Tabak auf königliche Rechnung im Juli 1766 übertragen hatte, sagt Riedel, der kein Freund dieser ganzen Wirthschaftspolitik ist (Staatshaushalt S. 103): „Die letztere Finanzoperation gelang dem König vergleichsweise am besten. Sie kam der Landescultur zu Statten durch die bewunderungswürdige Sorgfalt, welche der König hiernach auf die Hebung des inländischen Tabaksbaues und der inländischen Methoden der Tabakfabrikation unmittelbar verwandte. Die General-Tabaks-Administration gewährte auch der königlichen Dispositionskasse ein reines Einkommen, das nach zwanzig Jahren, im Jahre 1785/86 den Betrag von 1,286,289 Thlr. erreichte. Für das Rechnungsjahr 1786/87 belief sich dasselbe auf 1,140,778 Thl." Was war die Folge der Aufhebung? Man fand keine Deckung für den Ausfall dieser Einnahme und mußte das Monopol im Juni 1797 wieder aufnehmen. Aber da war es zu spät, es wieder einzubürgern. Friedrich Wilhelm III. ließ es schon am 25. December 1797 von Neuem fallen. Ueber Friedrichs d. Gr. Sorge für den Tabaksbau s. Stadelmann S. 182—186.



Prospect des neuen Königl. Palais bey Potsdam, wie selbiges von Sanssouci her anzusehen.

sache reicht aus, um die Klagen in ihrem richtigen Lichte erscheinen zu lassen, die später gegen de Launay amtlich erhoben worden sind, und eigentlich gegen Friedrich den Großen und sein System selbst gemeint waren. Mit der Fortdauer des Systems unter einer Regierung von ganz anderer Sinnesrichtung muß man die oben mitgetheilten Ziffern Hertzbergs über seine Erfolge für Staat und Volk zusammenhalten, um zu sehen, wie „schauderhaft, unerhört" hier zwanzig Jahre lang „der Staat ruinirt, das Volk zu Grunde gerichtet, Gewerbefleiß und Arbeit erstickt worden ist".[1])

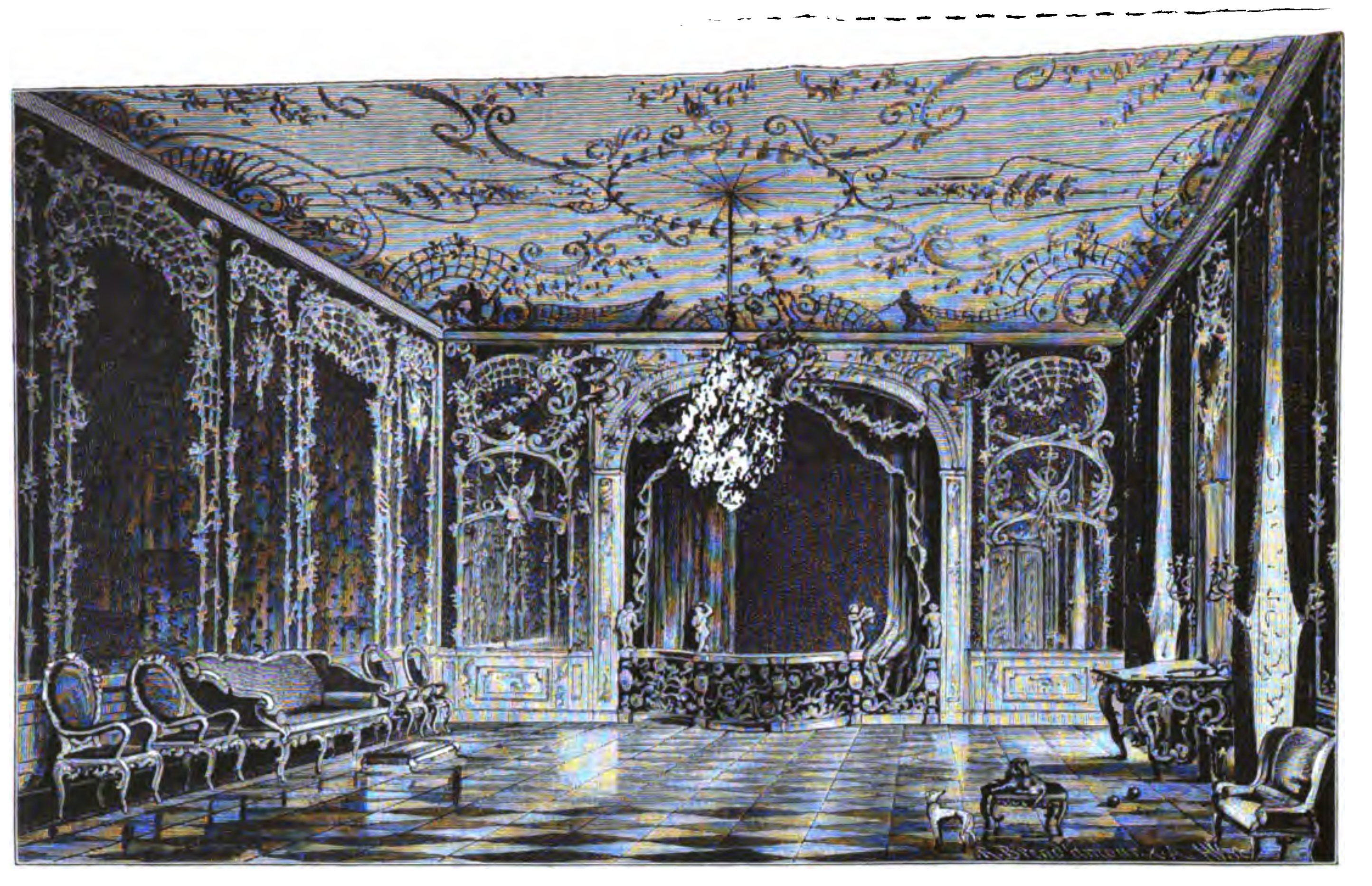
Der Lebensabend Friedrichs des Großen war gekommen. Im Frühling 1786 empfing der Held des scheidenden Weltalters einen geistreichen Franzosen, von dem noch Niemand ahnte, welche Rolle er beim Anbruch des kommenden spielen werde. Es war der junge Graf Mirabeau, der am 19. April über seinen Besuch beim König in Potsdam schrieb:[2]) „Ich war eine Stunde weniger einige Minuten beim König, er saß im Lehnstuhl, denn die Morgenspazierfahrt hatte ihn ermüdet: er hat sie so rasch gemacht, daß zwei Pferde seiner Gespanne zu Schanden gefahren worden sind. Es ist unmöglich, sich einen frischeren Kopf, eine liebenswürdigere Unterhaltung zu denken, aber ich bin ihrer nicht froh geworden. Die ungemeine Mühe, die ihm das Athmen machte, hat mich mehr beengt als ihn. Es ist ein sehr rührendes Schauspiel, einen großen Mann im Zustand des Leidens zu sehen. Die Art seines Leidens ist so beschaffen, und meine Ergriffenheit war so stark, daß ich die Erörterungen fürchtete und mit fast abergläubischer Scheu Alles vermied, was eine Unterhaltung verlängern konnte, die mich zu jeder anderen Zeit glücklich gemacht hätte. Sie begreifen diese Empfindung und es ist mir gleichgiltig, ob sie sonst von Vielen begriffen wird: schließlich, dieser außerordentliche Mann wird regieren bis an sein Ende und die Sonne wird dies Ende hinausrücken. Heute Abend reise ich ab, nachdem ich viel Gärten, viel Vergoldetes, einige schöne Gemälde, einige schöne Antiken und einige Höflinge gesehen habe und bei dieser langen Musterung hat mich nichts so ergriffen, als dieser Mann, der so hoch steht über dem Rang, in den das Schicksal ihn gestellt, nachdem es ihn eigens dafür geschaffen, ihn auszufüllen." Aus der Unterhaltung, die beide Männer gepflogen haben, kennen wir nur einen Zug. Mirabeau[3]) hatte gefragt: „Warum ist der Cäsar der Germanen nicht auch ihr Augustus gewesen? Warum hat Friedrich der Große nicht geruht, sich dem Ruhm der literarischen Umwälzung anzuschließen, die sich zu seiner Zeit vollzog, sie zu beschleunigen, sie zu beleben mit dem Feuer seines Genius, seiner Macht?" — „Aber," lautete die Antwort des Königs, „was hätte ich zum Besten der deutschen Schriftsteller thun können, das die

1) So heißt es ja am Schluß des Examen du compte rendu au Roi par M. de Launay (Mirabeau, Mon. pruss. IV. I, 351): Qu'il a ruiné l'état pendant vingt ans d'une façon affreuse — qu'il a abymé le peuple — qu'il a écrasé l'industrie et l'art etc. 2) Mémoires IV, 296/97. 3) Monarchie prussienne. I, 206/7.

Wohlthat aufgewogen hätte, die ich ihnen erwies, als ich mich um sie nicht kümmerte, ihre Bücher nicht las?"[1])

Daß der König Friedrich vier und siebenzig Lebensjahre ohne eine einzige längere Krankheit zurücklegen werde, war dem Kronprinzen Friedrich an der Wiege nicht gesungen worden.[2]) Ohne geradezu kränklich zu sein, war er doch nie gewesen, was man einen kräftigen, gesunden Jungen nennt und die Ausschweifungen, zu denen er schon in seinem sechszehnten Lebensjahr verleitet wurde, hatten seinen ohnehin nicht starken Körper derart angegriffen, daß ihm von Vielen ein früher Tod, noch vor dem des Vaters geweissagt ward. Häufige Gichtanfälle, gegen die er große Dosen Chinin zu brauchen pflegte, machten schon dem acht und zwanzigjährigen König viel zu schaffen und erst in der furchtbaren Spannung, die der Weltkrieg der sieben Jahre über sein ganzes Wesen verhängte, schien die Macht seiner Seele vollständig Herr geworden zu sein über die Unmacht seines Leibes; wenigstens war er nie vorher noch nachher so gesund als in den Kriegssommern zwischen seinem vier- und vierzigsten und ein und fünfzigsten Lebensjahre, da er die unglaublichsten Geistesanstrengungen und Gemüthserschütterungen ebenso siegreich überwand wie er jede Entbehrung von Nahrung, Schlaf und Bequemlichkeit bei jeglicher Witterung bei Tag und Nacht spielend ertrug. Hatten ihn im Winter Gicht, Podagra und Hämorrhoiden gequält, so war er jedes Mal wie neugeboren, wenn im Frühjahr die Lust der That, der freudige Schwung des Helden ihn überkam. Eben das Entbehren alles häuslichen Behagens, das athemlose Dahinstürmen durch Kampf, Gefahr, Aufregung jeder Art erhielt ihn gesund, schneidig und rüstig. In dem langen Frieden, der dann folgte, und der nur einmal durch einen in der That greisenhaft geführten Krieg unterbrochen ward, litt er an Uebeln, die er sich selber immer neu bereitete: ihre einzige, nicht auszurottende Wurzel war seine Leidenschaft viel und gut zu essen. Die unüberwindliche Eßlust und Schwerzehrigkeit war der böse Feind, gegen den keine Kunst der Aerzte und schließlich auch die unerbittliche Regelmäßigkeit seines Arbeitslebens nicht mehr aufkam. Einem Schlaganfall folgte im September 1785 ein heftiges Podagra, diesem im Februar 1786 Wassersucht in der Brust und im Unterleibe, bei furchtbar raschem Verfall der Kräfte: in diesem Zustande traf ihn Mirabeau, der angesichts seiner Gebrochenheit dennoch den Eindruck hatte, daß dieser König arbeitend sterben und noch sterbend arbeiten werde und diese Zuversicht trog ihn nicht. Das bezeugt uns Graf Hertzberg, der mit den Grafen Schwerin, Görtz, Lucchesini und Pinto vom 9. Juli bis zum 17. August täglich mehrere Stunden um ihn war.[3]) Der König war schon von der Wassersucht derart angegriffen, daß er sich nicht mehr allein aus dem Lehnstuhl aufrichten konnte, in dem er — unfähig in einem Bett zu schlafen —

1) Zur Sache vgl. I, 531/32. 2) Dohm, Denkwürdigkeiten. III, 160ff. 3) Huit dissertations. S. 278ff.



Das Schlafzimmer Friedrichs des Großen in Sanssouci in dem Zustande zur Zeit des Königs;
(später wurde es von Schinkel vielfach verändernd ausgebaut). Nach einem gleichzeitigen Aquarelle von dem Baumeister Strack. Rechts im Vordergrunde der Stuhl, in welchem der König gestorben ist; jetzt im Hohenzollern-Museum zu Berlin befindlich. Der König schlief in dem von dem Hauptraum durch die Balustrade abgegrenzten Nebenraum.

Tag und Nacht verbringen mußte. Obwohl man aus seinem Aussehen auf grausame Schmerzen schließen mußte, hat er selbst nicht durch das geringste Zeichen Schmerz und Unbehagen kund gegeben. Mit heiterer, zufriedener und ruhiger Miene hat er, ohne je von seinem Zustande oder vom Tode zu reden, von Geschäften, Literatur, alter und neuer Geschichte, ganz besonders aber vom Land- und Gartenbau, womit er unablässig beschäftigt war, mit seiner Umgebung gesprochen. Sein Tagewerk blieb in dem alten geregelten Gang. Nachdem er in den Abend- und Morgenstunden die Depeschen seiner auswärtigen Gesandten, die Berichte seiner Generale und Minister gelesen, ließ er um 4 oder 5 Uhr morgens, je nach der Zahl der Geschäfte, seine drei Cabinetssekretäre einen nach dem andern eintreten, diktirte dem einen Erlasse an die Gesandten, die dann dem Minister Hertzberg zugingen, den beiden andern die Befehle an Generale und Minister, sowie die Antworten auf die zahllosen Zuschriften und Beschwerden von Privaten, das Alles aber so eingehend und gedankenreif, namentlich in den bewunderungswürdig abgefaßten Depeschen, daß die Sekretäre nichts weiter als Titel, Formalien und Datum hinzuzufügen hatten. Wenn er um 7 oder 8 Uhr mit diesen Dingen fertig war, ließ er den Commandanten von Potsdam, General-Lieutenant von Rohdich eintreten, danach seine Flügeladjutanten, um ihnen mündlich die militärischen Befehle zu geben. Erst wenn er auf diese Art seine Geschäfte als König erledigt hatte, ließ er den Chirurgen und mehrmals auch einen Arzt kommen, um die nöthigsten Vorkehrungen zu treffen, welche sein Körperzustand erforderte. Gegen 11 Uhr empfing er Hertzberg und mit ihm die oben genannten Herren, unterhielt sich mit ihnen bis zum Glockenschlag 12, worauf er sie verabschiedete und allein sein Mittagessen einnahm. Am Nachmittag vollzog er alle die Depeschen, Befehle und Briefe, die er am Morgen diktirt und die inzwischen von den Sekretären fertig gestellt sein mußten. Um 5 Uhr ließ er von Neuem die uns bekannte Gesellschaft kommen und unterhielt sich mit ihr bis 8 Uhr, dann nahm er wiederum allein sein Abendessen ein, ließ sich von seinem Vorleser Schriften einiger alten Classiker wie Cicero, Plutarch u. s. w. vorlesen, las die eingelaufenen Depeschen durch und genoß dann des kurzen Schlafes, den ihm sein Zustand gestattete. So ging es mit unwandelbarer Regelmäßigkeit bis zum 15. August, an dem er noch Depeschen diktirte, deren meisterhafte Abfassung dem geschultesten Minister Ehre gemacht hätte. Erst am 16. August hörte die Arbeit auf, weil ihn das Bewußtsein verließ und in der Nacht des 16. auf den 17. August starb er, ohne Kampf, in Gegenwart des Grafen Hertzberg, und des Arztes Selle;[1]) bis zum letzten Augenblick dem schönen Wort getreu: „Mein Handwerk fordert Arbeit und Thätigkeit; mein Körper wie mein Geist müssen sich ihren Pflichten fügen, es ist nicht nöthig, daß ich lebe, wohl aber daß ich handle und dabei habe ich mich allzeit wohl befunden."

---

1) Vgl. Preuß IV, 250 ff.

…iedrichs des Großen Testament (Berlin, Königl. Haus-Archiv)..

Transscription:

…ment de Notre Naissance a celui de notre mort, pendant ce Court espasse L'homme est …ent-il fait Corps. Depuis que je parvins au Maniment des affaires, je me suis apliqué …t Selon mes faibles Lumieres a rendre heureux et florissant cet etat que j'ai eu L'honneur …, j'ais mis de l'ordre et de la Neteté dans les finances, et j'ai entretenü L'armée dans …tres Troupes de l'Europe. apres avoir rempli ces Devoirs envers L'Etat, j'aurois un …Connoissance Ma famille. c'est donc pour Eviter Les Brouilleries qui pourroient S'elever …je Declare par Cet Acte Solemnel ma Volonté derniere

…e ce Souffle de Vie qui m'anime a La Nature bienfaisante qui a Daigné me le preter, et …ce, j'ai vecü en filosofe et je veux etre enterré Comme Tel, sans aparail, san faste, …mbaumé; qu'on m'entere a Sanssouci au haut des terasses dans une Sepulture que je me …isse a eté inhumé de meme dans un bois proche de Cleves, si je meurs en tems de …mon Corps dans le premier Lieu et La transporter en hivèr a Sanssouci au Lieu que

Tag
grav
Zeic
und
red
abe
sei
Go
au
lie
br

Friedrichs des Großen Testament (Berlin, Königl. ...us-Archiv).

b
a

Transscription:

...ment de Notre Naissance a celui de notre mort, pend... ce Cort espasse L'homme ...
...dont-il fait Corps. Depuis que je parvins au Manimen des affaires, je me suis apliq...
...et Selon mes faibles Lumieres a rendre heureux et floriss... cet etat que j'ai eu L'honne...
...e, j'ais mis de l'ordre et de la Neteté dans les financ... et j'ai entretenû L'armée dan...
...utres Troupes de l'Europe. apres avoir rempli ces D...oirs envers L'Etat, j'aurois u...
...i Consserne Ma famille, c'est donc pour Evitér Les ...uilleries qui pouroient S'ellevé...
...je Declare par Cet Acte Solonel ma Volonté derniere:
...et ce Souffle de Vie qui m'anime a La Nature bienfaisa...e qui a Daigné me le pretér, et
...osé. j'ai vecû en filosofe et je veux etre enteré Com...e Tel, sans apareil, sans faste,
...mbaumé, qu'on m'entere a Sansouci au haut des teras... dans une Sepulture que je me
...isse a eté inhumé de meme dans un boids proche de ...leves, si je moeurs en tems de
...a mon Corps dans le premiér Lieu et Le transportér ... hiverd a sanssouci au Lieu que

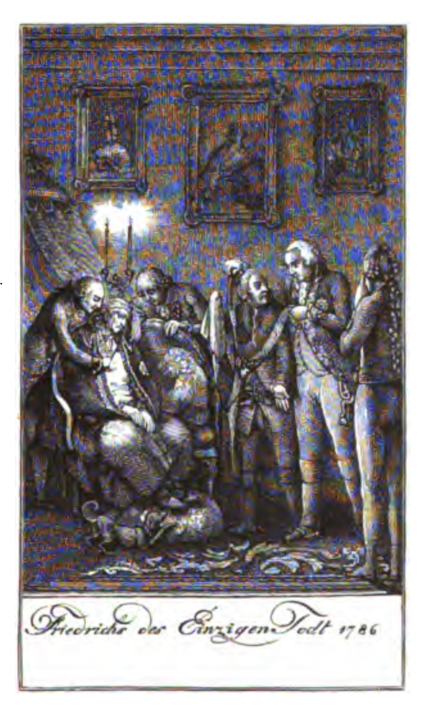
wohl aber ...

1) Vgl. Preuß IV, 250 ff.

riedrichs

ment de
dont-il f
et Selon
e, j'ais
utres Tr
i Consse
je Decla
et ce So
osé. j'a
mbaumé
isse a e
a mon (

Seinen letzten Willen hatte Friedrich der Große bei dem Herzog Karl von Braunschweig hinterlegt. Von dort her überbrachte ihn der herzogliche Minister Freiherr Karl August von Hardenberg dem neuen König; in Gegenwart dieses, der Prinzen Heinrich und Ferdinand und mehrerer Minister ward die vom 8. Januar 1769 datirte Urkunde[1]) eröffnet, aus der wir uns die Anfangs- und Schlußworte merken wollen: „Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang vom Augenblick unserer Geburt zu dem unseres Todes.



Nach der Radirung von Daniel Chodowiecki (Originalgröße).

Während dieser Spanne Zeit hat der Mensch die Bestimmung, zu arbeiten für das Wohl der Gemeinschaft, der er angehört. Sobald ich zur Leitung der Geschäfte kam, habe ich alle Kräfte, die die Natur mir verliehen, aufgeboten, um nach meiner schwachen Einsicht diesen Staat, den ich die Ehre hatte zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetz und Recht zur Herrschaft gebracht, ich habe Ordnung und Klarheit in den Finanzen begründet und in der Armee eine Mannszucht unterhalten, die sie allen Truppen Europas überlegen macht. Nachdem ich diese Pflicht gegen den Staat erfüllt,

1) Der französische Text Oeuvres VI, 215—219.

hätte ich mir es ewig zum Vorwurf machen müssen, wenn ich versäumte, was meine Familie angeht: um die Reibungen zu verhüten, welche sich unter meinen Verwandten über mein Erbe erheben könnten, erkläre ich durch diesen feierlichen Akt meinen letzten Willen. Ich gebe willig und ohne Schmerz den Lebensathem, der mich beseelt, an die wohlthätige Natur zurück, die ihn mir gnädig geliehen hat, und meinen Körper an die Elemente, aus denen er zusammengesetzt ist. Als Philosoph habe ich gelebt und als Philosoph will ich bestattet sein, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp; ich will weder geöffnet noch einbalsamirt werden; man begrabe mich zu Sanssouci, oben auf den Terrassen, in einer Gruft, die ich mir habe bereiten lassen — — Ich empfehle meinem Nachfolger, in seinen Oheimen, Tanten und allen andern Verwandten sein eignes Blut zu ehren: der Zufall, der in den Geschicken der Menschen waltet, bestimmt auch die Erstgeburt, aber wenn man auch König ist, ist man darum nicht mehr werth als die Andern. Ich empfehle all meinen Verwandten, in gutem Einvernehmen zu leben, und wenn es sein muß, ihre persönlichen Interessen dem Wohl des Vaterlandes und der Förderung des Staates aufzuopfern. Wenn ich sterbe, werden meine letzten Wünsche dem Glücke dieses Reiches gelten. Möge es allzeit regiert werden mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft; möge es der glücklichste der Staaten sein durch die Milde seiner Gesetze, der gerechtest verwaltete durch die Verfassung seiner Finanzen, der am tapfersten vertheidigte durch ein Heer, das nichts athmet als Ehre und Thatenruhm; so möge es in Blüthe leben bis ans Ende der Jahrhunderte."

Dies war Friedrichs des Großen letzte Ansprache an sein Haus und seinen Staat, und über dem frischen Grabe des großen Königs richtete ein Fremder, der Graf Mirabeau, am Schlusse seines Werkes über die preußische Monarchie eine feierliche Ansprache an das deutsche Volk. Sie lautete: „Bürger Deutschlands, von welchem Range ihr auch seid, hört einen Fremden, der euch verehrt, weil ihr eine große, weise, aufgeklärte Nation seid, ebenso entfernt durch euren Charakter, als glücklicherweise unfähig durch eure Verfassung, Europa zu unterjochen oder auch nur in Trauer zu versetzen. Betrachtet das Banner des Hauses Brandenburg als das Palladium eurer Freiheit; schaart euch um seine Macht, stützt es, fördert sein rechtmäßiges Wachsthum: freut euch seiner Erfolge: hindert, so viel ihr könnt, daß es in Irrthümer verfalle: sie sind ihm tödtlich, denn seine gediegenste Grundlage ist das Geschick seiner Leitung. Ein Bewunderer des großen Königs, dem das Haus Brandenburg mehr als irgend einem andern seine Macht verdankt, würde ich einen lebhaften Antheil nehmen an diesem wahrhaft schönen, wenn auch zu gebrechlichen Bau, wenn er nichts weiter wäre als das Werk dieses außerordentlichen Mannes. Aber das Glück Deutschlands hängt von ihm ab, wäre das nicht, so würde ich euch nicht beschwören, euch, mein Land, ganz Europa beschwören, die preußische Monarchie aufrecht zu halten, der Klugheit, der Güte Zeit zu geben zur Befestigung und Erweiterung ihrer

Grundlage. Um dazu die Mittel anzugeben, ist dieses mühevolle Werk geschrieben worden. Diese Mittel sind lediglich Frieden und Freiheit. Bürgerliche Freiheit aller Unterthanen; Freiheit des Gewerbfleißes; Freiheit des Handels; Freiheit der Religion; Freiheit des Denkens; Freiheit der Presse; Freiheit der Dinge und der Menschen ... Darin liegt das ganze Geheimniß des Regierens: darin wohnt wie in einem Fruchtkeim das Gedeihen der Reiche. Aber die preußische Monarchie ist mehr als jede andere geschaffen, eine so schöne Ernte einzusammeln; Alles ist darin reif zu einer großen Umwälzung, kein übermächtiges Hemmniß steht im Wege ... Möge der Schutzgeist Europas und der Menschheit wachen über ihren Geschicken: möge er sie behüten vor den eignen Irrthümern! möge er sie schützen in den Gefahren, die ihr drohen! sie hinanführen auf den Gipfel der Größe und der Macht, den sie nur erklimmen kann durch Weisheit und Gerechtigkeit!"[1])

1) Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand 1788. V, 405—7.

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

Vollbilder.

Doppelvollbilder.

Beilagen.



Inhalts-Verzeichniß.

Sechstes Buch.

Der Weltbund gegen Friedrich den Großen.

Siebentes Buch.

Der Weltkrieg um Preußens Sein und Nichtsein.

Achtes Buch.

Despotismus und Aufklärung.

Neuntes Buch.

Die Vorboten der Revolution.

Zehntes Buch.

Der Lebensabend Friedrichs des Großen.

Berichtigungen.

Bd. I. S. 251 Z. 19 v. u. lies **Erwerbung** statt Eroberung.
„ „ „ 388 „ 16 v. o. „ **Ersatz** statt Erfolg.
„ „ „ 472 „ 14 v. u. „ 6 statt 11.
„ II. , 433 „ 11 v. u. „ **das** statt der.

Zu Bd. I, 281 Z. 5 v. u. trage ich nach, daß der inzwischen aufgefundene Urtext der berühmten Randverfügung Friedrichs bei M. Lehmann, Preußen und die kathol. Kirche II, 4 abgedruckt ist.

Vollendung des Satzes am 11. Juni 1883.



Achtes Buch.

Despotismus und Aufklärung.



Neuntes Buch.

Die Vorboten der Revolution.

Zehntes Buch.

Der Lebensabend Friedrichs des Großen.

Berichtigungen.

Bd. I. S. 251 Z. 19 v. u. lies **Erwerbung** statt Eroberung.
„ „ „ 388 „ 16 v. o. „ **Ersatz** statt Erfolg.
„ „ „ 472 „ 14 v. u. „ 6 statt 11.
„ II. „ 433 „ 11 v. u. „ **das** statt der.

Zu Bd. I, 281 Z. 5 v. u. trage ich nach, daß der inzwischen aufgefundene Urtext der berühmten Randverfügung Friedrichs bei M. Lehmann, Preußen und die kathol. Kirche II, 4 abgedruckt ist.

Vollendung des Satzes am 11. Juni 1883.

